

Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins

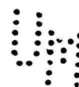
Wiener Goethe-Verein

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

ZWANZIGSTER BAND.



IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

DR. RUDOLF PAYER VON THURN.



WIEN 1907.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortlicher Redakteur:
Dr. Rudolf Payer von Thurn,
IV/2, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
DES
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint 6mal jährl. im Umfang von je 8 S.
Vereins-Kanzlei:
I., Eschenbachgasse Nr. 9.
Beiträge werden an den Redakteur erbeten.

XX. Band. Wien, 1. April 1906. Nr. 1—2.

INHALT: Schiller in Goethes Tagebüchern von Paul Pirker. — Das älteste Goethe-Relief. — Goethe auf dem Brenner (1786) von Dr. S. M. Prem. — Bücherschau: Goethe über seine Dichtungen von Dr. H. G. Gräf, III. und IV. Band; Karl Heinemann, Goethe-Brevier. — Goethe-Bibliographie (bis Ende 1905) von A. L. Jellinek.

Schiller in Goethes Tagebüchern.

ausgezogen von *Paul Pirker.*

II*).

1797.

Sept. 18. Theile der sinnlichen Erscheinung des Rheinfalls, vom hölzernen Vorbau gesehen. Felsen, in der Mitte stehende, von dem höhern Wasser ausgeschliffne, gegen die das Wasser herabschießt.

Ihr Widerstand; einer oben, und der andere unten, werden völlig überströmt. Schnelle Wellen. Locken Gischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedende Strudel im Kessel.

Der Vers legitimirt sich:

Es wallet und siedet und brauset und zischt pp.

. . . .

Erregte Ideen.

Gewalt des Sturzes. Unerschöpfbarkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft. Zerstörung, Bleiben, Dauern, Bewegung, unmittelbare Ruhe nach dem Fall.

. . . .

Auch sah ich wieder Mangold, nahm mir vor, Saamen davon mitzunehmen und künftigen Sommer unsern Wieland zu tractiren.

Ich wurde abermals dran erinnert, wie das Sentimentale das Ideale auf einen einzelnen Fall anwendet und deswegen meistens schief ist.

30. Wir kamen nach Brunnen und an den See in einem schönen Moment; wir schifften uns ein. Nackte Kalkflöze, die nach Mittag und nach Mitternacht einfallen und sich gleichsam über einen Kern, auf dem sie ruhen, hinlegen. Die großen Flötze theilen sich wieder in kleinere, die sehr zerklüftet sind, so daß der Felsen an einigen Orten wie aufgemauert erscheint. Der Theil des Sees nach Stanz zu verschwindet. Freyheits-Grütli. Grüne des Sees, steile Ufer, Kleinheit der Schiffe gegen die ungeheuren Felsmassen.... Waldbewachsne Abhänge, wenige Matten, wolkenumhüllte Gipfel, Sonnenblicke, gestaltlose Großheit der Natur. Abermals nord- und südwärts fallende Flötze, gegen Grütli über. Links steile Felsen. Confusion der Flötze hüben und drüben, die selbst in ihren Abweichungen correspondieren. Kleine Kirche, Links Sisikon. Thal hineinwärts, erst gelinde ansteigende, dann steile Matten. Angenehmer Anblick der Nutzbarkeit zwischen dem Rauhsten. Die Seelinie macht das Ganze so ruhig. Schwanken der Bergbilder im See. Gegen Platten ist eine schöne Stelle, erst kahler Fels und Steinrutsche, dann anmuthige, nicht allzusteile Matten, mit schönen Bäumen und Büschen umgeben, Felsen bis auf ihre höchsten Gipfel bewachsen.

Es begegneten uns Schiffe, welche Vieh transportirt hatten; wir stiegen aus in Tells Capelle. Wenn man die gegenüberstehenden Felsen, aus der Capelle, gleichsam als ein geschlossnes Bild sieht, so geben sie gleich einen andern Anblick. Freytag nach Himmelfahrt wird da gepredigt, die Zuhörer sitzen in Schiffen. Man fährt abermals an einer Felsenecke vorbey, und blickt nun ins Urner Thal. Nach einem ungeheuern steilen Felsen folgen niedere Matten. Man sieht Flüelen, schönste Alpe herwärts von demselben; hinterwärts sieht man ins flache Thal von steilen Gebirgen umgeben.

Okt. 4. Als wir wieder gegen die Teufelsbrücke kamen, stiegen feuchte Nebel uns entgegen, vermischten sich mit dem Wasserstaub, so daß man nicht wußte, woher sie kamen und wohin sie gingen. Gleichheit der Steinart. Das Ungeheuere läßt keine Mannigfaltigkeit zu. Schnee, der die Vögel in die Schlingen jagt. Maulthierzug. Ton des Kühhornes.

9. Früh am Tagebuch dictirt. Die Schweitzerchronik wegen der Tellischen Geschichte. Mit Meyer über die Behandlung derselben, über Behandlung überhaupt bey Gelegenheit der Schillerschen Briefe.

10. Abschrift des Tagebuchs.... Tschudis Chronik. Zeichnung Tells mit dem Knaben. Niobe Vorlesung.

14. Brief an Schiller.

1798.

Jan. 6. Früh Brief an Schiller. Doctor Hauenschild wegen der Theaterattestate.

13. Brief an Schiller. In der Antwort etwas über das allgemeine der Naturforschung. Nachmittags ein ähnlicher Aufsatz. Abends die Theatral. Abentheuer.

*) Vergl, Chronik, XIX. Bd., S. 45 f.

Jan. 20. Früh Brief an Schiller.
Febr. 7. Brief an Schiller.
10. Früh Brief an Schiller bezüglich auf die Schlosserische Schrift.
14. Brief an Hrn. Schiller.
17. Brief an Hrn. Hofr. Schiller.
28. Brief an Hrn. Hofr. Schiller.
März 3. Brief an Hrn. Hofr. Schiller.
6. Frau Hofrath Schiller zum Frühstück.
10. Brief an Hrn. Hofr. Schiller.
20. Nach 10 Uhr von Weimar ab. Bey Schiller zu Mittag. Abends den ersten Act zum Wallenstein.
21. Mittag bey Schiller, nachmittag bey Loder. Abends Fortsetzung vom Wallenstein.
22. Abends bey Schiller. Über Meyers Abhandlung von den Gegenständen. Über verschiedene epische Vorsätze. Wallenstein einzeln vorgenommen.
23. Die Noten zu Cellini rangirt, florentinische Geschichte gelesen. Mittag zu Schiller. Über den Meyerschen Aufsatz, über Episches und Dramatisches. Weissagungen des Bakis.
24. Abends bey Schiller, wo der Meyerische Aufsatz weiter gelesen und einige Scenen aus dem Wallenstein wiederholt wurden.
25. Abends bey Schiller, wohin Hufeland kam.
26. Den Aufsatz zu dem pathologischen Elfenbein dictirt, dann spatzieren. Mittags bey Schiller. Demselben den Aufsatz vorgelegt. Abends zu Hause. Hekuba des Euripides.
27. Die gestrige Abhandlung weiter bearbeitet. Spazieren. Gute Wirkung der Bühne an der Oberau. Trauerspiele des Euripides. Iphigenia in Aulis. Die Phönicierinnen. . . . Abends bey Schiller den Schluß des Meyerschen Aufsatzes gelesen und sowohl hierüber als über andere ästhetische Punkte gesprochen.
28. Wiederholung des Euripides. . . . Mittags bey Schiller Fortsetzung über das Tragische und Epische. Über Clarisse. Erziehung.
29. Schema zur Äneis. In der Ilias gelesen. . . . Gegen Abend zu Schiller, wo Niethammers und von Hardenberg waren.
30. Abends Liebhabertheater. Dann zu Schiller.
April 1. Professor Fichte und Dr. Schleußner waren bey mir. Abends bey Schiller, wohin Dr. Niethammer kam und viel philosophirt wurde.
2. Wood über Homer. Schema fortgesetzt. . . . Bey Schiller zu Tische.
3. Mittag zu Schiller, wo viel über die neuen epischen und tragischen Unternehmungen gehandelt wurde.
4. Kam der Hr. Geh. R. Voigt allein. Wir brachten den Tag zusammen zu. Abends bey Schiller.
5. Mittag und Abend bey Schiller.
6. Früh 9 Uhr von Jena.
Mai 20. Nach Tische nach Jena. Abends zu Hofr. Schiller in den Garten.
21. Gegen Abend bey Schiller, den Humboldtischen Aufsatz über das Epische Gedicht angefangen. Alsdann noch viel über die Ilias sowohl im ganzen als in den Theilen.
22. Schema zu dem neuen gemeinschaftlichen Werke.... Abends bey Schiller, Fortsetzung der Humboldtischen Abhandl. über die Ilias.
Mai 23. Abends bey Schiller, Fortsetzung des Humboldtischen Aufsatzes. Und bey Gelegenheit desselben viel über das epische Gedicht und über das was zunächst wohl vorzunehmen wäre.
24. Früh Einleitung zu den Propyläen.... Abends bey Schiller, der Humboldtische Aufsatz fortgesetzt. Die Ausgabe der gemeinsamen Zeitschrift durchgedacht, vieles Verwandte durchgesprochen.
25. Abends bey Mechanik. Voigt, dann bey Schiller. Humboldts Abhandlung fortgesetzt, über verschiedene Gegenstände besonders Julian. Über Gibbons Geschichte.
26. Abends bey Schiller. den Humboldtischen Aufsatz fortgesetzt. Über epische, dramatische und lyrische Dichtkunst.
27. Abends bey Schiller. Fortsetzung von dem Humboldtischen Aufsatz. Kam JustizR. Hufeland.
28. Noch verschiednes auf die neue Arbeit bezügliches. . . . Gegen Abend zu Schiller, wohin Niethammer und Schelling kamen.
29. Abends bey Hrn. Hofr. Schiller.
30. Mittags bey Schiller. Abends bey Hrn. Professor Fichte.
31. Früh $5^1/_2$ von Jena nach Weimar.
Juni 1. Kam Hr. Hofr. Schiller die Meyerschen Sachen zu sehen und fuhr wieder weg.
4. Dann nach Jena. Abends bey Hrn. Hofrath Schiller.
5. Abends bey Schiller. Über Confessionen und was dazu gehört.
6. Mittags bey Schiller.
7. Schellings Weltseele. Laokoon in Ordnung. Mittag zu Hause. Gegen Abend zu Schiller; über Faust. Stellen des Fichtischen Naturrechts. Über Schelling.
8. Nachmittags Schellings Weltseele. Abends bey Schiller mit Justizrath Hufeland, Paulus und Niethammer.
9. über die Einrichtung der Zeitschrift hauptsächlich gedacht. Mittags zu Hause. . . . Abends bey Schiller. Spaziergang bis an die Mühllache.
11. Nach Tische bey Schiller.
13. Abends bey Schiller.
15. Abends bey Schiller, viel über Poesie überhaupt, besonders über die Ökonomie des 5ten Actes vom Wallenstein.
18. Nachmittags bey Prof. Fichte. Abends zu Schiller, über die Möglichkeit einer Darstellung der Naturlehre durch einen Poeten.
19. Brief an Humboldt und Rath Schlegel. Über den Magneten.... La Place Darstellung des Weltsystems. Abends bey Schiller, über die magnetischen Kräfte und Vortrag der Phänomene.
20. Zu Hofr. Schiller, über Academien der Wissenschaften.
23. Abends über Oßmannstädt nach Weimar.
Juli. 6. Früh um 6 Uhr ab nach Jena mit den Meinigen und Bergrath Scherer.
7. Prof. Wolf war früh Morgens bey mir. Mittags mit demselben bey Schiller, wo er bis gegen Abend blieb.
8. Abends bey Schiller, magnetische Versuche.
9. Abends um 6 Uhr nach Weimar.
Aug. 1. Abends um 5 Uhr nach Jena. Bey Hrn. Hofr. Schiller, über litterarische und poetische Angelegenheiten, besonders die Schlegels betreffend.
2. Abend Hr. Hofrath Schiller.

Aug. 3. Verschiednes an den Propyläen. Abends bey Schiller.
6. Aufsatz wegen des academischen Regiments. Lycurg von Plutarch. Abends Graf Moltke bey Schiller.
7. Einleitung zu den Propyläen. Abends zu Schiller.
8. Einleitung. Solon. Publicola.
9. An der Einleitung fortgeschrieben. Furius Camillus und Pericles. Abends mit Schiller bis an die hohe Saale spatzieren. Viel über die Kunst und Natur. Schemata, ihre Einrichtung und Ausführung.
13. Früh die Theatersachen.... Abends bey Schiller.
16. Früh von Jena nach Roßla.
18. Abend von Roßla nach Weimar zurück.

Sept. 10. Kam Herr Hofrath Schiller.... Nachmittags mit Hrn. Hofr. Schiller und Prof. Meyer im Theater.
13 14. Wallenstein zusammen gelesen und über dessen Aufführung berathschlagt.
15. Ging Hr. Hofr. Schiller fort.
22. Nach Tische nach Jena.
23. Allgemeine Disposition und Recapitulation des Materials zu den Propyläen... Abends bey Schiller. Disposition und Eintheilung des Wallensteins.
24. Nachmittag Prochaska Physiologia. Dann zu Griesbach in den Garten. Dann zu Schiller.
26. Anzeige von dem Weimar. Theater und Wallenstein in die allgemeine Zeitung.
27. Anzeige des Wallensteins vollendet. Einiges andere in Rücksicht auf Propyläen. Nach Tische zu Schiller, besonders über Journal und Zeitungsverhältnisse.
30. Bey Hrn. Hofr. Schiller. Mittag Prolog besonders auch Diderots Versuch über die Mahlerey.

Oct. 1. Früh von Jena weg.
4. Die erste Leseprobe von Wallensteins Lager, so wie Beschäftigung mit dem Prolog.
5. Freytag die zweyte Leseprobe.
6. Die dritte Leseprobe und übrigens Beschäftigung mit der neuen Theatereinrichtung.
11. Kam Hr. Hofr. Schiller.
12. Eröffnung des Theaters.
13. Früh im Schauspielhaus. Desgleichen Abends mit Hrn. Hofr. Schiller. Entführung [aus dem Serail] und Wallensteins Lager.
14. Früh Hofr. Schiller weg.... Mittag 12 Uhr nach Jena. Abends bey Hrn. Hofr. Schiller.
20. zu Abends bey Schiller.
21. Mittags bey Schiller, schließlich noch über Piccolomini und manches wissenschaftliche.
22. Früh von Jena ab, gegen 11 Uhr in Weimar.

Nov. 11. Nachmittags nach Jena. Abends bey Schiller.
12. Abends bey Schiller. Erste Bogen von Schellings Naturphilosophie für Vorlesungen. Fruchtbares Gespräch mit Schiller über die Methode des Vortrags der Farbenlehre.
13. Verschiednes noch sonst an der Fahrbenlehre geordnet. Schellings drey erste Bogen.
14. Abends bey Schiller, wo die Lehre von den verschiednen Graden der Harmonien der Farben und die Art des bequemsten Vortrags derselben durchgesprochen wurde. Geschichte von Casparn der Petern hilft, von dem Türken der den Chirurgus beobachten läßt.

Nov. 15. Beschäftigt mit den allgemeinen Ideen der Farbenlehre bezüglich auf das gestern mit Schillern gesprochne.... Abends zu Schiller, neue Idee wegen des Rothen.
17. Gegen Abend bey Schiller über die Wirkung des Sonnenbilds in der Glaskugel. Kam Schelling.
19. Gildemeister wegen dem Nichtunterscheiden der Farben.... Abends zu Schiller über den Gildemeisterschen Fall, über die Hirtische Invective, über die Burg von Otranto.
20. Abends bey Schiller Schema über die verschiednen Kunstfertigkeiten.
21. Abends bey Hofr. Schiller, über die Burg von Otranto und völlige Berichtigung des Schemas der einzelnen Kunstfertigkeiten.
23. Am Sammler fortgefahren. Abends Hofr. Schiller. Bauchreder. Weiterer Plan über das Schloß von Otranto. Über verschiedene Zweige der Naturwissenschaft.
25. Abends bey Schiller.
26. Dann zu Schiller, wo ich Niethammer fand.
27. Abends bey Schiller, wo Hr. von Gleichen war.
29. Mittags bey Schiller, in das Fischerische Haus, um dasselbe zu besehen. Nach 3 Uhr abgefahren. Abends in Weimar zu Hause.

Dez. 3. Abends Wallensteins Lager.
8. Brief an Schiller, wegen der astrologischen Motive.
12. Brief an Schiller.

1799.

Jan. 1. Kam Wallenstein an.
2. Erster Ackt Wallenstein.
5. Mittags Hr. Hofr. Schiller. [Weimar.]
6. Früh einige Promemoria. Wallenstein dritter Act. Mittag Geh. R. Voigt und Hfr. Schiller.
7. Theaterwesen. Wallenstein.
8. Mittags der Erbprinz, Schillers, Frau von Wolzogen, Geh.R. Voigt und Sohn zu Tische. Abends Leseprobe der drey ersten Acte Piccolomini.
9. Bey Hofe auf dem Zimmer, mit HR. Schiller zur Tafel.
10. Abends Leseprobe der zwey letzten und des ersten Acktes Piccolomini.
11. Hofr. Schiller zu Tische. Abends 4½ Leseprobe der vier letzten Acte von Piccolomini. Abends Hofr. Schiller zu Tische.
14. Mittags Schiller.
15. Abends Schiller. *Fare le cose difficili in maniera che comporiscano facili. Questo dipende dalla varieta grande espressa con moderatione, che produce gratia e merito.*
16. Mittags. Böttcher Frommann Richter Gerning Herder Voigt Voigt Sohn Schiller Bertuch Krause.
17. Leseprobe der 3 ersten Ackte Piccolomini. Abends Schiller zu Tische. Anzeige der Picc[olomini]. Antheil an den Propyläen.
18. Leseprobe der zwey letzten Ackte. Abends mit Schiller. Ideen zu einem Natur Gedichte.
20. Mittags Schiller und Wieland zu Tische. Betrachtung über das Portrait von Carrache. Abends Schiller zu Tische Temperamenten Rose.
21. Abends. Emilia Galotti. Debut der Mad. Teller. Zu Kalbs Schiller. Richter.

Jan. 22. Mittag Schiller Temperamenten Rose.
23. Mittags Gäste. Prinz. Riedel v. Hinzenstirn. v. Wolzogen 2. Schiller 2. v. Kalb 2. v. Imhof. v. Gleichen Abends Oper. Heiml. Heyrath.
25. Abends erste Theaterprobe der Piccolomini.
29. Mittag Schiller Abends Probe.
30. Mittag Schiller Abends Vorstellung von Piccolomini.
31. Eckel. Vol. I. Mittag Schiller und Voigt letzterer über 6 *casus*.
Quis adeo humanae conscientiae latebras excussit ut singulorum consiliorum speret se posse causas reperire. Eckhel. Proleg. gen. p. CLII contra Goltzium.

Febr. 2. Abends allein, war die zweyte Vorstellung der Piccolomini.
3. Mittags. GR. Voigt und Schiller.
4. Abends Schiller.
5. Abends Schiller über die Farben und Temperamenten Lehre.
7. Früh nach 11 Uhr von Weimar nach Jena mit Schiller im Schlitten. Abends noch verschiedene Arbeiten an der Temperamentenrose.
8. Früh Farbenlehre. Allgemeine Einleitung und Wirkung der Farben auf den Menschen. Nachmittag das Schema zur Geschichte der Farbenlehre aufs neue durchgearbeitet und geordnet. Abends bey Schiller die Lehre von der Refraction vorgenommen.
9. Abends bey Schiller, wo Niethammer und Schelling waren.
10. [Auf einem freien Blatt vor dem Februar steht von Goethes Hand selbst geschrieben.
Agenda in Jena
vom 7. Febr. an.
Hiller. Merseburg. Farbenlehre. Propylaeen. 2. B. 1 Stück. Faust. Mahomet. Über Piccolomini. Sammler. Bibliotheck. Tyger.]
11. Noch einiges zur Farbenlehre. Nach Tische bey Schiller dieselbe Materie besprochen.
13. Mittags aß Hr. Hofr. Schiller mit mir. Verschiednes über die Farbenlehre bezüglich auf Gildemeister.... Abends mit Schiller verschiednes über theatral. Unternehmungen, den Gastfreyen Schmarutzer und den zweyten Teil der Zauberflöte.
14. Zu Tische kam Hr. Hofr. Schiller. Versuche mit den farbigen Liquoren, das Schema zur Geschichte der Farbenlehre durchgelesen.
15. Speiste Herr Hofrath Schiller bey mir. War ich Abends bey ihm. Fernere Ausbildung der Farbenlehre.
16. Schema zur Anzeige der Propyläen. Einleitung in die Anzeige der Piccolomini und der Dessauer Chalkographie. Mittags Hofr. Schiller. Gespräch über Maria Stuart und andere tragische Gegenstände.
17. Anzeige der Piccolomini. Mittags Hofrath Schiller, Abends Achilleis besprochen.
18. Anzeige der Piccolomini geendigt. Idee der glücklichen Bettler.... Abends Schiller, besonders über Shakespears Timon.
19. Abends bey Schiller, über die letzten Acte von Wallenstein.
23. Ich ritt mit Götzen bis gegen Ammerbach, aß mit Hofr. Schiller zu Mittag, ging mit ihm nach Tisch spatzieren.
26. Mittags bey Schiller, wo Herr von Wolzogen hinkam.
28. Abreise von Jena.

März 21. Früh 9 Uhr von Weimar weg, vor Mittag in Jena. Kurze Promenade, nachher zu Schiller. Die feindlichen Brüder. Über Tragödie und Epopee. Gegen Abend die vier ersten Acte von Wallenstein zusammen gelesen.
22. Nach Tische kam Hr. Hofrath Schiller. Gespräch über Tragödie und Comödie mit einem Polizeysujet. Homerische Mythologie. Abends zu Schiller. Fünfter Act des Wallenstein. Hesiod. Preisaustheilung in den Propyläen. Über Dilettantism.
24. Abends bey Schiller.
25. Nachmittag kam Schiller.
26. Achilleis. Briefe nach Weimar, vor Tische bey Schiller vorgelesen, dort gegessen. Tragisches Sujet des entdeckten Verbrechens.
*27. Hrn. Hofk.R. Kirms. Wallenstein zwey erste Acte, zwey eingesandte Rollen zurück,... Wegen Mad. Unzelmann und der endlichen Aufführung des Wallenstein.
**29. Hofk. R. Kirms. Die Wallensteinischen Papiere.... Nachmittag zu Schiller, fand Fr. v. Kalb noch einen Augenblick; nachher über poetische, besonders epische Gegenstände und einige Lebensfälle.
31. Die Flaxmannischen Kupfer, durch Rath Schlegel communicirt, gieng ich durch und dictirte etwas darüber. Gegen Abend sah ich solche mit Schillern noch einmal durch. Gespräch mit Hofrath Stark. Kam Frau von Kalb. Geschichte des verkappten Bürger Gonrad. Über die Trauerspiele des Sophocles.

April 3. In diesen Tagen die Trauerspiele des Euripides.
4. Abends bey Schiller. Über die griechische Tragödie, besonders über den Euripides. Überlegung, wie allenfalls diese Materie für die Propyläen zu behandeln sey.
5. Nachmittag und Abends bey Schiller.
6. Herkules furens des Euripides.... Nachmittags bey Schiller über den Herkules furens. Kamen Niethammer und Schelling, auch Gries.
10. Mit Hofrath Schiller von Jena abgefahren. Abends Comödie: Die Verschleyerte.
11. Nachmittag Leseprobe von Wallenstein.
12. Abends Probe von Wallenstein.
13. Mittag Gäste: Fräul. von Imhof. Frau von Wolzogen. Hr. Geh. R. Voigt. Hr. Hofrath Schiller. Hr. Hofrath Loder.
16. Thee: Hr. RR. van der Beck. Hr. GR. Schmidt. Hr. GR. Voigt. Fr. v. Wolzogen. Fr. v. Lengefeld. Hr. und Fr. Hofr. Schiller. Herr und Fr. Major Kalb. Destouches.
17. Abends Aufführung der Piccolomini.
19. Mittag waren zu Tische: Fr. von Lengefeld, Fr. von Wolzogen, Fr. von Stein, Hr. Hofr. Schiller und Frau, Hr. von Einsiedl, Hofr. Wieland und Frau, Fräulein v. Imhof.
20. Aufführung vom Wallenstein.
21. Mittag mit Hrn. Hofr.
22. Abends Aufführung vom Wallenstein.

* Ergänze: Brief an Hr. . . . Kirms: Inhalt der Briefes: Wallenstein . . . .
** ; wie *.

April 23. Mittags bey der Herzogin Mutter zur Tafel mit Hrn. Hofr. Schiller und Meyer.
25. Früh ging Hr. Hofr. Schiller fort. [Von Weimar.]
Mai 1. Früh 8½ von Weimar ab nach Jena. Mittag bey Hrn. Hofr. Schiller. Abends bey Hofrath Schiller über die dramatische Behandlung von Maria Stuart.
2. Mittags bey Schiller, wo sich Cotta befand, auch kam Frau von Stein. Nachmittag und und Abend meistens in dieser Gesellschaft zugebracht.
3. Spatzieren nach der Rasenmühle zu, kam gegen 11 Uhr Hofr. Loder, von Kotzebue, Hofrath Schiller; mit letztem fuhr ich nach Burgau und durch die Leutra spatzieren, er blieb bey mir zu Tische. Über verschiedne Gegenstände, auch über eine anzulegende Academie.... Abends bey Schiller das Dilettantenschema.
4. Alsdann zu Schiller, wo Kammerherr v. Mellish mit Frau und Fräul. Bose waren.
5. Früh am Sammler, mit Hrn. Hofrath Schiller nach Burgau spatzieren gefahren.... Mittag bey Schiller, dann mit demselben spatzieren.
6. 10½ nach Dornburg mit Hrn. Hofr. Schiller gefahren. Bey Mellish zu Mittag, gegen 8 Uhr zurück, bey Schiller gegessen. Er erzählte die Geschichte seiner Krankheit.
7. Um 11 Uhr mit Hrn. Hofr. Schiller gegen Lobeda spatzieren gefahren, dann in Voigts Garten.... Abends bey Hrn. Hofr. Schiller.... Hrn. Hofk. R. Kirms. Austheilung der Rolle des Ersten Jägers in Wallensteins Lager.
8. Abends mit Hofr. Schiller gegen Lobeda spatzieren gefahren. Die Idee von dem Naturgedichte durchgesprochen. Abends mit demselben allein gegessen.
9. Hofkammerrath Kirms. Neue Austheilung des Wallensteinischen Lagers.... Abends bey Schiller. Vorher gegen Lobeda Spatzieren gefahren mit ihm. Über Englische Geschichte.
10. Schluß des Sammlers Dilettantismus Achilleis. Hofk. R. Kirms... Austheilung biß zu Ende.
11. Abends zu Schiller, über den 7ten Brief des Sammlers und einige Charaktere als Kotzebue, Schlegel pp.
12. Hofk. R. Kirms. Wallensteins Lager, wegen der Rolle der Katinka. Wegen der Austheilung bis ans Ende des Weimarischen Aufenthalts.
14. Die Rollen von Piccolomini mit einem Briefe an Hrn. Hofr. R. Kirms durch Mad. Kotzebue nach Weimar.
17. Mittag zu Schiller, wo wir bis Abends blieben und über die vorseyenden Geschäfte und Arbeiten conferirten. An Dem. Vulpius. Schlüssel zum Schreibtisch wegen Wallenstein und Piccolomini.
18. Mittags zu Schiller.
19. Mit den Meinigen Nachmittag zu Schiller, wo sich Frau von Stein befand. Die Idee von einem Zeitblatt in Kupfern durchgesprochen, so wie Abend das Schema zum Dilettantismus erweitert. Nachts im Garten gegessen.
20. Abends mit Schiller das Dilettantenwesen.
21. Abends mit Schiller das Dilettantenwesen.
22. Früh im Garten. Dann zu Schiller. Den Dilettantism. Abends Idee zu einem Feste im Weimarischen Parck.
Mai 23. Nachmittags zu Schiller. Schema des Dilettantism. Abends mit demselben spatzieren gefahren gegen Löbstädt. Über eine neue Ausgabe meiner kleinen Gedichte. Auch über eine Ausgabe meiner Werke überhaupt.
24. Abends bey Schiller Fortsetzung der Abhandlung über den Dilettantismus.
25. Gegen Abend kurze Zeit bey Schiller, später im Garten.
26. Mittag bey Hofrath Schiller die Schemata über den Dilettantismus geendigt.
27. Früh von Jena ab.
Juni 1. Brief an Hrn. Hofr. Schiller. Sämmtliche drey Manuscripte von Wallenstein übersendet.
5. Packet an Hrn. Hofr. Schiller enthaltend den Körnerischen Auszug aus Wallenstein. Einen Katalog der hießigen Bücher-Auction.
19. Brief an Hrn. Hofr. Schiller.
22. An Hrn. Hofr. Schiller über den Sammler und Dilettantismus.
Juli 6. Hrn. H. Schiller [ein Brief].
9. Brief an Hrn. Hofr. Schiller.
11. Den Tschudi gelesen.
13. Brief an Hrn. Hofr. Schiller nebst 1 Exempl. Propyläen 2ten Bandes 2tes Stück.
Sept. 13. Kam Herr Hofrath Schiller von Rudolstadt und ich beschloß den Garten zu verlassen, um mit nach Jena zu gehen.
15. Früh mit Herrn Hofr. Schiller. Mittag aß Herr GehR. Voigt mit uns. Hr. Hofrath Schiller fuhr nach Jena.
16. Nach Tische auf Jena. Abends bey Herr Hofr. Schiller. Die ersten Acte der Maria Stuart.
17. Abends bey Schiller über Mackbeth und dessen mögliche Aufführung.
18. Mit Schiller spatzieren gefahren. Nachher über den Magneten.
19. Abends zu Schiller, erst über Magnetismus, dann über Verhältniß der Empirie zur Transcendental-Philosophie, dann den ersten Act von Maria wieder gelesen. Bey Tische über die Farbenlehren, besonders über den historischen Theil.
20. Abend zu Hofrath Schiller war Prof. Schelling zugegen. Über Plastick und Mahlerey. Nachher Schluß des ersten Actes der Maria. Nachher etwas Magnetisches.
21. Früh Optische Litteratur Sturm und Gravesande... Gegen 4 Uhr mit Schiller spatzieren gefahren. Über den Optischen Vortrag. Schwierigkeit sich am Anschaun zu halten. Nicht dogmatisch zu werden. Abends zweyter Ackt der Maria.
22. Nach Tisch mit Schiller zu Griesbach Abends Schelling.
23. Prof. Schelling. Einleitung in den Entwurf seiner Naturphilosophie. Über Religion. Reden. Nach Tische mit Schiller spazieren gefahren. Über Tiecks Zerbin und die Reden über Religion.
24. Abends bey Schiller.
25. Abends bey Schiller.
26. Iacobis Briefe an Fichte. Abends bey Schiller; Reden über die Religion.
27. Abends bey Schiller.
28. Abends bey Schiller.
29. Abends bey Schiller mit Gries und Schelling.
Oct. 2. Abends bey Schiller. Humbolds Brief. Über das mögliche Tragische Theater der Deutschen.

Oct. 3. Abends bey Schiller über die chromatischen und sonoren Phänomene.
4. Abends zu Schiller über Naturphilosophie. Poetischen Vortrag derselben. Dramatische Gegenstände und Ausführungen bey Gelegenheit von Mahomet.
5. Hofr. Schiller zog in die Stadt. Abends daselbst. Über die Bearbeitung des Mithidrates und des Cids fürs deutsche Theater. Urtheile der jüngern Philosophen über Kant.
6. Abends bey Schiller, das Ilgische Tempelarchiv durchgegangen.
8. Mittag bey Schiller. Das französische Bild vom Blinden. Von tragischen Momenten. Von Wirkung des sinnlichen Schmerzes.
9. Abends bey Schiller, über Einführung fremder Worte in die tragische Sprache.
10. Abends Mahomet Hofrath Schiller vorgelesen, über verschiedne tragische Sujets.
11. Abends wurde Frau Hofr. Schiller von einer jungen Tochter entbunden.
12. Abends bey Schiller, vom Effect aufs Publicum, von Reisen La Perouse pp.
13. Mittag zu Schiller, wo Fr. v. Wolzogen war. Nachmittag mit Schiller spatzieren gefahren, über Mahomet und Behandlung des Ganzen überhaupt. Abends daselbst Abschied.
14. Abreise nach Weimar 9 Uhr.
16. Brief an Schiller mit einem Glas Eau de Cologne und einem Aushängebogen des Musenallmanachs.

Nov. 6. Abends König Johann. War Schiller einige Stunden da.
10. Nach Jena gefahren, die Ankündigung Mahomets überdacht. Bey Hrn. Hofr. Schiller, wohin Prof. Niethammer und Justizrath Hufeland kamen. Die nächsten dramatischen und physikalischen Arbeiten wurden durchgesprochen.
11. Abends mit Schiller die zwey ersten Acte Mahomets durchgegangen.
17. Abends bey Schiller, der Bund der Kirche mit den Künsten.
18. Abend bey Schiller Memoires de Stephanie de Bourbon Conti Character der Franzosen.
22. Abends bey Schiller, über die neuen Auftritte in Saint Cloud.
25. Mit Schiller über die Maltheser und sonst manche Verhältnisse.
27. Abends zu Herrn Hofrath Schiller. Die Papiere wegen Gildemeister durchgegangen.
29. Abends Schiller. Seine ältern Gedichte.
30. Numancia von Cervantes ausgelesen. Abends bey Schiller. Numancia. Die Maltheser. An Hrn. Geh.R. Voigt. Wegen Besorgung der Fuhre für Hrn. Hofr. Schiller. Dank dafür.

Dec. 1. Lear in der ersten Form. König Johann desgleichen. Abends mit Schiller hierüber.
2. Hofrath Schiller bereitete sich zur Abreise. Locrine.
3. Herr Hofr. Schiller ging nach Weimar.
4. An Hrn. Hofr. Schiller [Brief].
6. An Hrn. Hofrath Schiller.
8. Von Jena nach Weimar. Abends Hr. Hofr. Schiller.
10. Abends Geh.R. Voigt. Schiller Bury.
12. Abends Hofr. Schiller.

Dec. 13. Bey Hrn. Hofr. Schiller. einiges über Farbe.
15. Abends Herr Hofr. Schiller. Dritter Act der Maria.
17. Abends Vorlesung von Mahomet. Zum Thee. Der Herzog. Die Herzogin. Der Prinz. Der Prinz von Gotha. van Haren. von Haak. von Wedel. von Waldner. von Riedesel. von Stein. von Löwenstern, Gemahlin, Tochter. Schiller und Voigt.
19. Nach Tische bey Schiller.
20. Abends Schiller. Marie Schluß des 3. Ackts besprochen. Gesch. der Philosophie.
21. Gesch. der Philosophie. 10 Uhr Leseprobe bey Frl. Göchhausen.
23. Abends Thee. Vorlesung von Mahomet. Herzogin Mutter. Fräul. v. Göchhausen [eine Gesellschaft von 16 Personen], Fr. Hofr. Schiller
25. Abends kam Schiller. Geschichte der Philosophie.
27. Mittag bey Hofe auf dem Zimmer mit Schiller.
28. Abends bey Schiller.
29. Abends 6 Uhr Hr. Hofr. Schiller. Über Charpentiers neustes Werk. Abends bey Tische über die Möglichkeit und Unmöglichkeit, die Anforderungen, welche an den bildenden Künstler geschehen, durch ihn realisirt zu sehen.
31. Charpentiers Werk von den Lagerstätten der Erze durchaus gelesen. Abends Herr Hofr. Schiller. Die Idee von Entstehung der Gänge durchgesprochen.

1800.

Jan. 5. Abends Schiller über Gustav Wasa.
6. Abends Hr. Hofr. Schiller. Über das gebundnere Trauerspiel und was allenfalls noch aufgeführt werden könnte.
7. Abends Hofr. Schiller und Geh.R. Voigt. Überhaupt Magnetismus. Theorie der Erde. Lichtenbergs Kalender von 95 u. s. w.
9. Den zweyten Teil des ersten Buchs der newtonischen Optik durchgegangen.... Abends Hr. Hofr. Schiller, vorzüglich über das newtonische Unwesen. Die ersten Experimente mit ihm durchgegangen.
11. Mit Schiller gegen Abend auf dem Schlitten.
12. Abends Schiller über Macbeth pp.
14. Zweyte Leseprobe von Mahomet. Hr. Hofr. Schiller blieb zu Tische.
16. Nach Tische nach Ettersburg im Schlitten mit großer Gesellschaft Abends bey Schiller.
20. Alfieri. Abends Schiller.
21. Alfieri. Nachm. Probe von Mahomet Abends mit den Schauspielern bey Schiller. Theater Späße.
22. Abends der Wildfang. Dann zu Schiller. Über Mackbeth. Alfieri. Nachgiebigkeit gegen das Publicum.
23. Abends Probe Mahomets Auf dem Theater Dann Schiller bey mir.
26. Mittag Hofr. Schiller. Wurden Burys Bilder gesehen und manches über Gegenstände und Motive gesprochen. Abends Probe der drey letzten Acte von Mahomet.
29. Nachm. bey Schiller.
30. Nachm. Schiller, über Physica.
31. Nach Tische Schloß Bau Session Zu Schiller.

Febr. 1. Abends Schiller.
3. Abends Hofr. Schiller.
6. Abends Schloßbausession. Sodann Schiller, der die zwey ersten Acte des Macbeths las.

Febr. 12. Wallensteins Lager. Nachts GR. Voigt und Hofrath Schiller. Den Mond betrachtet.
15. Abends zu Schiller, welcher Ader gelassen hatte. Das Arrangement von Macbeth durchgesprochen. Manches auf Physik sich beziehendes.

Febr. 21. Bey Schiller. Kleomenes. Agis. Tiber. Grachus.
22. Abends Wallenstein.

März 6. Abends bey Schiller.
7. Abends bey Schiller.

(Schluß folgt.)

Das älteste Goethe-Relief.

In seinem Tagebuch über die Emser Reise 1774 erzählt Lavater von seinem Besuche bei Goethes Schwester Kornelia in Karlsruhe am 19. Juni u. a.: »Goethes Profil in Gips hing da, vollkommen ähnlich.« Schon früher, am 23. April 1774 schreibt Höpfner an Raspe: »Sie sollen dafür Goethes Kopf *en bas relief à l'antique* von einem Schüler *Nahls* vortrefflich gemacht bekommen.« (Weimar. Jahrb. 3, 1855, S. 69.) Ein Exemplar dieses Reliefs hat sich nicht erhalten. Aber im 3. Bande von Lavaters Physiognomik findet sich als LXIV. Tafel ein blattgroßer Stich von *Lips* nach einem ovalen Medaillon, bezeichnet mit den Buchstaben W. G. — Lavater charakterisiert es, S. 218, mit folgenden Worten:

»*a)* Ein männliches Profil mit offenen Haaren. W. G. Steinern nach Stein gearbeitet; aber äußerst charakteristisch für den Physiognomiker. Immer Larve eines großen Mannes, der das Creditif seiner Vollmacht auf die Menschheit zu würken auf seinem Gesichte hat; — sogar auf der harten Larve seines Gesichtes. Auch ohne das blitzende Auge; auch ohne die geistlebendige Lippe, auch ohne die blaßgelbliche Farbe — auch ohne den Anblick der leichten, bestimmten und alltreffenden, allanziehenden und sanftwegdrängenden Bewegung — ohn' alles das . . . welche Einfachheit und Großheit in diesem Gesichte! — In der Stirne bis zur Augenbraue heller, richtiger, schneller Verstand. — Sehr zwar wird der Eindruck dieser Stirne wieder verwischt durch den zu gedehnten und gewölbten Vorbug, von der Augenbraune bis an die Wurzel der Nase.

Das Auge hier hat bloß noch im obern Augenliede Spuren des kraftvollen Genius. Der Augapfel selber ist in aller Betrachtung unerträglich.

Die Nase — voll Ausdruck von Produktifität — Geschmack und Liebe — Das heißt von *Poesie*.

Übergang von Nase zum Munde — besonders die Oberlippe grenzt an Erhabenheit — und abermals kräftiger Ausdruck von Dichtergefühl und Dichterkraft.

Die Unterlippe ist zu rund abgeschliffen und kontrastiert dadurch mit der viel delikatern Oberlippe.

Das Kinn trefflich; besonders der Kinnball . . Nur um ein Haar zu kleinlich.

Der mächtige Zug von Aug und Mund herab unwahr; voll Ernst und Stolz.

Im aufwärts gehenden Kinne vom Halse her — Adel und Stolz!

Im Ganzen Festigkeit, und Bewußtseyn seiner eigenen unadoptierten — Capitalkraft.«

Der Stich von *Lips*, kürzlich im 16. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft, Tafel I, Nr. 3, stark verkleinert reproduziert, ist, wie Zarnke nachgewiesen hat, noch im Jahre 1774, also im 16. Lebensjahre des Künstlers entstanden. Er ist ungemein hart und weist falsche Schatten auf. Aber auch das Gipsrelief[3]) muß recht seltsam ausgesehen haben: Wir können uns schwer vorstellen, daß dies die Züge eines 24jährigen jungen Mannes sein sollen. »Ist denn dieses wohl *Goethe?*

Der edle, feurige, selbständige, allwirksame, genialische Goethe?« möchten wir mit Lavater ausrufen[4]). Und doch gewinnen diese harten Züge an Wahrscheinlichkeit, wenn wir unser Relief mit dem ersten gut beglaubigten von Künstlerhand überlieferten Porträt des jungen Goethe, mit dem von *S. D. Bager* 1773 in Frankfurt gemalten Ölminiaturgemälde aus Lavaters Sammlung, das kürzlich als Beilage 82 zu *Salzers* Literaturgeschichte in einer trefflichen farbigen Reproduktion erschienen ist, zusammenhalten.

»Nicht klein ist das Gesicht — gewiß nicht; — ähnlicher, wenn man will, als das erste nach Gips — aber so groß nicht — und doch ist jenes auch wieder so groß nicht, als die Natur« urteilt Lavater über einen Stich von Saiter nach diesem Bilde.

Ein junger Künstler, Herr Hugo Zellner, hat es unternommen, das Gipsrelief nach dem Lips'schen Stich plastisch zu rekonstruieren. Unsere Abbildung gibt das 22 *cm* hohe ovale Medaillon wieder. Gipsabgüsse davon sind zum Preise von 3 Mark = 3 K 60 h, durch Herrn Hugo Zellner, Realschulassistent, Wien, IV/2 Belvederegasse 3, zu beziehen.

[1]) Funck, Goethe und Lavater, 280, 4.

[2]) Zarncke, Kurzgefaßtes Verzeichnis, Nr. 9.

[3]) Daß ein solches tatsächlich dem Stich zugrunde lag, ergibt sich aus der Inhaltsangabe (vor dem 3. Bande der Physiognomik: »VI, Fragment, *a) G. nach Gips*, LXIV, 218.«

[4]) Ebenda, S. 220).

Goethe auf dem Brenner (1786).

Von Dr. S. M. Prem.

Im Sommer des vorigen Jahres machte ein Artikel der »Hamburger Nachrichten« die Runde durch verschiedene deutsche Blätter und verkündete aller Welt eine neue Entdeckung. Darnach sollte Goethe auf seiner ersten italienischen Reise gar nicht im Brenner Posthause übernachtet haben, sondern, von dem damaligen Postwirte Joh. N. Lener »auf gute Manier aus dem Hause und in die Postkutsche hinein komplimentiert«, noch am 8. September 1786 abends von dort abgereist und somit ohne Unterlaß von Mittenwald in Bayern bis nach Trient gefahren sein. Unter solchen Umständen hätte allerdings weder die Gedenktafel am Brenner Posthause irgendwie Berechtigung, noch das Brennerwirtshaus selbst einen Grund, auf die Episode stolz zu sein; allein jeder Laie, wenn er nur ein klein wenig mehr als der Hamburger Literarhistoriker weiß, kann leicht diese Einwendungen zerstreuen. Die Begründung ist nämlich durch und durch verfehlt. Es wäre auch gar nicht nötig gewesen, auf den Hamburger Artikel ernstlich zu reagieren, wenn er nicht von zahlreichen Blättern, darunter von der »Münchner Allgemeinen Zeitung«, und selbst von österreichischen Zeitungen so bereitwillig wäre nachgedruckt worden. Da endlich indirekt auch das Goethe-Jahrbuch für 1905 davon Notiz nimmt, so mag eine kurze Richtigstellung wohl am Platze sein, damit der Irrtum nicht weiter fresse; ein paar neue Details werden dabei immer noch abfallen.

Der Hamburger Artikelschreiber kennt nur »Goethes italienische Reise«, auf die er seine Berechnungen und Vermutungen stützt, von den Tagebüchern, die der Reisebeschreibung zugrunde liegen, scheint er nichts zu wissen, obwohl sie seit fast 20 Jahren in den »Schriften der Goethe-Gesellschaft« gedruckt sind. Hier finden sich eben die genaueren Angaben Goethes über den zurückgelegten Weg, und eine Tabelle vor jedem der zwei für uns in Betracht kommenden Abschnitte vermerkt noch eigens die Ankunfts- und Abfahrtszeiten in den einzelnen Stationen der Reise von Zwota in Böhmen bis Verona. Da heißt es nun: Abfahrt von Mittenwald den 8. September um 6 Uhr früh, Ankunft in Innsbruck um 11 Uhr, in Brenner um 7½ abends; Abfahrt von da am 9. September um 7 Uhr abends, Ankunft in Mittewald bei Sterzing um 12 Uhr, in Bozen am 10. September um 9 Uhr vormittags, in Trient um 7½ Uhr abends. Unser Hamburger aber läßt Goethen vom Brenner »sogleich« wegfahren und schon am 9. September abends in Trient anlangen, so daß er Goethes bestimmte Daten »10. September« und »11. September früh« einfach fälschen muß, ohne deshalb über Goethes in der Tat irrige Angabe, er sei »völlige 50 Stunden« in Leben und Bewegung gewesen, hinauszukommen. Sie läßt sich überhaupt nur mit einem Rechnungsfehler erklären; wenn Goethe zwei Tage (9. und 10. September) als voll verbracht annimmt, so kann er, von 6 zu 6 zählend, schreiben: 2×24 Stunden (wobei eine Nacht zu 12 Stunden fehlt!), und da er in Trient am 10. um 8 Uhr abends (also 2 nach 6) ins Tagebuch notiert, so zählt er noch 2 Stunden dazu und erhält $2 \times 24 + 2 = 50$.

Daran stößt sich der Hamburger. Er läßt nun die Nächtigung Goethes am Brenner einfach weg, um die Zahl der Stunden möglichst der 50 anzunähern. Damit steht es nun aber recht schlimm. Selbst wenn man davon absieht, daß in diesem Falle Goethes Abfahrt vom Brenner früher als seine Ankunft daselbst erfolgt wäre, hätte er dort überhaupt nichts anfangen können, weil es schon Nacht war, als er ankam. Er erzählt uns aber in seinem Tagebuche: »Auf dem Brenner angelangt, gleichsam hierher gezwungen, wie ich mir nur ein Ruheort gewünscht habe. Mein erstes ist, Dir[1]) das Gute des vergangenen Tages mitzuteilen . . . Von Innsbruck fuhr ich um 2 Uhr ab und war halb achte hier auf dem Brenner, hier soll mein Rastort sein, hier will ich eine Rekapitulation der vergangenen 6 Tage machen, Dir schreiben und dann weitergehen.« Später heißt es an derselben Stelle: »Nun bin ich hier, finde ein sehr sauberes, bequemes Gasthaus; will ausruhen, meine vergangenen Tage überlegen und alles für Dich in Ordnung bringen, auch mich zu weiterer Reise zubereiten.« Dafür reichte aber am 8. die Zeit unbedingt nicht, Goethe muß daher die Nacht zum 9. September im Brenner Posthause zugebracht haben. Der 9. ging ihm mit Ausflügen in die Umgebung, mit geologischen und meteorologischen Beobachtungen und mit Zeichnen hin. Er nahm z. B. eine Skizze von dem ziemlich entfernten See (»obern See« sagt er bloß in der 28 Jahre später

[1]) Die Reisetagebücher sind bekanntlich an Frau v. Stein gerichtet, die aber die ersten Teile derselben nicht vor Ende Oktober 1786 erhielt, während Briefe für sie als Einlagen an Goethes vertrauten Diener Philipp Seidel nach Weimar gingen. Schriften der Goethe-Gesellschaft 2, 6 fg. Um nicht verraten werden, reiste Goethe unter dem Namen Kaufmann Möller aus Leipzig.

redigierten Reisebeschreibung) und von einer Häusergruppe in dessen Nähe; endlich versuchte er auch das stattliche Posthaus nach seiner Lage zeichnerisch zu fassen, allein dies gelang nicht. Damit und mit der Eintragung seiner Beobachtungen und Erlebnisse verging ihm der 9. September 1786. Er sagt ausdrücklich: »Da ich meine flüchtigen Bemerkungen dieser Tage zusammenbringe, schreibe und hefte, so findet sichs, daß sie beinahe ein Buch werden; ich widme es Dir. . . . . Ich bin wohl, freien Gemüts und aus diesen Blättern wirst Du sehen, wie ich der Welt genieße. Lebwohl! Der ganze Tag ist mir über diesen Papieren hingegangen.« Das ist noch lange nicht alles, was Goethe vom Brenner verzeichnet, aber es genügt. Im übrigen verweise ich auf meine illustrierte Goethebiographie (3. Aufl., Leipzig 1900), wo die Fahrt durch Tirol eingehender behandelt ist. Goethe gedachte eigentlich erst am 10. September vom Brenner abzufahren. Als er aber wegen der mißglückten Zeichnung verdrießlich heimkam, fragte ihn der Wirt, ob er nicht fort wolle. Goethe erklärte sich einverstanden, obwohl der Rat des Postmeisters eigennützig war, da er die Pferde für den nächsten Tag brauchte — aber nicht zum Einführen des Grummets, wie Goethe erst in der Reisebeschreibung bemerkt, denn der 10. September 1786 war ein Sonntag, an dem keine Feldarbeiten verrichtet werden. Er bereitete sich also zur Abfahrt, sonderte die »Iphigenie« aus dem großen Reisesack und schloß das geheftete Tagebuch ein, in welchem sich zur Würdigung des Punktes auch die folgende herrliche Stelle findet: »Hier oben in einem wohlgebauten, reinlichen, bequemen Hause seh ich nun noch einmal nach Dir zurück. Von hier fließen die Wasser nach Deutschland und nach Welschland, diesen hoff' ich morgen zu folgen. Wie sonderbar, daß ich schon zweimal auf so einem Punkte stand [1]), ausruhte und nicht hinüberkam! Auch glaub' ich es nicht eher, als bis ich drunten bin. Was andern Menschen gemein und leicht ist, wird mir sauer gemacht. Lebe wohl! Gedenk an mich in dieser wichtigen Epoche meines Lebens!« — Da dächte ich doch, daß das »Brenner Wirtshaus« einigen Grund hat, auf diese »Episode« stolz zu sein.

Bücherschau.

Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke von *Dr. Hans Gerhard Gräf* Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. Erster Band (Des ganzen Werkes, dritter Band). Zweiter Band (Des ganzen Werkes vierter Band). Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening 1903 u. 1904.

Die nunmehr vorliegenden zwei Bände des zweiten Teils dieses monumentalen Werkes vereinigen alle Vorzüge, die wir seinerzeit an dem ersten Teile nachdrücklichst hervorzuheben Gelegenheit hatten (Vgl. »Chronik«, XIV. Bd., S. 45, XV. Bd., S. 52). Der erste Band umfaßt die Zeugnisse zu den Lustspielen: Die Aufgeregten, Der Bürgergeneral, Claudine von Villa Bella, Clavigo, Egmont, Epimenides Erwachen, Erwin und Elmire, Fastnachtspiel von Pater Brey, dann zu dem nicht erhaltenen Schäferspiel Amine, den Trauerspiel-Entwürfen Belsazar, Cäsar, Die Danaiden, Elpenor. Den vierten Band füllen die zahlreichen Äußerungen über den »Faust«, die mit dem Jahre 1773 beginnen und am 17. März 1832, vier Tage vor des Dichters Tod, endigen. Daran schließen sich (in alphabetischer Folge) die orientalische Oper Feradedin und Kolaila, Die Fischerin, Der gastfreie Schmarutzer und Die Geschwister. Gräfs ebenso mühevolle wie sorgfältige Arbeit bringt für eine lange Reihe von Untersuchungen über die Entstehungsgeschichte Goethischer Werke das Material gesichtet und kommentiert auf dem Präsentierteller entgegen. Sie wird, fürchte ich, weit öfter benützt als zitiert werden. *P.*

[1]) Am St. Gotthard 1775 und 1779.

Goethebrevier. Auszüge aus Goethes Briefen und Gesprächen nebst einem Zitatenschatz aus Goethes Werken. Herausgegeben von Professor Dr. phil. Karl Heinemann. 1. bis 5. Tausend. Verlag von Emil Roth in Gießen, brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

»Die Weimarsche Ausgabe der Briefe Goethes, die erst bis zum Jahre 1818 reicht, umfaßt jetzt schon 29 Bände, die Ausgabe der Gespräche zehn, der Tagebücher 13 Bände. Wie wenige sind in der Lage, sich diese Werke anzuschaffen oder haben Zeit und Muße sich durch sie hindurchzuarbeiten. So ist Gefahr vorhanden, daß die köstlichen und herrlichen Aussprüche Goethischer Weisheit und die wertvollen Bekenntnisse Goethes über sich selbst und seine Werke dem Volke ganz verloren gehen. Dem möchte dies Büchlein abhelfen,« sagt das Vorwort. Daß dieser Zweck erreicht, die Auswahl eine gelungene ist, dafür bürgt der Name des Herausgebers, der durch sein prächtiges Buch über Goethes Mutter, das nunmehr schon in 7. Auflage vorliegt, sowie durch seine Goethe-Biographie in den weitesten Kreisen, die sich für Goethe-Literatur interessieren, einen guten Klang hat. Der niedrige Ladenpreis wird dem Büchlein voraussichtlich eine weite Verbreitung sichern. *P.*

Druckfehlerberichtigung. In unseren letzten Jahresbericht in der Nummer 5—6 des XIX. Bandes, S. 50, haben sich zwei bedauerliche Druckfehler eingeschlichen: Regierungsrat Dr. A. v. *Egger-Möllwald* war Schriftführer bis zum Jahre *1894* (nicht 1904), die »*Chronik*« wurde *1887* (nicht 1897) ins Leben gerufen.

Goethe-Bibliographie 1905.

Bearbeitet von *Arthur L. Jellinek.*

XIV. (bis Ende 1905.)

Allgemeines.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1906. Zu Weihnachten 1905 herausgegeben von O. J. Bierbaum, mit Schmuck v. E. R. Weiß. kl.-4°. 112 S. m. Abb. 1 M. Liebhaber-Ausg. 3 M. Leipzig, (Dieterich) Th. Weicher. 1905.

[Rez.: W. Bode, *Stunden mit Goethe.* 1906. II, S. 170—72. — A. Metz, *Preuss. Jahrbücher.* 1906. CXXIII, S. 371—72. — G. Witkowski, *D. literar. Echo.* 1905. VIII, Sp. 455/6.]

Goethe, Thoughts from (Priory Press Booklets). gr.-8°. 3 d. London, S. C. Mayle. 1905.

Achelis, Th., Was sagt Goethe? Ein Goethe-Brevier. (Bücher der Weisheit u. Schönheit.) 8°. 190 S. 2.50 M. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1905.

Arnaud, M., La sagesse de Goethe. — *L'Ermitage.* 1905. XVI, I, 15. I.

Baumeister, Adolf, Schillers Idee von seinem Dichterberuf [mit Bezug auf Goethe]. — *Marbacher Schillerbuch.* Stuttgart, Cotta. 1905. S. 15—31.

Bernt, Fr., Goethes Farbenlehre. — *Weimar. Ztg.* 1906. Nr. 11.

Bielschowsky, A., Goethe. Transl. by W. A. Cooper. 8°. 3 vols à 15 sh. London, Putnam's Sons 1905.

Bielschowsky, A., Friederike und Lili. Fünf Goethe-Aufsätze. Mit einem Nachruf u. dem Bildnis des Verfassers. 8°. IX, 210 S. 4 M. München, Beck. 1906.

Biese, A., Die Sprache Goethes. — *Theater- u. Kunst- u. Literatur-Ztg.* (Wien—Czernowitz) 1905. X, 20. VII., S. 1—4.

Bode, W., D. Neuen Berichte über Goethe. — *Propyläen* (München) 1905. Nr. 91.

Bode, W., Letzte Bekannte Goethes. — *Frankfurter Ztg.* 1905. Nr. 185.

Bodmer, H., Goethe und der Zürichsee. — *Neue Züricher Ztg.* 1905. Nr. 298, 300, 301, 302.

Brunn, Paul, Goethes Beziehungen zum fernen Osten. Eine Plauderei. — *Deutsche Japan-Post* (Yokohama) 1905. Nr. 17, 18.

Bulle, O., Ein Neujahrswunsch Goethes. [1. I. 1800 an Schiller.] — *Allgemeine Ztg. Beilage.* 1905. Nr. 1.

Bulthaupt, Hans, Goethe. — *Dramaturgie d. Schauspiels. Oldenburg, Schulze.* 1905 [1904]. *10. neu bearb. Aufl. I.*

Burggraf, J., Goethe, Schiller, Schleiermacher. — *Die christliche Welt* (Marburg), 1905. XIX, Nr. 16.

Cohn, H, Goethes Sehnervenentzündung und Dunkelkur. — *Deutsche Revue.* 1906. XXXI, S. 209—217.

Corday, Michel, L'image scientifique en littérature. — *Revue de Paris.* 1904. XI, 5, S. 851—853.

[Der Gebrauch wissenschaftlicher Gleichnisse i. d. Dichtung, bes. Goethes Wahlverwandschaften, Dumas, Stendhal.]

Dilthey, W., Goethe und die dichterische Phantasie. — *Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig. B. G. Teubner.* 1906. S. 137—200.

[Rez.: E. Schmidt, *Deutsche Lit.-Ztg.* 1906. Nr. 1.]

Ettlinger, A., Goethe und das Alte Testament. — *Hamburger Korrespondent. Beilage. Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft.* 1906. Nr. 1, 2.

Eucken, R., Goethe. — Das Lebensideal des deutschen Humanismus. — *Die Lebensanschauungen der großen Denker. 6. verb. Aufl. Leipzig, Vet & Co.* 1905. S. 424—433.

[Fischer], Weimar vor 100 Jahren. — *Stunden mit Goethe.* 1905. I, S. 337—340.

[Aus: Fischers »Reise von Leipzig nach Heidelberg im Herbst 1803«.]

Fries, A., Miszellen zu Goethe. — *Pädagog. Archiv.* 1905. XLVII, Nr. 10.

Geiger, L., Goethes Interesse an Frankfurter Theaterverhältnissen. — *Archiv f. Theatergeschichte.* 1905. II, S. 88—94.

Gerber, A., Rez. v. H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen. II. (s. Chronik XVIII, S. 50.) — *Modern Language Notes.* 1905. XX, S. 154—156.

Gerhardt, Luise, Goethe und Clodius. — *D. Türmer.* 1905. VII, 2, S. 596—602.

Gerok, G., Goethes Ausspruch von einer Christusähnlichkeit bei Schiller. — *Monatsschrift f. Pastoraltheologie.* 1905. II, Heft 3.

Das Goethe-Geheimnis. — *Weimarer Ztg.* 1905.

[S.-A. Weimar, Große. 1905. 8°. 16 S. 15 Pf.]

Hansen P. & Raph. Meyer, Goethe, hans liv og vaerker. 8°. in liv. à 90 Öre. Kopenhagen, Gyldendal 1905—06.

Heinemann, K., Goethe-Brevier. Auszüge aus Goethes Briefen und Gesprächen nebst einem Zitatenschatz aus Goethes Werken. 8°. VII, 384 S. m. 1 Bilde. 2 M. Gießen, Roth. 1905.

[Bespr. W. *Bode, Stunden mit Goethe.* 1906. II, S. 172—173.]

Henkel, H., Zu »Goethe und die Bibel«. — *Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte.* 1905. V, S. 354—55.

[Briefstellen.]

Kern, Otto, Goethe, Böcklin, Mommsen. Vier Vorträge über die Antike. 8°. 101 S. 1.80 M. Berlin, Weidmann. 1906.

Kleemeier, Fr. J., Die Goethe-Bibliothek d. Frh. W. v. Biedermann. — *Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel* 1905. Nr. 253.

Koltermann, S. Goethe und Napoleon. Eine kritische Studie. 4°. 70 S. Programm des Gymnasiums Schneidemühl. 1905.

Kralik, R. v., Goethe als Romantiker. — *Die Warte* (München). 1905. VII, Nr. 5.

Kuylenstierna, Osw., Goethe. Hans lif och hans vaerk. 8°. 6 K. Stockholm, A. Bonnier. 1905—1906.

Lamprecht, K., Die Weltanschauung des Klassizismus: Goethe und Schiller. — *Konservative Monatsschrift* (Berlin). 1905.

Levi, H., Gedanken aus Goethes Werken. 3. Aufl. kl.-8°. VIII, 144 S. 2 M. München, Bruckmann. (1905).

Mândrescu, Simion C., Goethes Relativsatz. 8°. 134 S. Berlin, Kühn. 1905.

Rez. O. Behagel. *Literaturbl. f. germ. u. roman. Philologie.* 1906. Nr. 1. Sp. 5—6. [S. 1—36. Diss. Berlin. — S. Chron. XVIII, S. 32.]

Maurellet, B. et P. Capdeville, Goethe. — *Vers l'Idéal laïque et républicain à travers les plus belles pages de toutes les littératures.* Paris, Colin. 1904.

Maync, H. Die deutsche Goethe-Biographie. Ein histor.-kritischer Überblick. — *Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur.* 1906. XVII, S. 46—76.

Metz, A., Der Pflichtbegriff innerhalb Goethescher Ethik. — *Preußische Jahrbücher.* 1906. CXXIII. S. 261—273.

Müller, C. H., Goethes Horoskop. — *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts.* 1905. S. 117—143.

[Verfolgung astrolog. Motive in Goethes Dichtung.]

Negelein, J. v., Modernes bei Goethe. — *Allgemeine Ztg.* 1905. *Beilage.* Nr. 243, 258.

Payer v. Thurn, R., Goethe nach Jens Juel. — *Chronik d. Wiener Goethe-Vereins.* 1905. XIX, S. 55—56.

Pirker, P., Schiller in Goethes Tagebüchern. — *Chronik d. Wiener Goethe-Vereins.* 1905. XIX, S. 45—46.

Rassow, Maria, Ellen Key, Tegnér und Goethe. — *Stunden mit Goethe.* 1905. II, S. 97—101.
[Key u. Tegnér im Goethe-Hause in Weimar.]

Schirmacher, K., Der junge Voltaire und der junge Goethe. — *Aus roman. Sprachen und Literaturen. Festschr. Heinrich Morf dargebracht.* Halle. Niemeyer. 1905. S. 357—384.
[S.-A. 28 S. 1 M.]

Schrempf, Chr., Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtl. Entwicklung. 8°. VIII, 196 S. 2.50 M. Stuttgart, Fr. Fromann. 1905.
[Rez.: A. Metz, *Preuss. Jahrb.* 1905. CXXIII, S. 366—370. M. Morris; *Deutsche Lit.-Ztg.* 1906. Nr. 1.]

Suphan, B., Goethe und Schiller. Zwei Antipoden in d. Sinneswelt. — *Der Tag.* 1905. Nr. 289.

Wernekke, H., Goethe u. die königliche Kunst. 8°. 194 S. m. 12 Taf. u. 1 Fksm. 5 M. Leipzig, Poeschel & Kippenberg. 1905.
[Goethes Beziehungen zum Freimaurerorden. R. Fürst, »Logenbruder Goethe«. *D. Zeit* (Wien). 1906. Nr. 1184. — W. Bode, *Stunden mit Goethe.* 1906. II, S. 173—174.]

Z., Goethe — ein Programm. — *Der Kulturmensch.* 1905. Heft 7.

Ziegler, Th., Goethes Welt- u. Lebensanschauung. — *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts.* 1905. S. 106—113.

Biographisches.

Persönliche Beziehungen, Briefe, Gespräche.

Ein Ausflug Goethes nach Zinnwald und Altenberg. — *Teplitz-Schönauer Anzeiger.* XLIV, Nr. 106.

Goethe u. Schillers Wesen im geselligen Verkehr. — *Stunden mit Goethe.* 1905. I. S. 317—321.

Helmholt, H. F., Übersicht üb. d. Verzweigungen der Familie Buff-(Kestner). — *Familiengesch. Blätter* (Dresden). 1904. II, S. 123—127.

Hering, R., Über Goethe und Karl Ernst Schubarth (im Anschluß an neu erworbene Briefe Goethes an Schubarth. (Aus d. Goethe-Museum in Frankfurt a. M.) — *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts.* 1905. Seite 282—303.

Heuer, O., Lilis Bild. — *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts.* 1905. S. 267—274.

Heuer, O., Karl Augusts Büste. (Zum 7. November im Frankfurter Goethe-Museum.) — *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts.* 1905. S. 304—308.

Jahn, K. Goethes Reisen. — *Tägliche Rundschau.* 1905. *Unterhaltungsbeilage.* Nr. 271.

Krüger, H., Goethe in Dornburg. — *Altonaer Tagblatt.* 1905. 18. XI.

Mentzel, Elisabeth, Goethe und Klinger in ihrer Frankfurter Zeit. — *Stunden mit Goethe.* 1905. I, S. 292—316.

Milch, Ludwig, Goethe und die Geologie. — *Stunden mit Goethe.* 1905. II, S. 102—127.

Müller, Fr. v. u. Schwabe, Jul., Von und über Karl August [»Gedächtnisrede« und aus »Erinnerungen eines alten Weimaraners«]. — *Stunden mit Goethe.* 1905. II, S. 128—155.

Pasig, P., Goethe und Ilmenau. — *Thüringer Warte.* I, S. 113—119, 161—169.

Prack, Adolf, Goethe und Leibnitz. — *Österr.-Ungar. Revue.* 1904. XXXI, S. 285—297.

de, Reynold Goethe, Schiller et la Suisse. — *La Voile Latine* (Genf). 1905. Nr. 4. Genf, V. Pasche.

Briefe der Frau Rat Goethe. Ges. u. hrsg. v. Alb. Köster. 3. Aufl. 2 Bde. 8°. XIX, 291 u. 280 S. 10 M. Leipzig, Poeschel & Kippenberg. 1905.
[Rez.: S. G. Capen, *Modern Language Notes.* 1906. XXI. Nr. 1. S. 32.]

Stempel, Franz, Goethe in Teplitz. [Ein ungedruckter Brief Goethes an Constanze Thekla Gräfin von Fritsch vom 16. May 1813.] — *Deutsche Arbeit.* 1905. V, S. 187—188.

Sudhoff, Karl, Goethes Arzt in Düsseldorf 1792. [Johann Gotthelf Lebrecht Abel.] — *Beiträge zur Geschichte des Niederrheins.* 1905. XIX, S. 214—230.

Trevelyan, Janet. Goethes Mother. — *The Quarterly Review.* 1905. CCIII, S. 492—524.
[Zusammenfassend über d. »Briefe d. Frau Rat«. Heinemann, P. Bastier, La Mère de Goethe.]

Boutarel, A., Une lettre de Berlioz à Goethe. — *Le Ménestrel.* 1903. LXIX, Nr. 7, 8.

Vogel, J., Aus Goethes römischen Tagen. Kultur- u. kunstgeschichtliche Studien zur Lebensgeschichte des Dichters. gr.-8°. IX, 330 S. 32 Taf. 8 M. Leipzig, Seemann. 1905.
[Bespr.: H. E. Wallsee, Hamburger Nachr. 1905. Nr. 847.]

Goethe-Briefe m. Einleitgn. und Erläuterungen hrsg. v. Ph. Stein. VIII. Bd. 1823—1832. gr.-8°. XVI, 377 S. 3 M. Berlin, Elsner. 1905.
[Bd. I—VIII. 1902—1905. Rez.: Th. Achelis, *D. Gegenwart.* 1905. LXVIII, Nr. 51. S. 390—391. — G. Witkowski, *Deutsche Lit.-Ztg.* 1906. Nr. 4. — *Lit. Zentralbl.* 1906. Nr. 4.]

Goethe und Melchior Meyr. [Brief von Goethe. 22. I, 1832.] — *Allgemeine Ztg. Beilage.* 1905. Nr. 73.

Widmann, J. V., Beim Durchblättern Goethischer Briefe. — *Neue Freie Presse.* 1905. Nr. 14715. (11. VIII.)

Eckermann, J. P. Gespräche mit Goethe i. d. letzten Jahren seines Lebens. Herausg. v. Adolf Bartels. 2 Bde. 8°. XXIV, 491 u. 569 S. 6 M. Jena, Diederichs. 1905.

Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Herausgegeben von F. Bernt, Nebst einem Anhang Goethes Gespräche mit Frdr. Soret. (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- u. Auslandes 1920—1927.) kl.-8°. XXII, 591 u. 68 S. 3 M. Halle, Hendel. 1905.

Ekkerman, Rasgovori Gete, cobrannie Ekkermanom Per. sv. njm. D. v. Averkieva. [ruß.] 2 Teile. 8°. 819 S. 1.75 Rub. Petersburg, A. Suvorin. 1905.

Bode, W. Eckermann als Bräutigam. — *Frankfurter Ztg.* 1905. Nr. 324.

Werke.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe. Hrsg. v. Ed. v. d. Hellen. V. Westöstlicher Divan. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. K. Burdach. VII. Jugenddramen. Mit Einltg. u. Anm. v. A. Köster. X. Götz von Berlichingen. M. Einltg. u. Anm. v. E. v. d. Hellen. 8°. L, 432 S., XII, 392 S., XXVI, 308 S. à 1.20 M. Stuttgart, Cotta. 1905.

Goethes Werke. Herausg. von K. Heinemann. 27. Bd. Bearb. v. K. Voßler. 8°. 442 S. 2 M. Leipzig, Bibliograph. Institut. 1905.

Lyrik.

Goethes Gedichte. Textrevision, Einleitg. und Erläuterungen v. Otto Pniower. (Pantheon-Ausg.) kl.-8°. 2 Bde. XXXVII, 340 u. 399 S. m. je 1 Bildn. à 3 M. Berlin, S. Fischer. 1905.
[Rez.: W. Bode, *Stunden mit Goethe.* II, S. 168—170.]

Bayer, J., Das Fragment »Die Geheimnisse« von Goethe. — *Literar. Skizzenbuch. Ges. Aufsätze. (Bibliothek deutscher Schriftsteller a. Böhmen.* XVI), Prag, Calve 1905. S. 136—147.

Ćurčin, Milan, Goethes »Klaggesang von der edlen Frauen d. Asan Aga«. — Goethe u. Grimm. — Goethe u. Talvj. — Goethe u. Gerhard. — *Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur.* (Diss.) Leipzig, Fock. 1905. S. 40—90. 121—123. 130—163.

Lucerna, C., Die südslaw. Ballade von Asan Agas Gattin in ihrer Nachbildung durch Goethe. — s. Chr. XIX, S. 48.
[Rez.: R. Abicht, *Studien zur vergleichenden Literaturgesch.* 1905. V. S. 366—376. — J. Prijatelj, *Deutsche Lit.-Ztg.* 1905, Nr. 28. — H. Scheidela, *Nastavani Vjesnik.* (Ztschr. für d. kroat. Mittelschulen) 1905. XIII, Heft 5.]

Sandvoß, Franz (Xanthippus), Verbesserungen im Text Goethescher Gedichte. — *Weimarische Ztg.* 1905. *Stunden mit Goethe.* 1905. II, S. 164—167.
[Zu »Harzreise im Winter« und »Geheimnisse«.]

Epos.

Hermann und Dorothea: Goethe, Hermann und Dorothea. Textrevision und Einleitung v. M. Morris (Pantheon-Ausg.) kl.-8°. XVII, 160 S. m. 1 Bild 3 M. Berlin, S. Fischer. 1905.

— Goethe, Hermann et Dorothée. Edition annotée p. J. N. Wagner. 3. éd. 8°. IV, 119 S. Paris, Ve. Poussielgue 1905.

— Goethe, Hermàn y Dorotea, poema; versión española de J. M. Ballester. 8°. 132 S. 1.50 pes. San Feliú de Guixols (Gerona), Impr. de O. Viader. 1905.

Eastman, Clarence Willis. Goethes Hermann und Dorothea and Voß' Jliad. — *Modern Language Notes.* 1905. XX, S. 13—15.

Kullmer, Charles Julius. A. Passage in Hermann und Dorothea [IV, V. 60—62]. — *Modern Language Notes,* 1905. XX, S. 239—240.

Drama.

Egmont: Bayer, J., Goethes »Egmont« nach d. Bearbeitung Schillers. — *Literarisches Skizzenbuch. Ges. Aufsätze. (Bibliothek deutscher Schriftsteller in Böhmen. XVI.)* Prag, Calve 1905. S. 44—52.

— Heine, G., Egmont — *Deutsch-evangel. Blätter.* 1905. Juni.

Faust: Goethe's Faust in ursprünglicher Gestalt, nach der Göchhausenschen Abschrift hrsg. von E. Schmidt. 6. Abdruck. 8°. LXXVIII, 89 S. 2 M. Weimar, Böhlaus Nachf. 1905.

— Goethe, Faust; tragedia. Primera parte traducida p. T. Llorente; nueva edición, illustr. por los mejores artistas alemanes; revisada p. el traductor y seguida de una reseña de la segunda parte de la tragedia. 4°. 368 S. 6.50 pes. Barcelona, Montaner y Simón. 1905.
[Rez.: J. Fastenrath, *D. literar. Echo.* 1906. VIII, Sp. 750—51.]

— Baumann, J., Dichterische und wissenschaftl. Weltansicht. Mit besonderer Beziehung auf »Don Juan«, »Faust« und die »Moderne«. 8°. VI, 247 S. 4 M. Gotha, F. A. Perthes. 1904.

— Bayer, J., Gedanken-Nachlese zu Goethes Faust. Aus Anlaß der Bühneneinrichtung Wilbrandts für drei Abende. I. Die Aufgabe der Inszenierung. II. Die Altersperioden der Dichtung. III. Die Hauptetappen d. II. Teils. — Faust u. Mephistopheles als Rollen. — Das Malerische i. der Szenerie d. Faust. — Faust u. Helena. — Aus d. Mummenschanz im II. Teil v. Faust. — Die Gruppe mit d. Elefanten. — *Literarisches Skizzenbuch. Ges. Aufsätze. (Bibliothek deutscher Schriftsteller in Böhmen. XVI.) Prag, Calve.* 1905. S, 53—123.

— Boutarel, A., Le parrain de Méphistopheles. — *Le Ménestrel.* 1903. LXIX, Nr. 12, 13.
[In der Sage und im Volksbuch v. 1587.]

— Burckhard, Max, Neue Bücher über den alten Faust. — *Quer durch Juristerei und Leben. Wien und Leipzig. Wiener Verlag.* 1905. S. 197—226.
[A. d. »*Zeit*« 6 u. 13. 1, 1900. Über H. Türck, E. neue Fausterklärung. H. Marbach, Christus und Faust. 1901. Minor, Goethes Faust. 1901.]

— Collin, Josef, Die Mittel der dichterischen Darstellung im zweiten Teile von Goethes Faust. — *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts.* 1905. S. 247—263.

— Collin, J.. Rez. von Ernst Traumann, »Wald u. Höhle«. E. Faust-Studie. Heidelberg 1902. — *Literaturblatt f. german. u. romanische Philologie* 1905. XXVI, Sp. 358—360.

— Cserwinka, J., Famulus Wagner in Goethes Faust. — *Deutsche Bühnen-Genossenschaft.* 1905. *Dramaturg. Beilage* Nr. 8, 9. (15. IX., 13. X.)

— Hanig, Mephisto in Goethes Faust. — *Monatsschrift für Stadt u. Land.* 1904. S. 360—67.

— Herzfeld, Georg, Zur Geschichte der Faustsage in England und Frankreich. — *Festschrift, Adolf Tobler zum 70. Geburtstage dargebracht. Braunschweig, Westermann.* 1905. S. 191—203.

— Langkavel, Martha, Henri Blaze's Übertragung des 2. Teiles von Goethes Faust. — *Aus roman. Sprachen und Literaturen. Festschrift, Heinr. Morf dargebracht.* Halle, Niemeyer. 1905. S. 321—336.

— Türck, H., Eine neue Faust-Erklärung. 4. unveränd. Aufl. 8°. VIII, 150 S. 2 M. Berlin, Elsner. 1906.

Witkowski, G., Rez. v. V. Valentin, Die Klassische Walpurgisnacht. Leipzig. 1901. — *Zeitschrift f. deutsche Philologie.* 1905. XXXVII, S. 262—263.

Götz von Berlichingen: Goethe, Götz von Berlichingen. M. Einleitg. u. Anmerkungen, hrsg. v. C. L. A. Pretzel (Weise's deutsche Bücherei, 10.) kl.-8°. 128 S. 30 Pf. Berlin, A. Anton & Ko. 1905.

»Goethes Weislingen-Drama«. — *Frankfurter Ztg.* 1905. Nr. 270, 271.

Torquato Tasso: Goethe, W. v., Torquato Tasso. Ein Schauspiel. Mit Einleitg. u. Anmerkungen von E. Castle. 8°. XXIII, 108 S. 50 Pf. Leipzig, Teubner. 1905. Wien, Graeser.

Prosa.

Dichtung und Wahrheit: Köster, A., Die Niederschr. der israelitischen Urgeschichte in Goethes »Dichtung und Wahrheit«. — *Berichte über d. Verhandlungen d. kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaft zu Leipzig.* 1905. LVII, S. 19—34.

Italienische Reise: Zaniboni, E., La »Italienische Reise« del Goethe e la sua Fortuna in Italia. (Estr. dal Fanfulla della Domenica. XXVIII, N. 1, 2) gr.-8°. 30 S. Neapel. V. Morano. 1906.

Werthers Leiden: Menne, K., Goethes »Werther« in der niederländ. Literatur. (Breslauer Beiträge z. Literaturgeschichte 6). 8°. 94 S. 2.50 M. Leipzig, Hesse. 1905.

— Bogoljubov, Nik., Verter, lir.českaja drama v 4 dějstvijach. muzyka Massenet. Sjužet po romanu V. Gete. [Werther, lyrisches Drama in 4 Aufzügen. Musik von Massenet. Sujet nach dem Roman v. W. Goethe.] 16°. 16 S. 0.15 Rub. Petersburg. Typogr. d. Gouvernementsverwaltung. 1904.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage
des
Wiener Goethe-Vereins verantwortlicher Redakteur:
Dr. Rudolf Payer von Thurn,
IV/1, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
DES
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint 6mal jährl. im Umfang von je 8 S.
Vereins-Kanzlei:
I., Eschenbachgasse Nr. 9.
Beiträge werden an den Redakteur erbeten.

XX. Band. Wien, 1. Juni 1906. Nr. 3.

INHALT: Faust und Hiob, von Robert Petsch-Heidelberg. — Schiller in Goethes Tagebüchern, ausgezogen von Paul Pirker, III. (*Schluß*). — *Goethe, nach der Natur gemalt von Heinrich Kolbe.*

Faust und Hiob.

Von *Robert Petsch in Heidelberg.*

Daß der »Prolog im Himmel« dem mythologischen, wohl auf ältern Überlieferungen beruhenden Eingange des Buches Hiob nachgebildet ist, hat Goethe selbst zugestanden. Auf die alttestamentliche Quelle, die doch nur für die sinnfällige Veranschaulichung der Grundgedanken des Gedichts in Betracht kommt, wurde der Dichter wohl kaum durch das Problem der hebräischen Dichtung, die Theodizee geführt. Eher hatte er wohl bei der Wiederaufnahme seiner Dichtung gegen Ende der 90-er Jahre einen Blick in Lessings Faust-Fragmente geworfen, die 1786 im »Theatralischen Nachlaß« veröffentlicht worden waren und es als Ziel des Satans hinstellten, Gott »seinen Liebling zu rauben«. Wenn Lessing diesen Ausdruck mehr im Anschluß an Wendungen der neu belebten stoischen Philosophie gebraucht hatte, so wurde Goethe an die liebevolle Schilderung des »Knechtes Gottes« in dem ihm wohlvertrauten Bibelbuche erinnert. Vielleicht lag ihm gar das Buch Hiob noch ganz besonders nahe. Es gehört freilich nicht eben zu denjenigen, aus denen wir massenhafte Zitate bei Goethe nachzuweisen wüßten. Immerhin hören wir, daß Goethe 1808 auf die Frage nach dem Urbilde seines Werther auf den Knecht hinwies, der allein übrig geblieben ist, um Hiob eine Botschaft zu bringen; ebenso sei von den Vorbildern seiner poetischen Figur das eine in dem andern untergegangen. (Vergleiche Henkel in den Studien zur Vergl. Lit. Geschichte I 124). Auch möchte ich Arnoldts[1]) Vermutung nicht ganz von der Hand weisen, wonach das Bekenntnis im Divan: »Dieser ist ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein« auf Hiob 7, 1 zurückginge; und sollte nicht die Rede des Tierbändigers in der »Novelle» (W. A. 18, 341 ff, siehe Henkel a. a. O. 121) geradezu eine Kontrafaktur der grandiosen Naturschilderungen in den Herrenreden der letzten Kapitel des alten Werkes sein[2])?

Die poetische Wucht der alten Dichtung war aber Goethe durch einen Interpreten nahe gebracht worden, dem er in biblischen Fragen seit der Straßburger Zeit so viel zu danken hatte; *Herder* veröffentlichte von 1782 bis 1787 seine Betrachtungen »Vom Geist der ebräischen Poesie«. Goethe hatte sie nach brieflichem Geständnis am 5. Mai 1782 noch nicht gelesen, doch würde das nur nahe legen, daß er sich die Lektüre für spätere Zeit vorbehielt. Herders Schrift aber geht, besonders im 4. und 5. Gespräch, mit ganz besonderer Liebe auf das Buch Hiob ein, erörtert die schwierige Frage nach der Herkunft des Verfassers, wobei natürlich Volks- und Kunstdichtung noch nicht mit moderner Kritik geschieden werden, rühmt die Naturschilderungen und faßt zum Schluß »einige Züge des Buches Hiob, als Komposition betrachtet« zusammen, mit starkem Hinweis auf das behandelte Theodizee-Problem, das nun Goethe, als er die Bibel aufschlug und Anschauungsmaterial für seine Phantasie zu gewinnen suchte, alsbald fesseln mußte. (Vergl. Alt, Preuß. Jahrbücher, CVIII, 110 ff der doch wohl den Einfluß Miltons überschätzt). Natürlich kann sich Goethe der ebräischen Gottesauffassung nicht anschließen, aber das eigentlich Inkommensurable der Vorlage, wie es Herder zusammenfaßt, bleibt auch bei ihm bestehen: »Im Buch ist eine zwiefache Szene, im Himmel und auf der Erde. Oben wird gehandelt, unten gesprochen; das Untere weiß den Sinn des Obern nicht, deswegen rät es hin und wieder — das tägliche Verhältnis

[1]) Jahrbücher für Prot. Theologie VI, 177.

[2]) Weitere Anklänge an das Buch Hiob s. bei Henkel, Goethe und die Bibel (1890), S. 36, f. Sie stammen meist aus Goethes Alter. Ein Bild freilich wie der Leviathan (eigentlich Behemot), der den Strom verschluckt, ohne es groß zu achten, ist dem jungen wie dem alten Dichter geläufig.

aller Philosophien und Theodizeen der Welt«[1]). Natürlich ist daran festzuhalten, daß es sich in der Wette zwischen Gott und dem Teufel bei Goethe um die sittliche Tüchtigkeit, in der Bibel um die religiöse Rechtgläubigkeit und die Unterwerfung unter den Willen der Gottheit handelt; dementsprechend sind es im Buche Hiob vorzugsweise körperliche Qualen, in der neuen Dichtung seelische Enttäuschungen, die den Helden zur Verzweiflung treiben. Kurz, das eigentliche Zentralproblem mußte Goethe eben durchaus von seinem Standpunkt aus anfassen und behandeln, dagegen schöpfte er rechte Belehrung für die sinnliche Veranschaulichung des rein Gedankenmäßigen aus seiner Vorlage. Ich glaube, daß wir hier noch weitere Belege suchen dürfen, als bisher beigebracht worden sind.

Gleich der Anfang des Prologs arbeitet mit mythologischen Bildern, die das Schreckliche und Liebliche der göttlichen Majestät verdeutlichen sollen; man weist für die Eingangszeilen gern auf die pythagoreische Lehre von der Harmonie der Sphären hin und sicherlich hat sie Goethe bei der Durchführung vorgeschwebt.

Dabei aber darf wohl auch Hiob 38 erwähnt werden, mochte sich der Dichter nur an Herders Verdeutschung halten, oder, was doch wahrscheinlich ist, daneben Luthers poetisch noch wirksamere Prosa aufschlagen. Bei Herder (S. 288) fragt der Herr:

»Wer hat ihr Maß (der Erde) bestimmet, weißt du es?
Wer zog die Meßschnur über sie?
Worauf stehn ihre Grundvest' eingesenket?
Wer hat den Eckstein ihr gelegt?
Im Chorgesang der Morgensterne,
Und alle Kinder Gottes jauchzten drein.«

Hier finden wir den Gesang der Sterne und die Freude der »Göttersöhne« (vergl. v. 243 und 344). Wird aber die majestätische Wirkung des Donners besonders hervorgehoben, so möchte ich wenigstens daran erinnern, daß der Herr in Hiob 40, v. 9 fragt: »Hast Du einen Arm wie Gott und kannst mit gleicher Stimme donnern, als er tut?« und daß Herder den ganzen Schluß des nächsten (6.) Gesprächs von der mythologischen Auffassung des Donners als der Stimme Gottes handeln läßt. Unmittelbar auf die ausgeschriebene Stelle folgt bei Herder jener Lobpreis auf den Schöpfer und Bändiger des Meeres mit seiner unheimlichen Gewalt, wie er denn spricht: »Bis hierher komm' und weiter nicht, hier sollen sich brechen deine stürmischen Wellen«. Auch das erinnert an den Prolog, v. 255 ff, aber die ganze Vorstellungsreihe von der im Zerstören und im Schaffen sich gleichermaßen bewährenden göttlichen Weisheit mag noch in engerem Zusammenhange mit dem 104. Psalm stehen, den Herder unmittelbar vor dem Hiob-Abschnitt dieses Buches (S. 276, Suphan) vorführt.

Ich führe nur wenige Zeilen seiner Übersetzung an:

Du wendest weg dein Angesicht:
Die Kreatur erschrickt.

Du nimmst den Othem ihnen weg: sie sterben,
Sie kehren wieder in ihren Staub.
Du hauchest deinen Othem aus:
Sie werden neugeschaffen,

Das Angesicht der Erde formt sich neu.

Jehovahs Ruhm, er bleibt in Ewigkeit!
In seinen Werken freut Jehovah sich.
Er blickt die Erd' an und sie bebt,
Er rührt die Berg' an und sie rauchen.
Ich will Jehovah singen mein Lebenlang
u. s. w.

Goethe verdankt also die Anregungen zu seiner grandiosen Verherrlichung des Weltschöpfers und -Regierers zum guten Teil der Poesie des alten Testaments.

Ich glaube aber nachweisen zu können, daß ihm das Buch Hiob noch weitere Dienste tat, wo es sich um die Ausmalung der inneren Erlebnisse Fausts handelte. Mir scheint, als hätte der alte Text Goethe um die Jahrhundertwende noch längere Zeit im Ohre geklungen und als zeigten gerade die um jene Zeit zwischen 1797 und 1801 etwa entstandenen Szenen hie und da noch Anklänge daran. In diesen Jahren scheint ja, wenn wir die Entlehnungen aus dem damals von der Weimarer Bibliothek entliehenen Pfitzerischen Faustbuch zur Datierung verwenden dürfen, die Osterspaziergangsszene nach ältern Plänen ausgedichtet worden zu sein; zu ihr gehören dann als Einleitung die Endpartien jenes Osternacht-Monologs, der auf Fausts Selbstmordplan folgt.

Schon da spricht Faust, sehr gegen die Voraussetzungen der ursprünglichen Faust-Dichtung, in elegischen Tönen von einer entschwundenen, schöneren Jugendzeit voll ungetrübter Einheit mit dem Himmel, von dem er jetzt, wie die Pakt-Szene zeigt, so wenig wissen will. Noch deutlicher prägt sich das Bild seines früheren Lebens, wovon im »Urfaust« doch noch keine Rede war, in der großen Aussprache zwischen Faust und Wagner unmittelbar vor dem Auftreten des gespenstischen Pudels aus; und die Nachwirkung jener früheren Zeit, wo Faust im Verein mit seinem Vater mit reinem Willen, aber unzulänglichen Mitteln

[1]) Herders Werke (Suphan) XI 316.

Leben und Gesundheit seiner Mitmenschen zu erhalten und zu fördern suchte, malt sich in der erinnerungsreichen Anrede des alten Bauern, der sich durchaus nicht mit mißtrauischer Furcht oder mit höhnischer Überlegenheit dem Hexenmeister naht, wie das den Verhältnissen der ältern Dichtung viel mehr entsprechen würde, sondern jene höchste Ehrerbietung und Dankbarkeit zur Schau trägt, die nach Wagners, nicht neidlos bewundernder Schilderung allgemein dem großen Helfer entgegengebracht wird. Gewiß waren diese Szenen und Versreihen ihrem Gehalt nach durch die neuen Grundideen des Ganzen gegeben, wonach es galt, Gott seinen Liebling zu rauben. Aber die Darstellungselemente im einzelnen konnte Goethe sehr wohl von anderwärts entnehmen, ja wir müßten, wenn wir seine sonstige, gerade im Faust so deutlich zutage tretende Praxis kennen, einfach nach Quellen suchen, und das Volksbuch lieferte gerade hier kein konkretes Material in psychologischer Hinsicht, während von einer früheren ärztlichen Praxis des Helden die Rede ist. Nun finden wir aber gerade im 29. Kapitel des Buches Hiob eine Schilderung verwichener Glückszustände, die Goethes Phantasie unmittelbar befruchtet zu haben scheint.

Gerade dies Stück hat Herder im neunten Gespräch des angeführten Werks (XI, 423 f. Suphan) als »Bild des Glücks, der Tätigkeit und Würde eines morgenländischen Fürsten« zum Abdruck gebracht.

Man lese folgende Verse und die in Klammern dazugefügten Fauststellen.

»O wäre mir's, wie in den alten Zeiten,
In jenen Tagen, da noch Gott mein Schutzgott war! (Vergl. 769 ff.).
Da sein Licht helle schien mir überm Haupt,
Und ich an seinem Strahl durchs Dunkel ging.
Wie ich einst war in meinen Jugendtagen,
Da Gott in meinem Zelte saß zu Rat:
Da der Allmächtige bei mir war,
Und ringsher um mich meine Sklaven standen ......[1])
Ging ich aus meinem Haus' in die Versammlung,
Ließ auf dem Marktplatz meinen Teppich breiten;
Die Jüngling' sahn mich und versteckten sich, (Vergl. 1015 ff.).
Die Alten standen auf und blieben stehn;
Die Fürsten hielten ein in ihrer Rede (Vergl. 981 ff.).
Sie legeten die Hand auf ihren Mund:
Die Stimme der Ratführer war verstummt,
Die Zunge hing an ihrem Gaum.
Und welches Ohr mich hörte, pries mich glücklich (Vergl. 1011)
Und welches Aug' mich sahe, sprach mir bei:
Denn ich errettete den Armen, der da schrie, (Vergl. 993 ff.)
Das Waisenkind, das keinen Helfer fand.
Auf mich kam Segen des, der untergehen wollte ...
Ich war des Blinden Auge,
Des Lahmen Fuß war ich;
Ich war den Armen Vater,
Nahm mich der Rechtssach' auch des Fremden an....
Ich wählete für sie und saß als Haupt,
Als König wohnt' ich unter meiner Schaar,
Wie unter Traurigen der Tröster wohnt.«

Goethe hat also die Stimmungselemente der biblischen Erzählung beibehalten, aber auf die durch jene Notiz des Faustbuches gegebene Situation (Faust als Arzt des 16. Jahrhunderts) übertragen und dementsprechend die einzelnen Vorstellungen übernommen, verändert, ergänzt.

Die nachfolgende Begrüßung der untergehenden Sonne scheint freilich nicht so sehr von den Naturschilderungen des »Hiob« beeinflußt zu sein, die für den Prolog ausgeschöpft waren, als von *Ossians* Gesang an den Abendstern, der aber in demselben Werke Herders und zwar mitten in den hier angezogenen Abschnitten (zu Ende des 4. Gesprächs, XI, 299 f.) abgedruckt ist; ein Hymnus, der in ganz ähnlicher Weise wie Goethes Verse, mit den Vorstellungen von Hügel und Ebene, Fluß und Meer arbeitet.

Stärkere Einflüsse des »Hiob« scheint dann wieder die Paktszene zu verraten. Gleich der Anfang zeigt die Lebensmüdigkeit des Helden, die durch seine unendlichen Enttäuschungen begründet ist.

Auch Hiob erhebt im 7. Kapitel heftige Klagen über sein Geschick und wünscht sich den Tod. Man vergleiche folgende Versreihen miteinander. (Zugrunde liegt wieder Herders Übersetzung, XI, 356 f.)

Hat Sklavenleben nicht der Mensch auf Erden?	Nur mit Entsetzen wach ich morgens auf.
Sind nicht wie Tagelöhners seine Tage?	Ich möchte bittre Tränen weinen,
Wie sich der Sklave nach dem Schatten sehnet,	Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Der Tagelöhner seinen Lohn erwartet:	Nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht einen .... (v. 1554—56)
So sind mir zugefallen böse Monden,	Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Viel Kummernächte sind mir zugezählet.	Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Wenn ich mich niederlege, seufz' ich:	Auch da wird keine Rast geschenkt,
Wenn steh' ich wieder auf?	Mich werden wilde Träume schrecken .... (v. 1562—65)
Und lange dehnt sich mir die Nacht,	
Und werde banger Träume satt,	

[1]) Auch daß Faust von Hause aus einiges Vermögen besitzt oder besaß, ist eine Voraussetzung der neuen Dichtung (v. 680), jedenfalls ein Zug, worauf nach Vers 374 »Auch hab ich weder Gut noch Geld« nicht ohne weiteres zu schließen war.

Bis wieder Morgen dämmert......	
Sprech ich: Mein. Bette soll mich trösten,	
Mein Lager mir Erquickung sein:	
O so zermalmst du mich mit Träumen	
Mit Nachtgesichten schreckest du mich auf;	
Daß meine Seele lieber Tod sich wünschte,	Und so ist mir das Dasein eine Last,
Den Tod für dies Gebein.«	Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt. (v. 1570 f.)

Und wenn Hiob in seinem Schmerz nicht bloß den Tag seiner Geburt verwünscht, sondern alles, was ihm der Tag gebracht hat, in finstre Nacht verschlungen sehen möchte, so hat diese hochpoetische, ebenfalls von Herder (XI, 264) eigens ausgehobene und erklärte Stelle auf den großen Fluch Fausts hinübergewirkt, auf den der Geisterchor antwortet: »Weh, weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt« u. s. w. (Vergl. Vers 1583—1610).

Auf den Pakt selber müssen wir noch mit ein paar Worten eingehen. In der Wette des Prologs ist von Fausts Seele die Rede, die der Böse noch bei Lebzeiten des Helden für immer an sich zu ketten hofft, die er auf seinem Wege mitherabführen möchte. Davon kann er natürlich aus praktischen Gründen Faust nichts verraten und als dieser auf die Gegenbedingung dringt, stellt er die enge Verbindung mit dem Helden als ein gegenseitiges Dienstverhältnis dar, wie es harmloser kaum gedacht werden kann. Natürlich glaubt auch Goethe selbst nicht an den »alten bösen Feind«, obwohl er nicht unterläßt, uns darauf aufmerksam zu machen, daß solcher Diener Gefahr ins Haus bringe. Aber jedenfalls ist auch bei ihm der Teufel nicht der Vergewaltiger, ja nicht einmal, wenigstens nicht in dieser Phase der Dichtung der Verführer des Helden, sondern der poetische Exponent einer Tendenz seiner Seele. Im ähnlichem Sinne nun hatte Herder selbst den Satan des Hiobbuches charakterisiert; XI, 312 wendet er sich gegen die Ableitung der Sage aus persischen Vorstellungen: »Das schießt sehr fern vom Ziele. Der chaldäische Satan ist Ormuzd entgegen, die primitive Ursache alles Bösen. Nicht einmal dem Typhon der Ägypter oder dem, was die Alten den bösen Genius eines Menschen nennen, möchte ich diesen Satan vergleichen; er ist nichts als Gerichts-Engel Gottes, ein Bote zur Ausforschung, zur Züchtigung, zur Strafe.«

Daß bei alledem Fausts Seele in dieser Gesellschaft in die höchste Gefahr gerät, ist klar. Mephistophels scheint mir darauf hinzudeuten, indem er die Unterschrift des Pakts mit Blut verlangt: »Blut ist ein ganz besonderer Saft«. (V. 1740). Die Erklärung gibt Herder in eben jener Schrift mit seinen ausführlichen Auseinandersetzungen über die mythologische Bedeutung des Bluts, insbesondere über das Rache von Gott heischende Blut des Ermordeten, das Blut, »in das man lange die lebendige Seele des Menschen setzte«. (XI, 384). Und gerade auf die Seele des lebenden Faust kommt es ja dem Bösen an, wie der Prolog beweist. (V, 318 ff.)

Daß die Stelle auf Herder zurückgeht, scheint mir um so sicherer, als auch die erregte Frage Fausts nach dem Material, worauf sein Pakt geschrieben werden solle, in merkwürdiger Übereinstimmung mit einer von Herder ausgehobenen Stelle aus dem 19. Hiob-Kapitel steht. (Vergleiche Herder XI, 425 und Faust Vers 1730 ff.).

»Ach! Daß mein Wort jetzt aufgeschrieben würde,	Was willst du, böser Geist von mir?
Daß es gezeichnet würde in ein Buch!	Erz, Marmor, Pergament, Papier?
Daß es in Eisenschrift, in Blei,	Soll ich mit Griffel, Meißel, Feder schreiben?
Daß zum Andenken es in Fels gegraben würde.«	Ich stelle jede Wahl dir frei.

Bis in unsichere Details hinein möchte ich die Parallelisierung nicht treiben; aber ich denke, daß die Fülle der beigebrachten Übereinstimmungen den Leser von der wirklichen, weitergehenden Benutzung des Buches Hiob in Herders Bearbeitung durch den Dichter des Faust überzeugt habe.

Schiller in Goethes Tagebüchern.

Ausgezogen von *Paul Pirker.*

III*).

1800.

März 8. Nach Tisch bey Schiller.
9. Nachmittag zu Schiller,

März 11. Zu Hofr. Schiller.
19. Epigramme corrigirt. Mittag bey Durchl. der Herzogin Mutter, gegen Abend bey Schiller.
31. Nachmittag Schiller.

April 3. Journal der Romane. Walpoles Schriften 1ter Band. Nach Tische Herr Hofr. Schiller. Über

*) Vergl. Chronik, XIX. 45 f., XX. 1 ff.

Maria, Macbeth, italiän. Gegenden, antike Amphitheater pp.
8. Mittag Wieland und Schiller. Bury.
12. Mittag Wieland, Schiller, Herder, Bury.
15. Zu Tische Geh.R. Voigt H.R. Schiller Meyer von Bremen Harbauer von Zweybr.
17. Abend Conzert. 2 Jagemann Herder. Geh. R. Voigt Ackermann Reg Voigt 2. Amrung. Wolzogen 2 Schiller 2
22. Abends Hr. Hofr. Schiller; Schellings Darstellung des Idealismus.
24. Mittags gegenüberstehende. Hr. G.R. Voigt. L C.R. Rühlemann. Hr. Vicepräs. Herder. Hr. RR. Osann. Hr. K.R. Ridel. Hr. C.R Bertuch. Hr. H.R. Schiller. Hr. Loder. Hr. Gualteri. Abends Schiller.
25. Zum Conzert. Durchl. Prinzess. Fr. v Bechtolsheim Frl. v. Knebel Fr. v. Stein Frl. v. Riedesel Fr. v. Imhof Frl. v. Imhof Hr. und Fr. v. Wolzogen Hr und F v Löwenstern Frl v Löwenstern Hofr Schiller und Frau Reg R. Voigt und Frau.
28. Von Weimar abgegangen. Kamen nachmittags gegen 4 Uhr hier an. [In Leipzig].

Mai 16. Von Leipzig zurückgekommen.
17. Abends Macbeth.
25. Mittags Gäste. R.R. Voigt und Frau. D. Herder und Frau. Hr. Cotta und Frau. Hr. H. Schiller und Frau. R. Schlegel.
26. Abends nach Ettersburg zu Schiller.
27. Früh von Ettersburg zurück.
28. Abends die Räuber, spielte Mad. Haßloch die Amalia.

Juni 3. Abends bey Schiller, welcher von Ettersburg zurückgekommen war.
8. Nachmittags mit Herrn Hofr. Schiller spatzieren, dann mit ihm zu Nacht gegessen.
12. Abends war Hr. Hofr. Schiller bey mir.
14. Abends Maria Stuart zum erstenmal.
15. Abends war Hr. Hofr. Schiller bey mir.
16. Abends Maria Stuart zum zweytenmal.
21. Nachmittag zu Schiller mit ihm in den Garten.
22. Früh über den Aufsatz zum Damenkalender nachgedacht. Bibliotheque des Romans: Mittag in der Stadt. Hr. Geh. R. Voigt und Hofr. Schiller zu Tische.
24. Abends mit Hrn. Hofr. Schiller, Meyer und Bury zu Nacht gespeist.
29. Abends mit Schiller über die natürliche Tochter.
30. Abends Schiller.

Juli 2. Promenade mit Schiller.
3. Abends Schiller über das Mädchen von Orleans.
6. Zu Mittag Prof. Döll, Schiller und Bury zu Tische. Nachmittag über Gegenstände der Kunst, sodann den franz. Vergil.
8. Abends Hr. Hofr. Schiller, fernere Bearbeitung des Mädchen von Orleans.
9. Abends Schiller, mit demselben spatzieren. De la littérature von Frau von Stäel.
14. Abends Schiller über griechische und moderne Tragödie.
19. Die vergangene Woche vorzüglich mit dem Schloßbau zugebracht. Die Abende mit Schiller.
20. Nachmittag Schiller. Abends über die Sammlung von Theaterstücken.
21. Abends Hofr. Schiller.
22. Nach Tische nach Jena.

August 4. Früh nach Weimar. Varia. Schiller Pythagoräisches ☐
8. Abends Schiller.

Sept. 3. Nach Tische nach Jena.
6. Früh nach Weimar.
12. [Brief an] Hrn. Hofr. Schiller. Etwas über Helena.
16. An Hrn. Hofr. Schiller. Den Humboldtischen Brief an denselben eingeschlossen.
21. Kamen Schiller und Prof. Meyer bey Griesbach zu Mittage. Ging abends wieder fort.
28. Dem Hrn. Hofr. Schiller [geschrieben]. Propyläen betreffend. ... Hrn. Registr. Vulpius. Bitte, die verlangten Bücher aus meiner Bibliothek an Hrn. Hofr. Schiller abzuliefern. Hermann de metris, die griechische Hallische Grammatik, Hederichs griech.-lat. Lexikon.
30. Hrn. Hofr. Schiller. Dank für den Beitrag zu den Propyl. Humboldts Agamemnon und Aufsatz über den Trimeter.

Okt. 3. an Hrn. Hofr. Schiller.. Anzeige meiner morgenden Abreise. [von Jena.]
4. Früh 9 Uhr von Jena ab. Nachmittag Conferenz mit Hrn. Hofr. Schiller und Prof. Meyer über die Concurrenzstücke und Preisaufgabe.
7. Abends Herr Hofr. Schiller.
9. Abends Hr. Hofr. Schiller. Hirts Beschreib. von Burys Bild.
11. Frühstück und Mittag 17 Personen. [Darunter befanden sich] Herr Hofr. Schiller und Frau.
31. Mittag bey Durchl. der Herzogin Mutter. Abends Theatral. Fest daselbst, sodann mit Herrn Hofr. Schiller in die Redoute.

Nov. 2. Nachmittag an Faust fortgefahren. Abends Hr. Hofr. Schiller
8. Abends Maria Stuart.
14. Früh 9 Uhr von Weimar ab nach Jena.
18. An Herrn Hofr. Schiller. An Dem. Chr. Vulpius. Alt und neu Athen von Guilletiere.
21. War Hofr. Schiller mit Prof. Meyer hier.
24. Depesche von Hrn. v. Wolzogen wegen Thourets. Solche zurückgesandt mit der Nachricht ins Haus wegen meiner Abreise.

Dec. 12. Nachmittag nach Jena.
16. Briefe nach Weimar... Schiller wegen Tancred, Iphigenia u. s. w. NB. Erasmus Francisci Höllischer Proteus. Beckers bezauberte Welt.
22. Hrn. Hofr. Schiller. Mit dem Triumphbogen.
30. Mittag bey Hof. In der Probe von der Schöpfung sodann im Palais. Abends Hr. Hofr. Schiller.
31. Abends Hr. Hofr. Schiller und Prof. Schelling zum Abendessen.

1801.

Jan. 4. Mittag Gesellschaft, als: Hr. Hofr. Wieland, Hr. G. R. Voigt, Hr. H.R. Schiller, Hr. Prof. Schelling, welcher Gesellschaft ich aber, wegen meines vermehrten Katarrhs nicht beywohnen konnte.
5. Brachte ich meistens den ganzen Tag im Bette zu. Besuchten mich Serenissimus und Hr. H.R. Schiller.
17. Waren Hr. G.Hofr. Loder und Hr. G.Hofr. Stark, ferner Hr. G.R. Voigt und Hr. H.R. Schiller bey mir.
19. H. Hofr. Schiller. Herder. Durchl. der Herzog.

Jan. 20. Brandes 3ter Band. Abends Hr. Hofr. Schiller.
21. Herr Kammerherr v. Einsiedel und Hr. Hofr. Schiller.
22. Abends Conzert vom Kapellmeister Kranz, Dem. Matiegżek, Dem. Benda. Hr. v. Mellish, Hr. Hofr. Schiller.
23. Serenissimus und Hr. Hofr. Schiller.
25. Abends Hr. Hofr. Schiller.
27. Abends Durchl. die Herzogin Amalia, Fräul. v. Wolfskeel, Hr. K.Hr. von Einsiedel, Hr. Hofr. Schiller.
28. Gegen Abend Hr. Hofr. Schiller. Abends am Theophrast.
29. Rolle der Amenaide mit Dem. Caspers durchgegangen. Abends aus der Probe Hr. Hofr. Schiller.
30. Aus der Probe Hr. Hofr. Schiller. [Goethe war seit anfangs des Monats wegen Krankheit genötigt, das Zimmer zu hüten.]
31. Verschiedene franz. Schauspiele und des Cousin Jacques Dict. Neologique. Einige Briefe. Abends Aufführung des Tancreds; nach dem Schauspiel Hr. Hofr. Schiller.

Febr. 1. Nachmitt. R.C. Seidel. Seckendorf. Hr. H. Schiller.
2. Abends Hr. Hofr. Schiller auf kurze Zeit. Ich schlief dann ein wenig und las nach Tische in den Erzählungen des Cervantes.
3. Mittag mit Hrn. Hofr. Schiller spatzieren.
4. Gegen Abend H. Hofr. Schiller und Hr. G. R. Voigt.
5. Gegen Abend Hr. Hofr. Schiller mit Prof. Niethammer.
6. Abends Hr. H.R. Schiller.
8. gegen Abend Hr. Hofr. Schiller, über dessen neues Stück.
11. Um 6 Uhr [Abends] Hofr. Schiller. Vorlesung der 3 ersten Acte.
17. Früh Faust. Abends Hr. Hofr. Schiller.
21. Abends Vorstellung von Tancred. Hr. Prof. Schelling und Hr. H. Schiller speisten zu Nacht bey mir.
22. Abends Hr. Hofr. Schiller.
27. Abends Thee: Fräul. v. Imhof, Herr und Fr. Hofr. Schiller, Hr. Geh.R. Voigt, blieben zum Abendessen.

März 1. Nach Mittag bey Hrn. Hofr. Schiller. Abends Theegesellschaft: Hr. Leg.R. Bertuch, Hr. Hamilton Irrländer, Hr. K.Hr. v. Mellish, Hr. Hofr. Schiller.
11. An Hrn. Hofr. Schiller nach Jena.
13. Nachmittag in die Probe von Piccolomini.
14. Briefe. An Hrn. Hofr. Schiller.
18. Brief an Hrn. Hofr. Schiller nach Jena nebst zwey Büchern.
20. Nachmittag Probe von Wallenstein.
21. Abends in Wallenstein. Brief an Hrn. Hofr. Schiller.

April 21. Abends Schiller und Wieland.
22. Nach Roßla.
28. Nathan an Hofk.R. Kirms mit der Austheilung. Briefe an Herrn Hofr. Schiller.
29. Preisaufgabe die Stufen der Cultur betr.
30. Zurück nach Weimar.

Mai 11. Abends im Garten mit Schiller.
12. Früh im Schloß mit Genz. Abends im Garten mit Schiller Neue Darstellung Schillings Zeitschr. für speculative Phisic. II B. II Heft.
16. Wallenstein. Abends zu Tische bey Hrn. Hofr. Schiller.
17. Gegen Abend mit Schiller auf dem Vauxhall.
18. Abends Hr. Hofr. Schiller.
22. Abends Hr. Hofr. Schiller.
27. Früh 6 Uhr nach Jena abgereist.
30. Früh nach Weimar. Abends im Schauspiel.

Juni 2. Abends Hr. Hofr. Schiller.
5. Abreise von Weimar nach Pyrmont.

Aug. 30. Von Gotha nach Weimar.

Sept. 20. Abends Dem. Malcolmi. Rolle der Elisabeth.
21. Mittag bey Hofe. Maria Stuart. Mad. Unzelmann.
27. Mittag Hr. Hofr. Schiller und Hr. Hofr. Wieland zu Tische.
28. Abends bey Hrn. Hofr. Schiller.

Okt. 2. Abends Leseprobe von den Brüdern. Hr. Hofr. Schiller.
5. Abends Hr. Hofr. Schiller.
11. Nachmittag mit Hrn. Hofr. Schiller spatzieren gefahren. Abends Doctor und Apotheker.
13. Abends Probe von den Brüdern.
18. Früh bey Sereniss., sodann nach Jena.
23. Abends Probe von den Brüdern.
24. Abends Vorstellung von den Brüdern.
29. Abends Probe von Nathan der Weise.

Nov. 10. Nachmittag von Jena ab nach Weimar.
12. Abends Hr. Hofr. Schiller.
13. Abends Hr. Hofr. Schiller.
20. Abends Theegesellschaft: Hr. G.R. Voigt, Hr. Prof. Gentz, Hr. Kriegsr. Gentz, Hr. H.R. Schiller, Hr. H.R. Wieland, H. Pr. v. Herder. Zu Tische Hr. H.R. Schiller.
21. Abends bey Hrn. Hofr. Schiller.
27. Nachmittag Hauptprobe von Nathan. Abends Hr. Hofr. Schiller.
29. Abends Theegesellschaft: Hr. Kriegsr. Gentz, Hr. Prof. Gentz, Hr. Leg.R. Weyland, Hr. R.R. Voigt und Fr., Hr. H.R. Schiller und Fr., Dem. Jagemann, Hr. Rath Kraus.

Dec. 17. Mittag mit Hrn. Hofr. Schiller spatzieren gefahren.
21. Mittag spatzieren gefahren. Abends die Brüder und Wallensteins Lager.
23. Mittag mit Hrn. Hofr. Schiller spatzieren gefahren.

1802.

Jan. 3. Abends Hr. Hofrath Schiller.
6. Abends einige Gäste: Hr. G.R. Voigt, Hr. R.R. Voigt und Frau, Hr. K.H. v. Wolzogen und Frau, Hr. H.R. Schiller und Frau, Hr. Coll. R. v. Beck.
7. Abends Hr. Hofr. Schiller.
10. Abends Hr. Hofr. Schiller.
12. Abends Probe von Turandot.
16. Hr. Hofr. Schiller zu Tische.
17. Nach Jena.
19. Iphigenie an Schiller mit Brief.
22. Nachmittag Briefe nach Weimar. ... Hrn. Hofr. Schiller. Mit dem Indianischen Gedicht.
28. Früh 9 Uhr von Jena ab nach Weimar. Abends Probe von Turandot.
30. Abends Turandot.
31. Abends Hr. Hofr. Schiller.

Febr. 3. Abends Turandot.
4. Abends Hr. Hofr. Schiller. Vorlesung der Meyer. Kunstgeschichte des 18ten Jahrhunderts.
7. Abends Herr Hofr. Schiller.
8. Früh nach Jena.
19. [Brief an] Hrn. Hofr. Schiller.
21. Früh halb 8 Uhr mit Loder von Jena ab nach Weimar. . . . Abends Hr. Hofr. Schiller.
24. Mittag einige Gäste: Hr. Zelter, Hr. J. R. Hufeland Hr. Hofr. Schiller, Hr. P. Gentz. Abends Comödie, sodann bey Hrn. Hofr. Schiller zu Tische.
25. Mittags Hr. Zelter, Hr. v. Einsiedel, Hr. H. Schiller, Hr. Hufeland. . . . Abends Zelter, Schiller.
26. Mittags Zelter, Schiller.
28. Abends Hr. Hofr. Schiller.

März 4. Um 12 Uhr nach Jena.
9. An Hrn. Hofr. Schiller. [Brief]
16. An Hrn. Hofr. Schiller. [Brief]
22. Nach Weimar zurück.

April 3. Abends Gesellschaft: Hr. und Fr. Hofr. Loder, Hr. und Fr. Frommann, Prof. Gentz, Hr. und Fr. Hofr. Schiller, Hr. Hofkam.R. Kirms.
19. Gegen Abend bey Hrn. Hofr. Schiller.
23. Gegen Abend Probe von Turandot.
26. Nach Jena.

Mai 4. An Hrn. Hof.R. Schiller. [Brief].
5. An Hrn. Hofr. Schiller, [Brief].
9. Hrn. Hofr. Schiller [Brief] mit Athenor.
11. An Hrn. Hofr. Schiller. [Brief]
15. Früh von Jena zurück. Abends Iphigenie, sodann Hr. Hofr. Schiller.
19. Von Weimar auf Lauchstädt früh um 4 Uhr abgefahren.
27. Von Lauchstedt auf Weimar.
29. Mittag Hofr. Schiller und Cotta. Abends Vorstellung von Alarcos.

Juni 5. Um 10 Uhr nach Jena ab.
12. Abends von Drakendorf zurück nach Jena und von da nach Weimar.
13. Abends Hr. Hofr. Schiller. Vorlesung vom Vorspiel. [Zur Eröffnung des Lauchstädter Theaters.]
27. Vorspiel wiederholt und die Brüder. [Aufgeführt in Lauchstädt.]

Juli 2. Mittag bey Dr. Stark in Klein-Lauchstädt. Familie von Reichardt. Wallenstein.
8. Mittag in Klein-Lauchstädt bey Dr. Stark. Abends Turandot.
9. Nach Halle.
17. Abends nach Giebichenstein.
25. Abends 9 Uhr zu Hause in Weimar.
26. Früh Tancred durchgesehen. Nachmittag Hr. Hofr. Schiller, sodann spatzieren.

Aug. 3. Früh 10 Uhr nach Jena.
10. [Brief an] Hrn. Hofr. Schiller wegen dem Vorspiel.
17. An Hrn. Hofr. Schiller. Nachricht von meinen hiesigen Arbeiten und Zuständen.
27. Abends nach Weimar.

Sept. 8. Bey Hrn. Hofr. Schiller.
20. Mittag bey Hrn. Hofrath Schiller. Abends desgl.
21. Mittag waren Humboldts und Schillers bey mir zu Tische. Abends obige Personen.
22. Bey Hrn. Hofr. Schiller zu Tische.

Oct. 12. Nach Jena.
15. Von Jena zurück.
17. Nach Jena.
23. Früh von Jena ab. Abends im Theater.
24. Abends Hr. Hofr. Schiller.

Nov. —

Dec. —

1803.

Mai 15. Mittag zu Tische: Hr. Hofr. Schiller, Hr. Prof. Schelling pp. Nach Jena.

Juli 22. Hofr. v. Schiller spaziren. Anlage von Tell.
23. Götz. Bey Hofe. Prinz v. Schwerin. Schiller. Über Organisation. Dann über Götz. bes. d. 5ten Act.
24. Schiller. Constr. von Tell.
27. Abends mit H. Schiller spazieren. Viel von den Lauchstedter Abentheuern.
28. Briefe. An Zelter mit 1 Stück über die griechischen Chöre. . . . Abends Schiller. spatzieren. Über den Chor pp.

Aug. 3. Abends Hr. Hofr. von Schiller.
7. nach Jena gefahren.
11. Früh von Jena ab. . . . Abends Hr. Hofr. v. Schiller. Über die Jenaischen Veränderungen.
14. Abends Schiller und Meyer.
16. Gegen Abend mit Hrn. Hofr. v. Schiller spatzieren gefahren.
19. Zu Tische Schiller und Meyer.
21. Mittag mit Eisert. Münzen. Prof. Meyer. Hofr. Schiller Köhlers Münzbelustigungen.
23. Mittag Bekenntnisse einer Giftmischerin. Verschiedenes zum Botanischen Museum.
28. Hofr. Eichstedt wegen der Litteraturzeitung. . . . Abends spät Schiller über jene Angelegenheit.
29. Abends Schießhaus. Hofr. Schiller.
30. Abends im Wallenstein.
31. Früh Geschichte bezüglich die Litterat. Zeitung. Mittag zu Hause. Nachmittag Thibaut, mit ihm spatzieren gefahren. Abends derselbe mit Schiller.

Sept. 1. Academische Händel. Bey Geh.R. Voigt daselbst Niethamer und Göpfert dann zu Schiller daselbst Niethammer.
3. Früh Academica betreffend; mit Herrn Hofr. v. Schiller spatzieren, auf dem Theater mit den neuen Schauspielern.
4. Mittags Gäste: Fernow und Gesellschafter, v. Schiller, R. Kraus und Prof. Meyer.
5. Abends mit Fernow bey Hrn. Hofr. v. Schiller, nachher Münzbelustigung.
14. Abends Leseprobe von Julius Cäsar. Zu Schiller der nicht wohl war.
20. Früh Ausstellung vorbereitet, bey Hofr. v. Schiller.
22. Abends Schiller. Probe Jul. Cäsar.

Oct. 8. Vorstellung von Julius Cäsar. Herr Prof. Fernow und Hr. Hofr. Schiller, Abends zu Tische.
21. Abends Herr Hofr. v. Schiller.
25. Schlözers Leben. Gegen Mittag mit Hofrath von Schiller spatzieren gefahren. Abends Academie.
28. In den französischen Kleinstädtern, sodann bey Hrn. Hofr. v. Schiller zu Tische.
31. Abends bey Schiller. Tell. Faust. Philosophica.

Nov. 1. Von Weimar ab.
12. Von Jena ... zurück. Abends in Maria Stuart.
16. Abends bey Hrn. Hofr. v. Schiller.
19. Zu Hrn. Hofr. v. Schiller.

Nov. 20. Abends Punschgesellschaft: Hr. Hofr. v. Schiller, Hr. Falk, Hr. P. Meyer, Hr. und Dem. Brandt, Demois. Silie, Hr. Grüner, Hr. Wolff, Hr. Ehlers, Hr. Destouches pp.
24. Nach Jena gefahren.
Dec. 2. An Hrn. Hofr. v. Schiller, W.[eimar].
13. [Brief an] Hrn. Hofr. v. Schiller.
16. [Brief an] Fr. Hofr. v. Schiller, durch einen Expressen.
19. An Frau Hofr. v. Schiller.
20. An Frau Hofr. Schiller.
24. Früh von Jena ab. Mittag Fr. v. Stael, Hr. und Fr. Hofr. v. Schiller und Hr. Hofr. Stark zu Tische, wozu Serenissimus kamen.
25. Abends bey Hrn. v. Schiller.
29. Abends Hr. Hofr. v. Schiller.

1804.

Jan. 3. Brachte ich den ganzen Tag im Bette zu. Abends Hr. Hofrath v. Schiller.
7. Abends Besuch von Hrn. Hofr. Wieland und von Schiller.
15. Abends Hr. Prof. Meyer und Hr. Hofr. v. Schiller. Münzwesen betrachtet.
17. Philostrat.
27. Abends Constant, nachher Hr. Hofr. v. Schiller.
31. Abends Hrn. Hofr. v. Schiller.
Febr. 3. Mittag die Herren Geh. R. Voigt, R.R. Voigt, Hr. Hofr. v. Schiller, Hofr. v. Müller, G.Ass. R. Thon, Pr. Meyer.
5. Abends Hr. Hofr. v. Schiller.
9. Abends Hr. Hofrath v. Schiller.
Febr. 25. Götz v. Berlichingen. Gegen Abend Serenissimus, mit demselben im Theater, sodann bey Hrn. Hofr. v. Schiller.
März 1. Nachmittag Probe von Wilhelm Tell.
4. Abends einige Theile von Tell.
11. Abends Hr. Hofr. v. Schiller.
15. Nachmittag Probe von Tell.
16. Nachmittag Hauptprobe von Tell.
17. Abends Aufführung vom Tell.
20. Abends bey Hrn. H. v. Schiller.
24. Abends im Tell.
25. Mit Hrn. Hofr. v. Schiller spatzieren gefahren. Abends bey Hrn. Hofr. v. Schiller.
31. Mit Schiller spaziren gefahren.
April 3. Abends Schiller.
6. Abends Probe Mackb.
Juni 17. Abends Schiller.
19. Abends im Garten. Mit Schiller spazieren.
22. Abends nach Jena mit August.
Juli 7. Abends von Jena ab
8. Abends Schiller.
16. Abends mit Schiller in Tiefurt. [An] Zelter Berlin. Aufsatz über die Musick. Brief von mir und Schiller. Gemsjägerlied.
25. Nach Jena. [Brief an] v. Schiller mit der allgemeinen Zeitung.
Aug. 5. An Schiller mit Zelters Briefen.
Oct. 10. Tell. [Aufführung].
Nov. 21. Philostrat.

1805.

Jan. 2. Abends bey Schiller 3 Ackte der Phädra.
Febr. 25. Rameaus Neffe. Durch Hrn. Hofr. v. Schiller nach Leipzig.

Goethe

nach der Natur gemalt von *Heinrich Kolbe.* Bromsilber-Kopie der Neuen Photographischen Gesellschaft Berlin-Steglitz.

Unter den zahlreichen Naturaufnahmen von Goethes Bildnis, die infolge des Aufschwunges der Reproduktionstechnik in den letzten Jahrzehnten weite Verbreitung gefunden haben, fehlte bisher ein Typus, der von dem Maler Heinrich Kolbe aus Düsseldorf in den Jahren 1822—1826 geschaffene, den Zarncke mit den Worten charakterisiert: »Es ist eines der besten Bilder, die wir von Goethe haben, wahrhaft bedeutend aufgefaßt«. Manchem unserer Leser dürfte noch das über zwei Meter hohe, die ganze malerisch mit dem Mantel drapierte Figur in Lebensgröße mit dem Vesuv im Hintergrunde darstellende Gemälde aus der Universitäts-Bibliothek in Jena in Erinnerung sein, welches die Abteilung »Weimar« der Wiener Musik- und Theaterausstellung des Jahres 1892 beherrschte.

Kolbe hat dieses Werk mehrere Male als Brustbild wiederholt[1]). Es ist ein besonderes Verdienst der Neuen Photographischen Gesellschaft Steglitz-Berlin, daß sie eines dieser lebensgroßen Brustbilder, das gleichfalls in der Musik- und Theaterausstellung zu sehen war (Katalog Nr. 806) und das heute noch im Besitze des Enkels jenes Mannes ist, dem es seinerzeit August von Goethe zum Geschenk gemacht hat, in einer sehr guten Bromsilber-Kopie (Bildfläche 48:59 *cm*) zum Preise von 6 Mk. in den Handel bringt. Unstreitig der beste Kenner der Goethe-Bildnisse unter den Lebenden, der verdienstvolle Direktor des Goethe-National Museums Dr. Ruland, schreibt an die Neue Photographische Gesellschaft: »Kolbe hat diesen Goethe von 1826 mehrmals wiederholt; da das von Ihnen veröffentliche Exemplar in der unverkennbar echten Handschrift Kolbes den Vermerk trägt *„ad nat.“*, nach dem Leben, so wird es wahrscheinlich dasjenige sein, zu dem Goethe gesessen hat«.

[1]) Vgl. Rollet, Die Goethe-Bildnisse, S. 218 ff., Zarncke, Kurzgefaßtes Verzeichnis Nr. 42.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortlicher Redakteur:
Dr. Rudolf Payer von Thurn,
IV/1, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
DES
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint 6mal jährl. im Umfang von je 8 S.
Vereins-Kanzlei:
I., Eschenbachgasse Nr. 9.
Beiträge werden an den Redakteur erbeten.

XX. Band. Wien, 15. Oktober 1906. Nr. 4.

INHALT: Goethe-Abende. — Das Goethe-Denkmal in Franzensbad von Alois John (Eger). Goethe-Festschrift aus Anlaß der Enthüllung des Goethe-Denkmals in Franzensbad von Alois John. — Erinnerungen aus Eger 1825 von Joh. B. Rupprecht. — Goethe-Bibliographie von Arthur L. Jellinek.

GOETHE-ABENDE:

NOVEMBER 1906:
Regierungsrat Dr. Eugen **Guglia:**
Goethe und Jakob Burkhardt.

27. NOVEMBER 1906:
Prof. Dr. Eduard **Castle:**
Das Urbild Dorotheens.

28. DEZEMBER 1906:
Prof. Dr. Artur **Petak:**
Goethes Einfluß auf Grillparzers Lyrik.

JÄNNER 1907:
Dr. Rudolf **Payer** von **Thurn:**
Der Stoff der »Bürgschaft« im Drama.

FEBRUAR 1907:
(Wird später bekannt gegeben.)

MÄRZ 1907:
Univ.-Professor Dr. Oskar F. **Walzel** (Bern):
Thema vorbehalten.)

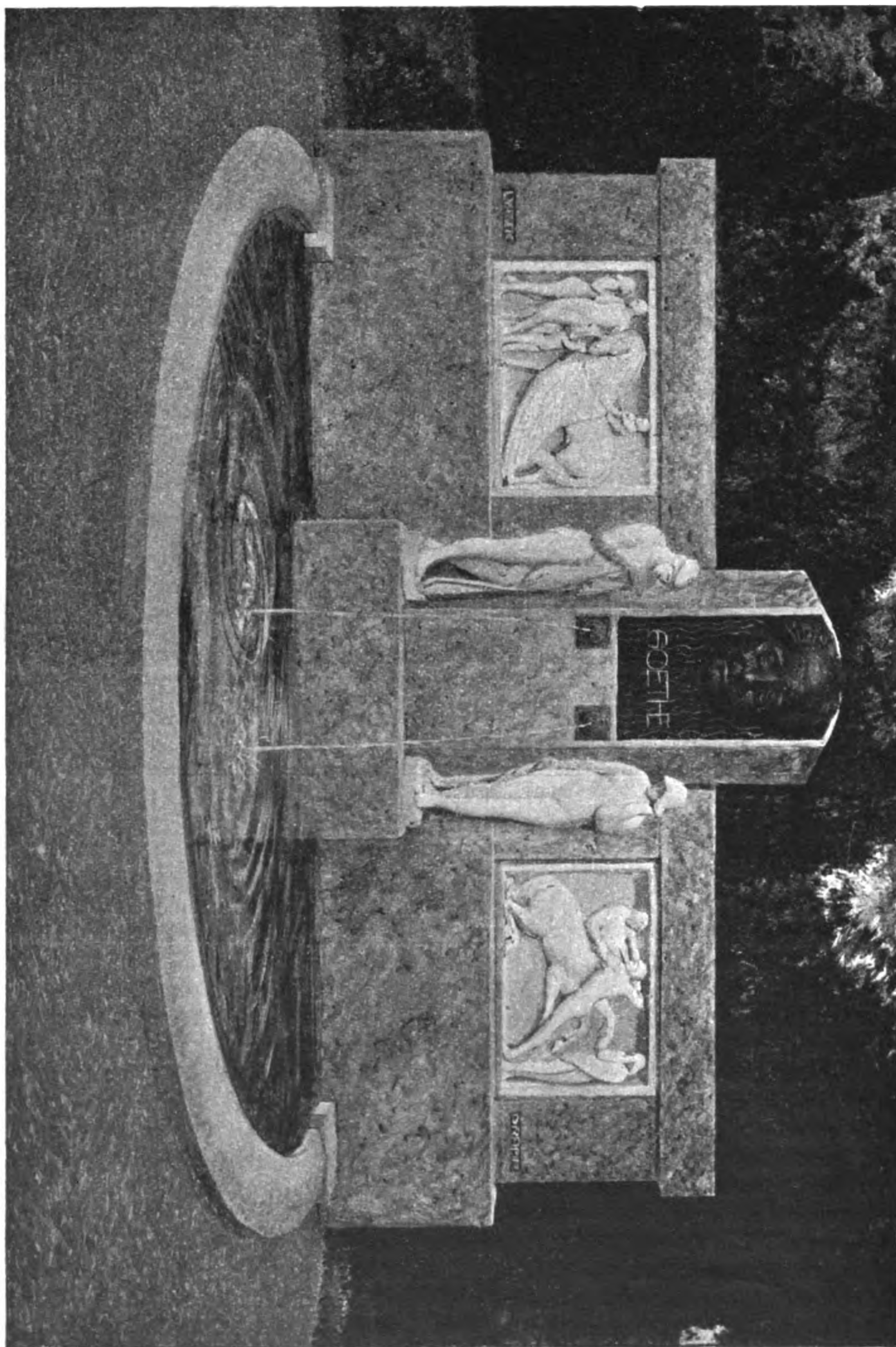
Das Goethe-Denkmal in Franzensbad.

Von *Alois John, Eger.*

Der 9. September d. J. war ein festlicher Tag für die reizende Badestadt des Egerlandes. Galt es doch Goethe, den berühmten Kurgast, den Freund der Franzensquelle, den Entdecker des nahen vulkanischen Kammerbühls, durch die Enthüllung eines wahrhaft künstlerischen Denkmals zu feiern und damit sein Andenken für alle Zeiten mit dem Namen Franzensbad zu verbinden. Reich verstreut sind heute im ganzen westlichen Böhmen Gedenktafeln und Gedenksteine, welche Goethes Spuren festhalten, wahrhaft künstlerische Denkmäler aber tragen auf diesem goethegeweihten Boden nur zwei Städte: Karlsbad, und seit 9. September 1906 die Kurstadt Franzensbad.

Die Geschichte des Goethe-Denkmals in Franzensbad ist schon einige Jahrzehnte alt. Schon im August 1883, also vor 23 Jahren, erschien ein Aufruf zur Errichtung eines Goethe-Turmes auf dem von Goethe so oft besuchten problematischen Kammerbühl, der zugleich als Aussichtswarte und als landschaftliche Verschönerung dienen sollte [1]). Die Sammlungen für dieses Projekt beliefen sich auf 6000 K und drohten im Laufe der Jahre gänzlich zu versiegen. Der Initiative des gegenwärtigen Herrn Bürgermeisters von Franzensbad, k a i s. R a t e s G u s t a v W i e d e r m a n n, war es zu danken, daß die Goethe-Denkmalidee in den letzten Jahren zu neuem Leben erwachte. Das neugebildete Goethe-Komitee, bestehend aus dem Herrn kais. Rat G. Wiedermann, Sanitätsrat Med.-Dr. Dießl, kais. Rat Dr. Georg Habermann, Dr. v. Krobshofer, k. k. Notar, Schriftsteller Alois John und Karl Hübner, beschloß von dem Kammerbühlprojekt vorläufig abzusehen, die Errichtung eines Denkmales in Franzensbad selbst anzustreben und zu diesem Zwecke mit der »Gesellschaft zur

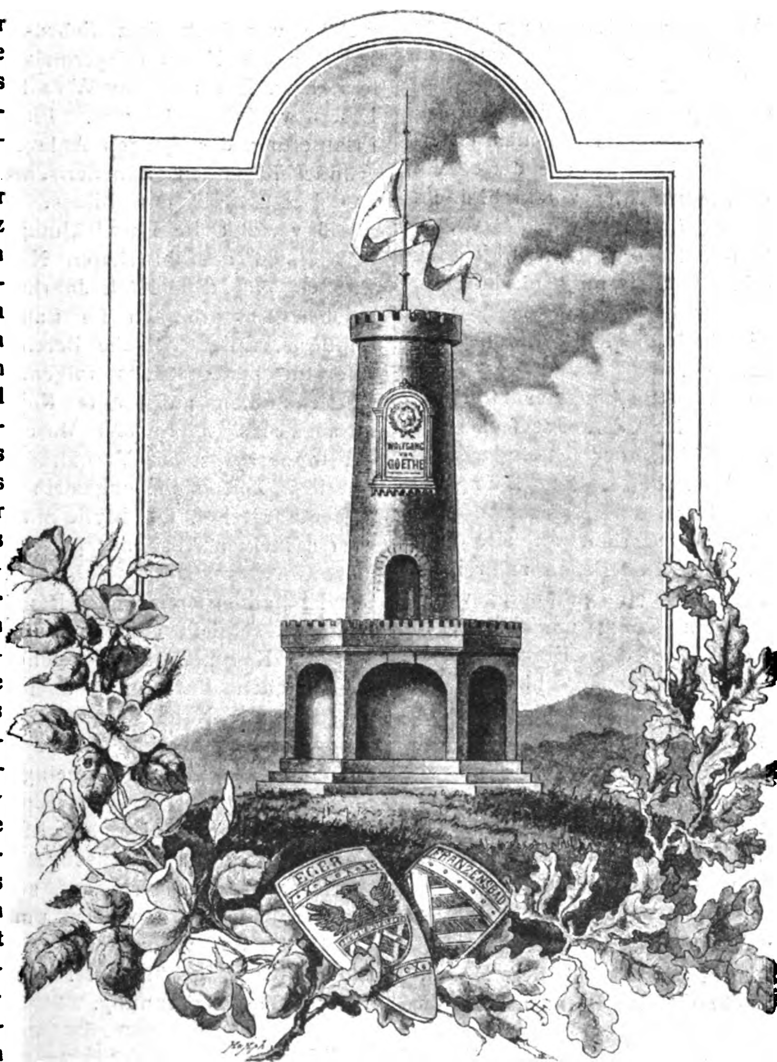
[1]) Vgl. die Abbildung auf Seite 23.



Das Goethe-Denkmal in Franzensbad von Karl Wilfert jun. — Nach einem Bilde von Aug. Brömse.
Aus »Goethe-Festschrift aus Anlaß der Enthüllung des Goethe-Denkmals in Franzensbad« von Alois John.

Förderung deutscher Wissenschaft, Literatur und Kunst« in Prag in Verbindung zu treten. Die genannte Gesellschaft kam dem Wunsche des Komitees in dankenswertester Weise entgegen und widmete zu dem vorhandenen Fonde von 6000 K noch weitere 6000 K, mit der Bedingung, daß die Wahl des Platzes und die Ausführung ihr vorbehalten bleibe.

Als günstigster Platz wurden kurz darauf die Anlagen zwischen der Salzquelle und dem Theater, aus deren Grün das Kaiserin Elisabeth-Denkmal hervorleuchtet, bestimmt und als Form des Denkmals eine Bank- oder Brunnenanlage. Als die den letztgenannten Bedingungen am besten entsprechende Ausführung gelangte der Entwurf des Egerer akad. Bildhauers Karl Wilfert jun. zur Ausführung. Die ganze Anlage des Denkmals ist die eines Brunnens. Den Mittelpunkt bildet ein hoher Steinblock mit der kolossalen Bronzemaske Goethes in vierfacher Lebensgröße, darunter in goldenen Lettern der Name Goethe. Zwei feine Wasserstrahlen ergießen sich darunter aus vergoldeten Röhren ins vorgelagerte Bassin. Rechts und links stehen zwei überlebensgroße nackte Gestalten aus carrarischem Marmor, Wahrheit und Schönheit, erstere in Form eines Jünglings, der eine Schale in den Händen hält, letztere als weibliche Gestalt, die sich, leicht vorgeneigt, im Wasser spiegelt. Zu beiden Seiten dieser Hauptgruppe ragen Seitenwände aus gelblichem geschliffenen Granit empor, die zwei Reliefs, Lyrik und Drama, enthalten. Die gesamte Anlage ist 8 *m* breit und gegen 4 *m* hoch. Ihre Wirkung beruht vornehmlich in der Wahl des Materials und im Reiz der Farbe und wird durch das Grün des Rasens und die Baumgruppen noch kräftiger hervorgehoben.



Ursprüngliches Projekt eines **Goethe-Turmes auf dem Kammerbühl** (entworfen von G. Wiedermann).

Aus »Goethe-Festschrift aus Anlaß der Enthüllung des Goethe-Denkmals in Franzensbad« von Alois John.

Die Enthüllung des Denkmals fand, nachdem dieselbe durch eine Festvorstellung im Theater am Tage vorher eingeleitet wurde, wobei nach einem Prolog von Pontini Goethes »Geschwister« und »Laune des Verliebten« zur Darstellung gelangten, am 9. September, 10—12 Uhr vormittags, in Gegenwart einer glänzenden Gesellschaft statt. Nach dem Verklingen des Beethovenschen Chors: »Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre«, sprach die k. k. Hofburgschauspielerin Stella Hohenfels aus Wien (Frau Baronin v. Berger) mit warmer Begeisterung den Festprolog von Alfred Freiherr v. Berger, welchem Vortrage rauschender Beifall folgte. Der Festredner Prof. Dr. August Sauer aus Prag führte hierauf in längerer Rede Goethes Bedeutung für die Weltliteratur und das westliche Böhmen vor, schilderte die Frauengestalten,

die hervorragenden Männer, mit denen er in Verbindung trat und schloß mit den Worten: »Dieses Denkmal ist nicht bloß eine Huldigung für den Dichter des »Faust«, nicht nur ein Erinnerungszeichen, daß ein guter Mensch diesen Boden betreten, sondern auch ein flammendes Feuerzeichen für unser deutsches Volkstum und die unerschöpfte Kraft unseres Stammes. So sei dieses Denkmal für Stadt und Land eine Mahnung, auch im erbittertsten Tageskampfe nicht zu vergessen der heilbringenden Botschaft deutscher Kunst, immer von neuem unterzutauchen in die alte heilige Königsquelle der echten Dichtung, wie sie der Künstler hier versinnbildlicht hat, von der Schönheit behütet und von der Wahrheit.« Lebhaftester Beifall folgte diesen treffenden schwungvollen Ausführungen. Dann sank langsam die Hülle von dem Denkmal, während gerade vom trüben regengrauen Herbsthimmel die Sonne mit mattem Glanze niederbrach.

Im Namen des Denkmalkomitees übergab hierauf Herr Sanitätsrat Med.-Dr. Josef Dießl das Denkmal in die Obhut der Stadtgemeinde Franzensbad, worauf Herr kais. Rat Bürgermeister Dr. Wiedermann dasselbe mit herzlichen Worten der Dankbarkeit an alle Mitwirkenden übernahm. Das Niederlegen zahlreicher Kränze am Denkmal und ein stimmungsvoller Sängerchor (»Es war ein König im Thule«, in der Vertonung von Veit) des Franzensbader Männergesangvereins »Liederkranz« schlossen die erhebende Feier, der noch ein durch zahlreiche Toaste gewürztes Festbankett im Kursaale und abends ein Parkfest folgte.

Während der Enthüllungsfeier gelangte am Festplatze die Goethe-Festschrift von Alois John mit poetischen Beiträgen von A. A. Naaff, Pontini und Pfarrer Sysel zur Verteilung. (Verlag der Kurverwaltung in Franzensbad.)

* * *

Goethe-Festschrift aus Anlaß der Enthüllung des Goethe-Denkmals in Franzensbad am 9. September 1906. Im Auftrage des Denkmalkomitees herausgegeben von Alois John, Schriftsteller in Eger. Franzensbad 1906. Verlag des Kurverwaltung in Franzensbad.

Die vornehm ausgestattete Festschrift bringt als Titelbild eine Gesamtansicht des Denkmals, welche wir dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Bürgermeisters von Franzensbad, kais. Rates Gustav Wiedermann, unseren Lesern vorführen können. Eine knappe, treffende Erläuterung der ganzen Anlage und der ihr zugrunde liegenden künstlerischen Idee erleichtert das Verständnis des Bildes. Ein geschichtlicher Abriß verfolgt die Entwicklung des Kurortes von den ersten ausführlicheren Nachrichten über die Quellen aus dem XVI. Jahrhundert bis zu dem raschen Emporblühen im Laufe des XIX. Jahrhunderts. Eine wirkliche Bereicherung der Goethe-Literatur bedeutet das folgende, auf sorgfältigen Quellenstudien aufgebaute Kapitel »Goethe in Franzensbad«, das durch genaue Kenntnis der topographischen Verhältnisse des Kurortes zu Goethes Zeit sich ungemein lebendig und anziehend gestaltet. Der Idylle mit Sylvie von Ziegesar ist ein kleiner Abschnitt gewidmet, den zwei Bildnisse Goethes aus dem Jahre 1808 und ein Bildnis Sylviens illustrieren. Die Reihe der selbständigen Aufsätze schließt eine Abhandlung über »Goethe und der Kammerbühl«, welche die Resultate der geologischen Forschung über den vulkanischen Hügel in der Nähe Franzensbads zusammengefaßt, der — mitten in eine tertiäre Landschaft, in einen offenbar alten Meerboden eingestreut — Goethes höchstes Interesse erregte. Eine willkommene Zugabe bilden sorgfältige, Schritt für Schritt mit der Kurliste verglichene Auszüge aus Goethes Tagebüchern, welche sich auf seinen Aufenthalt in Franzensbad beziehen. Dem um die Geschichte des Egerlandes hochverdienten Verfasser der Festschrift, Alois John, gebührt der lebhafteste Dank und die vollste Anerkennung.

Erinnerungen aus Eger (1825)[1].

I.

Die Sonne hatte sich schon hinter das einsame Mühlentor verborgen, als ich durch mehrere unebene Gäßchen auf dem glänzendsten Basaltpflaster in einen Winkel geführt wurde, den die starrenden Fenstergalerien des furchtbaren, mit

[1] Obiger Aufsatz aus *Schickhs* »Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode« (Nr. 127 vom 22. Oktober 1825), den ich Herrn Paul *Taussig* verdanke, bringt zwar sachlich nichts, was nicht schon Ignaz Grüner in seinem »Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner«, Leipzig 1853, erzählt hätte, er bleibt jedoch interessant als ein Beitrag zur Goethe-Literatur in einer Wiener Zeitschrift noch zu Goethes Lebzeiten. Der Verfasser ist Joh. Bapt. *Rupprecht* (1776—1846), zuerst Kaufmann, dann Bücherzensor, der als Blumenzüchter einen besseren Ruf, denn als Schriftsteller besaß. (Wurzbach, Biogr. Lexikon, 27. Bd., S. 272 ff.)

Gesträuch und Fettpflanzen bewachsenen Schloßsaales fast überragen. An den gegenüber befindlichen, verwitterten Grundlagen einer unvollendeten Wohnung vorbei, wurde ich zu einem Hause geführt, dessen gebräunte Pfostenwände, auf einem Kellergeschoß ruhend, das sinkende Hohlziegeldach kaum mehr zu ertragen schienen. Ein rohes Bretterpförtchen, vor dem mehrere Kinder spielten, verschließt einige Stufen, die von den dichten Zweigen einer abgehauenen Linde beschattet, zu einem kleinen viereckigen Erker führen, dessen Einfassung mit Hortensien, Lorbeerbäumchen und duftenden Topfpflanzen besetzt war. Gerne gab ich mich dem freundlichen Eindrucke hin, den die spielenden Kleinen, sowie die blühenden Geschirre hervorbringen mußten; allein, als ich mich umwandte und das Haus selbst betrat, war der überraschende Anblick seines Bewohners noch weit mehr geeignet, jede Anwandlung von Scheu und Furcht zu zerstreuen. Ein silberhaariger Greis mit einer lächelnden Miene und Gesichtszügen, aus denen Redseligkeit und Zuvorkommenheit sprachen, in einem lichten Gewande, kam mir, nicht die — Hand bietend, wohl aber mit dem freundlichsten Willkommen entgegen und stand wie ein wahrer Friedensengel in dem finstern Vorhause von aufgehängten Skeletten, getrockneten Fischen und Naturalien roherer Art umgeben, die den Eintritt in ein Museum allerdings vorzubereiten imstande sind.

Der Greis erwiderte meiner Versicherung, ein so später Besuch könne nur seiner interessanten Person, nicht aber der Beschauung seiner aufgehäuften Merkwürdigkeiten gelten, mit einer Entschuldigung über die ungezogenen Kinder, die seine Wohnung gewöhnlich zum Spielplatze wählten, durch deren Gesellschaft er seine einsame Lage gern zu erheitern suche. Er stehe nun als Greis von 65 Jahren, aller Angehörigen beraubt, unter Fremden da. Er habe das Unglück gehabt, Kinder und zuletzt auch ein braves Weib zu verlieren, deren Züge, da wir indes die größere Stube betreten hatten, ihn noch von der Wand herab zu vergnügen schienen. Ich erfuhr nun, daß der ein so reges Gefühl aussprechende Mann namens Johann Huß, von Brüx aus dem Saazer Kreise Böhmens gebürtig, sein schauerliches Amt in Eger schon seit vierzig Jahren verwalte. Auch das sprach für ihn, daß er sich alle Mühe zu geben schien, durch menschenfreundliche Äußerungen den natürlichen Abscheu zu überwinden, den er durch die Erinnerung an seine grauenhafte Bestimmung zu erringen gewiß sein mußte. Gerne hätte ich mehrmals über seine früheren Schicksale, über die Entstehung und Ausbildung seiner Sammlerleidenschaft etc. gefragt, würden nicht durch die Besorgnis, jene Saite zu berühren, jeder Neugierde von selbst Schranken gesetzt. Ich mußte mir es daher gefallen lassen, die in der Tat merkwürdige Waffensammlung vorgestellt zu bekommen, von der nicht nur die Wände, sondern auch der Boden der ziemlich geräumigen Stube völlig bedeckt erscheinen. Sie besteht aus Schlag-, Hau-, Stich-, Wurf- und Geschützwerkzeugen aller Epochen und vieler polizierten und wilden Völker, Kugeln aus den merkwürdigsten Belagerungen, Wahrzeichen und Trophäen von den frühesten Zeiten bis auf einen französischen Adler aus der Lobau herab, aus vollständigen Suiten der hiesigen Urgebirgsarten und pseudovulkanischen Produkte, durch deren Verkauf an die Kurgäste, wie ich später erfuhr, der nötige Aufwand bestritten werden konnte, einer Sammlung von Holzarten, womit ein sehr massiver Kachelofen völlig umstellt ist, von allerlei Gürteln, älteren Kleidungsstücken und Denkwürdigkeiten aller Art, deren Zusammenbringung bei dem, von Geburt aus ganz mittellosen Besitzer wirkliches Erstaunen erregt.

Von den, aus der Unterhaltung darüber hervorgehenden geschichtlichen, wissenschaftlichen und lokalen Kenntnissen des Besitzers waren längst alle widrigen Empfindungen verdrängt worden, als sie plötzlich durch einen aus der Hinterwand leuchtenden Glasschrank erneuert wurden, aus dem ein paar blanke Eisen grauenhaft hervorblitzten. »Ein paar Justizschwerter aus früheren Zeiten« suchte der Eigentümer zuvorkommend zu beschwichtigen, allein ich muß aufrichtig gestehen, daß mich eine natürliche Scheu abhielt, mich näher damit zu beschäftigen und daß ich gerne die größere Dunkelheit zur Abbrechung eines Besuches benützt hätte, dessen Eindrücke durch frühere, schauerliche Erinnerungen gesteigert worden waren; allein der gesprächige Wirt schien es darauf anzulegen, mich beruhigter zu entlassen. Er rief also seiner Magd um Licht und erschloß einen doppelten Fächerkasten von ansehnlicher Größe, um mich auch mit der merkwürdigsten Abteilung seiner Sammlungen näher bekannt zu machen. »Setzen Sie sich nur zu diesem Tischchen! Hier wurde mir die hohe Gnade zuteil, meine Münzsammlung den k. k. Prinzen und Erzherzogen von Österreich selbst vorweisen zu dürfen.«

So wurde nun eine Reihe von Schubfächern als Proben ganzer Suiten gezeigt, in denen in der größten Ordnung ein äußerst bedeutender Schatz von Münzen und Medaillen aller Zeiten, Völker, Reiche und Veranlassungen zur belehrenden Schau

lag, alle durch den Fleiß des Besitzers mit der größten Genauigkeit numeriert und beschrieben und mit einer Begeisterung erklärt, die den blauen Augen des, durch ein Stäbchen mit eingezogener Hand, nett, bescheiden und vorsichtig deutenden Besitzers einen eigentümlichen Glanz verlieh. Seine Freundlichkeit wurde noch bei weitem durch das Versprechen erhöht, seine interessante Sammlung durch einige der letzterschienenen Ehren- und Gedächtnismünzen ergänzen zu helfen und so schied ich, mit Empfehlungen an viele seiner Wiener numismatischen Bekanntschaften beladen, und als ich das freundliche Bild des wenigstens dreihundertjährigen Häuschens mit dem Blumenerker, der schattenden Linde und dem ehrwürdigen Greise, vom Monde beleuchtet, noch einmal ins Gedächtnis prägte, machte selbst des Führers Versicherung, es seien seit der letzten Hinrichtung erst wenig Jahre verstrichen, nicht den geringsten Eindruck mehr . . .

II.

. . . .
. . Rat Grüner, ein gefälliger und anspruchsloser Mann, von der ausgezeichnetsten Fähigkeit und dem solidesten Wissen, in den besten Jahren, ist durch fleißiges Studium der Mineralogie auf den fruchtbaren Gedanken geraten, ein geognostisches Tableau vom Egerbezirke in natura aufzustellen. Man findet daher auf einer im größten Maßstabe ausgeführten Handzeichnung dieses Distriktes, bei jedem Orte die vorhandenen Stein- und Gebirgsarten aufgelegt und sieht dadurch mit einem Male im Mineralreiche das ganze Ländchen nach seinem vollständigen Zusammenhange vor sich ausgebreitet, was einen äußerst lehrreichen und überraschenden Anblick gewährt . . . .

»Wissen Sie,« unterbrach mich der würdige Besitzer, »wem ich meine ganze mineralogische Bildung verdanke? Niemand anderem als dem Geheimen Rat Goethe. Als ich früher bei seinem fast jährlich wiederholten Aufenthalte bei uns das Glück hatte, diesen herrlichen Mann bei mir zu sehen und seinen außerordentlichen Eifer zu bewundern, mit dem unsere Gebirge von ihm durchforscht wurden, wußte ich ihm kein größeres Vergnügen zu machen, als wenn ich ihm manchmal einen auffallenden Stein von meinen Spaziergängen mit nach Hause brachte. Bald merkte ich es mir, über welche Steine die meiste Freude bezeugt wurde, ich fing die Stufen an näher zu betrachten, um ihm immer neue Überraschungen zu machen. Als ich so wieder einmal schöne Stücke vor ihm ausgepackt hatte, sah er erstaunt zuerst auf die Steine und dann auf mich. *Jetzt werden Sie mir wohl keine so schönen Sachen mehr bringen,* begann er ganz wehmütig. Warum glauben Sie denn so etwas? fiel ich ihm verwundert in die Rede. *Je nun, weil Sie selber schon ein so großes Interesse daran zeigen, folglich als angehender Mineraloge, das Gute fernerhin lieber für sich behalten werden* [1]).«

Und wahrhaftig Goethe hatte Recht! Von der Stunde an war meine Neigung entschieden. Als ich des anderen Tages aus dem Rate kam, fand ich diese zwei Fächerkästen, ein Geschenk Goethes mit einem vollständigen System zum Selbstunterricht hier im Zimmer. »*Hierdurch weihe ich Sie,*« sprach er, »*zum Mineralogen*« und von der Zeit an war mein wissenschaftliches Streben festbegründet.

Goethes geistvolles Antlitz, gestochen von Thomas Weight nach Dawe, London 1821, auch ein Geschenk von ihm, sah von der Wand auf uns hernieder . . .

»Beneiden Sie mich,« fuhr der würdige Kriminalrat fort, »Goethe hat mich zur nahen Jubelfeier nach Weimar geladen und hier sehen Sie zu der übermorgigen Abreise den Urlaub schon in meinen Händen!«

---

[1]) Diese Äußerung Goethes ist hier viel lebendiger wiedergegeben, als in Grüners Büchlein. Dort heißt es S. 108: »Montag, den 12. August 1822 . . . . . Wie ich schon erwähnte, hatte ich für Goethe Mineralien aus der Umgegend gesammelt, und es hatte mir stets besonderes Vergnügen gewährt, wenn er, mich aufmunternd, sie annahm. Als ich heute von meinen Berufsgeschäften nach Hause kam, fand ich Goethe in meinem Bilderzimmer. Nach kurzem Gespräche wurde mein Arbeitszimmer geöffnet, und Goethe zeigte auf einen mit 14 Schubkästen versehenen Schrank, den er zu meiner Überraschung verfertigen und während meiner Abwesenheit, weil er meine Amtsstunden kannte, hatte aufstellen lassen.

Nun weihe ich Sie in die Mineralogie ein, sagte er lächelnd, und von nun an werdeǹ Sie mir nicht mehr so viel zutragen.«

S. 178 (Montag, deu 8. September 1823) erzählt Grüner: »Beim Eintritte begrüßte mich Goethe freundlich mit Glück auf! Nun lassen Sie, mein Guter, Ihre neuen Akquisitionen sehen. Man würde Ihnen ans Herz greifen, wenn ich mir davon etwas wählen wollte.«

»Für Eure Exzellenz,« sagte ich, »steht alles zu Diensten, denn ich habe Ihnen ja alles zu verdanken.«

Darauf Goethe: »Ich will Sie nicht beunruhigen, denn künftig ließen Sie vielleicht Ihre vorzüglichsten Stücke mir nicht mehr sehen.«

Goethe-Bibliographie 1906.

Bearbeitet von *Arthur L. Jellinek.*

XV. (bis Mai 1906).

Allgemeines.

Baldensperger, F., Goethe en France 1904. [S. *Chron.* XVIII, S. 23, 32, 50.]
[Rez.: K. Gruber, *Erwinia* (Straßburg). 1904. XI. S. 218 bis 22. — H. Morf, *Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen.* CXV, S. 222–24. — W. Martinsen, *Studien zur vergleichenden Literatur.* V, S. 382–84. — K. Sudhoff, *Mitt. z. Gesch. d. Medizin u. Naturwissensch.* (Hamburg), 1905. IV, S. 52. — W. A. Hammer, *Zeitschr. f. deutschen Unterricht* 1905. S. 603 —606. *Wiener Abendpost.* 1905. 30. VII.]

Baumgarten, O., Carlyle und Goethe. (Lebensfragen hrsg. v. H. Weinel 13.) Tübingen, J. C. B. Mohr, 1906. 8°. XII, 177 S. 2.40 M.

Biese, A., Zur Behandlung Goethes in Prima. 1. »Adler und Taube«. 2. »Tasso«, ein Dichterbild. — Gedanken bei der Entlassung der Abiturienten. 3. Horaz und Goethe in ihrer Weltanschauung. 4. Tasso und Antonio, die Welle und der Fels. — Schiller und Goethe in Auffassung und Darstellung des Lebens. — *Aus Pädagogik und Poesie. Verm. Aufsätze.* N. F. Berlin, Weidmannsche Buchh. 1905.
[Kap. V, 1, 2. — VI, 3, 4. — X. — S. 116–135, 145–150, 151–155, 326–346.]

Bernt, F., Goethes Farbenlehre. — *Weimar. Ztg.* 1906. Nr. 15, 20.
[Vgl. *Chronik.* XX, S. 10.]

Carus, P., Goethe ein Buddhist. — *Der Buddhist* (Leipzig) 1905. S. 201—204, 230—234, 270—274.

Eck, S., Goethes Lebensanschauung. 1902. [S. *Chron.* XVI, S. 57.]
[Rez.: A. Köster, *Götting. Gelehrte Anzeigen.* 1905. CLVII, S. 670–672.]

Eulenberg, H., Goethe. — *Rheinisch-Westfäl. Ztg.* 1906 Nr. 129.

Faguet, E., Le »Goethe« de M. Edouard Rod. — *Propos Littéraires.* 1905. 3e Série. Paris, Soc. Française d'imprimerie. S. 61—74, 189—193, 323—336.

Neue Goethe-Ausgaben und Bücher über Goethe. — *Die christl. Welt* (Marburg). 1906. XX, Nr. 6.

Goethes Ansicht über Bibel und Religion. — *Protestantenblatt* (Bremen). 1905. XI, Nr. 39.
[S. *Chr.*, XIX, S. 57.]

Gräf, H. G., Goethe über seine Dichtungen. 1. Teil. Die dramat. Dichtungen. I. Frankf. a. M., Literar. Anstalt. 1905. gr.-8°. XXII, 443, VI 643 S.
[S. *Chr.*, XVIII, S. 50. Rez.: Payer v. Thurn, *Chronik* XX, S. 9. — R. Woerner *Allgem. Ztg. Beilage* 1905, Nr. 133. — W. Br., *Braunschweigisches Magazin* IX, S. 95. — J. Minor, *Neue Fr. Presse.* 1905. 26./III.]

Heinemann, K., Goethe-Brevier. [S. Chr. XX, S. 10.
[Rez. Payer v. Thurn, *Chronik.* 1906 XX, S. 9.]

Ilgenstein, H., Goethes Lebensauffassung. — *Das Blaubuch* (Berlin). 1906. I, Nr. 13.

John, Goethe und die Egerländer Volkskunde. — *Unser Egerland.* 1906. X, Nr. 1.

Kiefer, O., Goethe und die Kinderwelt. — *Deutsche Kultur.* 1905. I, S. 301—305.

Kinzel, K., Goethe ein Vorbild der Kunsterziehung. — *Aus Höhen u. Tiefen* (Berlin). 1905. S. 85—123.

Kirchbach, W., Wer ist der Größere? [Goethe, Schiller.] — *Die Gegenwart.* 1906. LXIX, Nr. 6, S. 86—89.

Kohler, J., Wie soll man Goethesche Lieder komponieren? — *Allgemeine Musikztg.* 1905. Nr. 49.

Kozlowski, v., Gleim und die Klassiker Goethe, Schiller, Herder. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrh. — *Festschr. z. 25jähr. Amtsjubiläum des Direktors d. Frankischen Stiftungen Wilhelm Fries.* Halle, Buchh. d. Waisenhauses. 1906.
[S.-A. 50 Pf.]

Kralik, R. v., Goethe als Romantiker. — *Die Warte* 1906. VII, Nr. 7.
[S. Nr. XX, S. 10.]

Mauthner, W., Goethes Apotheose. — *Totengespräche.* Berlin, K. Schnabel. 1906.

Milch, L., Goethe und die Geologie. — *Stunden mit Goethe.* 1906. II, S. 102—127.

Morold, M., Goethe und Richard Wagner. — *Musikalisches Wochenblatt.* 1905. Nr. 34—36.

Münz, B., Aus dem Lager der Goethe-Gegner. — *Deutschland.* 1906. IV, 7, S. 657—671.

Pfalz, F., Zur Sprache Goethes. — *Der praktische Schulmann.* 1905. S. 593—612, 689—712.

Scholl, J. W., Friedrich Schlegel and Goethe 1790—1802; A Study in Early German Romanticism. — *Publications of the Modern Language Association of America.* 1906. S. 40—192.

Seiling, M., Goethe und der Okkultismus. [Fortsetzung.] — *Psychische Studien* (Leipzig). 1904. S. 138—144, 201 —209.
[S. *Chron.* XVII, S. 19, Sp. 1.]

— War Goethe ein Obskurant? — *Deutsche Kultur.* 1905. I, S. 249—250.

Siegfried, H., Privat-Brevier Goethescher Aussprüche. 3. Aufl. (Brevier-Bibliothek.) Berlin, Schuster & Loeffler, 1906. kl.-8°, V, 202 S. 3 M.

Zeller, A., L. Habich, Das Goethe-Denkmal im Darmstädter Herrengarten. — *Schweizerische Bauztg.* (Zürich). 1904. XLIV, Nr. 15.

Biographisches.

Persönliche Beziehungen, Briefe, Gespräche.

Bendiner, M., Das Straßburger Münster, seine Baugeschichte und Beschreibung. Als Anh.: Goethes Worte über das Münster. Stuttgart, Seifert, 1906. 8°. 40 S. m. 17 Kunstbeil. 75 Pf.

Blaschke, J., Goethes musikalisches Leben. — *Musikalisches Wochenblatt.* 1904. Nr. 40.

Boenigk, O. v., Ein ungedruckter Brief über Goethes Tod [von Luise Seidler in Weimar an J. G. v. Quandt vom 23. III. 1832]. — *Magdeburger Ztg.* 1906. Nr. 139. [Auszug im *Literar. Echo.* VIII. Sp. 946.]

Brunner K., Goethe. — *Aus der Jugendzeit berühmter Männer. Nach Selbstzeugnissen und anderen Quellen.* Berlin, U. Meyer, 1905.

Friedrich, O., Goethes Reise von Karlbad bis Rom. — *Der Reichsbote (Sonntagsbeilage),* 1905. Nr. 52, 53.

[Gerold, Th.,] Franz Heinrich Redslob. Ein Straßburger Professor am Anfang des 19. Jahrh. Mit einem Anhang, enth. Briefe von Frau v. Türckheim (Goethes Lili), Briefe und Gedichte von Daniel Arnold, Gedichte von Redslob. Straßburg, Heitz, 1906. 8°. 100 S. m. 2 Abb. 4 M.

Gesky, Th., Goethe in Nassau. — *Nassovia. Zeitschr. f. nassauische Gesch.* (Wiesbaden). 1905. VI. S. 206, 218.

Goethes Sterbe- und Arbeitszimmer. — *Der Bär* (Berlin) 1904. XXVIII, Nr. 22.

Kellermann, C. A., Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin aus Ilm-Athens klassischen Tagen. Weimar, Huschke Nachf. 1906. kl.-8°. 90 S. m. 1 Bildn. 1.20 M. geb. 2 M.

Pitrè, G., Il viaggio di Goethe a Palermo nella primavera del 1787. — *Archivio storico Siciliano.* 1906. N. S. XXX, Nr. 2, 3.

Vogel, J., Aus Goethes römischen Tagen. 1905. [S. Chron. XX, S. 11.

[Rez.: O. Harnack, *Dtsch. Lit.-Ztg.* 1906. Nr. 8, Sp. 507/8.]

Wie feierte Goethe Weihnachten? — *Illustrierte Ztg.* (Leipzig). 1905, 14. XII.

Wie Goethe gegen Fremde war. — *Der Heimgarten.* 1904. XXIX, S. 176—194.

Witkowski, G., Goethe und sein Verleger. Vortrag im Buchgewerbeverein. — *Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel.* 1906. Nr. 60.

Werke.

Gesamtausgaben.

Goethe, Werke. Jubiläumsausgabe. Hrsg. v. Ed. v. d. Hellen. Bd. XIV. Faust. 2. Teil. Mit Einleitung u. Anmerkungen von Erich Schmidt. Stuttgart, Cotta, 1906. 8°. XLII, 406 S. 1.20 M.

Goethes Sämtliche Werke. 2. Band. Romane u. Novellen. II. (Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre, Hrsg. v. C. Schüddekopf. — (Wilhelm Ernst-Ausgabe Deutscher Klassiker.) Leipzig, Insel-Verlag, 1906. 8°. 1018 S. 6.50 M.

Goethe, Werke, hrsg. v. K. Heinemann. XXVIII. Bd. Bearb. v. K. Voßler. Leipzig, Bibliogr. Institut (1906). 8°. 418 S. 2 M.

Lyrik.

Brücker, F., 2 Balladen Goethes erläutert. — *Kathol. Zeitschr. für Erziehung und Unterricht* (Düsseldorf). 1905. S. 308—312.

(Goethe) Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig, B. Chr. Breitkopf & S., Insel-Verlag, 1906. qu.-4°. 43 S. 28 M.

[Genaue Nachbildung d. Original-Ausgabe m. Nachwort v. A. Köster.]

Graef, H., Schillers Romanzen in ihrem Gegensatz zu Goethes Balladen. (Beiträge zur Literaturgeschichte. Nr. 1) Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst u. Musik. 1906. 8°. 42 S. 60 Pf.

Kutscher, A., Das Naturgefühl in Goethes Lyrik. Straßburg-Frankfurter Lieder. Diss. München, 1904. 8°. 35 S.

[Vgl. XIX, S. 59.]

Meyer, L., Die Entwicklung des Naturgefühls bei Goethe bis zur italienischen Reise einschließlich. Münster i. W., H. Schöningh, 1906. 8°. 132 S. 2 M.

Unbescheid, H., Zu dem Gedichte Goethes: »An Gräfin Jaraczewska«. — *Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht.* 1906. XX, S. 135.

[Hempel II, 437.]

Wilhelm, F., Zu Goethes Ballade »Das Veilchen«. — *Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht.* 1906. XX, S. 137—138.

Epos.

Hermann und Dorothea: Hellenischer Geist in Goethes »Hermann und Dorothea«. — *Pädagog. Monatshefte.* 1905. S. 455—466.

Reineke Fuchs: Goethe, J. W. v., Reinecke Fuchs. In 12 Gesängen. Mit einer Einleitung von K. Goedeke (Cottasche Handbibliothek. 127.) Stuttgart, Cotta, 1906. kl.-8°. 126 S. 30 Pf.

— Goethe, Reineke Fuchs. Mit Einleitung und Anmerkungen von Karl Reißenberger. 10.—12. Tausend (Graesers Schulausgabe klass. Werke. 38). Wien, Graeser & Ko., 1906. gr.-8°. IX, 105 S. 50 Pf.

Drama.

Saure, H., Erzählungen nach Dramen deutscher Klassiker. Zur Einführung in Lessing, Schiller, Goethe unter Mitwirkung v. W. Kirchbach u. Marie L. Becker. Leipzig, Dieterich, 1904. 8°. XXX, 218 S. 1.80 M.

[Rez.: S. M. Prem, *Allgem. Literaturbl.* 1906. XV, Nr. 5.]

Faust: Goethe, J. W. v., Faust. Eine Tragödie. Mit einer Einleitung von K. Goedeke. 2 Teile. (Cottasche Handbibliothek. 125, 126.) Stuttgart, Cotta. 1906. kl.-8°. 160 u. 225 S. 60 Pf.

— Faust. 2. Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Erich Schmidt. — S. oben: *Werke Jubiläumsausgabe.* XIV.

— Czirn v. Terpitz, G., Der Kern von Goethes Faust. — *Der Reichsbote* (Berlin). 1905. *Sonntagsbeilage.* Nr. 30—32.

— Enders, C., D. Katastrophe in Goethes Faust. 1905. [S. *Chron.* XIX, S. 16.

[Rez.: L.-Z.-Bl. 1906, Nr. 10, Sp. 359. Breuning, *Museum Maandbl.* (Leiden) 1906, XIII, Nr. 5.]

— Horn, Vier Zeitfragen im Anschluß an Goethes »Faust«, beantwortet nach Luther. Vortrag. Hildesheim, Gerstenberg, 1906. 8°. 20 S. 30 Pf.

— Riedel, H. B., Goethes Faust als Lebensideal. Utrecht W. Leijdenroth, 1905. 8°.

— Scheidela, H., O pjesničkom shvaćanju pojmova sreće i blaženstva u Wolframovu Parćivalu i Goetheovu Faustu. [Über die dichterische Auffassung der Begriffe des Glücks und der Seligkeit in Wolframs Parcival und Goethes Faust.] — *Nastavni Vjesnik.* (Zeitschr. f. d. kroat. Mittelschulen, Agram.) 1905. XIV, S. 191—197.

— Souday, P. et H. et P. Lindau, Le »Faust« de Goethe. — *Éclair.* 1906, 9. II.

[Vgl. dazu H. Lindau, *Frankfurter Ztg.* 1906. Nr. 51. Französische Aufklärungen über Goethes »Faust«.]

Götz von Berlichingen: Goethes Götz v. Berlichingen mit der eisernen Hand. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Aug. Sauer. 2. verb. Aufl. (Freytags Schulausgaben.) Leipzig, G. Freytag, 1905. 8°. 75 Pf.

[Rez.: S. M. Prem, Ztschr. f. österr. Gymn. 1905. LVI, S. 520.

— Schleich, G., Äußere und innere Wirkungen des »Götz von Berlichingen« auf die nachfolgende dramatische Dichtkunst. — *Der praktische Schulmann.* 1904. S. 634—651.

— Walz, J. A., Goethes »Goetz von Berlichingen« and Lillo's »History of George Barnwell«. — *Modern Philology.* 1905. III. S. 493—505.

Iphigenie: Evers, M., Goethes Iphigenie auf Tauris. 3. Aufl. (Die deutschen Klassiker erläutert u. gewürdigt f. höhere Lehranstalten. 5.) Leipzig, Bredt, 1906. 8°. X, 236 S. 1.40 M.

— Heinze, H., Aufgaben aus »Iphigenie auf Tauris«. 4. durchg. Aufl. (Aufgaben aus klassischen Dramen, Epen und Romanen. 5.) Leipzig, W. Engelmann, 1906. 8°. VIII, 88 S. 1 M.

Prosa.

Goethe, Neue Melusine. — *Deutsche Märchen des 19. Jahrh.*, ausgewählt und eingeleitet von Leo Berg. Berlin, Hüpeden & Merzyn, 1905. 5 M.

[Rez. *Die Grenzboten 1906.* LXV, I, S. 441.]

Goethe, Die neue Melusine and Zschokke, Der tote Gast, ed. with vocabulary by A. B. Nichols. New York, Holtols, 1905. kl.-8°. 256 S. 35 c.

— Eloesser, Elise, Goethes »Märchen«. Versuch einer Deutung. — *Euphorion.* 1906. XIII, S. 58—71.

Die Wahlverwandtschaften: Sewett, A., Die Ethik der Wahlverwandtschaften und der moderne Roman. [Berthold, Die Bilder des Meister Eltz.

— W. Fred, Die Straße der Verlassenheit. — Dora Duncker, Die heilige Frau.] — *Die Nation.* 1906. XXIII, Nr. 21, S. 331—334.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortlicher Redakteur:
Dr. Rudolf Payer von Thurn, IV/2. Heugasse Nr. 56.

CHRONIK DES WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint 6mal jährl. im Umfang von je 8 S.
Vereins-Kanzlei: I., Eschenbachgasse Nr. 9.
Beiträge werden an den Redakteur erbeten.

XX. Band. Wien, 10. Dezember 1906. Nr. 5.

INHALT: Goethe und Richard Wagner von Max Morold. — Miszellen von Dr. Albert Fries. — Bücherschau: Vogel, Aus Goethes römischen Tagen.

Goethe und Richard Wagner.

Ein Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 21. März 1905.

Von *Max Morold*[1]).

Als — im Jahre 1849 — der hundertste Geburtstag Goethes in Deutschland festlich begangen wurde und auch eine Goethe-Stiftung zum Andenken an den Großen und zur »Förderung und Belebung« der künstlerischen Produktion in Deutschland gegründet werden sollte, da ergriff auch Franz Liszt, der das Goethe-Fest in Weimar zuerst angeregt und dann beim Zustandekommen des Festes bedeutsam mitgeholfen hatte, mit dem ihm eigenen flammenden Eifer die Gelegenheit, um seine Gedanken über eine Goethe-Stiftung auszusprechen. Die meisten hatten natürlich an die Dichtkunst, an die sogenannte »schöne Literatur« gedacht; von bestimmter Seite wurde hauptsächlich die Unterstützung der bildenden Künste durch die Stiftung ins Auge gefaßt; Liszt, der unermüdliche Vorkämpfer der musikalischen Kunst und des musikalischen Berufes, machte seine Auffassung von einem großen Unternehmen geltend, in dem der Musik als der jetzt bahnbrechenden Kunst eine der wichtigsten Rollen zuzuweisen wäre. Und nun gelangte auch Wagner zu Worte — Wagner, der damals in der Schweiz im Exil lebte und bereits am »Ring des Nibelungen« schuf. Die gewaltige Natur der Schweiz und der dieser Natur verwandte, erhabene Charakter seines riesenhaften Werkes, das war die Luft, die er atmete. Die Kunstindustrie, der schöngeistige Merkantilismus des gebildeten Europa war ihm räumlich und geistig fern und was davon in seine persönliche und intellektuelle Einsamkeit drang, das erschien ihm fremd, ja widerwärtig. Sein Werk wuchs uneingeengt von allen Rücksichten und Bedenken, die das praktische Bühnenleben und der literarische Markt demjenigen auferlegen, der Hoffnung hat, auf die Bühne zu kommen, und den Ehrgeiz, auf dem Markte zu gelten. Sein Werk nahm einen Umfang an und zugleich, immer ausgeprägter, einen so eigentümlichen neuen Stil, auch mit so hohen technischen Anforderungen, daß an eine Aufführung — abgesehen von den persönlichen Verhältnissen seines Schöpfers — eigentlich nicht zu denken war.

Aber ist denn nicht schon das stille Schaffen eines Dramas, das Niederschreiben des Textbuches und der Partitur, nur eine nicht mehr zu bändigende Äußerung der tiefinnersten Sehnsucht nach Verwirklichung der dramatischen Absicht, nach der lebendigen Aufführung? Textbuch und Partitur — was sind sie anders, als die erste nötige Vorbereitung für die Aufführung selbst, die toten Zeichen, deren Beseelung und Verkörperung durch die Sänger und Instrumentalisten, den Theatermaler und Maschinenmeister und noch viele unentbehrliche Hilfskräfte aus allen Bereichen der Kunst und des Handwerks erst das zur Wahrheit macht, was der Schöpfer wollte, was sein Geist geschaffen, nicht bloß seine Hand niedergeschrieben hat? Ein Drama und nun gar ein tönendes, ein gesungenes Drama, das bloß im Buchhandel »erhältlich« ist oder, wenn's hoch kommt, am Klaviere gesungen wird, ist denn das überhaupt ein Drama, eine Handlung, ein Schauspiel, ein Erlebnis, oder wieder nur Literatur?

Es klingt wie ein Notschrei des ringenden Wagner selber, wenn er in seinem offenen Briefe an Liszt über die »Goethe-Stiftung« — vom Jahre 1851 — alle bekannt gewordenen Pläne, auch den Plan Liszts, verwirft und geradezu erklärt, daß der Name Goethes nicht zur weiteren Ausgestaltung des Geschäftsbetriebes, in dem einzig sich das »Kunstleben« unserer Tage darstellt, mißbraucht werden dürfe. Buchhandel, Musikalien-

[1]) Aus dem »Musikalischen Wochenblatt«, 36. Jahrgang Nr. 34—36 mit Bewilligung der Verlagsbuchhandlung R. Linnemann abgedruckt.

handel, Bilderverkauf, Dichterpreise und Künstlerstipendien, auch das willig dem Vergnügen des Publikums dienende Theater, alle diese schönen Dinge brauchen keine besondere Förderung, da herrscht Angebot und Nachfrage, da wagt und gewinnt der Egoismus des einzelnen, die reine Kunst ist da längst nicht mehr zu finden. Die Kunst aber wollte doch gerade Liszt fördern und nur mit den höchsten Zielen der Kunst war der Name Goethes in Verbindung zu bringen. Die höchsten Ziele der Kunst — für Wagner waren sie immer nur das einheitliche Zusammenwirken der verschiedenen Künste zur vollkommenen Darstellung des Menschen im Drama. Es wäre irrig zu glauben, er habe nur an sich gedacht, wenn er das einheitliche Zusammenwirken der Künste über die Sonderwirkung der Einzelkünste stellte und verlangte, daß die Musik und die bildende Kunst sich im Drama der ordnenden und gestaltenden Dichtung unterzuordnen habe. Seine eigenen Werke galten ihm nur als Versuche, jenen Zielen näher zu kommen, Zielen, die ihm nur erreichbar dünkten durch den Willen der Gesamtheit. Daß dieser Wille aber nicht vorhanden war, das allerdings erfuhr er sozusagen am eigenen Leibe. Auf der frivolen und verwelschten deutschen Bühne, von der einst Goethe tief verstimmt sich abwandte, konnten auch Wagners Werke sich nur wie Karikaturen ausnehmen. Diesen Willen also zu suchen, zu wecken, zu stärken — das, meinte er, wäre die Aufgabe, deren wir uns im Namen Goethes und mit Berufung auf ihn zu unterziehen hätten. Ein deutsches Originaltheater — ein Theater, in dem die Verwirklichung eines deutschen Nationaldramas möglich ist — das wäre die rechte Goethe-Stiftung! Mit ihr würden alle wahren Dichter und Künstler, die die Nation noch zutage fördern mag, ihr Recht und ihre Geltung finden.

Goethes Name war für Wagner kein leeres Symbol. Der Kern des Briefes über die Goethe-Stiftung liegt in den Worten: »Da wir von einer Goethe-Stiftung sprechen, so läge uns — dächte ich — die Erfahrung nicht so weit ab, daß unser größter Dichter die künstlerischen Organe zur Verwirklichung seiner höchsten Absichten nicht fand: wir sehen, daß dieser Dichter durch seinen inneren Gestaltungstrieb zu jeder Zeit auf die vollendetste Äußerung dieses Triebes im Drama hingedrängt wurde; wir sehen ihn mit unendlicher Sorge und Mühe sich dem Versuche hingeben, sich aus dem vorhandenen Theater jenes verwirklichende Organ zu gewinnen; wir sehen ihn endlich in verzweiflungsvoller Unlust sich von dieser Qual abwenden, um im bloß literarischen Schaffen, im wissenschaftlichen Tichten und Trachten, eine gedachte künstlerische Ruhe und Erholung zu gewinnen — und könnten einen Augenblick im Zweifel darüber sein, ob einem Dichter im Goetheschen Sinne die Organe zur Verwirklichung des dichterischen Kunstwerkes leicht und mühelos, oder überhaupt nur vorhanden wären?« Und nicht nur in dem Briefe über die Goethe-Stiftung weist Wagner darauf hin, daß Goethe »von der Unmöglichkeit, dem Theater in seinem Sinne beizukommen, besiegt« wurde, daß ihn »von der Bühne, wo Goethe Menschen machen wollte, ein Pudel verjagte«! Immer wieder betrachtet Wagner das unselige Mißverhältnis zwischen Goethes Ideal und der theatralischen Wirklichkeit und einzig aus diesem Mißverhältnisse leitet er auch die literarisch-kritischen Irrtümer ab, die noch heute manchmal an Goethe gesündigt werden. Im »Faust« erkennt er »die konsequenteste Ausbildung des originalen deutschen Schauspieles« und nur aus dem Grunde gelte es für theatralisch unausführbar, »weil das deutsche Theater selbst die Originalität seiner Ausbildung schmählich aufgegeben hat«. Nur wenn diese noch nachgeholt werden könnte, »wenn wir ein Theater, eine Bühne und Schauspieler hätten, welche uns dieses deutscheste aller Dramen vollständig richtig zur Darstellung brächten, würde auch unsere ästhetische Kritik über dieses Werk in das Reine kommen können; während jetzt den Koryphäen dieser Kritik es noch erlaubt dünken darf, z. B. über den zweiten Teil des „Faust" parodistische schlechte Witze zu reißen. Wir würden dann erkennen, daß kein Theaterstück der Welt eine solche szenische Kraft und Anschaulichkeit aufweist, als gerade dieser (man möge sich stellen, wie man wolle!) immer noch ebenso verketzerte als unverstandene zweite Teil der Tragödie [1].«

Das kongeniale Verständnis Goethe's, wie wir es bei Wagner finden und wie es sich in solchen Betrachtungen äußert, und die unbedingte, glühende Bewunderung, die Wagner dem Dichter und vor allem dem Dramatiker Goethe zollt, konnte aber doch nicht ganz verhindern, daß er in der Gesamtpersönlichkeit Goethes manches zu entdecken glaubte, was ihn von dieser zu trennen schien. Wagner nennt Goethe einen »durchaus der anschaulichen Welt zugewendeten schönen Geist«; und damit hat er zweifellos recht, darin

[1]) Beim mündlichen Vortrage wurden die Stellen aus Wagners Schriften ausführlicher mitgeteilt. Der Leser findet sie am bequemsten in den betreffenden Abschnitten der Glasenapp'schen »Wagner-Enzyklopädie«.

ist ja auch die packende »Anschaulichkeit« der dichterischen und dramatischen Gebilde Goethes begründet. Aber er schreibt gelegentlich auch beinahe mißmutig vom allzu »augenseligen« Goethe und meint, daß er hingegen »entschieden Ohrenmensch« sei; fügt dann freilich auch hinzu: »Doch gerade ich lebe so lange Perioden ganz ohne alle und jede Nahrung für mein Gehör, daß auch das mir nicht das rechte dünken will. Es muß da einen unbeschreibbaren inneren Sinn geben, der ganz hell und tätig nur ist, wenn die nach außen gewendeten Sinne etwa nur träumen. Wenn ich eigentlich nicht mehr deutlich sehe, noch auch höre, ist dieser Sinn am tätigsten, und er zeigt sich in seiner Funktion als produktive Ruhe: ich kann's nicht anders nennen.« Eine Ruhe, die »von innen nach außen dringt« und mit der er »im Zentrum der Welt« ist. Er schreibt von dem Blick über das »wesenlose Spielwerk« der äußeren Erscheinungen hinweg, »über die Welt hinaus«. »Es ist dies auch der einzige Blick, der mich an anderen sympathisch berührt, — der einzige, der die Welt versteht; während Goethe mit der Zeit seine Augenlust bis zur Grille verfolgte, so daß wir ihn am Ende mit wunderlicher Begier beim Münzensammeln ankommen sehen. Er war ein ganzer und vollkommener Augenmensch [1])!«

Wie? und das konnte Wagner, wenn auch noch so leise, ungünstig deuten, übel vermerken? Wir kennen doch seinen erschütternden Ausruf: »Sehen, sehen, wirklich sehen, — das ist es, woran allen es gebricht. Habt ihr Augen? habt ihr Augen? — möchte man immer dieser ewig nur schwatzenden und horchenden Welt zurufen, in welcher das Gaffen das Sehen vertritt. Wer je wirklich sah, weiß, woran er mit ihr ist[2]).«

Die Worte Wagner's selbst zeigen uns hier das Trennende und das Verbindende; die Sprache gibt uns die Begriffe, auf die es in diesem Zusammenhange ankommt. Goethe war glücklich, zu schauen; er war ein »der anschaulichen Welt zugewendeter schöner Geist«. Wagner war — um es mit einem vielsagenden Ausdruck zu bezeichnen, den er selbst uns in den Mund legt — ganz und gar der Typus des Sehers. Und wir wissen, wie sich jene Zeit, die noch an Seher glaubte, den Seher vorstellte: blind. Nicht die brutale Außenseite der Dinge, nicht die verwirrende Vielgestaltigkeit dessen, was wir Leben nennen, darf den Blick hemmen oder trüben, der groß und klar einzig in die Tiefe des Daseins, auf das Wesen der Dinge gerichtet ist. Abgründe will er durchforschen, die dem leiblich Schauenden von der bunten Fülle des Tages verdeckt bleiben, Zusammenhänge überblicken, die derjenige gar nicht ahnt, dessen körperliches Auge von einem Gegenstande zum anderen weitertastet. Ein Lichtkünder, der in Nacht wandelt; der nichts weiß von seiner nächsten Umgebung, aber das Verborgene erspäht er und die Ferne ist ihm gegenwärtig; der fröhlichen Augenlust mußte er entsagen und genießt dafür die Wonnen hehrer innerer Gesichte — das ist der Seher. Blind, hilflos, preisgegeben dem Erbarmen und der — Ehrfurcht der Menschen, muß er andere für sich sorgen lassen, um, ganz in sich versunken, die inneren Gesichte mit voller Deutlichkeit wahrnehmen zu können. Einem solchen blinden Seher war Richard Wagner zu vergleichen.

Auch ihm mußte man immer helfen und nur verstehende Ehrfurcht und gläubige Liebe hat ihm die ungestörte innere Schau, das unbeirrte Schaffen ermöglicht. Von seinen Freunden verlassen, war er oft hilflos wie ein Kind; hilflos und ratlos, unfähig, sich im Augenblicke zurecht zu finden, das Nächstliegende zu ergreifen, für das unmittelbar Bevorstehende gerüstet zu sein. Und im Gefühle dieser Ratlosigkeit, im Ärger über seine Hilflosigkeit, in der Angst, einen ihm nachteiligen Fehlgriff zu tun, griff er erst recht daneben oder ging er weiter, als er gehen durfte, wie Furchtsame sich zur Wehre setzen, bevor sie angegriffen sind —, verkannte er seine Förderer, kränkte er seine Getreuen, erzog er sich neue Feinde. In solchen Tagen konnte der große Mann in den Augen der Nicht-Großen recht klein und kleinlich dastehen. Mit einem Worte: er war durchaus unpraktisch. Ihm wurde der Alltag, das Gewöhnliche leicht zur Qual und auch bei anderen hatte er für das Praktische, für die Beherrschung der täglichen Lebensaufgaben wenig Sinn. Für ihn gab es sozusagen keine täglichen, sondern eben nur ein ganzes, langes Leben ausfüllende Lebensaufgaben, und diese Aufgaben hatten für ihn wieder nur dadurch Wert, daß sie über das Leben des einzelnen hinausragten, daß sie für die Menschheit Bedeutung hatten, daß ein Ewiges in ihnen zum Zeitlichen wurde. Daß aber auch nur das Zeitliche zum Ewigen werden kann und daß nur aus der Arbeit der Tage die Werke der Jahrhunderte erstehen, das übersah er häufig. Wenn seine Freunde und Mitarbeiter in ihr Tagwerk verstrickt schienen, anstatt seinem kühnen Fluge zu folgen, wenn sie seinen Wünschen und Plänen

[1]) Brief an Mathilde Wesendonk Nr. 99.
[2]) Brief an Heinrich von Stein, im X. Bande der Gesammelten Schriften.

Zweifel und Bedenken entgegensetzten, die aus dem Tag geschöpft und für den Tag berechnet waren, dann schalt er auf ihr philiströses Behagen, ihre Engherzigkeit, ihren Krämersinn und wähnte sich unverstanden, wiewohl vielleicht nur er die anderen nicht verstand. Er hatte eben kein Auge für das, was sonst jeder sehen mußte. Ein Seher kann kein Augenmensch sein.

Aber — er war ein Seher, und das freilich konnten die Leute nicht gleich wissen oder ahnen, und insofern haben sie ihm allerdings unrecht getan. Ein Seher unterscheidet sich ja zunächst kaum von einem Menschen, der Visionen hat, und ein Mensch, der Visionen hat, aber das Reale versäumt, ist den einen lächerlich, für die anderen wahnsinnig: er wird bemitleidet oder bekämpft. Erst wenn die Vision in Erfüllung gegangen, das Traumgesicht selbst zur Realität geworden ist, preist die Welt staunend und bewundernd den Seher. So mußte Wagner erst Recht behalten, bevor man ihm ganz gerecht werden konnte.

Er war vor allem ein künstlerischer Seher oder, anders ausgedrückt, ein Genie. Dies wurde am frühesten erkannt. In seinen Werken lernen wir die Welt verstehen, ihr tiefstes Wesen, ihre dunkelsten Zusammenhänge werden uns hier klar, und zwar nicht auf dem Wege der Abstraktion oder Spekulation, sondern unmittelbar durch reine Anschauung. Wir sitzen und schauen, hören zugleich, aber ohne daß es uns als das Wesentliche zum Bewußtsein kommt; wir denken nicht daran, Musik zu hören, sondern wir sitzen und schauen, wir sehen Gestalten und erleben Schicksale, erleben sie mit jeder Fiber unseres Herzens und sind doch auch ganz ruhig, weil wir durch Schauen zum Wissen gelangen, weil wir selbst der Seherschaft teilhaftig werden und nichts Irdisches uns mehr bedrängt. Da ist alles so wahr und echt und doch auch so verklärt und übernatürlich, wie es immer nur die Größten vermochten: Shakespeare, Goethe, Wagner. An die Form dieser Werke mußte man sich erst gewöhnen; aber als man sich daran gewöhnt hatte, sah man auch, daß es die einzig richtige, die einzig mögliche Form war. Die Nichtachtung des bisher Gewohnten, die kühnen formellen Neuerungen, der ungeheure technische Fortschritt, der damit verbunden war — das war kein Sport, keine Bizarrerie, sondern künstlerisch notwendig. Dennoch blieb die Frage offen, ob es auch vorbildlich, richtunggebend sein könne und dürfe? ob es nicht bloß individuell verständlich und berechtigt sei? Auf dem allgemeinen Kunstmarkte und im Rahmen der täglichen Kunstübung war für diese Werke kein Platz. Die Darsteller und das Publikum fehlten. Wagner erschrak, als er die ersten Versuche machte, seine so meisterlich ausgeführten Dramen auch aufzuführen: aus Stil wurde — Stillosigkeit; das Einfache, Großzügige — und darum auch Verständliche — löste sich in unverständliche und alsbald mißverstandene Einzelheiten auf, die kein Ganzes geben wollten. Er erschrak und ließ sich dennoch nicht abschrecken; er nahm den Kampf mit indolenten Sängern, bornierten Musikern, hochmütigen Direktoren, teilnahmslosen Zuhörern und leichtfertigen Kritikern unbedenklich auf. Die tatsächlichen Verhältnisse schien er dabei wieder gar nicht in Rechnung zu ziehen. Also wieder unpraktisch? Nein! Sondern wieder ein Seher.

Durch die Lügengestalt des modernen Theaterbetriebes hindurch hatte er die schlummernden Fähigkeiten des deutschen Volkes zu einer wahrhaft deutschen und zugleich vorbildlich-klassischen Bühnenkunst wahrgenommen. Wie oft lagen ihm seine Gönner und Freunde in den Ohren, doch nicht so unerhörte Anforderungen zu stellen; wie oft, nachdem schon Beispiele für den neuen Stil gegeben waren und als die Welt schon anfing, an den Schöpfer dieses Stiles zu glauben, hatten seine treuesten Helfer immer noch behutsam zu vermitteln und manchen herben Widerspruch zwischen dem Ideal des Künstlers und der Grausamkeit der Realitäten sorgend auszugleichen. Jener aber blieb rücksichtslos. Er sagte einfach: Es muß gehen! Es geht allerdings nicht an den deutschen Hofbühnen und privilegierten Stadttheatern, doch ich baue mir mein eigenes Haus und stelle mir mein eigenes Personal zusammen, ich verzichte auf Berühmtheiten und erziehe mir meine Darsteller selber — ich spiele nur für Freunde und »Kunstgewogne« und kümmere mich den Teufel um Intendanten, Primadonnen und Journale! So befreite er sich durch eine beispiellose Energie, die eben nur aus der Kraft seines seherischen Vermögens, aus der ihn selbst bezwingenden und mitfortreißenden Macht und Wucht seiner idealen Träume zu begreifen ist, von den Banden und Ketten eines gedankenlosen Repertoires und einer liederlichen Darstellungsweise und stellte sich gänzlich außerhalb der herrschenden Gewohnheiten und der gangbaren Vorurteile. Heute — steht er im Mittelpunkte dieser Welt, von der er nichts wissen wollte. Sein Bayreuth, als Utopie verlacht, als persönliche Schrulle belächelt, als individuelle Schöpfung mit Achtung begrüßt, ist der befruchtende Kern unseres gesamten Bühnenwesens geworden — eine kulturelle Tat. Denn das Beispiel,

das er in Bayreuth gegeben, hat nicht nur für ihn selbst fortgewirkt — und das allein wäre ja unendlich viel — es hat nicht nur dahin geführt, daß auch an Hofbühnen und Stadttheatern stilvolle und strichlose Aufführungen Wagnerscher Werke nichts Seltenes und nichts Gewagtes mehr sind, es hat nicht nur die Opernsänger zu Bühnenkünstlern erhoben und überhaupt neue Möglichkeiten der musikalisch-dramatischen Darstellung gezeigt und verwirklicht, sondern der Begriff von der Würde solcher Darstellungen, von ihrem ethischen Werte, ihrer erziehlichen Bedeutung, ist erst durch Bayreuth eine lebendige Macht geworden. . . . .

Goethe war ein Praktiker; ihm wäre es nie eingefallen, die bestehenden Einrichtungen so grundsätzlich zu verachten wie Richard Wagner; er, der jedem einmal vorhandenen Bedürfnisse so freundlich entgegenkam, dem nichts zu menschlich und alltäglich war, um es nicht doch auch in den Kreis seiner fördernden Bemühungen zu ziehen, der nicht nur den »Faust« für eine ideale Volksbühne, sondern auch harmlose Scherze für höfische Liebhabertheater schreiben konnte und einen Maskenzug unter Umständen so eifrig in Szene setzte wie ein Schillersches Drama — das genaue Gegenteil des stets hochgegebenen, »überspannten« Wagner — Goethe quälte sich redlich mit dem vorhandenen Schauspielerpersonal, mit den Maschinen und Puppen, die einen Wagner in der bloßen Vorstellung zur Verzweiflung bringen konnten, und quälte sich vergebens. Der Hund des Aubry blieb schließlich Sieger; just praktisch, äußerlich mußte Goethe erliegen.

Da war der unpraktische Seher Wagner geschickter und erfolgreicher. Sein Sehertum befähigte ihn auch zu einer unvergleichlichen Praxis, sobald es sich eben nur um die Verwirklichung seiner Seherträume und um nichts anderes mehr handelte. Wenn die stürmische Gewalt dieses Sehers die ersten realen Vorbedingungen für den Aufbau seines theatralischen Werkes erzwungen hatte, dann baute er es mit einer Sicherheit und Besonnenheit auf, die kein bloßer Praktiker jemals sein eigen nennt. Der Praktiker schwankt und taumelt, sobald ihn die Erfahrung im Stiche läßt; der Seher hat immer einen Führer und eine Stütze in der Unverwischbarkeit und Unerbittlichkeit seiner »Träume«. Sogar zum feinen Diplomaten und zum liebenswürdigsten Menschenkenner wurde der hierin so wenig geschulte Wagner, wenn es galt, die oft nur widerstrebenden Künstler zu seinen Zwecken zu wählen und zu bilden und für diese Zwecke zu begeistern. Und so hat er fortwährend begeistert, zuerst die Künstler und dann diejenigen, zu denen er durch »seine« Künstler sprach — ein Dirigent, Regisseur und Dramaturg, wie es keinen zweiten bisher gegeben hat. Was hat Goethe nicht alles gedacht und geschrieben über die Regeln der Schauspielkunst, die Technik des Dramas, auch über optische und akustische Gesetze und ihre Nutzanwendung! Wagner sagte einfach, wie sein Theatergebäude beschaffen sein muß, und es erstand ein Gebäude, das in allem Wesentlichen seiner Aufgabe so vollkommen entspricht und für den gesamten modernen Theaterbau so mustergültig und vorbildlich ist, daß alle Optiker und Akustiker und Konstrukteure davon eben nur lernen können. Goethe der Theoretiker, Wagner der Praktiker!

Es ist ein wunderbarer Gegensatz: Goethe bleibt auf der »festen, wohlgegründeten« Erde, nimmt die Menschen und Dinge, wie sie sind, versucht, wozu sie sich gebrauchen lassen, verfällt dabei — notgedrungen — immer mehr in ein rein »wissenschaftliches Tichten und Trachten« und flüchtet, von all dem enttäuscht und unbefriedigt, als Dichter in das Reich des Schönen und Ewigen; Wagner schwebt auf einer fernen Wolke, lebt und webt in einer höheren Sphäre, aber wenn er sich der Erde zuwendet, dann ist es auch ein Segen, der von oben kommt: ein befruchtender Regen, ein reinigender Sturmwind, eine wärmende Sonne. Die Wirkung Wagners war denn auch die stärkere, die unmittelbarere; man empfand sogleich eine außerirdische Gewalt, mochte man auch noch zweifeln, ob sie göttlich oder teuflisch sei. Die Wirkung Goethes war und ist ruhiger, sanfter; er erzeugt keinen Rausch — wenn wir von der einstigen populären Wirkung des »Götz« und des »Werther« absehen. Aber er beschäftigt, er regt an, er hat jedermann etwas zu sagen, die Gelehrten und Spezialisten werden nicht müde, ihn für ihre Zwecke auszubeuten, und wer sein Wesen »ahnt«, der »folget ihm nach«, wenn er sich mit milden Flügelschlägen »in höhere Sphären hebt«. So steht ein Jahrhundert in seinem Banne. Das »Volk« liebt Schiller und schwärmt für Wagner; aber die »Geistigen«, die Gebildeten, die Kulturarbeiter kehren immer wieder zu Goethe zurück. Die Naturwissenschaft und die Technik scheinen unser Zeitalter zu beherrschen; aber sie können der größten geistigen Autorität, Goethes, nicht entbehren. Die moderne Entwicklungslehre rechtfertigt manchen vielbespöttelten wissenschaftlichen Versuch Goethes und das letzte Staunen darüber, daß ein Goethe überhaupt solche Versuche anstellen konnte, schwindet in der heute immer klarer werdenden Erkenntnis von der Einheit

alles Lebenden. Die Biologie unserer Tage bringt uns eine neue Romantik, und wir verstehen den Dichter, der — größer als wir und als unsere größten Männer der Wissenschaft — schon vor einem Jahrhundert und mit unzureichenden Hilfsmitteln uns wissenschaftlich nahe kam, weil er nicht nur als Künstler, sondern auch in sogenannten praktischen Dingen ein — Seher war.

Das ist es: Goethe war Augenmensch, augenselig, aber er war es nur, weil er auch klar und tief zu blicken wußte, er sah auf den Grund der Dinge. Wagner hatte unrecht, ihm seine »allerhand physikalischen Versuche und Experimente« halb mitleidig vorzuwerfen. Wenn Goethe ein Blatt oder einen Knochen betrachtete, so gingen ihm eben Wahrheiten auf, die ja auch Wagner, der ein so kühles Herz für die Wissenschaft hatte, in den tiefsten Szenen seines »Siegfried« und seines »Parsifal« ahnungsvoll verkündete. Goethe blieb der anschaulichen Welt zugewendet; aber er blieb nicht an den Dingen haften, der Schleier der Maja zerriß vor seinem Auge, das in brünstiger Schau zum Kern der Natur vordrang. Zu jenem Kern, den Wagner intuitiv-gewaltsam, das Sichtbare überspringend, aus der Natur herausholte, zu ihm bahnte sich Goethe durch die Dinge selbst in unverdrossener Arbeit und nimmermüder Geduld den sicheren Weg. Andere verirren sich seitwärts, werden vom Gestrüpp aufgehalten, versinken wohl auch in einen Abgrund. Goethes Auge war in den Dingen und zugleich über den Dingen. Sein Auge schaute und sein Geist sah. Er war der sehende Seher.

Wie? Und doch kam er nicht ans Ziel? Doch konnte ihn ein blinder Seher überflügeln? Ist der Sehende allzu bedächtig? und ist wirklich Blindheit, »Torheit« vonnöten, um den kühnsten Griff und den letzten Sprung zu wagen?

Goethe, der Dichter, war zugleich bildender Künstler; bei ihm mußte alles plastisch werden, er wandte sich stets an die Sinne, den subtilsten Gedanken suchte er noch in eine Form zu fassen, die der Phantasie ein sinnlich klares, einprägsames Bild vortäuscht. Man schlage eine beliebige Seite jenes gefürchteten zweiten Teiles der »Faust«-Dichtung auf und man wird finden, daß die vielbeschriebenen Rätsel und Geheimnisse dieses Wunderwerkes beinahe ausnahmslos in so lebendigen Vorgängen und so anschaulichen Reden dargestellt sind, daß man — just deshalb stutzig wird. Man ist nicht gewohnt, philosophische Weisheit in so volkstümlicher Sprache, tiefsinnige Allegorien in so unterhaltenden Theaterszenen vermittelt zu sehen. Gerade die von Wagner erkannten hinreißenden Vorzüge dieses echten Volksdramas befremden und verwirren uns — uns papierne, abstrakt denkende Literaturmenschen. Im besten Falle aber, wenn wir für das Konkret-Sichtbare genügend empfänglich sind, sind wir doch keine Seher. Wir haften an den Dingen, die Goethe so reich und üppig vor uns ausstreut, und die verborgene Einheit der Dinge, das hinter den Dingen Liegende, kommt uns nicht zum Bewußtsein.

Wagner, der Dichter, war zugleich Musiker. Es ist der Geist der Musik, aus dem seine Gestalten geboren sind und in dem seine dichterische Sprache lebt; ein romantischer, überschwenglicher, in die Höhen und Tiefen dringender Geist, dessen Feuer die gemeine Wirklichkeit der Dinge läutern und verzehren will. Wenn dieser Geist sich mit der Technik der Dichtkunst begnügen mußte, wie leicht konnten da die Gestalten etwas Schattenhaft-Verschwommenes und die Sprache etwas Neblig-Unklares annehmen, das sich von der »Bildhaftigkeit« eines Goethe nur zu sehr unterschieden haben würde! Aber Wagner war nicht nur Musiker dem Geiste nach; er war auch Tonkünstler. Er war imstande, seiner dichterischen Inspiration den musikalischen Körper zu geben. Nun wird auf einmal alles rund und klar, hell und durchsichtig; nun leben wir ja selbst in der balsamischen Höhenluft, in der der Dichter webt und seine Geschöpfe atmen; nun ist er aber auch dem bloßen Wortdichter zehnfach überlegen; nun bedarf er nicht mehr des künstlichen und mühsamen Umwegs durch die Irrgänge der Wirklichkeit und unserer gewohnten Vorstellungen, um uns mitten in das Paradies seiner Anschauung zu versetzen; nun fehlt alles Ablenkende und Zerstreuende, alles Kleinliche und Ernüchternde; das jener Umweg uns so häufig entgegenstellt, nun werden wir durch die Suggestion, die der Musiker ausübt, ohne jede »Reflexion« zu Mitwissern seines dichterischen Geheimnisses; nun braucht der Dichter auch nur in großen Bildern und einfachen, bedeutsamen Worten zu uns zu sprechen, um uns die reichste Fülle eines gesteigerten Lebens in unvergeßlichen Eindrücken nahe zu bringen. Prüfen wir die dichterische Technik Wagners, so finden wir, vom »Rienzi« angefangen, bei wachsender Ausdrucksfähigkeit der Musik und bei stets zunehmendem, entscheidendem Anteil des musikalischen Ausdrucks an der Formung des Ganzen, immer reinere und schärfere Linien der poetischen Gestaltung und eine immer lückenloser und überzeugender hervortretende unfehlbare Sicherheit im dramatischen

Aufbau; so unmittelbar überzeugend, daß sogar ein Tauber, der die Musik gar nicht hört, der nur die Vorgänge auf der Bühne mit dem Auge verfolgt, den Sinn des Dramas errät und von den Vorgängen ergriffen wird. Und die äußere Form, in der die Vorgänge sich darstellen, scheint in ihrer Ruhe und Schönheit bestimmt zu sein von den Gesetzen der bildenden Kunst. Aus der Musik geboren, steht das Drama Richard Wagners vor uns als das verwirklichte Ideal Goethes. Am zauberkräftigsten wohl in dem krönenden Schlußwerke, im »Parsifal«. Wie hier der musikalische Dichter einen riesenhaft-ungeheuren und zum Teil mystisch-verworrenen Stoff, den an sich undramatischesten und bühnenwidrigsten, den ein Theaterdichter wählen konnte, auf die kürzeste dramatische Formel und in die sinnfälligste theatralische Form von vollendeter Bühnenwirksamkeit brachte, dafür haben wir, wenn wir diese beispiellose Genialität mit einem vertrauten Maße messen wollen, nur das eine Wort: goethisch. Wobei wir aber noch erwägen müssen, daß Goethe selbst eine solche Zusammendrängung und Verdichtung so zahlreicher und weitverzweigter Motive ohne Musik gar nicht wagen konnte.

Immerhin hatte sich auch Goethe in seinem krönenden Schlußwerke, im zweiten Teile des »Faust«, dem Ideale Wagners genähert. Die letzten Szenen sind ohne Musik bekanntlich nicht aufführbar. Aber nicht nur, daß Goethe hier den Musiker herbeiruft und ihm dann sozusagen das letzte Wort läßt; sondern auch Goethes eigene Worte scheinen schon von musikalischen Gesetzen bestimmt zu sein, seine auch hier noch durchaus plastische und »gegenständliche« Sprache trägt zugleich eine melodiebildende Kraft in sich, der wieder die ganz eigentümliche, rhythmische Anordnung des Szenischen entspricht, das sich mit dem Szenischen im »Parsifal« wundersam berührt. Die äußere Ähnlichkeit und innere Verwandtschaft der beiden Werke ist damit noch nicht erschöpft. Stoff und Gehalt des einen wie des anderen Werkes haben einen gemeinsamen Untergrund, eine gemeinsame »Tendenz«, ein gemeinsames Kolorit. Und eines ist da besonders bemerkenswert: die Meister beider Werke greifen, um die letzten Geheimnisse ihres transzendenten Schauens enthüllen, um die weisesten Lehren ihrer Erkenntnis dem rein menschlichen Bewußtsein vergegenwärtigen zu können, von demselben künstlerischen Triebe geleitet, zu den populären Symbolen der christlichen Romantik. So spannen sie gleichsam beide denselben Rahmen um ihr Werk; so bedienen sich beide desselben Verständigungsmittels; so gelangen sie beide eben aus der religiösen, romantischen, musikalischen Sphäre heraus, in die sie ihr Werk gestellt haben, zu einer ähnlichen Gestaltungsweise und zu verwandten Ausdrucksformen; mit einem Worte: so begegnen sie einander auch in der Erscheinung ihrer Werke, da sie im Kern und Wesen ihres Schaffens einander schon so nahe waren. Wagner, der Musiker, wird erstaunlich plastisch, und Goethe, der Plastiker, wird so musikalisch, wie nur je ein (noch dazu persönlich »unmusikalischer«) Nichtmusiker es zu sein vermochte. Die Goethische Musik zum »Faust« freilich, die ist bis heute nicht geschrieben worden. Oder man kann auch sagen: Wagner hat sie zum »Parsifal« geschrieben. Das ist ja auch sofort einmütig anerkannt worden, das haben die Zweifler und Spötter widerspruchslos zugegeben: »Parsifal« ist nur mit »Faust« vergleichbar und die Musik zur Gralsfeier, das wäre die richtige Musik zum »Chorus mysticus«.

Dieser »Chorus mysticus« aber sagt uns klar und deutlich, was Goethe und Wagner, bei allen Verschiedenheiten ihrer Anlagen, ihrer Fähigkeiten und ihrer individuellen Kundgebungen, dennoch übereinstimmend gewollt, erstrebt, gekonnt und vollbracht haben: sie haben uns ihr seherisches Vermögen mitgeteilt, sie haben uns einen Blick aus der Enge des Irdischen in die Weite des Ewigen tun lassen, sie haben uns gezeigt, daß »alles Vergängliche nur ein Gleichnis« ist; aber sie konnten dies nur, indem sie das Weite und Ferne in traute Nähe rückten, indem ihr bildnerisches Vermögen die Wahrheiten des Außerirdischen und Übersinnlichen in Zeit und Raum lebendig greifbar erstehen ließ, indem durch sie das vordem »Unzulängliche«, bloß Geahnte und Erträumte zum »Ereignis«, ja zum Bühnenereignis, zur sinnlichen Tatsache wurde; und so haben sie beide das »Unbeschreibliche getan«, was das hoffende Herz ersehnt, was der grübelnde Geist zu erforschen sucht, was Religion und Philosophie in Dogmen und Thesen offenbaren möchten, als Künstler verwirklicht. Es ist kaum nötig, hinzuzufügen, daß bei so außerordentlichen künstlerischen Taten nicht bloß ein Talent oder ein »Organ«, sondern der ganze innere Mensch tätig war, und daß solchen Künstlern nichts Menschliches fremd bleiben durfte; daß aber auch das Allermenschlichste, das einen anderen entweder kaum berührt oder vielleicht gänzlich zerstört, bei ihnen wie von selbst zum Kunstwerk wurde, im Kunstwerk Rechtfertigung und Befreiung fand; daß in der Macht ihrer Kunst die Mächte ihres Lebens fortwirken. Wir kennen das Leben und

Leiden Goethes und Wagners, und entrückt vom »Faust«, beseligt vom »Parsifal« — oder von den anderen großen Werken der beiden Meister — wissen wir auch, »wie das ward«, und empfinden die hehre Weihe jener allerletzten »mystischen« Verse: »Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.«

Miszellen.

I.

Bertha in der »Ahnfrau« (Akt I) jubelt:

Ich kann's nicht fassen,
Mich selber nicht fassen . . .
Mir wird's zu enge
In dem Gedränge;
Fort auf den Söller, wie lastet das Haus!
Dort von den Stufen
Will ich es rufen
In die schweigende Nacht hinaus.

Wahrscheinlich ist Grillparzer hier von Goethe abhängig, dessen Phileros (Pandora, V. 36) ausruft:

Zu freien Lüften hinaus nur, hinaus!
Wie drängen mich Mauern! wie ängstet das Haus! . .
Nicht Ruhe, nicht Rast
Den Liebenden faßt.

Sein Herz »lebt den lebendigsten Tag in der Nacht« [1]).

[1]) August Sauer schreibt, wie mir nachträglich bekannt wird, in der schönen Einleitung zur 5. Ausgabe der Werke Grillparzers (S. 33), in der »Ahnfrau« sei der spanische Trochäus mit anderen Versarten vermischt, wie er sie in Müllner »Schuld« und in Goethes in der Wiener Zeitschrift »Prometheus« zuerst gedruckten »Pandora« vorfand.

II.

Basco sagt in »Klaudine von Villa Bella«, V. 1365:

Und wie man sonst ein theatralisch Werk
Mit Trauung oder Tod zu enden pflegt,
So, fürcht' ich, unser schwärmend lustig Leben
Wird sich mit einer schalen Ordnung schließen.

Wahrscheinlich ein Nachklang der Schlußrede des Odoardo Galotti: »Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich selbst kehren werde, um meine Tat wie eine schale Tragödie zu beschließen? Sie irren sich.« (Beiläufig: ich erblicke in diesen Worten einen Seitenhieb auf die französische Tragödie — einen Nachhall der »Hamb. Dramaturgie«.)

Berlin. Dr. Albert Fries.

Bücherschau.

Aus Goethes römischen Tagen. Kultur- und Kunstgeschichtliche Studien zur Lebensgeschichte des Dichters von Julius Vogel mit einer Originalradierung von Bruno Héroux und 32 Tafeln in Kupferautotypien. Leipzig 1905. Verlag von E. A. Seemann. VIII u. 333 S. M. 8.—.

Das vorliegende Buch ist die Arbeit eines Kunsthistorikers, »dem die Beschäftigung mit Goethe und seinen Werken zum höchsten Genuß geworden ist«. Das Ziel war, in großen Zügen ein Kulturbild der römischen Zustände und des römischen Lebens zu Goethes Zeit zu entwerfen. Im Mittelpunkt dieses Bildes soll der Dichter stehen und sich von ihm abheben, etwa wie die Staffage in einer Landschaft. Die Darstellung beruht natürlich nicht allein auf Goethes Mitteilungen, sondern auch auf andern literarischen Quellen des achtzehnten Jahrhunderts. Goethes Kunsturteile werden ausführlich analysiert, es wird einerseits gezeigt, wie weit sie in den ästhetischen Anschauungen und positiven Kenntnissen seiner Zeit begründet sind, anderseits werden sie, wo sie über dieselben hinausschreiten, mit den Ergebnissen der kunsthistorischen Forschung, deren Rüstzeug dem Verfasser vollständig zu Gebote steht, verglichen. Die einzelnen, allerdings ziemlich lose aneinander gereihten Kapitel behandeln: Joh. Jak. Volkmann — Rom und die Römer — Ortskunde — Pius VI. — Die Künstlerschaft — Die Kunstsammlungen — Die Antike — Die Kunst der Renaissance — Antiquare und Gelehrte — Gesellschaft, Leben, Theater. Eine recht wertvolle Beigabe bilden mit 13 knappen Erläuterungen und Beziehungen auf die heutigen Ortsverhältnisse versehene gute Reproduktionen der Veduten von Giambattista Piranesi, denen Goethe seine erste Vorstellung von Rom verdankt.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortlicher Redakteur:

Dr. Rudolf Payer von Thurn,
IV/1, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint 6mal jährl. im Umfang von je 8 S.

Vereins-Kanzlei:
I., Eschenbachgasse Nr. 9.

Beiträge werden an den Redakteur erbeten.

XX. Band. **Wien, 30. April 1907.** **Nr. 6.**

INHALT: Wilhelm Ritter von Hartel †. — Das »alte« Weimarer Theater von J. Minor. — Register zu den Bänden XI—XX der Chronik des Wiener Goethe-Vereins, bearbeitet von Dr. R. Payer von Thurn.

Wilhelm Ritter von Hartel †.

Als der Ausschuß des Wiener Goethe-Vereins nach dem Tode Karl von Stremayrs im Jahre 1904 nach achtundzwanzigjährigem Bestande des Vereines sich zum ersten Male vor die Notwendigkeit gestellt sah, einen neuen Obmann zu wählen, da bedurfte es keiner vorsichtigen Anfragen, keiner weitläufigen Besprechungen: seit dem Februar 1899 wirkte im Ausschusse ein Mann, der wie kein zweiter berufen war, das Erbe Stremayrs im Wiener Goethe-Verein anzutreten. Nicht der zufällige äußere Umstand war bestimmend, daß er, wie seinerzeit Stremayr, zur Zeit seiner Wahl das österreichische Unterrichtsportefeuille in Händen hatte: Hartel, der Schüler der Antike, der von einer ergebnisreichen wissenschaftlichen Beschäftigung mit Homer und den Griechen kam, der dem Boden Kleinasiens die Reste griechischer Kultur und Kunst hatte entringen helfen, der neben einer intensiven wissenschaftlichen und staatsmännischen Wirksamkeit ein feines Verständnis und ein empfängliches Gemüt für die Literatur und Kunst seiner Zeit besaß, mußte auch ein besonderes Verhältnis zu Goethe haben.



Nachdem er von der aktiven Leitung des Unterrichtsressorts zurückgetreten war, da erübrigte ihm von selbst, ohne daß sie irgendwie aktenmäßig festgelegt worden wäre, eine ganz ähnliche Stellung wie Goethe gegenüber den weimarischen Anstalten für Kunst und Wissenschaft: keine einflußreiche private Vereinigung, die ihn nicht in ihren Vorstand berufen hätte, keine staatliche Institution, bei der sein gewichtiges Wort nicht volle Geltung behalten hätte.

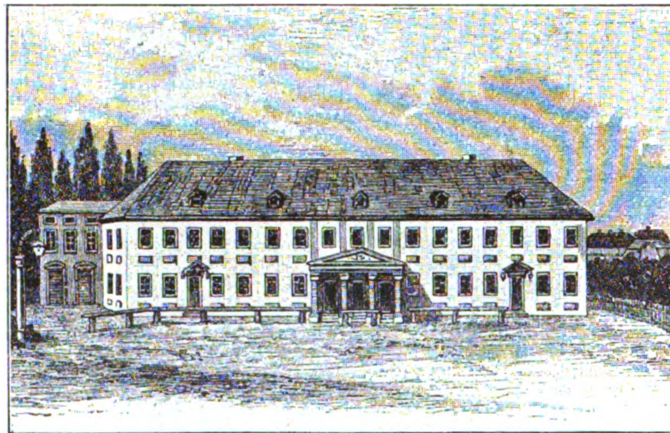
Ungeachtet seiner vielseitigen Tätigkeit konnten wir jederzeit auf sein kräftiges Eintreten rechnen, wenn es galt, die Bestrebungen des Wiener Goethe-Vereins zu fördern. Selten fehlte er, auch zur Zeit, da die Bürde eines verantwortungsvollen Staatsamtes auf seinen Schultern lastete, bei den Ausschußsitzungen und Goethe-Abenden. Im nächsten Winter hätten wir aus seinem berufenen Munde ein inhaltsreiches Wort über das oft behandelte und doch nicht erschöpfte Thema »Goethe und die Antike« vernommen. Mit besonderer Freude hat er den Gedanken der Errichtung eines Wiener Goethe-Museums bei seinem ersten Auftauchen begrüßt und bis in seine letzten Tage, als der jahrelang gehegte Plan seiner endlichen Verwirklichung entgegenging, tatkräftig gefördert. Seine Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen, das Museum der Öffentlichkeit übergeben zu können, sollte ihm nicht mehr gegönnt sein. Am 14. Jänner 1907 wurde er uns unerwartet früh entrissen. Der Wiener Goethe-Verein wird ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Das »alte« Weimarer Theater.

Von *J. Minor* [1]).

So wird nämlich das Weimarer Theater, dessen Pforten sich kürzlich für immer geschlossen haben, in Zukunft genannt werden. Bisher war es, vom Standpunkte der klassischen Periode aus betrachtet, den man in Weimar immer noch gern einnimmt, eigentlich das neue Theater. Denn es ist ein weit verbreiteter Irrtum, als ob das Theater der Schiller- und Goethe-Zeit kürzlich sein Ende genommen hätte. Daß dies nicht der Fall ist, wird ein kurzer Überblick über die Geschichte des Weimarschen Theaters lehren.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, noch vor dem Regierungsantritt Karl Augusts und vor der Ankunft des jungen Goethe, bestand in Weimar ein Schloßtheater, auf dem die berühmtesten Wandertruppen, die Kochsche und die Seylersche, ihre Vorstellungen gaben. Dem Schloßbrand vom Jahre 1774 (6. Mai) fiel auch dieses Theater zum Opfer, und man begnügte sich in der ersten Zeit nach Goethes Ankunft mit dem Liebhabertheater, für das der durch Goethe unsterblich gewordene Theatermeister Mieding entweder in dem Redoutenhause auf der Esplanade oder im Schloß, meistens aber in den herzoglichen Lustschlössern zu Tiefurt oder zu Ettersburg eine fliegende Bühne aufschlug, auf der neben den fürstlichen Personen auch Goethe und Corona Schröter als Schauspieler auftraten. Daß man nicht erst heutzutage und in Pöchlarn auf den naheliegenden Gedanken gekommen ist, die Szene auf den natürlichen Schauplatz zu verlegen, beweist die Aufführung der Goetheschen »Fischerin«, bei der die Ilmufer ihre Schuldigkeit tun mußten; später hat ja auch Klopstock daran gedacht, seine »Hermannsschlacht« von den Soldaten des Herzogs von Braunschweig auf ihrem natürlichen Schauplatz, der Roßtrappe, spielen zu lassen, und eine Aufführung des »Wilhelm Tell« an den Ufern des Vierwaldstättersees ist aus Gottfried Kellers Schilderung bekannt. Erst im Jahre 1779 erbaute die Herzogin Anna Amalia auf dem Platz, wo heute noch das Theater steht, das große Redoutenhaus, das auch eine geräumige Bühne enthielt und in dem von 1784 bis 1791 die Truppe des Prinzipals Bellomo spielte. Im Jahre 1791 wurde nach Lösung des Kontraktes mit Bellomo das Weimarische Hoftheater begründet und am 7. Mai 1791 mit einem Prolog von Goethe und Ifflands »Jägern« eröffnet. Nur der Zuschauerraum dieses Hauses erfuhr im Laufe des Jahres 1798 durch den Stuttgarter Architekten Thouret eine Umgestaltung, von der Goethe in dem Aufsatz »Weimarischer neudekorierter Theatersaal« auswärtigen Lesern Nachricht gab. In dieser Umgestaltung wurde das Haus am 12. Oktober 1798 mit Schillers Prolog zum »Wallenstein«, dem Kotzebueschen Schauspiel »Die Korsen« und »Wallensteins Lager«, eröffnet. Und das ist das richtige »alte« Weimarische Theater, die Wiege der Schillerschen Dramen, aber auch der Schauplatz, wo der »Hund des Aubry« seine Künste zeigte und Goethe nach 26jähriger Arbeit aus dem Theater vertrieb.



Das Weimarer Hoftheater 1779—1825.
R. Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung, Braunschweig 1891, S. 7.

In der Nacht vom 21. auf den 22. März 1825, nach einer Aufführung von Cumberlands »Juden«, in der La Roche die berühmte Rolle des Juden Schewa spielte, ist dieses Haus ein Opfer der Flammen geworden. Das Feuer, wahrscheinlich durch die Heizung veranlaßt, brach im Parterre aus und bald stand das ganze Haus in lichter Lohe. Während ganz Weimar klagend und händeringend an der Stätte des Brandes umherlief, stand seitwärts ein Mann in Mantel und Militärmütze, mit der größten Seelenruhe eine Zigarre rauchend, scheinbar als müßiger Zuschauer. Es war Karl August, der persönlich die Löscharbeiten leitete, sie aber ganz auf die Rettung der Nachbarhäuser einschränkte und das verlorene Haus einfach nieder-

[1]) Erweiterter Abdruck aus der »N. Fr. Presse«, 22. März 1907, Nr. 15296.

brennen ließ. Wie bei der letzten Vorstellung im alten Burgtheater, so suchte auch hier jeder auf dem Schutt eine Reliquie zu erbeuten; Eckermann zum Beispiel fand eine halbverbrannte Rolle, die den Tasso enthielt und die Goethe später an Zelter nach Berlin geschickt hat. Mit großer Fassung sah Goethe den Schauplatz seiner fast dreißigjährigen, liebevollen Mühe in Schutt und Trümmern liegen. Er tröstete sich mit den Worten, mit denen ihn sein Enkel Wolf am nächsten Morgen anredete: »So geht's den Menschen!« Daß aber der Eindruck bei ihm doch noch lange und tief nachwirkte, das erkennt man aus seinem Brief an Zelter, dem er mehr als ein Vierteljahr später (5. Juli 1825) auf die Nachricht, daß der Bau der Singakademie in Berlin fertig sei, die ergreifenden Worte schreibt: »Mögest Du ihr lange erhalten bleiben und sie Dir, damit Du nicht den Schmerz erlebest, das, was Du gepflanzt und gepflegt hast, vor Deinem seligen Hintritt untergehen zu sehen. Dies ist eine der großen Prüfungen, die dem lange Lebenden zugedacht ist; dem alsdann, wie dem ehrlichen Hiob, eine humoristische Gottheit anderweitigen Ersatz reichlich gewähren möge.« Der Nachsatz, der zu scherzen versucht, vermag den herben Inhalt und Ton des Vordersatzes nicht aufzuheben, und gewiß hat Eckermann den Moment in Goethes Sinne und vollkommen richtig gekennzeichnet, wenn er sagt: »Der heutige Brand des Hauses beschließt gewissermaßen auch äußerlich eine große Epoche, die für Weimar so bald nicht zurückkommen dürfte.«

In der allernächsten Zeit zwar schien es, als ob Goethe, der sich seit seinem Rücktritt von der Leitung des Hoftheaters im Jahre 1817 wenig mehr um die theatralische Welt gekümmert, gerade im verflossenen Herbst und vor dem Eintritt des Winters aber zum ersten Male wieder Interesse an dem Theater gezeigt hatte [1]), sich durch das neue Unheil zu noch kräftigerer Anteilnahme bewogen fühlte. Auf seinen Rat wurden die Vorstellungen nach wenigen Tagen schon im Stadthaussaale wieder aufgenommen, wo man freilich nur kleinere Sachen oder ausgewählte Opernszenen spielen konnte. Durch einen seltsamen Zufall aber geschah es, daß der Theaterbrand Goethe vollkommen gerüstet traf; denn schon vor einigen Jahren hatte er sich von dem Oberbaudirektor Coudray Pläne für moderne Theaterbauten vorlegen lassen, wobei er gewiß auch an einen zukünftigen Umbau des alten Weimarer Theaters dachte. Damals hatte er sich auch von den bedeutendsten deutschen Theatern Pläne kommen lassen, um das Beste zn benützen und die Fehler zu vermeiden. Der Plan für das neue Weimarische Theater war also schon fix und fertig, noch ehe das alte abbrannte; man bedurfte nur mehr der großherzoglichen Genehmigung und es konnte mit dem Bau begonnen werden. So einfach ging die Sache aber doch nicht vonstatten, denn es machten sich an höchster Stelle Gegenwirkungen bemerkbar, deren Ausgangspunkt auch heute noch nicht vollkommen klar zu erkennen ist.

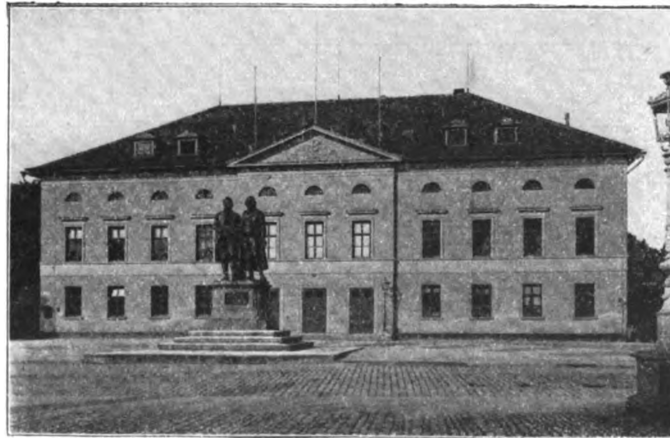


Das Weimarer Hoftheater 1825—1857.

Von Anfang an standen sich die Ansichten zweier Architekten gegenüber, von denen der eine ein quasi-Volkstheater, der andere ein vollkommenes Hoftheater aufführen wollte. Goethe war für das letztere; da wir einmal einen Hof haben, sagte er, soll auch ein Hoftheater eingerichtet werden. Es ärgerte ihn aber doch, als Zelter dazu seine Zustimmung mit der gewohnten Derbheit aussprach, die man bei jedem andern als diesem Grundehrlich für bare Ironie halten würde: »Daß Du der Mann nicht bist, dem Volke ein Theater in Weimar zu bauen, hätte ich Dir schon eher angesehen. Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen. Das möchten nun auch andere Hoheiten bedenken, die den Wein in der Gohre (Gärung) propfen wollen. Freunde, wir haben's erlebt, ja erleben es.« Eckermann gegenüber äußerte er zwar lachend, aber deutlich mißvergnügt, daß ihn der brave und tüchtige Zelter mitunter nicht ganz verstehe und seinen Worten eine falsche Auslegung gebe. »Ich habe dem Volk und dessen

[1]) Schüddekopf in der Nationalzeitung 1907, 20. Februar, Nr. 85 weist nach, daß Goethe im Jahre 1824 zum ersten Male seit seinem Rücktritt wieder das Theater besucht hat und in der Zeit vom 28. August bis 8. Dezember acht Vorstellungen beigewohnt hat (28. VIII.; 11. IX.; 29. IX.; 2. X.; 9. X.; 6. XI.; 27. XI.; 8. XII.), wobei es ihm freilich zum erstenmal »zu Mute war, wie einem Christen im tausendjährigen Reich«.

Bildung mein ganzes Leben gewidmet, warum sollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen? Allein hier in Weimar, in dieser kleinen Residenz, die, wie man scherzhafterweise sagt, zehntausend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede sein — und nun gar von einem Volkstheater! Weimar wird ohne Zweifel noch einmal eine recht große Stadt werden, allein wie können immer noch einige Jahrhunderte warten, bis das weimarische Volk eine hinlängliche Masse bildet, um ein Theater bauen und erhalten zu können.« Für das Volk sollte in anderer Weise gesorgt werden, nämlich durch Sonntagsvorstellungen, die Goethe wenigstens in Gedanken erwog. Seit alten Zeiten war ja das Komödienspielen am Sonntag durch die kirchlichen Behörden verboten, und auch nachdem sich die meisten größeren deutschen Städte von dem Verbot freigemacht hatten, waren die Vorstellungen an den Sonntagen in Weimar, wo man überhaupt bloß viermal in der Woche spielte, immer noch nicht eingeführt. Es kam nun in Goethes Kreise zur Sprache, daß man auf diese Weise nicht bloß der Theaterkasse einen beträchtlichen Nutzen verschaffen, sondern auch der großen arbeitenden Klasse, die an den Wochentagen nicht Zeit zum Theaterbesuch hat, anstatt des Tanzes und des Bieres in einer Dorfschenke ein edleres Vergnügen bereiten könnte. Bei dem Neubau des Theaters aber, der ihn allein anging, nahm Goethe namentlich auf den wohlhabenden und vornehmen Mittelstand Rücksicht, der in dem alten Weimarischen Theater oft übel daran war. Denn bei gewissen Stücken füllten die Jenaer Studenten das Parterre, und die paar kleinen Logen hinter dem Parterre und die wenigen Bänke des Parketts waren bald besetzt. Bei dem Neubau, bei dem ihm das neue Königstädter Theater in Berlin vor Augen gestanden zu sein scheint, wollte Goethe nun für den Mittelstand besser sorgen. Eine Reihe Logen sollte um das ganze Parterre herumlaufen und zwischen dem Balkon und der Galerie noch eine Reihe Logen zweiten Ranges angebracht werden.



Das Weimarer Hoftheater 1857—1907.

Unterstützt von dem Geheimen Rat Schweitzer siegte Goethe zunächst bei dem Großherzog über die Gegenpartei, die einen engeren Zuschauerraum verlangte. Am 10. April war sein Plan genehmigt und gleich darauf wurde auf dem Platze des alten Theaters der Neubau in Angriff genommen. Schon begannen die Grundmauern in die Höhe zu steigen, als auf hohen Befehl nach kaum drei Wochen die Arbeit plötzlich eingestellt wurde. Wir haben den Umschwung wohl mit der Notiz in Zusammenhang zu bringen, die sich drei Tage nach der großherzoglichen Genehmigung des Planes in Goethes Tagebuch findet (13. April 1825): »Herr Stromeyer einen Brief von Beuther bringend und seine Wünsche wegen eines engeren Theaters vorlegend.« Durch Vorstellung des Kostenpunktes und der möglichen großen Ersparungen war es den Gegnern gelungen, Karl August völlig umzustimmen. Coudray trat zwar nicht von der Leitung des Baues zurück, aber er leitete ihn nun nach dem geänderten Plane. Goethe scheint die Sache bei Eckermann sehr leicht zu nehmen. Er gibt dem Großherzog ganz recht, daß ein Theater keineswegs ein architektonisches Prachtwerk zu sein brauche; ja er stimmt ihm sogar darin zu, daß es nur den Zweck habe, Geld zu verdienen. »Ein neues Theater,« so sagt er, »ist am Ende doch immer nur ein neuer Scheiterhaufen [1]), denn irgend ein Ungefähr über kurz oder lang wieder in Brand steckt. Damit tröste ich mich. Übrigens ein bißchen mehr oder weniger, ein bißchen auf oder ab ist nicht der Rede wert. Ihr werdet immerhin ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade so, wie ich es mir gewünscht und gedacht hatte. Ihr werdet hineingehen und ich werde auch hineingehen, und es wird am Ende alles ganz artig ausfallen.« Er ist

[1]) Vgl. die von Schüddekopf a. a. O. zitierte Zahme Xenie:

»Wie ist denn wohl ein Theaterbau?
Ich weiß es wirklich sehr genau:
Man pfercht das Brennlichste zusammen,
Da stehts denn alsobald in Flammen.«

aber doch nicht hineingegangen, als das Theater schon am 3. September desselben Jahres 1825 zur Feier des achtundsechzigsten Geburtstages und des fünfzigsten Regierungsjubiläums von Karl August mit einem Prolog von Riemer und einer italienischen Oper, der »Semiramis« von Rossini, eröffnet wurde. Er verhielt sich auch »leidend«, als man vier Jahre später den ersten Teil seines »Faust« auf die Bühne brachte; auf seinem Zimmer hat er den Schauspielern wohl Ratschläge erteilt, in dem Theater aber ist er nicht erschienen. Seine Urteile über die Vorstellungen im neuen Weimarschen Theater lauten zwar günstig, sie gründen sich aber durchaus auf die Berichte seiner Hausgenossen, die fleißige Theaterbesucher waren. Nur am 7. November 1825, als man zur fünzigjährigen Jubelfeier seiner Ankunft in Weimar die »Iphigenie« gab, erschien er, bange genug erwartet, im Theater; und aus den Jahren 1827 und 1828 ist je ein Besuch nachgewiesen. Oft also ist er nicht hineingegangen.[1])

In nicht mehr als fünf Monaten zustande gekommen, hat dieses Haus achtzig Jahre hindurch standgehalten; fast hätte sich an ihm noch in letzter Stunde Goethes Wort von dem »neuen Scheiterhaufen« erfüllt! Der Fassade diente seit dem Jahre 1857 das Ritschelsche Denkmal der Weimarschen Dioskuren zum Schmuck. So haben die massenhaften Wallfahrer, die seit der Eröffnung des Goethe-Hauses alljährlich zu Pfingsten nach Weimar pilgern, das alte Haus gekannt. Die älteren Wiener mag es mit seinem langgestreckten Zuschauerraum wohl an das alte Burgtheater erinnert haben. Anspruchslos bis zur Dürftigkeit, konnte es gegen die modernen Prunkbauten nicht aufkommen, denen es ja auch Karl August absichtlich entgegengestellt hatte. Es besaß dafür den großen Vorzug, der den älteren Schauspielhäusern vom dramatisch-theatralischen Standpunkt aus eigen ist: den der Intimität und eines geheimen Rapportes zwischen der Bühne und dem Zuschauerraum. Und es besaß vor allem den guten Hausgeist, der anno 1825 glücklicherweise nicht mitverbrannt, sondern wie ein Phönix aus dem Schutte des alten in dem neuen Hause wieder auferstanden war.

War dieses neue Theater auch nicht mehr das alte der Goethe- und Schiller-Zeit, so hat es sich doch auch in der nachklassischen Periode mit großen Ehren behauptet. Es war das Theater der Liszt- und Wagner-Zeit, in dem Wagners »Lohengrin« 1850, an Goethes Geburtstag, zur ersten Aufführung kam. Es war das Haus, in dem Shakespeares Königsdramen durch Dingelstedt 1863 und 1864 zum erstenmal in geschlossener Reihe dem deutschen Publikum vorgeführt wurden. Es war die Bühne, auf der die Hebbelschen »Nibelungen« zum erstenmal sichtbar wurden, und wo Christine Hebbel als Brunhild und als Chriemhild den dichterischen Träumen ihres Gatten Leben verlieh. Nur einer der beim Theater unberechenbaren Zufälle, eine Unpäßlichkeit, hat es verschuldet, daß Weimar nicht auch auf dem Gebiete des nachklassischen Lustspieles eine Uraufführung zu verzeichnen hat, daß Freytags »Journalisten« nicht von hier ihren Ausgang genommen haben. Das nun geschlossene Weimarsche Theater war die Stätte, auf der zuerst Eduard Genast noch ganz im Goetheschen Sinne und später, bis ihn ein hinter seinem Rücken abgeschlossenes Gastspiel Dawisons verdrängte, Heinrich Marr, der spätere Freund Laubes, jene vornehme, schlichte und einfache Regiekunst ausübten, die sich von der lauten und aufdringlichen unserer Zeit so wohltuend unterscheidet. Es war die Bühne, von der Karl La Roche nicht bloß die Weimarsche, sondern die echt Goethesche Tradition mit an das Wiener Hofburgtheater gebracht hat, auf dem vierzig Jahre später sein Weimarscher Nachfolger, Otto Lehfeld, nicht mehr unbestrittene Erfolge erntete.

Die Geschichte dieses Hauses ist noch nicht geschrieben. Von ihr berichten nur die Memoirenwerke von Eduard Genast[1]) und von H. Grans. Nun, da es nicht mehr dem Leben, sondern der Geschichte angehört, findet sich wohl auch noch in oder außer Weimar eine geschickte Feder, die uns von seinem Glück und Weh erzählt.

Das »alte« Weimarsche Theater ist tot — es lebe das zukünftige neue!

---

[1]) Schon die Art, wie in dem offiziellen Bericht über die Festvorstellung vom 7. November 1825: »Goethes goldener Jubeltag« (Weimar 1826), die bange Erwartung des Publikums, ob er kommen werde oder nicht, geschildert wird, zeigt, daß man kaum hoffen durfte, ihn zu sehen. Aus späterer Zeit weist mir Dr. Julius Wahle zwei Theaterbesuche am 20. Oktober 1827 (Tagebuch; an Zelter, 6. November 1827) und im April 1828 (an Zelter, 22. IV. 28) nach. Er hat also das »neue Theater« in vier, oder vielleicht gar in sieben Jahren, dreimal besucht, das heißt: er hat sich von ihm ferngehalten.

[1]) Neuerdings im Auszuge herausgegeben von Robert Kohlrausch: »Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit.« Erinnerungen eines alten Schauspielers von Eduard Genast. Stuttgart, R. Lutz.

REGISTER

zu den Bänden XI—XX der Chronik des Wiener Goethe-Vereins

bearbeitet von

Dr. Rudolf Payer von Thurn.

---

1. Personen, Orte, Sachen.

Abel E. H. XVIII 36 ff.
Achilles XIV 11, 23
Ackermann XIV Nr. 7—8, Beil. S. 6
Aderhold Gottlieb Heinrich, XII. Beilage zu Nr. 9, XIV. Beil. z. Nr. 7 bis 8, S. 11
Adickes Eugen XIII 49 f.
Aischylos XV 38
Aithra, Mutter des Theseus, XIV 5
Albach-Retty XIII 61
Alberti XIII 39 f., 45
Albrecht Joh. Friedrich Ernst XIII 25 ff., XVI 2
Alexandrine Pawlowna XVI 3
Altalbenreuth XIV. Beil. z. Nr. 7—8, S. 19
Alxinger Joh. B. XVI 3, 8
Amadei Albert Graf XV 11
Ambrosius Johann Nikolaus XI 11, XIV. Beil. z. Nr. 7—8, S. 4 f.
Andres, Eckermanns Diener XI 46, XII 35
d' Annunzio Gabriele XV 51
Anschütz XIII 35
Anseres Christicolae XVII 27 ff.
Antike XIV 1 ff.
Anzengruber Ludwig XIV Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Arago XIX 24
Ariost XIII 42 f.
Aristophanes XV 23
Arndt E. M. XIII 14
Arnold Robert F. XI 18, XIII 13, XV 8, XVI 1, 35, XVII 13
Arnoldt XX 13
Arnswald v., Forstmeister, XIV, Nr. 7 bis 8, Beil. S. 6
Artaria XII, Beil. z. Nr. 9, S. 6
Asch XIV 16, XVII 10
Assisi XIV 29, XVI 43
Auchentaller J. M. XIV, Nr. 9 (Festgabe) S. 12, Nr. 10—12, S. 42
Auersperg Anton Graf XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Auersperg Josef Graf XI 34
Autographen XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 18 f.
Avenarius Ferdinand XIV 19
Ayrenhoff XIII 4 ff., XVI 8

Baader Franz von XVII 27
Babo XVI 17
Baco XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 8.
Bager S. D. XX 7
Bahr Hermann XII 36
Bailleu Paul XII 38 ff.
Bamberger Eva Justine Henriette XVI 31
Barth, Goethes Kutscher, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 30
Barthélemy XIV 6
Bartsch Karl XII 50
Basse Gottfried XVI 43 ff.
Batsch, Prof, XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 6
Bäuerle Adolf XV 8
Bauernfeld XVI 9, XVII 43
Baum Ernst August XII, Beil. z. Nr. 8, XIV. Beil. z. Nr. 7—8, S. 1[illegible], 15
Bayer Joh. Theophilus XII, Beil. z. Nr. 9
Bayer Josef XI 15, 33, 39, XII 17, XIII 1, 17, 25, 33, XIV 9, 29. Nr. 9 (Festgabe), S. 40, XV 10
Beck XII 39
Beer Michael XIV 7
Beer Rudolf XI 39, 45 ff., XII 1 ff., XII 19, 35
Beethoven XIII 34
Behn Hermann XIX 52
Behrisch XV 4
Beitl Theodor XIV 32
Bellomo XIX 8, XX 38
Bembo Pietro XII 46 f.
Benda Georg XVI 15
Benkard Dr. XIII 50, 52
Berger Alfred Freih. v. XI 17, XII 17, XIII 19, XIV Nr. 9 (Festgabe), S. 40, XX 23
Bergopzoomer XVI 6
Bernardini opusculum de colorum generatione XIV Nr. 7—8, Beil. S. 9
Bernstorff XIV 44
Bertuch XIII 32
Besemann Joh. Gottfried XII 6
Bettina XI 51, XIII 14, XVII 5 f.
Beuther XX 40
Bezecny Josef Freih. v. XI 16 ff., 39, XII 17, XIII 1, 10, 17, 25, 45, XIV 9, 17, Nr. 9 (Festgabe), S. 40, 51 f., Nr. 10—12, S. 37 ff., XV 9, 47, XVI 21, 29, XVII 15, 34 f., XVIII 42, XIX 50
Bibliographie XVI 20, 34, 46 ff., 57 f., XVII 19 f., 31 f., 44 ff., XVIII 6 ff., 23 f., 32, 50 ff., XIX 15 f., 47 f., 57 ff., XX 10 ff., 27 f.
Biedermann Woldemar Freih. v. XII 19, 35, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 35, XVI 19, XVII 41, XVIII 38
Bielschowsky Albert XVI 23
Bierbaum O. J. XIX 56
Bischoffwerder XII 39
Bittmann Wilhelm XV 44
Bleibtreu Hedwig XIII 53, XIV 7, 18
Blume Ludwig XI 15, 17, 32, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 40
Bode Wilhelm XVIII 40
Bodmers Homer XV 42
Bohatta Hans XIV 19
Böhmen XI 33 ff.
Boie XIII 15, XVI 29 ff.
Boisserée Sulpiz XII 31
Bojanowski Eleonore v. XVII 40
Bojanowski P. v. XII 37, XV 17, XVI 36, 38
Bölsche Wilhelm XIII 48
Bonaparte Louis XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 20
Börne XVII 42 f.
Bösenberg Heinrich XIII 29
Bovy Antoine XVII 2
Boxberger XIII 31, 43
Brahm O. XIII 15
Brandeis Artur XI 39, 45, XII 19
Brandes Joh. Christ. XIII 5, XVI 16
Brandl A. XIII 56
Bratranek XVIII 11
Brenner-Paß XX 8
Brentano Klemens XI 38
Brentano Franz XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Brion Friederike XII 11, XV 7
Brockhaus R. u. F. XV 10
Brockmann Franz Karl XIII 29, XVI 3, 6
Brösigke Friedrich Leberecht v. XIII 56 f., XIV 16, XVII 10
Brouwer Adriaen XIV 22
Brüch Immanuel XV 9, 21, XVII 14, XIX 49
Brühl Karl Graf XV 19
Brunn Heinrich XIV 30
Brustfleck Kilian XIII 15 f.
Buck Heinrich XVII 13
Buff Lotte XIX 56
Bulthaupt XIII 61 f.
Buquoy Georg Graf XIX 17 ff.
Burdach Karl Friedrich XVII 17
Burdach Konrad XI 39
Burkhardt C. A. H. XII 47, XIII 13 f., 20, 29, XV 10
Byron XIII 13, 56, XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 20.

Cagliostro XI 38, XIII 27
Calderon XI 30

Caratta XIII 21
Carmagnola XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 18
Cart Théophile XVI 38
Castel Gandolfo XVIII 21 f.
Castelli Ignaz Friedrich XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 26 ff.
Casti XIII 42
Castle Eduard XIV 18, XVIII 42, XIX 51
Caylus Graf XIV 4
Chaos, das XI 50
Chateaubriand XIV 7
Chiron XIV 10
Chotek Karl Graf XIV 44
Claar Emil XIII 48
Clary Fürst XI 34, XII, Beil. z. Nr. 8, S. 4, XIX 23
Claudianus XVI 13
Colerico XVIII 37
Collin Heinrich v. XVIII 6, 8
Collin Matthäus v. XVI 6
Colonna Fabio XI 22
Compter Joh. David Gottlob XII, Beil. z. Nr. 9, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 15 ff.
Consalvi Kardinal XVI 45 f.
Coreth Albert Graf XIII 40
Cornelius XVII 27
Correggio XIV 29 f.
Coßmann XIII 31
Coudray XVII 29, XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 21, XX 39 f.
Creizenach Wilhelm XI 18
Cronegk XIX 31
Cumae XIV 12 f.
Cumberland Ernst Aug. Herzog v. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 16
Cumberland Friederike Herzogin v. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 16 ff.
Czernin Graf XI 34

Dares Phrygius XV 26 ff., 34 f.
Dehio G. XIV 26
Deinhardstein XV 14
Delavigne XIV 7
Demelius Margarete XVII 9, XIX 51
Demelius Ottilie XVIII 9 ff.
Demetrius XIX 40 ff.
Deslandes XVI 15
Devrient XII 3
Dictys Cretensis XV 26 ff., 34 f., 38 f.
Dietz Karoline XVI 29
Diez Heinrich Friedrich v. XVI 33
Dingelstedt Franz v. XIV Nr. 9 (Festgabe), S. 39, XV 20, XX 41
Dittrich, Professor XVII 10
Döbereiner Joh. Wolfg. XV 52
Doblhoff Josef Freih. v. XIV Nr. 9 (Festgabe), S. 39, XVII 13
Dobrovský Abbé XI 34
Dodwell Edward XIV 8
Dorigny Niclas XIV 28
Dowden XIII 62
Du Fresny XIV 6
Dumba Nikolaus XI 3, 17, XIII 1, 17, XIV 9, 18, XIV Nr. 9 (Festgabe), S. 40
Düntzer H. XII 50, XIII 52, XIV 30, XVI 13, 33, XVII 24
Duras Herzogin v. XIV 7
Dürer Albrecht XIV 30
Durigo Helene XVII 13
Düring v. XIV Nr. 7—8, Beil. S. 5

Ebert Egon XI 50
Ebner-Eschenbach Marie v. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 13, XV 10
Ebner Pauline XI 18
Eberwein XVI 17
Eckermann Joh. Peter XI 39, 45 ff., XII 1 ff., 34 ff., 52 f., XIV 26, Beil. z. Nr. 7—8, S. 21, 25, Nr. 9 (Festgabe), S. 24, XV 3, 8, XVI 24 ff., XVII 6, XX 39
Eckmühl Prinz XV 16
Edelsheim XIII 52
Eder Josef M. XI 18, XII 19, 32, XIII 17, 20, XIV 18, 32, XV 10, XIX 51
Edlinger Anton XIV Nr. 6 (Festgabe), S. 39 f., XVII 13
Eger XIV 16, XVI 11 f., XIX 26 f., XX 21 ff.
Egger Max XI 16, XII 17, XIII 17, XV 9
Egger v. Möllwald Alois XII 18, 56, XIII 1, 17, 20, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39 ff., 51, Nr. 10—12, S. 41, 43, XVII 12, 15, XVIII 42, XIX 50, 52
Egloffstein, Freiherrl. Familie XI 41
Egloffstein Julie Gräfin XV 20
Ehnlich Joh. Karl Franz XII 55, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 23
Eichstädt XIII 10, XV 52
Einem Charlotte v. XVI 29
Elisabeth, Königin von England XIV Nr. 9 (Festgabe), S. 32 ff.
Elischer B. XII 8
Elischer Julius XIV 37
Elizza Elise XII 19
Engel Erdmann XVII 10
Engel Georg XIII 29
Engel J. J. XIII 5, XVI 16
Enweri XIX 25 f.
Erfurt XI 49
Eurybates XIV 5
Euripides XIII 7, XIV 6, 38, XVI 4
Exner Franz XIX 23
Eybenberg Marianne v. XIII 10, XV 11
Eylenstein Joh. Friedrich Adam XII, Beil. z. Nr. 9, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 10 f.

Fächerpalme XI 22
Falk Johannes XVIII, 39 f.
Falke v. Lilienstein Freih. v. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Färber Michael XII, Beil. z. Nr. 9, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 10, 12 f., 15
Fasel G. W. XVII 7
Federn Karl XI 18
Ferdinand Karl, Erzherzog XIV 38
Fernow, Professor XII 4
Ferrara XII 15 f., XVII 41
Ferri Cirro XIV 28
Feti Domenico XIV 22
Feuchtersleben XI 52, XIII 11, XV 48 ff., XVII 3 ff., 17, XIX 12
Feuerbestattung XVIII 49, XIX 14
Fichte XVII 5
Fiedler Hermann G. XIII 52, 62
Fiegl Josef XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 40
Firdusi XVI 28
Fischer Julius Wilhelm XVI 7
Fischer Kuno XI 39, 51, XVI 12
Florenz XVI 42, 51
Foll Ferdinand XII 19
Förster August XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 40
Fortis, Viaggio in Dalmazia XII 50 f.
Fouqué XIII 62, XIV 8
Fournier August XI 18
Franke Joh. Mich. Bernhard XII, Beil. z. Nr. 8, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 8
Frankfurt, Goethe-Museum XI 35, 38
Frankfurter Goethe-Feier 1899 XIII, 45 ff.
Frankl L. A. XV 8
Franciscus von Assisi XVI 43
Franz I., Kaiser XIII 23
Franz II., Kaiser XII 31, XIII 46, XIV 44, XVI 56
Franz Ferdinand, Erzherzog XIV 38
Franz Joseph I., Kaiser XIV 38 ff., XVI 23, XIX 52
Franzensbad XI 33, XX 21 ff.
Franzos Karl E. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Freising Otto v., XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 17 f.
Frey Justus XIII 1, 11 f.
Freytag Gustav XX 41
Frida Emil XIV 37
Friederike, Königin von Hannover XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 16 ff., XVI 24 ff., 33.
Friedländer Ludwig XIV 26
Friedländer Max XIX 13
Friedrich II. König von Preußen XIII 4 f., 14, 16, 27, XVII 40
Friedrich V. (Winterkönig) XII 40
Friedrich Wilhelm II. XII 39 f.
Friedrich Wilhelm III. XIII 10, XIV 44
Fries Albert XV 26, 43, XVI 23
Frimon A. XVII 30
Fritsch Jakob Friedr. v. XIV 44, XV 19
Fritsch Karl Wilhelm v. XV 19
Frommann Allwina XI 23
Frommann J. F. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 29 ff.
Frommann Johanna XI 23
Fulda Ludwig XIII 32
Funck Heinrich XIX 55
Fünfundvierziger XII 44, XIII 27

Gabelbach XVI 37
Galatee XIV 10
Garbenheim XVI 31

Gasterstaedt XIII 24
Gebler Tobias XVI 2
Geiger Ludwig XIV 19, XV 10, XVII 27, 41
Geist Joh. Jakob Ludwig XI 37, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 6 ff.
Genast XI 50, XV 15, XX 41
Gentz XII 49, XIII 10 f.
Gensike XV 2
Gérard XIII 52
Gerbermühle XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 21 f.
Gerhards »Wila« XII 51.
Gerning J. J. XI 38, XIX 55
Gerstenbergk Jenny v. XIV 34
Geßner XII 25
Gewey XVI 17
Girgenti XVIII 22
Girsch F. XVIII 35
Giuliani Pietro XIII 41
Gjellerup XIII 52
Gleim XI 4
Glenck IV, Nr. 7—8, Beil. S. 23
Glossy Karl XII 31, 42, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 38
Gluck XVI 3, 14
Goechhausen Luise v. XI 12, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 3, XV 18 f.
Gomperz Theodor XIV 37
Göschen XIII 32
Goedeke Karl XIV 31
Goettling Karl Wilhelm XII 52
Goetze Johann Georg Paul XI 9, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 5
Goldsmith XII 9 ff.
Gorcey Anton Graf XVII 10
Gotter XIII 5, XV 18, XVI 16 f., XIX 5
Gottsched XIII 8
Goué XVI 16
Grabbe XVII 43
Grabschrift XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 19
Gradl Wendelin P. XVII 10
Gräf Hans Gerhard XII 48, XIV 45, XV 26, 52, XX 9
Graff Anton XVII 39
Graevemeyer Molly v. XIII 15
Grans H. XX 41
Gregori Ferdinand XVI 54, XVII 13, XVIII 42
Gries XIII 43
Grillparzer Franz XII 42 ff., XIII 5, 11, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 37, Nr. 10—12, S. 44, XV 15, 36, 51, XVI 16 f., XX 36
Grimm Hermann XI 14, XIII 43, XVI 39, 49
Grimm Jakob XII 51, XIV 31
Großer Joh. Mich v. XIII 24
Großmann XIII 5
Grüner Ignaz R. v. XV 25
Grüner Sebastian XIV 16, Nr. 7—8, Beil. S. 19, XVI 11 f., XIX 27, XX 26
Grünler Ehregott XII 34, 36
Grünstein Leo XIX 51
Guerrieri-Gonzaga XV 51
Guglia Eugen XI 32, 39, XII 17, 45, 49, XIII 17, 20, XIV 9, 17, Nr. 9 (Festgabe), S. 40, 52, XV 9, 37, XVI 22, XVII 33, XVIII 9, XIX 49, XX 21
Guicciardi Franz Josef, Graf XIV 44
Günther XVI 30

Haarhaus Julius R. XI 21, XIII 39, XVI 38
Habich Ludwig XVIII 39
Hagedorn XI 4
Hager W. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Haizinger Amalia XIII 35
Hamann XIII 31, XV 4
Hamilton (Doktor Faust), XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 32 ff.
Hamlet XIV 14
Hammer Josef v. XIV 24, XVI 56, XVII 2, XIX 9 ff.
Hanf Fr. XIII 26
Hannover Friederike, Königin XVI, Nr. 9 (Festgabe), S. 16 ff. XVI 24 ff., 33
Hanusch J. J. XIII 15
Harras XI 23, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 31 f.
Harsdörffer XV 6
Hartel Wilhelm R. v. XIII 17, 25, 45, XIV, Nr. 9 (Festgabe), 40, 52, Nr. 10—12, S. 37, XVIII 42, XIX 49 ff., XX 37
Hartmann August XI 22
Hauffen Adolf XVI 23
Hauptmann Gerhard XIII 29, XVI 54
Haydn Josef XVI 5
Hebbel Friedrich XIII 34 f., XVII 6, XX 41
Hecker W. XVI 11, XIX 8
Hederich Benjamin XV 26 ff., 38 ff.
Heilsberger Inschrift XVI 55 f.
Heine H. XIV 7
Heinemann Karl XI 6, 38, 52, XVIII 2, XX 9
Helena XIV 4 ff., 10 f.
Hellen Eduard von der XV 52
Heller August XII 8
Hellmer Edmund XI 18 f., XII 20, XIII 21, 45, XIV 19, Nr. 9 (Festgabe), S. 6 ff., Nr. 10—12, S. 41 f., XV 1 f., XV 10
Henschel Gebrüder XII 45
Herder J. G. XII 10, 50, XV 3 f., 5, 22, XVI 7, 16, XVII 39 f, XIX 56, XX 13 ff.
Herder Karoline XIV 32
Hering R. XIII 48
Hermann W. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Hero und Leander XIX 11 f.
Herteur Nikolaus XVI 9
Herzlieb Minna XI 23, 51, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 31 f.
Hesiod XV 26 ff., 43 f.
Heß Heinrich v. XV 48
Hessen-Homburg Friedrich Josef, Landgraf XIV 44
Hetsey-Holzer Alice XVI 18, 22
Heuer O. XI 38, XIII 35, 47, XIV 37, 41
Heusler Andreas XVI 38
Heygendorf Karoline v. XII 34 ff., XV 20
Heyse Paul XI 18, XV 10, 18
Hildebrandt XVI 44
Hill XVIII 34 f.
Hirsch Ph. XVII 3 f.
Hirt A. XIV 32
Hlávka Josef XIV 37
Hock Stephan XIX 49, 51
Hoffmann Adalbert XIII 8
Hofmann Leopold, Freih. v. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Hoffmannsthal Hugo v. XV 37, XVI 1, 22
Höger J. B. XVII 10
Hohenfels Stella XIII 32, XVI 9, XX 23
Hohenlohe-Schillingsfürst Marie, Fürstin XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 51
Holberg XVII 35 ff.
Holleben v. XII 46
Holtei XIII 8, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 37, XVII 2
Holzamer Wilhelm XIII 48
Holzmann Michael XVII 42
Homer XIV 23, Nr. 7—8, Beil. S. 16, 19, XV 26 ff., 38 ff., XVI 55
Horaz XV 20
Horner Emil XV 17, 37, XVI 22, XVII 13
Huber Therese XV 5
Hompesch, Baron XII 38 f., 45 f.
Houwald XVIII 40
Hufeland C. W. XVIII 12 f., 21
Hügel Klemens Wenzel, Freih. v. XII 31, XVI 56
Humboldt Alexander v. XIX 17 f.
Humboldt Wilh. v. XIII 10
Hummel Joh. N. XII 34 f., XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 25, XV 8
Hunger Henriette XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 29 ff.
Huß Karl, Scharfrichter XVII 10, XX 25
Hye Anton, Freih. v. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39

Iffland XVI 15 f.
Ilg Albert XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 40
Ilwof Franz XIII 15 f.
Imhoff Amalia v. XII 41, XIII 10, XV 19
Immermann XVI 30

Jackson George XVI 10
Jacobi, Baron XII 38
Jacobi Auguste XII 34 f.
Jacobi Fr. XI 24, XII 35, XV 5, XVII 5
Jacobs Friedrich XV 52
Jahn Otto XIV 12
Jakob Th. A. L. v. XII 51
Jaquet Katharina XVI 5, 16 f.
Jeitteles Adalbert XIII 13

Jeitteles Andreas Ludwig XIII 1, 11 f.
Jellinek Artur L. XVII 14
Jellinek Max H. XIX 11
Jerusalem Wilhelm XVII 33 XIX 51
Johannes Friedrich XI 23
John Alois XIV 16 XVI 11 f.
John Ernst Karl Christian XII, Beil. z. Nr. 8, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 9 ff.
John Johann August Friedrich XII, Beil. z. Nr. 9, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 11 ff.
John V. XIII 21
Josef II. XII 38 ff., XIII 14, 46, XIX 33
Jost Emmy XVII 13
Jouy's Athenienserinnen XV 16
Juden XV 31
Juel Jens XIX 55 f.
Jung-Stilling XI 24, XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 20
Jungius Joachim XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 25
Jureczek Joh. XII 31, XVIII 3, 31
Jurnitschek Roland XIV 41

Kainz Josef XIII 61
Kampmann Karl XIV 32
Kanne Friedrich August XV 16
Kant XIII 13, 31
Karabaček Josef, R. v. XIV 37
Karadžić Vuk XII 50 f.
Karl X., König v. Frankreich XVI 46
Karlsbad XI 33, XIII 14, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 17 f., Nr. 10—12, S. 43, XIX 26 f.
Károlyi Arpád v. XIV 37
Karpf Alois XII 29, XVIII 2
Karrer Felix XI 16 ff., 32, 39, XII 17, XIII 1, 17, 25, 45, XIV 9, Nr. 9, S. 40, 52, Nr. 10—12, S. 37, 41, XV 17, XVI 29, XVII 15
Katharina II., Kaiserin von Rußland XII 38, XVII 40
Kaunitz, Fürst XIII 14
Kayser Ph. Chr. XI 11, XIV, Nr. 7 bis 8, Beil., S. 4, XVI 14, XIX 8 f., 13 f.
Keller Rosa XI 17
Kellner Hermann Kamillo XVII 28
Kern F. XVI 13
Kestner Lotte XVI 29 ff.
Kinsky Franz Josef, Graf XIX 33 ff.
Kirchbach Frank XI 6, 38, 52
Kirms XV 16, 52, XVI 33 f.
Kladzig Auguste XI 39, 45 ff., XII 1 ff., 34 ff., 53
Klebelsberg Franz, Graf XI 34, XIII 56 f., XVII 10
Kleist, Amphitryon XIII 10
—, Käthchen v. H. XIII 15
Klettenberg Johann Erasmus v. XI 5 f.
Klettenberg Susanna Katharina v. XI 5 f.
Klingemann XI 46
Klinger Fr. M. XI 4, XIII 14, XVIII 40
Klob Alois XI 16, XII 17, XIII 17, XV 9
Klopstock XV 22, XVI 7, XX 38
Knebel Ludwig v. XIII 31, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 31
Knebel Luise v. XV 52
Knebel jun. XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 10
Knidos XIV 4
Kniep Christoph Heinrich XIX 55
Koch Max XI 19, XIII 21, XVI 23
Kohlrausch Rob. XX 41
Kolatschek Adolf XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Kompert Leopold XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
König Friedrich XVII 2, 4
König Karl XI 17, 32, XIII 17, 25, 45, XIV 9, Nr. 9 (Festgabe), S. 40, 52, Nr. 10—12, S. 41, XIX 49
König W. XIII 48
Königinhofer Handschrift XI 34 f.
Könnecke XIV 16
Kopfenberger Ignaz XVII 10
Kopitar XII 51
Kopp J. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Kopp Ulrich Friedrich XVI 56
Kofen XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 19
Körner Christian Gottfried XII 41, XIII 13
Kotzebue XIII 29, XVI 2 f.
Kralik Maja v. XIX 51
Kralik Richard v. XIX 51
Krafft Joh. Friedrich XI 28, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 3 f.
Kraus Arnošt v. XI 33
Kraus Georg Melchior XVIII 1. 3
Krause Gottlieb Friedrich XII 54, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 21 ff.
Kräuter Friedr. Theodor David XII, Beil. z. Nr. 8. XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 9 ff.
Krespel Joh. Bernhard XII 45
Kuh Emil XVI 55 f.
Kühn XVIII 36
Kupelwieser Leopold XI 2
Kutschera Viktor XIII 61
Kvičala Johann XIV 37

La Bruyère XI 48, XII 2 f.
Lacroma Paul Maria XV 36
Lafontaine August XVI 7
Lanckoroński Karl Graf XI 16 f., XII 17, XIII 1, 17, XIV, Nr. 9 (Festgabe), 40, 52, XV 17, XIX 49, 52
Lang Viktor v. XIV 37
Lange Josef XVI 5 f.
Langheinrich Joh. Gottlieb XVII 10
Lanner Josef XV 50
Lanthieri XIII 15
Laplace XIX 17 f.
La Roche Karl XI 45 f., 48, 50, XIII 35, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39, XV 24 XX 38
La Rochefoucauld XII 3
Laschitzer Simon XIV 27
Lasinio XIV 26, 30
Laßberg Christel XIX 14, 30 f.
Laufener Schiffer-Theater XI 22
Laukhard XVI 30
Lautensack, Juwelier XIII 22 f.
Lautenschläger XII 7 f.
Lavater J. C. XI 24, XII 25 ff., XVIII 3 f., 31, 33 ff., XIX 55 f., XX 7
Lechky Lilli XIII 9, 21, XIV 18
Lenz J. M. R. XIII 5, XV 6
Lenz J. G. XIX 28
Leopold Salvator, Erzherzog XIV 38
Le Roux XII, Beil. z. Nr. 9
Lessing XIII 5, XV 27, XVI 7, XVIII 40, XX 36
Levetzow Ulrike v. XI 34, XIII 53, 56 ff., XIV 7, 9, 15 f., XVI 45, XVII 10
Lewinsky Josef XIV 39 f.
Lieber C. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 24
Liechtenstein Johann Fürst XIX 52
Liechtenstein Moritz Fürst XI 34
Lili XII 13
Lips Joh. Heinrich XIII 32, XIV 24, XVIII 4, XX 7
Lobkowicz Fürst XI 34
Loeper v. XI 51, XIV 29
Loewe Konrad XI 18, XIII 61
Lorenz Ottokar XIII 44
Lorrain XIV 4
Lothar Rudolf XVI 35, 54, XVII 13
Lotsky XIII 23
Lücke XV 43
Lueger Karl XIV 40, 43
Lukian XV 26 ff., 43
Lupton Harry XVII 9
Luttwitz Henriette Freiin v. XIII 8
Lützow Karl v. XI 15, 32, XII 18, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Lynkeus XIV 5

Maasburg Friedrich v. XIX 49
Mack Franz Edler v. XIII 23 f.
Mack Joh. Karl Gottlieb XII, Beil. z. Nr. 8, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 9
Mainz XII 49 ff.
Maistre Xavier de XIV 7
Mamroth Fedor XIII 50
Mandyczewski Eusebius XVII 13
Mankiewicz Henriette XII 20
Manso, Rektor XII 5
Mantegna XIV 30
Maria Ludovika, Kaiserin XVI 7, XIX 20
Maria Pawlowna XII 47, XVIII 14
Maria Theresia, Kaiserin XIII 23
Marienbad XVII 10
Marienberg XVII 10
Marmontel XI 4
Marr Heinrich XX 41
Marschall Rudolf XV 10, 45 ff, XVI 23, XVII 34
Marsili Giovanni XI 22
Martin Ernst XIV 8, 19
Martinelli Ludwig XI 22
Masaccio XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 7
Masken XV 23
Maurus Honoratus Servius XV 29
Maximilian I. Kaiser XIV 21, 27, 29 Nr. 9 (Festgabe), S. 32
Mecklenburg-Strelitz Luise u. Friederike Prinzessinnen XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 16 ff.
Megerle v. Mühlfeld Joh. Karl XIII 23 f.

Meißner Johannes XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Melodram XVI 15 ff.
Mengs Raffael XVI 52
Mentzel Elisabeth XIII 47
Menzel XVII 43
Merck J. H. XV 4 f., XVIII 33 ff.
Merimée Prosper XII 51
Merkel Garlieb XV 4, 21
Metternich Clemens Wenzel Lothar Fürst XII 31 f., XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 38, XVI 55 f., XVII 8 f.
Meyer Johann Heinrich XI 42, XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 10, XV 5, 23
Meyer Richard M. XV 22
Meyer v. Knonau XVIII 38 f.
Michaelis Joh. David XIII 21
Mieding XX 38
Mignon XI 3, 5 f., XIII 21
Miklosich XII 50 f.
Milan Emil XIII 22, XIV 18
Milton XX 13
Milutinović S. XII 51
Minor J. XI 4 f., 17, 39 f., XII 12, 17, 19, XIII 1, 25, 45, 60, XIV 9, 18, 26, Nr. 9 (Festgabe), S. 26, 40 ff., Nr. 10—12, S. 37, XV 46 ff., XVI 23, 29, XVII 1, 34, XVIII 41 f., XIX 49 ff.
Mionetische Münzabgüsse XIV, Nr. 7-8, Beil. S. 7
Mittelsdorf Joh. Andreas XI 36, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 5
Möbius P. J. XVIII 9
Möbius M. XIII 48
Molière XIII 4
Moltke XI 46
Mojsisovics Edmund v. XIV 37
Mondthal Camilla XVI 9, 22
Montesquieu XIV 6
Monti B. G. da XI 20
Morawitz Alois XI 17, XIII 19, XIV 42
Morgan Lady XI 49
Morgenländisches Kleeblatt XIX 9 ff.
Moritz K. Ph. XVI 41, 52 f.
Morold Max XIX 51
Morphologie XVII 17
Morris Max XI 38, XIII 8, XIX 51
Mortier, Marschall XV 16
Mozart XVIII 47
Müller David Heinrich XIV 37
Müller Friedrich v., Kanzler XI 51, XII 2, 34 f., 42, XIII 13 f., XV 5, XVIII 38, XIX 55
Müller Gustav Ad. XI 30
Müller Heinrich XVI 44
Müller Joh. Christian XII, Beil. z. Nr. 9, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 10 f.
Müller J. Ph. XII 45
Müller Max XIII 62
Murko Matthias XII 45, XIII 20
Murray Lady XI 49
Murray Charles XVII 2

Nagler v. XIV 44
Napoleon XIII 11, XVIII 39
Neander D. Amadäus XV 52
Nechansky August XV 17, XVI 21, 23, 29, XVII 14 f., 33, XVIII 1, XIX 49 ff.
Necker Moritz XIII 1, 50, XIV 18
Neuhauser v. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39 f.
Neuroth Lili XVII 13
Niejahr XIII 42
Nitter Josef XI 17, XIII 17, XV 9, XVI 21
Nora XI 49
Nordamerika XI 49
Nordmann Johannes XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39.
Nossig Alfred XIX 51

Odysseus XIV 4 ff.
Oeser A. XVII 22
Oeser Chr. XVII 1
Olfers XIV 12 ff.
Oncken Wilhelm XI 39, XII 9, XIII 20, 52
Opera buffa XIX 8 f.
Opitz, Regisseur in Dresden XIII 29
Ossian XX 15
Oswald Eugen XIV 8, 19, XVI 10 f.
Otte Hermann XIX 52
Ottley XIV 29 f.
Ovid XIII 42, XV 43

Paar Graf XIX 24
Padua XI 20 f.
Palladio XVI 40
Panthalis XIV 5
Paoli Betty XV 48
Papstwahlen XVI 45 f.
Paracelsus XIV, Nr. 9 (Festgabe), S 35
Partsch, Direktor des Hof-Mineralien-kabinetts in Wien XIII 23 f.
Paulsen Friedrich XVI 36
Paulsen Max XII 50, XIII 20
Pausanias XIV 4 ff., 23
Payer v. Thurn Rudolf XI 17, 32, 39, XII 17 f., XIII 1, 17, 25, 45, 52, XIV 9, 17, Nr. 9 (Festgabe), S. 40 f., 52, Nr. 10—12, S. 42, XV 9, 17, 47, XVI 21, 29, 35, XVII 13, 34, XIX 49 f.
Pecht Fr. XVIII 35
Peglow XV 5
Peltzer Alfred XIX 55
Percy Bischof XII 12 f.
Pergen Anton Graf XII 38
Perger Richard v. XIV 40 f.
Perinet XVI 17
Petak Artur XV 10
Peter Johann XVI 5
Petronella XIII 21
Petzold Joh. Valentin XIII 15 f.
Pfitzer XV 6
Philostratus XIV 10, 23, 25 f., 30.
Pichler Karoline XIX 11
Pitha Alix Baronin XIII 45, 60, XIV 18
Plato XVII 5
Plautus XV 23
Plenker Georg Freiherr v. XVIII 42, XIX 49, 51
Pniower O. XI 51, XII 51
Pogwitsch Ulrike v. XV 50
Polignac XVI 46
Pollak Ludwig XIII 32
Pollak Valentin XII 45, XIII 20, XIX 49
Polygnot XIV 4 ff., 23
Pölzl Ignaz XVI 21, XVII 14, XIX 49
Pospischil Marie XVII 33, XIX 51
Prag XIII 14
Prem S. M. XIII 38, 42, 62, XIV 45
Prokesch XIII 15
Prökl Vinzenz XIII 87
Puel Vigilio XIII 40
Purgstall XIII 15
Purkyně XI 34
Pustkuchen XVI 43 ff., XVII 42 f.
Pygmaleon XVI 15
Pyrker Ladislaus XV 8

Quincke Wolfgang XIII 48

Rabener XII 5
Radekiki XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 3
Radl Anton XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 24.
Raffael XIV 28 f., XVI 52 f.
Rahel XVII 5 f.
Rainer Erzherzog XIV 38
Rajman Bohuslav XIV 37
Ramann Gebrüder XV 52
Ramberg Joh. Heinrich XIV 24
Rappaport Moritz XV 16
Rauch, Bildhauer XVIII 17
Rauch Adalbert Freih. v. XIV 16
Raumer XIII 13
Raupach XIV 7
Regnier J. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Rehbein Wilhelm XII, Beil. z. Nr. 9
Reichart J. Fr. XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 6, 8
Reichenbach H. XIII 48
Reineke J. F. XIII 25 f.
Reinhard Franz Volkmar XIII 31
Reinhardt Karl XIII 52
Reinhardt Karl Gottl. XIV 12
Rembrandt XIV 21 f.
Rentsch Joh. Heinr. Siegm. XI 13, XIV Beil. z. Nr. 7—8, S. 3
Retzer Josef Friedrich v. XVI 7
Reuter Simon Heinrich XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 35
Revolution, französische XVII 36 f.
Rhode K. XIX 51
Richter (Jean Paul) XIV 32
Richter Josef XVI 4
Riedel, Kammerrat XV 20
Riemann Robert XVII 41
Riemer Friedrich Wilhelm XII 5, XIII 31, 43, XIV, Beil. z. Nr. 7-8, S. 8 f., Nr. 9 (Festgabe), S. 18 f., XV 16, XVII 27, XVIII 14
Riemer Karoline Wilhelmine Johanna XII, Beil. z. Nr. 8
Riepenhausen Gebrüder XIV 4 ff.
Rinaldo-Szene für den Prinzen v. Gotha XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 9
Ringseis Joh. Nep. v. XVII 27

Robert L. XII 42 f., XIII 16, XIV 7
Rochlitz Friedrich XII 34 f.
Roeckel Alexander XII 54, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 21.
Roethe Gustav XIV 31
Rollett Hermann XII 36, XIII 44, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39, XVII 13, XVIII 1 ff., XIX 12
Rom XIV 28, XVI 49 ff.
Romantik XV 23
Roose Betty XVI 5
Rosenbaum XIII 29, XVI 4 f., 7
Rosenbaum Richard XI 5 f., XIII 1, 9, XIV 18, XVII 38
Rosenberg Gräfin XII 50
Rosenthal Bernhard XI 16 f., 32, 39, XII 17 ff., XIII 17 ff., 25, 45, XIV 9, 17, 20, Nr. 9 (Festgabe), S. 39 f., 52, XV 9, XVI 23, XVII, 12, 14, XIX 50
Rost Joh. Christoph Ferd. XI 27, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 3
Rötsch Joh. Christian XI 42, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 8 ff.
Rousseau J. J. XII 10, 50, XIV 6 f., XVI 15 f., 52
Rudolf Adalbert XVIII 43
Rudolph, Kanzlist XIV, Beil. z. Nr. 7-8, S. 25
Rühl Johann Andreas XI 26, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 4
Rühl Karl Theodor Friedrich XII 4, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 6
Ruland Karl XI 40, 48, XIII 21, 50, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 21, 24, Nr. 10—12, S. 42, XV 17, XVI 35 f., XVIII 4, 36, XIX 11, XX 20
Rupprecht Joh. B. XX 24 ff.
Ruß Viktor W. XI 17, 39, XIII 17, 38, 45, XIV 9, 16, Nr. 9 (Festgabe), S. 39 f., 52, XV 17, XVII 11, XVIII 42, XIX 49 f.

Saadi XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 44, XVI 28
Saar Ferdinand v. XIV Nr. 9 (Festgabe), S. 4 f., Nr. 10—12, S. 40, XV 10, XVII 13
Saccardo P. A. XI 20 ff.
Sacco, Madame XVI 16 f.
Salter Siegmund XII 20
Salzer Marcell XIV 1, 15, 18
Saran F. XIII 2 ff.
Sarasin Jakob XVII 30
Sassafraß XIII 16
Sauer August XV 17, 37, XVI 11, 13, 21, XVII 8 f., 13, XX 23
Sauppe H. XVI 33
Saurau Franz Graf XIV 44
Schadow Gottfried XII 46
Schalk Josef XII 36
Schardt Geh. Rat XVI 33
Scharff A. XIV 9, 36
Schellenberg, Kupferstecher XIX 56
Schelling XIX 18
Scherer Wilhelm XIII 3, 11, XVI 38
Schiebeler Daniel XIII 21
Schikaneder XIII 29, XVI 2
Schiller, Adelsstand XI 52
— Goethe mit Schillers Schädel, Bild von Grünler XII 36
— in Goethes Tagebüchern XIX 45 f., XX 1 ff., 16 ff.
— Justus Frey in Schillers Zimmer XIII 12
— Stuttgarter Militär-Akademie XIX 33 ff.
— Geruch fauler Äpfel XVIII 19
— Begräbnis XVIII 40
— Ayrenhoff über Fiesco XIII 5
— Ayrenhoff über Jungfrau XIII 6
— Briefe zur ästhetischen Erziehung XIII 10
— Demetrius, Marfa-Monolog XIX 40 ff.
— Hektors Abschied XIV 21
— Semele XVI 16
— Urteil über Elpenor XII 41
Schink XIII 5, 7, XVI 2, 8, 16
Schipper Jakob XI 17, 32, XII 17, 19, XIII 1, 17, 45, XIV 9, Nr. 9 (Festgabe), S. 39, 52. XVII 11, XIX 49
Schirmer A. D. XIII 29
Schlegel Friedrich XIII 14, XV 24
Schlegel A. W. (Alarcos) XIV Nr. 7-8, Beil. S. 7, XV 16
Schlesinger Siegmund XIII 61
Schlossar Anton XIV 24
Schlosser Joh. Georg XVII 9 f., XVIII 33
Schmidel Josef XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 40
Schmidt Erich XIII 51, XIV 27, Nr. 9 (Festgabe), S. 40, 51, Nr. 10—12, S. 37, 41, XVI 13, 23, 35, 39, XVII 13
Schmitzhausen Franz Viktor XV 36
Schmoll Georg Friedrich XVII 2 ff., XVIII 31, 35 ff., XIX 55
Schneider-Arno José, Baronin XIV 7, 18, XVI 13, 21
Schnürer Franz XII 29
Schönkopf Käthchen XI 4, XIII 16
Schopenhauer Adele XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 23
Schopenhauer Johanna XI 49, XV 22
Schreiber, Bürgermeister XIV, Nr. 7-8, Beil. S. 6.
Schreibers Karl Ritt. v. XVI 56, XIX 11
Schreyvogel Josef XIV 9, XVI 7, 9
Schröder Sophie XIII 7, XVI 9, 16
Schröer Karl Julius XII 17 f., XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39 ff., 51, Nr. 10—12, S. 33 ff., 41, XV 11, 22 f., XVII 1 ff., 11 f., XVIII 1, 5
Schröter Corona XVI 5, 15, 36 f., XX 38
Schubarth XV 21
Schubert Franz XI 2 ff., XIII 21
Schuchardt Joh. Christian XII 54, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 21 ff., XVII 22 f.
Schuckmann, Minister XIII 8, XIV 44
Schuckmann Henriette XIII 8
Schüddekopf Karl XIII 21, XIX 8, XX 39
Schultheß, Bäbe XII 29, XIX 13
Schultz, Staatsrat XV 18 f., 21
Schultze Siegmar XVIII 39 f.
Schumann Friedrich Wilh. XI 37, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 5 ff.
Schumann Christoph Wilh. XVII 10
Schuply Emanuel Christoph. XII, Beil. z. Nr. 9, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 11
Schwarzenberg Fürst XI 34, XIII 11
Schwarzenberg Friedrich Josef Cölestin, Kardinal XVI 45
Schweitzer XX 40
Schwerdgeburth Karl August XVII 2, XVIII 17
Schwind Moritz XIV 10
Scott Walter XV 8, 16
Seckendorff XVI 17, XIX 14
Sederl Josef XIV 41
Sedlnitzky Graf XV 8
Seidel Max Joh. XII 34, 36
Seidel Philipp Friedrich XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 3, XX 8
Seneca XIX 27
Seyff-Katzmayr Marie XVIII 9, XIX 51
Seligmann Adalbert Franz XVI 35, XVII 13, XIX 51
Seligmann Romeo XV 48 ff., XVII 27
Sendtner XV 16
Serbische Volkspoesie XII 50 ff., XIII 13, XVI 18 f.
Seyfarth Joh. Andreas XII 5
Seyler, Madame XVI 16
Seyler'sche Truppe XX 38
Shakespeare XII 10, XIII 5, XIV 14, 29, XV 6, XX 41
Shelley XIII 13
Sieper Ernst XIV 37
Signorelli XIV 30
Sitte Camillo XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 40
Sizzo-Noris Marie Gräfin XII 17, 19, XIII 21, XIV 18, Nr. 9 (Festgabe), S. 40, XV 10, XVI 22, XVII 14, XIX 52
Soden Freih. v. XI 41
Solerti Angelo XII 15
Solms-Braunfels Friederike Prinzessin XIII 11, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 17, XVI 24 ff.
Sonnenthal Adolf R. v. XIII 61
Sonnerat XIV 25
Sophokles XV 26 f., 35
Soret Friedrich Jakob XII 2, 52
Span Martin XVII 42
Speck William A. XII 22
Speidel Ludwig XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Spiegel Frau v. XI 49
Spiegl Edgar v. XI 17 f., 31 f., 39, XII 17 f., XIII 1, 17, 45, XIV 18, Nr. 9 (Festgabe), 39 ff., 52, XIX 49, 52
Spillner Samuel Friedrich XII, Beil. z. Nr. 9, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 12 f.
Spinoza XI 24, XVII 5
Spontini XV 16
Sprickmann Anton Matthias XVI 29 ff.
Stadelmann J. Karl W. XII, Beil. z. Nr. 9, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 10 ff.
Städel Rosette XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 21
Staël Frau v. XI 49, 51
Stahl Fritz XVIII 49

Stahr Adolf XVIII 37
Statius XV 39
Stefenelli Pietro XIII 39
Steiger Viktorin XIV 19
Stein Charlotte v. XVIII 30
Steindachner Franz XIV 37
Steiner Rudolf XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 40
Steinmetzen Bruderschafts-Ordnungen XII, Beil. z. Nr. 9
Sternberg Kaspar Graf XI 33
Stickel XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 37
Stieler Josef Karl XII 34 f., XVIII 17
Stolbergs Ilias XV 42
Storch Karl XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 29
Straßburg, Goethe-Denkmal XII 56, XIV 18
Strecker, hess. Hofmaler XVIII 34 f.
Stremayr Karl v. XI 16 f., 32, 39 f., XII 17, 37, XIII 10, 25, XIV 18, Nr. 9 (Festgabe), S. 39 f., 52, Nr. 10—12, S. 34, 37. XVI 29, XVII 15, 34 f., XVIII 41 f., XIX 49 f., 52 XX 37
Stromeyer XX 40
Stuttgart (Militär-Akademie) XIX 33 ff.
Sueß Eduard XIV 37
Suphan Bernhard XI 40 XII 19, 47, XIV, Nr. 9 (Festgabe) S. 18, 28, XVI 23, 35, XVII 14, 39, XVIII 30, XIX 8, 52
Swoboda A. XI 34
Szanto Emil XI 39, XII 19, XIV 21, 23
Szczepański Alfred XI 17

Talvj XII 51, XVI 18 f.
Taussig Paul XX 24
Teichl Robert XIX 51
Teiresias XIV 4 ff.
Tellsage XII 9
Teplitz XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 17 ff.
Terenz XV 4
Teza XV 51
Thallóczy Ludwig v. XIV 37
Thomasius XII 48
Thouret XIII 32, XX 38
Tieck XIV 27, XV 24
Tiefurt XVIII 22
Tiefurter Journal XI 27, 29
Tille Alexander XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 34
Tischbein XIV 11 f., 21, 30
Tittrich Franz XIV 7, 18
Tomaschek Karl XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Tomášek V, XI 34
Torbole XIII 25, 37 ff., 45
Trziblitz XIII 58, XIV 9

Ulmann Helene XI 45
Ulrich Karoline XII, Beil. z. Nr. 8, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 10
Umlauft v. Frankwell XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 40
Unger Artur XIV 32
Urlichs XIII 15
Usteri Jenny XII 29

Valentin Veit XIII 52, XIV 37, 41, XV 11, XVI 23
Vampyr, Der XIII 13
Varnhagen Rahel XVII 5 f.
Venedig XVI 40 f.
Vernaleken Walter XIX 49
Verona XVI 39 f.
»Verschwatzen« XVI 19
Vespermann XVII 28
Vicenza XVI 40
Vogel Christian Georg Karl XI 29, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 4 f., XIX 21
Vogel Julius XIII 44, XVII 17, 30, XX 36
Vogel Karl XVIII 9 ff.
Vogl Joh. N. XIII 15
Vogt Karl XIII 60, XIV 18
Voigt, Bergrat XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 6
Voigt, Geh. Rat XII 32, XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 6, XV 15
Volkmann D. J. J. XIII 37 f.
Völkner K. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Vorländer Karl XIII 31
Vrchlický Jaroslav XI 35
Vulpius Christian August XI 30, XV 52 XVI 56
Vulpius Rinaldo XII, Beil. z. Nr. 9, XIV, Beil. z. Nr. 7 - 8, S. 18, XV 52
Vulpius Walther XIII 62

Wagner H. L. XV 6
Wagner Richard XX 29 ff., 41
Wahle Julius XX 41
Wahr Karl XVI 1
Wallner XIII 61
Walter Kuno XVIII 22
Walter Marie XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 40, 51
Walther P. Fr. XII 18
Walz XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 40
Walzel Oskar XI 17
Wappen XIV 28
Warhanek W. F. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 40
Wäser, Direktor des Kärntnertortheaters XVI 1 f.
Weber Heinrich Ernst XII, Beil. z. Nr. 9, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 10, 21
Weckbecker Wilhelm Freih. v. XIV 18, Nr. 9 (Festgabe), S. 40, Nr. 10—12, S. 41, XV 17, 47, XIX 49
Weidmann C. F. XV 8
Weidmann Paul XVI 12
Weilen Alexander v. XIII 15, 53, XIV 18, XV 10, 17, 37, XVI 22, XVII 13, XIX 49
Weilen Josef R. v. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Weimar Bernhard v. XI 38
Weimar Anna Amalia XV 18 ff., XVIII 37
Weimar Karl August XII 34 f., 38 ff., XIII 25, 44, 52, XIV 16, 44. XVI 55 f., XVIII 37, XIX 29, 55, XX 38 ff.
Weimar Luise Großherzogin XVII 40 f.
Weimar Maria Pawlowna XIV 24
Weimar Karl Alexander Großherzog XII 37, 52, XIII 20, 51, XIV 33 f., 42, XV 11, 17, 25, XVI 22
Weimar Sophie Großherzg. XI 7 f., 39 f.
Weimar Wilhelm Ernst Großherzog XIII 20, XIV 34, XV 25, XVI 22 f.
Weimarer Hoftheater XX 38 ff.
Weiß v. Teßbach Adolf XIX 49
Weißel L. XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 39
Weißenfels XI 4, 44
Weller Christian Ernst Friedrich XII, Beil. z. Nr. 9, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 12 ff.
Wemyß XIII 13
Werner R. M. XI 22, XIII 15
Werner Zacharias XIII 32, XVIII 40
Wertheimer Ferdinand XIX 41, 44
Werthes, Sitten der Morlacken XII 50 f.
Wiedermann Gustav XX 21 ff.
Wieland XI 14, 38, XIII 5, 16, XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 10, XV 5, 21 f., 52, XVI 7, 14
Wiener Johann Michael XI 10, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 3, XIX 13, 31
Wilbrandt Adolf XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 40
Wilbrandt-Baudius XIII 1, 12 f., XIV 18
Wilfert Karl jun. XX 22 f.
Wilkes John XII 44
Willemer Marianne XIII 46, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 21, 39, XVIII 33
Winckelmann XIV 4, 12, XVI 53 f.
Winter Peter XVI 2
Witkowski Georg XII 19, 24, XIII 21, XIV 8, XVI 35, 49, XVII 13
Witt Lotte XIII 61
Wolf Hugo XII 36, XIII 21
Wolff Amalie XIII 7
Wolff Oskar Ludw. Bernh. XV 52
Wolfskeel Henriette v. XV 18 f.
Wolter Charlotte XI 31, XVI 9
Worth XI 25
Wotke Karl XI 39, XII 1, 15 f., XIII 20
Wrangel v. XIX 30
Wülker Richard XVII 17
Wüstemann XIII 31

Zahn Joh. Georg Karl XII 6, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 7 ff.
Zarncke Friedrich XVII 2 f., XIX 56
Zeidler Nikodemus XII, Beil. z. Nr. 8, XIV, Beil. z. Nr. 7 - 8, S. 10
Zeitgeist XIII 13 f.
Zeitler Julius XVII 17
Zellner Hugo XIX 7
Zelter XII, Beil. z. Nr. 9, XIV, Nr. 7-8, Beil. S. 10, Nr. 9 (Festgabe), S. 25, XV 8, XX 39
Ziegert Max XIII 47
Ziegler Friedrich Wilhelm XVI 6
Zimmermann Ferdinand XVII 13
Zumbusch Kaspar Ritter v. XI 32, XII 17, XIII 1, 17, 25, 45, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 40, 52, Nr. 10-12, S. 37, 41, XV 17, 47, XIX 49, 52
Zwickau, Goethe-Verein XVII 13
Zwodau XVII 28 f., XVIII 5
Zwote XVII 27 ff.

2. Goethes Leben und Werke.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Autobiographische Schriften.

Annalen XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 13ff., 19ff.
Belagerung von Mainz XII 49ff., XIV, Nr. 7—8, Beil. 14f.
— Kampagne in Frankreich XII 49ff., XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 15
Dichtung und Wahrheit XIII 22ff., XVII 17, 30
Italienische Reise
Abschriften XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 10ff., 23f.
Brenner XX 8
Padua, Botan. Garten XI, 20f.
Verona bis Rom XVI 38ff., 49ff.
Castel Gandolfo XVIII, 21f.
Unruhen in Rom XIV, Nr. 7—8, S. 5 (Abschrift)
Karneval, Römischer (Abschrift) XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 5
Vogel, Aus Goethes römischen Tagen XX 36
Meerenge zwischen Kalabrien und Sizilien, gez. von Kniep XIX 55f.
Girgenti XVIII 22
Schlesische Reise XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 5
Schweizer Reise XIV, Beil. zu Nr. 7—8, S. 3f., 19, XIX 55
Tagebücher XIV Nr. 7—8, Beil. S. 3ff., XIX 45f., XX 1ff., 16ff.

Biographische Einzelheiten.

Goethes Taufanzeige XIII 35ff., XVII, 16f.
— Letzte Krankheit XVIII 12ff.

Bildnisse.

Allgemeines und Sammlungen:

Das XIX. Jahrhundert in Bildnissen XIII 43
Fr. Stahl, Wie sah Goethe aus? XIII 49
Karl Vogel über Ähnlichkeit der Bildnisse von Rauch, Stieler, Schwerdgeburth XVIII 17

Einzelne:

En bas relief à l'antique 1774 (Zarncke 103)* XX 7
Farbige Kreidezeichnung von F. G. Schmoll 1774* (fehlt bei Zarncke) XVIII 4ff.
Radierung in architektonischer Umrahmung (Zarncke 12b) XIII 5
Nach Juel 1779 (Zarncke 16)* XIX 55f.
Silhouette von 1786 XII 22, 46
Im Maskenanzuge (Zarncke S. 45f.) XII 45f.
Zeichnung von Lips 1791 (Zarncke 25), Kopie von J. H. Ramberg XIV 24
Karton von Friedrich Bury 1800 (Zarncke 28) XIV 31f.
Medaille von Schadow (Zarncke 108) XII 45, XIX 28
Medaille von Bovy 1825 XVII 2f.*
Medaille von König 1825 XVII 2, 4*
Ölbild von H. Kolbe 1826 (Zarncke 42 c2) XX 20
Unbekannte Büste, von Feuchtersleben erwähnt XI 52
Goethe-Schiller-Plakette von Ph. Hirsch 1857 XVII 3f.*

Familie.

Goethe Joh. Kaspar XVII 29
— Elisabeth XIII 4, 16
— Cornelia XI 3f., XVII 9f.
— Christiane v. XV 52
— Julius August v. XII, Beil. z. Nr. 8, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 10, 17, XV 52, XVIII 15
— Ottilie v. XI 49f., XII 2, XIII 13, XIV 33, XV 48ff., XVII 27, XVIII 9ff., XIX 13

Denkmäler.

Darmstadt XVIII 37, 39
Franzensbad XX 21ff.
Straßburg XII 56
Wien XI 18f., 33, XII 19, XIII 1, 21, 45, XIV, 9, 19, 31, Festgabe zur Enthüllung XIV, Nr. 9, S. 4ff., Nr. 10—12, S. 36ff., XV 1f. 9

Museen.

Budapest XII 8
Frankfurt a. M. XI 35, 38
Weimar XII 48, XIII 62, XIV 8, 15f., 31, 44
Wien XV 11, 17, XVI 22

Briefe.

1785 Febr. Ende, an Frau v. Stein (W. A.) Nr. 2458, Bd. 7, 284, XIII 52
1790 März 3 an? XIII 32
1799 Febr. 18 an Thouret XIII 32
1807 Dezember an Knebel XIII 31f.
1811 Dez. 13 an Friederike Prinzessin Solms XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 18f.
1812 Jan. 1 an Dieselbe XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 19f.*
1813 Aug. 4 an Buquoy XIX, 20ff.*
1815 Aug. 8 an GR. v. Voigt XII 32f.*
1817 Juli 30 an Metternich XVI 55f.
1818 Sept. 13 an Buquoy XIX 27f.*
1825 Jan. 11 an Metternich XIV Nr. 9 (Festgabe), S. 38*
1827 Febr. 16 an Friederike Herzogin von Cumberland XIV Nr. 9 (Festgabe), S. 24f.*
Goethe-Schiller Briefwechsel XI 47, XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 19f.

Gedichte:

Gedichte XI 6
— Abschriften XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 4f., 8, 10, 18
Annette XI 4
An den König die Muse XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 23, 25
Blumengedichte für den Frauenverein XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 23
Blumenmädchen XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 7
Braut von Korinth (Abschrift) XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 7
Cephalus und Procris XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 25
Dem Großherzog Karl August zum neuen Jahre 1828 XIV, Nr. 9 (Festgabe) S. 3*
Erlkönig XI 3
Gesang der Geister über den Wassern XI, 3
Harzreise 1784 XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 15
Herrenhuthisches Gedicht XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 24
Hochländisch XIV, Nr. 9 (Festgabe) S. 24*
Johanna Sebus XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 9
Gedicht an die Kaiserin XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 9
Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga XII 50f.
Liegt dir gestern klar und offen XV 36f.* XVII 2
Luisenfest XIV,* Nr. 7—8, Beilage 25
Maskenzug XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 13
Mieding XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 4
An den Mond XIX 13f., 30ff.
Müllerlieder XII 13 (Abschriften) XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 7
Neugriechisch-epirotische Heldenlieder XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 18
Ode an den Schlaf XI 3f.
Paria XI 23, XIV 6f., 25f., Nr. 7—8, S. 17, 19
Prooemion (Im Namen dessen) XVI 25*, 28
Rhein und Main. Den 15. und 16. August 1815 XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 21, 24*
Römische Elegien XV 51f.
Sonette XI 51
»Das Tagebuch« XIII 42f., XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 7
Tischlied XI 3
Wanderer und Pächterin XII 13f.
Zahme Xenien XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 22
Westöstlicher Divan
Feuchtersleben XVII 5
Rückert XIV 24
Reinschriften XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 10ff., XVI 28, 32
»Vom Himmel steigend Jesus brachte« XVI 27f.*

»Frage nicht durch welche Pforte« XVI 32 f.*
»Die Fluth der Leidenschaft, sie stürmt vergebens« XVII 2*
Timur spricht XIX 12 f.*
Enweri sagts XIX 25 f.*
Einlaß XX 13
Noten und Abhandlungen (Morgenländisches Kleeblatt) XIX 9 ff.

Episches:

Achilleis XV 26 ff., 38 ff., XVI 55
Hermann und Dorothea XIII 7 (Abschrift), XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 7, XV 38, 42, 44
Reinecke Fuchs (Abschrift) XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 5 f.
Wahlverwandtschaften XI 23, XIII 8, XIV 28, Nr. 7—8, Beil. S. 9
Werther XII 12 ff., XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 6, 19, XV 3, 6 f., XVI 29 ff., XVII 30, XX 13
Wilhelm Meister XI 3, 5, 25, 43 f., XII 12 f., 14, XIII 8, 21, XIV 28, Nr. 7—8, Beil. S. 4 ff., S. 16, 20 ff., XVI 43 ff. (Pustkuchen), XIX 25 f.

Dramen:

Die Aufgeregten XVII 1 f., 35 ff.
Bürgergeneral (Abschrift) XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 5, 7
Claudine XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 5, XVI 2, XIX 8, XX 36
Clavigo XV 6 f., XVI 1 f.
Danaïden XV 38
Egmont, Vorlesung bei Ottilie v. Goethe 1829 XI 49, Abschrift XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 4
Elpenor XII 41, XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 4
Epimenides Erwachen XII, Beil. z. Nr. 9, XIV, Beil. zu Nr. 7—8, S. 11
Erwin und Elmire XII 13, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 3 ff. XV 19, XVI 2, XIX 8
Faust

Abschriften:

L. v. Goechhausen (Urfaust) XI 12*
Mittelsdorf XI 36*, XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 5

Aufführungen:

1820 in Monbijou XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 25
1829 in Braunschweig XI 46
1832 in Wien XV 24
1849 in Wien XIII 34 f.

Allgemeines:

J. Minor: Erlebtes und Erlerntes im Faust XV 3 ff.
Feuchtersleben über Faust XVII 6 f.
Mephisto XVIII 25 ff.

I. Teil:

Prolog im Himmel — Buch Hiob XX 13 ff.
Die Einheit des ersten Faustmonologs von J. Minor XIII 2 ff.
V. 405: »Von angeraucht Papier umsteckt« XII 4
V. 571 »Geist der Zeiten« XIII 14
V. 1589 ff. »Und sie in diese Trauerhöhle — Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!« XV 42
V. 1447 ff. Einschläferungslied der Geister XIV 25 f.
V. 1807 »Setz' dir Perücken auf von Millionen Locken« XI 14
V. 2337 ff. Hexenküche XIV 22 f.

II. Teil:

Witkowski, Handlung des 2. Teils XII 24
V. 5521 ff.: Knabe Lenker XIV 29
V. 6216 ff. Gang zu den Müttern XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 35
V. 6877 ff. Paris und Helena XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 32 ff.
V. 6809 »Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken« XI 14
V. 7003 Am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machten XVI 45 f.
V. 7005 ff.: Klassische Walpurgisnacht XIII 43, XIV 30
V. 7405 ff. Chiron, Helena tragend XIV 10 f.
V. 7606 ff. Pygmäen XIV 11 f.
V. 8488 ff. Helena XIV 4 ff., 10 f., 22 f., 26, 28 f.
V. 9695 ff. Euphorion XIV 11
V. 11.511 ff. Lemuren XIV 12 ff.
V. 11.699 ff. Rosenstreuende Engel XIV 30 f.
V. 11.844 ff. Schlußszene XIV 27 f.
Mephistopheles, ou: le diable et la jeune fille. Paris 1832 XV, 16
Laufner Don Juan XI 22

Geschwister XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 3, XVI 2, XVII 38 f.
Götz v. Berlichingen XI 26, 37, XIII 5 ff. (Abschrift): XIV Nr. 7—8, Beil. S. 8 f., 13, 21, XV 6 f., XVI 2
Hanswursts Hochzeit XII 7 f., XIII 15 f.
Iphigenie XIII 7, 29 f., XIV, Beil z. Nr. 7—8, S. 3 f., XVI 1 ff.
Jahrmarktsfest XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 5
Jery und Bätely XIII 32, XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 3 f., 8, XV 24, XIX 8
Künstlers Erdenwallen (Abschrift): XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 5
Laune des Verliebten XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 8, XVII 38 f.
Lila XIV, Beil. z. Nr. 7—8, S. 3 f., 10, XIX 8
Mahomet XI 51, XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 7, XVI 7.
Die Mitschuldigen XII 44, XIII 25 ff., XIV 8, Nr. 7—8, Beil. S. 4, 8, XV 2
Natürliche Tochter (Abschrift): XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 7 f., XVIII, 49
Paläophron und Neoterpe XIV, Nr. 7 bis 8, Beil. S. 7, XV 18 ff.
Pandora XIV Nr. 9 (Festgabe) S. 25, Nr. 7—8, Beil. S. 9, XX 36
Prometheus XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 24, Nr. 9 (Festgabe), S. 18, XV 38
Proserpina XVI 13 ff., XIX 9
Scherz, List und Rache XIII 32, XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 4, XVI 2, XIX 9
Schutzgeist XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 11 f.
Stella XI 42 (Abschrift): XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 8 f.
Tancred (Abschrift) XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 7.
Tasso XII 1, 15 f., XIII 32 f., (Abschrift): XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 5, 9 (Französische Übersetzung), XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 22, XVIII 40, XIX 29
Triumph der Empfindsamkeit s. Lila.
Die ungleichen Hausgenossen XVIII 43 ff., XIX 1 ff.
Die Vögel XIV, Nr. 7—8, Beil. 3 f.
Was wir bringen (Abschrift): XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 7, 10

Zur Naturwissenschaft.

D'Altons Nagetiere XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 20
Astronomie XII 1
Bignonia XI 21, XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 23
Botanisches Studium XI 20 ff., XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 23
Cuvier contra Geoffroy XIV, Nr. 7—8, Beil. 25 f.
Farbenlehre (Abschriften) XIV, Nr. 7 bis 8, Beil. S. 5 ff., XIX 20 ff.
Kammerberg bei Eger XIX, Nr. 7—8, Beil. S. 9, XIX 26
Karlsbader (Müllersche) Steinsammlung XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 26
Über die Gebirge von und um Karlsbad XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 8, XIX 26
Knochenlehre (Abschrift) XIV, Nr. 7 bis 8, Beil. 4, 6, 14
Lepaden XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 19.
Metamorphose der Insekten XIV, Nr. 7—8, S. 6
Metamorphose der Pflanzen (Abschrift) XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 6, 23 f., XIX 24
Meteorologie XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 20, 22
Zur Morphologie XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 17, 20
Organische Naturen XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 11
»Porphyrartiges« XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 9
Silberbergwerk zu Sangerberg XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 19

Zur Literatur.

Carlyle, Schillers Leben XIV, Nr. 7—8, Beil. 24 f.
Sansculotismus, literarischer (Abschrift) XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 6
Serbische Volkspoesie XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 19 f., 23
Zum Schäkespears Tag XII 48
Zeitschrift des böhmischen Museums XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 23

Amtliche Berichte, Erlässe, Promemorien u. ähnl.

Anatomisches Museum XIV, Nr. 7—8, Beil. S. 22
Baugewerbeschule ebenda S. 24
Berkasches Bad ebenda S. 10

Bibliotheksangelegenheiten ebenda S. 20, 23 f., 26
Botanischer Garten ebenda 5 f., 22
Bücherverleihen ebenda S. 6
Bürgerschule ebenda S. 22
Eisenwerk ebenda S. 6
Etatstabellen ebenda S. 26
Fürstengarten ebenda S. 6
Ilmenauer Bergwerke ebenda S. 6
Jägerhaus, Restauration ebenda S. 23
Kirchnersche Angelegenheit ebenda S. 24
Lesegesellschaften ebenda S. 23
Meteorologische Tabellen ebenda S. 20, 22
Mineralogische Gesellschaft ebenda S. 25
Medaille zum 50jährigen Jubiläum Karl Augusts ebenda S. 20 f.
Münzkabinett ebenda S. 21
Privilegium gegen Nachdruck ebenda S. 20 f., Nr. 9 (Festgabe), S. 38, Nr. 10—12, S. 44
Theaterzensur ebenda S. 9
Verbesserungen in honorifico et utili ebenda S. 11
Veterinärschule ebenda S. 26
Zeicheninstitut ebenda S. 23

Goethe-Verein, Wien.

Geschichte XIV 36, Nr. 9 (Festgabe), S. 39 ff.
Grundbestimmungen XV 14 f., 25 f., XVI 21, XVII 14, XIX 52 ff., 25jähriges Jubiläum XVII 11 ff
Protokolle der Ausschußsitzungen XI 16, 32 f., 39, XII 17, XIII 1, 17, 25, 45, XIV 9, 17, XVI 29
Jahresberichte 1896 XI 17 f.
» 1897 XII 17 f.
» 1898 XIII 19 f.
» 1899 XIV 17 ff.
» 1900 XV 9 ff.
» 1901 XVI 21 ff.
» 1902 XVII 13 ff.
» 1903 und 1904 XIX 15 ff.

Goethe-Gesellschaft, Weimar

XI 39, XII 36, XIV 42, XV 17, 25, XVI 35 ff.

3. Mitarbeiter.

Arnold Robert F. XII 24, XVI 10 f., 18 f., 43 ff.

Berwerth Friedrich XIII 22 ff., XIV 44 f.
Brandeis Artur XII 9 ff., XIV 38 ff., 49 ff.
Buck Heinrich XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 16 ff., XVI 24 ff, 32 ff.
Burkhardt C. A. H. XI 9 ff., 18, 26 ff., 36 f., 41 f., XII 4 ff., 19, Beil. z. Nr. 8, Beil. z. Nr. 9, 52 ff., XIII 30, XIV 32 ff.

Castle Eduard XIV 6 f.

Ebner-Eschenbach Marie v. XV, Nr. 9 (Festgabe), S. 13

Fischl Friedrich XVII 10
Fresenius August XII 32
Fries Albert XVI 54 f., XVIII 40, XX 36

Grünstein Leo XVIII 33 ff.
Guglia Eugen XIII 10, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 14 f., XV 51 f., XVI 10

Hauffen Adolf XVI 11 f., XVIII 5, 21 f.
Hellmer Edmund jun. XIV Nr. 9 (Festgabe), S. 7 ff.
Heyse Paul XIV Nr. 9 (Festgabe), S. 43
Hevesi Ludwig X 45 ff.
Hock Stephan XIX 40 ff.
Horner Emil XIII 4 ff., 25 ff., XVI 1 ff., XVII 42 ff.

Ilwof Franz XI 4 f., 25, 43 f, XII 7 f, XV 48 ff., XVII 3 ff., XVIII 49

Jellinek Artur L. XVI 20, 34, 46 ff., 57 f., XVII 19 f., 31 f., 44 ff., XVIII 6 ff., 23 f., 32, 50 ff., XIX 15 f., 47 f., 57 ff., XX 10 ff., 27 f.
Jodl Friedrich XI 1, 23 ff.
John Alois XX 21 ff.

Kerner v. Marilaun Anton XII 22

Mandyczewski Eusebius XI 2 f.
Martin Ernst XIII 62, XIV 8
Mayer Arnold F. XI 22, XII 18
Meringer Rudolf XI 14
Meyer Richard M. XI, 14, 51, XVI 45 f.
Minor J. XI 30, 38, XII 25 ff., 41, 48, XIII 8, 13 f., 15 f., XIII 22, 31 f., 54 ff., XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 32 ff., 42, XV 3 ff., XVII 11 ff., 29 f., 38 f., 40 ff., XVIII 9 f., 39 f., XX 38 ff.
Morold Max XX 29 ff.
Morris Max XIII 42 f., 52, XV 26 ff., 38 ff., 35 ff., XVIII 43 ff., XIX 1 ff.
Murko Matthias XI 18, 33 ff., XII 49 ff.

Nechansky August XVIII 25 ff.
Necker Moritz XIII 11 f.

Oswald Eugen XIII 61 f.

Payer v. Thurn Rudolf XI 6 ff., 15 f., 20 ff., 52, XII 8, 31 f., 35 f, 37, 46 ff., XIII 8, 14 ff., 33, 42, 44, 46 ff., 60 f., XIV 9, 17 ff., 24, 32, Nr. 9 (Festgabe), S. 38 ff., XV 9, 35, 52, XVI 12, 21 ff., 35 ff., 55 f., XVII 1 ff., 8 f., 13 ff., 17, 27 ff., 30, 34, 38 f., XVIII 1 ff., 31, 41 f., 49, XIX 9 ff., 33 ff., 50 ff., 55 f., XX 7, 9, 20, 37, 42 ff.
Petak Artur XV 18 ff.
Petsch Robert XX 13 ff.
Pirker Paul XIX 45 f., XX 1 ff., 16 ff.
Pollak Valentin XII 49 ff.
Prem S. M. XII 29 ff., XIII 56 ff., XX 8 f.

Rhode K. XIX 13 f., 30 ff.
Rollett Hermann XII 22, 45 f., XIV 24, XV 8, 15 f., 24, 37
Rosenbaum Richard XIII 21
Rosenthal Bernhard IX, Nr. 9 (Festgabe), S. 45 f.
Ruland Karl XIV 8, 15, 31 f., Nr. 9 (Festgabe), S. 26 ff., Nr. 10—12, S. 44

Schmidt Erich XI 23, XIV, Nr. 9 (Festgabe), S. 29 ff., XVI 29 ff.
Seligmann Adalbert Franz XVII 21 ff.
Szanto Emil XIV 1 ff., 10 ff.

Teichl Robert XIX 17 ff.
Tursky Albert XII 44

Weilen Alexander v. XIV 7, Nr. 9 (Festgabe), S. 35 ff., XVI 13 ff.
Wertheimer Eduard XII 38 ff.
Wickhoff Franz XIV 21 ff, 25 ff.
Wilhelm Gustav XVIII 22
Witkowski Georg XI 4, 14, XXII 9 f.
Wotke Karl XII 15 f.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

EINUNDZWANZIGSTER BAND.

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

RUDOLF PAYER VON THURN.



WIEN 1908.
VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.
IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortlicher Redakteur:
Dr. Rudolf Payer von Thurn, IV/1, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK DES WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint 6mal jährl. im Umfang von je 8 S.
Vereins-Kanzlei: I., Eschenbachgasse Nr. 9.
Beiträge werden an den Redakteur erbeten.

XXI. Band. Wien, 1. November 1907. Nr. 1—2.

INHALT: Dorothea und Nausikaa, Vortrag gehalten im Wiener Goethe-Verein am 27. November 1906 von Dr. Eduard Castle. — Das Wetterschiessen bei Goethe von Franz Ilwof. — Bücherschau. — Aufruf zur Errichtung eines Goethe-Denkmals in Wetzlar.

Aus dem Goethe-Verein.

Die am 14. Mai 1907 abgehaltene Ausschuß-Sitzung eröffnete der Vorsitzende, Obmann-Stellvertreter Hofrat Minor, mit einem warm empfundenen Nachruf für den am 14. Jänner verstorbenen Obmann Dr. von Hartel, der von den anwesenden Ausschuß-Mitgliedern (Dr. Graf Lanckoroński, Hofrat Dr. von Maasburg, Dr. von Payer, Dr. V. W. Ruß, Schulrat Vernaleken, Hofrat Freiherr von Weckbecker, Prof. R. von Zumbusch) stehend angehört wurde. Hierauf wurde Hofrat Prof. Dr. J. Minor, bisher erster Obmann-Stellvertreter, per acclamationem zum Obmann, der bisherige zweite Obmann-Stellvertreter, Herrenhaus-Mitglied Dr. Viktor W. Ruß, zum ersten und Edgar Spiegl von Thurnsee zum zweiten Obmann-Stellvertreter gewählt. Kooptiert wurde Regierungsrat Dr. Gustav Waniek, Direktor des k. k. Sophien-Gymnasiums.

Zur Einrichtung des Goethe-Museums haben Seine k. und k. Apostolische Majestät einen Beitrag von 200 Kronen, Graf Lanckoroński einen solchen von 100 Kronen gewidmet. Der n.-ö. Landesschulrat hat dem Vereine zur Aufstellung des Museums einen geeigneten Saal im Gebäude des k. k. Sophien-Gymnasiums eingeräumt, und das Oberstkämmereramt hat uns vier große gut erhaltene Vitrinen aus den Depots des kunsthistorischen Hofmuseums überlassen. Die Eröffnung des Museums wird für Mitte November d. J. in Aussicht genommen.

Dorothea und Nausikaa.

Vortrag,
gehalten im Wiener Goethe-Verein am 27. November 1906
von
Dr. Eduard Castle.

»Den Stoff sieht jedermann vor sich; den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu tun hat, und die Form ist ein Geheimnis den meisten!«
Goethe, Sprüche in Prosa.

Seit Goethes Lebzeiten ist bei jeder seiner Schöpfungen die breite Masse des stoffhungrigen Publikums wie der engere Kreis nachfühlender Freunde sogleich mit der Frage bei der Hand gewesen: woher hat's der Dichter? und man kann der Goethe-Forschung nicht den Vorwurf ersparen, daß sie sich selbst nur allzu oft auf solchem Dilettantismus ertappen läßt. Durch Schweigen oder mit Unwillen verwies Goethe die lästigen Frager. Das eine Mal sagte er zu seiner Umgebung:[1] »Der bloßen Neugierde muß man nicht Rede stehen«; ein andermal klagte er recht beweglich, daß bei dieser banausischen Art, Kunstwerke zu betrachten, an gar keine Verbindung und Korrespondenz in ästhetischer Hinsicht mehr zu denken sei. »Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein bei meinem ‚Hermann und Dorothea' gemeint sei. Als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken! Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie!« [1])

Wir sind heute so glücklich, nicht nur zu wissen, daß Pößneck in Sachsen-Meiningen Her-

[1]) Goethes Gespräche (hgg. von Biedermann) 2, 292.

[1]) Ebenda 5, 337 f.

manns Heimat ist,[1]) sondern wir bilden uns auch ein, so ziemlich die Urbilder zu des Dichters Gestalten zu kennen: der Wirt und die Wirtin sind selbstverständlich Goethes Eltern (Bojanowski) oder vielleicht nur ein Doppelschattenriß der Frau Rat allein (A. Schmidt); in Dorothea hat man Friederike (Chuquet, Gensichen), Lili (Bielschowsky), ja sogar Christiane (A. Schmidt) wieder gefunden; da kann es nicht fehlen, daß in Hermann der eine und andere das wohlgetroffene Konterfei des jungen Goethe erblickt (Gensichen, Bielschowsky)!

Es würde zu weit führen, wollte man alle die Scheingründe für die verschiedenen Annahmen mustern und zurechtweisen, nur bei dem Fall Bielschowsky sei ein Weilchen gehalten, weil er den Typus dieser Selbsttäuschungen lehrt und wir bei der starken Verbreitung seiner Goethe-Biographie Gefahr laufen, in den abgeleiteten Darstellungen bald als feststehend ausgegeben zu finden, was nähere Untersuchung nur haltlose und müßige Kombination nennen kann.

Bielschowsky[2]) meint, alle ausgereiften Schöpfungen Goethes beruhten auf Erlebnissen, daher müsse wohl auch ein Erlebtes »Hermann und Dorothea« zugrunde liegen. Überdies habe Goethe selbst seiner Zürcher Freundin Bäbe Schultheß einbekannt:[3]) »Ich habe da hinein, so wie immer, den ganzen laufenden Ertrag meines Daseins verwendet.« Der laufende Ertrag seines Daseins in dem Zeitraum zwischen Beendigung des »Wilhelm Meister« und Beginn der Arbeit an »Hermann und Dorothea«, vom Sommer 1794 bis zum Herbst 1796, sei aber neben dem Abschluß des Freundschaftsbundes mit Schiller, der keinen poetischen Niederschlag erzeugt habe, das Wiedererwachen zärtlicher Gefühle für Lili in dem damals liebeleeren Herzen des Dichters gewesen: er habe durch Freunde von der Standhaftigkeit und ausdauernden Großheit erfahren, welche die Jugendgeliebte bei äußeren Leiden und Prüfungen an den Tag gelegt, von der Verehrung, die sie für ihn bewahrt habe, und namentlich ihre Flucht in Bauerkleidern mit ihren Kindern über die französische Grenze habe ihn aufgeregt, ihre Schicksale, eigene Erinnerungen und den Gehalt der Zeit mit der schon früher aufgenommenen Anekdote vom Salzburger Emigrantenmädchen zu einem schönen Ganzen zu verschmelzen. Die Jahre 1775 und 1795 seien in eins übergegangen. Deutlich lehre der Umstand, daß Dorothea nirgends als Bäurin gezeichnet sei, wie Goethe, ganz erfüllt von seinem Modell, die notwendigen Forderungen der dichterischen Maske aus dem Auge verloren habe. Auch das Motiv von dem Verlust des ersten Bräutigams weise auf Lili hin, deren zweiter Verlobter Bernard auf Jamaika umgekommen sei, während hinwieder ihrem Gemahl Dürckheim mehr als einmal die Guillotine gedroht habe: diese Züge, für die man kaum freie Erfindung voraussetzen könne (!), seien zu einer Gestaltung verschmolzen worden. Endlich habe Goethe niemals von sich, wie er als Jüngling in normalen Verhältnissen gewesen sei, ein treueres und vollständigeres Bild entworfen als in Hermann.

[1]) Sintenis im Goethe-Jahrbuch 25, 227 f.
[2]) Goethe 2, 184 f.
[3]) Br. (27. September 1797) 12, 323.

Diese Beweisführung hält einer Prüfung nirgend stand: Goethe war wohl im September 1796, da die Ausarbeitung von »Hermann und Dorothea« begann, wegen seiner Mutter sehr besorgt,[1]) deren Rettung aus dem bombardierten Frankfurt ihm zur Aufzeichnung in den Annalen[2]) merkwürdig genug schien; als ihm C. G. Voigt von daher beruhigende Nachrichten zugehen ließ, schrieb er geradezu mit Bezug auf das neue Gedicht:[3]) »Ich habe die dadurch mir gewordene gute Stimmung gleich zu einer Arbeit verwendet, die Ihnen vielleicht dereinst auch einiges Vergnügen machen soll«; doch daß Lilis Abenteuer ihn sonderlich aufgeregt hätten, dessen wird in den Briefen jener Zeit nirgend auch nur mit einem Worte gedacht. Nach dem, was Goethe während der Kampagne in Frankreich und der Belagerung von Mainz gesehen, gehört hatte von heroischen Taten der tüchtigen Stadtbürger, Wundern von weiblichen Heldinnen, welche sich und andere glücklich gerettet hatten,[4]) ragte Lilis Einzelschicksal nicht einmal mehr ins Außerordentliche.

Nur Bielschowskys moralischem Mißvergnügen über die Gewissensehe mit Christiane entspringt ferner die Behauptung, daß Goethes Herz nach dem Bruch mit Frau von Stein liebeleer gewesen sei: er selbst spricht von »so manchem häuslich Lieben und Guten, was sich aus seinen treubeharrlichen Zuständen entwickelt hatte«;[5]) und von dem »glücklichen häuslichen Verhältnis, das ihn lieblich zu erquicken gewußt«,[6]) zeugen die Römischen Elegien, wenn anders sie sich auf Christiane beziehen, einzelne der Venezianischen Epigramme, ganz besonders aber die Elegie »Hermann und Dorothea«, wie die seither bekannt gewordenen Briefe an Christiane.

[1]) Br. 11, 193. 194.
[2]) W. 35, 67 f.
[3]) Br. 11, 197.
[4]) W. 33, 323.
[5]) W. 33, 162.
[6]) W. 33, 189.

Eine Ähnlichkeit zwischen Goethes Brautschaft 1775 und der Werbung Hermanns um Dorothea ist für den Unbefangenen kaum herauszufinden. Ebensowenig läßt sich der Bankerotteur Bernard dem kosmopolitischen Schwärmer angleichen, der von Dorothea scheidet, um für seine Ideale zu sterben. Die angebliche Verschmelzung Bernards mit Dürckheim zu einer dichterischen Figur verrät die alte Schulschablone, zu der Bielschowsky hier wie beim »Tasso« eine neuere gesellt, die gerade in die sorgfältigst ausgeführten Kompositionen Goethes vorgefaßte Meinungen als seltsame Widersprüche hineininterpretiert. Und zu guter Letzt stelle man sich noch den stutzerhaften Leipziger Studenten oder den dem Schlossensturm entgegensingenden empfindsamen Wanderer, allzeit Liebling der Mädchen, Abgott der jungen Männer, als linkischen Bauernburschen, blöd-zaghaften Werber Hermann vor, damit der Widersinn des Ganzen offen an den Tag komme!

Bielschowsky und alle die anderen haben die Lehre nicht beherzigt, die Goethe seiner Freundin Karoline Herder bei Gelegenheit des »Tasso« gab:[1]) »Der Dichter schildert einen ganzen Charakter, wie er ihm in seiner Seele erschienen ist; einen solchen Charakter besitzt aber ein einzelner Mensch nicht allein. Daß der Dichter Züge von seinen Freunden, von den Lebenden um sich her nimmt, ist ja recht und notwendig; dadurch werden seine Menschen wahr, ohne daß sie eben ein ganzer Charakter lebend sein können oder dürfen.« In demselben Sinn ist Goethes Äußerung zu verstehen, da ihn eine Verehrerin 1815 mit der schönen Müllerstochter in der Nonnenmühle bei Wiesbaden bekannt machte, die allenfalls für Dorotheens jüngere Schwester gelten konnte: »Gestalten, die nicht aus der Luft gegriffen sind, müssen sich doch wohl hie und da auf der Erde wieder finden.«[2]) Goethe hatte die Figur der Dorothea zwar nicht nach einem Modell gestaltet, aber den Charakter nach vielfachen Lebenserfahrungen gebildet, wie er ein andermal sagte:[3]) »Das Benutzen der Erlebnisse ist mir immer alles gewesen; das Erfinden aus der Luft war nie meine Sache, ich habe die Welt stets für genialer gehalten als mein Genie.«

[1]) Karoline an Herder, Weimar, 20. März 1789.

[2]) Goethe an Antonie Brentano, Wiesbaden, 6. Juli 1815. Vgl. Tageb. 1, 160 (Innsbruck, Sept. 1786): »Ich fand an des Wirts Sohn den leibhaften Söller. So finde ich nach und nach meine Menschen.« W. 33, 4: »Ich beobachtete die Fürstin Monaco mit freiem Gemüt und wunderte mich, Philinen, die ich hier nicht zu finden glaubte, so frisch und munter ihr Wesen treibend mir abermals begegnen zu sehen.«

[3]) Gespr. 2, 292.

Die Frage: woher hat's der Dichter? wies aber Goethe noch aus einem andren Grunde zurück: sie »geht auch nur auf das Was; vom Wie erfährt dabei niemand etwas«,[1]) während doch gerade im Wie das Wesen der Kunst begründet ist. Denn »den Stoff gibt die Welt dem Dichter nur allzu freigebig; der Gehalt entspringt freiwillig aus der Fülle seines Innern; bewußtlos begegnen beide einander und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichtum angehöre. Aber die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht sein, und hier wird Besonnenheit gefordert, daß Form, Stoff und Gehalt sich zueinander schicken, sich ineinander fügen, sich einander durchdringen.«[2]) Dieses Geheimnis der Form, von Goethe immer schon geahnt, war ihm in Italien seinem Sinn nach völlig aufgegangen und wurde nun der große Zauber seiner Poesie.

»In Italien fühlte er sich nach und nach kleinlichen Vorstellungen entrissen, falschen Wünschen enthoben und an die Stelle der Sehnsucht nach dem Lande der Künste setzte sich die Sehnsucht nach der Kunst selbst: er war sie gewahr geworden, nun wünschte er, sie zu durchdringen.«[3]) Seither faßt Goethe seine Dichtungen vielfach bloß als Versuche und Übungen in verschiedenen Kunstformen auf. Das erste Zeugnis für »Hermann und Dorothea« erklärt geradezu:[4]) »Ich werde künftig nur den reinsten Stoff wählen, um in der Form wenigstens alles tun zu können, was meine Kräfte vermögen. Außer ‚Hero und Leander' habe ich eine bürgerliche Idylle im Sinn, weil ich doch so etwas auch muß gemacht haben.« Und nachdem sich das Werk durch wachsende Größe den Namen episches Gedicht[5]) verdient hat, wird Fritz Jacobi berichtet:[6]) »Ich habe mich mit allen meinen Kräften auf das Epische geworfen und will sehen, am Ende meiner Laufbahn, auch noch um diesen Eckstein herumzukommen, worüber ich denn sehr gerne theoretisch mit Dir geschwatzt und Dir meine Versuche vorgelegt hätte.« An Jacobis Statt wurde mit Schiller, W. v. Humboldt, Körner, Böttiger theoretisch über epische und dramatische Dichtung verhandelt; Goethe studierte in großer Eile das Alte Testament[7]) und Homer, las zugleich Eichhorns

[1]) Spr. in Pr. 667.

[2]) Noten zum Diwan: Eingeschaltetes (W. 7, 100).

[3]) W. 33, 188.

[4]) Br. (11, 324) an Schiller, Weimar, Juli 1796.

[5]) Tgb. 2, 48 (Jena, 28. September 1796).

[6]) Br. (11, 233), Weimar, 17. Oktober 1796.

[7]) An Schiller. Weimar, 12. 15. April 1797 (Br. 12, 86. 87).

Einleitung ins erste und Wolfs Prolegomena zu dem letzten[1]) sowie Friedrich Schlegels ergänzenden Aufsatz über die homerische Poesie; [2]) darauf wurde die Dichtkunst des Aristoteles mit dem größten Vergnügen wieder vorgenommen, der große Wert der Vossischen Homerübersetzung aufs neue erkannt, bewundert und verehrt,[3]) vielleicht gerade bei Gelegenheit jenes praktischen Versuches einer eigenen Übersetzung aus der Nausikaa-Episode (Od. 7, 78 f.), den Suphan kürzlich aus den Papieren des Goethe-Archivs mitgeteilt hat.[4]) In solchen Eifer war Goethe bei diesen Studien geraten, daß sich vier Stoffe zu Hexameterepen aufdrängten: Die Jagd, Tell, Achilleis, Margites,[5]) und wenn diese Pläne später einer nach dem andern wieder fallen gelassen wurden, geschah es, weil sie sich eben der Form nicht fügten, für die sie ursprünglich gedacht waren. Ein klassisches Beispiel hiefür ist die Jagd.[6]) Erst als antikisierendes Epos in Hexametern geplant, später wegen des hereinspielenden Seltsamen und Überraschenden (des Tigers und Löwen) für Reim- und Strophenwesen tauglicher erachtet, ward die Ausführung verschoben, bis die neue romantische Erzählungsform der Novelle, von Friedrich Schlegel theoretisch gerechtfertigt, von Tieck praktisch geübt, »eine Rubrik« eröffnete, »unter welcher man gar vieles wunderliche Zeug kursieren« lassen konnte,[7]) einer der zahlreichen Fälle, die uns zeigen, wie es oft Jahrzehnte, ja des Losringens neuer Kunstrichtungen bedurfte, bis Goethe für einen Stoff die ihm gemäße Form fand.

Fragen wir aber nach dem Stoff, nicht nach dem Gehalt, von »Hermann und Dorothea«, so stoßen wir auf das Grundmotiv von der Werbung in drängendem Augenblick durch einen allzu schüchternen Jüngling, der sich nicht auszusprechen wagt, so daß die Liebeserklärung nicht durch ihn, sondern durch das von seinem Wesen ebenfalls gerührte Mädchen erfolgt, und zwar vor Zeugen, wodurch die Schöne sich allerdings unwiderruflich, doch wenigstens nicht zu ihrem Unheil kompromittiert.

Man wird in dieser Formel unschwer nahverwandte Motive aus einem älteren tragischen Fragment, aus »*Nausikaa*«, wiedererkennen.

[1]) An Schiller, Weimar, 19. April 1797 (Br. 12, 89 f.).
[2]) An denselben, 28. April 1797 (Br. 12, 105).
[3]) An denselben, 6. Mai 1797 (Br. 12, 117).
[4]) Goethe-Jb. 22, 3 ff.
[5]) Vgl. H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen. 1. Teil, 1. Bd. (Frkf. a. M. 1901.)
[6]) Goethe-Jb. 19, 133 f. (Suphan.)
[7]) An W. v. Humboldt, Weimar, 22. Oktober 1827.

Die Entstehungsgeschichte dieses Planes ist aus dem Bericht der »Italienische Reise« ganz geläufig und wohlverständlich. In Italien ward nicht nur das Ziel der innigsten Sehnsucht, deren Qual Goethes ganzes Inneres erfüllte, erreicht,[1]) sondern auch die Antike verlebendigt. Iphigenie und ihr Kreis trat ins volle Dasein; die Schemen, mit denen sich die bewegliche Phantasie des Dichters beschäftigte, nahmen Wirklichkeit an und der Dichter ward einer ihrer Zugehörigen. Unvorbereitet und unvorsichtig war er nach Italien gegangen.[2]) Unter falschem Namen reisend und doch oft genug unter dem wahren erkannt; in schlichtem Gewand von den Mächtigen geehrt, von der Menge bestaunt; immer in einer fremden Welt, fern von dem geliebten Weibe, das er hundertmal herbeiwünscht und zu dem ihn seine Sehnsucht stündlich zurückruft; nach der Meinung der Freunde von tausend Gefahren umringt, in die er sich aus Vorwitz oder Lust an Sonderbarkeit stürze, hingegen selbst voll Freude an den täglichen Abenteuern und Wundern, unter naiven, ursprünglichen Menschen, gleichsam in einem Zaubergarten wandelnd, mochte er sich wohl wie der in der Irre umhergetriebene Ulyß vorkommen und sich an der Zuversicht stärken, gleich ihm dereinst mit reichen Geschenken heimzukehren. »Ulysses auf Phäa« ist daher bezeichnenderweise ursprünglich der Titel des Trauerspiels, dessen Umrisse schon im Apennin aus dem Dunkel der Seele hervortreten: »Ein sonderbarer Gedanke, der vielleicht glücken könnte.«[3]) In Foligno fühlt er sich »völlig in einer homerischen Haushaltung, wo alles um ein Feuer in einer großen Halle versammelt ist und schreit, lärmt, an langen Tischen speist«.[4]) In den nächsten Monaten ist es ihm, als ob er von ungeheuren Mächten hin und wieder geworfen würde, so daß er nicht immer weiß, wo er steht; er steuert auf einem leidenschaftlich bewegten Meere dem Hafen zu und hofft doch zuletzt am Ufer zu genesen.[5]) Alsbald findet Goethe-Ulyß seine Kalypso in dem mutwilligen Prinzeßchen Satriano, die ihn nach ihrem großen Gute einlädt, wo ihr Haushofmeister ihn herausfüttern soll und sie selbst alle Runzeln, die er zu früh einreißen lasse, ihm glätten will.[6]) Doch wie Odysseus (Od. 5, 82) am Ufer des Meeres saß

[1]) W. 33, 187 f.
[2]) W. 33, 198.
[3]) Tgb. 1, 315.
[4]) Tgb. I, 322.
[5]) It. R., Rom, 21. Februar 1787. W. 30, 279.
[6]) It. R. Neapel, 12. März 1787 abends. W. 31, 41.

Und zerquälte sein Herz mit Weinen und Seufzen und Jammern
Und durchschaute mit Tränen die große Wüste des Meeres,

so sieht auch Goethe mit Sehnsucht den vollen Segeln nach; »wenn man jemand Geliebtes so fortfahren sähe, müßte man vor Sehnsucht sterben«![1]) Endlich unternimmt er selbst die Seereise.[2]) Sie wird bei herrlichem Wetter angetreten; es folgt ein heftiger Sturm, Ausheiterung; eine Gesellschaft von Delphinen begleitet das Schiff an beiden Seiten des Vorderteils und sie schießen ihm immer voraus.[3]) Man steigt ans Land und findet sich in den Gärten des Alkinous; das wundersam verschlungene Wachstum, die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, das alles ruft die Insel der seligen Phäaken in die Sinne sowie ins Gedächtnis: ein Homer wird gekauft und jener Gesang mit großer Erbauung gelesen.[4]) In den nächsten Tagen, am Hofe des Vizekönigs, gibt sich der Verfasser des »Werther« selbst zu erkennen,[5]) um bald darauf wieder in neuer Verkleidung vor Cagliostros Angehörige zu treten und die Verlegenheit auf sich zu laden, aus Neugierde eine rechtliche Familie in ihrem Vertrauen und in ihrer Hoffnung getäuscht zu haben.[6]) Allenthalben gemahnen im Innern der Insel die Lebensverhältnisse an die Einfachheit homerischer Zustände: »Betteljunge, der die Äpfelschälen auffrißt. Hunde, die von Betteljungen, diese, die wieder von alten Bettlern verjagt werden. Handwerksneid. Bettler mit der zerlumpten Toga, der sich immer juckt, als Camerier«:[7]) es ist die leibhafte Irus-Szene. Die Zusammenfassung aller Erfahrungen dieser eigenen Odyssee durch Goethe sollte man danach vernünftigerweise nicht bezweifeln: »Selbst auf der Reise, selbst in Gefahr, Neigungen zu erregen, die, wenn sie auch kein tragisches Ende nehmen, doch schmerzlich genug, gefährlich und schädlich werden können; selbst in dem Falle, in einer so großen Entfernung von der Heimat abgelegene Gegenstände, Reiseabenteuer, Lebensvorfälle zu Unterhaltung der Gesellschaft mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend für einen Halbgott, von gesetztern Personen für einen Aufschneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunst, manches unerwartete Hindernis zu erfahren: das alles gab ein solches Attachement an diesen Plan«,[1]) daß nicht nur ein Schema verzeichnet, sondern einige Stellen, die besonders anzogen, gleich entworfen und ausgeführt wurden.[2]) Da stört den guten poetischen Vorsatz eine alte Grille: das Gespenst der Urpflanze kommt nachgeschlichen; der Garten des Alkinous ist verschwunden, ein Weltgarten hat sich aufgetan.[3]) Zwar noch einmal, unter Taormina, am Meer, in einem schlechten, verwahrlosten Bauergarten, auf Orangenästen sitzend, denkt er den Plan zu dem Trauerspiel weiter.[4]) Aber mit der Entfernung von Sizilien, behaupten gewöhnlich die Biographien, sei der Dichter auch aus dem Zauberkreis Homers getreten.

Von Goethes Plan sind zwei Gestalten überliefert: ein Szenar mit Schema der Handlung und einzelnen, eilig festgehaltenen Ausführungen, in den Originalpapieren von der italienischen Reise,[5]) und dann eine Inhaltsskizze, aus der Erinnerung in die für den Druck hergestellte Redaktion der »Italienischen Reise« eingeschoben.[6])

Wir folgen zuerst dem sicher auf Sizilien entstandenen Schema.

Erster Aufzug.

Das Stück hätte anmutig bewegt mit dem Ballspiel von Nausikaas Mägden am Meeresstrand (Od. 6, 99 f.) beginnen sollen. Ulysses, aus dem Schlaf aufgescheucht, beklagt sein Los (Od. 7, 117; 13, 200 f.), hofft trotz augenblicklicher Bedürftigkeit von den Mädchen freundlich und zarten Herzens aufgenommen zu werden und will bei schicklicher Gelegenheit hervortreten. Nausikaa,

---

[1]) Neapel, 3. März 1787. W. 31, 24.
[2]) 29. März. W. 31, 78.
[3]) 1. April. W. 31, 85.
[4]) Palermo, 7. April. W. 31, 106.
[5]) 8. April, W. 31, 108.
[6]) 13. 14. April. W. 31, 126 f.
[7]) Tgb. 1, 336.

---

[1]) It. R. »Aus der Erinnerung.« W. 31, 198.
[2]) Palermo, 16. April. W. 31, 147.
[3]) 17. April. W. 31, 148.
[4]) 8. Mai. W. 31, 197.
[5]) W. 10, 97 ff., 406 ff., besorgt von Suphan 1889.
[6]) W. 31, 199 f.

Um die Deutung der Schlagworte des Goetheschen Schemas war die Forschung vielfach bemüht: Scherer, Aufsätze über Goethe, S. 177—234 (1879); Biedermann, Goetheforschungen, S. 124—144 (1879); Théophile Cart, Goethe en Italie (1881); Düntzer, Zs. f. d. U. 4, 318 ff. (1890); Schreyer, Das Fortleben homerischer Gestalten in Goethes Dichtung, S. 44—61 (1893); Franik, Programm Wadowice (1901); Morris, Goethe-Jb. 25, 89—115 (1904); R. M. Meyer, ebenda 26, 126—132 (1905).

Ich lasse den gelegentlichen Wechsel der Entwürfe in den Namen, statt Nausikaa Arete, statt Eurymedusa Xantha oder Tyche (I 1 eines der jungen Mädchen, III 1 mit der alten Amme identisch), unberücksichtigt. Handelte es sich dem Dichter hiebei nicht vielleicht bloß darum, aus metrischen Rücksichten statt vielsilbiger kürzere Namen zu versuchen?

das Spiel ihrer Gefährtinnen nur gefällig ernst duldend, ohne selbst freudigen Anteil daran zu nehmen, hat sich still von ihnen entfernt. Besorgt folgt ihr eine bejahrte Dienerin, die Amme Eurymedusa (Od. 7, 8). Die treffliche, von vielen umworbene Jungfrau hat bisher, sich keiner Neigung bewußt, alle Freier ablehnend behandelt. Nun aber ist ein geheimes Ahnen und Sehnen in ihrer Brust erwacht, von dem sie sich vielleicht selbst noch nicht Rechenschaft zu geben weiß. Erst führt sie die veränderte Stimmung auf einen Traum zurück (Od. 6, 15 f.), wie ihn wohl der neue Frühling mit seinen schwülen Stürmen erregt hat. Aber eine ungewohnte Weichheit, die stille Träne, die dem Mädchen vom Auge fließt, macht Eurymedusa betroffen und läßt die erfahrene Beraterin die Wahrheit ahnen. Geschickt entlockt sie der Schönen das Bekenntnis, daß ihr Sinn nach Brautschaft stehe, wie es Vater und Mutter schon längst gewünscht haben. In diesem Augenblick tritt Ulyß hervor. Der seltsame Fremdling rührt Nausikaas Gemüt (Od. 6, 149 ff.; vgl. Goethe an Schiller, Weimar, 14. Februar 1798, Br. 13, 65):

»Du bist nicht einer von den Trüglichen (Od. 6, 186 f.),
Wie viele Fremde kommen, die sich rühmen
Und glatte Worte sprechen, wo der Hörer
Nichts Falsches ahndet und zuletzt betrogen
Sie unvermutet wieder scheiden sieht.
Du bist ein Mann, ein zuverläßger Mann.
Sinn und Zusammenhang hat deine Rede. Schön
Wie eines Dichters Lied tönt sie dem Ohr
Und füllt das Herz und reißt es mit sich fort.« (Od. 11, 363 f.).

Sie sagt ihm Hilfe zu (Od. 6, 191 f.), weist ihn nach den Gärten des Vaters (Od. 6, 291; 7, 112); die Bedenklichkeit, den Fremden nicht selbst in die Stadt zu führen, bemerkt die spätere Skizze, wird schon ein Vorbote der Neigung; sie schenkt ihm, was er zunächst bedarf: ein Kleid (Od. 6, 192), läßt seinen Hunger und Durst stillen (Od. 6, 209). Der Eindruck, den er nun macht, wäre vielleicht ähnlich wie bei Homer (Od. 6, 242 f.) ausgesprochen worden:

Anfangs schien er gering und unbedeutend von Ansehn;
Jetzo gleicht er den Göttern, des weiten Himmels Bewohnern.
Würde mir doch ein Gemahl von solcher Bildung bescheret
Unter den Fürsten des Volks; und gefiel es ihm, selber zu bleiben!

Solche Gunst zu nutzen, beschließt Ulysses überklug, unter falschem Namen aufzutreten und sich für unverheiratet auszugeben.

Der zweite Aufzug

spielt in den Gärten des Alkinous. Wir sehen die Wirkungen des nächtlichen Sturms, der Nausikaa nicht zu Schlaf kommen ließ: Früchte wurden heruntergeworfen, Blumen zerstört, Latten sind neu zu befestigen. Wir erblicken Alkinous, wie Goethe seinen ehrwürdigen Altvater Textor in der Erinnerung hatte,[1]) um seine Rosen beschäftigt, wie er gegen die Dornen mit altertümlichen Handschuhen, als Tribut überreicht von zollbefreiten Städten, sich vorsichtig verwahrte, dem edlen Laertes gleich; und gleich diesem ist vielleicht auch Alkinous sehnsüchtig und kummervoll, denn er erwartet die Heimkehr von Sohn und Tochter. Der Sohn gibt eine Beschreibung des Sturmes, den er selbst mitgemacht hat (nach Goethes eigenem Erlebnis auf der Überfahrt); [2]) die Tochter schmeichelt dem Vater, daß sie für ihn die Wäsche bereitet habe (Od. 6, 57 f.). Da erblickt sie Ulyssen, der als Hilfeflehender kommt. Er gibt sich für einen Gefährten des Ulyß aus (Od. 7, 24 f.), [3]) findet freundliche Aufnahme und bittet um die Bewerkstelligung schleuniger Heimfahrt (Od. 7, 151). Alkinous sichert die Beratung des Nötigen mit den Ältesten des Volkes zu (Od. 7, 189). Ulysses gewinnt auch den Sohn für sich, beantwortet klüglich dessen Fragen nach seinen Schicksalen (Od. 7, 237) und bittet, seinem Gefährten zu helfen.

Von jetzt an ist der Schauplatz etwa die Halle des königlichen Palastes.

Dritter Aufzug.

Nausikaa, überfließend von Ulyssens Lob, hat nur ein Bedenken:

»Was sagt du, Tyche, hältst du ihn für jung?«

worauf die kluge Dienerin ausweichend antwortet:

»Er ist wohl jung genug, denn ich bin alt.
Und immer ist der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wohl gefällt!«

so daß Nausikaa in steigender Angst auf eine bestimmtere Antwort dringt:

»Du hältst ihn doch für jung, sprich, Tyche, sprich!«

Der Bruder, der hinzutritt, lobt des Fremden männliches Betragen (vermutlich bei den Spielen, Od. 8, 131—416); es sei der Wille des Vaters, daß ihm Kleider und Geschenke gegeben werden (Od. 8, 387 f.). Nausikaa will sogleich Mantel und Leibrock holen, sauber und fein, so daß der Bruder scherzt:

»Du gäbst ihm gern den besten, merk' ich wohl.«

---

[1]) W. 33, 160.

[2]) Die Motive in derselben Reihenfolge wie in der It. R., 1. April 1787 (W. 31, 84 f.): Beschreibung des Sturmes, Abfahrt, Delphinen.

[3]) Vgl. das Märchen des Pylades gegenüber Iphigenie (II 2).

Aber der Fremdling wird nicht lange mehr bleiben, schon ist sein Abschied beschlossene Sache. Nausikaa ist wie vernichtet: »Und er soll scheiden!« So sagt auch die Prinzessin (fast genau an demselben Punkt der Handlung, III 2) in »Tasso«: »Er scheide nur!« malt sich das ganze Elend aus, in dem sie ohne den Geliebten zurückbleibt und resigniert — während Nausikaa sich zu neuem Handeln aufrafft. Da Ulysses von ihr Abschied zu nehmen kommt, forscht sie ihn aus, ob er unverheiratet sei, ob keine der schönen Gefangenen etwa sein Herz sich erobert habe. Er antwortet ausweichend, lobt ihr Land, schilt das seine (Od. 9, 21 f.; 13, 242 f.); sie gibt ihm zu verstehen, daß er bleiben könne (Od. 6, 244 f.), und schöpft aus seinen unbestimmten Reden guten Mut.

Vierter Aufzug.

Auch in Alkinous regt sich der Wunsch, den Fremden zurückzuhalten. Gegen die versammelten Ältesten äußert er (Od. 11, 336 f.):

»Sagt mir doch, ihren Phaiaken, was haltet ihr von dem Manne,
Seiner Gestalt und Größe, mit solchem Geiste vereinigt?
Seht, das ist mein Gast! Doch jeder hat teil an der Ehre.
Darum sendet ihn nicht so eilend und spart die Geschenke
Bei dem darbenden Manne nicht allzu kärglich; ihr habt ja
Reiche Schätze daheim, durch die Gnade der Götte, verwahrret!«

Der Sohn stimmt dem zu, Nausikaa hält sich noch weniger zusammen und kompromittiert sich unwiderruflich mit ihren Landsleuten. Ulyß, der halb schuldig, halb unschuldig dieses alles veranlaßt hat, muß sich zu erkennen geben und als einen Scheidenden erklären.

Fünfter Aufzug.

Nausikaa, die sich verschmäht und dem Hohn des übermütigen Volkes preisgegeben sieht, bleibt nichts übrig, als den Tod zu suchen. Alkinous verkündet dem Ulyß, daß alles zur Abfahrt bereit sei. Der Sohn nimmt von ihm Abschied, desgleichen Eurymedusa (Od. 13, 56 f.), diese vielleicht ahnungsvoll auf die kommende Entwicklung vordeutend. Ulysses sagt Alkinous seinen Dank, er möchte ihn auch gern der Tochter abstatten (Od. 8, 461 f.), die sich aber nicht sehen lasse. Alkinous meint, die Scham halte sie zurück, er solle sie nicht falsch beurteilen; es sei sein eigener Wert, der sie dazu gebracht habe, ihre Neigung zu gestehen. Ulysses fühlt, daß ein Vorwurf an ihm haften bleibe; er will nicht so scheiden, trägt seinen Sohn an. Alkinous will die Tochter nicht geben:

»O teurer Mann, welch einen Schmerz erregt
Das edle Wort in meinem Busen! So
Soll jener Tag denn kommen, der mich einst
Von meiner Tochter trennen wird, vor dem Tag
Des Todes? Lassen soll ich sie
Und senden in ein fernes Land,
Sie, die zu Haus so wohl gepflegt?«

Ulyß überredet ihn. Der König erklärt sich endlich einverstanden, nur soll es keinen Aufschub leiden. Jener verspricht seinen Sohn zu bringen, die jungen Leute sollen sich wählen.

»So werde jener Tag, der wieder dich
Mit deinem Sohn zurück zum Feste bringt,
Der feierlichste Tag des Lebens mir.«

Die Väter sprechen von der Ausstattung. Da kündet eine Bote Unheil. Alkinous und Ulysses bestürzt wollen es noch nicht glauben. Aber Eurymedusa bestätigt es, desgleichen der Sohn, schließlich bringt man die Leiche. Mit antiker Seelengröße faßt sich der König (Od. 8, 564—571; 13, 159—187):

»Ein gottgesendet Übel sieht der Mensch,
Der klügste, nicht voraus und wendet's nicht
Vom Hause.«

Ohne Vorwurf entläßt er Ulyß.

Wenn wir die abgerissenen Schlagworte des Schemas richtig gedeutet haben, krankte dieser ursprüngliche Entwurf daran, daß die Bewährung des Ulyß als Helden hinter die Szene verlegt war. Die zweifellos spätere Inhaltsskizze der »Italienischen Reise« hilft dem ab. Danach sollte dem Ulyß im dritten Akt Gelegenheit geboten werden, seine Abenteuer zu erzählen, die von den verschiedenen Zuhörern sehr verschieden aufgenommen werden. Zur Exposition des Kreises wären bereits im zweiten Aufzug Nausikaas Freier eingeführt worden. Während der Erzählung erhöhen sich die Leidenschaften, und der lebhafte Anteil Nausikaas an dem Fremdling wird durch Wirkung und Gegenwirkung endlich hervorgeschlagen: man kann sich die Erzählung nach der Art von Iphigeniens Bericht über ihre Vorfahren denken, und aus der lauschenden, bewundernd aufhorchenden, Partei ergreifenden Nausikaa wäre dann eine zweite Desdemona geworden. Im vierten Akt sollte Ulysses außer der Szene seine Tapferkeit betätigen, indessen die Frauen zurückbleiben und der Neigung, Hoffnung und allen zarten Gefühlen Raum lassen: ein Motiv von erprobter Wirksamkeit bei Homer wie im Nibelungenlied. Bei den großen Vorteilen, welche der Fremdling davon trägt, sollte sich Nausikaa unwiderruflich mit ihren Landsleuten kompromittieren.

Die Ausgestaltung dieses Planes, in dem erst das Drama wirklich »eine dramatische Konzentra-

tion der Odyssee«[1]) geworden wäre, hätte zweifellos figurenreicher ausfallen müssen als die des ersten. Doch wäre es noch immer möglich geblieben, die rührenden, herzergreifenden Motive des Stoffes wie in »Iphigenie«, besonders aber in »Tasso« bis in die feinsten Gefäße zu verfolgen[2]). An ein Drama im Stil des »Egmont« (R. M. Meyer) hat Goethe damals überhaupt nicht mehr gedacht.

Welche Gründe veranlaßten nun Goethe, auf die Ausführung dieses Entwurfes zu verzichten? Ist wirklich mit der versinkenden Küste Siziliens auch die homerische Welt für den Dichter versunken?

Ganz im Gegenteil. Kaum war Goethe nach Neapel zurückgekehrt, als am 29. Mai 1787 der berühmte Brief an Herder abging, in dem es heißt[3]): »Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen. ... Nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, buschige Hügel, sanfte Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das alles umgebende Meer mit so vielen Abwechselungen und Mannigfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort.« Und nun wird der Unterschied zwischen den Antiken und den Modernen in den bekannten Satz gefaßt: »Sie stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt.«

Modern-sentimental gedacht war es, Nausikaa wegen hoffnungsloser Liebe und mädchenhafter Scham über das Liebeseingeständnis in den Tod gehen zu lassen. Homer weiß davon nichts: wohl gefällt ihr Odysseus (Od. 6, 244 f.; 275 f.), wohl gefällt er auch dem Vater und beide hätten nichts dawider, wenn er als reichausgestatteter Eidam bliebe (Od. 7, 311 f.); aber da er sich hier so wenig halten läßt wie von Kirke oder Kalypso, nimmt Nausikaa mit freundlichen Worten von ihm Abschied (Od. 8, 461 f.):

»Leb wohl, o Fremdling, und bleib' in der Heimat auch meiner
Eingedenk, da du mir zuerst dein Leben verdanktest,«

und Odysseus verspricht, ihr täglich auch dort wie einer Göttin voll Ehrfurcht Dank zu sagen.

Aber Nausikaas Selbstmord konnte Goethe auch nicht befriedigen als Zugeständnis an den modernen Geschmack gefaßt, etwa wie der Didos bei Vergil, die schon Winckelmann warnend zusammengestellt hatte[1]). Goethe blieb sein Lebelang der Meinung, man müsse sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande durch Naturbeschauung und herzliche Teilnahme an der äußern Welt retten und befreien[2]); man müsse entsagen lernen und überwinden: darin sei das wahrhaft Sittliche gelegen. Darum läßt er den — allerdings aus andern Gründen zum Untergang reifen — Tasso noch einmal genesen, Wilhelm Meister wie Faust sich fassen und ein neues Lebensinteresse finden; Phileros (in der »Pandora«), der sich selbst gerichtet, kalten Wellentod gesucht, »bringt des Lebens eignes, reines, unverwüstliches Bestreben neugeboren ihn zurück«. Umgekehrt muß »Werther sich erschießen, nachdem er die Sinnlichkeit Herr über sich werden lassen; muß Ottilie karterieren und Eduard desgleichen; nachdem sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen, damit das Sittliche erst seinen Triumph feiere«.[3])

Und endlich verweist die »Italienische Reise« auf einen dritten Umstand: Nausikaa sollte eine »dramatische Konzentration der Odyssee« werden. »Ich halte sie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterschied des Drama und der Epopöe recht ins Auge fassen.«[4]) Die Worte, wie sie hier stehen, entstammen kaum dem Jahre 1787, der Gedanke ganz wohl: denn die Aufschließung des Sinns für die reine Kunstform ist, wie wir schon früher ausgeführt haben, der große Gewinn der italienischen Reise. Entschieden wurde die Frage freilich erst zehn Jahre später, und zwar im verneinenden Sinn: das echt epische Gedicht kann in kein echtes Drama konzentriert werden, denn beide Dichtungen sind *sui generis*.

So, aus inneren Gründen, nicht aus äußeren Ursachen ist der Nausikaaplan Fragment geblieben. Das Land selbst, seine Anmut und Herrlichkeit hatte sich Goethen völlig eingeprägt; ihm war Gestalt, Farbe, Haltung jener vom günstigsten Himmel umschienenen Landschaft auch später noch unmittelbar gegenwärtig. Die schwachen Versuche eigenen Nachbildens hatten das Gedächtnis geschärft; er konnte beschreiben, als wenn er's vor sich sähe; von belebender Staffage wimmelte es durch und durch.[5]) Wie er während der Kampagne in Frankreich in den ländlich-französischen die idyllisch-homerischen Zustände wieder fand,[6])

[1]) It. R., Taormina, 8. Mai 1787. W. 31, 198.
[2]) An S. Boisserée, 4. Dezember 1817. Br. 28, 320.
[3]) It. R., Neapel, 17. Mai 1787. W. 31, 238.

[1]) Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke: Werke (hgg. von Fernow) I 7 (Dresden 1808).
[2]) W. 33, 223.
[3]) Gespr. 2, 285 f.
[4]) Taormina, 8. Mai 1787. W. 31, 198.
[5]) W. 33, 198 f.
[6]) W. 33, 108.

gelegentlich den Selbstvergleich mit Odysseus anzustellen wieder Gelegenheit hatte [1]), so blieben auch in treuem Gedächtnis die Motive zur Nausikaatragödie bewahrt und wurden schließlich mit der Geschichte vom Salzburger Emigrantenmädchen amalgamiert, der sie ursprünglich vollständig fremd sind.

Kaum hatte Goethe die letzte Frucht des italienischen Sommers eingeheimst, seinen »Tasso« abgeschlossen, als die weltgeschichtliche Gegenwart seinen Geist völlig einnahm: Unmittelbar und persönlich erlebte man das fürchterliche Zusammenbrechen aller Verhältnisse. Nicht nur den großen Haufen, der stets Wort für Tat, Schein für Besitz mit Heftigkeit aufnimmt [2]), sah er von revolutionären Gesinnungen ergriffen, sondern was ihm noch mehr auffiel, war, daß ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie sich in die hohen Stände verbreitet hatte; man schien nicht zu fühlen, was alles erst zu verlieren sei, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinnes zu gelangen. Laffayettes und Mirabeaus Büste wurde göttlich verehrt. Einige waren selbst in Paris gewesen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln sehen und waren, leider nach deutscher Art und Weise, zur Nachahmung aufgeregt worden. [3]) Schon wurden republikanische Gesinnungen nicht ganz verleugnet, aber noch schonte man sich wechselseitig und vermied mit Andersdenkenden über politische Dinge zu sprechen. [4])

Als aber die Armee der Alliierten zu schmählichem Rückzug aus Frankreich genötigt ward und zu gleicher Zeit das Heer der Franken unter Custine durch eine übel verwahrte Lücke in Deutschland einbrach; dann das Glück sich wieder zu den deutschen Waffen gesellte, die Franzosen wieder über den Rhein hinübergedrängt, Frankfurt befreit und Mainz eingeschlossen wurde, äußerte jedermann seine Meinungen mit ungebundner Leidenschaft. [5])

Die einen wiesen auf die Willkür der Nation hin, die nur vom Gesetz sprach, und auf den Unterdrückungsgeist derer, die das Wort Freiheit immer im Munde führten. [6]) Sie fanden, man mache den ausgezeichneten Personen nur zum Verbrechen, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten und mancher Vorteile genossen, die ein wohldenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte. [1]) Die Revolutionsarmeen schienen ihnen nur nach dem Beispiel des Pariser Greuelvolks sich willkürliche Schlachtopfer zu ersehen, um ihnen, wie sich's fände, Autorität, Besitz oder wohl gar das Leben zu rauben. [2]) Sie sahen voraus, daß die große Nation nach dem Glücke, das sie bisher begünstigt, ebenso stolz und übermütig sein werde als irgend ein anderer königlicher Sieger; daß sie die Deutschen, die es mit ihr hielten, als Werkzeuge betrachten, eine Zeitlang gebrauchen und endlich wegwerfen oder wenigstens vernachlässigen würde. [3])

Die andern ließen sich von der blendenden Schönheit verführen, die unter dem Namen Freiheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu verschaffen gewußt; sie glaubten an die Nation, die der Welt so große Vorteile versprach und deren Gesinnungen sie nach öffentlichen Reden und Äußerungen einiger Mitglieder beurteilten; hofften von bevorstehenden Neuerungen Heilung und Belebung des alten kranken Zustandes; wünschten den französischen Waffen alles Glück; waren überzeugt, die französische Nation werde die edlen Deutschen, die sich für sie erklärt, zu schätzen wissen, als die Ihrigen ansehen und behandeln und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schicksale überlassen, sondern sie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen. Ja, sie waren nicht nur bereit, jeden Deutschen aufzufordern, der alten Sklaverei ein Ende zu machen, sondern sie erwarteten, daß die Guillotine auch in Deutschland eine gesegnete Ernte finden und kein schuldiges Haupt verfehlen werde. [4])

Goethe verkannte nicht die kümmerliche und gedrückte Lage derer, die keine Gelegenheit hatten, in der hergebrachten Form sich und andern begünstigten Menschen zu nützen; die Berechtigung des Wunsches, daß Mühe und Genuß gleicher ausgeteilt sein möchten; die mechanische Geschäftigkeit, Einseitigkeit, Unordnung, Lässigkeit, Ungeschicklichkeit, womit die Staatsleute alten Schlages sich noch Ehrfurcht zu erwerben glaubten; er wollte nicht leugnen, daß unter den Anhängern der Revolution in Deutschland nicht wenigstens einige wohldenkende und tüchtige Männer sich befanden, die, wenn sie auch in diesem Augenblicke das Beste zu bewirken nicht imstande wären, doch die ehrliche Absicht hätten, durch ihre Vermittlung das Übel zu lindern und ein künftiges Gutes vorzubereiten; ja, er bedauerte sie, die ihrer Hoffnungen

---

1) W. 33, 76.
2) W. 18, 102.
3) W. 33, 201.
4) W. 33, 5.
5) W. 18, 104.
6) W. 18, 102.

1) W. 18, 95.
2) W. 33, 89.
3) W. 18, 105.
4) W. 18, 104—108.

vielleicht auf immer beraubt werden sollten.[1]) Aber er beanspruchte auch, daß man ihm, »einem tätigen, produktiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne es zu gute halte, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schrecke, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur anderes daraus erfolgen solle; daß man ihm beistimme, wenn es ihn verdrieße, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstreckten und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergriffen«.[2])

In diesem Sinne ward »Der Großkophta« geschrieben, ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt: das »Lustspiel« schreckte jedermann, kein Herz klang an.[3]) »Die Reise der Söhne Megaprazons«, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichnis des Zustandes der Zeit, vermochte niemand zu erbauen.[4]) »Der Bürgergeneral«, eine Warnung für edle Gemüter, die sich gewissen Aussichten und Hoffnungen, ohne weder sich noch die Sache zu begreifen, phantastisch hingaben, indessen ganz schlechte Subjekte bittern Unmut zu erregen, zu mehren und zu benutzen strebten,[5]) brachte die widerwärtigste Wirkung hervor, selbst bei Freunden und Gönnern. Diese äußeren Mißerfolge konnten den Dichter aber nicht sich selbst entfremden. Jene Nachbildungen des Zeitsinnes, dem er sich halbverzweifelnd hingab, blieben vielmehr für ihn eine Art von gemütlich tröstlichem Geschäft: zur Blockade von Mainz begleitete ihn die unheilige Weltbibel »Reineke Fuchs«. Das unvollendete Stück »Die Aufgeregten«, »Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten« sind Bekenntnisse dessen, was damals in seinem Busen vorging.[6]) Er verlangte von niemand, daß er seine Gesinnungen ändern, daß er sie nicht mitteilen sollte; aber im Namen der gemeinsten Höflichkeit forderte er die Andersdenkenden auf, an sich selbst zu arbeiten und in Gesellschaft sich mäßig und vernünftig gegen diejenigen zu betragen, die ihnen im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen. »O ihr Menschen, wird die Not, die euch unter ein Dach, in eine enge Hütte zusammendrängt, euch nicht duldsam gegen einander machen? Ist es an den ungeheuern Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die Eurigen unaufhaltsam losdringen? O, laßt uns künftig wieder zu der früheren Art zu sein zurückkehren! Wir haben bisher schon manches Traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald der Rauch bei Tage und die Flammen bei Nacht den Untergang unsrer Wohnungen und unsrer zurückgelassenen Besitztümer. Laßt uns auch diese Nachrichten nicht mit Heftigkeit in die Gesellschaft bringen! Laßt uns dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille schon Schmerzen genug erregt!«[1]) Oder wie er in der Elegie »Hermann und Dorothea« sagt:

»Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt!
Menschen lernten wir kennen und Nationen; so laßt uns,
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun.«

So ist Goethe dazu gekommen, die empirische Breite[2]) der modernen Gegenstände statt in Dramen zu konzentrieren, in idyllisch-gemütlicher epischer Darstellung zu entfalten. Aus den Tagesläuften ward der Plan von »Hermann und Dorothea« gedacht und entwickelt.[3])

Bei der Belagerung von Mainz sah Goethe einen Bauer im Bereich der Kanonen hinter einem auf Rädern vor sich hingeschobenen Schanzkorbe seine Feldarbeit verrichten: der einzelne beschränkte Mensch gibt seine nächsten Zustände nicht auf, wie auch das große Ganze sich verhalten möge.[4])

Auf dem Römerstein zu Igel, der im antiken Sinn das wirkliche Leben darstellt, allegorisch gewürzt durch mythologische Andeutungen, erkannte er in dem Hauptfelde Mann und Frau von kolossaler Bildung, sich die Hände reichend, durch eine dritte verloschene Figur als einer segnenden verbunden; alle Flächen deuten auf die glücklichsten Familienverhältnisse, übereindenkende und -wirkende Verwandte, redliches, genußreiches Zusammenleben:[5]) die Familie ist der Quell alles Glückes, alles Wohlstandes, aller Gesittung; sie ist die Grundlage des Staates, der, wie es als Hintergedanke »Die Wahlverwandtschaften« durchzieht, der Auflösung entgegengeht, wenn sie sich auflöst. In diesem engen Grundkreis des Daseins ist wie auf jenem Denkmal Leben dem Tod, Gegenwart

---

[1]) W. 18, 106/7.
[2]) W. 35, 24.
[3]) W. 33, 263.
[4]) W. 33, 191.
[5]) W. 33, 264.
[6]) W. 33, 265.

[1]) W. 18, 111—115.
[2]) Br. an Schiller, Frankfurt, 12. August 1797 (Br. 12, 229).
[3]) W. 35, 65.
[4]) W. 35, 51.
[5]) W. 33, 151.

der Zukunft entgegengestellt und beide sind untereinander im ästhetischen Sinne aufgehoben. Die herrliche Art und Weise der Alten, die sich noch lange genug wenigstens in der Kunstwelt erhalten hatte, war nun wieder zu erneuen.

Daß man auch die antike Form mit unsern modernen Verhältnissen in Einklang bringen könne, hatte das Beispiel von Vossens »Luise« bereits dargetan.[1]) Sie war gleich bei ihrem Erscheinen von Goethe mit reinem Enthusiasmus aufgenommen, leidenschaftlich verehrt und seither gern vorgetragen worden, so daß er einen großen Teil davon auswendig wußte.[2])

Und nun fand sich noch »ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet«,[3]) die Geschichte von dem Salzburger Emigrantenmädchen. Schicksal und Anteil an Emigrierten legten die Verhältnisse der Gegenwart nahe; aus eigener Anschauung wußte Goethe von der Rücksichtslosigkeit, Grausamkeit aller gegen alle in einem so ungeheuren Drange zu erzählen;[4]) dazu kamen als fruchtbare Motive: Werbung im drängenden Augenblick (wie in »Alexis und Dora«), ein artiges Mißverständnis als Verwicklung, eine allen willkommene Lösung. Hier war das reine Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden[5]) — wie es Goethe so recht aufgegangen war, als er im Dezember 1792 bei schlechtestem Wetter, düsterster Nacht, schwärzesten Gedanken auf einmal in das mit hundert und aberhundert Lampen erleuchtete Kassel hineinfuhr und bei diesem Anblick alle Vorteile eines bürgerlich städtischen Zusammenseins, die Wohlhäbigkeit eines jeden einzelnen in seiner von innen erleuchteten Wohnung und die behaglichen Anstalten zur Aufnahme eines Fremden sich vor seiner Seele entwickelten.[6]) Zugleich waren die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen. Hier konnten Form, Stoff und Gehalt sich zueinander schicken, sich ineinander fügen, sich einander durchdringen.

Je deutlicher Goethen der vollständig epische Charakter seines Stoffes ward, desto inniger schloß er sich an die Urbücher aller epischen Poesie, an Bibel und Homer an: daher kam ihm die Ehrfurcht und Zutrauen gebietende Erscheinung des Richters, der durch Wüsten und Irren vertriebne Völker geleitet, daher nahm er die liebliche Brunnenszene mit ihrer schlichten Einfalt ursprünglich herzlicher Sitten. Die alte Kraft- und Machtsprache der Bibel tönet ebenso hell wider wie der heitere Klang der sprudelnden jonischen Zunge.

Alles, was er einst über eine dramatische Konzentration der Odyssee gedacht hatte, ward nun lebendig. Nausikaa verschmolz jetzt zu einer Gestalt mit Dorothea: so ist auch Böttigers bisher unverständliche Nachricht, Goethe habe den Stoff erst als Drama versucht,[1]) wohl zu verstehen. Dabei verleugnet Dorothea nirgends das Bauernmädchen. Reinlichkeit, Wohlhabenheit, Schönheit, Derbheit hob Goethe von jenem lebenden Gegenstück, der schönen Müllerin bei Wiesbaden, hervor und sie eignen ebenso der Gestalt seiner Dichtung.

»Artemis gleich an Gestalt, an Größe und reizender Bildung« erscheint die Königstochter Odysseus (Od. 6, 152 f.).

»Dreimal selig dein Vater und deine treffliche Mutter,
Dreimal selig die Brüder!«

ruft der Held aus.

»Ihr Herz muß ja immer von hoher
Überschwenglicher Wonne bei deiner Schöne sich heben,
Wenn sie sehn, wie ein solches Gewächs zum Reigen einhergeht!
Aber keiner ermißt die Wonne des seligen Jünglings,
Der, nach großen Geschenken, als Braut zu Hause dich führet!«

Ähnlich preist Hermann seine Dorothea, wenn er sich »die hohe Gestalt des herrlichen Mädchens« (1418) vergegenwärtigt:

»Wohl schwerlich ist an Bildung ihr eine vergleichbar« (1015),

und er möchte schier bei dem Gedanken verzweifeln (1335 f.):

»Glaubt ihr, es sei ein Weib von solcher Schönheit und Sitte
Aufgewachsen, um nie den guten Jüngling zu reizen?
Glaubt ihr, sie habe bis jetzt ihr Herz verschlossen der Liebe?«

Da er endlich mit ihr zusammen die Schwelle des elterlichen Hauses betritt, erstaunen die Freunde, die liebenden Eltern erstaunen

Über die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar:
Ja, es schien die Türe zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen. (1771 f.)

1) Br. an Voß, Weimar, 6. Dezember 1706 (Br. 11, 278).
2) Br. an Schiller, Weimar, 28. Februar 1798 (Br. 13, 83).
3) Br. an H. Meyer, Weimar, 28. April 1797 (Br. 12, 110).
4) W. 33, 131.
5) Br. an H. Meyer, Weimar, 5. Dezember 1796 (Br. 11, 273).
6) W. 33, 247.

1) Vgl. Gräf a. a. O., S. 96.

Odysseus überquillt von Lob über Nausikaas Verhalten (Od. 7, 292 f.):

»Ich fand ein Mädchen voll edler Gesinnung.
Wahrlich sie handelte so, wie kaum ihr jugendlich Alter
Hoffen ließ; denn selten sind jüngere Leute verständig.«

Mit den preiswürdigsten Charaktereigenschaften in seinem Sinn stattet Goethe auch Dorothea aus: sie ist entschlossen und tätig.[1]) Vor dem vom Schlamm des Meeres besudelten Odysseus flüchten Nausikaas Genossinnen, nur sie stand und erwartete ihn (Od. 6, 141): so tritt Dorothea unbefangen an Hermann heran und die Jungfrau bittet um Leinwand für das neugeborene Kind der armen Wöchnerin, Frau des einst reichen Besitzers (240 f.).

Mit glänzender Geißel zwingt die Fürstin ihre Mäuler zum Lauf (Od. 6, 315 f.),

Hielt sie im Zügel, damit ihr die Gehenden folgten,
Ihre Mägd' und Odysseus, und schwang die Geißel mit Klugheit:

neben dem Wagen, von tüchtigen Bäumen gefüget, von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands, geht mit starken Schritten Dorothea,

Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Tiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich (234 f.).

Entschlossen und tätig zeigt sie sich auch gegenüber den Marodeuren. Gleich der kämpfenden Amazone schlägt sie den rohen Feind nieder, ein Zug, »ohne den der Charakter des außerordentlichen Mädchens, wie sie zu dieser Zeit und zu diesen Zuständen recht war, sogleich vernichtet wäre, sie in die Reihe des Gewöhnlichen herabsänke«.[2]) Doch so ist ihr wohl zuzutrauen, daß sie ihren Hermann, drohen diesmal die Feinde oder künftig, selber rüsten und die Waffen reichen werde (2029 f.).

Auf Hermann, den jugendlicheren und darum auch weicher gehaltenen, hat Goethe die schöne Geständnisszene seines Fragments zwischen Nausikaa und Eurymedusa übertragen. Wie Telemachos wohnt er im obern Stock und wie dieser ist er auf mit der frühgebornen rosenfingrigen Eos. Was Achill, schon in der Unterwelt, den Verächtern seines Vaters droht (Od. 11, 501 f.):

»Käm' ich in jener Kraft nur ein wenig zum Hause des Vaters,
Schaudern vor der Gewalt der unüberwundenen Hände
Sollte. wer ihn antastet«,

das hat Hermann geleistet (761 f.):

»Spotteten sie mir den Vater aus . . .
Fürchterlich ballte sich gleich die Faust mir; mit grimmigem Wüten
Fiel ich sie an und schlug und traf mit blindem Beginnen,
Ohne zu sehen, wohin; sie heulten mit blutigen Nasen
Und entrissen sich kaum den wütenden Tritten und Schlägen.«

Gegen den Schluß des Gedichtes erhebt sich seine Gestalt zur Größe eines Hektor, den sein Weib zur Schlacht waffnet und der bereit ist, die Brust dem Feind entgegenzustellen, um der schönen Güter Besitztum zu verteidigen und das Kostbarste, was er sich errungen hat, sein liebes Weib. Wenn seine Rede in den festen und freudigen Entschluß austönt (2016 f.):

»Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum . . .
Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft«,

so erinnern wir uns der Worte, mit denen Odysseus der jungfräulichen Nausikaa das Glück der Ehe preist (Od. 6, 180 f.):

»Mögen die Götter dir schenken, so viel dein Herz nur begehret,
Einen Mann und ein Haus, und euch mit seliger Eintracht
Segnen! Denn nichts ist besser und wünschenswerter auf Erden,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten: den Feinden ein kränkender Anblick,
Aber Wonne den Freunden; und mehr noch genießen sie selber!«

Man sieht aus diesen Beispielen, in welcher Art Goethe den Homer nachgebildet, nicht nachgeahmt hat, so etwa, wie es Lessing (Laokoon XXII.) den antiken Artisten zuschrieb, die dem Homer Stoffe zu ihren Gemälden entnahmen: »Sie nährten sich mit dem Geiste des Dichters; sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen; sie sahen und empfanden wie er: und so wurden ihre Werke Abdrücke der homerischen, nicht in dem Verhältnis eines Porträts zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnis eines Sohnes zu seinem Vater, ähnlich, aber verschieden. Die Ähnlichkeit liegt öfters nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter sich nichts gleich, als daß sie mit dem ähnlichen Zuge in dem einen sowohl als in dem andern harmonieren.«

Goethe lernte aber auch aus Homer eine Haupteigenschaft des epischen Gedichtes kennen: daß es immer vor- und zurückgehe.[1]) Die Odyssee

---

[1]) Vgl. die Geschichte von der Marketenderin. W. 33, 112 f.

[2]) Gespr. 7, 37 f.

[1]) Br. an Schiller, Weimar, 19. April 1797 (Br. 12, 91).

ist in ihren kleinsten Teilen beinah retardierend, dafür wird vielleicht funfzigmal versichert und beteuert, daß die Sache einen glücklichen Ausgang haben werde. So viele den Ausgang antizipierende Vorbedeutungen und Weissagungen stellen das Gleichgewicht gegen die ewige Retardation wieder her. In »Hermann und Dorothea« bringt die Eigenschaft des Plans den besonderen Reiz hervor, daß alles ausgemacht und fertig scheint und durch die retrograde Bewegung gleichsam wieder ein neues Gedicht angeht.[1])

Seine Quelle bot Goethe hiefür nur ein Moment: das Widerstreben des Vaters gegen die Heiratsabsicht des Sohnes. Der Dichter erfand dazu, daß sich der Vater endlich umstimmen lasse unter der Bedingung, die Freunde sollten über das Mädchen Erkundigungen einziehen (965 f.):

»Gehet und prüfet und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir ins Haus; wo nicht, so mag er das Mädchen vergessen.«

So wurde für eine breite Schilderung des Zeitalters Raum gewonnen, worauf das ganze Gedicht wie auf einer ungeheuren Basis ruht.[2]) Aber während die Freunde das Beste über Dorothea vernommen haben und die Vereinigung des Paares schon glücklich erreicht glauben, hat Hermanns Gemüt die Sorge befallen, Argwohn und Zweifel und alles, was nur ein liebendes Herz kränkt (1327 f.):

»Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling besitzt dies Herz, und die wackere Hand hat
Eingeschlagen und schon dem Glücklichen Treue versprochen.«

Ein einziges Wort des Pfarrers vermöchte alle Zweifel zu zerstreuen; aber es bleibt ungesprochen, weil der Apotheker ihm zuvorkommt und, wie durch seine Reden gewöhnlich, Hermann zu entschlossenem Tun aufregt (1368 f.):

»Selber geh' ich und will mein Schicksal selber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens.«

Da Odysseus (7, 19 f.) in die schöne Stadt der Phaiaken kommt,

Begegnet ihm Zeus' blauäugichte Tochter Athene;
Wie ein blühendes Mädchen mit einem Wassergefäße
Stand sie nahe vor ihm:

so wandelt Hermann die hohe Gestalt des herrlichen Mädchens entgegen, den größeren Krug und einen kleinern am Henkel tragend in jeglicher Hand (1409 f.). Und sie sprechen freundliche Worte.

Jedoch ihr von Liebe zu sprechen,
Wär' ihm unmöglich gewesen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verstand und gebot, verständig zu reden.

[1]) An dens., 22. April 1797 (Br. 12, 92).
[2]) W. v. Humboldt an Goethe, 8. Juni 1797.

In der Angst, eine Abweisung zu erfahren, kann er zu keiner Erklärung gelangen und Dorothea glaubt seine unbestimmte Rede deuten zu können (1484 f.):

»Dingen möchtet ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu versehen das Haus, das wohlerhalten Euch dasteht;...
Euer Antrag war kurz; so soll die Antwort auch kurz sein:
Ja, ich gehe mit Euch und folge dem Rufe des Schicksals.«

Wie in Nausikaas vorsichtigem Betragen, so verrät sich in Dorotheas rascher Bereitwilligkeit die bereits aufgekeimte Neigung zu dem schöngestalten Fremdling, mit dem sie ein Zufall zusammengeführt hat.

Also standen sie auf und schauten beide noch einmal
In den Brunnen zurück, und süßes Verlangen ergriff sie (1514 f.).[1])

Es folgt Abschied und Segenspruch.

Nausikaa heißt Odysseus in einiger Entfernung folgen (Od. 6, 275 f.),

Denn es sagte vielleicht ein Niedriger, der uns begegnet:
Seht doch, was folgt Nausikaa dort vor ein schöner und großer
Fremdling? Wo fand sie dèn? Der soll gewiß ihr Gemahl sein!

So folgten auch die Weiber dem schönen Paar (1595 f.).

Mit bedeutenden Blicken und mit besondern Gedanken.
Denn so sagte wohl eine zur andern flüchtig ans Ohr hin:
»Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, so ist sie geborgen.«

Das Spiel des Schicksals gewährt Hermann die Umarmung der Geliebten vor der Verlobung, doch beide bleiben beherrscht und wieder ist die Gelegenheit zur Erklärung entgangen. Ungeduldig erwartet kommen sie an. Aber noch ehe der Pfarrer, wie Hermann es wünscht, den Knoten lösen kann, hat der Scherz des Vaters das Gemüt des Mädchens an der empfindsamsten Stelle verwundet — man erinnere sich an den Scherz des Bruders in dem Nausikaaplan — und durch die versuchenden Worte des Geistlichen wird Dorotheen das zarte Geständnis herausgelockt (1863 f.):

»Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen: nicht weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir führwahr im Herzen die Neigung sich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir ist als Erretter erschienen.«

Es ist das Nausikaageständnis, und nun kann sie im Hause nichts länger halten, wo sie beschämt und ängstlich nur steht. Aber so wenig

[1]) Vgl. das verwandte Motiv in der Parialegende.

wie die homerische Nausikaa will sie etwa den Tod suchen (1895 f.):

»Ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von allem zu scheiden.
Lebet wohl! Ich bleibe nicht länger; es ist nun geschehen.«

So schied Goethe im November 1792 von den Pempelforter Freunden mit dem wunderlichsten Zwiespalt:[1]) »Die Neigung hielt mich in dem freundlichsten Kreise, der sich soeben auch höchst beunruhigt fühlte, und ich sollte die edelsten Menschen in Sorgen und Verwirrung hinter mir lassen, bei schrecklichem Weg und Wetter mich nun wieder in die wilde, wüste Welt hinauswagen, von dem Strome mit fortgezogen, der unaufhaltsam eilenden Flüchtlinge, selbst mit Flüchtlingsgefühl.« Die Verwirrung ist aufs höchste gestiegen, zugleich aber auch geschlichtet. Denn alle Mißverständnisse löst Hermanns Erklärung.

Da veranlaßt der Pfarrer durch einen neuen Scherz eine neue Verzögerung (1970 f.):

»Wie? Du verlobest dich schon zum zweitenmal? Daß nicht der erste
Bräutigam bei dem Altar sich zeige mit hinderndem Einspruch!«

So taucht im Hintergrund des Familiengemäldes noch einmal der Schatten der großen Weltbegebenheiten auf. Die zwei Gesinnungen, in die sich damals beinahe die ganze Welt teilte, werden nebeneinander gestellt[2]) und greifen so schön ineinander ein, daß sie nun im eigentlichsten Verstande alles umschließen, was nur über diesen Gegenstand menschlich gedacht und empfunden werden kann.[3])

Das deutsche Nationalepos war geschaffen,

[1]) W. 33, 205.
[2]) Br. an die Herzogin Louise, Jena, 13. Juni 1797 (Br. 12, 158).
[3]) W. v. Humboldt an Goethe, 8. Juni 1797.

das Gegenwart und Zukunft in eins vereinigend sich prophetisch nach rückwärts und vorwärts wandte, so daß auch später nichts mehr zu sagen blieb.)[1] »Ihr ‚Hermann‘ wird schlechterdings über alle Subjektivitäten triumphieren,« urteilte enthusiastisch und zugleich kühl erwägend der schärfste Kritiker seiner Zeitgenossen, Schiller,[2]) »und dieses durch die schönste Eigenschaft bei einem poetischen Werk, nämlich durch sein Ganzes, durch die reine Klarheit seiner Form und durch den völlig erschöpften Kreis menschlicher Gefühle.« Ein halbes Jahr später[3]) wußte er schon von der ungeheuren Ausbreitung des Gedichtes zu berichten: »Sie haben sehr recht gehabt zu erwarten, daß dieser Stoff für das deutsche Publikum besonders glücklich war, denn er entzückte den deutschen Leser auf seinem eignen Grund und Boden, in dem Kreise seiner Fähigkeit und seines Interesse, und er entzückte ihn doch wirklich, welches zeigt, daß nicht der Stoff, sondern die dichterische Belebung gewirkt hat.« So erhielt Goethe von dem Freund wie von der Nation bestätigt, daß er seine Absicht erreicht hatte, ein Werk zu schaffen von der Art jenes Römersteins zu Igel.

Aus dem Kunstgeist der Antike gezeugt, bleibt für »Hermann und Dorothea«, wie schon Schelling erkannt hat,[4]) Mutterboden und Kommentar die Odyssee. Homers Kranz gleitet auf die Schläfen Goethes, der sich solche Huldigung willig gefallen läßt:

Denn Homeride zu sein, wenn auch der letzte, ist schön.

[1]) Goethe an Eichstädt, Weimar, 27. Jänner 1814 (Br. 24, 125).
[2]) Schiller an Goethe, 22. September 1797.
[3]) Jena, 18. Mai 1798.
[4]) Novalis Briefwechsel mit Fr. und A. W. Schlegel, S. 44 und 48; vgl. Hehn, Gedanken über Goethe, S. 199 ff.

Das Wetterschießen bei Goethe.

In der Geschichte des Wetterschießens kann man drei Perioden unterscheiden; zur Zeit des Hexenwesens schoß man mit Flinten in die Gewitterwolken in dem Glauben, die hagelverursachenden Hexen flögen in denselben und durch Schüsse könne man sie unschädlich machen und Gewitter und Hagel abwenden. Im 18. Jahrhundert, als der Hexenwahn bereits erschüttert war, schoß man aus Pöllern gegen aufsteigende Wetterwolken und läutete man mit den Kirchenglocken, um durch die Schüsse Gewitter zu zerstreuen und durch den Ton der geweihten Glocken Unheil zu verhüten. Kaiser Josef II. hatte zwar das Wetterschießen und Wetterläuten durch Hofdekret vom 26. November 1783 und durch die Kurrende vom 5. Juli 1786 strengstens untersagt, jedoch die alte Gewohnheit ließ sich nicht ausrotten und bis tief ins 19. Jahrhundert hinein hörte man häufig, wenn man sich in ländlicher Abgeschiedenheit befand, bei heranziehendem Gewitter von den nächstgelegenen Kirchen Glockenklang und von irgend einer Anhöhe Pöllerschüsse. — In der dritten Periode des Wetterschießens befinden wir uns jetzt, und zwar in der, in welcher

man durch wissenschaftliche Beobachtung auf dem Gebiete der Physik und Meteorologie zur Ansicht kam, daß man durch heftige Schüsse aus eigens dazu konstruierten Pöllern Gewitterwolken und Hagelbildung zerstreuen und verhindern könne. Dieses moderne Wetterschießen nahm vor etwa zehn Jahren seinen Ausgang aus Steiermark, in der bereits zahlreiche Wetterschieß-Stationen sich befinden, und verbreitete sich von da rasch über das Deutsche Reich und über Italien, besonders in weinbautreibenden Gegenden.

Da ist es gewiß bemerkenswert, daß schon Goethe in seinen Werken zweimal, unmittelbar und mittelbar, der Wolken zerstreuenden Kraft der Kanonenschüsse Erwähnung tut.

Unmittelbar: in der »Kampagne in Frankreich«, in dem Bericht über den 19. September 1792 erzählt er von dem heftigen Kanonendonner bei Valmy, zehntausend Schüsse seien verschwendet worden. »Von der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf: denn man schoß mit Kanonen, völlig als wär' es Pelotonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend.«

Mittelbar: In der von Goethe übersetzten Biographie des Benvenuto Cellini erzählt dieser, daß er es gewesen sei, der Rom vor einem großen Mißgeschick bewahrt habe, als am 3. November 1538 die Herzogin Margarete von Österreich, Tochter Kaiser Karls V., Witwe des Herzogs Alessandro Medici, zum Behufe ihrer abermaligen Vermälung mit dem Herzog Oktavio Farnese in die Ewige Stadt ihren Einzug hielt. »Denn«, so heißt es in Goethes Übersetzung, »als sie ihren Einzug in Rom hielt, war ich (Cellini) Ursache, daß ein Schaden von mehr als tausend Scudi verhindert wurde: es regnete sehr stark und der Kastellan (der Engelsburg, in der sich Cellini damals befand) war äußerst verdrießlich, ich aber sprach ihm Mut ein und sagte ihm, wie ich mehrere Kanonen nach der Gegend gerichtet hätte, wo die stärksten Wolken waren und als ich mitten in einem dichten Regen anfing, die Stücke abzufeuern, hörte es auf und viermal zeigte sich die Sonne und so war ich Ursache, daß dieses Fest auf das glücklichste vorbeiging.« — Gewiß ein deutlicher Beleg, daß Cellini sich dessen bewußt war, daß man durch Kanonenschüsse schwere drohende Wolken zur Zerstreuung bringen könne.

Wer Goethe eifrig und aufmerksam liest, gerät immer mehr in Staunen und Bewunderung, wie dieser große Dichter und Denker alle Gebiete des menschlichen Denkens und Wissens, Tun und Trachtens, Forschens und Wirkens in seinen poetischen und prosaischen Werken, in seinen Briefen, in seinen Gesprächen erfaßte und geistig verarbeitete. So in diesen beiden Stellen die Anschauung von der Wolken zerstreuenden Kraft der Kanonenschüsse.

Graz. *Franz Ilwof.*

Bücherschau.

Goethe-Bilderbuch für das deutsche Volk, herausgegeben von Franz Neubert. Verlagsbuchhandlung Schulze & Ko. in Leipzig. 4°. Geb. Mk. 8·—.

»Ein für weitere Kreise bestimmter Bilderatlas zu Goethes Leben und Werken, der die Örtlichkeiten, an denen der Dichter geweilt hat, die Personen, die ihm durch Verwandtschaft und Freundschaft nahe gestanden haben oder die auf eine andere Weise zu ihm in Beziehung getreten sind, vorführen, zugleich durch Wiedergabe Goethescher Handzeichnungen Zeugnisse seiner praktischen Tätigkeit auf dem Gebiete der bildenden Kunst aufweisen und auch Illustrationen zu Goetheschen Werken wiedergeben soll,« so umschreibt der Herausgeber das Ziel, das ihm vorgeschwebt hat.

Bei der Fülle des Bildermaterials, das in den letzten Jahrzehnten in Monographien, Zeitschriften und Gesamtdarstellungen ans Licht getreten ist, wird niemand unter den rund 500 Abbildungen, die in durchwegs guten Reproduktionen den stattlichen Quartband füllen, durchaus neue, unveröffentlichte Bilder erwarten können. Trotzdem findet sich eine ganze Reihe von Abbildungen, die man entweder bisher nur einzeln als Photographien für teures Geld kaufen konnte, wie die Ansichten aus dem Innern des Goethe-Hauses in Weimar und des Gartenhauses an der Ilm, Lottens Zimmer in Wetzlar u. a. Eines der interessantesten Blätter, das auch dem Goethe-Forscher Neues bringt, findet sich auf Seite 102. Es führt uns nach Rom: »In jenen Stunden vertrauten Beisammenseins ist von Tischbeins Hand neben jenem intimen Bildchen, das uns Goethe von hinten in ganzer Figur zeigt, wie er in leichtem Gewand aus dem Fenster auf den Hof oder die Straße blickt, eine Reihe flüchtiger, teilweise von einem launigen Humor durchwehter Federzeichnungen entstanden, die, Szenen aus dem täglichen Leben darstellend, in ihrer Art einen wenn auch bescheidenen illustrierten Kommentar zu Goethes italienischer Reise bilden,« erzählt Julius Vogel in seinem Buche »Aus Goethes römischen Tagen« dort ist ein Blatt aus dieser Mappe, die sich in Goethes Nachlaß in Weimar findet, reproduziert. Hier treffen wir zu unserer Überraschung auf ein zweites ungemein anziehendes Blatt aus dieser Sammlung, das uns einen Blick in Goethes geniales Künstlerheim in Rom tun läßt. Die ganze Rückwand des Zimmers nimmt ein langes Regal ein: in zwei aufeinanderfolgenden Zimmerecken sind zwei mächtige Stöße von Folianten aufgetürmt, deren Rückentitel wir gern mit begreiflicher Neugierde entziffern möchten, allein der Künstler hat nur einzelne Buchstaben angedeutet. Über die zwei Bücherstöße ist ein langes starkes Brett gelegt, auf dem

mehrere Gipsabgüsse stehen. Ganz deutlich können wir darunter den gigantischen Kopf der Juno Ludovisi erkennen, der später dem Empfangssalon im Goethehause zu Weimar den Namen gegeben hat und heute noch jedem Besucher auffällt. Unter dem Brett steht ein Reisekoffer, ein Hammer liegt auf dem Fußboden daneben. An der Wand hängen naturgroße Zeichnungen antiker Köpfe, auf einem Tischchen in der Ecke steht eine Vase mit blühenden Zweigen und eine Lampe von antiken Formen. Goethe selbst, in Schlafrock und Pantoffeln, den Haarbeutel im Nacken, ist mit dem ganzen Oberkörper über einen großen Tisch gebeugt, auf dem er offenbar eine Zeichnung mit dem Storchschnabel verkleinert. Dieses Bildchen ist unstreitig das anziehendste und wertvollste der ganzen Publikation. Die einzelnen Seiten des »Bilderbuches« enthalten nur die Abbildungen, die Artikel dazu finden sich, alphabetisch geordnet, am Schluß des Bandes. Quellen hat der Verfasser nirgends angegeben. Zu seiner Rechtfertigung kann er sich darauf berufen, daß er keine Arbeit für den Goetheforscher, sondern eben ein »Bilderbuch« für das deutsche Volk herstellen wollte.

Eine völlig neu bearbeitete Ausgabe des »Jungen Goethe« wird im Einverständnis mit der Firma S. Hirzel im Insel-Verlage erscheinen. Die Herausgabe hat Herr Dr. Max Morris übernommen. Die neue mit Einleitung und Kommentar ausgestattete Ausgabe wird wesentlich umfangreicher sein als die erste und alles umfassen, was an Werken, Briefen, Jugendarbeiten, Gesprächen, Radierungen und Zeichnungen Goethes sowie an Bildern von ihm bis zum Jahre 1775 bekannt ist. Sämtliche irgend erreichbaren Handschriften werden für den Druck noch einmal genau verglichen werden. Herausgeber und Verlag richten daher an alle, die Handschriften u. a. aus dieser Lebensepoche Goethes, vor allem etwa noch ungedrucktes oder unbekanntes Material besitzen oder im Privatbesitz wissen, die Bitte, Herrn Dr. Max Morris, Weimar, Kuithstraße 2, freundlichst davon zu benachrichtigen.

Aufruf zur Errichtung eines Goethe-Denkmals in Wetzlar.

Hundertundfünfunddreißig Jahre sind vergangen, seit Goethe in Wetzlar geweilt, und noch erinnert kein würdiges Denkmal an seinen Aufenthalt in unserer Stadt, der für die deutsche Literatur so bedeutungsvoll geworden ist.

Der in Wetzlar verlebte Sommer des Jahres 1772 ward für ihn zum Frühling seines Genies, zu dem Wendepunkt seines Lebens, wo er aus unbändigem Sturm- und Dranggefühl sich emporschwingt zur bewußten Entfaltung seiner Kräfte.

In dem alten Deutschordenshause, in der Familie des Amtmannes Buff, hat er die schönste Lust des Lebens empfunden und in der herrlichen Umgebung der Stadt konnte er sich dem tiefsten und reinsten Genuß der lieblichen, sanften Natur hingeben.

Unter dem Eindruck des in Wetzlar Erlebten schuf er sein größtes Jugendwerk, die Leiden des jungen Werther, diese unvergleichliche Offenbarung des deutschen Gemütes, dieses Hohelied der Liebe, das mit seiner Stimmungsfülle, seiner Wärme des Gefühls und seiner lebensvollen, natürlichen Sprache die Zeitgenossen gewaltig erregt hat und noch heute seinen Zauber ausübt auf jedes fühlende Menschenherz.

In Wetzlar hat sein Götz von Berlichingen feste Gestalt gewonnen; die Spuren dessen, was er dort mit hellen Augen geschaut, sind unverkennbar.

Manche Erinnerung auch an Wetzlar durchweht die Dichtung, die ihm selbst am liebsten war, Hermann und Dorothea.

Wie Frankfurt am Main, Leipzig und Straßburg, so bedeutet auch Wetzlar einen Merkstein in Goethes Jugendleben; und wie man dort längst seine Gestalt in Stein und Erz festgehalten hat für alle Zeiten, so will auch Wetzlar nicht länger zurückstehen in der Ehrung des Dichters.

Auf dem schönsten Platze, der sich bietet, soll ihm ein Denkmal errichtet werden aus edlem Marmor, von echter Künstlerhand geschaffen.

Wir bitten, uns bei der Verwirklichung dieses Planes förderlich sein zu wollen.

Beiträge beliebe man an die Mitteldeutsche Kreditbank in Wetzlar zu senden.

Wetzlar, im Februar 1907.

Der Ausschuß für die Errichtung eines Goethe-Denkmales in Wetzlar.

v. Zengen, Bürgermeister. — *Bernhard Waldschmidt,* Schriftführer. — Oberlehrer *Seher,* Beigeordneter.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortlicher Redakteur:
Dr. Rudolf Payer von Thurn,
IV/1, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
DES
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint 6mal jährl. im Umfang von je 8 S.
Vereins-Kanzlei:
I., Eschenbachgasse Nr. 9.
Beiträge werden an den Redakteur erbeten.

XXI. Band. Wien, 15. Dezember 1907. Nr. 3—4.

INHALT: Unser Goethe-Museum. — Mirza Abul Hassan Chan. Eine Note zum Ausklang des West-östlichen Divans von R. Payer von Thurn (mit einer Lichtdruck-Beilage: Porträt Mirza Abul Hassan Chans nach einer Farben-Lithographie von Peter Fendi).

Unser Goethe-Museum.

In der Jahres-Vollversammlung vom 22. März 1901 haben wir zum ersten Male als eine der Aufgaben, die sich der Goetheverein nach glücklicher Lösung der Denkmalfrage stellen könnte, die Errichtung eines Goethe-Museums in Wien ins Auge gefaßt. »Es gelte vor allem — sagt der Jahresbericht — in Original und Reproduktion alles zu sammeln, was Goethes Beziehungen zu Österreich zu erläutern geeignet wäre: In erster Linie also Bildnisse und Handschriften jener Österreicher, die mit Goethe in Berührung gekommen sind, von ihm Anregungen zu wissenschaftlichem oder künsterischem Schaffen empfangen, oder in irgend einer Richtung anregend auf ihn gewirkt haben; in Österreich entstandene Werke der Literatur und der Kunst, in denen ein Funke Goethischen Geistes lebt, endlich bildliche Darstellungen jener österreichischen Lokalitäten, wo Goethe öfters oder einmal, länger oder vorübergehend geweilt, aus jener Zeit, in jener Gestalt, in der sie Goethes Auge gesehen hat.«[1])

Daß der Beginn eines solchen Unternehmens naturgemäß ein bescheidener sein muß, liegt auf der Hand. Daß im Anfang die Reproduktionen überwiegen werden um ein eingermaßen abgerundetes Bild zu geben, wird niemand anders erwarten können. Im Laufe der Jahre war der Wiener Goethe-Verein durch Schenkung wohlwollender Freunde in den Besitz des einen oder andern Objektes gelangt, das man nicht gut in Schubladen versperren konnte. Den Grundstock unserer Sammlungen bildete eine ansehnliche Goethe-Bibliothek, aus dem Nachlasse des Herrn Sektionsrates Franz Walter. Ihre Durchlaucht Frau Marie Prinzessin Hohenlohe-Schillingsfürst spendete ein Exemplar des Heftes »Zur Morphologie« mit der eigenhändigen Widmung »Herren Prof. Riemer. Weimar, Dec. 1824 Goethe«; Seine königl. Hoheit Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach eine galvanische Reproduktion des auf ausdrücklichen Wunsch weiland Großherzogs Karl Alexander nicht in den Handel kommenden Reliefporträts des jungen Goethe von J. P. Melchior und fügte Abgüsse der Reliefs-Porträts von Goethes Eltern von demselben Künstler bei; Frau Gräfin Alberti einen schönen, ganz eigenhändigen Brief Goethes aus Karlsbad an Marianne von Eybenberg, Frau Hofrätin Ottilie Demelius, eine Tochter des großherzoglich sächsischen Leibarztes Vogel, eine Reihe von Erinnerungen an Goethes Schwiegertochter Ottilie und deren Kinder, mit denen sie in nahen freundschaftlichen Beziehungen stand, unser verehrtes Ausschußmitglied Professor Ritter von Zumbusch einen guten alten Abguß der Weißerschen Porträtbüste, Bürgerschullehrer J. Kremser zwei Schubladen mit Mineralien aus dem Nachlasse Sebastian Grüners. Eine besonders erwünschte Spende endlich war unserem verehrten Obmanne Dr. v. Hartel kurz vor seinen Ableben aus München zugekommen: Paul Heyse, unser gefeierter Novellist, hatte vier wunderschöne Sepiazeichnungen, italienische Landschaften darstellend, ungemein wertvolle Originale von Goethes Hand, aus dem Nachlasse Herders dem Vereine gespendet.

Die räumliche Unterbringung des Museums hat nicht geringe Schwierigkeiten verursacht. Erst nach langer Umfrage fand sich im Gebäude des k. k. Sophiengymnasiums II., Zirkusgasse 48, ein geeigneter Saal im ersten Stock, der uns durch das gütige Entgegenkommen des Landesschulrates und des Direktors Regierungsrates Dr. Waniek überlassen wurde. In den letzten Tagen ist die Aufstellung beendet worden, wir können daher die Mitglieder des Goethe-Vereins zum Besuche des Museums einladen. Es wird vorderhand an jedem Donnerstag nachmittag von 4 bis 6 Uhr geöffnet sein und ist von der Straßenbahn-Haltestelle Johanneskirche in die Praterstraße durch die Rothensterngasse und Zirkusgasse bequem in fünf Minuten zu erreichen.

[1]) Vgl. Chronik, XV. Band, Nr. 3 bis 4, Seite 4.

Mirza Abul Hassan Chan.

Eine Note zum Ausklang des West-östlichen Divans
von
R. Payer von Thurn.

Hätte Goethe der wiederholt an ihn ergangenen Einladung seiner Wiener Freunde etwa zu Beginn des Jahres 1819, als er den Druck des West-östlichen Divans vorbereitete, Folge geleistet, so hätte sich ihm hier eine ganz eigenartige Gelegenheit geboten, »den ältesten, abgeschiedenen Orient an den neuesten, lebendigsten anzuknüpfen«: Von Schwechat her über die Höhe des Wienerberges, auf demselben Wege, auf dem in den Jahren 1529 und 1683 die asiatischen Heerscharen des Groß-Sultans in wenig freundlicher Absicht sich der alten Kaiserstadt genähert hatten, kam — wie die Österreichisch-Kaiserliche privilegierte Wiener-Zeitung vom 8. Februar 1819 meldet — »der nach England bestimmte und auf seiner Durchreise durch Wien mit der Übergabe königlicher Schreiben und Geschenke beauftragte persische Botschafter, Mirsa Abul Hassan Chan«, am 1. Februar 1819, von zwei Beamten der Staatskanzlei empfangen, in Wien an und wurde in seine Wohnung im sogenannten Kaiserhause auf der Wieden eingeführt, wo ihn der k. k. Hofrat und Hofdolmetsch von Hammer erwartete und sich ihm in der Eigenschaft seines Mihmandar oder Gast- und Begleitungskommissärs während seines Aufenthaltes in Wien vorstellte. Freitag, den 5. Februar, begab sich der Botschafter, von dem Hofdolmetsch von Hammer in dem mit sechs Pferden bespannten Staatswagen des Fürsten Metternich aus seiner Wohnung abgeholt, in feierlichem Zuge durch das alte Kärntnertor, die Kärntnerstraße, Stock im Eisen, Graben, Kohlmarkt, Schauflergasse in die Staatskanzlei am Ballplatz zur Audienz bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem er in feierlicher Zeremonie je ein Schreiben des Schah, des Kronprinzen und der beiden Wesire übergab und den für den Wiener Hof bestimmten Gesandten Mirsa Abdul Hussein Chan[1]) vorstellte. Drei Tage später, am 8. Februar, bewegte sich derselbe Zug — voran ein Korporal mit 6 Mann Kavallerie, um Platz zu machen, dann ein Hauptmann mit 40 Grenadieren, acht k. k. Handpferde, welche von dem k. k. Oberst-Stallmeister mit dem schönsten türkischen Reitzeug ausgeschmückt worden waren, und dann der Zug der Sänften, welche die Geschenke des »Königs der Könige« trugen — auf demselben Wege zwischen zwei Reihen von Kavallerie hindurch, welche zur Hintanhaltung des Gedränges zu beiden Seiten den Weg einsäumten, zur alten Kaiserburg.

Auf der ersten Sänfte lag das Porträt des Schahs, auf einer Platte aus Milch-Chalcedon emailliert, mit Spinellen rund herum besetzt, und ein Kranz großer Perlen, dem Medaillon zur Einfassung dienend.

Auf der zweiten Sänfte ein von Timurleng auf Schah Abbas und von diesem auf den regierenden Schah gekommener sogenannter Damaszener (Kara Chorassan) in einer mit Edelsteinen besetzten Scheide. Dann die Schehinschahname, d. i. das Buch des Königs der Könige, als Seitenstück zu dem alten Persischen Heldenbuch Schahnahme, von dem dermaligen Dichterfürsten und gefürsteten Dichter Persiens, dem der Schah seinen eigenen Namen beigelegt, nämlich von Feth Ali Chan in achtzigtausend Distichen verfaßt. Es besingt die Heldentaten der regierenden Familie von der Zeit des Nadirschah bis auf die heutige Zeit.

Auf der dritten Sänfte lagen zwei kaschmirische Teppiche nach dem Muster kaschmirischer Shawls gearbeitet. Neben jeder Sänfte gingen zwei k. k. Leiblakaien, und sechs andere trugen auf Tassen mehrere kaschmirische Shawls.

Bei der sogenannten Botschafterstiege im Schweizerhofe stieg der Botschafter mit dem Gesandten ab und wurde unter dem herkömmlichen Zeremoniell in den neuerbauten Saal geführt, wo ihn Kaiser Franz, mit bedecktem Haupt in Uniform auf einer breiten Estrade an einem mit Gold verbrämten und mit rotem Samt bedeckten Tische, von den höchsten Würdenträgern des Reiches umgeben, unter einem hohen reichen Thronhimmel stehend empfing. Der Botschafter hielt seine Anrede persisch, Hammer verdolmetschte sie. Metternich antwortete im Namen des Kaisers, Hammer wiederholte seine Worte in persischer Sprache. Hierauf werden die Geschenke abgegeben. Das Porträt des Schah legt der Botschafter selbst nebst

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem Botschafter Mirsa Abul Hassan Chan. Ein reizendes Miniatur-Bildnis Husseins von Daffinger war in der Metternichschen Sammlung im kunsthistorischen Hofmuseum ausgestellt. Eine »Denkschrift vom persischen Gesandten Abdul Hussein Chan der k. k. orientalischen Akademie hinterlassen« mit einem Zitat aus Saadis Bustan bringt der VI. Band der »Fundgruben« S. 219 f. Ebenda S. 298 die »Übersetzung des persischen Diploms, wodurch Mirsa Abdul Hussein bei seiner Ernennung als Gesandter nach Wien zur Würde eines Chans erhoben worden«.

dem Schreiben des Thronfolgers auf den Tisch neben dem Kaiser. Zwei Truchsessen müssen ihm unter die Arme greifen, damit er, wie es das Zeremoniell verlangt, ohne das Gesicht von dem Kaiser abzuwenden, die Stufen des Thrones nach rückwärts herunter steigen kann. Edelknaben legen die übrigen Geschenke an den Stufen des Thrones nieder.

Durch den sogenannten Kontrollorgang, in dem Josef II. die Bittschriften in Empfang zu nehmen pflegte, begab sich der Botschafter hierauf in das Gemach der Kaiserin, welche ihn, von ihren Palastdamen in vollem Staate umgeben, im Spiegelsaale unter einem Thronhimmel empfing. In derselben Ordnung, wie er gekommen war, ging der Zug hierauf nach der Wohnung des Botschafters zurück.

Um 4 Uhr wurde dann der Botschafter, Gesandte und Botschaftssekretär vom Fürsten Metternich an einer glänzenden Tafel von einigen vierzig Gedecken, wozu das ganze diplomatische Korps, die Staatsminister und Hofämter gebeten waren, bewirtet. Diese Versammlung hat der Botschaftssekretär Mohammed Ali in zwei Ghaselen besungen, welche Hammer persisch und deutsch im VI. Bande seiner »Fundgruben des Orients« unter dem Titel »Das Lob Klementinens« (Metternichs Gemahlin) S. 217 f. und »Das Lob Sophiens« (Metternichs Tochter) S. 218 f. abgedruckt hat. Ebenda finden sich auch S. 213—215 die »Anreden und Antworten des persischen Botschafters Mirsa Abul Hassan Chan bei den Audienzen S. D. des Herrn Fürsten von Metternich und Ih. M. M. des Kaisers und der Kaiserin« in persischer Sprache und deutscher Übersetzung.

In den Akten des Haus-, Hof- und Staatsarchives[1]) findet sich unter andern auf diese Mission bezüglichen Papieren auch die Übersetzung des Beglaubigungsschreibens, das der Botschafter dem Kaiser überreichte.

Von dem Zwecke der Absendung des Botschafters erfahren wir aus diesen umständlichen Stilübungen kein Wort. Es findet sich darin nur »die bekannte politische Vorsicht des persischen Kabinettes, in Staatsschreiben nichts von Geschäften zu erwähnen, sondern dieselben nur mündlich bis zur Abschließung von Traktaten zu behandeln, vollkommen bestätigt«, wie Hammer bei einer früheren Gelegenheit in einem Berichte an Metternich (Graz, 30. Juni 1816) sagt.[2])

Noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erzählt ein deutscher Reisender von zwei Ministern, die den Ruf haben, »sich in Rede und

[1]) »Persica«, Konvolut G, Fol. 22.
[2]) Ebenda Fol. 15.

Schrift durch Eleganz und Gedankenreichtum des Ausdruckes hervorzutun, so daß ihre diplomatischen Aktenstücke, Briefe und Billette von den Persern mit größtem Wohlgefallen gelesen werden. Daß diese nicht immer dem europäischen Geschmacke zusagen, da sie mehr durch die Form des Ausdruckes und durch die Wahl der Bilder blenden, als durch Gedankenfülle des Inhaltes befriedigen, mag zugegeben werden, ist aber eine spezifische Eigentümlichkeit aller morgenländischen Literatur.«[1]) Diese Eigentümlichkeit kommt in den Aktenstücken mit ermüdender Deutlichkeit zum Ausdrucke.

Im 16. und 17. Jahrhundert hatten Österreich und Spanien wiederholt Gesandtschaften nach Persien geschickt, um den Schah zu einem Bündnis gegen die immer weiter um sich greifende Macht der Osmanen zu gewinnen.[2]) Jetzt war es Persien, das unter Hinweis auf die indogermanische Stammesverwandtschaft bei den Westmächten Schutz suchte gegen das Vordringen Rußlands in Mittelasien. Was hinter geschlossenen Türen am grünen Tisch verhandelt wurde, erfahren wir aus dem folgenden Bericht, den der Botschafter Mirsa Abul Hassan Chan an den Thronfolger Abbas Mirza absandte. In jener Zeit, in der es noch kein Gesetz zum Schutze des Briefgeheimnisses gab, wurde der Bericht vom Postamte an die Staatskanzlei abgeliefert, dort erbrochen, von Hammer auszugsweise übersetzt und dann wieder geschlossen und an seine Adresse weiterbefördert.

Hassan Chan schreibt nach Hause:[3])

»Fürst Metternich ist ein vernünftiger und verständiger Mann, durch Menschenkenntnis und Scharfsinn ausgezeichnet, und obwohl er (Botschafter) viel ausgestanden, so lägen doch die Ursachen davon meistens darin, daß alle europäischen Höfe scheu und aufsichtig seien. Das österreichische Kabinett sei ein geschultes Kabinett, mit England eng verbunden. Die europäischen Höfe hätten sich verstanden, daß, wenn Rußland auf Persien fiele, sie dann erst helfen wollten. Ich sagte zu Fürst Metternich, die Freundschaft Rußlands scheint beständig; er sagte: »Jetzt, wo sie noch frisch ist.« Ich sagte: Sie wird euch doch noch genug zu tun geben. Mirsa Hussein geht in einigen Tagen, und ein besonderer Gesandter mit Geschenken folgt ihm; der Verschub liegt nur in der Furcht vor den Russen. Österreich wünscht, daß seine Kaufleute nach Persien

[1]) H. Brugsch, Reise der k. preußischen Gesandtschaft nach Persien 1860 u. 1861. Leipzig 1863, II. Band, S. 48.9
[2]) Vgl. R. Payer v. Thurn, Österreich und Persien im XVI. Jahrhundert. Österr. Rundschau. X. Band, S. 149f.
[3]) Fol. 86f. Faszikel F. »Nicht chiffrierte Intercepte.«

gingen, und man will erst dort einen Vertrag abschließen. Fürst Metternich sagte mir, die Engländer geben euch weder Haus, noch Kost, noch Reisegeld und ich habe an Lord Castlereagh geschrieben: Dieses ist nicht eure gewöhnliche Weise. Der Fürst und ganz Europa sind der Meinung, Persien habe seine Freundschaft mit Rußland verstärkt und das begründe den Stolz des russischen Kaisers; das beste sei aber, diese Freundschaft nicht zu verstärken. Ich sagte zum Fürsten Metternich: »Frankreich, zwischen vier Mächten gelegen, dehnt seine Politik bis nach Indien aus und der Kaiser, der Persien so nahe ist und dessen Voreltern aus der Seite Bucharas (als vermutetes Stammland der Germanen) kamen, will nicht Freundschaft machen.« Fürst Metternich sagte: »Da ihr unser Gesandter nicht seid, halten wir euch auch nicht frei, aber wir werden den Mirsa Abdul Hussein nach eurer Abreise freihalten.« Bei allen diesen Unterredungen war Gordon (der englische Botschafter am Wiener Hofe) gegenwärtig, nur vom Handel wurde in seiner Gegenwart nicht gesprochen, weil Fürst Metternich diesen Gegenstand vor ihm heimlich gehalten. In 2 bis 3 Tagen hoffe ich meine Reise anzutreten und Mirsa Abdul Hussein wird das Antwortschreiben des Fürsten Metternich bringen; bis ihm ein Gesandter mit dem Antwortschreiben des Kaisers und mit Geschenken folgt.«

»Die Liste der an Seine Majestät abgegebenen Präsente ist richtig, mir liegt noch eine Berechnung der Reisekosten von Siebenbürgen nach Wien in ungeheuren Summen bei, die ebenso falsch sind, als die von den Geschenken, die er an die Untergebenen des Fürsten und an den Hofdolmetsch gegeben zu haben lügt. Er sagt, er habe diesem zwei Schwala gegeben und ein prächtiges an die Staatskanzlei.

Die Wahrheit ist, daß er der Staatskanzlei nichts, dem Hofdolmetsch aber ein Schwal und ein Pferd gegeben habe.«[1])

[1]) Der Schlußabsatz dieses Berichtes des Botschafters und der Kommentar des Hofdolmetsch dazu heben mit einem Ruck den Vorhang, der das farbenprächtige Bild des Botschaftereinzuges, begleitet von den volltönenden Phrasen europäischer und asiatischer diplomatischer Stilkünste als Hintergrund abschließt, und lassen uns einen verstohlenen Blick in das Milieu orientalischer Korruption tun, das James Morier in seinem Schelmenroman Hadschi Baba, durch den noch Friedrich Bodenstedt, der Sänger der Lieder des Mirza Schaffy, »auf die richtige Spur der Betrachtung morgenländischen Lebens und Webens geleitet« wurde (Aus meinem Leben, I. Band, Eines Königs Reise S. 3) aus eigener Anschauung so treffend geschildert hat. Von Mahomed Nebih Chan, dem persischen Gesandten in Kalkutta z. B. erzählt Morier: Er bereicherte sich daselbst ungemein, was ihn aber nicht hinderte, bei jeder Gelegenheit dem Könige zu sagen, er habe sich dort ruiniert und sei an den Bettelstab gebracht (Bertuch, S. 12).

So schließt der k. k. Hofrat und Hofdolmetsch von Hammer entrüstet seinen »Auszug«. Das prächtige arabische Pferd hat er sofort verkauft und aus dem Erlöse desselben für sich einen — Grabstein in orientalischer Form angeschafft, der erst mehr als ein Menschenalter später seiner Bestimmung auf dem Friedhofe in Weidling am Bache übergeben werden konnte.

Am 12. Februar 1819 meldet die kaiserliche »Wiener Zeitung«: »Seine k. k. apostolische Majestät haben dem Hofdolmetsch, Hofrat v. Hammer, in allergnädigster Rücksicht seiner Verdienste um die Wissenschaften sowohl als in seiner Laufbahn als Staatsdiener, das Ritterkreuz des Österreichisch kaiserl. Leopold-Ordens zu verleihen geruht« und das »Morgenblatt für gebildete Stände« (Nr. 64, vom 16. März 1819, S. 256) erzählt: »Er (der Botschafter Mirsa Abul Hassan Chan) beteuerte mit Erstaunen, auf seinen ungeheuren Reisen keinen Europäer gefunden zu haben, der, so wie Hammer des Persischen mächtig sei.«

An den Großwesir Schefii-Mirsa schreibt der Botschafter:[1])

»Europa fürchtet sich vor den Russen; diese Furcht sey Schuld an der Zögerung der Absendung des österreichischen Gesandten, das Nichtfertigsein der Geschenke ein Vorwand; übrigens brauche es Zeit, bis das Porzellain fertig werde, worauf auch der Sonnen-Löwe komme. Fürst Metternich sei ein sehr verständiger Minister und meine es gut. Ihm gehe es schlecht mit dem Geld. Von hundert Personen habe er alle bis auf zwölf zurücksenden müssen; er esse nur Schafsköpfe und nach diesem Maßstabe möge man das Übrige beurtheilen; wiewohl man ihm hier kein Geld gebe, behandle man ihn doch sehr ehrenvoll; man habe Ideen vom Handel mit Persien und das hiesige Porzellan sei wirklich das schönste Europas.«

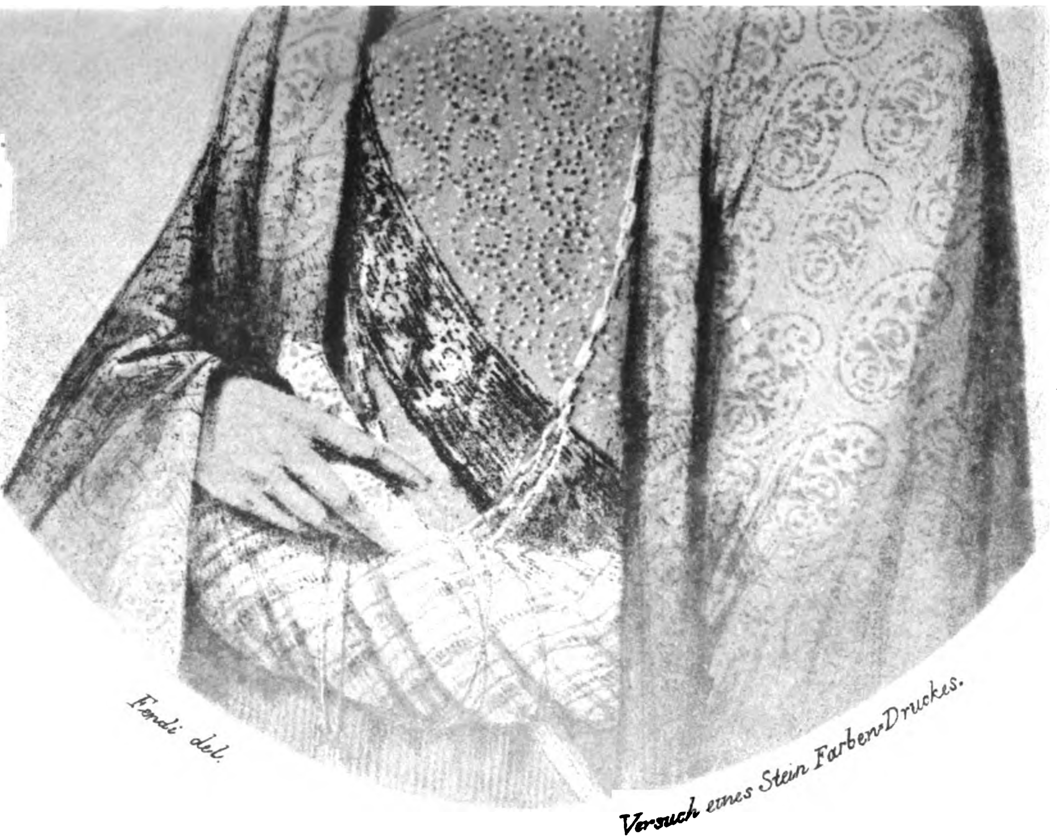
Der Brief an seine Frau zu Teheran enthält Klagen über die Beschwerlichkeiten und den Geldmangel seiner Reise, dergleichen er nie bisher bestanden habe. Mirsa Abdul Hussein werde es bei seiner Rückkehr erzählen. Alles, was er sich auf seinen vorigen Reisen erspart, habe er auf dieser ausgegeben. Seit 9 Monaten habe er von Teheran keine Zeile erhalten. Dann verbreitet er sich über das Lernen seines Sohnes Mehdi.

Mirsa Abul Hassan Chan hatte damals ein bewegtes Leben hinter sich. Jacob Morier erzählt

[1]) Fol. 88 f.

Beilage zur Nr. 3–4 des XXI. Bandes der »Chronik des Wiener Goethe-Vereins«.





Fendi del.

Versuch eines Stein Farben-Druckes.

میرزا ابو الحسن خان سفیر ایران

S.t E. Mirsa Abul Hassan Chan

Botschafter von Persien.

in se
Klein
1808

Schir
Mirza
Kenn
Sekre
war.
den
befahl
zwei
waren
unglü
solle
werde
durch
versch
Der S
seine
folgend
Zelte

U
Schah,
gelangt
der hö
Chan
Er selb
den gr
angeleg
beständ
König
wandte
und sei
tun i
die Au
traurige
in sein
Meist
von S
Stadt g
und sei

»I
Z
der
nden
Aufenth
unterwe
n de
m A
ngte,

1)
Lan

in seiner »Reise durch Persien, Armenien und Klein-Asien nach Constantinopel in den Jahren 1808 und 1809.«[1]):

Mirza Abdul-Hassan ward im Jahre 1776 zu Schiras geboren. Er war der zweite Sohn des Mirza Mohammed Ali, der durch seine gelehrten Kenntnisse berühmt und einer der vorzüglichsten Sekretäre und Mirzas des berühmten Nadir-Schah war. In einem Anfalle von Grausamkeit, die in den letzten Jahren Nadir-Schahs so häufig waren, befahl er, daß Mirza Mohammed-Ali zugleich mit zwei Hindus, welche in seine Ungnade gefallen waren, lebendig verbrannt werden sollte. Der unglückliche Mirza flehte den Tyrannen an, er solle wenigstens gestatten, daß er allein verbrannt werde und daß seine letzten Augenblicke nicht durch die Gesellschaft zweier Menschen von einem verschiedenen Glauben befleckt werden möchten. Der Schah gewährte seine Bitte und verschob seine Hinrichtung auf den folgenden Tag. In der folgenden Nacht ward Nadir-Schah in seinem Zelte ermordet und Mirza Mohammed-Ali frei.

Unter der Regierung des Aga Mohammed-Schah, Vorfahrers des gegenwärtigen Königs, gelangte die Familie des Mirza Abdul-Hassan zu der höchsten Macht. Sein Oheim Hadschi Ibrahim Chan ward zum Range des ersten Wesirs erhoben. Er selbst und andere Glieder seiner Familie hatten den größten Teil an der Verwaltung der Staatsangelegenheiten. Doch genoß diese Familie kein beständiges Glück. Einige Zeit darauf befahl der König Hadschi-Ibrahims Hinrichtung. Seine Verwandten wurden verhaftet, seine Weiber verkauft und seine Güter eingezogen. Seine Neffen wurden auch in sein Unglück begriffen. Einem wurden die Augen geraubt und er lebt noch in diesem traurigen Zustande in Schiras. Der Jüngste starb in seinem zwanzigsten Jahre durch Prügel. Der Mittelste, Mirza Abdul-Hassan, damas Gouverneur von Schuhster, ward gefangen nach der Hauptstadt geführt. Er hat mir selbst seinen Verhaft und seine Befreiung folgenderart erzählt:

»Ich schlief, als die königlichen Offiziere in mein Zimmer traten, mich ergriffen, mir meine Kleider auszogen, mir die Hände auf den Rücken banden und mich nach Kuhm, dem damaligen Aufenthalt des Königs, schleppten, indem sie unterwegs mich mit aller der Härte behandelten, die man denen, die in Ungnade fallen, erweiset. In dem Augenblicke, in welchem ich in Kuhm anlangte, erteilte der König zu meiner Hinrichtung Befehl. Ich war schon mit entblößtem Halse auf den Knieen. Der Scharfrichter hatte das Schwert aus der Scheide gezogen, mit dem er mir den Kopf abhauen wollte, als die Hand des Allmächtigen den Todesstreich abwandte. Ein Bote brachte den Befehl, die Exekution zu unterlassen. Mein Leben ward ich einem Manne schuldig, der mich von Jugend auf gekannt und mir lange schon eine ganz väterliche Zuneigung geschenkt hatte. So wie dieser verehrungswerte Mann, namens Mirza Reza-Kuli, das gegen mich ausgesprochene Urteil erfuhr, warf er sich zu den Füßen des Königs, machte meine Jugend und Unschuld geltend, bat um meine Begnadigung und erhielt sie. Durch ihn lebe ich noch, um Gott wegen seiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit zu preisen.«

Da er fürchtete, daß der König seine Gnade bereuen könnte, verließ er Persien mit dem festen Entschlusse, nicht eher dahin wieder zurückzukehren, als bis seine Familie wieder hergestellt und der Zorn des Königs gestillt wäre.

Er pilgerte nach Mekka und Medina und benutzte in Bassora die Gelegenheit, die ihm ein englisches Schiff darbot, um nach Kalkutta zu gehen. In Bombay erhielt er einen Firman vom König von Persien, der ihn zurückrief und ihn der Rückkehr seiner Gunst versicherte. Er gehorchte diesem Befehle und seitdem hat er immer den königlichen Schutz genossen. Er bekleidete zwar keinen bestimmten Platz bei der Regierung, war aber der Geschäftsmann seines Schwagers, des zweiten Wisirs und Großschatzmeisters Amihn ed Daula, und hat so ein nützliches und tätiges Leben zu führen fortgefahren bis ihn der König zu seinem außerordentlichen Gesandten an den englischen Hof ernannte.[1])

Goethe kommt an zwei Stellen der »Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans« auf die Person dieses »gleichsam geborenen Gesandten« zu sprechen. In den Abschnitt »Neuere, Neueste« (W A. 7, 78) schaltet er die Übersetzung eines Blattes ein, das Mirza Abul Hassan Chan in Petersburg, als man

[1]) Aus dem Englischen im Auszuge übersetzt. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir 1815, S. 128 ff.

[1]) Vgl. Goethe (W A. 7, 248, 5 ff.): »Die neueste russische Gesandtschaft nach Persien fand Mirza Abul Hassan Chan zwar bei Hofe, aber nicht in ausgezeichneter Gunst, er hält sich bescheiden zur Gesandtschaft, leistet ihr manche Dienste und erregt ihre Dankbarkeit. Einige Jahre darauf wird derselbige Mann mit stattlichem Gefolge nach England gesendet.« Sollte es bei Goethe nicht etwa heißen: »Die neueste englische Gesandtschaft.« Woher hat Goethe die Kenntnis solcher Details einer russischen Gesandtschaft, von der mir eine Beschreibung in einer Goethe geläufigen Sprache nicht bekannt ist, während ihm Morriers Reisebeschreibung im englischen Original und in deutscher Übersetzung in Weimar leicht zugänglich war.

ihn um einige Zeilen seiner Handschrift ersuchte, schrieb. Goethe betrachtet das Blatt als »ein Muster des allerneuesten« persischen Stils, erkennt aber darin sofort die nahe Verwandtschaft mit dem Stile der klassischen Zeit. Die »Chronik« hat nachgewiesen, daß der schlaue Perser nichts anderes getan hat, als was einer heute tut, wenn er, um ein Stammbuchblatt ersucht, ein paar Zeilen von Schiller oder Goethe niederschreibt und es dem glücklichen Empfänger des Blattes überläßt, die Stelle bei Goethe oder Schiller nachzuweisen oder für eigene Dichtung des Schreibers zu halten.[1])

»Wie nun aus Vorstehendem klar ist,« fährt Goethe fort »daß seit drei Jahrhunderten sich eine gewiße Prosa-Poesie erhalten hat und Geschäfts- und Briefstil öffentlich und in Privat-Verhandlungen immer derselbige bleibt; so erfahren wir, daß in der neuesten Zeit am persischen Hofe sich noch immer Dichter befinden, welche die Chronik des Tages, und also alles, was der Kaiser vornimmt und was sich ereignet, in Reime verfaßt und zierlich geschrieben einem hiezu besonders bestellten Archivarius überliefern. Woraus denn erhellt, daß in dem unwandelbaren Orient, seit Ahasverus Zeiten, der sich solche Chroniken bei schlaflosen Nächten vorlesen ließ, sich keine weitere Veränderung zugetragen hat.«

So allgemein diese Stelle gehalten ist, so hat Goehte, der noch am 18. Juni 1819 an S. Boisserée schreibt: »Ich selbst kann mit dem prosaischen Nachtrag nicht fertig werden«, dabei doch ein ganz bestimmtes Werk eines bestimmten Dichters vor Augen, von dem er erst während der Arbeit an den »Noten nnd Abhandlungen« Kenntnis erhalten hatte; er denkt nämlich an das bereits oben[2]) erwähnte Schahinschahname, das Mirza Abul Hassan Chan dem Kaiser Franz als Geschenk des Schahs Feth-Ali-Schah überreichte. Das Buch selbst befindet sich heute in der Wiener Hofbibliotek.[3]) Die mit zahlreichen Miniaturbildern aus dem Leben des Schahs geschmückte Handschrift in gefälligem, aber nicht gerade mustergiltigen Ta'lik umfaßt 438 Blatt, mit vier Kolumnen, gewöhnlich zu 20 Zeilen beschrieben. Die Aufschriften sind rot, die einzelnen Seiten von Goldlinien umschlossen. Die Anzahl der Reimpaare, welche die »Wiener Zeitung« mit 80.000, das »Morgenblatt für gebildete Stände«[4]) mit 14.000 angibt, beträgt nach Flügel 33.000. Der persische Text der Vorrede ist im VI. Bande der »Fundgruben des Orients« S. 341—348 abgedruckt, die deutsche Übersetzung findet sich im VI. Bande der »Wiener Lehrbücher der Literatur« (April, Mai, Juni 1819), »Anzeige-Blatt«, S. 29 bis 44. »Wie . . . der Verfasser des Schehinschahname« heißt es dort »eigentlich früher geheißen habe, wissen wir nicht; der Schah, selber Dichter, mit des Hofdichters Talente ganz außerordentlich zufrieden, verlieh ihm aus ganz besonderer Huld seinen eigenen Namen mit der Würde eines Chans, so daß der Dichter wie der Schah Feth Ali Chan heißt. Außer der Würde des Chans bekleidet er die eines Dichterkönigs (Melekoschschuara) eine uralte Würde an den Höfen des Orients (s. Geschichte der persischen Redekünste), vermög welcher der Träger derselben nicht nur eine bloße Sinekure (wie der englische Poet laureate), sondern eine angesehene Würde bekleidet, welche ihm den Vorschlag zu Belohnungen aufkeimender Talente und gleichen Rang mit dem Fürsten des Reiches einräumt. Da der Schah von Persien selbst lyrischer Dichter und der epische Poet der König der Dichter ist, da überdies beide denselben Namen Feth Ali tragen und den Würdennamen Chan der Schah selbst führt, so ist es für die Literaturgeschichte sehr notwendig, zwischen beiden wohl zu unterscheiden, damit die europäische Mit- und Nachwelt nicht in den (wer weiß, durch die Erteilung gleiches Namens gar beabsichtigten) Irrtum verfalle, den dichtenden König mit dem König der Dichter, den epischen Sänger mit den Helden seines Epos . . zu verwechseln.» Von Feth Ali Schah und seinen gleichnamigen Hofdichter wird folgende hübsche Anekdote erzählt: Als der Hofdichter eines Tages ein königliches Ghazel nicht schön genug fand, verbannte ihn der König dahin, wo er hingehöre, nämlich in den Stall zu den Eseln. Der Zorn des gutmütigen Herrschers dauerte jedoch nicht lange, er nahm seinen Leibpoeten bald wieder in Gnaden auf. Bei der ersten Gelegenheit, wo dieser nun wieder Verse seines fürstlichen Herrn anhören sollte, lief er schnell davon, freiwillig von neuem in den Stall, ehe der Schah ihn dahin schickte.[1])

Beim »Endlichen Abschluß«[2]) druckt Goethe ein von Mirsa Abul Hassan Chan überreichtes »Schreiben der Gemahlin des Kaisers von Persien

[1]) »Chronik« VI, 44 ff. VIII, 15 f.

[2]) S. 18.

[3]) Flügel, Die arabischen, persischen und türkischen Handschriften der k. k. Hofbibliotek, I, 603.

[4]) Nr. 64 vom 16. März 1819, S. 256.

[1]) Paul Horn, Geschichte der persischen Literatur, Leipzig, 1901, S. 135.

[2]) WA 7, 240 ff.

an Ihre Majestät die Kaiserin Mutter aller Reußen« ab. Als Gegenstück dazu teilen wir hier aus den Akten des Haus-, Hof- und Staatsarchives die Übersetzung des Schreibens der persischen Prinzessin *Akabigum,* Gebieterin des ganzen Frauenstaats, an Ihre Majestät die Kaiserin[1]) von Österreich mit:

»Solange das Harem der Blumenbeete mit jedem wiederkehrenden Frühling von Wohlgerüchen duften wird, so lange sei Ihre Majestät die Kaiserin, die Gebieterin des Frauenstaates des größten Monarchen, welche das Rosenbeet des Reiches auffrischt, und welche die Sonne des Kaisertums trägt, Sie die Palme der Erhabenheit, die Frucht des Gartens der Größe, der Glanz des glückgestirnten Himmels, das Kleinodkästchen der Perlen des Glücks, das Diadem der Verträglichkeit, das Lichtmagazin der Erhabenheit, der Juwelenschatz des Adels, wie Maria gewiegt vom Glück unbesiegt, Sie, die erhabene Schwester der Sonne, von den schädlichen Einwirkungen des brennenden Giftwindes (Samum) der Sorgen und des Herbstfrostes des Grames beschützt und bewahrt!

Höchstderer Einsicht wird hiermit liebevoll vorgetragen was folgt:

Da nun mit Hilfe Gottes des Allernährenden, die Fluren der Freundschaft und liebevollen Eintracht aufblühen, und mit mannigfaltigen Blumen des guten Einvernehmens geschmückt sind, wird auch für die Angehörigen beider Seiten (das ist für Ihre Majestät die Kaiserin und für die Prinzessin) die Beobachtung liebevoller Gebühr erforderlich, damit der Zweig der Freundschaft neue Blüten treibe, das Blumenbeet des guten Einverständnisses aufgefrischt werde, und die Knospe der alten Einigkeit sich wieder von neuem öffne. Infolgedessen reiset dermalen der Hochgeachtete, hochansehnliche Erhabene, Edle, Er, die Stütze der größten Fürsten, der innigste Vertraute des Chakans (Schahs) Mirsa Abul Hassan Chan als Botschafter des hohen Hofes auf Befehl Seiner Majestät des Königs der Könige, dem er seinen Geist aufopfert, mit der Bestimmung ab, das gute Einvernehmen zwischen den beiden glorreichen Höfen zu erneuern, und es werden dadurch künftighin gegenseitige Sendungen notwendig. Es ist zu hoffen, daß die Stützen der Eintracht zwischen den beiden hohen Höfen befestiget, und die Fäden des Briefwechsels hiemit auf beständig angeknüpft sind.

Die Gebühren der Freundschaft und des freundlichen Verhältnisses legen die Pflicht auf, sich von Zeit zu Zeit nach dem Versammlungsorte Höchstdero freundschaftlichen Gemütes zu erkundigen und auch Eurer Majestät wolle es gefallen mit Rücksprache in vorfallenden wichtigen Geschäften Höchstdero Freunde zu erfreuen, damit die Bedingnisse der Freundschaft auf diese Art vollkommen erfüllet werden mögen.

Übrigens seien die Tage des Wohlseins immer dauernd!

Siegel

Die Huld des Schahs überschatte das Haupt des Kleinodkästchens, der Zahlperle, der Eingezogenheit, Akabigums.

Auch eine Liste der Geschenke, wie sie Goethe im Anschluß an den Brief abdruckt, findet sich in den Akten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs. »Als endlichen Schlußstein« fügt Goethe zwei Gedichte im persischen Text und in deutscher Übersetzung bei, welche die dem Botschafter Mirza Abul Hassan Chan von seinem Hofe nach Wien nachgesandten Ehrengeschenke, die Fahne und den Sonnen- und Löwenorden, begleiteten. Goethe spricht (WA. 7, 242, 9) von »Gnadengaben seines Kaisers, denen der Herrscher selbst durch dichterischen Ausdruck Bedeutung und Glanz vollkommen verleihen will« und sagt (ebenda 249, 1, 2): »Der Kaiser nennt sich einen Türken .... Er vergleicht sich mit Dschemschid ....« Goethe nimmt also offenbar an, daß die beiden Gedichte von dem dichtenden Schah selbst herrühren. Es

[1]) Ebenda Fol. 28 f. — Ein »Schreiben der ersten Frau des Königs von Persien an die Königin von England« teilt James Morier in »Hadschi Babas aus Ispahan Abenteuer in England«, deutsch von Dr. G. N. Bärmann, Braunschweig 1837, I, S. 28 f. mit. Interessant ist die Genesis dieses Schreibens. Bei der ersten Absendung Mirza Abul Hassans nach London erzählt der Held des Romans: »Es waltete bei dieser Sache noch eine Schwierigkeit ob, und diese war, einen Brief zu beantworten, den die Königin von England an diejenige geschrieben hatte, welche von den Engländern, infolge deren Unbekanntschaft mit unsern Gebräuchen, die Königin von Iran oder Persien genannt wird... Obwohl nun des Schahs erste Frau die Banuh Harem oder das Haupt des Serails genannt wird, so hat ihre Stellung im Staate doch so wenig Ähnlichkeit mit der einer englischen Königin, als ... eine wegen ihrer Milch und ihres Fleisches im Stalle gehaltene Büffelkuh, mit der Kuh, welche der Hindu als seine Gottheit füttert und anbetet ... Bei alledem war es notwendig, den Brief zu beantworten, und nachdem es von verschiedenen Amtsschreibern versucht worden war, unterzog sich diesem Werke endlich der Groß-Muhunschi, dem das erstere Schreiben (an den König) so überaus wohl gelungen war. Da eine solche Korrespondenz in den Jahrbüchern des Königreiches als neu erschien, will ich hier die Abschrift jenes Briefes folgen lassen.

liegt also hier schon jene in den Wiener Jahrbüchern vorher gesehene Verwechslung des dichtenden Königs mit dem König der Dichter vor, wie sich aus der Überschrift in den »Fundgruben« (VI. Band, S. 216): »Ode des persischen Hofdichters Feth Ali Chan auf die Fahne und auf des Schahs Bild gedichtet, das dieser mit dem großen Sonnen-Löwenorden seinem Botschafter Mirsa Abul Hassan Chan übersandte« ergibt. Der persische Text ist buchstabengetreu aus den »Fundgruben« abgedruckt, die gegenüberstehende Übersetzung jedoch, die von Kosegarten herrührt (vgl. WA. VII, 254, 4 f.), weicht einigermaßen von der Hammer'schen in den »Fundgruben« ab. Hammer hat das sofort bemerkt: »Vor einigen Wochen« — schreibt er am 16. September 1819 gekränkt an Böttiger — sind erst die ersten Exemplare von Goethes Divan hier angekommen, der doch gewiß in ganz Deutschland keinen Leser interessieren kann wie mich, der mich aber doch sehr unbefriedigt gelassen und durch die Aufnahme einer anderen Übersetzung der persischen Botschaftsbriefe sogar ein wenig beleidigt hat.« Die Hammersche Übersetzung ist in der Weimarer Sophienausgabe, 7. Bd., unter den Paralipomena I, S. 298 f. abgedruckt. Der Herausgeber Karl Siegfried rubriziert sie dort als »2. Schriftliche Mitteilungen anderer an Goethe, f. von Unbekannten« und meint: »Es ist möglich, daß hierin noch einiges von Kosegarten oder Lorsbach steckt, nur sind die Handschriften andere; es könnte so etwas also nur in ihrem Auftrage abgeschrieben sein.« Die beiden Übersetzungen sind jedoch von Johns Hand, offenbar in Goethes Auftrage, aus den »Fundgruben« abgeschrieben worden. Daraus ergibt sich, daß Goethe nicht nur die ersten Bände der »Fundgruben« flüchtig durchblättert, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern auch die letzten, während der Redaktionsarbeit an den »Noten und Abhandlungen« erschienenen Hefte des sechsten und letzten Bandes zu Rate gezogen hat.

Was Goethe S. 258, 28 »zum besseren Verständnis des Einzelnen« hinzufügt, ist nichts als eine Umschreibung des offiziellen Großen Titels des Schahs von Persien. »Der Schah von Persien verlangt durch Herrn Morier zwei englische Flinten, auf deren einer sein großer und auf der andern sein kleiner Titel in Gold eingegraben werden soll. Da diese Titel bei Gelegenheit offizieller Schreiben an den Schah dienen können, schrieb ich dieselben ab und schließe sie hier, persisch und deutsch, bei,« schreibt Hammer in dem bereits oben zitierten Bericht an Metternich aus Graz vom 30. Juni 1816. Der Titel, dem ich die Goethische Paraphrase gegenüberstelle, lautet:

bei Hammer:	Goethe (249, 8 ff.):
Die höchste Majestät sitzend auf Dschemschids Throne, die größte Macht von innen geläutert an der Sonne, der Schah der Schahe wohnend im Himmel, mit einem Gefolge tapfer wie Mars und zahlreich wie Sternengewimmel. An Gerechtigkeit Chosroes, an Glanz des Gefolges Darius, an Herrschaft Salomon, an Glück Feridun, an Tapferkeit ein Held wie Rostan (Rostem), an Pracht Perwis, sein Hofstätt (sic) Sonnen, seine Fahnen Monde, sein Schreiber Mercur, sein Feldherr Mars. Der größte Sultan, der gerechteste König, der Herrscher, welcher die Krone des Universums hält, der verlängerte Schatten des Schöpfers der Welt . . . Fethalischah Katschar, Schah der Schahe von Iran, Gott verewige seine Herrschaft und verbreite seine Huld über die Welten!	Er vergleicht sich mit Dschemschid, wie die Perser ihre mächtigen Fürsten mit ihren alten Königen, in Beziehung auf gewisse Eigenschaften, zusammenstellen: Feridun an Würde, ein Dschemschid an Glanz, Alexander an Macht, ein Darius an Schutz. Schirm ist der Kaiser selbst, Schatten Gottes auf Erden, nur bedarf er freilich am heißen Sommertage eines Schirms; dieser aber beschattet ihn nicht allein, sondern die ganze Welt . . . . Dara ist der Name Darius und bedeutet Herrscher; sie lassen auf keine Weise von der Erinnerung ihrer Voreltern los.

»Daß Iran Löwenschlucht genannt wird, finden wir deshalb bedeutend« — heißt es weiter (W A. 7, 249, 257) — »weil der Teil von Persien, wo jetzt der Hof sich gewöhnlich aufhält, meist gebirgig ist und sich gar wohl das Reich als eine Schlucht denken läßt, von Kriegern, Löwen bevölkert.« Das bezieht sich auf den sechsten Vers des Gedichtes »Auf die Fahne« S. 245:

»Iran ist Löwenschlucht, sein Fürst die Sonne.«

Das ist die einzige Stelle, wo die Kosegartensche Übersetzung des persischen Textes von der Hammerschen nicht nur dem Wortlaut, sondern auch dem Sinne nach abweicht. Bei Hammer lautet der Vers (W A. 7, 299, Zeile 3 von oben):

»Iran ist Löwen verwandt, die Sonn' ist der Herrscher von Iran.«

Das Wort, welches Kosegarten mit »Schlucht«, Hammer mit »verwandt« übersetzt, heißt im persischen Text »*kunâm*«; es bezeichnet im Schahname das im Elbursgebirge gelegene Nest des Vogels Simurg, in welchem der auf Befehl seines Vaters ausgesetzte Held Sal aufgezogen wird.

Unserer heutigen Nummer legen wir ein Lichtdruckblatt aus der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt bei: das Porträt Mirsa Abul Hassan Chans, das Peter Fendi in Steinfarbendruck mit acht Platten hergestellt hat.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage
des
Wiener Goethe-Vereins verantwortlicher Redakteur:
Rudolf Payer von Thurn,
IV/1, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
DES
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint 6mal jährl. im Umfang von je 8 S.
Vereins-Kanzlei:
I., Eschenbachgasse Nr. 9.
Beiträge werden an den Redakteur erbeten.

XXI. Band. Wien, 1. März 1908. Nr. 5—6.

INHALT: Goethe-Abende. — Jakob Burckhardt und Goethe, Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 10. November 1906 von Eugen Guglia. — Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard, herausgegeben und eingeleitet von J. Minor. I. — Ein ungedrucktes Stammbuchblatt Goethes, mitgeteilt von Dr. Leo Grünstein.

GOETHE-ABENDE.

Freitag, den 14. Februar 1908:
Professor Dr. Ferdinand **Bronner** (Franz Adamus):
Der dramatische Dichter und das Theater.
(Betrachtungen und Wünsche.)

Dienstag, den 10. März 1908:
Pandora. Ein Festspiel von Goethe.
Eingeleitet von Professor Dr. Eduard **Castle**, vorgetragen von Frau Maia von **Kralik**.

Dienstag, den 24. März 1908:
Professor Dr. Oskar F. **Walzel** (Dresden):
Das Problem der faustischen Natur um 1800.
Stellen aus »Faust« und Novalis, vorgetragen von Hofschauspieler Konrad **Loewe**.

Freitag, den 10. April 1908:
Dr. Leo **Grünstein**:
Goethe und Merck.

Jakob Burckhardt und Goethe.

Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 10. November 1906
von
Eugen Guglia.

Als ich vor 14 Jahren an dieser Stelle über Goethe und Leopold von Ranke sprach, konnte ich weder von persönlichen Beziehungen der beiden berichten, noch von einer direkten literarischen Beeinflussung Rankes durch Goethe, noch von einer eindringenden Beurteilung Goethes durch Ranke. Es blieb nur eine gewisse allgemeine Übereinstimmung in der Auffassung von Menschenwesen und Menschenschicksal als Resultat unserer Betrachtung übrig. Mehr wird auch diesmal nicht zu sagen sein, eher weniger, denn Goethe hat doch wenigstens noch ein Buch des 1795 geborenen Ranke lesen können; Burckhardt dagegen, 1818 geboren, war erst 14 Jahre alt, als Goethe starb. Über Goethe geschrieben oder sich auch etwa in einem Vortrage zusammenhängend geäußert hat sich Burckhardt nicht, und eine literarische Einwirkung des Dichters auf den Historiker ist auch kaum nachzuweisen. Ein Gewinn für die Literaturgeschichte ergibt sich also aus der Gegenüberstellung der beiden Persönlichkeiten nicht, es ist bloß ein gemütliches Bedürfnis, das dabei gestillt wird: so wie man im persönlichen Umgang bei einem Menschen, den man lieb gewonnen oder verehren gelernt hat, fragt, wie er zu Goethe steht, und die Antwort auf diese Frage dann auf unser Verhältnis zu der betreffenden Person — enger verbindend oder aber erkältend — zurückwirkt, so will man von historischen oder literarischen Personen, die man bewundert und von denen man gelernt hat, auch gern wissen, wie sie Goethe ansahen, was er ihnen war, mit einem Wort, man will sie an Goethe messen. Nicht anders ist denn auch die folgende Betrachtung gemeint.

Wie sah Burckhardt Goethe an, was war er ihm?

Uns sind verschiedene mündliche Äußerungen Burckhardts überliefert, die aber meist nicht viel besagen oder Selbstverständliches enthalten: etwa über die italienische Reise oder den Aufsatz über Leonardo da Vinci, die ja bei einem Kunsthistoriker sehr naheliegend sind. Aber ein Wort ist doch darunter, das uns tiefer führt: in den erst vor zwei Jahren aus Burckhardts Nachlaß herausgegebenen Vorträgen »Über das Studium der Geschichte« findet sich ein Kapitel über historische Größe. Darin wird u. a. auch erörtert, was in der Poesie als groß angesehen werden kann: ihren Höhepunkt findet Burckhardt dort, wo sie »die Stimmungen wiedergibt, welche über das Leiden und Freuen hinausgehen, wo sie »das Gebiet desjenigen Religiösen betritt, welches den tiefsten Grund jeder Religiosität und Erkenntnis ausmacht: die Überwindung des Irdischen«. Dramatisch findet er diese am größten in einer Szene von Calderons ‚Magico prodigioso' ausgedrückt, aber — setzt er dann hinzu — auch Goethe in dem

Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud und Schmerzen stillest,
Den der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Süßer Friede
Komm, ach komm in meine Brust

»rührt« da »wundersam« daran. Diese eine Äußerung gibt uns die Gewähr, daß wenigstens ein grobes Mißverständnis des Dichters Goethe von Burckhardt nicht zu befürchten ist. Getrost setzen wir also unsere Betrachtung fort.

In dem, was er trieb: finden wir da vielleicht einen Hauch Goethischen Geistes?

Nun, er dichtete ja auch, hat auch in früheren Jahren Gedichte drucken lassen. Aber diese Dichtungen sind für unsere Betrachtung nicht sehr ergiebig. Sie sind nicht etwa dilettantisch, nein, sehr formvollendet die hochdeutschen, sehr glücklich im Ausdruck die in Basler Mundart. Aber jene gehören doch ganz dem Kreis der Geibelschen Lyrik an, diese stehen den alemannischen Gedichten Hebels nach. In einem allerdings sind sie goethisch, darin, daß sie offenbar — bei einigen ist es sogar zu belegen — persönlichen Erlebnissen entspringen. Mit dieser Bemerkung können wir an dem Dichter Burckhardt vorübergehen.

Das Gebiet, dem er seine Lebensarbeit gewidmet hat, war das der Geschichte. Wir wissen ja, Goethe darf auch ein Historiker genannt werden. Wegele hat Goethes Verhältnis zur Geschichte dahin bezeichnet, daß er mit einem hervorragend produktiven historischen Sinn begabt war, für die politische Geschichte zwar wenig Neigung mitbrachte, dafür aber in der Kulturgeschichte im weitesten Sinn, und zwar besonders in der Literaturgeschichte außerordentliches geleistet hat. Ottokar Lorenz hat dann im Anhange zu der Schrift ‚Goethes politische Lehrjahre' bei voller Zustimmung damit die Kunstgeschichte auf die gleiche Linie wie die Literaturgeschichte gestellt.

Da haben wir schon den ganzen Jakob Burckhardt: er ist ja in erster Linie Kulturhistoriker, hat für die politische Geschichte an und für sich wenig Interesse gehabt, nur insofern in ihr sich die Lebenskräfte irgend einer Zeit ganz besonders äußern. Auch sonst ist in seinem Betrieb der Geschichte etwas Goethisches: er las immer wieder die Quellen, während er die Literatur sehr häufig links liegen ließ, was man ihm nach seinem Tode, als seine griechische Kulturgeschichte hervortrat, besonders von philologischer Seite stark genug zum Vorwurf gemacht hat. Dabei muß man sich erinnern, wie Lorenz den Versuch Wegeles, die moderne kritische Schule mit Goethe in Verbindung zu bringen und ihn gewissermaßen als ihren Vorläufer hinzustellen, kräftig zurückgewiesen und im Gegensatz dazu betont hat, wie Goethe im Briefwechsel mit Schiller und auch sonst das ganze kritische Bemühen wegwerfend als Kram bezeichnete.

Das ist ungefähr auch der Standpunkt Burckhardts: in der Vorrede zur griechischen Kulturgeschichte lehnt er die kritische Erörterung der Ereignisse etwas spöttisch mit dem Hinweise ab, daß in unserer Zeit eine einzige Untersuchung über Richtigkeit einzelner äußerer Tatsachen gern einen Oktavband einnehme, und wenn er sich darauf einlassen wolle, würde er nie dazu kommen, Gesichtspunkte für die Ereignisse aufzustellen und den lebendigen Kräften, den aufbauenden wie zerstörenden, nachzugehen, die im griechischen Leben tätig waren.

Hiermit hängt nun eine Beschränkung zusammen, die er sich selbst auferlegt. Er geht, mit einer einzigen Ausnahme vielleicht, nirgends darauf aus, seinen Gegenstand systematisch zu erschöpfen: eine konsequente, streng wissenschaftliche Behandlung lehnt er fast überall ab. Seine Beobachtungen und Erfahrungen sollen, wie es in den Vorträgen über das Studium der Geschichte heißt, »an einen halb zufälligen Gedankengang angeknüpft werden«. »Notwendig müssen wir auf alles systematisch Wissenschaftliche verzichten« — heißt es in der Betrachtung über historische Größe. Auch in dem nachgelassenen Aufsatz »Die Sammler« verzichtet er von vornherein auf alle strenge Wissenschaft-

lichkeit der Anordnung und auf alle eigentliche Beweiskraft: was er bieten will, sind »Ahnungen und Vorschläge, Nachrichten und Vermutungen«. In der Einleitung zu den Vorträgen über griechische Kulturgeschichte erklärt er: »Wir sind unwissenschaftlich und haben keine Methode«. Wieder spricht er von einem »subjektiven Verfahren«, von der, »halb zufälligen Art« seiner Studien. Im Vorwort zur zweiten Auflage des Konstantin sagt er, er habe das Bewußtsein, daß er »auf eine sehr subjektive Auswahl desjenigen geraten sein möchte, was zum Weltbild jener Zeit gehört«. Auch wo diese Beschränkung nicht ausdrücklich eingestanden oder festgestellt wird, ist sie vorhanden: sein berühmtestes Buch die »Kultur der Renaissance in Italien« besteht aus einer Reihe von lose zusammenhängenden Kapiteln über einzelne Erscheinungen derselben, es ist keine systematische Geschichte der Kultur; mehrere große Gebiete, wie bildende Kunst oder Philosophie, werden gar nicht oder nur ganz flüchtigt berührt.

Diese Zurückhaltung und Beschränkung entspringt einer skeptischen Auffassung gegenüber allen positiven Aufstellungen in den historischen Disziplinen. Geschichte ist ihm »die am wenigsten wissenschaftliche Wissenschaft«. Mit ihren Erscheinungen »findet sich jeder auf seine eigene Weise ab« und »jedes betrachtende Individuum kommt auf seinen Wegen auf das riesige Thema«.

Unwillkürlich drängen sich uns da doch die Äußerungen über Geschichte auf, die Goethe in einem sehr oft zitierten Gespräch mit dem Historiker Luden getan hat. Sie sind im höchsten Grade skeptisch: die Geschichte ist keine Wissenschaft wie die Mathematik, sondern sie steht in vollem Widerspruch zu einer solchen; sie lehrt nichts, was nicht strittig gemacht werden kann, während in der Mathematik alles Wahrheit und Gewißheit ist. Der Historiker fällt bewußt oder unbewußt dem Trug anheim; selbst in dem Gerippe der Tatsachen ist nur subjektive Wahrheit; durch die kritische Bearbeitung wird der Historiker zum Dichter und zwar zum schlechten.

Auf der anderen Seite finden wir bei Burckhardt eine Weite des Horizonts und eine Vielheit des Interesses, die an die goethische zwar nicht heranreicht, aber doch etwas von ihr hat. Schon die Bücher, die er bei Lebzeiten hat erscheinen lassen, zeigen das (Kunstwerke der belgischen Städte, Konrad von Hochstaden, Erzbischof Andreas von Krain, Abhandlungen über verschiedene Kirchen der Schweiz und des Elsasses, der Cicerone, Kaiser Konstantin und seine Zeit, Kultur der Renaissance, die Architektur der Renaissance). Er hat sein Leben nicht wie andere Gelehrte gleichsam in Perioden eingeteilt, arbeitet nicht in der einen über Kunstgeschichte, in der anderen über alte, in der dritten über neuere Geschichte; er beschäftigt sich ziemlich gleichmäßig mit allem. Werfen wir einen Blick über die öffentlichen Vorträge, die er in Basel neben seinen Universitätsvorträgen gehalten hat, so ergreift uns ein Staunen über die Vielseitigkeit: Die Odysee, Kardinal Richelieu, über Besichtigung altdeutscher Bilder sind beispielweise die Themen des Jahres 1872; Thomas Morus und seine Utopie, niederländische Landschaftsmalerei und Ludwig XI. von Frankreich die von 1873; 1875: Wallenstein, ein Gang durchs vatikanische Museum, Don Quixote, die Wandgemälde in der Krypta des Basler Münsters; 1876: Kochkunst der späteren Griechen, Szenen aus den Mailänder Kriegen seit 1521, aus den letzten Zeiten Philipp II. und sofort. Auch in seinen Greisenjahren konzentriert er sich nicht viel mehr, 1887 spricht er über die Allegorie in den bildenden Künsten, über Demetrios Poliorketes, Shakespeares Macbeth und die Briefe der Madame de Sevigné; 1890 über den venezianischen Historiographen Marino Sanudo (16. Jahrhundert) und über Barockbaukunst. In seinem Nachlasse fand sich ein vollständig ausgeführtes druckfertiges Buchmanuskript über Rubens, das wir jetzt als eines seiner besten Werke bezeichnen können; die letzte Veröffentlichung, die Vorträge über das Studium der Geschichte, zeigen, wie weit sein Interesse in die neueste Zeit hineinreicht; vatikanisches Konzil, 1870er Krieg, Anfänge der sozialdemokratischen Bewegung: alles das sieht er noch, erwägt er, beurteilt er. An die Universalität Goethes reicht er freilich damit nicht heran: es fehlt ja das ganze Gebiet der Natur: Gesteine, Pflanzen, Tiere, Luft, und Licht, Farbe. Aber gelegentlich blickt er doch auch in dieses hinüber. Nicht nur daß er die Geschichte der Naturwissenschaft, der Mathematik nicht vergißt — die Entstehung der Mathematik nennt er eine der riesigsten Tatsachen der Geschichte des menschlichen Geistes und fragt sich, ob sich von den Dingen zuerst Zahlen oder Linien oder Flächen loslösten, wie bei den einzelnen Völkern der Consensus hierüber zustande kam und so fort — auch über das Verhältnis der Geschichte zur Natur selbst, nicht bloß zur Wissenschaft von derselben, hat er nachgedacht und über ihre Unterschiede eine ganze Reihe von feinen Betrachtungen angestellt.

In diesem Zusammenhang mag auch der eigentümlichen Verbindung von Kosmopolitismus mit Lokalpatriotismus gedacht werden, die für ihn charakteristisch ist. Eine ganze Reihe von kleineren

Arbeiten sind der Schweiz, der Basler Kunst und Geschichte gewidmet, und wenn er seine Vaterstadt nicht verlassen will, so ist das nicht nur deshalb, weil er hier einen ihm angemessenen Wirkungskreis hat und weil er hier bequem seinen Neigungen leben kann, sondern weil er — ohne davon viel zu reden — eine große Anhänglichkeit an sie hat. Aber über den Bezirk der städtischen Gemeinsamkeit hinaus geht diese Vorliebe nicht. Nationale Gesichtspunkte vor allem zeigen sich in seinen Werken nirgends, da erscheint er überall als Weltbürger. Er hat sich über diesen Punkt gleichfalls in den Vorlesungen über das Studium der Geschichte ausgesprochen. Es gibt Dinge, sagt er, worin die heimatliche Geschichte für jeden ihre ewigen Vorzüge haben wird, und sich mit ihr zu beschäftigen ist eine wahre Pflicht, allein sie bedarf als Korrektiv ein großes anderes Studium, wäre es auch nur, weil sie in so hohem Grade mit unseren Wünschen und Befürchtungen verflochten ist, weil wir bei ihr unaufhörlich gestimmt sind, von der Seite der Erkenntnis auf die Seite der Absichten hinüberzuneigen. Der Patriotismus, den wir dabei zu entwickeln glauben, sei oft nur Hochmut gegenüber den andern Völkern und liege deshalb außerhalb des Pfades der Wahrheit. Eine höhere Pflicht als das blinde Lobpreisen der Heimat sieht er in dem sich Ausbilden zum erkennenden Menschen, dem die Wahrheit und die Verwandtschaft mit allem Geistigen über alles geht, der aus dieser Erkenntnis auch seine wahre Bürgerpflicht würde ermitteln können, wenn sie ihm nicht schon mit seinem Temperament angeboren ist: Auch hier braucht man wohl kaum zu erinnern, wie goethisch diese Auffassung ist. Interesse sowohl an der Vergangenheit als an dem Wohl und Wehe seiner Vaterstadt und der Stadt und des Landes, in dem er lebte und wirkte, verband sich in ihm mit einer weit über die nationalen Grenzen hinausgehenden Teilnahme an der Kultur: wie oft hat man ihm dies als Mangel an nationaler Gesinnung vorgeworfen, wie oft aber auch andererseits seine Verdienste um die Annäherung der großen Kulturnationen — insbesondere durch Aufstellung des Begriffes Weltliteratur — gepriesen.

Eine weitere Ähnlichkeit in der Anschauungsweise der beiden findet man in dem, was man ihr Heidentum, wie ein Beurteiler meint »mit gleichem Mißverständnis« genannt hat. Es besteht darin, daß sie, sowie ohne nationale, auch ohne religiöse Voreingenommenheit an die Betrachtung des Geschichtlichen herantreten, also auch die Antike nicht vom christlichen Standpunkt aus beurteilen. Burckhardt ist durch seine Bewunderung für die großen Schöpfungen der alten Kunst bekanntlich ebensowenig für die sittlichen Schäden der antiken Völker blind gewesen — davon zeugt schon die erste Auflage des Konstantin, mehr noch die griechische Kulturgeschichte — wie Goethe durch seine Sympathie für das klassische Altertum, wie er sie etwa in den zwei Kapiteln, »Antikes« und »Heidnisches« seines Winkelmanns bespricht. Wir erinnern hier nur daran, was er einmal zu Eckermann (1824) über die inneren Kämpfe der Hellenen geäußert hat, er nannte sie »unerträglich« und in der klassischen Walpurgisnacht legt er dem Mephistopheles beim Anblick der Phorkyaden die Worte in den Mund:

»Wir litten sie nicht auf den Schwellen
Der grauenvollsten unserer Höllen.
Hier wurzelt's in der Schönheit Land,
Das wird mit Ruhm antik genannt.«

Hier werden doch gewisse Vorbehalte gemacht, die Burckhardt schon im Konstantin und hernach intensiver und mit allgemeinerer Beziehung in der griechischen Kulturgeschichte erneuert und begründet hat.

Aber wir wollen ja nicht darauf eingehen, was sich allenfalls für Parallelismen in der Auffassung beider von einzelnen Perioden der Geschichte oder einzelnen Persönlichkeiten ergeben. Die besagen ja schließlich für Wesen und Persönlichkeit, auf die es uns hier ankommt, herzlich wenig. Bleiben wir im allgemeinen. Denn darin, wie ein Mensch die gesamte Entwicklung seines Geschlechtes ansieht, äußert sich nicht bloß sein Wissen, seine Erfahrung, sondern ein Stück von ihm selbst. Da nun treffen sich die beiden in der Überzeugung, daß sich nicht alle Erscheinungen der Geschichte vernunftgemäß erklären, auf Gründe zurückführen, rationalistisch auflösen lassen. Beide erkennen ein Geheimnis an, das da waltet. Als notwendige Voraussetzung für den Historiker bezeichnet Burckhardt die Gabe des Erstaunens: er hat sie in hohem Grade und ist weit entfernt, alles verständlich zu finden. Erstaunen ist eigentlich ein zu neutrales Wort; er meint eigentlich ergriffen sein: Es berührt sich mit jenem Schaudern, das Faust empfindet, da er von den Müttern hört, und das er als der Menschheit bestes Teil bezeichnet. Besonders vor der großen Persönlichkeit empfindet er es, die er einmal »ein Mysterium« nennt. Und nun erinnern wir uns, wie oft Goethe in späteren Jahren das innerste Wesen auch der gewöhnlichen Menschen als etwas Rätselhaftes, nicht Auszudenkendes bezeichnet. Hierher gehört das Bekannte:

Ihr sucht die Menschen zu benennen
Und glaubt am Namen sie zu kennen,

Wer tiefer sieht, gesteht sich frei,
Es ist was Anonymes dabei

und in den Sprüchen in Prosa spricht er von dem Rätsel, das in uns liegt, »die wir Ausgeburten zweier Welten sind«. Bekannt sind seine wiederholten Äußerungen über das Dämonische im Menschen (zu Eckermann), das er im höheren Menschen am gewaltigsten und unbezwinglichsten wirken sieht. Er spricht von »Erleuchtungen großer Menschen«, er vergleicht sie mit Halbgöttern. Jede Produktivität höchster Art — und hiezu rechnet er vor allem die Produktivität in Taten — steht seiner Meinung nach in niemandes Gewalt und sei über alle irdische Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antrieb. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. Er sagt dies, indem er erwägt, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohltätig fortwirkte.*)

Das Treiben der Menschen im allgemeinen, wie es die Geschichte darstellt, erfüllt ihn einerseits mit tiefem Mitgefühl. Er spricht wiederholt von der Jämmerlichkeit des Irdischen. Die Menschen sind im Frieden wie im Krieg gleich schlimm daran, das »Elend des Irdischen« hängt ihnen in beiden Zuständen gleich sehr an. Bei der Betrachtung gewisser Perioden der Geschichte, gewisser Erscheinungen ist es ihm als wandle er durch die tiefsten Bulgen der Hölle.

Das römische Weltreich, ein historisches Gebilde, das Ranke mit einer entschiedenen Bewunderung erfüllt, läßt ihn zunächst an die entsetzlichen Mittel denken, durch die es begründet, die unermeßlichen Ströme Blutes, durch die es vollendet wurde. Überhaupt gibt es ihm ein furchtbares Bild, wenn er sich die Summe von Verdüsterung und Jammer vorstellt, welche das Zustandekommen aller Weltmonarchien voraussetzt. Die Erscheinung Timurs macht ihn darüber schaudern, mit welcher Macht das Böse sich zu Zeiten vordrängen darf. Dabei hat er weder den Trost Rankes, daß sich doch in all dem nur Gottes Wille offenbare, höhere Ratschlüsse, noch den der liberalen Historiker, daß die Menschheit doch stetig fortschreite; er glaubt an keinen sittlichen Fortschritt der Menschheit. Die die Macht innehaben, sind ihm immer gewissenlos, und sittlicher und geistiger Wert ist keine Gewähr des Sieges oder auch nur des Sichbehauptens. Es gibt gar wohl ein völliges Vernichten und Ausrotten geistiger Potenzen durch brutale Gewalt. Die neuere Zeit, die eigene Zeit erscheint ihm nicht als die Blüte aller vorhergegangenen, sondern in vielfacher Beziehung tief unter längst vergangenen Perioden stehend, gerade im Sittlichen; das Höchste, wozu der Mensch sich erheben könne, Aufopferung des eigenen Lebens für einen andern, finde man ebenso und mehr im grauesten Altertum. »Unser Knirpstum« wie er es nennt, ist ihm ein negatives Maß für historische Größe: Groß ist, was nicht so ist, wie wir.

Und nun Goethe. Wir wissen ja heute, was wir von seinem einst so viel berufenen Optimismus zu halten haben. Schon als junger Mann im Werther und 1780 in dem genialem Erguß, »Die Natur« sieht er den dunklen Untergrund alles Lebens, weiß wie die Welt aussieht, wenn man die Illusion wegnimmt. Und wie oft hat ihn später »der Menschheit ganzer Jammer« angewandelt, wie oft spricht er von »der armen Menschheit«, den armen Menschen, ihrem Ixionschicksal, ihrer ewigen Plage und Qual. Als alter Mann gesteht er dem vertrauten Freunde (Zelter), er könnte jetzt einen zweiten Werther schreiben, über dem den Leuten die Haare zu Berge stehen würden. Und zu Professor Luden sagte er, nach aller Erforschung der Quellen wird man nichts anderes erfahren haben, als was man ohnedies weiß, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen sei. Das deckt sich völlig mit Burckhardts Meinung. Mit Recht sagt Friedrich Vischer: kein Schopenhauer tue es ihm gleich an Kenntnis und Erkenntnis der Höllenschlünde des Lebens. Aber die Menschen erscheinen ihm auch ebenso töricht und schlecht wie unglücklich. Allerdings einmal im hohen Alter, nach dem Tode des Großherzogs tröstet er sich in der Einsamkeit von Dornburg mit der Betrachtung, daß die Menschheit als Ganzes betrachtet ein unsterbliches Individuum sei, daß unaufhaltsam das Notwendige bewirke und dadurch sogar über das Zufällige sich zum Herrn erhebt, aber wo die Menschen en masse in historische Erscheinung treten, sind sie ihm etwas ewig sich gleich bleibendes Gemeines, da spricht er von dem »immer erbarmungslosen Menschen« und scheut

*) Zu Eckermann am 11. März 1828.

sich gelegentlich nicht vor sehr derben Worten wie Pack und Geschmeiß.

Wie bei dem Dichter kommt man aber auch bei dem Historiker doch immer wieder ins Helle. Auch er hat seinen Trost, einen zweifachen. Einmal findet er ihn in der Betrachtung wahrhafter Größe: »Für den denkenden Menschen — heißt es am Schlusse des Vortrages über die historische Größe — ist gegenüber der ganzen bisher abgelaufenen Weltgeschichte das Offenhalten des Geistes für jede Größe eine der wenigen sicheren Bedingungen des höheren geistigen Glückes.« Hier denken wir an das Früh-Goethische »Es ist eine Wolllust einen großen Mann zu sehen«, an die Äußerung »das Beste, das wir an der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt«, an die vielen Äußerungen zu Eckermann. Den zweiten großen Trost gibt ihm die Betrachtung des Schönen in der Kunst. Er betreibt Kunstgeschichte nicht bloß im Sinne einer historischen Disziplin: seine Würdigung ist nicht bloß kulturgeschichtlich, sondern ästhetisch. Er scheut nicht die Worte »schön« und »unschön«, spricht Begeisterung und Abneigung unverhohlen aus, ganz nach der Goethischen Vorschrift, wie sie in der Rede zum Andenken Wielands gegeben ist: ‚Die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligtum . . .‘

Die höchste Kunst, die den Genießenden am meisten beglückt, sieht Burckhardt so wie Goethe in der Winckelmannschen ‚stillen Einfalt und Größe‘, dort wo sich ein harmonisches Dasein ausdrückt: Heiterkeit, Güte, Glück. Er weiß wohl, daß die antike Kunst noch andere Elemente enthält und aus einem dunklen Boden erwächst, aber in vielen ihrer Erscheinungen findet er doch jene vor allem, und dann erfüllt sie ihn mit jener hohen Wonne, mit der jener bärtige Dionysos der Sala dell biga im Vatikan — wie er im Cicerone sagt — auf die von ihm beherrschte Welt herniederblickt. Dann in einzelnen Bildwerken des Mittelalters — etwa einem Christus am Nordportal der Kathedrale von Rheims — und in einer langen Reihe von Schöpfungen der Renaissance, bei Leonardo, vor allem bei Rafael in der Transfiguration, in der Madonna von Foligno, und von späteren Meistern bei Rubens — er sagt da ausdrücklich: weil man in seinem Leben wie in seinen Werken an so vielen Stellen auf Güte und Glück stößt — dann bei Claude Lorrain, von dem er rühmt, er vernehme in der Natur diejenige Stimme, welche vorzugsweise den Menschen zu trösten bestimmt ist.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Persönlichkeit Burckhardts und ihr Verhältnis zur Goethischen. Hier gibt es, das ist nicht zu leugnen, ungeheuere Verschiedenheiten. Die größte liegt darin, daß Goethe ebenso wie aufs Sinnen und Träumen, aufs Handeln gerichtet war, Burckhardt dagegen erscheint uns als eine durchaus beschauliche Natur. Er hat nicht das geringste Bedürfnis, sich in irgend welcher Art zu betätigen, es sei denn als Lehrer, als Mitteilender. Er hat das lebhafteste Interesse für politische Tagesfragen, aber läßt sich nicht wie viele seiner Kollegen in den Rat oder in irgend eine administrative Körperschaft seiner Vaterstadt wählen, was er bei dem Ansehen, das er genoß, leicht hätte haben können, ja nicht einmal die Ehrenämter der Universität, Dekanat und Rektorat, wollte er bekleiden, weil ihm die damit verbundenen Geschäfte lästig waren. Das ist wohl ungoethisch. Dagegen ist das bescheidene sich Beschränken auf einen engen Wirkungskreis, auf Basel, wohl in der Art Goethes, der über Weimar auch nicht hinausstrebte und darin sein vollkommenes Genügen fand, seinem Fürsten und dessen kleinem Lande zu dienen. Burckhardt hat bekanntlich 1872 abgelehnt, als Nachfolger Rankes nach Berlin zu gehen, obwohl er damals erst am Anfang der 50er Jahre stand und in Berlin selbstverständlich einen ganz anderen Wirkungskreis, eine ganz andere Resonanz seiner Tätigkeit gehabt hätte als in der kleinen schweizerischen Stadt. Und auch darin berührt er sich mit Goethe, daß er auf seine Wirksamkeit durch das lebendige Wort einen viel höheren Wert legte als auf die durch Bücher. Er hat in den letzten dreißig Jahren seines Lebens nichts mehr veröffentlicht, ganz und gar der Lehrtätigkeit gelebt und in dem kurzen Lebensabriß, der nach seinem letzten Willen nach Basler Sitte bei seiner Beerdigung verlesen werden sollte, tut er seiner berühmten Werke mit keinem Wort Erwähnung, nur seiner Lehrtätigkeit, und zwar nicht bloß an der Universität, sondern auch am Pädagogium und in so vielen populären Vorträgen. Das ist wieder ganz im Sinne Goethes.

Auch in dem asketischen Zug, der Burckhardt anhaftet, kann man, so paradox das klingen mag, etwas Goethisches finden. Man braucht dabei nicht an äußerliche Gewohnheiten zu denken. Einerseits verschmähte da Burckhardt so wenig wie Goethe ein harmloses Genießen, und ebenso wie dieser täglich seine Flasche Rheinwein trank, so liebte es Burckhardt am Abend in Gesellschaft zu Hause oder im Grenzacher Wirtshaus wacker zu trinken.

Und andererseits war Goethe, trotzdem er gewöhnt war am Hofe zu leben und in der höchsten

Gesellschaftssphäre zu verkehren, dem Luxus abgeneigt und von sehr einfachen Lebensgewohnheiten: davon zeugt heute noch sein Arbeitszimmer in Weimar. Allein nicht darum handelt es sich, sondern um die Fähigkeit — fast möchte man sagen die Übung — im Entsagen. Wenn man vor der Büste Burckhardts im Vestibül des Baseler Museums steht, so hat man etwa den Eindruck den Talleyrand von Goethe empfing: C'est un homme qui a eu de grands chagrins: das ist ein Mensch, der sich's hat sauer werden lassen, der viel zu verwinden hatte und auch verwand. Das stimmt mit gewissen Andeutungen seiner Gedichte überein. So wenn er in dem Sonett an Claude Lorraine sagt:

Vielleicht hast du im Leben viel verloren
Bis du, entrinnend von des Schicksals Bränden
Dein Bündnis schlossest an des Waldes Enden
Mit den Dryaden und den süßen Horen.
Drum will ein tiefes Sehnen uns beschleichen
Nach Glückes Ruh, wann du den Blick geleitest
Vorbei den hohen immer grünen Eichen.

Und nicht bloß als eine Forderung an den Geschichtsschreiber, sondern als ein gewaltiges Motto für das Leben selbst stellt er in den Vorträgen über das Studium der Geschichte den Satz auf: Wir müssen den Jubel und den Jammer in Erkenntnis verwandeln: das Shakespearische »Reif ist sein alles«! Auch dies dürfen wir als Goethisch bezeichnen: seine Dichtung wie sein Leben zeigt uns die Erfüllung dieser Forderung.

Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard.

I.[1])

Durch die gütige Vermittlung des Herrn Baron Andrian-Werburg, der auch in der Ferne mit der österreichischen Wissenschaft und Literatur in reger Verbindung bleibt und jedes redliche Bemühen gern zu fördern bereit ist, wurde dem Schreiber dieser Zeilen Kunde von dem noch unbekannten und unbenützten Teile des Reinhardschen Nachlasses, der die Briefe des Kanzlers Müller an den französischen Diplomaten enthält. Diese Briefe finden zunächst in dem Archiv des Kanzlers Müller zu Weimar ihre Ergänzung, wo die Briefe Reinhards an Müller, also die Antwortschreiben zu unseren Briefen, enthalten sind. Diese sind im XI. Bande des Goethe-Jahrbuchs, S. 42 ff. abgedruckt, beginnen jedoch erst mit dem 13. November 1824; unsere Briefe sind zwar ihrem Wortlaut nach bisher noch ungedruckt, aber von W. Lang in seiner großen Biographie Reinhards benützt worden. Die vorliegenden Briefe aber ergänzen weiter auch den Briefwechsel Goethes mit Reinhard, zu dessen Herausgeber der Kanzler Müller ursprünglich bestimmt war und den nach seinem Tode der Sohn Reinhards herausgegeben hat. Und sie bilden endlich einen fortlaufenden Kommentar zu den nun schon in dritter Auflage vorliegenden Unterhaltungen Goethes mit dem Kanzler Müller, in denen Reinhardt eine hervorragende Rolle spielt. Die gegenwärtige Besitzerin der Papiere ist die Enkelin Reinhards, die Baronin Marie Wimpffen, geborene Gräfin Reinhard in Auxerre. Ihren Wert erkennend, um das zukünftige Schicksal der Papiere besorgt und in löblicher, nachahmungswürdiger Weise der heutzutage üblichen Zersplitterung und Verschleuderung durchaus abgeneigt, hat die edle Frau der Pietät gegenüber ihrem Großvater am besten zu entsprechen geglaubt, indem sie die Handschriften dem Wiener Goethe-Verein zu dem Zwecke eines vollständigen und genauen Abdruckes überließ.

Man weiß ja, daß Reinhard, ein schwäbischer Jugendfreund Schillers, dann in die Wirren der Revolution gerissen, von ihren Wogen aber nicht wie Forster und so viele andere verschlungen, sondern in die Höhe getragen wurde, indem er sich ganz dem Dienste seines neuen Vaterlandes Frankreich widmete und unter Napoleon und seinen Nachfolgern allmählich bis zum Minister und Grafen emporstieg. Sein Biograph Lang hat diese Dinge zu sehr unter dem nationalen Gesichtswinkel des neunzehnten Jahrhunderts betrachtet und beurteilt, welcher der Zeit des Kosmopolitismus und der Menschenrechte vollkommen fremd war, und er ist daher auch der Persönlichkeit des bedeutenden Mannes nicht vollkommen gerecht geworden. Für uns kommt er hier nur als einer der intimsten Altersfreunde Goethes in Betracht, der nicht bloß an allem Weimarischen menschlichen Anteil genommen, sondern auch Goethes epochemachende Bekanntschaft mit den Boisserée vermittelt und sich um die Anerkennung der Goethischen Farbenlehre in Frankreich verdient gemacht hat.[2])

J. Minor.

[1]) Vgl. »Neue Freie Presse« Nr. 15.572 vom 28. Dezember 1907.

[2]) Die Anmerkungen zu den einzelnen Briefen, welche — schon mit Rücksicht auf die Raumverhältnisse unserer Zeitschrift — den Stoff nicht völlig erschöpfen, sondern nur dem Leser die zum Verständnis der Briefe unumgänglich notwendigen Tatsachen vermitteln wollen, rühren von dem Redakteur der »Chronik« her.

Weimar 12 Nov 1823

Wie undankbar müßen Sie mich halten, Verehrtester! Daß Ihre gütige Zuschrift, daß Ihre zweyfachen Freundesgaben mir bis jetzt noch kein Lebenszeichen abgewonnen! Und doch wie unrecht würden Sie mir thun! Kein Tag ist vergangen, den mir nicht die treue Erinnerung an die schönen Stunden Ihres Hierseyns verschönt hätte.[3]) Mit Ihrem Tibull, mit Ihren gemüthsfrischen Episteln bin ich in Ihre Jugendjahre zurück gewandelt, habe Sie gleichsam nach rückwärts lieben, um so vollständiger kennen, inniger hochachten lernen. Knebel, den Ihre Auffaßung des Tibulls und Properz zuerst für letztern gewann und zu seiner Übertragung anregte, freute sich nun doppelt zu erfahren, wem er jene befruchtende Einwirkung zu verdanken habe. Schade nur, daß wir den alten treflichen Mann nicht von hier aus besuchen konnten. Wie Ihre Episteln uns geistige Würze gebracht, so soll Ihr Kirschwasser uns leiblich erstärken und gleichzeitig an den Geber, wie an den lieben Schwarzwald die dankbare Erinnerung erneuen!

Frau von Rayneval war uns eine recht werthe, gemüthliche Erscheinung. Leider mußte ich schon am Abend nach ihrem Anlangen verreisen, doch konnte ich noch vorher sie der Gräfin Henkel und den andern Hofdamen, die gerade zum Geburtsfeste der erstern versammelt waren, bekannt machen und so ihr Auftreten am Hofe erleichtern und beschleunigen. Ich hoffe daß sie nicht unzufrieden von hier geschieden, obgleich H. v. Rumigny[4]) wegen der spanischen Gratulations Cour in Dresden nicht abkommen konnte. Später erfreute uns sein Besuch 5 Tage lang; ich machte ihn auch mit Goethe bekannt und er brachte daselbst einen recht interessanten Abend zu, als Mad. Szymanowska, Goethe's besungne Freundin von Marienbad her, uns durch ihr seelenvolles Clavierspiel bezauberte.[5])

Die 13 Tage, welche diese talent- und gemüthreiche Frau, zunächst Goethe zu Ehren, hier zubrachte, waren ihm sehr genußreich, seitdem aber leidet Er an Husten und Schnupfenfieber, das bey plötzlich eingetretner rauhern Witterung um so hartnäckiger scheint und ihn bittre Klagen über dadurch gelähmte Thätigkeit führen läßt. Dazu kommt daß Rehbein[6]) gefährlich krank war und ihn erst heute zum erstenmale wieder besuchen konnte. Ihr Brief hat ihn sehr erfreut, er laß (sic) mir

[3]) Am 30. September 1823 war Reinhardt mit seiner ganzen Familie in Weimar eingetroffen, wo sie eine Woche blieben in täglichem Verkehre mit Goethe und den Seinigen. Als Gastgeschenk hatte er den Weimarer Freunden offenbar die beiden noch aus seiner Tübinger Magisterzeit herrührenden Bücher, seine metrische Übersetzung des Tibullus (Zürich 1783) um die in Gemeinschaft mit seinem Freunde Karl Philipp Conz herausgegebenen »Episteln« (Zürich 1785) zurückgelassen. »Reinhards Geschenk des Tibull leitete auf ein sehr ernstes Gespräch über das *Jacet ecce Tibullus* und den Glauben an persönliche Fortdauer,« berichtet Müller in seinen »Unterhaltungen« unter dem 19. Oktober 1823.

[4]) Am 27. Oktober verzeichnet Goethes Tagebuch: »Besuche des französischen Gesandten *Mr. de Rumigny* und Herrn Canzler von Müller.«

[5]) Am 14. August desselben Jahres hatte Goethe, wie das Tagebuch ausweist, in Marienbad die Bekanntschaft der schönen und geistreichen Polin Maria von Szymanowska gemacht. »Frau Maria Szymanowska, erste Fortipianistin Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland, mit Bruder, Herrn Karl Wotowski und Schwester Casimira aus Warschau, wohnen in Klingers Gasthof« verzeichnet die Marienbader Kurliste. Gleich am ersten Tage ihrer Bekanntschaft macht Goethe mit ihr einen Spaziergang gegen die Mühle, wo sie vom Regen überrascht werden, und am 18. August schreibt er an seine Schwiegertochter Ottilie: »Mad. Szymanowska, ein weiblicher Hummel mit der leichten polnischen Facilität, hat mir diese letzten Tage höchst erfreulich gemacht; hinter der polnischen Liebenswürdigkeit stand das größte Talent gleichsam nur als Folie oder, wenn du willst, umgekehrt. Das Talent würde einen erdrücken, wenn es ihre Anmut nicht verzeihlich machte.« (Tagebücher, 9, 373.) Am 16. August erscheint zum erstenmal im Tagebuch: »Gedicht für Madame Szymanowska«, am 17. werden »Die Gedichte für Madame Szymanowska weiter geführt« und am 18: »Gedichte in die zwey Albums vollbracht und geschrieben«. »Madame Szymanowska besuchte mich,« heißt es weiter »Neugierig auf den Inhalt des Albums«. Am 25. September verzeichnet Müller in seinen »Unterhaltungen«: »Mitteilung der Gedichte auf Madame Szymanowska, die Virtuosin und auf ihre Schwester.« (Vgl. Jub.-Ausg., III, 19.) Zwei Tage darauf ist der Kanzler mit der Gräfin Karoline v. Egloffstein bei Goethe. Er lenkt das Gespräch auf die schöne Polin; »es fand sich, daß Line sie von Petersburg her kannte und liebte, was dem alten Herrn vielen Spaß machte«. »Gern hätte ich ihn aufgefordert,« schließt Müller diese »Unterhaltung«, »Linen sein Gedicht an die schöne Polin vorzulesen; doch wagte ich es nicht, zumal Rehbeins Erzählung von seinem Unwillen auf Peucer wegen der indiskreten Verbreitung von seinem Byronschen Verhältnis mich sehr stutzig und besorgt gemacht hatte.« Nichtsdestoweniger schreibt er am 4. November an Julie v. Egloffstein mit wörtlichem Anklang an den Brief an Reinhard: »In Ihr Buch hat Goethe auch die wunderschönen Stanzen geschrieben, die ich für Sie abgestohlen habe; aber bitte, bitte, lassen Sie solche niemandem Fremden lesen. — Ich stiftete ihr Goethes Kupferstich von Daw und eine Zeichnung von Goethes Haus mit dem ebenfalls anliegenden Sonette, dem Goethe, es ins Französische zu übersetzen, die Ehre antat.« (Müller, Unterh., 3. Aufl., S. 83, Anm. 2.)

[6]) Wilhelm Rehbein, von dessen Kindern in Müllers Briefen noch öfter die Rede sein wird, zuletzt Leibmedikus des Großherzogs, war Goethes Hausarzt, der ihn wiederholt auf seinen Badereisen begleitete. (Vgl. »Chronik«, XII. Bd., Beilage zu Nr. 9, S. 6.)

mehrmalen daraus vor und ist für die nähere Würdigung seines morphologischen Heftes höchst dankbar. Möge Er nur wiederhergestellt seyn, wann Humbold eintrifft, der vom 14. an 8 Tage hier bleiben will!

Mein Gedächtniß hat Ihnen Göthe's Gedicht an Mad. Szymanowska abgestohlen; ich weiß, es wird Sie erfreuen, und Sie verwahren es im stillen; auch füge ich ein Sonnett von mir selbst bey, das Goethe ins Französische überzutragen würdigte.

Diese Dame will von Berlin aus gegen Weihnachten nach Paris gehen und dort den Winter, in London Frühjahr und Sommer zubringen. Für den Fall, daß sie durch Frankfurth käme, war Goethe's Absicht ihr Empfehlungen an Sie mitzugeben und zugleich um dergleichen nach Paris zu bitten, die ihren Debut erleichterten und ihr auch in geselliger Hinsicht Gunst u. Würdigung vorbereiteten. Bereits hat Herr v. Rumigny sie seiner Familie aufs angelegentlichste empfohlen. —

Ihre liebenswürdigen Damen mögen mir und den Meinigen doch ja ein freundliches Andenken bewahren, und Ihr Herr Sohn nicht vergeßen, wie sehr ich ihm verpflichtet seyn werde, wenn er die Ode an den ermordeten Gesandten zu Rom[7]) mir geneigtest verschafft. Kürzlich war mein Bruder hier, der noch viel Schönes von Ihrem Eisenacher Aufenthalte zu erzählen wußte. Herr v. Carlowitz kann Ihnen sagen, ob wir Ihrer gedenken!

Die innigsten Wünsche eilen zu Ihnen hin; mit treuster Verehrung auf immer

Euer Exzellenz ganz gehorsamster

v. Müller.

*

Weimar 15 Dec 1823

Endlich, nach langen Tagen der Besorgniß und Gefahr, kann ich Euer Excellenz die frohe Gewißheit mittheilen, daß unser hochverehrter Goethe wieder in so weit hergestellt ist, daß er allmählich seine gewohnte Thätigkeit wieder zu beginnen, den engen Kreis seiner Freunde wieder um sich zu versammeln anfängt. Seit dem Anfang Novembers hatte ein fürchterlich hartnäckiger Husten ihn gequält, seine Nächte schlaflos gemacht. Späterhin trat heftiger Nierenschmerz, Engbrüstigkeit und manches andere Symptom herannahender Wassersucht hinzu, so daß man sich den traurigsten Besorgnißen hingeben mußte. Er durfte fast gar nicht mehr sprechen, um den Husten nicht zu reitzen, seine Freunde konnten ihn nur Minutenlang sehen, er konnte in keinem Bette mehr schlafen, mußte die Nächte auf einem Stuhle zubringen. Doch seine kräftige Natur hat abermals gesiegt und besonders haben warme Bäder ihm sehr wohl gethan. Seit 8—10 Tagen schläft er wieder vortreflich, die Nierenschmerzen zertheilen sich, der Husten hat sich verlohren und auch die Engbrüstigkeit fast ganz. Nur klagt er noch sehr, daß anhaltende Thätigkeit ihm noch sauer werde. Ich freue mich nun doppelt, daß ich Ihnen, Verehrtester! unsren Kummer nicht früher mitgetheilt, vielmehr jezt zugleich die frohe Kunde unsrer Beruhigung geben kann. Von Göthe selbst soll ich die allerherzlichsten Grüße ausrichten und zugleich die Bitte vortragen, mir für seine Schwiegertochter, die am 27. dieses auf einige Wochen nach Berlin reisen wird, einige gütige Empfehlungszeilen an Frau von Rayneval zuschicken zu wollen, deren nähere Bekanntschaft Fr. v. Goethe gerne machen möchte.

Und hierinnen werde ich gewiß keine Fehlbitte thun!

Erlauben Sie, daß ich Ihnen in der Anlage einige Vulpisiusische Curiosa über den Rosewein vorlegen darf, denen er mein Gedicht vom 6. October anfügen zu dürfen gewünscht hat.[8]) Uns ruft

[7]) Am 13. Jänner 1793 war der Geschäftsträger der französischen Republik Hugo Basseville auf dem Korso in Rom erdolcht worden. Drei Monate später wurde Reinhard als Gesandter nach Neapel geschickt. Er hatte den Auftrag, seinen Weg über Rom zu nehmen und dabei die Mittel und Wege für einen erfolgreichen Einfall der Franzosen zu studieren. Der Papst gestattete ihm jedoch den Weg über Rom nur unter der Bedingung, daß er abends ankäme und noch in der Nacht abreiste. Reinhard mußte daher den Weg nach Neapel zur See nehmen. Als er am 4. Mai 1793 an der Küste von Latium vorbeifahrend der Kuppel von Sankt Peter ansichtig wurde, entstand das Gedicht »Bassevilles Schatten«, das in Usteris Beiträgen zur Geschichte der französischen Revolution, I. Bd., 1795, S. 185, erschien. (Lang, 95 ff.)

[8]) Im Jahre 1624 legte der Magistrat der Stadt Bremen fünf Oxhoft Rheinwein in die »Rose« genannte Abteilung seines berühmten Rathauskellers mit der Bestimmung, daß dieser sogenannte Rosewein niemals verkauft, sondern nur an kaiserliche, königliche, fürstliche und andere erhabene Personen bei besonderen Veranlassungen in einigen Bouteillen als Geschenk gegeben und Kranken als Arznei gereicht werden dürfe. Der »Correspondent von und für Teutschland«, Jahrgang 1816, Nr. 336, S. 1372 hat ausgerechnet, daß von dem Wein, der im Einkauf 300 Taler kostete, im Jahre 1816, also nach 192 Jahren mit 10 Rthlr. Zinsen, Aufgeld und Zinse auf Zinseszinsen eine Bouteille auf 21,790.480 Rthlr., ein Glas auf 2,723.808 Rthlr. und ein Tropfen auf 2720 Rthlr. zu stehen kommt. Von diesem kostbaren Rosewein hatte Goethe zu seinem Geburtstag eine Anzahl Bouteillen erhalten. »Der Herr Regierungsrat und Kreisphysikus Doktor Meyer zu Minden, ein geborener Bremenser und langjährig treuer Verehrer Goethes, brachte diese für Nektarspende bei dem Magistrate seiner Vaterstadt

dieses die schönen Tage Ihres Hierseyns lebendig zurück und so träumen wir uns weniger getrennt zu seyn, wenn wir jede Beziehung auf Sie vervielfältigen.

Auch ein Gedicht an Knebel, als er kürzlich seinen 80. Geburtstag feyerte, mögen Sie freundlich aufnehmen; in der That datiert sich Goethes Beßerung von jenem Tage und dieser Umstand wird den flüchtigen Stanzen vielleicht einiges mehrere Intereße in Ihren Augen verleihen.

Herr v. Gagern[9]) schreibt mir von seinem neuen Einsiedler-Hefte und von Ihren wohlwollenden Äußerungen darüber, aber die Schrift selbst habe ich bis jezt von ihm noch nicht erhalten, obwohl er sie mir versprach. Ich bitte gar sehr, mich Ihren liebenswürdigen Damen und Ihrem Herrn Sohne freundlichst zu empfehlen. Letzterer möge mir doch ja die Ode auf den Gesandten-Mord zu Rom nicht vorenthalten, ich werde ihm sehr dankbar dafür seyn.

Mit der treusten und innigsten Verehrung Euer Exzellenz ganz gehorsamster Diener

v. Müller.

*

Fulda, 18 Mai 1824. Abends

Die erste Feder auf meiner Heimreise sey den dankbaren Empfindungen für Sie, mein hochverehrter Gönner und Freund! geweiht, deßen ausgezeichnete Güte mir diese letzten 8 Tage zu wahren Festtagen des Gemüths geschaffen, so daß ich mit frisch gestärktem Sinn und mit einem reichen Schatze der lieblichsten Erinnerungen heimkehre. Ich bin sehr schnell von Hanau heute hierher gekommen, meine Pferde haben sich mit Ruhm bedeckt; 22 Poststunden will etwas heißen! Ich eilte um so mehr, als ich hier Briefe von Weimar zu finden hoffte; und so war es auch, alles ist dort wohl und gesund.

Die freundlichen Bilder der letzten Frankfurter Stunden leisteten mir trauliche Gesellschaft; nur wenn ich auf die drey leeren Plätze im Wagen blickte, ward meine Resignation auf harte Probe gestellt und — ich machte wenigstens kein Lobgedicht auf Mad. Schlosser.

Schwer fiel mir dabey auf die Seele, daß mein an Fräulein Auguste[10]) gerichtetes Impromptu im Wirrwarr des Abschieds und Einpackens Verstöße gegen das Metrum und selbst einen ganz falschen Reim (steigern und Leitern) enthält; ich dichtete es daher um und hoffe, daß diese neue Edition wenigstens in etwas würdiger des Gegenstandes erscheinen möge.

Haben Euer Exzellenz die Gnade, dagegen die erste Ausgabe von der liebenswürdigen Besitzerin einzutauschen (und resp. zu vernichten) und Ihr und Gräfin Sophien zu sagen, wie werth und heilig ich die lieben Blätter halte, welche die beyden Freundinnen mir in mein geistiges Herbarium gestiftet haben und die mir noch oft die Stunden des heitersten Zusammenseyns aufs wohlthätigste zurückrufen werden.

Auch Ihrem Herrn Sohne meinen herzlichsten Gruß und Ihnen, Verehrtester! aus voller Seele die Versicherung innigster und dankbarster Hochachtung und Ergebenheit.

F. v. Müller.

*

Weimar 18 October 1824

Ich habe, Verehrtester Freund! Ihnen nicht früher zu antworten gewagt, um den Brief nicht in der Weite aufs Ungewiße umherschweifen zu laßen, jetzt aber wird er Sie hoffentlich bei Ihrem Wiedereinzug in Frankfurth gerade treffen.

Laßen Sie sich vor allem sagen, daß wir hier, wenn schon im Stillen, den zweyten October[11]) mit den innigsten und treusten Wünschen gefeyert und des vorigen Jahres freudig und dank-

---

in Antrag und begleitete sie mit einem gleich geistreichen Gedichte,« heißt es in den von Goethes Schwager Christian August Vulpius herausgegebenen »Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt«, zehnten Bandes III. Stück 1823, S. 210 ff. »Doch auch noch zu einem zweiten gemütlichen Feste sollte der Rosewein willkommenen Anlaß geben,« fährt der Herausgeber fort. »Gezögert hatte Goethe, so unschätzbare Flaschen zu entsiegeln. Da ward ihm die langentbehrte Freude, einen altgeliebten Freund, den Grafen Reinhard, k. französischen Gesandten am Bundestage zu Frankfurt am Main, zum Besuche bei sich zu sehen, und ein gemeinschaftlich jüngerer Freund ergriff den günstigen Moment, die erste jener heiligen Flaschen, von einem blühenden Rosenkranze umschmückt, dem ehrwürdigen Freundespaare, beim frohen Mahle, mit folgenden Stanzen zu kredenzen. . .

[9]) Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern (1766—1852), ursprünglich im nassauischen Staatsdienst, 1812 wegen Teilnahme an der Organisierung des Tiroler Aufstandes aus Wien ausgewiesen, dann niederländischer Gesandter beim Kongreß 1815 und beim Bundestag, lebte seit 1820 pensioniert, als »Einsiedler« auf seinem Gute Hornau bei Höchst im Hessen-Darmstädtischen. Die »Hefte«, um die es sich hier handelt, dürften »Mein Antheil an der Politik«, Bd. I—IV, Stuttgart 1822—1833, sein. Goethe liest darinnen schon am 14. Februar 1823 (Tageb.).

[10]) Auguste Jacobi, die Enkelin Fritz Heinrich Jacobis, von der später noch oft die Rede sein wird.

[11]) Der 2. Oktober war Reinhards Geburtstag (geb. 1761), den er ein Jahr vorher in Weimar gefeiert hatte. Am selben Tage hatte er nach langem Widerstreben seine vorläufige Einwilligung zur Verlobung seiner Tochter Sophie mit dem badischen Kavallerieleutnant Georg von Diemar erteilt.

bar gedacht haben, wo uns Ihre persönliche Gegenwart gegönnt war. Goethe war jenes Abends so ausnehmend geistreich, mittheilend und electrisch — möchte ich sagen — daß ich einen gleichen Culminations-Punct nicht wieder seitdem erlebt habe. Der dießjährige 2. October muß uns nun zweyfach bedeutend und wichtig bleiben, da Sie ihn selbst auf so väterlich-gemüthliche Weise bezeichnet haben.

Möge die reinste Fülle häuslicher Zufriedenheit und Seegnungen daraus hervorkeimen, und das Glück der geliebten Tochter für die Sorgfalt und die Liebe des treuen Vaterherzens allenthalben den besten Lohn bereiten, der seiner würdig ist.

Die Frau Marggräfin von Baden zu Bruchsal, welcher unsre verehrte Grosherzogin die mündliche Unterstützung des bewußten Anliegens noch besonders ans Herz gelegt hat, antwortete vorläufig, daß sie sich mit allem Eifer bemühen werde, das Ziel zu erreichen und nicht im geringsten daran zweifle.

Jeder Posttag kann nun das Entscheidende bringen.

Als die Grosherzogin mir dieß — schon vor 8—10 Tagen — eröffnete, trug sie mir zugleich die schönsten Begrüßungen an Sie auf und wie sehr sie an Ihrem Familienglück stets Theil nehmen und sich freuen werde, Sie noch diesen Herbst hier zu sehen.

Die Nachricht, die man Ihnen von des Herzogs v. M.(einingen) Rückkehr hinterbracht, war falsch; man weiß noch nicht bestimmt, wann sie erfolgt. Lindenau hat mir mitgetheilt, was er Ihnen antwortete. Wie kam es nur, daß das Journal des Debats u. a. Sie am 1. October Audienz beym Könige zu Paris haben ließ?

Wir waren ganz verwundert, daß Sie auch einmal eine dienstbare Montgolfière sollten gefunden haben; denn am 29. September wußte ich Sie ja noch zu Baden.

Wie freue ich mich, daß Sie mein Urtheil über Gräfin Colombi bestätigen. Verwünscht sey der alberne Hofmarschall! Aber haben Sie denn nicht gehört, ob die Gräfin diesen Winter noch nach Rußland geht, und ob sie ihrem Freunde Zen in Madrit Gunstdauer prophezeyht? Hat sie sich meiner kurzen Bekanntschaft in Würzburg wohl noch erinnert? Wenn Schmids-Grollenburg[12]) nach Frankfurth käme, so wäre in der That von vielen Seiten großer Gewinn dabey.

Unsre Erbgrosherzoglichen Herrschaften sind sämtlich, nur den kleinen Prinzen ausgenommen, am 9. d. nach Petersburg abgereist.

H. v. Rumigny ist seit einigen Tagen hier, hat sein neues Creditiv übergeben und erwartet seine Gemahlin. Er scheint zu glauben, daß H. v. Villele[13]) doch wohl ein wenig wanke und daß besonders die Censur-Geschichte ihm in der öffentlichen Meinung geschadet habe. Sie haben meinen kleinen Strophen viel Ehre angethan, sie so herrlichen Punctes, als der seyn muß, wo Sie solche lasen, nicht unwerth zu achten.[14])

Ich konnte sie erst am selbigen Tage, wo ich sie Ihnen mittheilte, nach Pempelfort senden und daher darf ich noch zur Zeit nichts von Mangel an Dankbarkeit einräumen, vielmehr mag ich mich wegen des schönen Bildes immerhin als großen Schuldner bekennen. Aber die holden Zuhörerinnen werden wohl an die nicht sonderliche Aufnahme des »Creditivs« gedacht haben, über die Ottilie, als eine eifrige Gesandtin, sich beklagen zu müßen geglaubt hat. Aber wer will entziffern, wie viel bey solchen Vorkommnißen der Verlegenheit, der Laune des Moments, oder dem radicalen Bösen, d. h. der Unempfindlichkeit zuzuschreiben ist? Übrigens wird es wohl wenig Schönheiten geben, die lieber von ihren Freunden getadelt, als gelobt seyn wollen! Nun dazu kann es auch noch kommen.

Wie viel herrliche Gegenden werden Sie um Basel und Freyburg gesehen haben. Auch Rheinweiler? Auch Dewetten?

Mit treuster Verehrung der Ihrigste

v. Müller.

*

Weimar 31. December 1824

Lassen Sie mich noch im alten Jahre Ihre beyden lieben Zuschriften beantworten, Theuerster Freund!

---

[12]) Staatsrat v. Schmitz-Grollenburg, Mitglied der Frankfurter Konferenzen der Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz, den Reinhardt besonders schätzte. (Lang, 462.)

[13]) Josef Graf Villèle, royalistisch-klerikaler Parteiminister, durch dessen Sturz (1827) sich Reinhard von einem Zentnergewicht entlastet sah, das ihm seit Wochen auf der Brust gelegen. (Lang, S. 501.)

[14]) Am 4. Oktober 1824 hatte Reinhardt eine Reise nach der Schweiz angetreten. »Über Basel, Aarau, Zug und Arth gelangten wir an den Fuß des Rigi, übernachteten auf dem Kulm und genossen die ganze Pracht des Panorama, den Rosenglanz der Schneeberge ausgenommen, weil die Sonne in Wolken unterging«. (Lang, 478.)

Die Beustische Nachfrage wegen Ekendahl[15]) war allerdings vom Großherzog veranlaßt. Froriep hat die größte Lust, den guten Mann anzustellen und fürchtet sich nur vor den Schwierigkeiten, die neuerer Zeit die Polizey bey Aufnahme aller Fremden, zumal mit Familie, macht, bey welchen zu besorgen stehen kann, daß sie dereinst der neuen Heimath zur Last blieben. Deshalb hat er mit dem Großherzoge vorerst gesprochen. Da die Beustischen Nachrichten ganz vortheilhaft lauteten, so ist Froriep in seiner Neigung bestärkt worden, und es scheint nur darauf noch anzukommen, ob wegen dereinstiger Wiederaufnahme der Ekendahlschen Familie an seinem Heimaths- oder irgend einem anderen Orte ein bündiges Zeugniß wird beygeschafft werden können, oder ob Froriep der hießigen Stadt eventuelle Bürgschaft leisten will. So wenig ich bey meiner schon langher gespannten Stellung zu Froriep, direct auf ihn einwirken kann, so sehr habe ich mich doch bemüht bey dem Grosherzog für E. zu sprechen und es soll mich herzlich freuen, wenn sein Wunsch erreicht wird.

Flatters Büsten[16]) sind vor einigen Wochen richtig hier angekommen. Sonderbarer Weise kam kein Brief an den Großherzog mit und nur aus dem an Göthe erfuhr man, daß wahrscheinlich eine der Büsten dem Erstern bestimmt sey, während wir erst aus Euer Excellenz Nachrichten entnehmen, daß auch eine der Großfürstin gewidmet ist.

Der Großherzog hat durch Treutlingen vorerst Erkundigung einziehen laßen über die nähere Bewandniß.

Göthe kam in Verlegenheit über die zu gebende Antwort, da er mit s e i n e r Büste keineswegs zufrieden ist. Stirn und Nase sind wohl getroffen, die untern Gesichtspartien aber viel zu stark, zu ausgestopft gleichsam, so daß Göthe äußerte, es sey wohl eher die Physiognomie eines recht behaglich, wohl genährten Musikers wie Jomelli. Auch scheint ihm der Lorbeerkranz sehr steif und unbeholfen ums Haupt geschlungen.

Er hat endlich sich durch die — offen anliegende — Antwort mit dem Künstler abzufinden gesucht und sich durch Ihre Anfrage über den Hergang der Sache veranlaßt gefunden, Ihnen solchen vorzulegen und um geneigte Beförderung, nach beliebiger Siegelung, zu bitten. Vielleicht, meint Er, ließen Sie gegen Ihren Korrespondenten einiges einfließen über die gerechten Desideria, und der Künstler nähme es dann aus Freundes Mund auch freundlicher auf.

Ich soll die allerherzlichsten Begrüßungen hinzufügen und den Wunsch, daß sein Morphologisches Heft Ihnen nicht zu steril erscheinen möge.

Die so überaus gütig mitgetheilten Schlaberndorfiana waren mir und besonders der Familie Schwendler höchst intereßant, die von dem in Paris anwesenden jungen Grafen noch keine Sylbe erfahren hatten. Sie hatten gefürchtet, letzterer werde fast ganz leer ausgehen, nun sind sie durch das Gegentheil aufs angenehmste überrascht.

Ich bin ungemein begierig auf Herrn von Diemars Rückkehr zu Ihnen und seine Ausrichtungen. Meine Freude wird groß seyn, wenn sie erwünscht ausgefallen.

Besten Dank für die Winke über Mirabeau. Aber Ségurs Campagne de 1812 haben sie doch auch gelesen? Dieß Werk hat mich ganz ausnehmend angezogen und scheint mir meisterhaft geschrieben.

Sie sagen noch nichts von Jacobis Briefsammlung?[17]) Ich habe Fräulein Augusten darüber geschrieben und daß ich besonders den 33. Brief (wo Wieland die Freude über Jacobis erhaltnes Portrait ausspricht) unterzeichnen möchte.

Den Grafen Beust beneide ich sehr, wenn er wirklich in solcher Spanne Zeit zwei Bände durchlesen hätte. Er wird wohl, wie der seelige Wolf zu sagen pflegte, nur d u r c h f i n g e r t haben.[18]) Übrigens beneide ich ihn noch weit mehr um Ihre Nähe, die ich ganz anders zu benutzen wißen würde.

Herzliche Glückwünsche zum neuen Jahre aus voller Seele, Ihnen und den theuren Ihrigen, auf denen ja Ihre liebste Zukunft beruht. Bleiben Sie mir freundlich gewogen, ich kann nie aufhören Ihnen von ganzem Herzen treulichst anzugehören.

v. Müller.

Mit dem jungen Wollzogen[19]) soll es beßer gehen. Die arme, arme Mutter!

[15]) E k e n d a h l Daniel Georg v., schwedischer Schriftsteller, 1792—1857, machte die Befreiungskriege in der deutsch-englischen Legion mit, war dann Professor der Geschichte am Gymnasium in Frankfurt und übersiedelte 1825 nach Weimar. (ADB, V, 785.)

[16]) Der in Paris lebende Bildhauer Joh. Jac. F l a t t e r s hatte Goethes Büste, ohne ihn je gesehen zu haben, angefertigt und eingesandt. (Zarncke Nr. 96.)

[17]) Friedrich Heinrich J a c o b i s auserlesener Briefwechsel. In zwei Bänden, Leipzig 1825. (Die Vorrede unterzeichnet: München, 26. August 1824, Friedrich Roth.)

[18]) Den Ausspruch Friedrich August Wolfs: »Jch durchfingere nur die Bücher«, notiert Müller in seinen »Unterhaltungen« am 19. April 1824. (3. Aufl., S. 110.)

[19]) Adolf v. W., Sohn von Schillers Schwägerin Karoline, machte die Befreiungskriege mit, mußte aber 1821 den Militärdienst krankheitshalber verlassen. Am 10. September 1825, an dem Tage, an dem er vor 30 Jahren geboren war, starb er durch einen traurigen Zufall auf der Jagd. (Literarischer Nachlaß der Frau Karoline v. W., Leipzig 1867, 2. Aufl., 1. Bd., S. 45.)

Ein ungedrucktes Stammbuchblatt von Goethe

mitgeteilt von *Dr. Leo Grünstein.*

»Rosenknospen« betitelt sich ein sechszeiliges Stammbuchblatt von Goethe, das in den bisherigen Ausgaben der Werke des Dichters nicht enthalten ist. Wie mir der stets hilfsbereite Herr Geheime Hofrat Professor Dr. Suphan, wohl einer der besten Kenner Goethes, mitzuteilen die Güte hatte, ist es auch ihm unbekannt und in den Papieren des Goethe-Schiller-Archivs nicht nachweisbar.


Rosenknospen.

Wenn der Sommer sich entzündet
Rosenknospe sich verkündet,
Wer mag solches Glück entbehren
Das Versprechen, das Gewähren!
Das beherrscht in Florens Reich
Blick und Sinn und Herz zugleich.

Weynachten 1827 Goethe

Die Handschrift der Verse, die, wie das Datum »Weynachten 1827« bezeugt, als freundliches Gelegenheitsgeschenk gelten sollten, weist jene besondere, fast liebevolle Sorgfalt auf, wie sie etwa den Blättern und Blättchen eigen, die Goethe an Marianne v. Willemer zu senden pflegte. In den Tagebüchern, die über Goethes Gelegenheitspoesie bisweilen manchen erwünschten Aufschluß geben, finden wir am 24. Dezember 1827 bloß den Vermerk: »Kleine Gedichte für Freundinnen.« Unter den Damen, denen Goethe in diesem Jahre wiederholt kleinere Verse widmet, sind in der Weimarer Ausgabe u. a Frau Hofrat Riemer, Frau Carlyle und Frau v. Mandelsloh genannt. Nach einer liebenswürdigen Mitteilung der gegenwärtigen Besitzerin, Frau Geheimrat Emmy Merck in Darmstadt, ist das Blättchen im Nachlasse ihrer Verwandten, des Fräuleins Karoline Weyland, einer Kammerfrau der Herzogin Luise von Weimar, gefunden, und bisher in der Familie aufbewahrt worden. Leider haben sich über die Persönlichkeit des Fräuleins Weyland keine näheren Daten finden lassen. Frühjahr und Sommer des Jahres 1827 verbrachte Goethe in seinem Gartenhäuschen bei Weimar. In der Einsamkeit und Beschaulichkeit dieses ländlichen Aufenthaltes sind die aus der liebevoll sinnigen Betrachtung der Natur und dem lebendigen Wechsel der Jahreszeiten heraus empfundenen »chinesisch deutschen Tages- und Jahreszeiten« entstanden, in denen das von Goethe oft und in anmutigen Varianten behandelte Rosenknospenmotiv den folgenden Ausdruck gefunden hat: *)

»Nun weiß man erst, was Rosenknospe sey.
Jetzt da die Rosenzeit vorbei
Ein Spätling noch am Stocke glänzt
Und ganz allein die Blumenwelt ergänzt.«

Unser Stammbuchblatt ist ein zarter, stimmungsvoller Nachklang dieser sommerlichen Blumenpoesie.

Dank der besonderen gütigen Erlaubnis der Frau Geheimrat Merck ist die »Chronik« in der angenehmen Lage, die »Rosenknospen« den Goethe-Freunden zugänglich zu machen.

*) Werke, Hempelsche Ausg., 2. Bd., 2. T., S. 273.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND.

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

RUDOLF PAYER VON THURN.



WIEN 1909.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur:
Dr. Rudolf Payer von Thurn
IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Vereinskanzlei: Wien, I., Eschenbachgasse Nr. 9.

XXII. Band. | **Wien, 15. Juli 1908.** | **Nr. 1—2.**

INHALT: Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard. II. — Neues zur Geschichte des Liedes »An den Mond« von K. Rhode, Marburg i. H. — Ein Brief der Frau v. Stein an Frau v. Döring von Heinrich Funk. — Ein Billett Goethes an Charlotte v. Stein von J. Fränkel.

Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard.

II.

(Vgl. »Chronik«, XXI. Band, S. 31 ff.)

Weimar, 24. Jan. 1825

Erst gestern Abend erhielt ich Ihren Brief vom 18. d. M., verehrtester Freund! und eile ihn zu beantworten. [1])

Es ist mir rein unerklärlich, was Ihnen in meinen lezten 2 Briefen aufgefallen seyn könnte, so viel aber weiß ich, daß meine innigste Verehrung und Anhänglichkeit für Sie auch nicht des

---

[1]) Dieser Brief bleibt unverständlich ohne den vorausgehenden Brief Reinhards vom 18. Jänner 1825. Das besondere Entgegenkommen des hochverdienten Direktors des Goethe- und Schiller-Archives, Geh. Hofrates Professor Dr. Bernhard Suphan, setzt uns in den Stand, diesen Brief nach dem im Archive des Kanzlers Müller (gegenwärtig dem Goethe-Schiller-Archiv einverleibt) erliegenden Originale hier abzudrucken. Er lautet:

Frankfurt d. 18 Januar 1825.

Soeben läst mir H. v. Carlowiz sagen er sende jemand nach Dresden der durch Weimar gehn werde. So viel ich höre ist es ein H. Bidermann; ob der aus London weis ich nicht. Auf Göthens l. Brief, so wie auf den Ihrigen hatt' ich die Antwort verzögert bis ich aus Paris über H. Flatters etwas hören würde, dem Göthens Brief mit Ihren Bemerkungen nun zugekommen seyn muß.

Was ich mit dieser Gelegenheit, die mir nur wenige Minuten gewährt, Ihnen sagen will, ist, daß ich zwischen Ihrem letzten Brief und dem vorigen eine gewissen nuance zu bemerken glaubte. Sagen Sie mir, ich beschwöre Sie bei der Anhänglichkeit, die Sie noch immer an mich knüpft, ob ich Recht habe oder nicht? Und dabei mus ich Ihnen eine Stelle aus Jacobis Briefwechsel zitiren, den ich nun gelesen, verschlungen habe, und wieder lesen und auch mit Ihnen bei besserer Muße darüber sprechen werde. Sie steht S. 476 u. 477. »Wie wäre es, dachte ich — gegen ein solches Verhängnis ist der beste, der edelste, der rechtschaffenste Mensch nicht gesichert.« In einem solchen Fall glaubt' ich vorigen Sommer zu seyn, ganz in einem solchen; denn ich mußte aufschreyn, oder es hätte mir die Brust zersprengt; und jeder Schein wurde von teuflischer Bosheit aufgenommen als Zeugnis gegen mich. Und dennoch, Gott ist mein Zeuge, steht vest, was ich an Göthen schrieb: »Es ist nicht. — Verstehn Sie mich wohl; Mein Fall ist nicht Starks Fall; es ist der Fall, den Jacobi voraus sagt. — Mit Gagern hab' ich mich hierüber ausgesprochen; er wußte von nichts. — *Weis auch Graf Beust von nichts?* Wenn Sie mir auf Ehre u. Gewissen auf das letzte antworten können: Nein, so bin ich auf einer falschen Fährte. Denn das gesteh' ich Ihnen: In dem Höllendunkel, das mich umgab, blieb ich meines Gehirns nicht mehr mächtig. Von Kombinationen zu Kombinationen schritt ich fort bis ich im Gehirn Schmerzen fühlte. Ich muste aufhören, ich must mit vorgestreckten Armen dieses Gespenst von mir abweisen. Antworten Sie mir bald und mehr. Wie die Antwort ausfalle, sie ist zu meiner Beruhigung unentbehrlich. Denn auch das wird mich unendlich beruhigen, gewis zu wissen, daß ich nicht mit Chimären kämpfe.

Leben Sie wol. Von ganzer Seele (und dieser Brief ist dessen Zeuge) Der Ihrige Rd

Die Stelle aus dem Jakobischen Briefwechsel, die Reinhard hier vor Augen hat, findet sich in einem Briefe an F. L. Grafen v. Stolberg (Pempelfort, den 7. Mai 1788). Jacobi sagt dort von Stark: »Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Lieber, welch ein grauenvolles Mitleiden ich gerade da mit diesem Unglücklichen empfunden habe, wo er die widrigsten Eindrücke auf mich machte. Wie wäre es, dachte ich, wenn man aus deinem Leben diesen oder jenen Zug herausnähme, ein schändliches Mährchen darauf baute, und es mit Briefen, die man erhascht hatte, unterstützte; und dir bliebe nur die einzige Wahl, entweder öffentlich für einen Bösewicht gehalten zu werden; oder die Sache, wie sie war, mit allen ihren Umständen offen zu legen; Freunde zu verrathen, Schwachheiten zu bekennen usw.? Und wie oft, wenn man sich auch zu letzterm entschlöße, wäre nicht einmal damit geholfen! Man würde die Entschuldigung dergestalt vergiften, daß eine zweite Dichtung, ärger als die erste, daraus hervorginge. Das nicht einmal gerechnet, daß oft der Verleumder Urkunden und Zeugnisse für sich haben, und der Unschuldige ganz davon entblößt seyn kann. Gegen ein solches Verhängniß ist der beste, der edelste, der rechtschaffenste Mensch nicht gesichert.« Ähnliche melancholische Anwandlungen hatte Reinhard seit seiner frühesten Jugend. »Wie für seinen Despotenhaß

leisesten Wandels fähig ist. Auf Ehre und Gewißen kann ich beschwören, daß Graf Beust nie anders als mit Hochachtung von Ihnen gesprochen hat, und daß, wie wenig harmonisch seine Individualität auch zu der Ihrigen seyn möchte, er doch sich stets Ihres Wohlwollens mit freudigem Stolze gerühmt hat und als redlicher Mann unfähig wäre, je irgend einem Zweifel an der moralischen Würde Ihres Charakters Raum zu geben. Ich antworte daher aus voller Seele und Überzeugung: Nein, auf Ihre Frage.

Was Jacobi an der citierten Stelle sich als möglich denkt — wer könnte es in Beziehung auf sich selbst nicht in einer umdüsterten Stunde ebenfalls als möglich denken? Aber hüthen wir uns solchen Gedanken-Phantomen nachzuhängen, die gleich andern metaphysischen Gespenstern wesenlos an sich selbst, nur ein Erzeugnis unsrer eignen getrübten Fantasie sind. Auch ich habe wohl schon mit ähnlichen Phantomen gekämpft, manchmal alles gegen mich verschworen, und die besten Freunde kalt oder erzürnt auf mich gewähnt. Bey näherer Betrachtung fand ich immer, daß körperliches Unwohlsein oder die Herrschaft, die ich irgend einer unangenehmen einzelnen Erfahrung auf meine Vorstellungsweise eingeräumt hatte, die Schuld trug.

Wer wie Sie, verehrtester Mann! auf ein langes, inhaltreiches Leben mit so reinem Bewußtseyn, stets das Beste gewollt und nach Kräften gefördert zu haben, zurückblicken kann, wer wie Sie die Geschichte und das Zeugniß aller Partheyen für seine Rechtlichkeit zur Bürgschaft hat und in der Liebe und Achtung der edelsten Zeitgenoßen einen unverlierbaren Schatz besitzt, der darf gewiß nicht fürchten, einen so außerordentlichen Fall, wie Jacobi ihn blos als möglich dachte, hinsichtlich seiner verwirklicht zu finden.

Und worauf solte solch' eine Furcht sich gründen? Können Sie irgend eine unzweifelhafte Thatsache als Berechtigung zu solcher Besorgniß anführen? Eine unzweifelhafte Thatsache sage ich, nicht blos einen momentanen Schein, wie zufällige Beleuchtung ihn wohl jedem von uns einmal in umwölkter Stunde ins Auge wirft?

war Reinhard unter den Freunden auch dafür bekannt,« erzählt sein Biograph Lang S. 31, »daß ein Winter von Gram ihm den Geist in Nebel hüllte. Schon jetzt (1783) fühlt der Dichter wie auf Saul einen schwarzen Geist auf seinen Nacken sich niedersenken der finstre Geist, der, durch die spätern Schicksale immer wieder aufgeweckt, niemals völlig von ihm gewichen ist.« Eine ganz ähnliche Stimmung kommt in dem Brief an Goethe vom 11. Februar. (Briefw. zw. Goethe u. R. S. 250 f.) zum Ausdruck, die Goethe in seiner undatierten Antwort (S. 254) zu verscheuchen sucht.

Nein, mein theurer Freund! es ist keine Realität an Ihren Schreckbildern, wohl aber ist die Liebe und Treue, welche in jeder Freundesbrust unerschütterlich für Sie glüht, eine Realität, eine Warheit, die billig durch keinen finstern Zweifel verlegt werden sollte.

Ich sehne mich schon lange einiger Kunde über die Reise-Resultate des ältren H. v. D[iemar] nach Meinungen entgegen. Gönnen Sie meiner warmen Theilnahme bald eine freundliche Mitteilung darüber. Eben war ich im Begriff, Sie deshalb anzugehen, als Ihr Schreiben eintraf.

Auch über Jacobis Briefsammlung müßen Sie mir recht viel noch sagen. Vor wenig Tagen habe ich von München eine trefliche Büste des Verewigten erhalten.

Göthe grüßt aufs herzlichste und hofft ebenfalls bald auf briefliche Äußerung über sein letztes Heft. Unsre Herrschaften fragen mich oft nach Kunde von Ihnen, und noch gestern trug mir die Großherzogin die freundlichste Begrüßung an Sie auf, und ob Sie denn nicht bald wieder einmal hierher kommen wollten.

Was sagen Sie zu dem Wiener Anathema über den Gothaischen Hofkalender? Beust wird Ihnen das Nähere darüber sagen können »Das Gemälde der Legitimität sey durch den strömenden Vulcan vergoßnen Bürgerbluts, in der wieder aufgewärmten Geschichte des Bauernkriegs, in ein düstres, zur Empörung aufreitzendes Licht gesezt worden.« p. *voila, à ce qu'il paroit, du Pfeilschifter tout pur!*[2])

Von ganzer Seele und ewig der Ihrigste

v Müller.

*

Weimar 11 Febr 25

Ihr vorgestern eingegangner Brief, Verehrtester Freund! war mir sehr beruhigend, ich hatte mich nach Kunde von Ihnen ungemein gesehnt. So wäre es denn gelungen, wenigstens einen Verdacht zu zerstreuen und zu vernichten, der Ihr wohlwollendes Gemüth getrübt hatte; o könnte ich doch auch

[2]) Joh. B. Pfeilschifter (ADB 25, 657) der Herausgeber der »Zeitschwingen« vor Börne. Schon im September 1823 wollte Metternich »den in Frankfurt lebenden Schriftsteller Pfeilschrifter, Verfasser des Journals „Der Staatsmann", mit dem Hofsekretärtitel, jedoch ohne Einteilung bei einem Departement, in österreichische Dienste übernehmen und demselben nebst politischer Literatur auch die politische Zensur bei der Polizeihofstelle übertragen« (Kaiser Franz an Sedlnitzky 11. Sept. 1823). »Nachmittags lange bei Goethe, der später mit Adele und Ulrike recht heiter scherzte, zuerst aber mir durch seine Äußerung: Es lasse sich doch die *mauvaise volonté* im Gothaischen Kalender empfinden, nicht Genüge tat.« (Müller, Unterhaltungen, 17. Januar 1825, 3. Aufl., S. 124.)

alle ähnlichen für immer verscheuchen! Ein innerster Glaube sagt mir, daß Sie in der That nur mit selbstgeschaffnen Schreckbildern kämpften, denn es ist unmöglich, daß irgend ein Freund sich von Ihnen abwende, der Sie jemals näher gesund erkannt hat, und die reinen Potenzen in der intellectuellen und moralischen Welt können eben so wenig ihre Anziehungskraft gegen wahlverwandte Gemüther verlieren als der Magnet in der physischen Welt. Zu deutlich fühle ich an mir selbst, daß Nichts meinen Glauben, meine Anhänglichkeit an Sie zu schwächen vermöchte, als daß ich nicht auch ahnden sollte, wie unendlich weh es jedem, den Sie einmal Freund zu nennen gewürdigt, thun müßte, sich einer Sinnesänderung beargwohnt zu sehen.

Nur körperliche Verstimmung — die uns ja alle oft unbewußt trifft — konnte jenes Mistrauen erzeugen, das Ihrer edlen Seele so fremd ist; rufen Sie wie Egmont: »Das ist ein fremder Tropfen Bluts, der mir nicht gehört; gütige Natur! wirf ihn wieder aus.«

Wie innigen Antheil nehme ich an dem Beschluße, den Sie hinsichtlich der Verbindung Ihrer Gräfin Tochter gefaßt! Sie verdient das reinste Lebensglück und H. v. D.[iemar] müßte dem Bilde, das ich mir von mache, nicht im geringsten gleichen, wenn er nicht alles aufbieten wollte, es ihr zu verschaffen. Sollte die Vermählung des Herzogs v. M.[einingen] nicht günstigere Cunjuncturen für seine Dienstverhältnisse herbeyführen? Wenn Sie nach Ostern das junge Paar in der neuen Heimath einseegnen, so wäre es, nur eine Tagreise von Weimar, doch wirklich grausam, uns nicht Ihren Besuch zu gönnen, zumal Sie bey Nichtanwesenheit der Erbgrosherzoglichen Herrschaften, viel weniger vom Hofe geniert sind und wir Ihr Hierseyn keineswegs nach Paris verrathen wollen.

Goethe grüßt aufs allerherzlichste; es freut ihn sehr zu hören, daß Sie Voigts Naturgeschichte durchlesen, deren Verfaßer er sehr begünstigt. In kurzem wird wieder ein Heft von Kunst und Alterthum fertig, und ein sehr inhaltsreiches. Unter andern kommen die Götheschen Antworten auf die im letzten Hefte abgedruckten Schillerschen Briefe darinn vor.

Man schrieb mir dieser Tage von München, ob ich nicht eine Copie des Portraits von Jacobi, das Wieland besaß, verschaffen könnte, um dem 2. Theil der Briefsammlung einen recht ähnlichen Kupferstich vorzusetzen. Leider aber ist jenes Portrait nach Aussage der Wielandischen Töchter schon in den letzten 10—12 Jahren vor ihres Vaters Tode verschwunden gewesen, ohne daß man weiß wohin. Ich klagte dieß Goethen, der hierauf nachsuchte und eine ganz herrliche Zeichnung von Hemsterhuis, vom Jahre 1771, fand, die Jacobis Züge aufs edelste, treuste und geistreichste aufgefaßt ganz so wiedergiebt, als Goethe sie in den schönsten Jugendstunden gekannt haben will. Nun habe ich diesen Morgen den Fund nach München geschickt und hoffe bey Roth und Niethammer große Freude damit anzurichten.

Was Sie mir über Frl. Auguste mittheilen, betrübt mich aufs innigste. Ich kann mir wohl denken, wie lebhaft sie verfehlte Hoffnung empfinden mag und kann überhaupt nicht aufhören, an allem was sie in Freud und Leid betrifft, den treusten Antheil zu nehmen. Ob **ihr** aber eine Hofdamenstelle zusagen würde, bezweifle ich fast. Und sollte der Hof sich über das Vorurtheil des Standes hinwegsetzen? Das wäre sehr rühmlich und ein sehr gutes Beyspiel. In Scheffners — des Freundes von Kant und Hippel — Leben — einem gar trefflichen Buche — kommt eine sehr tiefgedachte Stelle über Hofdamen vor, die auseinander setzt, wie viel besser es um unsere Höfe aussehen würde, wenn lediglich höhere Geistesbildung und Charaktertüchtigkeit jene Stellen in Anspruch nehmen dürfte.[3]) Theilen Sie mir doch ja gütigst mit, sobald Sie etwas Näheres über der holden Freundin Geschick und Ergehen vernehmen. Sie werden mich ungemein dadurch verpflichten!

Unsre Wiener Nachrichten stimmen ganz mit dem überein, was Sie wegen der neusten Stellung Englands zum Kontinent schreiben. Möge nur kein förmlicher Bruch am Ende herauskommen! Wie unschätzbar wäre es mir, nur ein Stündchen über so merkwürdige Constellationen mit Ihnen vertraulich plaudern zu können! Ihre Briefe sind stets für mich ein hoher Genuß, versagen Sie mir ihn nicht wieder so lange, wie das vorige Mal. Der beßere Theil meines Ichs ist in Liebe und Verehrung unaufhörlich bey Ihnen und mit den treusten Wünschen

v. M.

Die Vermählung Prinz Wilhelms von Preußen mit der Prinzeß Radziwil ist decidirt.

---

[3]) Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben. Königsberg 1821, S. 296: »Wird dieser Geist des Hoflebens nicht dadurch zu ändern gesucht, daß man zu Kammerherren und Hofdamen nur solche Personen bestellt, die Anlage und Lust haben, die ihnen überflüssig zugeteilte Muße zu beßrer Verstandesbildung zu verwenden, so sind keine bessern Fürsten und Regierungen zu erwarten, denn die auf Erweiterung der Nichtsthuerei und der Frivolität ausgehenden Hofleute sind zu emsig darauf bedacht, die Fürsten zu gleichen Geisteskindern zu machen.«

Weimar, 15 Februar 1825

Unser Capellmeister Hummel reißt nach Paris und wird am 24. d. zu Frankfurth Concert geben.

Ich benutze diese Gelegenheit Ihnen, Verehrtester! diese Zeilen zuzubringen und erlaube mir zugleich, ihn selbst, deßen Virtuosität Ihnen gewiß längst bekannt ist, Ihrer gewogentlichen Aufnahme und Förderung zu empfehlen. Er ist auch als Mensch höchst achtungswerth und uns allen hier ungemein lieb.

Herr Prof. Cousin ist zu Berlin entlaßen, wie unser Geschäftsträger daselbst soeben berichtet. Ich bin sehr begierig, ob über seine Unschuld nicht eine öffentliche Erklärung erfolgen wird.[4])

Der schnelle Tod des Herzogs von Gotha hat die Charakterstärke des guten Lindenau auf eine neue und harte Probe gesetzt. Viele seiner schönsten und edelsten Plane sieht er nun plötzlich gehemmt, durchkreuzt, vielleicht vernichtet.[5])

Daß die 3 Agnaten zugleich durch das Ministerium Besitz ergriffen und durch lezteres vorerst alles auf bisherige Weise fortführen laßen, *salvo jure cuiuscunque* ist recht schön und löblich, aber wie wird die definitive Entscheidung der respectiven Ansprüche herbeigeführt werden? Von einem Austrägal Gericht? Welche unübersehbare Labyrinthe würden sich da öffnen! Könnte doch der höhere Gesichtspunkt des Länderwohls vestgehalten, die Untheilbarkeit eines jeden Bundesstaates proclamirt, Meinungen im Geiste der Primogenitursuccession und des wahren monarchischen Princips als einziger Landesfolger anerkannt und die 2 jüngren Linien hinsichtlich der Domainen mit Geld entschädigt werden — welche seegensvolle Folgen würden für das verwaißte Gotha und Altenburg daraus hervorgehen!

Bey der Section des verstorbenen Herzogs hat sich gefunden, daß er zwischen den Hirnhäuten eine lange und dichte Balg-Geschwulst hatte, durch welche das Gehirn beengt und ganz auf die linke Seite gedrückt war. Man schreibt sie einem Sturze mit dem Pferde, den er einst vor 30 Jahren in Magdeburg gethan, zu, und so wird auch sein häufiges Hingreifen an die eine Seite des Kopfes sehr erklärlich. (*Entre nous soit dit;* ich weiß nicht, ob man zu Gotha wünscht, daß diese Entdeckung sehr bekannt werde.) Im Leibe war alles normal und gesund, die Nerven um den Hals aber ganz zerrißen und abgestorben. Donnerstags ist die Beerdigung.

Von Wien schreibt man: *qu'on y abondè dans le sens de la Russie et de la France par rapport aux quéstions elevées par l'Angleterre.* Wenn nur nicht am Ende ein Continentalsystem à la Napoleon gegen England ergriffen wird! Herr Canning wird sehr ruhig dabey bleiben — aber wir andren würden dabey gewaltig leiden. Gagern hat mir seine *Opinion d'un Etranger* p. geschickt, und schmeichelt sich Ihrer Billigung. Sie trägt ganz den Stempel seines biedren Herzens und originellen Geistes.

Mit treuster und liebevollster Verehrung auf immer der Ihrigste

v Müller.

*

Weimar, 29 März 1825
Dienstags früh 7 Uhr

Um die in 1/4 Stunde abgehende Post nach Meinungen noch zu benutzen schreibe ich Ihnen, Verehrtester! nur in aller Eile, daß ich Ihre freundliche Zuschrift durch Herrn von Nagler vor 1/4 Stunde erhalten und bereit bin, jeden Tag, den Sie mir bestimmen, nach Gotha zu kommen.

Aber freylich wäre es, schon Goethes wegen, weit wünschenswerther, Sie kämen die wenigen Meilen noch, hierher.

Ich sehne mich außerordentlich, Sie wiederzusehen und möchte, auch wenn Sie bis Weimar gehen, Ihnen jedenfalls gerne bis Gotha entgegenreißen.

Die Posten von Meinungen hierher gehen sehr schlecht mitunter, schreiben Sie mir daher ja nicht zu spät. Ich weiß, daß solche oft 4—5 Tage unterwegs zubringen, wenn es nicht gerade zusammentrifft.

Göthe war sehr gebeugt und ergriffen,[6]) hat sich aber wieder glücklich erholt und

[4]) Viktor Cousin (1792—1867) Professor der Philosophie am Lycée Bonaparte, hatte 1820 seine Vorlesungen aus politischen Gründen einstellen müssen, war auf einer Reise nach Deutschland als politischer Umtriebe verdächtig verhaftet und nach Berlin gebracht worden, welchen Aufenthalt er benützte, um sich näher mit der Hegelschen Philosophie vertraut zu machen. Am 18. Oktober 1817 hatte er zum ersten male bei Goethe vorgesprochen: »Mr. V. Cousin, Professeur de Philosophie à Paris, reisend, um die deutsche Philosophie näher kennen zu lernen« verzeichnet das Tagebuch. Cousin selbst berichtet über seine Besuche bei Goethe in den »Fragments et souvenirs par M. Victor Cousin triosième édition considérablement augmentée. Paris, Didier et Cie. 1857.« S. 150—164: Weimar Visites à Goethe.

[5]) Als der letzte Herzog von Gotha-Altenburg, der schwache Friedrich IV. gestorben war (11. Februar 1825) wurde von dessen Agnaten, den Herzogen von Hildburghausen, Meiningen und Koburg, bis zur erfolgten Erbteilung, die fast selbständige Regierung des Landes dem Minister Bernhard August von Lindenau übertragen (ADB 18, 681 f.).

[6]) Durch den in der Nacht vom 21. auf den 22. März 1825 erfolgten Brand des Weimarer Theaters, Vgl. Minor, Chronik, XX. Bd. S. 38.

wird sich sehr der Kunde von Ihnen und Nagler freuen.[7])

Verehrungsvoll

v Müller.

*

Weimar, 18 März 1825

Ihre freundlichen Zuschriften, verehrtester Freund! haben Goethen und mir große Freude gemacht, besonders da wir uns nun der schönen Hoffnung überlaßen zu dürfen glauben, Sie bald von Angesicht zu Angesicht zu sehen, denn daß Ihnen eine durch so bedeutende Motive[8]) gebotene Reise von Paris aus erschwert werden könnte, scheint uns kaum gedenkbar. — Also der 27. dieses wird der schönste und wichtigste aller Geburtstage für Gräfin Sophie seyn? Sey er in seinen Folgen auch der glücklichste und für das liebende Vaterherz eine frische Quelle der reinsten Familienfreuden, der innersten Beruhigung! Meine Gedanken werden an diesem Tage Sie unaufhörlich unschweben, da gewiß keiner Ihrer Freunde treuren und herzlichren Antheil nehmen kann. Sprechen Sie der verehrten Geburtstägerin meine innigsten zweyfachen Glückwünsche freundlichst aus, aber auch dem glücklichen Bräutigam, und sagen Sie beyden, daß ich mich im voraus freue, bey einer mir wahrscheinlich bald bevorstehenden Geschäftsreiße nach Schweinfurth solche mündlich wiederhohlen zu können. M e i n u n g e n, wo ehmals mir viele der werthesten Freunde wohnten, die neuerdings, bis auf Könitz, alle ausgestorben oder weggezogen sind, wird nun neuen Reitz für mich gewinnen, wenn ich bey meinen Durchflügen Zeuge des Glücks eines jungen Ehpaares seyn kann, das I h r e m Herzen so theuer ist.[9]) Unter allen Damen am Meinungischen Hofe möchte ich keine so angelegentlich der nähren Aufmerksamkeit Gräfin Sophiens empfehlen, als Frau von Koenitz, die eine der edelsten und würdigsten Frauen ist, die ich kenne, höchst gebildet, theilnehmend, zuverläßig in Rath und That, leider nur sehr kränklich. Dann ist auch die neue Hofdame der künftigen Herzogin, Fräulein Fanny von Stein, sehr interessant und achtungswerth und verdient durchaus recherchirt zu werden.

Ihre Freude über Cousins Freysprechung theile ich von ganzem Herzen und bin sehr begierig auf die nähren Details. Haben Sie ja die Güte, die Briefe, deren Sie so lobend erwähnen, uns mitzubringen.

Göthe ist über Flatters — wenn gleich nur indirecte — Drohung, hierherzukommen, ganz erschrocken. Er wird Ihnen in diesen Tagen ein ostensibles Blatt senden, um jeder etwaigen weitren Demarche gründlich vorzubeugen. Dieser Mann muß doch ein confuser Kopf seyn, weil er sich für eine vom Grosherzog empfangne Medaille bey der Grosfürstin bedankt und wähnt, es sey so leicht die ganze Grosherzogliche Familie dahin zu bringen, daß sie sich von ihm »aushauen« laße. Auch durch Treutlinger hat er deshalb Anerbietungen machen laßen, die aber ganz trocken abgelehnt wurden. Treutlinger schildert ihn als höchst eitel und anmaßlich.

Ich freue mich sehr, Ihretwegen und Maccos wegen, daß Sie ein Bild Fräulein Virginiens von ihm erhalten haben, und doppelt, wenn mein Vorgang dazu Anlaß war. In dem Bilde einer geliebten Person liegt ein immer frischer Zauber für die Erinnerung, der sich allmählig verstärkt und uns zulezt auch alles das darinn finden läßt, was wir anfangs noch etwa vermißten. Möchten Sie doch sich selbst noch entschließen, sich Maccos Pinsel zu vertrauen; er würde gewiß alles aufbieten, die Aufgabe würdig zu lösen.

Daß Fräulein Virginie nicht blos zum Altare, sondern auch zum neuen häuslichen Heerde die geliebte Freundin begleitet, ist schön und billig. Auch von Pempelfort werden die treusten Wünsche dahin mitziehen. Ich habe einen r e c h t l i e b e n Brief von da erhalten, der insbesondere auch inniges Dankgefühl dafür ausspricht, daß Gräfin Sophie ihr »aus ihrer bunten Herrlichkeit heraus« so oft und mit so warmer Anhänglichkeit schreibe. Der Brief enthält viel über das Corneliusische Ehepaar, den Schmerz die G a t t i n rettungslos dahin sterben, den M a n n für immer aus dem Kreise der Jacobischen Familie weg nach München ziehen zu sehen.[10]) Und so möchte sich wohl jenes

---

[7]) Offenbar in Angelegenheit des Bundestags-Privilegiums für die Ausgabe seiner Werke.

[8]) Die Verheiratung seiner Tochter Sophie.

[9]) Müllers gute Wünsche und Hoffnungen haben sich zunächst nicht erfüllt. Der Schwiegersohn bereitete Reinhard durch seine Verschwendung viel Kummer. Es kam so weit, daß er ihn trotz des Widerspruchs seiner Tochter, die mit zärtlicher Liebe an ihrem Gatten hing, vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges in die russische Armee stecken wollte, um sich seiner zu entledigen. (Lang, 507 ff.)

[10]) Peter C o r n e l i u s war auf Anregung des Kronprinzen Ludwig im September 1824 als Direktor an die Akademie in München berufen worden. »Daß ich aus dem Preussischen Staatsdienste mit allen Ehren und im guten Vernehmen entlassen bin, wirst Du gehört haben,« schreibt er Ende Dezember 1824 an Schlotthauer in München, »und nun bin ich a a Boar und wäre wohl recht zufrieden, wenn ich nicht so großes Kreuz im Hause hätte. Meine arme Frau ist schon seit einem Jahr abwechselnd mehr oder minder krank. Ich habe keine fröhliche Stunde in meinem Hause und öfter Tag und Nacht keine Ruhe. Wie

Räthsel, das Sie jüngst andeuteten, lösen laßen! Aber kein Wort von dem Hofdamenprojekt, dagegen mancherley über die Rothische Edition der Briefe und bittre Klagen über häufiges Augenweh. Das alles ist sehr betrübt und hat mich recht wehmüthig ergriffen. Ohne Zweifel sind nun seitdem auch bey Ihnen Briefe eingelaufen. Könnte ich doch die holde Trauernde am 27. März zu Ihnen zaubern; am Glück der Freundin würde sie sich erheitern! —

Geben Sie mir, Theuerster! recht bald Kunde von Ihren Reisebestimmungen. Ich ersehne sie lebhaft und werde mich unaussprechlich freuen, wenn Weimar nicht zu karg bedacht wird. Wie vieles werden wir von Ihnen zu vernehmen, Ihnen mitzutheilen haben! Wie werden Sie sich Göthes, jetzt heiterster, Stimmung erfreuen!

Von ganzer Seele, mit treuster Liebe und Verehrung der Ihrigste

v Müller

*

Weimar 31 März 25

Um jedem leidigen Postzufall vorzubeugen, schreibe ich Ihnen mit heutiger Post nochmals, verehrtester Freund! daß Lindenau zuverläßig in Gotha zu treffen und daß ich jeden Augenblick bereit bin, Sie daselbst aufzusuchen. Möchten Sie mir nur den Tag schon übermorgen anzeigen können, denn Sonntags Nacht geht die reitende Post von Gotha hierher und dann bis Dienstags Nacht nicht wieder.

Wir finden uns doch wieder im Mohren? Ich freue mich unsäglich Sie wiederzusehen und über so vieles uns gründlich aussprechen zu können! Goethe grüßt aufs herzlichste und ist von unserm Brandunglück noch sehr gebeugt, vielleicht empfindet es in ganz Weimar Niemand tiefer als Er! »Das ist das Grab meiner Erinnerungen« rief er gleich bey der ersten Schreckensnachricht aus.

Zum Glück haben Nagler und seine guten Nachrichten einige günstige Diversion gemacht. Vorher wollte Er mehrere Tage lang gar Niemanden von uns sehen. Die Bundestagsbegünstigung is ihm vom allergrößten Werthe.

Was uns aber noch mehr beunruhigt ist die Gesundheit unseres Grosherzogs, der von Eisenach sehr unwohl heimgekehrt ist. Ein wenig geht es seit gestern beßer, aber die Engbrüstigkeit und der kurze Athem sind schlimme Symptome für die Zukunft. Nur von der nahen Sommerzeit und einer recht strengen Kur dürfen wir noch vieles hoffen! —

Ich war am 27. recht treu im Geiste bey Ihnen. Möge zu Walldorf und Meinungen Sie alles aufs freundlichste ansprechen, überall sich die beste Vorbedeutung zeigen. Ich bitte mich dem holden Freundinnen-Paar aufs angelegentlichste zu empfehlen, auch Herrn und Frau von Koenitz, wenn ich bitten darf. Mit Sehnsucht und Ungedult sehe ich Montags der Bestimmung unsres Rendezvous entgegen.

Verehrungsvoll

v. Müller.

*

Weimar, 13 April 25

Laßen Sie mich einen der ersten seyn, der bey Ihrer Rückkehr Sie in den neu geweihten häuslichen Räumen glückwünschend begrüßt, verehrtester Freund! [11])

Unsre Gedanken und herzlichsten Wünsche sind Ihnen über Berg und Thal nachgegangen und haben besonders gestern Sie treulichst umschwebt. Mit Ungedult sehen wir baldiger Kunde von Ihnen entgegen.

Der Großherzog und die Grosherzogin haben meine Ausrichtung aufs allerfreundlichste und theilnehmendste aufgenommen, Ihren Entschluß sehr belobt, und mich eigends beauftragt Ihnen die aufrichtigsten Glückwünsche in ihrem Namen zu überschreiben.

»Reinhard ist doch gar ein biedrer, rechtlicher Mann, — sagte der Grosherzog — sein Besuch hat mich sehr erfreut und nur die Furcht, indiscret zu erscheinen, hielt mich ab, ihn selbst über die Wahrheit des Gerüchts, das mir zugekommen war, zu befragen und ihm meine innigste Theilnahme an seinem häuslichen Glück auszusprechen. Schreiben Sie ihm dieß doch recht bald.«

Auch Göthen war Ihre Erscheinung sehr wohltätig. Die Athmosphäre von Wohlwollen und Innigkeit, die Sie — nach seinem Ausspruch —

sehr und wie oft dieses alles mich in meiner Arbeit stört, kannst Du wohl denken.« (Ernst Förster, Peter von Cornelius I, 348.) Cornelius mußte daher um Urlaub ansuchen. »Heute empfing ich Ihren Brief von 3. dieses, und bereits sprach ich mit dem Minister des Innern Graf v. Thürheim wegen Verlängerung Ihres Urlaubs, welchen Derselbe, des traurigen Beweggrundes wegen, sehr bereitwillig erteilt. Es muß dieses eine gräßliche Lage sein, von den liebend sich für's Leben Verbundenen sich durch den Tod trennen zu sehen« schreibt Kronprinz Ludwig am 10. März 1825 an Cornelius (Ebenda S. 351).

[11]) Am 12. April fand in Walldorf die Trauung von Reinhards Tochter Sophie mit Georg von Diemar statt. Andern Tages ließ sich ebendaselbst Reinhard — im vierundsechzigsten Lebensjahre stehend — mit Virginie von Wimpffen trauen. (Lang 481.)

um sich verbreiten, hat ihn selbst erwärmt.[12]) Er ist in diesen Tagen durch D'Altons Besuch von Bonn erfreut,[13]) doch etwas schnupficht, Folge der so schnell veränderten Witterung. Sind Sie denn auch so umschneyt worden auf Ihrer Heimreiße, wie wir hier?

Doch was kümmert sich der um die Launen des Aprils, in deßen Seele ein neuer, geistiger Frühling einzieht? Sagen Sie der holden Schöpferin deßelben, daß Riemer und ich diesen Mittag einen frohen Becher auf Ihr beiderseitiges Wohl geleert haben, mit heiterster Erinnerung an Reinhardsbrunn.

Treu und verehrungsvoll der Ihrigste

v Müller.

*

Weimar, 29. April 25

Seit Empfang Ihres lieben Schreibens aus Meinungen war ich unstet und flüchtig. Ich hohlte meinen Sohn von Eisenach ab, brachte ihn nach Jena p. Er ist glücklich seiner Maschine, wenigstens bey Tag, entledigt, leidet aber etwas an den Augen.

Der Unfall Ihres Herrn Sohnes war mir sehr schmerzlich; möge er doch jetzt schon wieder frisch und gesund bey Ihnen seyn.

Wie sehne ich mich nach Kunde von Ihrem Ergehen, Theuerster Freund! Wie oft waren meine Gedanken aufs treulichste bey Ihnen! Herr Prof. Cousin, der seit vorgestern hier ist und Morgen abreißt, wird Ihnen in 4—5 Tagen näheres von uns berichten.

Seine Bekanntschaft war mir höchst interreßant, ich brachte ihn zu Gersdorf und Ottilien; Goethen hat er leider nur wenig gesehen, da er schon 10 Tage sehr unwohl ist.[14]) Er hatte einen Anfall von Lungen-Entzündung, den eine Aderlaß glücklich hob, allein er ist doch noch sehr matt und reizbar und vorzüglich sehr muthlos und voller trüber Ahndungen.

Wie mich das bekümmert, habe ich nicht Worte genug auszusprechen. Doch hoffen wir vieles von der beßern Witterung und reden ihm sehr zu, nach Marienbad zu gehen.

Der Grosherzog dagegen ist völlig wieder wohl und die Grosherzogin leidlich.

In Göthes Auftrag sende ich Ihnen beykommendes Heft, das Ihnen viel Interesse geben wird. Schreiben Sie ihm bald freundliche Äußerungen darüber, und sie werden ihm wohlthun.[15]) Ottilie war sehr böse, daß wir ihr die Gelegenheit nahmen, Ihnen persönlich zu gratuliren. Ich soll aus der Fülle ihres Herzens solches nachhohlen, gleichwie von ihrem Manne und ihrer Schwester. Auch Lindenau giebt gleichen Auftrag. An Koenitz habe ich gleich geschrieben und bereits freundlichste Antwort erhalten. Er dankte mir sehr für Ihre Bekanntschaft und hat die besten Gesinnungen für das junge Ehepaar. Was haben Sie von demselben für Nachrichten? Gefällt sich Ihre Frau Tochter auf dem Lande?

Daß Anstetten ganz von Frankfurth abgeht, ist doch wunderbar. Es wird ihm sehr unlieb seyn. Sein Nachfolger hielt sich hier gar nicht auf.

Gräfin Reinhard finde hier meine hochachtungsvollsten Begrüßungen und Sie, Hochverehrtester! die lebhafteste Entschuldigung für die Hast und Eile mit der diese Zeilen leider geschrieben werden mußten, zugleich aber die Versicherung unwandelbarster Liebe und Ergebenheit.

v Müller.

[12]) Am 7. April 1825 verzeichnet Goethes Tagebuch: »Nachricht von Canzler von Müller, daß er mit Graf Reinhard morgen ankommen werde.« Am 8. April kommt »Um 12 Uhr Canzler von Müller Graf Reinhard anmeldend nur einiges vorläufig besprechend.« Dann »Graf Reinhard selbst, von seinen Familienverhältnissen Nachricht gebend«, endlich am Abend desselben Tages: »Der Graf erzählte, wie er nach Frankreich gelangt und mit in die Revolution gezogen worden. Abschied und Verabredung.« Müller verlegt in seinen »Unterhaltungen« (3. Aufl. S. 129) Reinhards Besuch auf den 9., Lang (S. 481) auf den 7. April.

[13]) Wilhelm Eduard d' Alton (1712—1840), seit 1818 Professor der Kunstgeschichte in Bonn. Am 11. April: Herr Professor d'Alton von Bonn ließ sich melden.. Er kam um 4 Uhr, trank Thee und blieb zum Abendessen. Geschichte seiner Wanderungen. Abenteuer und andere Anecdoten. Waren höchst interessant« und tags darauf: »Professor d'Alton zu Tische. Blieb bis sechs Uhr. Mannigfaltige Gespräche, besonders über die Persönlichkeiten von Bonn.« d'Alton bleibt bis zum 15. April in Weimar (Goethe, Tagebücher, 10. Bd., S. 40 f.)

[14]) Vgl. S. 4, Anm. 4.

[15]) Gemeint ist das 2. Heft des V. Bandes von »Kunst und Altertum« Vgl. Tagebücher, 10. Band S. 46. Z. 15 f. Erst am 4. Juli 1825 schreibt Reinhard aus »Kronberg am Fuße des Taunus« an Goethe: »Das letzte Heft von Kunst und Alterthum, mit dem theuren Namen gestempelt, hat mich hieher begleitet. Vor allem bin ich mit dem Ausdruck des Kopfes vor dem Titelblatt sehr zufrieden. Es ist das Ihnen, so wie Sie jetzt sind, ähnlichste, das ich kenne. Dann kommen die serbischen Lieder, deren Blüthe Sie jedoch in Ihrem Assan Aga vorweggenommen haben. Zwanzigmal habe ich dieses Gedicht gelesen und vorgelesen und niemals ohne Thränen. Ferner die Briefe und Billete an Schiller. Vor allem aber und mehr als die Biographien, die ich auch liebe, liebe ich die epistolas ad familiares, Ihre Sprüche enthalten immer tiefer greifenden und mir doch nicht jederzeit so faßlichen Sinn, daß ich gewiß wäre es sey der Ihrige. Wie wahr, was Sie von Napoleon sagen, daß er in der Idee lebte! (Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard S. 257 f.) Das Porträt, das Reinhard so sehr gefallen hat, ist der Stich von C. A. Schwerdgeburt nach der Medaille von Bovy.

Weimar 23ten Mai 25

Hoffentlich, mein theurer Freund! befinden Sie sich wieder in bestem Wohlseyn, obgleich ich mich noch immer vergebens nach sichrer Kunde darüber sehnte. Meine treusten, innigsten Wünsche waren ununterbrochen bey Ihnen und wie froh wird mich die Gewißheit ihrer Erfüllung machen!

Herr Oberconsistorial Director Peucer von hier, ein sehr classisch gebildeter Mann, dem es schon vor 2 Jahren sehr leid that, die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu verfehlen, reißt jetzt auf einige Wochen nach Paris, um die Verwandten seiner von dort gebürtigen Gattin zu besuchen und mehrere literarische Verbindungen zu erneuen und zu erweitern.

Er bittet mich, ihm einige Zeilen an Sie mitzugeben und ich thue dieß um so lieber, als ich in der That hoffen kann, daß seine Bekanntschaft Ihnen nicht uninteressant seyn wird. Vielleicht sind Ihnen seine sehr gelungnen Übersetzungen der Zaire, Semiramis, Ifigenie, p schon bekannt, oder einige seiner kleinen Poesien. Ich rieth ihm seinen Paß in Dresden bey H. v. Rumigny visiren zu laßen, wohin er ihn denn auch gesendet hat. Der saumseelige Postenlauf aber macht ihn fürchten, daß er allzulange in Frankfurth auf denselben warten müßte, und so hat er sich denn ein Duplicat hier ausfertigen laßen und will im Nothfall von Ihrer Gewogenheit deßen Visirung erbitten, wofür ich eventualiter angelegentlichst zu intercediren mir erlaube. Göthe wird täglich wieder wohler und munterer, Herr Peucer wird Ihnen dieß aus eigener Anschauung bestätigen können. Strafford-Cannings fast zweyständiger Besuch hat ihn sehr erfreut und er hat diesen brittischen Diplomaten höchst intereßant und liebenswürdig gefunden.[15a])

Von Gagern habe ich in ewiger Zeit nichts vernommen. Er ist doch nicht etwa unwohl?

Ihrer Frau Gemahlin, die mir jüngst so freundlich gütige Zeilen gönnte, meine herzlichste Verehrung.

Ihr Herr Sohn ist nun doch hoffentlich wieder hergestellt?

Mit treuster, innigster Ergebenheit und Freundschaft für immer der Ihrigste

v Müller.

*

Weimar, 29. August 25.

Mit den schönsten Erinnerungen und den dankbarsten Empfindungen heimgekehrt habe ich, Verehrtester Freund! sogleich alle Hände vollauf zu thun gefunden, da so viel Groses und Kleines jezt jeden in Anspruch nimmt, der irgend für regsam und empfänglich gilt; so daß ich den schwindelndsten Contrast gegen die still beglückten Ruhestunden am Fuße des Taunus gewahren mußte.

Ihnen, noch ehe Sie ins Gewühl von Paris eintreten, den Mitgenuß unserer Zustände zu bieten eile ich nicht nur die gestrigen Festlieder zu übersenden — von denen das Riemersche gewiß im hohen Grade gelungen — sondern ich begehe auch eimen kleinen Verrath an Göthe, (: den er nie erfahren darf :) indem ich seine 3 unvergleichlichen Logen-Gesänge[16]) Ihnen abschreibe, jedoch mit der dringenden Bitte, sie in Frankfurth Niemanden noch zu zeigen am meisten aber vor Gernings Schnüffeley zu verwahren, denn erst am 13 September wird die Logenfeyer seyn können und es wäre ja schrecklich, wenn jene köstlichen Dichtungen dem profanen Auslande früher bekannt würden, als dem vertrauten Cirkel selbst, für den sie gedichtet. Haben Sie wohl je tiefer ergreifendes und höher gedachtes als den Zwischengesang gefunden? Ich konnte nicht nicht beßer thun, als ihn sogleich zum Thema meiner Rede zu nehmen, an der ich eben noch laboriere.

Ferner lege ich das von mir verfaßte Gedicht zur Denkmünze bey, welche glücklich angelangt und alle Erwartung übertreffend, so wohl an Ähnlichkeit als kunstvoller Ausführung, ist.[17]) Ich habe jene 3 Stanzen zwischen Schlächtern und Buttlar gedichtet, und wenn etwas Gutes an ihnen ist, so verdanke ich es der heitern und gemüthlichen Stimmung, in die mich der Aufenthalt bei Ihnen versetzte. Schon sind manche Fremde eingetroffen und es wird wohl bald heißen:

Das ganze Reims faßt nicht die Zahl der Gäste etc.

Das Theater ist so gut wie schon fertig und wird am 3. Sept. mit der Oper Semiramis und am 5. mit Tasso eingeweiht. Riemers Prolog ist sehr gehaltreich und lyrisch. Schon fangen alle Häuser und Straßen sich mit buntem Blumen- und Laubschmuck zu kränzen an, überall Gewimmel von lustig Arbeitenden und Anordnenden. Göthe, der sehr wohl und Ihnen Tausend Herzliches sagen läßt, hat sein ganzes Haus renovieren lassen, um es am Jubeltage nach dem Theater für Fremde und Einheimische in Unzahl gastlich zu eröffnen. Ottilie muß für 150—200 Personen Erfrischungen

---

[15a]) Tagebuch 21. Mai: »Herr Stratford Canning von Petersburg kommend, ein höchst vorzüglicher Mann.«

[16]) Vgl. Jub.-Ausgabe, II. Bd. S. 235.

[17]) Vgl. Paul v. Bojanowski, Hundert und vierzig Jahre Weimarischer Geschichte in Medaillen [1756—1896], S. 14 ff.

vorbereiten, und hat alle Hände voll zu thun. »Der älteste Diener des Fürsten, hat Er gesagt, muß auch das Recht haben, an diesem Tage der frohste und ausgelaßenste Wirth zu seyn.«

Und so führen wir denn ein buntes und krauses Leben in allen diesen Tagen, so daß man kaum zu Athem kommt. Ich muß mich in Göthes Park-Garten flüchten, um nur einige ruhige Sammlung zu finden.

Wie viel ich von Ihnen und Ihrer lieben Gemahlin erzählen müßen, und wie viel freudige Theilnahme ich erregt — auch bey Hofe — kann ich nicht genug aussprechen. Erlauben Sie, daß ich meiner gütigen Wirthin nochmals recht dankbar die Hand küße und Ihnen im Geiste sie drücke mit dem unwandelbaren Gefühl herzlichster Verehrung.

v. Müller.

Ihrem Herrn Sohne tausend Schönes, auch Freund Gagern, dem ich leider nicht selbst heute schreiben kann. Der Abschied von dem lieben Kronberg wird Ihnen weh gethan haben. Sie erfreuen mich doch bald mit Kunde von Ihnen allerseits, noch ehe Sie abreißen? *Vale faveque.*

*

Weimar, 3. Juni 25

Herr Eckendal hat mir ihre freundlichen Zeilen richtig behändigt und mir durch die Bestätigung Ihres Wiederwohlbefindens große Freude gemacht, mein hochverehrter Freund!

Auch können die uns zugegangenen Berichte über das glänzende Fest, das Sie gegeben, als noch neuere Zeugisse dafür gelten. Ich muß Ihnen meinen ganz besondren Dank dafür aussprechen, daß Sie Herrn Peucer daran Theil zu nehmen vergönnten und ihn überhaupt so überaus gütig aufnahmen. Er hat mir die vortrefflich gelungenen Strophen zugeschickt, die Sie zur poetischen Weihe dieses Festes gespendet; auch Göthe hat sich sehr daran erbaut. Die Aufgabe war nicht leicht und nur durch den feinsten Takt zu lösen, da das *ne quid nimis* hier eben so schwer zu beobachten als notwendig war. Sie haben dem Philisophen u. Cosmopoliten nichts vergeben u. doch dem Hofmann würdig Genüge gethan. Die dritte Stanze ist in diesem Sinne zweyfach gelungen und meisterhaft zu nennen.

Die guten Nachrichten von Walldorf und die Wiederkehr Ihres Herrn Sohnes haben mich gleich sehr erfreut. Ich geleite Sie im Geiste nach der Cronenburger Villa, am Fuß des majestätischen Taunus und ahnde lebhaft, wie ruhig-schöne Stunden Sie dort an der Seite der liebenswürdigen Gefährtin, die sich schon gleich beym Eintritt in den neuen Bund so treflich erprobt hat, verleben werden. Auch Gagern ist ihres Lobes voll. Hornau wird nun wohl auch öfters besucht werden?

Für die Schlabrendorfiana meinen besten Dank. Aber es ist wirklich sehr betrübt, daß nun Leo Schlaberndorf, der Stiefsohn unseres Präsident Schwendler, so gut wie nichts erhalten wird. Ich wollte das Testament ließe sich aus irgend einem kleinen Formmangel anfechten!

Benkendorf, mein alter Jugendfreund, ist Ihnen gewiß herzlich zugethan und unfähig, seine Gesinnung so leicht zu ändern. Wie die tolle Sage, A.[nstetten] sey abgerufen, entstanden, will ich Ihnen wohl vertrauen. Ein durchreisender Ruße, deßen Namen ich vergeßen, gab sich — Gott weiß aus welchem Misverständniß — im Thore und im Gasthofe als »Gesandter am Bundestag« an; gleichzeitig wußte man, daß A. in Stuttgart accredidirt worden, und so konnte wohl leicht jener Wahn entstehen.

Goethe ist frisch und munter und trägt mir die schönsten Begrüßungen auf.

Von Fräulein Auguste, der ich die von München mir zugegangne Zeichnung zu Jacobis kürzlich errichtetem Monumente übersenden mußte, habe ich — schneller als je — eine höchst freundliche Antwort erhalten. Die Wiedergenesung ihrer schon für verlohren gehaltenen Freundin Cornelius macht sie überglücklich, auch rühmte sie, so eben sehr heitere und liebe Briefe aus Walldorf erhalten zu haben und nimmt den freudigsten Antheil an Ihrem neuen häuslichen Glück. Sie beschreibt mir das neuste große Gemälde des Cornelius, den Untergang des Trojanischen Königshauses darstellend, mit so großer Klarheit und Wärme, daß selbst Goethe über die Kraft und Gewandheit ihrer Feder erstaunt ist. In diesem Augenblicke aber werden Corneliusens schon nach München abgereißt seyn.[18])

[18]) »Als meine Frau von aller menschlichen Weisheit aufgegeben und wir mit Ergebung in den höchsten Willen das Äußerste erwarteten, wandten wir uns allein an den, der da ist der Herr des Lebens. Am Tage, als der Priester das heilige Abendmahl brachte, und Alles in stummer Rührung auf den Knien um das Krankenlager lag, da betete ich: „Herr! ich bin nicht würdig, daß Du eingehest in mein Haus; aber sprich nur ein Wort, und sie wird gesund.« — Nach wenig Tagen nahm die Krankheit eine andere Wendung. . . . Die Kranke bessert sich von Tag zu Tag, und mit der größten Hoffnung sehen wir ihrer gänzlichen Genesung entgegen. (Cornelius an Schlotthauer, 10. April 1825, Ernst Förster, Peter v. Cornelius, I 352.) Über die »Zerstörung Trojas« von Cornelius äußert sich Goethe ausführlich in dem bei Förster S. 409 f abgedruckten Briefe an Cornelius vom 26. September 1826.

Leben Sie wohl, mein innigst geliebter Freund! meine ganze Seele möchte zu Ihnen fliegen können, Wunsch, Hoffnung, Mitgefühl und jede treue Empfindung ihres innersten ungestört und unverkümmert auszudrücken. Geben Sie uns recht bald Kunde aus Cronenburg!

v Müller.

Eine große Bitte: wäre es wohl möglich die Schukmannische Widerlegung des Zerbster Urtels über Schwarz, die Sie mir in Gotha lesen ließen, in Abschrift zu bekommen? Es wäre mir, da wir gerade ein ähnliches Urtel zu sprechen haben, sehr wichtig. Der guten Aufnahme Cousins in Paris freue ich mich sehr.

*

Weimar, 22. Juli 25.

Ihre lieben, heiter-gemüthlichen Zuschriften vom 4. d. M. haben uns wahrhaft beglückt, Verehrtester Freund! Das romantische Kronberg mit seinen anmuthigen Gründen und blühenden Kastanienbäumen mit dem imposanten Hintergrunde der Gebirge, Ihre freundliche Wohnung, die theuren Gestalten, die sie beherbergt, alles trat in lebendiger Frische vor unser Auge und selbst den hagern Alterthümler sehen wir ganz deutlich aus seinem Taubenschlage heraus trippeln und ängstlich Windfahne und Wolkenzug observiren, ehe der Wanderstab zum Feldberg ergriffen wurde. Und ein so friedlicher, milder Aether umwehte die ganze Landschaft, daß wir das Bild Ihres häuslichen Glückes wie im reinsten Krystallglase ansichtig wurden.

So mag es denn um so natürlicher erscheinen, wenn auch die Sehnsucht nach Mitgenuß so schöner Stunden sich regte. Werden meine Plane nicht durchkreuzt, so mache ich von Schweinfurth aus, wohin mich Ende dieses Monats meine leidigen Kalbischen Angelegenheiten rufen, einen Abstecher zu Ihnen und klopfe zwischen dem 8.—15. August unvermuthet an Ihre gastliche Pforte. Haben Sie die Güte, mir poste restante nach Eisenach, wo ich den 29. und 30. d. M. seyn werde, einige Zeilen zu schreiben, die mich belehren, ob ich sicher bin, Sie längstens bis Mitte August noch in Ihrer Villa zu treffen. Wie glücklich soll es mich machen, Sie und Gagern wieder zu umarmen und — wann auch nur zwey — Tage Ihrer begeistigenden Nähe zu verleben!

Göthe trägt mir die herzlichsten Begrüßungen und Danksagungen für Ihre, ihm ausnehmend liebe Zuschrift auf. Er ist in vollster Kraft der Seele wie des Körpers und wir haben mit ihm zu Belvedere und in seinem Park-Garten unschäzbar-köstliche Abende verlebt. Wie viel Intereßantes und Erfreuliches werde ich von Ihm zu erzählen haben!

Der Wilsonsche Benkendorf ist nicht der Ihrige, sondern sein älterer Bruder, der von früh an ein wahrer Don Juan war.

Herr Peucer schwimmt noch immer zu Paris in einem Meere von Wonne und kann die günstige Aufnahme, die man ihm gönnt, nicht genug preißen.

Fräulein Auguste hat gewiß nach Walldorf unterdeßen treulichst geschrieben; ich hoffe sehr die Bestätigung Sonntags über 8 Tage aus dem Munde Ihrer Frau Tochter selbst zu hören, denn ich reise nicht vorüber, ohne ein Stündchen bey ihr einzusprechen.

Wir haben uns kürzlich 14 Tage lang einer sehr liebenswürdigen und anmuthsvollen Erscheinung erfreut, der Gräfin Rapp, Schwester unserer Fr. v. Spiegel. Auch Göthe ergözte sich innigst an ihr und weihte ihr eine herrliche Stanze in ihr Album, während Sie ungewandt von seiner Freundlichkeit und Herzlichkeit ganz bezaubert war.[19])

Laßen Sie mich immerhin auch in Ihre Geographisch-historische Stunde gehen, wenn ich zu Kronberg anlange, damit Ihre liebenswürdige Schülerin mir nicht vorwerfe, sie darum zu bringen. Und gebe der Genius der Freundschaft, daß ich Sie beyde im heitersten Wohlseyn finden möge.

Verehrungsvoll

v Müller.

*

Schweinfurth 8. August 25

Verdrießliche Geschäfte feßeln mich hier länger als ich dachte. Ich werde daher erst den 14. oder 15. d. M. zu Frankfurth eintreffen können. Dieses auf Ihre überaus gütige Zuschrift in großer Eile erwiedernd, melde ich nur noch vorläufig, verehrtester Freund! daß ich Ihre Frau Tochter sehr wohl gefunden und viele mündliche und vertrauliche Aufträge an Sie erhalten habe, deren nicht früher mich entledigen zu können, ein Grund mehr meines Ärgers über Verzug meiner Reise ist. Herr v. Diemar war abwesend.

Tausend Dank für Ihre so überaus freundliche Einladung, die mich innerlichst erquickt hat. Ich werde nur einen halben Tag zu Frankfurth weilen und dann freudig zu Ihnen eilen. Haben Sie doch die Gewogenheit Freund Gagern von diesen Zeilen gefällige Kenntniß zu geben.

In treuster Verehrung

v Müller.

[19]) Gräfin Albertine Rapp, geb. v. Rothberg, Witwe des 1521 gestorbenen französischen Generals. (Tagebücher, 10. Band, S. 318 f.) Die ihr gewidmete Strophe

Weimar, 26 September 1825

Ich benutze die schöne Gelegenheit, Ihnen, Verehrtester! durch Herrn Profeßor Eichhoff unsre herzlichsten Grüße zur fernen, stolzen Hauptstadt hin, zuzurufen. Das Journal des Debats sagt mir, daß Sie glücklich angekommen, und so erwacht die Sehnsucht, auch nun bald zu vernehmen, wie es Ihnen, wie es Ihrer verehrten Gemahlin dort ergeht. Schon vor 14 Tagen habe ich dem Graf Grüne (: der als niederländischer extraord. Gesandter zur Jubelfeier unser Grand Cordon erhielt) die Medaille für Sie mitgegeben; da aber seine Gemahlin unterwegs *fausse couche* gemacht, und noch jetzt krank in Gotha liegt, so bin ich zweifelhaft, ob Sie solche schon erhalten. Ihnen jedenfalls den Genuß dieses so vortrefflich gelungenen Kunstwerks ohne Aufschub zu verschaffen, lege ich die beyden Exemplare, die ich Humbolden und Herrn von St. Aignau (unsrem ehemaligen Gesandten hier) zum Geschenk sende, offen bey mit gehorsamster Bitte, solche den beyden Briefen an diese Herrn versiegelt beyschließen und für deren richtige Behändigung gewogentlichst Fürsorge tragen zu wollen. Mehrere Gedichte etc. habe ich schon vor 14 Tagen Ihrem Herrn Sohne zugeschickt, hoffentlich hat er sie Ihnen schon übermacht.

Ich lege noch 1 Exemplar der Götheschen Lieder, 1 meines Medaillen Gedichts, 1 der Riemerschen Stanzen, 1 der Gedichte auf Göthe und unser Regierungsblatt bey nebst meinen vier Toasten; eine vollständige Festbeschreibung und Sammlung der Reden und Gedichte wird nächstens in Druck erscheinen.

Am 13. ward das Logenfest mit Schwestern gefeyert. Minister von Fritsch schilderte den Grosherzog als Fürsten, ich als Menschen, und Freund der Künste und Wissenschaften. Meine Rede sey Ihnen, Verehrtester! hiermit dargebracht. [20]) Möge sie Ihres Beyfalls nicht unwerth erscheinen. Der Grosherzog und seine Gemahlin tragen mir die freundlichsten Grüße an Sie auf. Beyde sind wohl, wollen aber den 3. October (: 50jähriges Vermählungsfest) nicht gefeyert wißen. Dagegen feyern wir hoch, durch Medaille, Morgen-Cantate, Verein auf der Bibliothek, großes Mittagsmahl, Theater, Ball p p.

Goethes Jubiläum, am 7. November

ohne daß er es ahnen darf. Ewig schade, daß Sie uns fehlen werden.

Göthe grüßt tausendmal. Er war 5—6 Tage unwohl, doch geht es beßer. Eichhoffen, den ich zu ihm brachte, wird Ihnen viel von ihm erzählen. Er genoß eine köstliche, innhaltsschwere Stunde bey ihm, und gefiel ihm sehr. Überhaupt ist mir nicht leicht ein bescheidenerer, zartsinnigerer, liebenswürdigerer junge Gelehrte vorgekommen.[21])

Die Schlußstelle Ihres lezten Briefes hat mich betrübt. Was in aller Welt sollte ich gegen Sie auf dem Herzen haben? Ich war innigst glücklich zu Cronberg, und nicht die leiseste Verstimmung in meiner Seele gegen Sie. Meine treue Liebe und Hochachtung ist keiner Minderung fähig, nur Zuwachses, je öfter ich um Sie bin. Und so vertrauen Sie auch mir, ohne Rückhalt, noch Mistrauen.

Der Himmel laße es Ihnen wohl gehen, theuerster Freund! und der liebenswürdigen Virginie.

Erfreuen Sie mich bald mit heiterer Kunde.

Ewig der Ihrigste,

v. Müller.

Den Tod des jungen Wollzogen wißen Sie wohl schon. Er starb an seinem 30. Geburtstage. Die untröstliche Mutter geht nach Bonn zu Frau von Schiller.

Ich möchte Sie wohl bitten, meine Rede Humbolden lesen zu laßen; zumal sein Name darinnen nicht fehlt.

*

Weimar, 9 October 25

Ich ergreife die schöne Gelegenheit der Reiße des Herrn Cammerrates und Forstmeisters Baron von Posek[22]) von hier nach Paris — lediglich zur Erweiterung seiner Weltkunde — um Ihnen, hochverehrter Freund! unsre zweyte Medaille zuzu-

---

»Zu dem Guten, zu dem Schönen« (Jub.-Ausgabe, III. Bd., S. 161, Nr. 205) trägt in der Ausgabe das Datum »Weimar, 7. Juli 1827«. Im Jahre 1827 verzeichnen die Tagebücher keinen Besuch der Gräfin Rapp, dagegen heißt es unter dem 5. Juli 1825: »Canzler von Müller... ein Stammbuchsblatt von der Gräfin Rapp bringend«, am 7. Juli 1825 fand in Goethes Parkgarten das Frühstück zu Ehren der Generalin statt, bei dem Goethe ihr das beschriebene Blatt zurückgegeben haben dürfte. Wir werden daher die Strophe wohl: »Weimar, 7. Juli 1825 datieren müssen. Unterm 7. Juli 1827 findet sich einzig und allein die Eintragung: »An Frau v. Spiegel das kleine Portefeuille zurück«, die man allenfalls mit der Strophe an Gräfin Rapp, die Schwester der Frau v. Spiegel, in Verbindung bringen könnte.

[20]) Goethes Tagebuch, 4. September 1825: »Die durchgelesene Logenrede an Herrn Canzler von Müller zurück.«

[21]) Goethes Tagebuch, 24. September: »Herr Canzler von Müller, einen französischen Gelehrten, Herrn   ankündigend.« — 25. September: »Canzler von Müller und Professor   von Paris.« In die Lücke, die der Herausgeber der Goetheschen Tagebücher nicht zu ergänzen vermochte (Vgl. Lesarten, S. 324), gehört also der Name Friedrich Gustav Eichhoff (Sanskritist, geb. zu Havre 1799, Nouv. Biogr. Générale, XV, S. 759, Paris 1856).

[22]) Goethes Tagebuch, 8. Oktober 1825: »Vorher Herr von Posek nach Paris gehend, Abschied zu nehmen.«

bringen, die wir, wegen der grosen Abneigung der Grosherzogin, ihr Ehejubiläum (3. October) gefeyert zu sehen, am 14. October, dem Tage ihres höchsten Ruhmes, übergeben werden.[23]) Hoffentlich ist die erste Medaille, die ich erst durch Graf Grünne, und dann durch Professor Eichhof abschickte, glücklich bey Ihnen angelangt.

Auch dießmal wird die Denkmünze von einem kleinen Gedichte von mir begleitet, das ich beyzulegen nicht ermangle.[24]) Wie sehr sehne ich mich nach Nachrichten von Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin! Ich schmolle mit Ihrem Herrn Sohn, daß Er mir keine mittheilt, da ich ihn doch eigends darum gebeten.

Wie lange werden Sie noch zu Paris weilen? Sind Sie mit Ihrem Aufenthalte zufrieden?

Goethe ist wieder wohl und grüßt herzlich. Die Besuche des grosen Mondsehers Gruithuisen[25]) von München, Prof. von Hennings aus Berlin, Rehbergs aus Hannover, zweyer Brasilianer und eines sehr gebildeten Florentiners[26]) — zahlreiche Engländer ungerechnet — haben ihn in diesen Tagen sehr erfreut. Der 7. November rückt näher, Ihre Muse darf uns da nicht fehlen, wenn gleich leider wir Ihre Person entbehren müßen.

Mit treuster Verehrung und den innigsten Wünschen für Sie beyderseits, immerdar

der Ihrigste

v Müller.

[23]) Von Bovy in Genf, vgl. Bojanowski a. a. O., S. 17. — Am 14. Oktober 1806 hatte die Herzogin durch ihr würdevolles Auftreten Weimar vor dem Zorn Napoleons gerettet.

[24]) Goethes Tagebücher, 7. Oktober 1825: »Später Herr Canzler von Müller. Verschiedenes auf die Medaillen sich Beziehendes. Sodann sein Gedicht auf den 14. October Betreffendes.«

[25]) Goethes Tagebuch, 30. September 1825: »Gegen 2 Uhr Professor Gruithuisen mit Frau und Kind. Speisten mit uns. Ingleichen Hofrat Rehbein. Der erste wies die Specialzeichnungen mehrerer Mondsflecken vor.« Vgl. auch Goethe an Nees v. Esenbeck, 13. November 1825.

[26]) Goethes Tagebuch, 29. September 1825: »Herr v. Hennings und Frau und Schwägerin.«

Ebenso 1. Oktober 1825: »Besuche von . . . zwey Brasilianern und einem Italiäner.« 5. Oktober: »Herr und Frau Rehberg von Hannover und zwey Töchter.« Über Rehberg vgl. Scherer im Goethe-Jahrb. VI, 347 ff.

Neues zur Geschichte des Liedes »An den Mond«.

Von *K. Rhode*, Marburg in Hessen.

Die zweite Fassung und das Gedicht der Frau *v. Stein*

»An den Mond nach meiner Manier«.[1])

I

So viele Berührungspunkte auch die erste und die zweite Fassung der oberflächlichen Betrachtung darzubieten scheinen: genau besehen ist das ihnen tatsächlich Gemeinsame nur ganz geringfügig. Zu-

[1]) Der Aufsatz ist die Fortsetzung des in Bd. 19, S. 13 f., 30 ff. dieser Zeitschrift abgedruckten Stückes. Ein paar Druckfehler und irrtümliche Angaben desselben werden hier berichtigt. Zugleich wird einiges hinzugefügt.

S. 13, Sp. 1, Anm. Vorletzte Zeile »füllest« (statt »fülle«).

S. 13, Sp. 2, Anm. Die Anmerkung gehört nicht an den Schluß von I., sondern hinter: »Notenheft«, Zeile 3 und soll lauten: »Ein Faksimile dieser Quittung gibt C. A. Burkhardt in der „Chronik des Wiener Goethe-Vereins"«. 1897, Bd. 11, S. 10.

S. 14, Sp. 1. Die Anmerkung gehört hinter das Wort »Musik« im Briefe an Lavater und hinter »da liegen« fünf Zeilen später im Briefe an Reich.

S. 14, Sp. 2, Zeile 2, ist dem Zitat hinzuzufügen: 1902, Bd. 2, 180.

S. 14, Sp. 2, Zeile 5 von unten ist hinter G II das ? zu löschen.

S. 31, Sp. 2, Anm. fehlt Zeile 16 hinter »Schriften«: »2te« und Zeile 20 hinter »entrückt«: »um«.

S. 32, Sp. 1, Anm. 1. a. E. ist hinzuzufügen: Vgl. Goethes Äußerung im Briefe an Frau v. Stein vom 17. November 1782 (W. W. IV., 6, Nr. 1624, S. 91). »Wieviel hab' ich verloren, da ich jenen stillen Aufenthalt (es ist das Goethen vom Herzoge in Jahre 1776 geschenkte Gartenhäuschen im »Stern« gemeint, Brief an dieselbe vom 19. Mai 1776, W. W. IV., 3, Nr. 459, S. 62) verlassen mußte! Es war der zweite Faden, der mich hielt; jetzt hänge ich ganz allein an dir und Gott sei Dank ist dies der stärkste.«

S. 32, Sp. 2, Zeile 11, ist »Das« für »Da« zu lesen. Ebenda ist für den vorangehenden Satz Zeile 6 ff. einzusetzen: »denn willenlos, wie ein Gespenst, ist er, wie oft es ihn auch von dannen treiben mag, zumal wenn von dem Übermaß der winterlichen Niederschläge der Fluß verderbendrohend anschwillt, seit Jahr und Tag ans Tal gebannt.«

Ebenda, Sp. 2, Zeile 29—31 ist für »gelehnt usw.« zu lesen: gelehnt, ihm offen zu vertrauen, was von verborgenen, ihr selber unbewußten, das heißt: nicht klar erkannten, Gefühlen in ihr lebt!

Ebenda, Sp. 2, Anm. 2 ist statt des Zitates zu lesen: Herder, »Vom Erkennen und Empfinden« (Suphan VIII, 165 ff.), erster Versuch, Nr. 1. Vom Reiz a. E.: »Trefflich auch, daß . . . die tiefste Tiefe unserer Seele mit Nacht bedeckt ist! . . . Die mütterliche Natur entferne von unserer armen Denkerin, was von ihrem klaren Bewußtsein nicht abhangen konnte . . . Nun . . . wehen ihr Düfte aus dunklen Büschen zu, die sie nicht pflanzte, nicht erzog.« Zweiter Versuch, Nr. 3: »Jede edle Menschenart schläft . . . im stillen Keime, ist da und erkennet sich selbst nicht . . . Nur Seele entdeckt die Seele; eigne gute Menschenart kann eine fremde Menschenart allein verstehen, trösten und ahnden.« Goethe, Faust V. 3232 ff.: . . . du zeigst / Mich

nächst gehen sie, vom Schluß und von den ersten Eingangsworten abgesehen, in Ton und Stimmung völlig auseinander. G I ist ganz in Dur-Stimmung getaucht, von einem männlich-ernsten Ton beherrscht; G II erklingt in Moll, malt breiter aus, ist fraulich-zart gehalten, wie es denn tatsächlich sich auch als Frauenstrophe gibt, als Ausdruck weiblichen Empfindungslebens.[2]) Sodann ist die Peripetie, der Stimmungsumschwung, in G I anders bedingt als in G II. Dort ist das friedenbringende Moment ein Vorgang der Natur, hier ist es ein inneres Erlebnis: die Liebende erkennt, daß sie nicht ohne Schuld an ihrem Schicksal ist.[3])

dann mir selbst, und meiner eig'nen Brust / Geheime tiefe Wunder öffnen sich.« Über Naturwissenschaft, III., A. l. H. 50, 149: »Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist . . . eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt.« In »Dichtung und Wahrheit«, 14. Buch (A. l. H. 26, 291 f.), preist Goethe die durch Fritz Jacobi ihm gewährte freundschaftliche Anteilnahme besonders deshalb hoch, weil dieser ihn durch liebevolles und einsichtsvolles Einfühlen in seine innersten Empfindungen (»eine reine Geistesverwandtschaft, die ihm neu war«) in seinem dunklen Bestreben, ein unaussprechliches geistiges Bedürfnis ohne fremde Hülfe nur aus sich selbst herauszubilden, aufklärend leitete.«

[2]) Es ist die Trauer um verlorenes Liebesglück, die aus den Strophen 3—5 erklingt. Der Klagende fühlt sich von aller Welt verlassen, weiß keinen Freund sich nah. (V. 11, 12. Wandle zwischen Freud' und Schmerz in der Einsamkeit, das heißt: an dem vom Schicksal mir beschiedenen Leid und Freud' nimmt keiner liebend teil; »einst ging ich zu zweien, nun geh' ich allein«.)

Der Ausdruck »Freund« der Verse 7 und 31 ist von dem einstigen Freunde zu verstehen. Man muß in Strophe 2 zum Nachsatze »wie des Freundes usw.« das unterdrückte Zeitwort »breiten« im Imperfektum (»breitete«) ergänzen. Da Liebesleid in Frage steht, erfordert ferner der Zusammenhang, den Ausdruck »Freund« im Wortsinn von »Geliebter«, »Freund einer Frau« zu nehmen. »Wo Liebe spricht, kommt Freundschaft nicht zu Wort«. (Vgl. Bd. 19, S. 32, Sp. 1.) Auch schon der erste Kommentator unseres Liedes, Fritz v. Stein, hat es als »Rollenlied« gefaßt, als Frauenstrophe. Es wäre sonst nicht abzusehen, wie er das Lied zur Christel v. Lasberg hätte in Beziehung setzen können. Auch der neueste Erklärer Goethescher Gedichte, E. Wolff (Der junge Goethe, Oldenburg-Leipzig 1907, S. 469), sieht in G II ein Rollenlied. Es steht als solches nicht vereinzelt da; schon aus der Leipziger Zeit sind uns von Goethe Rollenlieder überliefert, in denen er im Namen anderer dichtet. Beispiele: a. a. O.

[3]) Die Deutung, die wir hiermit den beiden letzten Strophen der zweiten Fassung angedeihen lassen, weicht, wie es scheint, befremdlich von der für G I angenommenen Erklärung ab. Der Unterschied ist aber in der Tat nur scheinbar. Es heißt auch in G II: »unselig ist der Mensch, der an der Welt verzweifelt und sich dem Freund verschließt.« Der Gedanke gewinnt in dem zweiten Liede nur deshalb eine andere Bedeutung, weil er, wie wir schon zeigten, einer anderen Vorstellungsreihe angeschlossen ist, als in G I. Was dort als freundliche Ermahnung an die Geliebte ausgesprochen wird, wird hier, wo diese selber spricht, zu einem Eingeständnis ihrer eigenen Schuld.

Die Redewendung in der ersten Strophe »lösest meine Seele ganz«, für G I, wie wir sahen (Bd. 19, S. 32), ganz am Platz, ist für G II, in dessen Mittelstrophen 3—7 noch ungedämpfte Leidenschaft aufflammt, um einige Schwebungen zu hoch gegriffen. Sie soll hier nur besagen, daß nach den Tagen stummer Pein die Sprecherin durch Aussprache ihr Herz erleichtert fühlt. Still (ganz gelöst) wird sie erst, als sie, die letzten Zusammenkünfte mit dem Freunde sich vor die Seele rufend, inne wird, daß sie infolge Anwandlung von Menschenhaß ihn durch unfreundliches Bezeigen von sich zurückgestoßen hat.

Die Verse 19 und 20 »so verrauschten Scherz und Kuß und die Treue so« widersprechen dieser Auffassung nicht. Auf den ersten Blick scheinen sie allerdings die Annahme nahe zu legen, als sei von Untreue des Freundes hier die Rede; so sind sie aber nicht gemeint, sie sollen vielmehr weiter nichts besagen, als daß selbst treue Liebe dem Untergang geweiht ist.

II.

Wie unser Dichter selbst, so hat auch Frau v. Stein G I zum Gegenstand der Umdichtung gemacht. Ihr Erzeugnis führt den Titel »An den Mond nach meiner Manier« (im folgenden mit S. bezeichnet). Wir drucken, um die Verschiedenheiten der beiden Umarbeitungen der ersten Fassung gegenüber aufzuzeigen, die drei Gedichte wörtlich auf Seite 14 ab.[4])

Die Abweichungen lassen sich wie folgt gruppieren: S ändert Stellen in G I, die G II beibehält, und läßt andererseits eine Stelle, die G II ändert, unverändert.[5]) Ferner sind einige der beiderseits an G I vorgenommenen Textänderungen unter sich verschieden. Des weiteren läßt S aus G I Verse weg (V. 13—16), die G II wenig abgeändert beibehält. Und endlich ist ein Teil der zugesetzten Strophen verschiedenen Inhalts.

Diesen Verschiedenheiten stehen die folgenden Übereinstimmungen gegenüber. Beide Bearbeitungen setzen für »'s liebe Tal« und »der Liebsten Auge« ein: »Busch und Tal« und »des Freundes Auge« und weisen unter den zu G I neu hinzugefügten Versen zwei Strophen auf, deren Wortlaut, von ganz geringen Änderungen abgesehen, vollkommen gleich ist. Diese Ähnlichkeiten sind so auffallender Art, daß man unmöglich sie als zufällig bezeichnen kann. Sie sind vielmehr darauf zurückzuführen, daß einem der Bearbeiter des anderen Arbeit vorgelegen hat. Es ist nun nicht leicht, zu zeigen, daß G II nicht für S die Unter-

[4]) Die abweichenden Stellen in S und G II sind *kursiv* gedruckt; in G II ist mit Rücksicht auf S die Strophe 4 der Strophe 3 vorangestellt.

[5]) Es ist V. 22 in G I; die Beibehaltung dieses Verses in S ist unseres Erachtens ein sprechender Beweis dafür, daß S nach G I umgebildet ist.

Das Goethesche Gedicht: **»An den Mond.«** Erste Fassung. (G I.)	**Das Gedicht der Frau v. Stein:** **»An den Mond nach meiner Manier.«** (S.)	**Das Goethesche Gedicht:** **»An den Mond.«** Zweite Fassung. (G II.)
Füllest wieder 's liebe Tal Still mit Nebelglanz, Lösest endlich auch einmal Meine Seele ganz.	Füllest wieder *Busch und* Tal Still mit Nebelglanz, Lösest endlich auch einmal Meine Seele ganz.	Füllest wieder *Busch und* Tal Still mit Nebelglanz, Lösest endlich auch einmal Meine Seele ganz.
Breitest über mein Gefild Lindernd deinen Blick, Wie der Liebsten Auge mild Über mein Geschick.	Breitest über mein Gefild Lindernd deinen Blick, *Da des Freundes* Auge mild *Nie mehr kehrt zurück.*	Breitest über mein Gefild Lindernd deinen Blick, Wie *des Freundes* Auge mild Über mein Geschick.
Das du so beweglich kennst, Dieses Herz im Brand, Haltet ihr wie ein Gespenst An den Fluß gebannt,		
	Lösch' das Bild aus meinem Herz Vom geschied'nen Freund, Dem unausgesproch'ner Schmerz Stille Träne weint!	
	Mischet euch in diesen Fluß! Nimmer werd ich froh. So verrauschte Scherz auf Kuß Und die Treue so.	Fließe, fließe, lieber Fluß! Nimmer werd' ich froh; So verrauschte Scherz und Kuß Und die Treue so.
	Jeden Nachklang in der Brust Froh- und trüber Zeit, Wandle ich nun unbewußt In der Einsamkeit.	Jeden Nachklang fühlt mein Herz Froh- und trüber Zeit, Wandle zwischen Freud und Schmerz In der Einsamkeit.
		Ich besaß es doch einmal, Was so köstlich ist! Daß man doch zu seiner Qual Nimmer es vergißt!
		Rausche, Fluß, das Tal entlang Ohne Rast und Ruh, Rausche, flüstre meinen Sang Melodieen zu,
Wenn in öder Winternacht Er vom Tode schwillt Und bei Frühlingslebenspracht An den Knospen quillt.		Wenn *du* in *der* Winternacht *Wütend überschwillst,* *Oder um die Frühlingspracht* *Junger* Knospen *quillst.*
Selig, wer sich von der Welt Ohne Haß verschließt, Einen Mann am Busen hält Und mit dem genießt,	Selig, wer sich vor der Welt Ohne Haß verschließt, *Seine Seele rein erhält,* *Ahndungsvoll* genießt,	Selig, wer sich vor der Welt Ohne Haß verschließt, Einen *Freund* am Busen hält Und mit dem genießt,
Was, dem Menschen unbewußt, Oder wohl veracht, Durch das Labyrinth der Brust Wandelt in der Nacht.	Was *den* Menschen *unbekannt,* Oder wohl veracht, *In dem himmlischen Gewand* *Glänzet bei* der Nacht.	Was, *von* Menschen *nicht gewußt,* Oder *nicht bedacht,* Durch das Labyrinth der Brust Wandelt in der Nacht.

lage war. Die Weglassung der Strophen 5—7, zumal der für die Steinsche Stimmung so ganz zutreffenden poetischen Strophe 5, und die Verschlimmerung (um nicht zu sagen die Verschandelung) des formenschönen Textes der Strophen 3 und 4 würde ein Maß von Ungeschmack bei Frau v. Stein begreifen, das ihr, nach allem, was man von ihr weiß, nicht zuzutrauen ist. Auch zeigt die Wahl der Überschrift von S »An den Mond nach m e i n e r Manier«, daß die Verfasserin

mit S ein von der Vorlage dem Wesen nach Verschiedenes darbieten wollte. Wie aber schon eine flüchtige Vergleichung lehrt, gehen S und G II ganz im gleichen Ton. Selbst die an sich nicht unerhebliche Verschiedenheit des Schlusses (der letzten 6 Verse) beeinträchtigt diesen Eindruck nicht.[6]) Endlich aber, und das ist das Entscheidende, läßt sich beweisen, daß bei der Abfassung von S, September 1786, G II noch nicht vorhanden war.

Wie dort, ist in G II die Sprecherin Frau v. Stein, der Freund der Dichter selbst.[7]) Eine Gemütsstimmung der Stein in dem Verhältnisse zu Goethe, wie sie die Verse 9—20 ausdrücken, ist vor September 1786 nicht zu denken. So könnte frühestens G II um diese Zeit entstanden sein; damals war aber Goethe der Geliebten fern (auf seiner Reise nach Italien begriffen) und wußte nichts von ihr. Er hat die erste Nachricht über sie und davon, was sie um ihn litt, erst im Dezember 1786 in Rom erhalten.[8]) G II ist also frühestens zu dieser Zeit entstanden, mithin um wenigstens 3 Monate später als S. Es bleibt somit nur übrig anzunehmen, daß S die Vorlage für G II war. Das Verhältnis der drei Gedichte zueinander ist also das: S hat sich aus G I allein entwickelt, G II aus diesem unter Mitbenutzung der Umbildung der Frau v. Stein.

[6]) Das friedenbringende Moment in S ist, wie im ersten Goetheschen Liede, ein Vorgang der Natur. Hier liegt im Unterschiede von G I nur das Besondere vor, daß in den letzten Versen uns berichtet wird, weshalb der Vorgang der Natur so friedebringend auf die Sprecherin wirkt. Sie fühlt in ihm das höchste Wesen ahnungsvoll, das auch im Leide ihr mit seinem Troste nahe ist; es offenbart sich ihr im Glanz des himmlischen Gewandes, das heißt: des Mondes und der Sterne.

W. Büchner in seinem Aufsatze: »Goethes Gedicht an den Mond« (Preußische Jahrbücher, Jahrgang 1896, Bd. 83, H. 1, S. 187) sieht in dem Ausdruck »reine Seele« (Vers 32) asketische Reinheit in geschlechtlicher Beziehung. Das ist ein arges Mißverständnis; »rein« heißt hier im Sinne des Goetheschen Sprachgebrauches, wie desjenigen des Weimarschen Kreises überhaupt (vgl. J. Wychgram »Charlotte v. Schiller«, 1904, S. 111): Unbeirrt von Leidenschaft und anderen Trübungen der Seele. Statt vieler anderer stehe hier ein Beispiel aus »Erwin und Elmire«, II., 6: »O reine Himmelssonne! Weh mir! Ach sonst war meine Seele rein, genoß so friedlich deinen Segen!«

[7]) Mit dem Geschick der Christel v. Lasberg hat, wie wir früher zeigten (vgl. Bd. 19, S, 14, 30ff.), dieses Gedicht nichts zu tun.

[8]) Goethes Briefe an Frau v. Stein vom:

2. Dezember 1786: »Wie verlangt mich wieder einmal von Hause ein Wort zu hören, da ich nun morgen drei Monate in der Fremde bin, ohne eine Silbe von den meinigsten zu haben.« (W. W. IV., 8, Nr. 2531, S. 73.)

8. Dezember 1786: »Soweit war ich am 9. Dezember, als ich einen Brief von Seideln erhalte und ein Zettelgen drinnen von deiner Hand. Das war also alles, was du einem Freunde, einem Geliebten, zu sagen hattest, der sich so lange nach einem guten Worte von dir sehnt. Der keinen Tag, ja keine Stunde gelebt hat, seit er dich verließ, ohne an dich zu denken . . .

Ich sage dir nicht, wie dein Blätgen mein Herz zerrissen hat. Lebe wohl, du einziges Wesen, und verhärte dein Herz nicht gegen mich.« (a. a. O. Nr. 2533, S. 78.)

13. Dezember 1786: »Dein Zettelchen hat mich geschmerzt, aber am meisten dadrum, daß ich dir Schmerzen verursacht habe.« (a. a. O. Nr. 2539, S. 92.)

Ein Brief der Frau v. Stein an Frau v. Döring.

Von *Heinrich Funk.*

Am 10. Mai 1776 schrieb Frau v. Stein an Zimmermann einen Brief, der erst vor kurzem von Bernhard Suphan im ersten Maiheft des II. Jahrganges der »Wartburgstimmen« ans Licht gezogen wurde.[1]) Ein anderer Brief der Frau v. Stein von demselben Datum wird von Zimmermann Herder mitgeteilt. Von letzterem Brief behauptet Jonas Fränkel im diesjährigen Almanach des Verlags Eugen Diederichs Seite 74, Zimmermann habe ihn fabriziert. Es sei nämlich ausgeschlossen, daß Frau v. Stein am gleichen Tag auch den andern Brief geschrieben habe. —

An Zimmermann freilich kann Frau v. Stein am 10. Mai 1776 nicht auch den Brief gerichtet haben, den er Herder mitteilt. An wen dieser Brief gerichtet war, erfahren wir aus einem ungedruckten Brief Zimmermanns an Lavater vom 28. Mai 1777, (in Lavaters brieflichem Nachlaß auf der Züricher Stadtbibliothek) in welchem sich die Stelle findet: »Unter dem Siegel des heiligsten unzerbrüchlichsten Stillschweigens hier ein von Frau von Döring, meiner sehr guten lieben Freundinn, mir geschenktes Brieflein der Frau von Stein aus Weimar, Göthens und des Herzogs von Weimar erste Herzensfreundinn, am 10. Mai 1776 — über das Weimarische Wesen — das Du mir durch die erste Post zurückschickst.«

[1]) Vgl. »Chronik« XVIII. Band, S. 30.

Ein Billett Goethes an Charlotte v. Stein.

Von *Jonas Fränkel.*

Das französische Billett Goethes an Charlotte v. Stein, das in der Weimarer Ausgabe als Nr. 2458 in Band VII unter den undatierten Briefen abgedruckt ist, läßt sich genauer datieren, als es hier seinerzeit (Band 13, Seite 52) durch M. Morris geschehen ist. Morris stützt sich dabei auf Düntzer, dessen verwirrenden Angaben man endlich einmal aufhören sollte blindlings zu trauen, wo man sie doch kontrollieren kann.

Unter dem langen französischen »discours«, den Goethe kopieren muß und der ihn gar nicht interessiert, kann der von Morris angenommene Bericht Schlossers über dessen Unterredung mit dem Straßburger Prätor Gérard schon deswegen nicht gemeint sein, weil das Aktstück deutsch niedergeschrieben ist; man findet es bei Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, Band II, Seite 257 ff. (II. Ausgabe in 1 Bande: Seite 470 ff.) abgedruckt. Außerdem ist dieses Schriftstück nicht wie die meisten diplomatischen Dokumente aus der Fürstenbundzeit, die das Weimarer Staatsarchiv bewahrt, von Goethe, sondern ausnahmsweise von seinem Sekretär Seidel kopiert worden, und zwar wahrscheinlich ein Jahr früher, als Düntzer und Morris annehmen, denn es lag bereits dem Berichte des Karlsruher Ministers Wilhelm v. Edelsheim vom 16. April 1784 nach Weimar bei (sieh Erdmannsdörfer, Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden, Heidelberg 1888, Band I, Seite 61 ff.).

Der »discours« läßt sich mit ziemlicher Sicherheit bezeichnen. Es ist das »Mémoire« des genannten badischen Ministers Edelsheim, für den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (den nachmaligen König Friedrich Wilhelm II.) aufgesetzt, das diesem durch Vermittlung Karl Augusts und des Fürsten Franz von Dessau vorgelegt werden sollte. Die umfangreiche Denkschrift, die bei Erdmannsdörfer (a. a. O. Seite 83 ff.) abgedruckt ist, befindet sich — was freilich Erdmannsdörfer nicht vermerkt — in einer Kopie von Goethes Hand im Weimarer Staatsarchiv. Von allem anderen abgesehen, mußte Goethe das Kopiergeschäft auch deswegen langweilen, weil ihm die politischen Aktionen, die der Bericht darlegt, längst aus direkter Quelle bekannt waren.

Es ist anzunehmen, daß Goethe sich der Arbeit des Abschreibens unterzogen hat unmittelbar bevor das Dokument von Weimar weiterbefördert wurde: dies geschah am 10. Februar 1785 (Erdmannsdörfer a. a. O. Seite 88, Anmerkung 2). Ich setze drum in den Briefen an Frau v. Stein das Billett unmittelbar vor dasjenige vom 9. Februar.

Der Verfasser des Mémoires, Wilhelm von Edelsheim (1737 — 1793), ist übrigens identisch mit jenem Edelsheim, den Goethe als Politiker so sehr bewunderte und schätzte (siehe z. B. die Briefe an Charlotte v. Stein vom 18. August und vom 20. September 1785 und an Knebel vom 1. September 1785) und der auch mit Karl August intim befreundet war, der aber im Register der Weimarischen Ausgabe der Briefe in Band VII mit seinem jüngeren Bruder, Georg Ludwig v. Edelsheim, verwechselt wird: leider ist der Irrtum, trotzdem schon O. Lorenz (Goethes politische Lehrjahre, Seite 145) auf ihn aufmerksam gemacht hat, bisher in den Nachträgen nicht berichtigt worden.

»Rosenknospen.«

Die Goethischen Verse, die wir auf Seite 37 des XXI. Bandes reproduziert haben, sind, wie uns von mehreren Seiten gleichzeitig mitgeteilt wird, nicht ungedruckt, sondern mit einer unbedeutenden Änderung dem allerdings erst später erschienenen 2. Teile des »Faust«, V. 5152 bis 5157, entnommen. Lediglich die Reimworte der beiden ersten Verse sind vertauscht; im »Faust« lauten sie:

Wenn der Sommer sich *verkündet,*
Rosenknospe sich *entzündet,*

In unserem Blättchen dagegen:

Wenn der Sommer sich *entzündet,*
Rosenknospe sich *verkündet.*

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur:
Dr. Rudolf Payer von Thurn
IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Vereinskanzlei: Wien, I., Eschenbachgasse Nr. 9.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

XXII. Band. | **Wien, 21. Oktober 1908.** | **Nr. 3—4.**

INHALT: Goethe-Abende. — Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard III. — Neues zur Geschichte des Liedes »An den Mond« von K. Rhode, Marburg i. H. II. — Bücherschau.

GOETHE-ABENDE.

Der erste Vortrag in dieser Saison findet am *Dienstag,* den *27. Oktober,* statt. Der Slavist Professor Dr. Matthias *Murko* aus Graz wird, von Goethe ausgehend und Bosnien besonders berücksichtigend, über die Volkslieder der südslavischen Mohammedaner vortragen.

Am *Mittwoch,* den *16. Dezember,* folgt ein Vortrag von Professor Dr. August *Sauer* aus Prag über Ulrike v. Levetzow.

Im *Februar 1909* spricht Professor Dr. Emil *Horner* über neuere Nausikaa-Dichtungen im Anschluß an das Goethesche Fragment. Den Festvortrag zu Goethes Todestag wird Professor Dr. Richard Moritz *Meyer* aus Berlin halten, der bekannte Goethe-Biograph und Verfasser der deutschen Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, der Goethes Regeln für Schauspieler behandeln wird.

Im *November 1908* wird ein Rezitationsabend stattfinden.

Die Mitgliederbeiträge (4 *K* oder 10 *K*) werden im Sekretariat des Wissenschaftlichen Klubs (I. Bezirk, Eschenbachgasse 9) entgegengenommen, in dessen Vortragssaal die Vorträge stattfinden. Besondere Einladungen werden künftig nicht mehr versendet.

Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard.

III.

(Vgl. »Chronik«, XXI. Band, S. 31 ff., XXII. Band, S. 1 ff.)

Weimar 21 October 25.

Noch immer, mein theurer Freund! laßen Sie uns ohne Kunde von Ihrem Befinden und Ergehen in Paris, und so sende ich meinen dritten Plagegeist und Monitor an Sie ab, den Herrn Lieutenant und Kammerjunker Baron von Stein von hier, einen Sohn der Frau Octavie von Stein zu Nordheim, geborenen Berkheim, die Sie ja hinlänglich kennen um ihrem Erstgebohrenen freundlichste Aufnahme zu gönnen. Er geht vorzüglich in der Absicht nach Paris, sich dort in der französischen Sprache ganz auszubilden, und will 5 Monate dort weilen. Sein loyaler und für alles Gute empfängliche Charakter läßt mich sehr wünschen, daß sein Aufenthalt in der grosen Capitale des Continents nur vortheilhaft für ihn seyn möge. An den Grenzen fürchtet er vielleicht Aufenthalt zu finden, weil sein Paß noch nicht von Graf Rumigny visirt werden konnte, da seine Abreise sich äußerst schnell entschied.

Ich habe mir daher erlaubt, Ihn eventualiter an Ihren Herrn Sohn zu Frankfurth zu adreßieren, der sich gewiß, wenn er diese Zeilen ließt, seiner geneigtest nach Möglichkeit annehmen wird.

Dabey benutze ich die Gelegenheit, Ihnen, Verehrtester, nunmehr mein Gedicht auf die Groß-

herzogin gedruckt zu übersenden und respective emendirt, noch ein zweytes für Humbold beyzufügen, dem Ihre Güte es gelegentlich zustellen wolle.

Die Münze selbst hat Herr von Posek hoffentlich richtig überliefert, der, als er abreißte, selbst noch nicht um das Geheimniß wußte. Alles ist glücklich ausgefallen und hat die huldreichste Aufnahme am Hofe gefunden, in Stadt und Land aber wahren Enthusiasmus.

Goethe grüßt aufs herzlichste. Der 7. November rückt immer näher, im Theater wird Ifigenie (von Goethe) für diesen Tag einstudiert, wozu ich einen Prolog dichten werde. Doch das schmeichelhafteste, überraschendste für Goethe wird mit höchster Genehmigung ganz im Stillen zu Berlin von mir praeparirt; es ist eine Medaille, auf der einen Seite die vereinten Brustbilder des Grosherzogs und seiner Gemahlin, auf der andern Seite das seinige, mit der vom Avers zum Revers hinüber laufenden Legende:

»Carl August und Louise
Goethen
zum 14. Nov. 1825.«

So hat wohl noch kein Fürst seinen Diener gefeyert! Aber ich bitte sehr, das Geheimnis noch zu bewahren, von dem ich blos Humbolden lezthin einige Andeutung gemacht. Der Tod des guten Königs von Baiern hat hier grose Trauer erregt. *On peut s'attendre à bien de culbutes à Munnic!* Unseres Gagern Aktien werden steigen! Adieu, mein theurer Freund! sagen Sie ihrer liebenswürdigen Gemahlin tausend Schönes von mir und nehmen Sie meine besten und innigsten Wünsche! *v. Müller.*

*

[An den Sohn Reinhards:]

Weimar 18 November 1825

Herzlichen Dank für Ihre liebe Zuschrift und reiche Zulage, Werthester Freund! Ich war in der That recht in Sorgen wegen des langen Schweigens Ihres Herrn Vaters und unserem gänzlichen Mangel an Nachrichten von seinem Befinden. Desto erfreuter und beruhigter sind wir nun. Ich bitte sehr, Ihm die Anlage noch vor dem 25. November nach Paris zuzubringen und hoffe vest darauf.

Goethes Jubeltag ist glänzend, würdig und genußreich vorübergegangen. Ich sende vorläufig Schützens Beschreibung, in der Berliner Hendl-Spenerischen Zeitung vom 12. November steht eine zweyte, wohlgelungne von einer Dame. Auch füge einige unserer Gedichte für Sie selbst bey. Das Prachtexemplar der Ifigenie für Ihren Herrn Vater wird durch Graf Beust folgen, so wie unsere Reden und noch anderes.[1])

Könnten Sie denn nicht dem kranken General mein Paket wieder abfordern und mir es geradezu durch die Post senden? Ich bin ja portofrey. Thun Sie es doch ja.

Was haben Sie für Nachrichten von Walldorf? Es ist eine Ewigkeit, daß ich Nichts von Ihrer lieben Schwester erfahren. Geht es ihr beßer? Meine treusten Wünsche sind ihr gewidmet.

Von Pempelfort habe ich die besten Nachrichten. Max Jacobis Sohn heurathet des Rts. Raths Nicolovius Tochter zu Berlin.

Zu Frankfurth verlieren Sie wenig an Pfeffel und gewinnen viel an Lerchenfeld, den ich genau kenne und sehr hoch schätze.

Wer wird Fybras Nachfolger werden?

Goethe hat seine Jubiläumsanstrengungen glücklich überwunden, ist heiter und wohl. Von ihm und seinem ganzen Hause wie von meiner Frau die allerschönsten Grüße.

Mit herzlichster Ergebenheit und Hochachtung immerdar der Ihrigste

v. Müller.

Haben Sie nicht *Lettres de ... Sydi Machmoud* oder wie der Tuneser Gesandte sonst heißt in Chateaubriants neuester politischer Brochure? Man ist hier sehr begierig darauf; wenn Jügel sie hat, wären Sie wohl gütig genug ihm zu sagen, er möge mir's mit nächster Post senden.

Tausend Dank für Ihren dem jungen Stein erwiesenen Liebesdienst.

*

Weimar 18 Nov. 1825

Ihre lieben, lieben, lang ersehnten Briefe vom 8. d. trafen erst gestern ein.[1a]) Nun eile ich über Hals und Kopf Ihnen nur die transportabelsten Producte des 7. November nach Paris zuzubringen, damit Sie dem Herrn Grafen Saur noch Mittheilung machen können. Mögen die Posten so schnell wie meine Wünsche fliegen! Zu Frankfurth erwartet Sie ein Prachtexemplar der Ifigenie und Riemers groses, episches Jubelgedicht in 24 Ottave Rime, sowie anderes mehr. Der Tag war einzig schön, der reichste meines ganzen Lebens. Des Grosherzogs und der Grosherzogin Huld überstieg alle Gränzen. So ist noch kein Dichter, kein Weiser, kein Staatsdiener seit Adam und Eva geehrt worden und keiner könnte wohl im 76ten Jahre mehr würdig-bescheidene Haltung bewiesen haben. Das

[1]) Die Literatur über Goethes Jubiläum im »Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek« von Friedrich Meyer. Nr. 1551—1559, 1563—1573.

[1a]) G. J. B. XI, 42 f.

Schreiben des Grosherzogs ist gewiß ein gültiger Paß zur Unsterblichkeit.

Ihre edlen, herzlichen Zeilen haben Goethen sehr wohlgethan, Ihr Wohlseyn, Ihre Zufriedenheit beglückt uns, Wir sehen Ihre Festhaltung in Frankfurth als ein neues Jubelgeschenk an! Und daß Virginie Sie so beseligt, obwohl zu erwarten, ist dennoch auch dankenswertheste Himmelsgabe. Ich küße Ihr achtungsvoll die schönen Hände. St. Aigneau hat mir sehr schön und gemüthvoll geschrieben. Humbold wird es wohl noch. An Cousin und Eichhof werde ehestens Goethiana senden. Gott geleite Sie glücklich wieder an den lieben Main.

Ihr getreuester

v. Müller

*

[An den Sohn Reinhards:]

Weimar 2 December 1825

Darf ich Sie bitten, lieber Graf! mir mit umlaufender Post zu schreiben

1) wann Ihr Herr Vater wieder eintrifft und
2) ob die von mir ihm bestimmte Ifgenie schon bey Ihnen eingetroffen ist?

Das Unglückspaket aus den Händen des Rußischen Generals habe ich noch immer nicht; o nehmen Sie es doch von ihm zurück!

In der Anlage folgt für Ihren verehrten Herrn Vater ein neuer Blüthenkranz zum Willkomm, möge er ihn freundlichst aufnehmen! Auch füge Abschrift eines gar artigen Goetheschen Dankgedichtes zu Seinem Bilde an mich bey.

In treuester Gesinnung der Ihrigste

v. Müller.

*

Weimar, 12. December 1825.

Glück auf zu der glücklichen Heimkehr, theuerster Freund! Ich sage Heimkehr mit doppeltem Accente, denn wir sind stolz darauf, daß Deutschland auch Ihrem Herzen die eigentliche Heimath ist[2]) und beglückt durch die gesicherte Hoffnung, Sie nun um so vester bey uns wurzeln zu sehen. Der Grosherzog und die Grosherzogin sind voll freundlichster Theilnahme und grüßen Sie aufs allerschönste. »Sie sollen doch nächstes Frühjahr mit Ihrer lieben Gemahlin, die durch das Glück, was sie Ihnen schafft, Allen doppelt theuer geworden, selbst einmal hieher kommen um die Glückwünsche, denen sie sich damals entzogen, um so berechtigter einzunehmen.«

Hier folgt Iphigenie; auch unsere Knebelische Jahres-Blüthen,[3]) falls ich sie nicht schon gesendet.

Ich bin sehr auf Ihr Portrait begierig, laßen Sie mich ja nicht lange darauf warten, es wird mir das liebste Christgeschenk seyn. Senden Sie mir jene schon seit Monaten vom Misgeschick zurückgehaltenen Manuskripte nur gerade durch die Post; ich bin ja postfrey. — In N. 286 und 287 des Conversations Blattes finden Sie das Richtigste über Goethes Fest. Werden Sie den Verfaßer errathen?[4])

Sie sagen mir nichts von Humbold. Der Zerstreute, Vielbeschäftigte ist der einzige, der mir auf Zusendung der Medaillen nicht geantwortet hat. *Sct. Aignau* desto herzlicher.

Und wie urtheilen Sie denn von meinen Reden, besonders von der zum 3. September? *Sans flatteuil.* Tausend Dank für alle Güte und Gewogenheit, die Sie unserm »versteinerten Junggesellen« erwiesen. Er ist Ihres Ruhmes voll, hat sich aber hier am Hofe und in der Stadt wegen seines schnellen Wiederkommens viele Spöttereyen zugezogen. Die Gräfin Rapp[5]) wird, jetzt zu Paris wieder einheimisch, beytragen, *à lécher le petit cours* (Stein)

Haben Sie denn Ihre 3 Prolents verkauft? Wohl mit grosem Verlust? Der Fall ist gar zu exorbitant. Und Jen? Wir erwarten ihn hier täglich auf der Durchreise nach Dresden.

An Lerchenfeld bekommen Sie einen trefflichen Collegen, meinen sehr grosen Gönner.

Was Sie von Sophien andeuten, bekümmert mich sehr. Ich weiß gar nichts, als daß Frau von Koenitz fortwährend klagt, daß sie sie gar nicht zu sehen bekomme. Alle meine Nachforschungen ergeben nur, daß sie im größten Incognito lebt. Ich würde ohnzielsezlich rathen, daß Sie bald Ihren Herrn Sohn einmal abschickten, sichere Kunde zu hohlen. Wie schmerzlich ist mir dieß für Sie.

Der Großherzog wünschte so sehr Chateaubriants neueste Broschüre, worinn er *Republicanism* predigen soll, zu erhalten. Niemand will sie uns nachweisen, und den genauen Titel wißen wir

---

[2]) Reinhards Brief vom 9. Dezember 1825 (G. J. B. XI, 43) beginnt: »Sie sehen mich nun wieder in Frankfurt, und, trotz Allem, was mir der Aufenthalt in Paris Angenehmes und Belehrendes bot . . . überfiel mich selbst dort in den letzten Tagen ein gewisses Heimathsgefühl . . .«

[3]) Jahresblüthen von und für Knebel. Gedruckt als Manuskript für Freunde und Freundinnen zur Feyer des XXX. Novembers 1825 (Knebels 82. Geburtstag).

[4]) Meyer Nr. 1570.

[5]) Vgl. »Chronik«, XXII. Band, S. 10, Anm. 19. Zur Datierung des Stammbuchblattes sei hier nachgetragen Müllers »Unterhaltungen«, S. 144, der am 7. Juli 1826 aufzeichnet. »Auslieferung des Stammbuchblattes für sie.«

nicht. Helfen Sie gütigst.[6]) Die Lossprechung des Constitutionel hat auch hier grose Freude gemacht. Ich küße Ihrer verehrten Gemahlin die Hand und empfehle mich Ihnen beyden in treuester Verehrung. *v. Müller.*

Eben sendet mir Goethe mitkommende zwey Dankesblätter[7]) für Sie und Ihre Frau Gemahlin nebst 1000 herzlichen Grüßen.

*

Weimar, 19. Dezember 1825

Fräulein Fanny Tarnow,[8]) die intereßante Romanschriftstellerin aus Dresden, soll ich Ihnen, theuerster Freund! während ihres Frankfurther Aufenthaltes empfehlen; so will es das liebenswürdige Schwesternpaar, Gräfinnen Egloffstein,[9]) so Goethes, so Frau von Wollzogen, die wir erst seit gestern wieder hier besitzen. Ich selbst kenne diese Dame persönlich erst seit 2 Tagen, doch hat ihre Erscheinung die gute Idee, die ich früher schon aus ihren Schriften von ihr gefaßt hatte, nur noch erhöht. Und so sey es denn im Vertrauen auf Ihre Güte gewagt, und auf die Ihrer holden Gemahlin, der ich beide lieben Hände küße. Fräulein Tarnow gibt sich Rendezvous mit einer französischen Verwandten, einer Gräfin — — — mithin ist ihr die Protection des französischen Ministers um so werther.

Laßen Sie sich von ihr erzählen, wie heiter und wohl sie Göthen gefunden und wie sie von ihm bezaubert ist.

Wir spinnen übrigens Tage der Trübsal, denn Kaiser Alexanders Tod hat uns alle hart betroffen.[10]) Die arme Grosfürstin ist untröstlich. Erst heute in der Nacht kam ein directer Courier aus Petersburg; die Kaiserin-Mutter ist gefaßter als man denken sollte, sie sah freylich seit 10 Tagen schon den Verlust fast voraus. Grosfürst Nicolaus hat sogleich dem Kaiser Constantin huldigen lassen, dieser selbst aber ist von Warschau nach Tangarog zu seiner Schwägerin geeilt (und mehrere meinen, er werde den Thron nicht annehmen). Welche Umwälzung des politischen Systems von Europa steht uns bevor! Es ist der einflußreichste Todesfall seit Friedrich II.! Und die Griechen nun?? Sollte die Vorsehung sich dieses Begebnißes nicht als Hebels zu ihrer Rettung bedienen?

Ist Gagern abgereißt? Seine Vorrede zum 2. Theil der Nat. Geschichte gefällt mir sehr.

In treuster Verehrung immerdar der Ihrigste

v Müller.

Hat denn Fräulein Auguste Ihrer Frau Gemahlin geantwortet? Erfreut hat sie sich deren Briefes unendlich, das schrieb sie mir schon im October. Meine neueste Kunde ist vom 19. November.

*

Weimar, 21. December 1825

Eben entsiegle ich Ihr Paket. Tausend Dank für die lieben und sehr getroffenen Portraits. Ich werde die Zeichnung Goethen zum heiligen Christ erst bringen und ihm gewiß grose Freude damit machen. Wie lange habe ich mich nach einem Bilde von Ihnen gesehnt! Und auch Knebel wird sich sehr geschmeichelt finden.

Noch immer harre ich eines Pakets von Ihnen, das Ihr Herr Sohn vor 2 Monaten einem Rußischen erkrankten General mitgegeben. Könte man es ihm denn nicht abfordern? Ich ahne gar nicht was es enthält; Manuscripte schrieb Ihr Herr Sohn.

Ja wohl hat des grosen und edlen Kaisers Tod uns alle tief erschüttert. Wir vernahmen die Schreckenskunde am 14. von Berlin aus, erst am 18. aber wurde sie der armen Grosfürstin überbracht. Am 19. traf ein Courier von der Kaiserin-Mutter ein, die Seelenstärke genug hatte, am 10. Dec. abends, wo sie früh erst in der Kirche, die als Dankfest für die den Tag vorher eingelangte Besserungs-Nachricht gehalten wurde, die Nachricht erhalten hatte, 7 Couriere eigenhändig zu expedieren. Grosfürst Nicolas hatte sogleich den Kaiser Constantin proclamirt und die Garden ihm schwören laßen. Ob er aber den Thron annimmt, scheint noch ungewiß; er ist von Warschau nach Tangerog geeilt, ohne sich darüber zu äußern!! Welche Umwandlung in der Politischen Welt wird das geben! Morgen eilt unser Cammer-

[6]) »Ich kenne keine neue Broschüre, worin Chateaubriand den Republicanismus predigt,« antwortet Reinhard unter dem 17. Dezember 1825 (G. J. B. XI, 45). »Wahrscheinlich beruht dies auf einem Mißverstand. In einigen . . . Artikeln des journal des débats . . .«

[7]) Offenbar den Schwerdgeburthschen Stich nach der Bovyschen Medaille mit den faksimilierten Versen: »Meinen feyerlich Bewegten« (Meyer Nr. 1569).

[8]) Franziska Tarnow, 1779—1862, Allg. Deutsche Biographie, 37. Band, S. 399 ff. Goethes Tagebuch notiert unter dem 18. Dez.: »Frau Obercammerherrin von Egloffstein und Frl. Tarnow, welche von Dresden nach Frankfurt ging.« 13. Febr. 26: »Gesellschaft bey meinen Kindern, wo ich mich mit Fanny Tarnow über Frankfurt a. M., besonders auch über die neuesten Dresdner Theaterhändel unterhielt.«

[9]) Julie, die bekannte Malerin, und Auguste.

[10]) Goethes Tagebuch verzeichnet unter dem 14. Dec.: »Die Nachricht von Kaiser Alexanders Tod verlautet« am 15.: »Die Nachricht von Kaiser Alexanders Tod verbreitet sich . . . Der Frau Erbgroßherzogin war der Unfall noch verborgen«.

herr und Major von Germar nach Petersburg. Die Grosfürstin ist tief betrübt, doch hoffen wir, daß es keine schlimmen Folgen für ihre Gesundheit haben werde, wie man anfangs fürchtete, da sie mehrere Stunden im Starrkrampf lag. Der ganze Hof ist tief ergriffen. Die Grosfürstin sieht Niemanden als ihre Familie, nicht einmal ihre Damen. Tausend Dank für die Aufklärung wegen Chateaubriand.

Goethe ist entzückt von Gagerns 2. Theil.[11]) Ich sende Ihnen seine neuesten Verse, die er mit 3 künstlichen Bouquets vor der Trauerkunde in die Exposition des Frauenvereins schenkte. Mich in Eile tausendmal empfehlend

v. Müller.

Fräulein Tarnow wird meine vorgestrige Depesche überbracht haben.

*

Weimar, 27. December 1825.

Ich benutze die sichere Gelegenheit des Herrn von Carlowitz, Ihnen, Theurer Freund! einige interessante Notizen v e r t r a u l i c h mitzuteilen, die Sie wenigstens nicht so schnell aus anderen Quellen erfahren möchten.

I. Schon hatte Grosfürst Nicolaus am 9. December den Kaiser Constantin proclamirt, als dem Fürsten Gallizin (ehemaligen Minister des Cultus) einfiel, den alten Sapuchin, Präsidenten des Reichsraths, zu erinnern, daß ja ein Testament des hochseeligen Kaisers Alexander in Deposito läge. Man versammelte sich nun schnell, erbrach es und fand, daß Nicolaus zum Nachfolger ernannt sey! Es lag ein eigenhändiger Brief Constantins dabey, den Verzicht auf den Thron aussprechend. Der Reichsrath gerieth in große Verlegenheit, ließ schnell den Großfürsten Niclas ersuchen in seine Mitte zu kommen, dieser aber lehnte es ab, weil ihm solches, da er kein Mitglied des Reichsraths sey, nicht zieme. Nun wurde ihm das Testament *per Deputationem* eröffnet, er war aber und blieb unbeweglich, den Thron anzunehmen. Während dem hatte man fortgefahren, die Regimenter dem Kaiser Constantin zu verpflichten und auch die Registanten etc. Ihm schwören zu laßen. Der Reichsrath mußte sich eben darein ergeben, um größere Verwirrung zu vermeiden. Inzwischen war man nicht ohne Furcht, daß zu Moscau, wo Kaiser Alexander ein Duplicat seines Testaments deponirt hatte, dem Grosfürst Nicolas werde gehuldigt worden seyn. Seltsam genug und von Grosfürst Niclas wenigstens sehr selbstvergeßend.

Als diese Briefe von Petersburg unterm 13. abgiengen, wußte man noch nichts von Constantins Entschluß.

II. Heute aber haben wir von Berlin die sichere Nachricht empfangen, daß Kaiser Constantin abdicirt habe. Der Grosfürst Michael hat diese Nachricht nach Petersburg zu überbringen gehabt. Die nähren Bedingungen wußte man noch nicht.[12])

Wir erwarten stündlich einen neuen Courier von Petersburg, der ohne Zweifel allesaufklärenwird.

So viel in aller Eile nur v e r t r a u l i c h s t. Beust und Carlowitz wißen nichts von der Notiz sub I.

Verehrungsvoll

v. M.

*

Weimar 9. Januar 1826.

Ihr lieber, lieber Brief finde sogleich dankbarste Erwiederung. Ist es mir doch als rückten wir uns gleich näher, je schneller ich antworte.

Tausend Dank für die gütige Aufnahme insbesondere, die Sie Fräulein Tarnow gegönnt. Sie ist in ihren Briefen an Egloffsteins Ihres Lobes voll und läßt mir sagen, wie sehr sie meiner Empfehlung, »d i e i h r i n t e r e ß a n t e s t e B e k a n n t s c h a f t i n g a n z F r a n k f u r t h« schuldig zu seyn glaube.

Sie sehen also, Verehrtester! daß nicht Mangel an Ihrerseitiger Anziehungskraft, sondern ohne Zweifel blos Furcht lästig zu werden oder auch Mangel an Transportmitteln bey der ziemlichen Entfernung ihrer Wohnung die Ursache sind, wenn sie sich den Genuß versagt, Ihnen öfter aufzuwarten.

Es thut mir leid, daß Herr v. Carlowitz meinen schon am 27. December geschriebenen Brief Ihnen erst zu einer Zeit zubrachte, wo er nichts Ihnen Neues mehr enthielt.

Was haben Sie seitdem zu den unglücklichen Ereignißen des 26. December gesagt? Welch unseeliges Misverständniß aus dem früher geleisteten Eide an Constantin entsprungen! Die Berliner Zeitung von vorgestern enthält die Details so, wie sie Nesselrode an Alopaeus und wahrscheinlich auch an d'Anstetten mitgetheilt, d. h. möglichst

---

[11]) »Gagerns Nationalgeschichte hab' ich zu lesen angefangen und begreife, daß sie Göthen sehr gefällt,« antwortet Reinhard unter dem 26. Jan. 1826 (G. J. B. XI, 45).

[12]) 29. Dez. 1825: »Nachmittags bei Goethe. Er bekrittelte mich, weil ich Konstantins Entsetzung unzweifelhaft nannte.« (Müller, Unterhaltungen, 3. Aufl., 136.) Goethes Tagebuch 29. Dez. »Abends Canzler von Müller. Schwankende Nachrichten wegen der Succession in Rußland«.

verkleinert. Es sollen doch an 10.000 Mann in allem sich widerspenstig gezeigt haben und 2—300 geblieben seyn. Unter den Verwundeten der Kaiserlich Nicolaischen bedauert man besonders den General Foederic, Commandanden des Moskawischen Garde-Regiments, den seine eigenen Leute, als er sie beruhigen wollte, verletzten. Von Angesehenen des Adels werden die zwei Prinzen Trubetzkoi und Graf Bestuchew unter den Aufrührern genannt. Der eine Trubetzkoi, Schwager des österreichischen Gesandten, flüchtete in deßen Hôtel, wurde aber auf Requisition ausgeliefert. Kaiser Nicolas hat sich sehr muthig und entschloßen bewiesen. Ganz allein trat er vor die Fronte der Empörer, die den Ruf »Usurpator« hören ließen. »Wenn ich ein Usurpator bin, so durchbohrt meine Brust, sagte Er, »aber ich bin es nicht und hier sind die eigenhändigen Entsagungsurkunden meines Bruders.« Darauf unternahmen die Meuterer gar nichts, aber sie wiederhohlten den Ruf »Es lebe Kaiser Constantin!«

Die unglücklichen Verirrten! Der Senatsplatz, wo dieß alles vorgieng, ist nur 4—500 Schritte vom Winter-Palais entfernt. Der Courier, den die Grosfürstin gestern erhielt, ist am 27. December abends expediert; die Kaiserin-Mutter schreibt, daß schon überall wieder die tiefste Ruhe herrsche. Das *quasi*-Interregnum hatte freilich etwas lange gedauert und es ist nicht recht klar, warum, als Grosfürst Michael am 15. oder 17. die wiederhohlte Entsagung Constantins überbrachte, man noch fortfuhr, dem Letzten huldigen zu laßen.

In dem Aufsatz in der allgemeinen Zeitung glaube ich Gagerns Feder deutlich zu erkennen. Aber blitzschnell hat er gearbeitet, das muß wahr seyn!

Ich habe Goethen heute nicht gesehen. Morgen wird er mir wohl die Freude über Ihren Brief mitheilen. Als er Ihnen schrieb, sagte er mir: er habe mich bey Ihnen verklagt; ich solle rathen weswegen?[13]) Aber ich bin unglücklich im Errathen. Die Klage würde auch wohl unschwer zu beantworten seyn. Gagerns Nat. Geschichte gewinnt ihm Bewunderung ab. Doch ich habe nur noch Raum für heute, die Versicherung meiner herzlichsten Verehrung und Liebe zu erneuen.

v. Müller.

Haben Sie unsers Luden »Geschichte des deutschen Volkes« schon gesehen? Das giebt eine intereßante Vergleichung mit Gagern. Und wie gefällt Ihnen Eduard??[14])

[13]) Vgl. »Unterhaltungen«, 29. Dez. 1825, S. 136.
[14]) Herzogin v. Duras.

Weimar, 29. März 1826

Verzeihung, verehrtester Freund! wenn Unbäßlichkeit und Geschäftsdrang mich Ihren gar lieben und werthen Brief, den Lindenau mir zusandte, bisher noch nicht beantworten ließen.

Seitdem war Wangenheim auf seiner Reise nach Dresden hier, der Ihnen sehr herzlich zugethan ist.

Ich benuzte seine Anwesenheit wegen Ihres Herrn Schwiegersohns mit ihm zu sprechen. Er hält es nicht für unmöglich, daß er Anstellung in Coburg finde, wiewohl für schwierig. Sein Rath ist der: Herr von Diemar möge, so bald er, Wangenheim, in einigen Wochen zurückgekehrt seyn wird, sich auf ein 6—8 Tage nach Coburg begeben und unter seiner Leitung und Empfehlung dort am Hofe und in den Cirkeln sich bekannt machen, ohne jedoch vorerst von seinem Anstellungswunsche zu sprechen. Sey der Eindruck seiner Persönlichkeit, wie zu hoffen, günstig, so wolle Wangenheim dann, auf Grund eines von Ihnen ihm zu schreibenden Briefes, mit dem Herzog und mit dem Geheimen Rath und Oberstallmeister von Coburg sprechen und nach Kräften wirken.

Mir scheint allerdings, daß W. durch seine ganze Stellung in Coburg noch nachdrücklicher helfen könne, als Lindenau, der nicht gegenwärtig bleibt und weniger den rechten Moment erlauren kann. Sobald ich Wangenheims Heimkehr vernehme, melde ich sie Ihnen alsobald.

Möge der Himmel unsre Bemühungen segnen; gewiß, die Sache liegt mir ungemein am Herzen und es ist mir sehr schmerzlich, nicht noch mehr dafür thun zu können. —

Wie tief fühle ich Ihre Sorgen nach und wie innig wünsche ich, daß Ihnen wenigstens recht bald die Freude werde, Sophien glücklich entbunden zu wißen!

Goethe dankt für Ihre neueste Zuschrift und grüßt aufs theilnehmendste. Der »*Catholique*«, deßen Ankündigung ich ihm mittheilte, intereßirt ihn so lebhaft, daß er sogleich Bestellung für die Bibliothek machte.[15]) Auch ein zweytes Exemplar habe ich hier untergebracht, und ans Conversations Blatt den Prospect mitgetheilt. Er ist trefflich geschrieben und verräth viel Geist und Wißen, aber

[15]) Der Herausgeber war ein in Paris lebender, auch mit Friedrich Schlegel in Verbindung stehender Baron Eckstein (J. Minor, August Wilhelm von Schlegel in den Jahren 1804—1845, »Zeitschrift für die österr. Gymnasien«, 38. Jahrgang [1887], S. 742). Erst am 31. Mai 1826 verzeichnet Goethes Tagebuch: »Abends Herr Canzler von Müller, Nachricht gebend von der Zeitschrift Le Catholique.« Wie läßt sich diese Aufzeichnung mit dem Datum unseres Briefes in Einklang bringen?

die »*unité de doctrine*« will Goethen so wenig als mir zu Sinne und erzeugt den Argwohn, daß wohl eine andere Tendenz dahinter stecken möge, die nicht eben die der Toleranz oder des Protestantismus sein möchte.

Was sagen Sie dazu, daß Goethe ein eifriger Verfechter der *droits de l'ainesse* und der Substitutionen ist? Er glaubt darin veste Haltpunkte für den allzu mobilen und verflachten Zustand der Staaten zu sehen und citiert Englands günstiges Beyspiel. Die Sache hat zwey Seiten. — Daß ist gewiß.

Vorgestern und gestern war Matthisson bey uns und schied sehr vergnügt, da er am Hofe, bei Goethe und von einem gewählten literarischen Kreise sehr ausgezeichnet wurde. Er ist der beste Vorleser, den ich je gehört. Am Ostertage gerade laß er Goethen seinen Ostermorgen aus Faust vor.[16])

Fräulein Jacobi hat mir einen lieben, aber sehr traurigen Brief geschrieben. Eine jüngere Schwester ist ihr gestorben, die sie ungemein rührend beklagt. Zum Mai sehen die Pempelforter dem Besuch der Niethammerschen Familie aus München entgegen und laden mich dazu ein. Wer doch so leicht wie die Schwalben in die Ferne fliegen könnte!

In den nächsten Tagen ein Mehreres, Theuerster Freund! Für heute nur noch den herzlichsten Gruß innigster Verehrung und Liebe!

v. Müller.

Der liebenswürdigen Gemahlin, dem wohltätigen Frühling Ihrer Tage, den treusten Ausdruck meiner Verehrung.

*

Weimar 1. Mai 26.

Die Erscheinung des H. Vicomte de Brézé und seines Reisegefährten war mir um so willkommener, als sie mir einige freundliche, lang entbehrte Zeilen von Ihnen brachte, verehrtester Freund! Leider wurden diese Herren, welche gleich nach ihrer Ankunft das Schlachtfeld von Jena zu besehen eilten, von ihrem Vorhaben, einige Tage hier zu weilen, durch die Ankunft des Generals Dallon abgebracht, der sie sofort uns entführte um noch mit dem Marschall in Berlin zusammen zu treffen. Ich konnte ihnen daher meine Bereitwilligkeit, sie zu Göthe etc. zu führen nicht thätig beweisen. Doch versprachen sie rückwärts wieder bey uns vorzusprechen.

Der Herzog von Ragusa war am Sonntag, 23. April nachmittags hier angekommen und hatte den Abend mit Fürst Wrede am Hofe zugebracht.

Seit diesen Mittag besitzen wir den König von Würtemberg. Mit grosem Verlangen sehe ich guten Nachrichten über die glückliche Entbindung Ihrer Frau Tochter entgegen, die vielleicht schon unterwegs sind.

Carlowitz von Coburg war einige Tage bey uns und zog mich sehr an. Ich nahm Gelegenheit ihn über Herrn v. Diemar zu besprechen. Seine Äußerungen stimmten mit denen Wangenheims ganz überein und er wird sich gewiß freuen, wenn er Ihnen etwas zu Liebe thun kann. Mit Bedauern hatte ich jedoch zu bemerken, daß Gerüchte von Unverträglichkeit und verderblicher Cameradschaft mit einem gewißen H. v. Enterle (wenn ich den Namen recht behalten habe) kein gutes Vorurtheil für H. v. D. erweckt hatten. Diesen H. v. E. schildert Carlowitz als einen sehr zweideutigen, ja gefährlichen Abentheuerer und weiß sich die Anhänglichkeit des alten Diemars an ihn gar nicht zu erklären.

Goethe ist unwohl seit 8—10 Tagen, doch nicht bedeutend. Ottilie aber hat uns vorgestern durch einen schlimmen Sturz vom Pferde gewaltig erschreckt. Ganz im Blute schwimmend brachte man sie ohnmächtig nach Hause. Zum Glücke war doch nichts gebrochen, aber das Gesicht ist erstaunlich zerschunden, Knie und Arm ebenfalls, doch minder. Sie leidet noch grose Schmerzen, doch fast ohne Fieber, und die Ärzte versprechen gänzliche Herstellung nach einigen Wochen. Sie können denken, wie afficirt Goethe war und in der That wir alle![17])

Gagerns Antheil an der Politik 2. Th. beschäftigt mich sehr angenehm. Gewiß hat er auch Sie sehr intereßiert. Ich werde nächsten Posttag ihm ausführlich darüber schreiben.[18])

Jede Stunde erwarten wir General Egloffstein und meinen Bruder von Petersburg zurück. Dann ein Mehreres. Sie sind beyde resp. mit dem großen und kleinen Annenorden decorirt worden, und

---

[16]) Goethes Tagebuch, Sonntag, 26. März 1826: »Herr Matthisson, eine Stelle aus Faust vorlesend«, 27. März: »Mein Sohn war auf dem Herrn Matthisson gegebenen Feste.«

[17]) Goethes Tagebuch 27. April 1826: »Befand mich des Nachts nicht wohl und blieb 28. im Bette. Ottilie verunglückte bey'm Reiten.« Am 1. Mai kommt er selbst Müller gegenüber zum erstenmal auf den Unfall zu sprechen, und noch am 17. Mai hatte er ihr entstelltes Antlitz nicht gesehen: »Ich werde solche häßliche Eindrücke nicht wieder loß, sie verderben mir für immer die Erinnerung.« (»Unterhaltungen,« S. 140).

[18]) Ebenda 27. Mai 1826: »Ich las Herrn von Gagerns Antheil an der Politik 2. Band.«

der General überdieß von der Kaiserin-Mutter mit einer Brillant-Dose beschenkt.

Herzlichen Gruß und Verehrung der liebenswürdigen Gräfin wie ihrem Gemahl!

v. Müller.

*

Weimar, 17. Mai 26

Wangenheim hat schnell genug geantwortet. Ich eile Ihnen seinen eben empfangenen Brief sofort mitzutheilen, bitte aber um deßen Rücksendung. So scheint doch sich zu Coburg ein günstiges Gestirn zu zeigen; herzlich soll es mich freuen, wenn der Erfolg gelingt.

Für heute, Verehrtester! nur noch die Versicherung treuester Anhänglichkeit und Freundschaft.

v. Müller.

Wie gefallen Ihnen denn die 3 ersten Hefte des *Catholique?*

*

Weimar 10. Mai 26

Ich will meinen herzlichsten Glückwunsch zur Grosvaterschaft auch nicht einen Tag lang aufschieben, mein verehrter Freund! sondern ihn sofort nach Empfang Ihres lieben Briefes aus voller Seele aussprechen. Möge geseegnetes Erblühen des holden Kindleins der edlen Mutter Ersatz für alles Ungemach sonstiger Verhältniße in reichem Maaße bieten! Ich schreibe in dieser Stunde noch an Wangenheim, damit er kund thue, ob er zurückgekehrt und damit alsdann H. v. D[iemar] sich, mit einem Schreiben von Ihnen an W. alsbald auf den Weg machen könne.

Am letzten Mittwoch sind unsere Petersburger heimgelangt, nachdem sie noch zu Warschau dem Großfürsten aufgewartet und deßen überaus stattliche und wohl eingeübte Truppen bey einer Revue bewundert hatten.

Im Ganzen schildern sie den Zustand der Dinge in Rußland minder bedenklich als man zu fürchten geneigt seyn mochte. Die Armee ist dem Kaiser aufs eifrigste ergeben und sein Benehmen ganz darnach eingerichtet, sich Liebe und Achtung zu erwerben und zu sichern. Nur einige und Sechzig Revolutionaires sollen, nachdem eine grose Zahl losgelaßen worden, noch im Arrest sitzen und über diese Kriegsgericht gehalten werden. Zu Mitgliedern desselben werden Generale aus den entferntesten Provinzen und blos solche, die in der Hauptstadt gar keine Connexionen haben, ernannt. Nur die Thatsachen, nicht die Namen der Verbrecher sollen ihnen vorgelegt werden um vollste Unbefangenheit zu sichern. Man glaubt der Kaiser werde keine Hinrichtungen vollziehen lassen, die Todesstrafen in Exil nach Sibirien, lebenslängl. Festungsstrafe etc. verwandeln.

Daß die Declaration an die Pforte sehr energisch und peremptorisch gewesen, ist gewiß; wenn also der Diwan sich nicht doch zum Ziele legt, der Krieg wohl unvermeidlich. Aber von der griechischen Sache will der Kaiser seine Traktatmäßigen Rechte durchaus getrennt halten. Die Militaircolonien werden allerdings allmählig eingehn. Trotz der rastlosen Arbeiten und Anstrengungen bewahrt der Kaiser doch noch eine gewisse harmlose Munterkeit und Jovialität im Innern seines Familienkreises, die darauf schließen läßt, daß er sich durch die Schwierigkeit seiner Rolle nicht niederbeugen läßt, sondern daß er eben um deswegen noch höher steht, weil er sie gerade wie eine Rolle, wie eine nothwendig zu lösende Aufgabe, nimmt. Spuren neuerer Umtriebe hat man nirgends gefunden. Verbeßerung der gesetzlichen Einrichtungen, Abstellung der zahllos vorgefundenen Misbräuche besonders auch im Justizwesen, strengere Controle der Provincial-Gouverneurs, Vereinfachung des Geschäftsgangs, werden täglich angestrebt und gefördert.

Goethe ist wieder ziemlich hergestellt, auch mit Ottilie geht es, nach den Umständen, leidlich genug, wiewohl sie noch mehrere Wochen wird das Zimmer hüten müßen. Aber um unsern guten Hofrath Meyer sind wir sehr in Sorgen; Carlsbad würde ihn gewiß herstellen, wenn er nur Kräfte genug erlangt, die Reiße zu machen. Sein Verlust wäre für uns alle groß, für Goethe unersetzlich. Dem Himmel sei Dank, daß Sie des Podagra-Anfalls dießmal schneller als voriges Jahr um diese Zeit losgeworden. Das liebliche Cronenberg wird Ihnen gewiß recht wohl thun, es scheint ja nun doch ernstlich Frühling werden zu wollen. Ich hege die Hoffnung im Juli bei Ihnen anzuklopfen und unter Ihren schönen Kastanien in traulichen Gesprächen mich zu sonnen. Sie sagen mir kein Wörtchen über Gagerns Wiener Congreß.[19]) Dem Grosherzog hat dieser Band weniger als der vorhergehende gefallen, er findet ihn zu rhapsodisch, zu unzusammenhängend. Der König von Würtemberg ließ sich noch bittrer darüber heraus. Freilich wohl Anekdoten wie die »*Je n'ai jamais vu, qu'on mettoit deux males dans un gage*« reitzen auf und hätten wohl wegbleiben mögen.

Aber vieles andere ist doch sehr interessant, wohlmeinend alles, die Bruchstücke der Cast-

---

[19]) Goethes Tzgebuch, 28. Mai 1826: »Manches andere besonders bey Gelegenheit des von Gagerischen Werkes, über den Wiener Congreß und sonst.«

leraghschen Correspondenz mit Alexander waren meines Wissens noch nirgends gedruckt.

Augustens oncle mag wohl Recht haben *pro tempore*, aber wenn sie einen ihrer vollen Liebe würdigen Gatten fände, würde sich der Sinn für Häuslichkeit wohl auch von selbst ergeben. Der Schluß seines Briefes scheint mir nicht undeutlich auf den Wunsch einer Einladung nach Frankfurth hinzudeuten und wohl mögen die schönen Tage von Aranjuez, die sie in Ihrem Hause verlebte, mit denen zu Pempelfort keinen kleinen Abstand bilden und manche Sehnsucht der Wiederkehr wecken!

Eine so jugendlich heitre und liebenswürdige Grosmama wie Gräfin Virginie ist gewiß selten genug, und höchst billig, daß Sie sich ihrer doppelt erfreuen. Ich mache Ihr in Gedanken die allerehrerbietigst-gravitätische Glückwunsch-Reverenz, doch nicht ohne Aufblick nach den schalkhaft darüber lächelnden dunklen Augen. Auch Ihrem Herrn Sohn meine freundschaftlichste Begrüßung. Der Himmel schenke Ihnen recht heitere Frühlingsstunden. Bestätigen Sie mir bald diese Hoffnung.

Verehrungsvoll und treulichst

v. M.

Ich lege eine richtige Abschrift des Königl. Briefes nach Koethen bei, da Ihnen vielleicht nur verstümmelte zu Gesicht gekommen, und bitte solche an Freund Gagern mitzutheilen. Haben Sie schon »Goethes goldenen Jubeltag«[20]) zu Gesicht bekommen?

*

Weimar 14. Juni 26.

Fräulein Sonntag scheint Sie nicht mehr in Frankfurth getroffen und also meinen ihr auf Verlangen mitgegebenen Brief wohl auch nicht abgegeben zu haben, da Boisserée, der am selbigen Tage abreißte, an Göthe berichtet, Sie seyen schon nach Kronberg ausgeflogen.

So nehmen Sie denn meinen besten Glückwunsch zur gewonnenen Freyheit des heiteren Landlebens, und die freundlichste der Musen schmücke Ihnen die Pfade durch Ihre Kastanienwälder zum heilsamen Quell und zurück zum wirtlichen Dache täglich mit den frisch duftendsten Kränzen!

In jenem sonntäglichen Briefe meldete ich Ihnen auch, daß H. v. Malvirada[21]) von Weimar ganz zufrieden geschienen, daß ich ihn zu Göthe und [sammt seiner Gemahlin] ins Schloß und in den Park geführt, die eingetretene tiefe Hoftrauer aber Schuld gewesen, daß er seinen Plan, der Fr. Grosfürstin aufzuwarten, nicht ausgeführt, sondern, Nachmittags eingetroffen, schon des anderen Morgens wieder abreißte. Sehr erfreulich war es mir, von ihm die Bestätigung Ihres Wohlbefindens zu hören und so meiner Bekanntschaft mit ihm alsobald heiterste Mittheilung sich anreihen zu sehen.

Vor einigen Tagen schreibt man mir aus Waltershausen (einem Kalbischen Rittergute ohnweit Römhild, an deßen Verkauf mir sehr gelegen ist): Ihr Herr Schwiegersohn sey mit einem Secretair am 19. Mai daselbst gewesen, habe das Guth beaugenscheinigt und grose Erwerbslust bezeigt, auch versprochen in 14 Tagen seine Gemahlin ebenfalls hinzubringen. Zugleich habe er den Wunsch erklärt, einen detaillirten Anschlag und genaueste Preisbestimmung von mir zu erlangen. Ist Ihnen, verehrtester Freund! von diesem Kaufprojekte etwas bekannt? So sehr ich wünsche, daß es Grund haben möge, so unwahrscheinlich ist es mir doch vorgekommen. Sie werden mich aber jedenfalls sehr verpflichten, wenn Sie mir bald einigen Aufschluß geben können, zumal ich anfangs Juli selbst nach Waltershausen reißen werde. Meine Geschäfte führen mich dann auch nach Bamberg, Schweinfurth etc, so daß ich wohl erst Ende Juli oder anfangs August an Ihre gastliche Thüre werde klopfen können.

Ottilie hat nun auch noch die Blatter-Rose bekommen, doch ist der 9. Tag schon glücklich vorüber und keine Gefahr mehr vorhanden. Rauchs Besuch erfreute uns gestern gar sehr, obgleich nur auf einige Stunden. Er wußte recht viel interessantes von Paris zu erzählen und erheiterte damit Goethen aufs erwünschteste.[22]) Unser guter Meyer beßert sich täglich. — Mein Gott, was ist denn das für eine »Teufeley«, die gegen unsern Gagern losbrechen soll? Ich bin ganz unruhig darüber. Der arme Maria Weber! Aber was sagen Sie zu dem am 7. Juni erfolgten Übertritt der Fürstin von Liegnitz zum Protestantism?? Ein wahres Paroli, gebogen gegen die Herzogin v. Koethen. Leben Sie wohl, mein innigst geliebter Freund! und empfehlen Sie mich aufs verbindlichste Ihrer holden Gemahlin!

v Müller.

*

[20]) Meyer, Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek Nr. 1575.

[21]) Goethes Tagebuch verzeichnet diesen Besucher nicht. Müllers Tagebuch dagegen berichtet: »Freitag 2. Juni mit Generalconsul v. Malvirade bei Goethe.« (»Unterhaltungen«, 3. Aufl., S. 140.)

[22]) Goethes Tagebuch, 13. Juni 1826: »Herr Professor Rauch ließ sich anmelden. In Erwartung desselben manches vorbereitet, kam derselbe, erzählte viel von München und Paris.«

Schweinfurth 22. Juli 26.

Seit 14 Tagen bin ich in dem schönen Franken und stecke bis in die Ohren in Acten und Verhandlungen,[23]) mein hochverehrter Feund! Noch weiß ich nicht, wann ich enden werde und ob ich Anfangs oder erst Mitte Augusts in dem lieben Kronberg anklopfen kann.

Ihr Herr Schwiegersohn, den ich durch Decan Henninger an Sie, Ihrem Wunsche nach, verwieß, jedoch den Gutsanschlag nicht wohl verweigern konnte, soll im Begriff seyn, zu Ihnen, dieser Sache wegen, zu reißen. Wäre in der That die Unternehmung Ihnen genehm, so würde ich das schöne Guth lieber Ihrer Frau Tochter als jedem Andern gönnen. Aber freylich wüßte ich gerne bald, ob ich mich abhalten laßen soll, mit andern Liebhabern abzuschließen, deren 2 um diese Braut buhlen, und von denen der eine schon ein hohes Gebot gethan und fast alles gleich baar auszahlen will.

Bey vernünftiger Einrichtung und Verbeßerung des durch die lange Sequestration etwas herabgekommenen Gutes wird unter allen Umständen auf 3000 fl. Rh. reine Revenue zu rechnen seyn. Der Überschuldung wegen [es haften 115.000 fl. Hypotheken darauf], muß nothwendig ein großer Theil des Kaufschillings gleich bei der Übergabe baar bezahlt oder aßignirt werden. Ich habe von allen Intereßenten *plein pouvoir*.

Zu Coburg hat H. v. D[iemar] sehr gut gefallen, aber die Unentschloßenheit des Herzogs verzögert den Beschluß. Deshalb hat auch Wangenheim, der von Ihrem Briefe sehr erbaut war, noch nicht geantwortet. Ich war einen Tag bey ihm und wir gedachten Ihrer treulichst.

Goethe war letzten Montag noch sehr wohl und heiter, wie ich höre. Zelter war 14 Tage bey ihm.[24]) Viel Intereßantes werde ich erzählen können, auch von Sr. Majestät von Baiern, die mich zu Brückenen aufs allergnädigste und freundlichste aufnahm und zwey Tage vest hielt, während ich nur auf $^1/_2$ Tag von hier hingefahren war.

Nächsten Dienstag gehe ich nach Würzburg. Es wäre recht dankenswerth, wenn Sie mir dorthin einige Zeilen poste restante bald schreiben wollten.

Meine herzlichste Begrüßung Ihrer liebenswürdigen Gemahlin, auch Gagern, dem ich nicht selbst schreiben kann und der mir, ohne daß er es vielleicht weiß, meine Geschäfte bei Herrn Cabinetssecretair Martin sehr erleichtert hat.

In treuster Verehrung der Ihrige

v. Müller.

Wie sehr wird der schnelle Tod der guten Schiller Sie betrübt haben![25])

*

Pempelfort 6. August 26.

Die erste ruhige Morgenstunde in dem lieblichen Pempelfort sey Ihnen, mein theurer Freund! geweiht und spreche den herzlichsten Dank aus für Ihre schnelle und gütige Antwort nach Würzburg. Seit gestern ist nun auch Ihr früherer Brief in meinen Händen.

Vielleicht wißen Sie schon durch Beust, wie ich mich bestimmt fand, über den Odenwald und Darmstadt, Oppenheim, Coblenz, Ems zuerst hierher zu reißen und es ist in der That ein humoristischer Zug des Schicksals, daß mein vieljähriger Gegner H. v. Kalb gerade an dem Orte garnisoniren und mit mir Frieden schließen muß, der von allen Orten mir zum Friedenscongreße am erwünschtesten seyn konnte, so gleichsam zahllosen Aerger und Verdruß wenigstens durch ein heiterstes Finale zu schließen.

Zu Ems, wo ich nicht volle 24 Stunden war, der Grosfürstin schuldigst aufzuwarten und die Egloffsteinischen Damen zu besuchen, trat noch ein neues Beflügelungsmotiv hinzu. Man erwartete mit Ungedult Nachricht über Herzogs Bernhard Kommen oder Nichtkommen nach Wilhelmsthal, und es schien wahrscheinlich, daß ich gerade in Düßeldorf mit ihm zusammen treffen würde, da Er vor allem in Elberfeld sich einiger Commissionen zu entledigen Willens war. So bin ich denn so schnell, als man mit eignen Roßen es nur vermag, hierher geseegelt, doch nicht ohne zu Bonn und Cölln einiges Respiro zu gönnen, dort die älteren Freunde, ingleichen Praes. Jacobi und Walter, hier die trauernden Schillers und den neu erstarkenden Dom zu besuchen.

Was soll, was kann ich Ihnen nun von Pempelfort selbst sagen, wo Sie einheimischer sind als ich, und wo Ihr Andenken hundertmal des Tages in jeder Beziehung hervortritt und gefeyert wird?[26])

[23]) Goethes Tagebuch vom 6. Juli 1826: »Nach Tische Herr Canzler von Müller, welcher mir von seinem fränkischen Prozeß erzählte.«

[24]) Vgl. Goethes Tagebuch vom 7. bis 19. Juli 1826.

[25]) Charlotte von Schiller, geb. v. Lengefeld, die Witwe des Dichters, gestorben zu Bonn 9. Juli 1826.

[26]) Reinhard hatte Friedrich Heinrich Jacobi kennen gelernt, als er in den Neunziger-Jahren des 18. Jahrhunderts französischer Gesandter bei den Hansestädten war. Jacobi, in dessen Haus ihm das launige Schicksal vor einem Jahrzehnt als Hauslehrer hatte rufen wollen, lebte damals, durch die französischen Siege aus Düsseldorf vertrieben, seit 1794 mit seiner Familie in Wandsbeck (Lang, S. 133).

Nur darauf will ich mich beschränken, daß meine gespannte Erwartung durchgehends aufs freundlichste übertroffen ward und daß ich nichts als den überschnellen Lauf der Stunden zu beklagen habe.

Man ist in jeder Hinsicht und von allen Seiten die Güte selbst gegen den Fremdling, der es — wie zu Kronstadt und Hornau — bald verlernen wird, sich selbst für fremd in diesen lieben Kreisen zu halten. Vergangenheit und Gegenwart verweben sich aufs intereßanteste und auch der Zukunft wird nur unter derselben Farbengebung gedacht. Morgen will Geheimrath Jacobi die Güte haben mich nach Elberfeld, Barmen und in dieß ganze Eldorado deutschen Gewerbefleißes zu bringen und so einen vieljährig lebhaftesten Wunsch zu stillen. Wir werden in Erlingshausen bey Hasenclevers übernachten und erst Dienstags zurückkehren. Während dem muß es sich mit Herzog Bernhard persönlich oder brieflich entscheiden, was auf meine Abreiße entschiedenen Einfluß hat. Heimwärts muß ich nun nochmals zu Ems vorsprechen, werde von da wahrscheinlich mit Egloffsteins bis Rüdesheim oder Mainz gehen, sodann in Hornau an die gastliche Pforte klopfen und circa den 17. oder 18. August bey Ihnen, Verehrtester! eintreffen. Dankbar und freudig nehme ich die willkommene Einladung der Gräfin Virginie an und küße Ihr im Voraus zehnfach die gütige hausfräuliche Hand. Von meinen Kreutz- und Querfahrten — die jedoch nirgends Irrfahrten waren — von der bairischen Majestät, von Altenstein, Spiker, dem Münchner Barth, dem Turiner Graf Seiboltsdorf, von dem reitzenden Miltenberg, Erbach, dem Katholischen Wundertempel zu Darmstadt, von der Aula Bonnensis, von Schillers Kindern, — ja selbst von Lady Byron und ihrer romantischen Tochter, — am meisten aber natürlich von dem lieben, lieben Pempelfort wird es dann so viel zu erzählen geben, daß ich im Voraus die Stunden elastisch dehnbar machen zu können wünschte, wie Beust einst sarkastisch meinen Urlaub nannte, der es aber leider dießmal am wenigsten seyn kann.

Einstweilen nehmen Sie diese flüchtigen Zeilen als Praeludium meiner Geschwätzigkeit nachsichtig auf, legen Sie mich Ihrer vortrefflichen Gemahlin zu Füßen und laßen Sie sich das bunte Quodlibet dieses Briefes zum Schluße mit den herzlichsten Empfehlungen und Grüßen meiner gütigen Gastfreunde würzen, die mir in reichstem Maaße aufgetragen worden.

Immer und von ganzer Seele der Ihrigste

v. Müller.

Hornau 24 August 26. Donnerstags.

Eben, Nachts zehn Uhr, hier angelangt, eile ich zu melden, daß ich Morgen Abend von Ihrer Gastlichkeit, Theuerster Gönner und Freund! Gebrauch machen zu dürfen bitte.

Zugleich soll ich Herrn von Gagern, Frau von Wambold und Fräulein Caroline für Sonnabend Mittag anmelden und um Bestimmung bitten, ob Sie um 3 Uhr oder um 4 Uhr speißen?

In froher Hoffnung Sie und Ihre verehrte Gemahlin recht wohl zu treffen, stets der Ihrigste

v. Müller.

*

[Dieser und der folgende Brief ist wieder an den Sohn Reinhards gerichtet:]

Gelnhausen, den 27. August 26.
Nachts.

Kaum aus den Mauern Ihres gastlichen Hauses entfernt, lieber Graf! plage ich Sie schon wie ein Spuckgeist; zuerst mit der Bitte, anliegende zwey Depeschen noch der geneigten Obhuth Ihres Herrn Vaters übergeben zu wollen, (Generalconsul Mylius und Banquier Mylius ist eins), ich hatte nur vergeßen, daß er von — ich weiß nicht welchem — Hofe Generalconsul ist.

Zweytens mit dem Gesuch, falls die vielbewußten unglücklichen Handschuhe sich durch Louis persönliche Nachforschung nicht schon gefunden haben sollten, gewogentlichst folgendes in die Frankfurther Affiches rücken zu laßen: »Am Sonntag, 27. August Mittags sind ein Paar hellgrüne Mannshandschuhe, wahrscheinlich auf der Zeil, verlohren gegangen. Der Finder erhält den vollen Werth vergütet, wenn er sie an die Expedition dieses Blatts abliefert.«

Dieser volle Werth möchte etwa ein Thaler seyn.

Sie werden lachen, daß ich so viel Lärm um ein Paar Handschuhe mache. Allein es haftet eine Wette darauf, die die Schwestern Egloffstein zu Ems machten, als sie mir sie hinwärts nach Düßeldorf schickten und die gerade dahin gieng, daß ich sie bey der Heimkunft nicht wieder würde aufweißen können.

Endlich muß ich mich noch anklagen auf dem Waschtisch in meinem Zimmer ein Feuerzeugtäschchen haben liegen zu laßen.

In welchen schlechten Ruf der Ordnung werde ich in Ihrem Hause kommen!

Nun nochmals herzlichste und dankbarste Grüße und Reisewünsche Ihren hochverehrten

Eltern, Ihnen selbst aber den freundlichsten und dankbarsten Händedruck für gütige Mühewaltung im Voraus.

v. Müller

P. S.

Schon ist der Morgen angebrochen
Wo Goethe einst ins Leben trat;
Ihm sey die Flasche ausgestochen,
So früh es wohl noch keiner that! —
Wohlan, mein einsam Hoch erklinge,
Bis Weimar und bis Frankfurth dringe!!

28 August früh halb Eins.

*

Weimar, 9. September 26.

Wie dankbar, lieber Graf, bin ich für die viele Güte und Freundschaft, die Sie mir abermals erzeigt haben; aber wie beschämt auch, Ihnen so viele Plage gemacht zu haben.

Es ist eine gerechte Strafe meiner Zerstreutheit, daß sich die Handschuhe nicht wieder gefunden, ob es mir gleich unbegreiflich bleibt, wie sie verlohren gegangen. Ein Federmeßer vermiße ich nicht, das Feuertäschchen aber ist eben fort!

In der Anlage empfangen Sie sämmtliche Goethiana des 28. Augusts.[27]) Vielleicht senden Sie doch Ihrem Herrn Vater ein oder das andere auch in Helvetiens Zaubergefilde nach. Dieser Geburtstag soll fast ebenso feyerlich, wie früher der goldene Jubeltag, begangen worden seyn. Von Früh 7 Uhr an ist Goethes Hauß nicht leer von Gratulanten geworden und Er selbst soll sehr heiter gewesen seyn.

Dem. Sonntag hat ihn und uns alle entzückt. Sie kam gerade zum sontäglichen Geburtsfeste des Grosherzogs und spielte Rosinen im Barbier von Sevilla bey übervollem Hause. Früh schon hatte sie Goethe besucht und soupirte auch bey ihm.[28])

Sowohl im Goetheschen Hause, als bey meiner Frau, Frau von Wollzogen, Riemer und Meyer habe ich durch die guten Nachrichten von Ihrem und der theuren Ihrigen Wohlbefinden grose, grose Freude angerichtet. Überall trägt man mir die allerschönsten und herzlichsten Empfehlungen auf.

In 8 Tagen etwa erlaube ich mir Ihnen einige Briefe zum 2. October[29]) für Ihren verehrten Herrn Vater zu addreßiren, Sie werden uns alle sehr verbinden, wenn Sie uns unterdeßen mit einiger Kunde von den lieben Reisenden erfreuen wollen. Haben Sie nicht vernommen, ob Fr. v. Breitbach zu Biberich glücklich entbunden worden?

Mit der herzlichsten Hochachtung und Freundschaft ganz der Ihrige

v. Müller

Der verheißenen Papiersendung freue ich mich dankbar entgegen.

*

Weimar 19 September 26

Möge ein günstiger Postgeist diese Zeilen, mein theurer Freund! Ihnen gerade am zweyten October in die Hände führen, an diesem schönen Festtage Ihrer Freunde, den wir Weimaraner insbesondere in treuer Erinnerung freundlichster Nähe vor 3 Jahren[30]) so frölich-laut begrüßen wollen, daß Jubel und Wunsch selbst über die trennenden Alpen zu Ihnen dringen sollen. Schon haben Sie nun das stolze Mailand, die reitzenden Seen mit ihren Feen-Inseln, den ehrwürdigen Bernhardin und den wundervoll gebahnten Simplon hinter sich; so viel reiche Schätze der Erinnerung sind aufgehäuft vor Ihren Blicken, die sich jezt erheitert und erfrischt zum Vaterlande wieder zurückwenden.

Vielleicht tönt Ihnen gerade Salis Leyer; oder des edlen Weßenbergs Brust ruht an der Ihrigen. Ja, wer doch ein Vöglein wäre! Wie sehne ich mich nach einem Blatte von Ihrer Hand, das mitten aus dem Schooße der Alpen heraus uns Ihre Genüße und Erlebniße, wenn auch nur im flüchtigen Umriße, andeute und verkünde. Aber auch wir haben nicht träge gerastet.

Die Dichtungen zum 28. August sind für Sie in Ihres Herrn Sohnes Händen, der 3. September ward uns zweyfach geschmückt durch die Zaubertöne der »flatternden Nachtigall«; selbst Goethe fehlte nicht im Theater; am 15. September feyerte die Loge des Grosherzogs Fest und Herzog Bernhards Wiederkehr auf würdige Weise — ich lege einstweilen wenigstens Goethes jugendfrisches Lied hier bey[31]) — und am 17. September brachten wir Schillers heiligen Manen das lang ersehnte fromme Opfer. Auch hiervon für jezt nur die anliegende, zur Publicität bestimmte, Skizze. Es wird auch die Stuttgardter sehr intereßiren.

Von Goethe lege ich ein einziges Blatt bey; Kunst und Alterthum, reich ausgestattet, bewahre indeß Ihr Herr Sohn.

---

[27]) Friedrich Meyer, Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek Nr. 1604—1612, 1616.

[28]) Goethes Tagebuch, 4. Sept. 1826: »Um 6 Uhr mit den Enkeln ins Schauspielhaus. Demoiselle Sontag sang unvergleichlich.«

[29]) Reinhard Geburtstag.

[30]) Vgl. »Chronik« XXI, S. 34, Anm. 11.

[31]) Dem glücklich bereichert Wiederkehrenden, Ihrem Durchlauchtigsten Bruder Herren Carl Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar-Eisenach Hoheit die verbundenen Brüder der Loge Amalia zu Weimar. Am 15. September 1826. (Meyer Nr. 1614.)

Goethes Bild von Kolbe hat uns diese lezten Tage noch gemüthlicher verschönt und ausgeschmückt.

Tausend herzliche und dankbare Grüße der verehrten Gemahlin des Geburtstägers, und auch ihr innigste Glückwünsche; ihre schnelle und freundliche Antwort nach Pempelfort hat dort lebhafte Freude erregt. Und so nur noch das freundlichste Lebewohl!

In treuster Verehrung

v. Müller.

Neues zur Geschichte des Liedes »An den Mond«.

Von *K. Rhode*, Marburg in Hessen.

Die zweite Fassung und das Gedicht der Frau v. *Stein*

»An den Mond nach meiner Manier«.

III.

Wir schließen unsere Ausführungen mit der Erklärung der beiden umgebildeten Gedichte nach ihrer Strophenfolge.

1. Die Steinsche Umdichtung.

Ein Liebesglück von großer Innigkeit, das nach den Charakteren beider Liebenden in sich gefestigt schien, ist durch das plötzliche, der Freundin unerklärliche Verschwinden ihres Freundes grausam zerstört. Ihr Schmerz ist grenzenlos; sie findet keinen Trost. Das Tal, darin sie einsam weilt, ist schon vom Abenddunkel eingehüllt. Da tritt der Mond hervor und hellt es lieblich auf. Nun öffnet endlich sich ihr Mund zu herzerleichternden, mit Tränen untermischten Klagen:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Das Andenken an den von ihr geschiedenen, nie mehr zurückerhofften Freund wird durch das schöne Landschaftsbild vor ihr für einen Augenblick [1]) in ihr zurückgedrängt:

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Da des Freudes Auge mild
Nie mehr kehrt zurück.

Sie wünscht, daß das Gestirn mit seinem milden Licht noch oftmals sie erquicken möge; so wird sie hoffen dürfen, daß ihr das Bild des Freundes je länger, desto mehr und schließlich ganz verbleicht. Noch hat sie niemanden, der ihre Schmerzen teilt:

Lösch' das Bild aus meinem Herz
Vom geschied'nen Freund,
Dem unausgesprochner Schmerz
Stille Träne weint!

Tränen entstürzen ihr; sie mischen sich dem Fluß, in den sie blickt. Wie sie zu sein aufhörten, hörte ihres Freundes Liebe auf [2]).

[1]) So werden wir den Sinn des Nebensatzes (da des Freundes usw.) uns deuten müssen. Die Worte »nie mehr kehrt zurück« stehen für »in weiter Ferne weilt«. Dergleichen Schiefheiten des Ausdruckes egegnen wir in Versen der Frau v. Stein auch sonst. Besonders reich daran ist ihr Gedicht: »Ihr Gedanken fliehet mich«. H. Düntzer, Charlotte v. Stein, 1874, I, 267.

[2]) Das Bild der in den Fluß hinunterträufelnden Tränen als ein Symbol verlorenen Liebesglückes ist sonst, soweit wir sehen, noch nicht gebraucht. Lenau verwendet in seinem letzten Gedichte vom 25. September 1844 »Blick in den Strom« dasselbe Bild als tröstende Versicherung des einstigen Aufhörens des Leides um ein entschwundenes Glück; es endet mit dem Dasein selbst:

3. Blick' unverwandt hinab *zum Fluß*,
Bis *deine Tränen fallen*,
Und sieh' durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

4. Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Vielleicht ist Frau v. Stein zu ihrem Gleichnisse durch Wortanklänge hingeleitet worden, die ihr in dem in Herders »Volksliedern« (1777), Teil 2, Nr. 29, (Suphan 25, 325) enthaltenen Gedichte »Das Lied vom Bache« begegnet sind. Es heißt darin:

Str. 9: *Traurig den Bach sah ich hinab;*
Tränen träufelten ins Grab
Des Ruhmes.

Str. 10: Jüngling, o sieh' im Bache dich!
So sah ich mit Wonne mich
Im Freunde Seel' und Herz vereint!

Str. 11: *Das Leben rann, das Bild zerrann*
Und Glück und Liebe.

Str. 12: —— mit . . Schmerz
Sah ichs versinken.

Die Wortverbindung »Scherz und Kuß« ist in erotischen Gedichten der Zeit um 1750 in jedem Almanache usw. anzutreffen. Wielands »Musarion« (1768) enthält sie ebenfalls sehr oft. — Die Worte »Nimmer werd' ich froh« entfallen dem Zusammenhange der sie umschließenden drei Verse; sie sind nur Paranthese, gewissermaßen nur ein Aufschrei aus bewegter Brust.

Mischet euch in diesen Fluß!
Nimmer werd' ich froh;
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Verlassen, wie sie ist, wird sie der Gegenwart sich kaum bewußt. Nur das vergangene, gemeinsam mit dem Freund genossene Leid und Glück klingt ihr beständig nach:

Jeden Nachklang in der Brust [4]
Froh und trüber Zeit,
Wandle ich nun unbewußt
In der Einsamkeit.

Vergangenes vergangen sein lassend, will sie nicht länger klagen. Mit heiterem Sinn und freier Seele will sie die Gaben dieser Welt genießen; denn eine innere ahnungsvolle Stimme ruft ihr zu, daß hinter all' den mannigfaltigen Vorgängen der Natur ein höchstes Wesen steht, das mit dem Menschen fühlt: [5])

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Seine Seele rein erhält,
Ahndungsvoll genießt, [6])

Was, den Menschen unbekannt
Oder wohl veracht,
In dem himmlischen Gewand [7])
Glänzet bei der Nacht.

[4]) Daß das Wort »Nachklang« in der Bedeutung: »frisch lebendige mit ungeschwächter Kraft nachwirkende Erinnerung« schon vor 1786 schriftstellerisch verbreitet war, ist wahrscheinlich, jedoch nicht zu belegen. Dagegen haben wir für das ihm nahverwandte Wort »Nachschlag«, in gleichem Sinne gebraucht, aus jener Zeit einen Beleg in Goethes Notenheft (Bd. 19, S. 16 dieser Zeitschrift); dort ist S. 51 das Wort als Überschrift verwendet für die von J. M. R. Lenz (28. Dezember 1775) verfaßten Verse:

Sanfte Freuden meiner Jugend,
Ach! Wo seid ihr hin,
Seit ich nicht mehr in die Tugend,
Nein in mehr, verzaubert bin!

K. Weinhold (Lenz Gedichte 1891, Nr. 60, S. 161, 290) bringt die Verse als zweite Strophe des Gedichtes »der Liebhaber« (im Notenhefte ebenfalls vorhanden, 2 Nummern vorher, S. 49); das ist ein Irrtum; sie haben inhaltlich mit diesem nichts zu tun.

Das Notenheft hat Goethe — mit einer Abschrift von G I unter Beisetzung von Kaysers Melodie — der Frau v. Stein am 13. April 1778 zugehen lassen. W. W. IV, 3, 218, Nr. 690 »hier haben Sie die Lieder (das einige Wochen vorher — am 9. März 1778 — fertiggestellte Notenheft) und ein Blümlein Vergißmeinnicht (das im Garten Goethischer Dichtkunst gewachsene Blümlein »An den Mond«).

Das Notenblatt ist in dem Steinschen Manuskriptenbande I, Jahrgang 1778, fälschlich zwischen die beiden Briefe vom 17. Juni 1778 eingeklebt (W. Fielitz, Goethes Briefe an Frau v. Stein, Bd. I, S. 125 Nr. 237; die gegenteilige Angabe in W. W. I, 1, S. 393 ist falsch); es gehört hinter den Brief vom 13. April 1778.

Frau v. Stein war übrigens nicht die einzige von Goethe mit Kompositionen seiner Lieder beschenkte Freundin; er hat damals auch der Gräfin Auguste Stolberg ein paar seiner Lieder mit Kaysers Melodien übersandt, Brief vom 17. März 1778, W. W. IV, 3, 213.

[5]) In der Betonung des Ineinandergreifens der natürlichen und der sittlichen Weltordnung spricht sich ein pantheistischer Gedanke aus. Wir werden ihn auf die von Frau v. Stein mit Goethe gemeinsam im Jahre 1784 betriebenen Spinoza-Studien zurückführen dürfen. Vgl. Spinoza, Tractatus de intellectus emendatione (Ginsberg, Unvollendete lateinische Abhandlungen, 1882, S. 138) »Summum bonum est (hominem) eo pervenire, ut . . . cognitionem unionis acquirat, quam mens cum tota natura habet« (das höchste Gut des Menschen ist, zur Einsicht zu gelangen, daß seine Seele eine Einheit mit dem Naturganzen [der Gottheit] bildet). Ähnlich: Ethica IV, prop. 28, 36, schol. II, prop. 47. Daß Frau v. Stein mit dem Gedankenkreise Spinozas nicht unbekannt war, ersehen wir aus Goethes Briefen an Knebel vom 11. Nov. 1784 (W. W. IV, 6, Nr. 2005, S. 387), und an Frau v. Stein vom 19. Nov. und 28. Dez. 1784 (a. a. O. Nr. 2011, S. 392, und Nr. 2037, S. 420). Die Werke Spinozas wurden ihr zu ihrem Geburtstage, 25. Dez. 1784, von Herder mit folgenden Versen gewidmet (Suphan 29, 697):

Deinem und unserm Freund sollt' heut' den heil'gen Spinoza
Als ein Freundesgeschenk bringen der heilige Christ.
Doch wie kämen der heilige Christ und Spinoza zusammen!
Welche vertrauliche Hand knüpfte die beiden in eins?
Schülerin des Spinoza und Schwester des heiligen Christes,
Dein geweihter Tag knüpfet am besten das Band.
Reich' ihm seinen Weisen, den du gefällig ihm machtest,
Und Spinoza sei euch immer ein heiliger Christ.

Charakteristisch für die Denkweise der Frau v. Stein ist auch ein Spruch, den sie mit anderen Sprüchen über das Wesen der Weisheit in einem von ihr zu allerlei Aufzeichnungen benutzten Merkbuche sich eingezeichnet hat. Er lautet: »Zuletzt bestimmt sich das Wesen der Weisheit als Losreißung von allem Sinnlichen, um durch das Anschauen des Unwandelbaren sich zur Vereinigung mit der Gottheit aufzuschwingen.« (H. Düntzer, Die handschriftliche Sammlung Goethescher Gedichte von Charlotte v. Stein, Archiv für Literaturgeschichte, hgg. von Schnorr v. Carolsfeld 1877, Bd. VI, S. 108.

Eine Art Erläuterung zu dem Gedanken der Steinschen Verse bilden Herders Ausführungen in den »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« (Suphan 13, 8 ff.):

1. Vorrede vom 23. April 1784: »Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke tätlich dargelegt hat: sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich . . . mit Treue und Eifer . . . buchstabieren werde.«

2. Erster Teil, erstes Buch, I (1784): »Wenn ich das große Himmelsbuch aufschlage und diesen unermeßlichen Palast, den allein und überall nur die Gottheit zu erfüllen vermag, vor mir sehe, . . . so werde ich . . . nicht nur auf dieser Stelle (der Erde) zufrieden sein und mich freuen, daß ich auf ihr ins harmoniereiche Chor zahlloser Wesen getreten, sondern . . . auch mich fragen, was ich auf dieser Stelle sein soll . . . Es wird die schönste Eigenschaft meiner Gottnachahmenden Vernunft sein, dem offenbaren Zusammenhang des Kleinsten mit dem Entwurf des Schöpfers ins Ungemessene nachzugehen und mich der himmlischen Vernunft zu fügen. Ich werde auf der Erde Menschen finden wollen und mit allem vorlieb nehmen, was

2. Die Goethische Umdichtung.

Eine Liebende sieht durch das plötzliche, ihr völlig unbegreifliche Verschwinden ihres Freundes ein höchst beglückendes und inniges Verhältnis mit einem Male gelöst. In ungeheurem Schmerz verharrt sie lange wortlos. Das Tal, in dem sie einsam weilt, ist schon in Abenddunkel eingehüllt. Da tritt der Mond hervor und spendet mildes Licht. Nun öffnet endlich sich ihr Mund zur Klage ihres Leides:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Sie wird, indem sie um sich blickt, gewahr, daß bei dem milden Schein des Mondes die Landschaft vor ihr sich verklärt. So ward auch manches Herbe ihres Lebens beim sanften Blick des nun geschiedenen Freundes verschönt:

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jetzt hat sie niemanden mehr, der mit ihr fühlt. Was ihr das Schicksal bringt, ob Freud', ob Leid, sie muß es einsam tragen:

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Ein Fluß rauscht ihr zur Seite. Wie seine Wellen, zerstob ihr Liebesglück:

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh;
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Das Andenken daran schafft ihr stets neue Pein:

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt.

Sie wünscht, daß ihr der Fluß mit seinem Wellengebrause zu ihrem Schmerzenslied die Melodien tönen möge, bald schauerlichen Klanges, wenn er in Winternacht ins Fruchtgelände stürzt, bald zarten, sanften Tons, wenn er zur Frühlingszeit an Blütenknospen quillt:

Rausche, Fluß, das Tal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Die Leidenschaft des Schmerzes ist bei ihr verrauscht, ihr Klagelied verstummt. Sie sinnt den Anfängen des Umschwungs ihres Lebensglückes nach. Das Beisammensein mit dem Geliebten war in der letzten Zeit schon nicht mehr ungetrübt. Wie früher schon so oft, war sie dem Leben wieder einmal feind gewesen und auch dem Freunde kalt und mißtrauisch begegnet. Nun trug er es nicht mehr länger. So ist sie selber sich die Totengräberin ihres Glücks geworden und was sie leidet, ist nicht unverdientes Leid. Drum selig jedes Weib, das frei von Menschenhaß und unerschütterlich im Glauben an den Freund mit ihm das Glück genießt, bis in den letzten Grund geheimen Seelenlebens sich gegenseitig in einander einzufühlen:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

---

die große Mutter hervorbringt, trägt, nährt, duldet und zuletzt liebreich in ihren Schoß aufnimmt . . . Wo und wer ich sein werde, werde ich sein, der ich jetzt bin . . . ein Wesen in der unabsehlichen Harmonie einer Welt Gottes.«

Schließlich sei noch hervorgehoben, daß Frau v. Stein nach Mitteilung H. Düntzers (Charlotte v. Stein, 1874, I, 7) »von der Unendlichkeit des Sternenhimmels, in dem sie ahnend eine höhere Welt erschloß«, sich schon von ihren frühesten Lebensjahren (8.—12.) an besonders angezogen fühlte.

[6]) Die Vertiefung der Bedeutung des Worts »genießen« (genießen, was im himmlischen Gewande glänzt) geht auf Herder zurück. (Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch, IV, 1, 2 zu 6 hα, Seite 3465.) In Herders »Ideen«, Teil I (1784), 5. Buch am Ende (Suphan 13, 200) findet sich die Wendung »Gott und seine Schöpfung genießen«. Ähnlich in seinem »Gott. Einige Gespräche«, (1787) 5. Gespräch (Suphan 16, 533): »Durch Anschauungen der Natur genießen wir Gott als wirkliches Dasein voll Kraft und Leben.«

[7]) Das Wort »Gewand«, ins Geistige übertragen (im Sinne von Erscheinungsform), ist in dem Sprachgebrauche jener Zeit oft anzutreffen.

Klopstock, »Die Frühlingsfeier« (1759):

»Zürnest du, Herr, weil Nacht (die Nacht der schwarzen Gewitterwolken) dein Gewand ist?«

Herder, »Ideen zur Phil. der Gesch. der Menschh.«. II (1785), 8. Buch (Suphan 13, 297): »Das Auge des unbefangenen Naturmenschen blickt auf die Natur und erquickt sich, ohne es zu wissen, schon an ihrem Gewande.«

Goethe gebraucht in gleichem Sinne »Kleid«. Urfaust, V. 156: »der Gottheit lebendiges Kleid«. »Grenzen der Menschheit« (1781), V. 7ff.: »ich küsse den letzten Saum seines Kleides« (des Kleides des uralten heiligen Vaters).

Bücherschau.

Das Wertherfieber in Österreich. Eine Sammlung von Neudrucken. Eingeleitet von *Gustav Gugitz*. Wien 1908. Verlag Paul Knepler. (Wallishaussersche Hofbuchhandlung.)

Mit besonderer Freude dürfen wir es begrüßen, daß nach langer Zeit wieder einmal ein Wiener Verleger es wagt, an den Neudruck literarhistorischer Seltenheiten zu schreiten.

Das vorliegende, im Geschmack der Zeit sehr hübsch ausgestattete Bändchen enthält: 1. Bretschneiders lustige Romanze »Werthers Leiden eine wahrhafte Mordgeschichte, die sich den 21. September 1772 zugetragen. Auf die Melodie des Siegwarts in ein Lied gebracht«. Wien, o. J. Bey Joseph Kulm; 2. Das Textbuch des von dem Balletmeister bey der Wahrischen Gesellschaft Joseph Schmalögger dem ältern zusammengestellten pantomimish-original-tragischen Ballets »Die Leiden des jungen Werthers«, mit der Musik von Teller, zum erstenmal aufgeführt in dem neuerbauten Schauspielhause zu Preßburg den 11. Oktober 1777; 3. »Das Werther-Fieber, ein Schauspiel in fünf Aufzügen« von dem berüchtigten L. A. Hoffmann, ein ganz im Josefinischen Geiste gehaltenes Intriguenstück, das lebhaft an P. Weidmanns »Mißbrauch der Gewalt« erinnert, im Nationaltheater vom 24. September bis 15. Dezember 1785 im ganzen viermal aufgeführt; 5. »Werthers Leiden. Eine lokale Posse mit Gesang in einem Aufzuge, Vom Verfasser des Zwirnhändlers in Oberösterreich«, nämlich Josef Ferdinand Kringsteiner, einem jener zahlreichen altösterreichischen Literaten aus dem Beamtenstande. hinter dessen Namen Goedeke an Stelle der Biographie ein Fragezeichen setzt, dessen äußeren Lebenslauf der Herausgeber der vorliegenden Sammlung auf Grund sorgfältiger archivalischer Forschungen ans Licht gezogen hat. Am 18. November 1806 im Leopoldstädter Theater zum erstenmal ohne besonderen Erfolg aufgeführt, hielt sich die Posse in einer Neubearbeitung Meisls in den Dreißigerjahren ziemlich lang auf dem Repertoire. Den Abschluß der Sammlung bildet das ausführliche Programm des »k. k. privileg. Kunst- und Lustfeuerwerkers Joseph Mellina, der Freytags den 22. Juny oder den 26. darauf: wenn es die Witterung zuläßt, die Ehre haben wird, sein zweites großes Feuerwerk abzubrennen unter dem Titel: Werthers Zusammenkunft mit Lottchen im Elysium«.

Sämtliche Stücke, auch das umfangreiche Hoffmannsche Schauspiel, sind nicht im Typendruck, sondern in Photo-Zinkotypie wiedergegeben, die an Treue der Reproduktion nichts zu wünschen übrig läßt, und nur dort, wo die auf schlechtem Löschpapier schlecht gedruckten Originale eben nicht anders waren, ein wenig undeutlich wird. Eine sorgfältige Einleitung des Herausgebers verzeichnet und charakterisiert auch die übrigen Produkte der Wertherstimmung in Österreich, die in der vorliegenden Sammlung nicht zum Abdruck gelangt sind.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1909, herausgegeben von *Otto Julius Bierbaum*, mit Schmuck von *E. R. Weiß* und 12 Vollbildern von *Karl Bauer* (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher), geb. Mk. 1·80, Liebhaberausg. Mk. 4·—.

Der vierte Jahrgang von Bierbaums Goethe-Kalender (auf 1909) enthält auf den Sentenzentafeln neben dem Kalendarium diesmal lauter rhythmische Äußerungen Goethischer Lebensweisheit: also Zitate aus Goethes poetischen Werken. Indessen werden die meisten davon selbst guten Goethekennern eine Überraschung sein, da sie in der großen Mehrzahl aus weniger bekannten Gegenden des Goethe-Reichs gezogen sind. Im eigentlichen Textteil hat es Otto Julius Bierbaum diesmal unternommen, einen Abriß der Goethischen Weltanschauung ausschließlich in markanten Gesprächsäußerungen Goethes zu geben: von seinen Jünglingstagen an bis zu den letzten Lebensjahren. Diese Entwicklung des Goethischen Inneren empfängt ihre bildnerische Beleuchtung durch zwölf Goethebildnisse, in denen der bekannte Münchner Künstler Karl Bauer auf ebenso geist- wie talentvolle Weise es versucht hat, eine Entwicklung des Goethischen Äußeren sinnfällig darzustellen: vom Kinde bis zum Greise.

* * *

Im Verlage der Hof-Kunstanstalt *J. Löwy* gelangt noch vor Weihnachten ein eigenartiges Prachtwerk zur Ausgabe unter dem Titel: »**Silhouetten aus der Goethezeit.**« Aus dem Nachlasse Johann Heinrich Mercks herausgegeben und eingeleitet von Dr. Leo Grünstein. Die von dem getreuesten Jugendfreunde und kritischen Beirat Goethes angelegte und von Mercks Sohne Rudolf fortgesetzte Sammlung bildet ein wertvolles kulturgeschichtliches Dokument, auf das wir noch eingehender zurückkommen werden.

Berichtigung.

In dem Artikel: **Neues zur Geschichte des Liedes »An den Mond«** (Vgl. S. 12 ff. dieser Zeitschrift) sind folgende Druckfehler zu berichtigen:

S. 12, Sp. 2, Anm. Zeile 18: »entfernte« (statt: entferne).
S. 13, Sp. 2, Zeile 6 ist hinter »bezeichnet« hinzuzufügen; H. Düntzer, Charlotte v. Stein, 1874, I, 268.
S. 13, Sp. 2, Zeile 29: hinter »nun« ist »nicht« zu löschen.
S. 14, Sp. 2, Vers 15: »und« (statt: auf).

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur:
Dr. Rudolf Payer von Thurn
IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Vereinskanzlei: Wien, I., Eschenbachgasse Nr. 9.

XXII. Band. Wien, 10. Februar 1909. Nr. 5—6.

INHALT: Die nächsten Goethe-Abende. — Die XXVIII. ordentliche Jahres-Vollversammlung. — Jahresbericht über die Jahre 1906 und 1907. — Rechnungsabschlüsse des Wiener Goethe-Vereins für die Jahre 1905, 1906 und 1907. — Goethe-Abende. (Professor Dr. M. Murko: »Die Volkslieder der südslavischen [bosnischen] Mohammedaner«. Rezitations-Abend Adrienne Kolà: Prometheus Fragment; Divanlieder von Marianne v. Willemer; Auswahl von Gedichten. Professor Dr. August Sauer: »Ulrike von Levetzow.«). — Nochmals Mirza Abul Hassan Chan. — Bücherschau: Silhouetten aus der Goethezeit. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens.

GOETHE-ABENDE.

Mittwoch, den 17. Februar 1909, **Dr. August Nechansky:**

Frau Rath.

Freitag, den 5. März 1909, Professor **Dr. Richard M. Meyer (Berlin):**

Goethes Regeln für Schauspieler.

Im Anschlusse an den letzten Goethe-Abend findet die nächste **XXIX. ordentliche Jahres-Vollversammlung** statt.

Die XXVIII. ordentliche Jahres-Vollversammlung

fand Mittwoch, den 16. Dezember 1908, im Anschlusse an Professors Sauers Vortrag über »Goethe und Ulrike v. Levetzow« unter dem Vorsitze des Obmannes Hofrat Professor Dr. J. Minor im Vortragssaale des Wissenschaftlichen Klubs statt. Der Vorsitzende erteilte zunächst dem Schriftführer Dr. Rudolf Payer v. Thurn das Wort zur Verlesung des unten folgenden Jahresberichtes, der von der Vollversammlung ohne Debatte zur Kenntnis genommen wurde. Hierauf verlas der Kassier Dr. August Nechansky die Rechnungsabschlüsse für die Jahre 1905, 1906 und 1907, namens der Rechnungsrevisoren Schulrat Professor Ignaz Pölzl das Revisionsprotokoll. Auf Antrag des Vorsitzenden sprach die Versammlung dem Schriftführer sowie dem Kassier und den beiden Revisoren den Dank für ihre Mühewaltung aus.

Bei der hierauf im Sinne des § 7 der Statuten vorgenommenen Neuwahl des Gesamtausschusses wurde der Ausschuß in seiner bisherigen Zusammensetzung, bestehend aus den Herren: Regierungsrat Dr. Eugen Guglia, Hofrat Professor Karl König, Exzellenz Dr. Karl Graf Lanckoroński, Hofrat Dr. Friedrich v. Maasburg, Hofrat Professor Dr. J. Minor, Hof- und Gerichtsadvokat Doktor August Nechansky, Adjunkt Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Herrenhausmitglied Dr. Viktor Wilhelm Ruß, Hofrat Professor Dr. J. Schipper, Schulrat Professor Walter Vernaleken, Regierungsrat Dr. Gustav Waniek, Hofrat Wilhelm Freiherr v. Weckbecker, Universitäts-Professor Doktor Alexander Ritter v. Weilen und Herrenhausmitglied Professor Kaspar Ritter v. Zumbusch wiedergewählt und durch die Neuwahl der Herren Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Hermann Brüch und Schriftsteller Dr. Otto Neurath auf die statutenmäßige Minimalzahl von 15 Mitgliedern ergänzt, vorbehaltlich weiterer Kooptationen im Laufe der neuen Funktionsperiode.

Da die Tagesordnung der Vollversammlung

hiemit erschöpft ist und niemand sich mehr zum Worte meldet, schließt der Vorsitzende die XXVIII. ordentliche Jahres-Vollversammlung mit dem Ausdrucke des Dankes an die erschienenen Vereinsmitglieder und lädt die anwesenden Mitglieder des neugewählten Ausschusses zu einer kurzen konstituierenden Sitzung ein.

In derselben wurde Hofrat Professor Doktor J. Minor zum Obmann und Herrenhausmitglied Dr. Viktor Wilhelm Ruß zum ersten Obmann-Stellvertreter, Hof- und Gerichtsadvokat Dr. August Nechansky zum Kassier wiedergewählt. An Stelle des im Laufe dieses Jahres verstorbenen Herrn Edgar Spiegl v. Thurnsee wurde Professor Dr. Alexander Ritter v. Weilen zum zweiten Obmann-Stellvertreter und zu Schriftführern die Herren Dr. Hermann Brüch und Dr. Otto Neurath neugewählt. Die Redaktion der »Chronik«, sowie die Verwaltung der Bibliothek und des Museums wurde wie bisher Herrn Dr. Rudolf Payer v. Thurn übertragen, der wegen Überbürdung mit anderen Arbeiten und Geschäften eine Wiederwahl zum Schriftführer nicht annehmen konnte, was von dem Vorsitzenden und dem Ausschusse mit lebhaftem Bedauern und mit dem Ausdrucke des wärmsten Dankes zur Kenntnis genommen wurde.

Jahresbericht über die Jahre 1906 und 1907.

Seit der letzten (XXVII.) ordentlichen Jahresvollversammlung, die am 13. Dezember 1905 unter Vorsitz des Obmannes Dr. W. Ritter v. Hartel abgehalten wurde, war der Wiener Goetheverein Veränderungen ausgesetzt, wie sie seit seinem Bestande noch niemals eingetreten waren. Der Verein, der im Sommer 1904 fast gleichzeitig seinen ersten, bis dahin einzigen Obmann und seinen Obmann-Stellvertreter verloren hatte, mußte nach einjähriger Wirksamkeit auch den Tod seines zweiten Obmannes betrauern, gerade in dem Zeitpunkt, wo sich die in der Jahresvollversammlung vom 22. März 1901 beschlossene Errichtung eines Goethe-Museums anschickte, zu Tat zu werden. Außer für den regelmäßigen Fortgang der Vorträge und der »Chronik« war nun auch für die völlige Neubegründung des Museums Vorsorge zu treffen; und unsere werten Mitglieder werden es gewiß dem Ausschuß nicht zum schweren Vorwurf gereichen lassen, wenn er, unter inneren Schwierigkeiten und unter der vermehrten Last der Geschäfte, den formellen Teil seiner Obliegenheiten hinter dem auf den eigentlichen Zweck des Vereines gerichteten zurücktreten und die nach den Statuten »in der Regel« im Frühjahre einzuberufende Vollversammlung in den Jahren 1906 und 1907 unterbleiben lassen mußte. Ein solcher Vorgang ist auch nicht ohne Präzedenzfall; denn auch in dem Trauerjahr 1904 ist die Einberufung der ordentlichen Jahresvollversammlung unterblieben. Es ist vorgesorgt, daß künftig bei ruhigerem Geschäftsgang solche Unregelmäßigkeiten nicht mehr eintreten und die Einberufung der Jahresversammlung in Zukunft ganz im Sinne der Statuten stattfinden werde.

Die auf unseren Zweck gerichteten Aufgaben haben auch in den Berichtsjahren nicht nur keine Unterbrechung und Einschränkung, sondern vielmehr noch eine Erweiterung erfahren: denn es sind nicht nur die Goethe-Abende in der herkömmlichen Weise veranstaltet worden und die Nummern der »Chronik« in gleicher Anzahl erschienen, sondern es ist auch noch das Museum eröffnet worden.

An Goethe-Abenden wurde folgendes geboten:

Mittwoch, den 24. Jänner 1906, führte Privatdozent Dr. Stephan Hock »Österreichische Dichter im Goethe-Hause« vor, wobei das Innere und Äußere des Goethe-Hauses in Weimar durch Lichtbilder veranschaulicht wurde.

Mittwoch, den 14. Februar 1906, schilderte unser verdienter Schatzmeister Dr. August Nechansky »Goethe in der Darstellung von Möbius«.

Dienstag, den 3. April 1906 verglich Professor Dr. Valentin Pollak »Goethe und Adalbert Stifter.«

Mittwoch, den 14. März 1906 brachte uns ein Vortrag des Obmannes Hofrates Prof. Dr. J. Minor »Goethes Fragment vom Ewigen Juden« nahe.

Samstag, den 10. November 1906 zog unser Ausschußmitglied Regierungsrat Dr. Eugen Guglia eine geistvolle Paralleie zwischen Goethe und dem Kunsthistoriker Jakob Burkhardt.

Dienstag, den 27. November 1906 suchte Privatdozent Professor Dr. Eduard Castle »Dorotheens Urbild« zu zeichnen und Frau Maja von Kralik las feinsinnig interpretierend die drei letzten Gesänge von »Hermann und Dorothea«.

Freitag, den 28. Dezember 1906, wies Professor Dr. Artur Petak »Goethes Einfluß auf Grillparzers Lyrik« nach.

Dienstag, den 26. Februar 1907 verfolgte der Schriftführer Dr. Rudolf Payer v. Thurn den »Stoff der Bürgschaft im Drama«.

Mit Befriedigung dürfen wir feststellen, daß unsere Goethe-Abende sich durchwegs eines regen Besuches von seite der Vereinsmitglieder und ihrer

Gäste sowie einer wohlwollenden Beurteilung in der Tagespresse zu erfreuen hatten.

Die »Chronik« ist inzwischen bis zum XXII. Bande gediehen. Wie seinerzeit dem X. Bande wurde auch dem XX. Bande ein ausführliches Register über die Bände XI—XX beigegeben. Die regelmäßigen bibliographischen Übersichten haben leider mit dem Tode ihres verdienstvollen Bearbeiters Artur L. Jellinek aufgehört. Aus dem Inhalte der beiden letzten Jahrgänge heben wir nur die hier zum erstenmale gedruckten Briefe des Kanzlers Müller an den Grafen Reinhard hervor, die uns manchen intimen Einblick in den engeren Lebenskreis des alternden Goethe eröffnen.

In den letzten Tagen des Jahres 1907 konnten wir endlich das Goethe-Museum, für das wir jahrelang im Stillen gearbeitet hatten, dem allgemeinen Besuche eröffnen. Nachdem wir sechs Jahre lang in ganz Wien vergeblich Umschau gehalten nach einem geeigneten Lokale zur Aufstellung unserer Sammlungen, öffnete uns Regierungsrat Dr. Gustav Waniek in dem stattlichen Gebäude des k. k. Sophien-Gymnasiums (II/2, Zirkusgasse 48) ein gastliches Heim. Vom Augenblicke ihres Inslebentretens hatte sich unsere junge Schöpfung wohlwollender Beurteilung und tatkräftiger Förderung zu erfreuen: Se. k. u. k. Apostolische Majestät, unser allergnädigster Herr, hat zur Einrichtung einen Betrag von 200 K aus Allerhöchsten Privatmitteln gespendet, aus den Depots der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses wurden uns durch gütige Vermittlung unseres Ausschußmitgliedes Hofrat Freiherrn von Weckbecker Vitrinen und Bilderrahmen überlassen, Graf Lanckoroński spendete außer einem Geldbetrage eine prächtige eiserne Vitrine.

Außer den bereits in der Nummer 3—4 des XXI. Bandes der »Chronik« ausgewiesenen Schenkungen sind uns noch folgende willkommene Bereicherungen zugekommen:

Fürst Schwarzenberg spendete ein Porträt seines Großvaters, des Fürsten Josef zu Schwarzenberg; Frau Hofrätin Hugelmann zwei Originalbriefe von Ulrike Levetzow und ihrer Schwester Berta; Fräulein Lina Rollett, die Tochter des Dichters Hermann Rollett, überließ uns die ersten Drucke der Ungerschen Radierungen zu den »Goethe-Bildnissen« ihres Vaters zur Ausstellung unter Vorbehalt des Eigentumsrechtes; Herr Felix Schwab spendete die Tafeln von Diezmanns »Weimar-Album« und das Textbuch zur ersten Aufführung des »Fiesko« im Burgtheater aus dem Jahre 1807; Regierungsrat Dr. Eugen Guglia ein aus dem Besitze der Goethischen Familie stammendes Schreibzeug und den ersten Druck des Goetheschen Prologs zu Deinhardsteins »Hans Sachs«; Herr Hof-Friseur Ewald eine Wachsbüste Goethes; Herr Paul Taussig die Zumsteegische Komposition des Ossianischen Gesanges Colma.

Eine besonders wertvolle Schenkung haben wir dem bekannten Kunstschriftsteller Adalbert F. Seligmann zu danken: er überließ dem Museum einen wertvollen Schatz von mehr als 50 Briefen Ottiliens v. Goethe, ihrer Schwester Ulrike v. Pogwisch sowie ihrer Söhne Walter und Wolfgang v. Goethe an seinen Vater, Professor Romeo Seligmann, sowie das Originalmodell, das der Münchner Botaniker Karl Philipp von Martius zur Veranschaulichung der bei einem Besuche in Weimar entwickelten Spiraltendenz der Pflanzen Goethe auf seinen ausdrücklichen Wunsch im Jahre 1829 gesendet hatte. Der Spender dieses in seiner Art einzigen Objektes hat außerdem, wie er gleichzeitig dem Museum mitgeteilt hat, eine letztwillige Verfügung getroffen, der zufolge eine Reihe von wertvollen Gegenständen, die im Besitz der Goetheschen Familie waren und gegenwärtig in dem seinigen sind, nach seinem Ableben im Museum aufgestellt werden sollen. Es befinden sich darunter: ein Ring mit antiker Gemme, den Goethe getragen hat, das Original der seinerzeit in der »Chronik« (XVII. Band, Nr. 6—8) reproduzierten Sepia-Zeichnung »Anseres christicolae«, Familienporträts, Handschriftliches, Porträts von Freunden der Familie, Möbel, Gebrauchsgegenstände u. dergl.

Wir hoffen und wünschen, daß das Interesse für unsere junge Schöpfung, das sich in diesen Zuwendungen kundgegeben hat, auch fernerhin andauern möge.

Der Ausschuß hat in der abgelaufenen Funktionsperiode zwei seiner hervorragendsten Mitglieder durch den Tod verloren: am 14. Jänner 1907 den Obmann Wilhelm Ritter v. Hartel, am 28. Juni 1908 den zweiten Obmann-Stellvertreter Edgar Spiegl von Thurnsee. In der Sitzung vom 14. Mai 1907 wurde der bisherige erste Obmann-Stellvertreter, Hofrat Prof. Dr. J. Minor, zum Obmann; der bisherige zweite Obmann-Stellvertreter Herrenhausmitglied Dr. Viktor W. Ruß zum ersten und der Präsident des Journalisten- und Schriftstellervereines »Concordia« Edgar Spiegl v. Thurnsee zum zweiten Obmann-Stellvertreter gewählt. Kooptiert wurde Herr Regierungsrat Dr. Gustav Waniek, Direktor des k. k. Sophien-Gymnasiums.

Die dreijährige Funktionsdauer dieses am 13. Dezember 1905 gewählten Ausschusses ist nunmehr abgelaufen, den nächsten Punkt der Tagesordnung unserer heutigen Versammlung wird daher die Neuwahl bilden.

Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins

Vereinsjahr 1905

Einnahmen:	K	h	K	h
Guthaben:				
bei der Bodenkredit-Anstalt . .	1766	—		
bei der k. k. Postsparkassa . .	488	37		
beim Wissenschaftlichen Klub .	23	30	2277	67
Zinsen:				
a) bei der Bodenkredit-Anstalt				
I. Semester	22	22		
II. Semester	26	18		
b) bei der k. k. Postsparkassa .	15	05	63	45
Effekten-Zinsen bei der Boden-kredit-Anstalt:				
a) von der Giselabahn-Aktie .	20	—		
b) vom Theißlos	8	—	28	—
Mitgliedsbeiträge:			957	11
Stifterbeitrag von Herrn Direktor Otte:			100	—
Erlös für verkaufte »Chroniken«:			76	12
Druckkostenbeiträge für die »Chronik«:				
von Sr. Exzellenz Grafen Lanckoroński	100	—		
vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht	200	—	300	—
Guthaben des Kassiers			58	20
Guthaben des Wissenschaftl. Klub			129	59
			3990	14

Ausgaben:	K	h	K	h
Rückzahlung des Guthabens des Wissenschaftlichen Klubs . .			79	98
»Chronik«:				
Satz, Druck, Papier, Klischees Honorare und Expeditionskosten			1082	22
Gebühren-Äquivalent:			19	26
Manipulations-Gebühren und Provisionen:			11	13
Mitgliedsbeitrag an die Goethe-Gesellschaft in Weimar . . .			12	—
Remunerationen im Wissensch. Klub			240	—
Diverse Auslagen:			107	09
Guthaben:				
bei der Bodenkredit-Anstalt . .			1840	—
bei der Postsparkassa			598	46
			3990	14

GOETHE-ABENDE.

I.

Dienstag, den 27. Oktober 1908, sprach Dr. Matthias **Murko,** ordentlicher Professor der slavischen Philologie an der Universität in Graz, über

Die Volkslieder der südslavischen (besonders bosnischen) Mohammedaner.

Der Vortragende führte aus:

Das erste südslavische Volkslied, das durch Goethes meisterhafte Nachdichtung ein Bestandteil der Weltliteratur geworden ist, der »aus dem Morlakischen«, d. i. Serbokroatischen des dalmatinischen Festlandes übersetzte und in Herders Volksliedern (I., 1778) zuerst gedruckte »Klaggesang von den edlen Frauen des Asan Aga«, stammt unbedingt aus mohammedanischen Kreisen, was die zahlreichen Erklärer des Dichters zu wenig beachtet haben. [1])

[1]) Vgl. jetzt: Dr. Milan Ćurčin, Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur, Leipzig 1905; Camilla Lucerna, Die südslavische Ballade von Asan Agas Gattin und ihre Nachbildung durch Goethe, Berlin 1905. Dazu des Vortragenden Rezension: »Die serbokroatische Volkspoesie in der deutschen Literatur« im »Archiv für slavische Philologie«, Bd. XXVIII, S. 351—385.

Seine Heimat bestimmt ungefähr die Angabe, daß Asan Agas Gemahlin bald nach ihrer Verstoßung vom Kadi von Imoski gefreit wurde. Dieser an der herzegowinischen Grenze gelegene dalmatinische Ort (ungefähr zwischen Spalato und Makarska), der auch heute Sitz eines Bezirksgerichtes ist, wurde erst 1717 von den Venezianern den Türken entrissen.

Goethe bekam auch in seinem Alter mehrfach Gelegenheit, sich mit Volksliedern mohammedanischer Südslaven zu beschäftigen. Als der Wiener Slavist Kopitar den berühmten Sammler der serbischen Volkslieder Vuk Stef. Karadžić entdeckte und 1814 zur Herausgabe des ersten Bändchens bewog, suchte er auch Goethe durch Einsendung einer Prosaübersetzung desselben sofort dafür zu interessieren; [2]) neben zwei lyrischen Gedichten befand sich darin auch ein neues episches (Hajkanas Hochzeit) aus mohammedanischen Kreisen. Zu einer intensiven und liebevollen Beschäftigung mit den serbischen Volksliedern kam aber Goethe, dank den Anregungen Jakob Grimms

[2]) Die Belege für die Angaben sind jetzt am besten bei Ćurčin o. c. zusammengestellt.

Vereinsjahr 1906

Einnahmen:	K	h	K	h
Guthaben:				
bei der Bodenkredit-Anstalt . .	1840	—		
bei der k. k. Postsparkasse . .	598	46	2438	46
Zinsen:				
a) bei der Bodenkredit-Anstalt I. Semester 1906	31	57		
II. Semester 1906	30	85		
b) bei der k. k. Postsparkassa .	13	73	76	15
Effekten-Zinsen bei der Boden-kredit-Anstalt				
a) von der Giselabahn-Aktie .	20	—		
b) vom Theißlos	8	—	28	—
Mitgliederbeiträge:			919	15
Stifterbeitrag von Th. Weichert			100	92
Erlös für verkaufte »Chroniken«			52	58
Druckkostenbeitrag für die »Chronik« durch das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht			200	—
Guthaben:				
des Kassiers			89	82
des Wissenschaftlichen Klubs .			36	37
			3941	45

Ausgaben:	K	h	K	h
Rückzahlung:				
des Guthabens des Kassiers .			58	20
des Guthabens des Wissenschaftlichen Klubs			129	59
»Chronik«: Satz, Druck, Papier, Klischees, Honorare und Expeditionskosten			715	11
Vorträge: Honorar, Einladungen, Saalmiete			86	80
Gebühren-Äquivalent:			19	17
Manipulationsgebühren und Provisionen:			10	61
Mitgliedsbeiträge:				
Goethe-Gesellschaft in Weimar	12	—		
English Goethe-Society	24	04	36	04
Remunerationen im Wissenschaftlichen Klub			240	—
Diverse Auslagen:			27	97
Guthaben:				
bei der Bodenkredit-Anstalt . .			1927	—
bei der k. k. Postsparkassa . .			690	96
			3941	45

und den Übersetzungen des Fräuleins Talvj und W. Gerhards, erst in den Jahren 1823 beziehungsweise 1825—1828. Von »Hajkanas Hochzeit« bekam er jetzt eine neue Prosaübersetzung vom Sammler selbst, ließ eine metrische von Talvj anfertigen und veröffentlichte in »Kunst und Altertum« V, 2, ein anderes von ihr übersetztes Gedicht »Des Prinzen Mujo Krankheit«. Beide erschienen im ersten Bande der »Volkslieder der Serben« von Talvj (Halle 1825); im zweiten Bande überreichte sie aber Goethe einen Strauß von 13 lyrischen Liedern unter der Aufschrift »Von mohammedanischen Sängern« (109—124). Man kann ruhig sagen, daß gerade diese Lieder Goethes Urteil über die serbische Volkspoesie stark beeinflußten. Besonderes Vergnügen fand er an ihrer unverhüllten Sinnlichkeit und naiven Schalkhaftigkeit. So gab er dem allerdings von einem christlichen Sänger, aber ganz aus türkischem Milieu stammenden Gedicht »Ajka Atlagić und der Junggeselle Johannes«, das Prädikat »Von der größten Charakterschönheit«, während es Talvj »frivol« nannte und von einer Übersetzung desselben gegenüber Kopitar und Vuk nichts wissen wollte, für Goethe sie aber dennoch zum Privatgebrauch besorgte. Hauptsächlich mit der Übersetzung solcher von Talvj unberücksichtigter Gedichte erfreute Goethe dann Wilh. Gerhard in seiner »Wila« (Leipzig 1828), wo auch das genannte unter dem Titel »Das verliebte Türkenmädchen« nicht fehlte.

Solcher lyrischer und epischer Lieder gibt es bis auf den heutigen Tag ungemein viele unter jenen Bulgaren, Serben und Kroaten, die durch die Annahme des Islam »Türken« geworden, ethnisch aber Slaven geblieben sind. Besonders zahlreich sind solche Mohammedaner in Bosnien, meist Nachkommen des alten Feudaladels.[1]) Hier sind nach der Okkupation auch die meisten mohammedanischen Volkslieder aufgezeichnet worden, von denen die lyrischen den Einfluß des arabisch-türkischen schnellen Gesanges verraten, die besonders zahl- und umfangreichen epischen aber ganz den längst bekannten christlichen gleichen und die zahlreichen kleineren und größeren Kämpfe in den kroatischen, dalmatinischen und ungarischen Grenzgebieten während der Türkenherrschaft zum Gegenstande haben. Diese Lieder liegen nun in zwei großen Sammlungen von Kostr Hörmann (Sarajevo 1888, 1889) und Luka Marjanović (Band III und IV der Hrvatske narodne pjesme, Agram 1898, 1899) vor und sind wie die slavischen Bylinen ungemein wertvoll für das vergleichende Studium der alten Volksepik germanischer und romanischer Völker.[2])

[1]) Vgl. des Verfassers »Geschichte der älteren südslavischen Literaturen« (Leipzig, 1908), S. 185 ff, dazu »Über das alte Bosnien, S. 169 ff.

[2]) S. d. Verf. Artikel: »Die Volksepik der bosnischen Mohammedaner« in der Berliner »Zeitschrift für Volkskunde«.

Vereinsjahr 1907

Einnahmen:	K	h	K	h
Guthaben:				
bei der Bodenkredit-Anstalt . .	1927	—		
bei der k. k. Postsparkassa . .	690	96	2617	96
Zinsen:				
a) bei der Bodenkredit-Anstalt				
I. Semester 1907	33	92		
II. Semester 1907	39	68		
b) bei der k. k. Postsparkassa	21	65	95	25
Effekten-Zinsen bei der Bodenkreditanstalt:				
a) von der Giselabahn-Aktie .	20	—		
b) vom Teißlos	8	—	28	—
Mitgliederbeiträge:			853	10
Legat nach Herrn Dr. Karplus .			50	—
Chronik:				
Druckkostenbeitrag durch das Unterrichts-Ministerium . . .			200	—
Erlös für verkaufte »Chroniken«			28	96
Museum:				
Spende Sr. Majestät des Kaisers	200	—		
Sr. Exzellenz des Herrn Grafen Lanckoroński	100	—	300	—
Guthaben des Wissenschaftlichen Klubs			118	69
			4291	96

Ausgaben:	K	h	K	h
Rückzahlung:				
des Guthabens des Kassiers . .			89	82
des Wissenschaftlichen Klubs .			36	37
»Chronik«: Satz, Druck, Papier, Klischees, Honorare und Expedition			816	90
Museum: Kosten der ersten Einrichtung, Beheizung und Beleuchtung und einiger Anschaffungen			948	79
Mitgliedsbeiträge:				
an die English Goethe Society	24	04		
an die Weimarer Goethe-Gesellschaft	12	—	36	04
Gebühren-Äquivalent:			19	16
Remunerationen im Wissenschaftlichen Klub			200	—
Diverse Auslagen:			90	96
Guthaben:				
des Kassiers			17	43
bei der k. k. Postsparkassa . .			13	49
bei der Bodenkredit-Anstalt . .			2023	—
			4291	96

Dr. August Nechansky, Kassier des Wiener Goethe-Vereins.

II.

Dienstag, den 24. November, gab die ehemalige Schauspielerin des Hofburgtheaters Adrienne **Kolà** einen

Rezitations-Abend.

Das überaus glücklich zusammengestellte Programm enthielt viele Goethesche Gedichte, die man sonst leider nicht hört. Im Mittelpunkte standen die Suleika-Lieder der österreichischen Dichterin Marianne v. Willemer. Am Beginne bildete der »Prometheus« einen starken Einsatz, von dem die Künstlerin das ganze Fragment, nicht nur den Monolog vortrug. In einer Auswahl von Gedichten verstand es die Vortragende, dem Dichter gerecht zu werden und die Zuhörer zu erfreuen, die oft durch reichen und warmen Beifall für den schönen Abend dankten.

III.

Mittwoch, den 16. Dezember 1908, hielt Professor Dr. August **Sauer** von der deutschen Universität in Prag einen Vortrag über

»Goethe und Ulrike v. Levetzow«.

Der Vortragende stützte sich nicht nur auf das schon früher bekannte Material, sondern vor allem auch auf die Erinnerungen Ulrikes, die vor mehreren Jahren herauszugeben ihm vergönnt gewesen war. Es gelang ihm, die verschiedenen Legenden zu zerstreuen, die um Ulrike und ihre Beziehungen zu Goethe gesponnen worden waren, und die Persönlichkeit Ulrikes in ihrer Reinheit, Heiterkeit und Entschlossenheit den Hörern recht lebhaft vor Augen zu stellen. Nicht als eine Absonderlichkeit faßt Sauer die Liebe des Siebzigjährigen zu dem achtzehnjährigen Mädchen auf, sondern als eine typische Erscheinung genialer Menschen; so wies er auf Ibsen, Thakeray, Ruskin, Tegnér hin. Dadurch, daß Goethes Verhältnis zur ganzen Familie Levetzow geschildert wurde, insbesondere zur Mutter, die auf ihn ebenfalls einmal einen tiefen Eindruck gemacht zu haben schien, sah man die Liebe zu Ulrike aus einer allgemeineren Symphathie sich ablösen. Die Weigerung Ulrikes, den ihr so teuren Mann zu heiraten, wurde mit ihren eigenen Worten geschildert. Die lebendige Charakteristik Ulrikes und ihrer Beziehung zu Goethe wurde durch Stellen aus den Marienbader Elegien belebt. Reicher und anhaltender Beifall dankte dem Vortragenden für seinen geistvollen und anregenden Vortrag.

WIENER GOETHE-VEREIN.

EHRENMITGLIEDER:

1879 Frau Marie *Walter* †.
1885 Erich *Schmidt*.
1891 Ihre Durchlaucht Marie Fürstin *Hohenlohe-Schillingsfürst*.
Dr. Josef Freiherr v. *Bezecný* †.
1895 Professor Dr. Karl Julius *Schröer* †.
1898 Regierungsrat Dr. Alois Ritter *Egger v. Möllwald* †.
1900 Professor Edmund *Hellmer*.
1903 Dr. Karl v. *Stremayr* †.

AUSSCHUSS:

Obmann:

Dr. Jakob *Minor*, k. k. Hofrat, o. ö. Professor an der k. k. Universität in Wien, wirkliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, IV/2, Johann Straußgasse 36.

Obmann-Stellvertreter:

Dr. Viktor Wilhelm *Russ*, Mitglied des Herrenhauses etc., I., Lothringerstraße 3.

Dr. Alexander Ritter v. *Weilen*, außerordentlicher Professor an der k. k. Universität in Wien, Kustos der k. k. Hofbibliothek, IV/1, Hechtengasse 3.

Schriftführer:

Dr. Hermann *Brüch*, Hof- und Gerichtsadvokat, I., Tuchlauben 7.

Dr. Otto *Neurath*, Schriftsteller, IX., Löblichgasse 6.

Kassier:

Dr. August *Nechansky*, Hof- und Gerichtsadvokat, I., Stoß im Himmel 3.

Redakteur der »Chronik«, Bibliothekar und Verwalter des Goethe-Museums:

Dr. Rudolf *Payer v. Thurn*, Adjunkt in der Kabinettskanzlei Sr. k. u. k. Apostolischen Majestät, IV/2, Heugasse 56.

Mitglieder des Ausschusses (in alphabetischer Reihenfolge):

Dr. Eugen *Guglia*, k. k. Regierungsrat, Chef-Redakteur der »Wiener Zeitung«, I., Bäckerstraße 13.

Karl *König*, k. k. Hofrat, ordentlicher Professor an der k. k. technischen Hochschule, IV/2, Heugasse 62.

Dr. Karl Graf *Lanckoroński*, Geheimer Rat und Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses, Korr. Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften, III., Jacquingasse 18.

Dr. Friedrich v. *Maasburg*, k. u. k. Hofrat und Kabinetts-Sekretär a. D., VIII., Strozzigasse 31.

Dr. Jakob *Schipper*, k. k. Hofrat, ordentlicher Professor an der k. k. Universität in Wien, wirkl. Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften, XIII/6, St. Veitgasse 65.

Professor Walter *Vernaleken*, k. k. Schulrat, XIII., Hadikgasse 110.

Dr. Gustav *Waniek,* k. k. Regierungsrat, Direktor des k. k. Sophiengymnasiums, II., Zirkusgasse 46.

Wilhelm Freiherr v. *Weckbecker,* k. u. k. Hofrat, Kanzleidirektor des Oberstkämmereramtes, IV., Wohllebengasse 6.

Kaspar Ritter v. *Zumbusch,* em. Professor der bildenden Künste, Mitglied des Herrenhauses, I., Kohlmarkt 11.

STIFTER:

Behn Hermann Dr., Hamburg 17, Oberstraße 131
Berger Alfred, Freiherr v. Dr., Hamburg
Doblhoff Josef Freiherr v., I., Weihburggasse 10
Otte Hermann, Bankdirektor, Lübeck
Weichert Th., Leipzig.

MITGLIEDER:

(Die mit einem * bezeichneten entrichten den höheren Jahresbeitrag von 10 Kronen.)

Aberle v. Horstenegg Amalie, VI., Stumpergasse 62
Altwirth Theodor, Hofsekretär, I., Annagasse 5
Ankwicz Luise Frl., XVIII., Sternwartestraße 49
Ankwicz Franz, stud. techn., XVIII., Sternwartestraße 49
*Auspitz v. Maria Frau, I., Oppolzergasse 6
Auspitz Theodor v., I., Schwarzenbergstraße 3
Aull August Ritter v., III/1, Ungargasse 27.

Bach Alfred Dr., Advokat, I., Bognergasse 7
Baß Martha Frau, VI/2, Mariahilferstraße 105
Baumann Hilda Frl., VII., Burggasse 31
Becker Sophie, IV/2, Weyringergasse 5
Benesch Auguste, I., Stallburggasse 4
Benies Henriette Frau, IX/1, Maria Theresienhof
Bernardt Marie v. Frau, I., Kärntnerring 14
Berger Maximilian Dr., I., Helferstorferstraße 6
Berlin, Königliche Bibliothek
Berwerth Emmy, I., Schottengasse 3
Blume Ludwig, VII/3, Myrtengasse 10
Bloch Bernhard Dr., VI., Gumpendorferstraße 36
Börner Wilhelm, stud. phil., III., Obere Viaduktgasse 32
*Boschan Emma Frau, I., Reichsratsstraße 11
Brecska Marie v., I., Maximilianstraße 13
Brüch Hermann Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Tuchlauben 7
Brüch Emanuel Dr., Advokat, I, Tuchlauben 7
Buck Heinrich, Bibliotheksrat, XIII., Penzingerstraße 9
Buschmann Emilie Baronin, I., Seilerstätte 16
Burger Rudolf, Revident der Südbahn, XII., Ruckergasse 39
Byloff Mali Frau, I., Rotenturmstraße 31.

Castle Eduard Dr., Gymnasial-Professor, Privatdozent, VII/3, Burggasse 75—77
Conrad Gisa Dr. Frau, Maria Trost bei Graz, Teichhof
Csokor Franz stud. phil., Mödling, Jasomirgottgasse 8
Czilchert Sidonie Frau, VI., Windmühlgasse 48
Czilchert Mary Frl, VI., Windmühlgasse 48.

David Benno R. v., III., Reisnerstraße 32
David Hugo R. v. Dr., III., Ungargasse 5
Demelius Ottilie Hofratswitwe, VIII., Kochgasse 8
Ditmar Luise Frau, III., Erdbergstraße 23
Duchek Marie, Frau Hofrat, IX. Alserbachstraße 4.

Edlinger Anton, Herausgeber des »Tiroler Tagblatt«, Innsbruck
Egger v. Möllwald Friedrich Dr., Kustos-Adjunkt der Hofbibliothek, IV/2, Starhemberggasse 26
Egger Gustav Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Wollzeile 13
Egger Josef Dr., Gymnasial-Direktor, IV., Theresianumgasse 13
Egger Max Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Wollzeile 13
Eißler Jenny, I., Ebendorferstraße 2
Engel Fritz Dr., Bezirksrichter, VIII., Lammgasse 7
English Goethe-Society, London.

Feigl Leo, XV., Friedrichsplatz 3
Feilchenfeld Henriette, I., Weihburggasse 30
Feistl Ernst Dr., III., Hainburgerstraße 34
Fischer Ernst, Nordwestbahnhof
*Fischer Felix, III., Reisnerstraße 55
Fischl Friedrich, II/2, Praterstraße 15
Flattich Marie v., XIX., Prinz Eugenstraße 15
Fraenkel Walther, VI., Mariahilferstraße 89
Frank Robert Dr., I., Elisabethstraße 4
Frankfurt a. M., Stadtbibliothek.

*Gautsch v. Frankenthurn Paul Freih., Exzellenz, Präsident des Obersten Rechnungshofes, I., Stadiongasse 6—8
Graef Hans Dr., Weimar
Graeser Emma, IV/2, Belvederegasse 30
Graf W. Dr., IX., Garnisongasse 6
Grünhut Samuel Dr. Hofrat, IX., Berggasse 22
Guglia Eugen Dr., Regierungsrat, Chefredakteur der »Wiener Zeitung«, I., Bäckerstraße 13
Gunesch Th. R. v. Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Wallfischgasse 11
Gutherz Luise Frau, III., Gerlgasse 4
Gutmann Theodor Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Canovagasse 3.

Haas Karl Dr., k. k. Professor, VI., Matrosengasse 8.
Haas Wilhelm Dr. Hofrat, I., Weihburggasse 8
Hahn Hans Dr., Privatdozent, XIX., Gymnasiumstraße 39
Hammer Wilhelm,
Hanc Else Frl., I., Lichtenfelsgasse 7
Haßlwander Friedrich, k. k. Professor, V., Pilgramgasse 1
Hellmer Edmund, k. k. Professor, IV., Weyringergasse 24
Hevesi Ludwig, I., Wallfischgasse 8
Hitschmann Hugo, I., Schauflergasse 6
Höfinger Max Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Bartensteingasse 13
Höfinger Hermann Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, II., Gredlerstraße 9
Hoffmann Paul, Frankfurt a. M., Grüner Weg 14
*Hohenlohe-Schillingsfürst Marie Fürstin, Schloß Friedstein, Post Steinach, Steiermark.
Horn Ernst Dr., Mödling bei Wien.

Ilwof Franz Dr. Hofrat, Graz, Tummelplatz 7.

Jäger A. Dr. Advokat, Salzburg
Jägermayer Anna, Budapest, V., Waitznerring 50
Jeitteles Ida, Frau Hofrätin, IV/1, Heugasse 20
Jerusalem Wilh. Dr., Professor, XVIII/3, Pötzleinsdorferstraße 92
Junker Lisa, III., Hauptstraße 6.

Kareis Josef, Hofrat, II., Am Tabor 6
Kasdorf Otto, Ingenieur, XX/2., Kaiserplatz 15
Kelbl Siegfried Dr. Hof- und Gerichtsadvokat, I., Schottenbastei 3
Kerner v. Marilaun Marie Frau, Hofrats-Witwe, III., Reisnerstraße 24
Kern Anna Frau, XIX/1, Hauptstraße 80
Kippenberg A. Dr., Leipzig, Kurzestraße 7
Kirschbaum Angela Fräulein, II., Castellezgasse 11
Kittner Friedrich, Ingenieur, XIII/8, Seuttergasse 3
Klee Gotthold Dr., Gymnasial-Professor, Bautzen, Bahnhofstraße 6
Klob Alois Dr., I., Singerstraße 27
Koenig Karl, Hofrat Professor, IV/2, Heugasse 62
Kolisch Sophie, Göding
Kopenhagen, Königliche Bibliothek
Kralik Mathilde v., I., Elisabethstraße 1
Kreisler Emil Dr., IX/4., Säulengasse 10
Krischek Berta Fräulein, IV/1, Rainerplatz 8

Kührer Friedrich, k. k. Assistent, IV., Resselgasse 5
Kyri Johann Dr., IX., Alserstraße 27

Lambel Hans Dr., Regierungsrat, Prag, III., Spornergasse 2
Lang-Littrow v. Ella, I., Universitätsplatz 2
Lanckoroński Karl Graf Dr., Geh. Rat, Mitglied des Herrenhauses, III., Jacquingasse 18
Larisch Rudolf Edler v., Regierungsrat, III., Ungargassse 71
*Lechner Josefine Frau, XIX., Billrothstraße 53
Lehnert Bertold Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Schwertgasse 4
Leipzig, Universitäts-Bibliothek
Lichtenheld Adolf Dr., IX., Liechtensteinstraße 2
Licht Stephan Dr., Reichsratsabgeordneter, I., Schmerlingplatz 2
Lieben Mathilde v., I., Mölkerbastei 5
Lippmann Franz Dr., Berlin W 50, Neue Bayreutherstraße 2
Lippmann Eduard Dr., IV., Karlsgasse 9
Lorenz Otto
Löwenfeld Auguste, IX., Kolingasse 6
Löwenfeld Siegfried, IX., Kolingasse 6

Maasburg Friedrich v. Dr., Hofrat, VIII., Strozzigasse 31
Mackall L. L., Jena, K. Wilhelmstr. 13
Majer Emmy Frau, VII/2, Mariahilferstraße 48
Martin Ernst Dr., Universitätsprofessor, Straßburg i. E., Spachallee 1
Marx Hugo, Gaaden
Marx Marie, Gaaden
Maschek Erich, XIX., Karl Ludwigstr. 43
Mathias Adolf Dr., I., Wipplingerstraße 23
*Mautner Jenny Frau, I., Löwelstraße 12
Mayer Friedrich Arnold Dr., XIX, Grinzingerstraße 47
Mayer Bella Frau, I., Kolorwatring 4
Mérey Alexander v., Geh. Rat, I., Schottenhof
Meyer Richard M. Dr., Universitäts-Professor, Berlin, W 9, Voßstraße 16
Meyer Ludwig Dr., VII/1, Mariahilferstraße 48
Miethke H. O., I., Dorotheergasse 11
*Minor Jakob Dr., Hofrat, Universitäts-Professor, IV/2, Johann Straußgasse 36

Morris Max Dr., Berlin, Wullenweberstraße 11
Münzer Richard Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Bräunerstraße 11 a

Nechansky August Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Stoß im Himmel 3
Neswadba Emil, XVIII., Klostergasse 37
Neumann David, XIX., Hasenauerstr. 30
Neumann Georg Dr., XVIII., Cottagegasse 19
Neurath Ernst, I., Karlsplatz 1
Neurath Otto Dr., IX-, Löblichgasse 6
Nitter Josef Dr., Magistrats-Sekretär, XIII., Hadikgasse 122
Noske Konstantin, I., Börsegasse 10

Opitz Leopold, Fachlehrer, XVI/2, Kirchstetterngasse 40

Pann Marie Frau, IX., Schwarzspanierstr. 9
*Pastrée Julie Frau, IV/1, Gußhausstraße 10
Payer v. Thurn Rudolf Dr., IV., Heugasse 56
Petak Artur Dr., k. k. Professor, Iglau
Petsch Robert Dr., Professor, Heidelberg, Rohrbacherstraße 17
Pfann Olga Frau, I., Wallfischgasse 14
Pick Emilie Frau, I., Rotenturmstraße 31
Plattensteiner Antonie, III., Reisnerstraße 3
Plenker Georg Freiherr v., III., Hetzgasse 19
Pollak Ernst, VII/1, Myrtengasse 11
Pölzl Ignaz, Schulrat, IV/2, Alleegasse 30
Poschacher Luise v., IV., Margarethenstraße 30
Preleuthner L. Dr., Mödling, Fürstengasse 257

Rabel Albert Dr., IX., Schwarzspanierstraße 9
Reich Emil Dr., Universitäts-Professor, XIX., Hauptstraße 70
Révy-Schröer Ida Frau, III., Erdbergerlände 4
Ried Luise, V., Margarethenstraße 70 a
Rommel Otto Dr., Professor, III., Kreglergasse 18
Ronsperger Arnold, IX/2, Pichlerg. 2
Rosenbaum Richard Dr., VIII/1, Florianigasse 23
Rosenberg Therese, IX., Schwarzspanierstraße 11

Rosenthal Marie Frau, XIX/1, Prinz Eugenstraße 20
Rotter Adolf, Lehrer, III., Obere Viaduktgasse 6
Rubricius Karl, Regierungsrat, VII., Siebensterngasse 14
*Ruß Viktor Wilhelm Dr., Mitglied des Herrenhauses, I, Lothringerstraße 3
Ružička Josef, IX., Lackierergasse 4

Sauer August Dr., Universitäts-Professor, Prag-Smichow 586 (Kreuzherrengasse 2)
Schipper Jakob Dr., Hofrat, Universitäts-Professor, XIII/6, St. Veitgasse 65
Schlumberger Gustav v., I., Johannesgasse 22
Schlumberger Otto v., I., Johannesg. 22
Schlumberger Robert v. Dr., I., Canovagasse 7
Schnabl Leopold, IX., Schwarzspanierstraße 15
*Schoeller Paul Ritter v., XI., Johannesgasse 7
*Schoeller Philipp Ritter v., XIII., Promenadegasse 43
Schröer Hermine, k. k. Professorswitwe, III., Neulinggasse 34
Schröer Rudolf, Bildhauer, IV., Wiedner Hauptstraße 90
Schück Alois Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Bauernmarkt 14
Schwab Felix, I., Franzensring 18
Seemüller Josef Dr., Universitäts-Professor, XVII/1, Syringgasse 5
Seligmann Therese, IX/3, Schwarzspanierhof
Seltsam Stephanie, XIII/2, Hadikgasse 32
Seybel Paul, III/3, Reisnerstraße 50
Seybel Otto v. Frau, III/3, Reisnerstraße 50
*Sizzo-Noris Marie Gräfin, XIII/2, Neuweltgasse 25
Spitzmüller Rudolf, I., Freiung 6
*Springer Gustav Freiherr v., I., Augustinerstraße 8
Stein Henriette Frau, IX., Fuchsthallergasse 2
Stein Karl Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Wipplingerstraße 18
Steiner Johann, VIII., Zeltgasse 2
Stern Sarah v., I., Nibelungengasse 8
Stern Mary v., I., Nibelungengasse 11
Steiner Josef Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Schottenbastei 5
Straßburg i. E., Universitäts-Bibliothek
Streicher Karoline Fräulein, I., Annagasse 3 A
Swoboda Karl, Apotheker, Mährisch-Rothwasser
Szily Adolf, XIX/4., Cobenzlgasse 56

Taussig Hugo Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Schultergasse 5
Teichl Robert Dr., VIII., Langegasse 41
Thaler Karl v., XIII/7, Ghelengasse 3
*Thurn und Taxis Marie Fürstin v., Durchlaucht, IV., Viktorgasse 5 a
Tritsch Josef, Prag, Wassergasse 28
Troll Alfons Dr., I., Operngasse 5

Urbanek Mila Fräulein, III., Pragerstraße 9

Vernaleken Walter, Schulrat, XIII., Hadikgasse 110

Waniek Gustav Dr., Regierungsrat, II., Zirkusgasse 46
*Weckbecker Wilhelm Freiherr v., Hofrat, IV., Wohllebengasse 6
Weilen Alexander Ritter v. Dr., Universitäts-Professor, IV., Hechtengasse 3
Weimar, Goethe-Gesellschaft
Weimar, Großherzogliche Bibliothek
Weingarten Elisabeth Fräulein, III., Reisnerstraße 34
Weiß v. Teßbach Adolf Ritter Dr., I., Nibelungengasse 1
Weiß Wilhelmine Frau, II., Darwingasse 12
Weiß Emmy, II., Darwingasse 12
Wellenau Julie v., Baden, Welzergasse 4
Werner Richard Maria Dr., Hofrat, Universitäts-Professor, Lemberg, Zygmuntowskagasse 11 a
Wilbrandt Adolf Dr., Schriftsteller, Rostock, Schickmannstraße 25
Winter Rudolf, Dr., Oberfinanzrat, I., Salvatorgasse 8
Witig R., Lemberg, Lyczakowska ul. 2
Witkowski Georg Dr., Universitäts-Professor, Leipzig
Wlassak Friedel Fräulein, XVIII., Prinz Eugenstraße 17

Ziwsa Karl, Hofrat, IV., Favoritenstraße 15
Zumbusch Kaspar R. v., Professor, Mitglied des Herrenhauses, I., Kohlmarkt 11.

Nochmals Mirza Abul Hassan Chan.

Als mein Aufsatz über den persischen Gesandten in der »Chronik« (XXI. Band, Nr. 3—4) längst erschienen war, fand ich eines Abends in einer nahe befreundeten Familie die Enkelkinder in einem mächtigen Folianten blätternd, den der Urgroßvater mit rastlosem Fleiße zusammengetragen hatte. Aus Reisebeschreibungen, nach Naturaufnahmen und Kunstwerken waren in sorgfältigen Pausen von gewandter Künstlerhand eine große Anzahl von Kopfbildungen berühmter und unberühmter Menschen aller Rassen, die den Erdball bewohnen, festgehalten, offenbar um als Grundlage zu dienen für eine anthropologische Studie, die an die Bestrebungen des Dr. Gall anknüpfen sollte. Der Band rührte aus dem Nachlasse des Professors der Anatomie an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien Anton Ritter v. Perger (1809—1876) her, der, von Haus aus Historienmaler, eine ungemein reiche literarische Tätigkeit auf archäologischem, kunsthistorischem botanischem, anatomischem Gebiete entfaltet und sich gelegentlich nicht ohne Glück auch als Dichter versucht hat. Von 1870 bis 1876 leitete er die Kupferstich-Abteilung der k. k. Hofbibliothek.

Während ich dem zehnjährigen Knaben, der das Buch vor sich aufgeschlagen hat, über die Schulter blicke, fällt mir ein Blatt ins Auge, das sofort mein ganzes Interesse gefangen nimmt. Unter dem Schlagwort »Perser« findet sich die nebenstehend reproduzierte Zeichnung mit der Unterschrift: »Mirza Abul Hassan Chan, persischer Bothschafter am englischen Hofe. 16. Februar 1819 bei seiner Reise durch Wien nach der Natur entworfen von Custos Siegmund Ritter v. Perger«. Das nicht mehr auffindbare Original stammt also von der Hand des Vaters Anton v. Pergers. Mit Siegmund Ferdinand v. Perger aber, der 1778 in Wien geboren, von 1825 bis zu seinem Tode 1841 die Stelle eines zweiten Kustos an der k. k. Gemälde-Galerie im Belvedere bekleidete[1]), sind wir bei einem Zeitgenossen Goethes angelangt, über den wir ein freundlich anerkennendes Wort aus dem Kreise der »Weimarer Kunstfreunde« vernehmen können: im zweiten Hefte des vierten Bandes von »Kunst und Alterthum« findet sich unter der wenig präzisen Gesamt-Überschrift »Fortschritte des Steindruckes« Seite 113 ff. auch eine Anzeige des bei Karl Haas in Wien erschienenen Prachtwerkes »Kaiserl. Königl. Bildergalerie im Belvedere zu Wien nach Zeichnungen des k. k. Hofmalers S. v. Perger, in Kupfer gestochen von verschiedenen Künstlern, nebst Erklärungen in artistischer und historischer Hinsicht«. »Die Leistungen der Kupferstecher befriedigen vollkommen«, heißt es dort S. 115, »und aus den vielen wohlgerathenen Blättern ist zu schließen, auch der Zeichner Herr v. Perger habe redlich das Seine gethan.«

In Moritz v. Kotzebues, eines Sohnes des Dichters August v. Kotzebue, »Reise nach Persien mit der Russisch-kaiserlichen Gesandtschaft im Jahre 1817« findet sich nur an einer einzigen Stelle[2]) der Name Abdul Hassan Chan im Vorbeigehn erwähnt, was zur Ergänzung der Anmerkung auf S. 21, Spalte 2, des eingangs erwähnten Aufsatzes hier nachgetragen wird. R. v. P.

[1]) Wurzbach. Biogr. Lexikon des Kaisertums Österreich, XXII. Band, S. 13 f.

[2]) S. 96 des Nachdruckes »Im Museum der neuesten und interessantesten Reisebeschreibungen für gebildete Leser« Wien 1825 bei Kaulfuß und Krammer, VI. Band.

Bücherschau.

Silhouetten aus der Goethezeit. Aus dem Nachlasse *Johann Heinrich Mercks* herausgegeben und eingeleitet von Dr. *Leo Grünstein*. Wien, Hof-Kunstanstalt J. Löwy, 1909.

Unter den nachgelassenen Papieren des treuen Freundes und Beraters des Götz- und Werther-Dichters fand der unermüdliche Merck-Forscher, der den Lesern der »Chronik« durch seine gründliche Arbeit über »Die Bildnisse J. H. Mercks« im XVIII. Bande Nr. 5 kein Fremder mehr ist und von manchem vielleicht auch als feinsinniger Lyriker geschätzt wird, eine Sammlung von Schattenrissen, die sich zu einem kleinen Bilderalbum von literar- und kulturgeschichtlichem Interesse vereinigen ließen, das nunmehr in vollendet künstlicher Ausstattung und Ausführung vor uns liegt. Die zum Teil geschnittenen, zum Teil getuschten Silhouetten sind durchaus in Originalgröße, jede auf einem besonderen Blatte eines stattlichen Großquartformates, wiedergegeben und in emsiger Forscherarbeit ist es dem Herausgeber gelungen, festzustellen, wen die zahlreichen unbezeichneten Schattenrisse darstellen, so daß er nur einen geringen Bruchteil als nicht weiter bestimmbar in einen Anhang verweisen mußte. Die einzelnen Blätter ordnen sich in folgende Gruppen: »Johann Heinrich Merck und seine Familie«, »Fürstlichkeiten Hof- und Staatswürdenträger«, »Schriftsteller, Dichter und Gelehrte« und »Frauenbildnisse«, unter denen »Madame Schlosser geb. Goethe« den Reigen eröffnet. Die Einleitung des Herausgebers gibt einen interessanten Überblick über die Geschichte der Silhouette und bringt zu den einzelnen Namen kurze biographische Daten, die in eine Präzisierung des Verhältnisses der betreffenden Persönlichkeit zu Merck auslaufen. »Leutnant von Breidenbach« (Tafel XXV), von welchem dem Herausgeber keinerlei nähere Daten bekannt sind, dürfte mit dem gleichnamigen kurhannoveranischen Leutnant von der Garde, einem ge-

Perser

Mirza Abul Hassan Chan, gezeichnet von *Siegmund v. Perger.*

borenen Wetterauer, identisch sein, der 1775 auf Werb-Kommando in Wetzlar stand und einen eigenen Schlüssel zum »Werther« geliefert hat unter dem Titel »Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers. Frankfurt und Leipzig 1775«. Vgl. Appell, Werther und seine Zeit, 4. Aufl. S. 102 f. R. v. P.

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Leben. Von *Johann Peter Eckermann.* Neunte Originalauflage. Nach dem ersten Druck und dem Originalmanuskript des dritten Teils mit einem Nachwort und Register neu herausgegeben von Dr. *H. H. Houben.* Mit 28 Illustrationstafeln, darunter 3 Dreifarbendrucke und 1 Faksimile. Leipzig, F. A. Brockhaus 1909. Geb. Mk. 8·—.

Eines der ältesten und zugleich der schönsten Bücher der Goethe-Literatur erscheint in einer neuen Ausgabe, die in jeder Beziehung geeignet ist, den Platz vor allen früheren und späteren zu behaupten.

Niemand, der sich je an den »Gesprächen« erfreut und erhoben hat, dem es zur lieben Gewohnheit geworden, von Zeit zu Zeit einen erfrischenden Trunk zu tun aus diesem Quell ewiger Wahrheit und Schönheit, wird — früher oder später einmal — ohne Interesse Eckermanns Einleitung, in welcher der Autor Nachricht gibt »über seine Person und Herkunft und die Enstehung seines Verhältnisses zu Goethe« gelesen haben. In manchem wird die schlichte Erzählung Eckermanns den Wunsch zurückgelassen haben, Näheres, Urkundliches über Eckermanns Persönlichkeit und sein Verhältnis zu Goethe sowie über die Entstehung seines Buches erfahren. Diesem Wunsche kommt ein umfangreiches, auf eingehende Quellenstudien gegründetes Nachwort des Herausgebers entgegen. Houben gibt uns interessante Aufschlüsse über die Aufnahmen des Buches bei den Zeitgenossen über den buchhändlerischen Erfolg sowie über die Übersetzungen, von denen er sogar eine türkische anführt.

Wir erfahren, daß Eckermann außer den vorliegenden drei Bänden seines Werkes einen vierten plante, der sich ausschließlich mit der Entstehung des zweiten Teiles des »Faust« beschäftigen sollte: »Der zweite Teil von Goethes Faust ist meistens zu einer Zeit geschrieben, in der ich selber in Weimar anwesend war und im täglichen Verkehr mit Goethe mich sehr wohl als Augenzeuge betrachten darf« beginnt die Einleitung dieses vierten Bandes, von dem sich außer zwei Fragmenten und einigen belanglosen Schnitzeln nichts erhalten hat. Daß Goethe mit seinem jungen Freunde über die Vollendung des »Faust« zahlreiche Unterhaltungen gehabt hat, wird durch des Dichters Tagebücher reichlich bestätigt, und es kann daher nur lebhaft bedauert werden, daß Krankheit und Tod Eckermann verhinderten, mit diesem vierten Teil über die an Problemen reichste Dichtung Goethes lichtvollen Aufschluß zu geben (Seite 649.)

Der Text des vorliegenden revidierten Neudruckes weicht in vielen wichtigen und minder wichtigen Punkten von dem aller übrigen Ausgaben ab; er kam zustande durch Benutzung des ersten Druckes der »Gespräche« und des Originalmanuskripts zum dritten Teile. Die beiden ersten Teile schließen sich durchaus an den ersten Druck des Jahres 1836 an und berichtigen lediglich die kleinen Fehler und Flüchtigkeiten, die durch Versehen des Setzers entstanden und vom Verfasser übersehen worden waren; dadurch wurden u. a. auch alle die Wortformen wieder in ihr Recht eingesetzt, die Eckermann in Erinnerung an Goethes Sprachgebrauch mit vollem Bewußtsein anwendete. Nur an einer einzigen Stelle hält sich der Herausgeber an die dritte Auflage, indem er in dem Gespräch vom 25. Dezember 1825 ausdrücklich den Namen Platens einsetzt, der in der ersten Auflage nur durch * * * angedeutet war, was manche Kommentatoren bewogen hat, Goethes herbes Urteil auf Heine zu beziehen. Nicht so einfach stand die Sache beim dritten Teil. Ein genauer Vergleich mit dem noch erhaltenen Manuskripte ergab, daß Eckermann die Korrektur gar nicht an der Hand des Manuskriptes vorgenommen haben konnte, weil dasselbe in der Hand des Verlegers blieb, daß er manche vom Manuskript abweichende Änderungen vorgenommen haben muß, daß aber auch vieles als eigenmächtige Korrektur des Setzers zu betrachten ist. Der Herausgeber unseres Neudruckes folgt durchaus dem Manuskript und kommt dadurch in die Lage, zahlreiche Auslassungen des Setzers zu ergänzen und kleinere Abweichungen richtigzustellen, wodurch der Text in der Regel eine präzisere Fassung erhält. Auch die Interpunktion, die im gedruckten dritten Teile stark von den beiden ersten abweicht, nähert sich durch das Zurückgehen auf das Originalmanuskript Eckermanns wieder den beiden ersten Teilen.

Schon als der Plan, die Unterhaltungen niederzuschreiben und zu veröffentlichen, fest in ihm stand, hatte Eckermann nicht die Energie zu regelmäßigen Aufzeichnungen unmittelbar an den Tagen der Gespräche: in seinen Datierungen stimmen — namentlich im dritten Teile — häufig Wochentag und Datum nicht überein, was sich durch Benützung eines falschen Kalenderjahrganges bei der nachträglichen Rekonstruktion vergangener Zeiten erklärt. Es lag nahe, Goethes Tagebücher sowie die Aufzeichnungen des Kanzlers von Müller, in dem Eckermann seinerzeit einen gefährlichen Konkurrenten erblickte, sowie jene des Schweizers Soret heranzuziehen. Eine eingehende Charakteristik von Eckermanns Arbeitsweise, seiner persönlichen Stellung zu Goethe, seines eigenen Schaffens ergänzen in hochwillkommener Weise das, was Eckermann in seiner »Einleitung« selbst mitzuteilen für gut gefunden hat.

Besondere Anerkennung verdient im Rahmen dieser prächtigen Neuausgabe das sorgfältig gearbeitete Register, das gleichzeitig die Stelle der Anmerkungen vertritt.

Eine erwünschte Zugabe bilden die zahlreichen Illustrationen, die uns in erster Linie den Schauplatz der »Gespräche«, Goethes Haus und seine Zimmer, vergegenwärtigen. Sie sind nach den neuesten Aufnahmen in jener Gestalt wiedergegeben, welche sie durch die verdienstvolle Tätigkeit des jetzigen Direktors des Goethe-National-Museums, Hofrat Dr. Karl Koetschau, erhalten haben, der mit glücklicher Hand die Masse eigentlicher Musealgegenstände, die sich im Laufe von Jahrzehnten in den Zimmern angesammelt hatten, in dem oberen Stockwerke zur Aufstellung brachte und den von Goethe benutzten Zimmern wieder den Charakter von Wohnräumen gegeben hat. Die übrigen Illustrationen stellen Persönlichkeiten und Kunstwerke dar, von denen in den »Gesprächen« die Rede ist.

Die äußere Ausstattung des Buches gereicht dem Brockhausschen Verlag zur Ehre. R. v. P.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

DREIUNDZWANZIGSTER BAND.

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

DR. RUDOLF PAYER VON THURN.



WIEN 1909.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK

des

WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Vereinskanzlei: Wien, I., Eschenbachgasse Nr. 9.

XXIII. Band. Wien, 10. April 1909. Nr. 1—2.

INHALT: Das Goethe-Museum. — Aus dem Wiener Goethe-Verein. (XXIX. Jahres-Vollversammlung. — Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins für das Jahr 1908.) — Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard IV. — Nachtrag und Berichtigung.

Das Goethe-Museum

im Gebäude des k. k. Sophien-Gymnasiums, II., Zirkusgasse 48 (ungefähr 5 Minuten von der Straßenbahn-Haltestelle bei der Johanniskirche in der Praterstraße), wird *Donnerstag, den 15. April*, von 4—6 Uhr nachmittags und *Sonntag, den 18. April*, von 10—1 Uhr vormittags für die Mitglieder des Wiener Goethe-Vereins geöffnet sein. Der Leiter des Museums, Dr. Rudolf Payer v. Thurn, wird die Führung und die Erläuterung der ausgestellten Objekte übernehmen. Gäste sind willkommen!

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Im Anschluß an den Vortrag von Professor Dr. Richard M. Meyer (Berlin) über »Goethes Regeln für Schauspieler«, über den wir später ausführlicher berichten werden, fand am 5. März 1909 die XXIX. ordentliche Jahres-Vollversammlung unter dem Vorsitze des Obmannes, Hofrates Professor Dr. J. Minor, statt. Der vom Schriftführer Dr. Hermann Brüch verlesene Jahresbericht sowie der Bericht des Kassiers Dr. August Nechansky wurden ohne Debatte zur Kenntnis genommen.

Um Wiederholungen zu vermeiden, entnehmen wir dem Jahresbericht nur folgende Daten über die im Frühjahre 1908 abgehaltenen Goethe-Abende: Am 14. Februar 1908 hielt Prof. Dr. Ferdinand Bronner (Franz Adamus) einen Vortrag unter dem Titel: »Der dramatische Dichter und das Theater, (Betrachtungen und Wünsche)«; den Abend des 10. März 1908 füllte Goethes »Pandora«, vorgetragen von Frau Maja v. Kralik, eingeleitet von Prof. Dr. Eduard Castle; am 24. März 1908 untersuchte Prof. Dr. Oskar F. Walzel (Dresden) »Das Problem der faustischen Natur um 1800«;[1]) am 10. April endlich sprach Dr. Leo Grünstein über »Goethe und Merck«; Frau Hofschauspielerin Auguste Wilbrandt-Baudius brachte Dichtungen von Goethe und Merck zum Vortrage. Über die im Oktober, November und Dezember 1908 gehaltenen Vorträge haben wir bereits in der letzten Nummer der »Chronik« ausführlicher berichtet, es bleibt uns also hier nur noch der am 17. Februar 1909 gehaltene Vortrag von Prof. Dr. Gustav Wilhelm, über »Wielands Stellung zum Problem der weiblichen Bildung« nachzutragen.

Josef Freiherr v. Doblhoff, eines unserer ältesten Stifter-Mitglieder, hat in den Jahren 1907 und 1908 in unermüdlicher Arbeit Bücher und Zeitschriften nach Goethe-Notizen durchforscht und das gewonnene Materiale dem Wiener Goethe-Verein zur Anlegung eines bibliographischen Apparates zur Ver-

[1]) Abgedruckt in der »Internationalen Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik«, Beigabe zur »Münchner Allgemeinen Zeitung«, 2. Jahrg., Nr. 35 vom 29. August 1908.

fügung gestellt. Für diese selbstlose, wertvolle Arbeit gebührt ihm der besondere Dank des Vereines.

Eine Veranstaltung ganz eigener Art schloß sich an die diesjährige Vollversammlung: Die rühmlich bekannte Antiquariats-Firma C. G. Börner in Leipzig, welche die von Friedrich Meyer gesammelte Goethe-Bibliothek erworben hat, veranstaltete im Vortragssaale des Wissenschaftlichen Klubs eine Ausstellung der Zimelien dieser in ihrer Art einzig dastehenden Sammlung von Erstausgaben. Gleichzeitig mit der Einladung zur Jahres-Vollversammlung war ein als Privatdruck für die Mitglieder des Wiener Goethe-Vereins bei Poeschel und Trepte in Leipzig auf englischem Velinpapier gedruckter Katalog mit einer Einleitung von dem Obmanne des Wiener Goethe-Vereins, Hofrat Professor Dr. J. Minor, zur Versendung an die Mitglieder gelangt. In fünf Abteilungen: I. Goethe und Österreich; II. Gesamtausgaben der Werke und Gedichte; III. Der junge Goethe 1749—1774; IV. Vom Eintritt in Weimar bis zu Schillers Tod, 1775—1805; V. Goethe in der Epoche seiner Vollendung, 1806—1832; gaben die ausgestellten 124 Nummern (die ganze Sammlung umfaßt 7683 Nummern) ein nahezu lückenloses Bild der Höhepunkte von Goethes Leben und Schaffen.

Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins

Vereinsjahr 1908

Einnahmen:	K	h	K	h
Guthaben:				
beim Kassier Dr. Nechansky	17	43		
bei der k. k. Postsparkassa	13	49		
bei der Bodenkredit-Anstalt	2023	—	2053	92
Zinsen:				
a) bei der Bodenkredit-Anstalt				
I. Semester 1908	35	61		
II. Semester 1908	31	22	66	83
Effekten-Zinsen:				
a) von der Giselabahn-Aktie	20	—		
b) vom Theißlos	8	—	28	—
Mitgliedsbeiträge:			851	10
»Chronik«:				
Subvention durch das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht	300	—		
Erlös für verkaufte »Chroniken« und Separatabdrücke	65	70	365	70
Guthaben des Kassiers Doktor Nechansky			322	60
Guthaben des Wissenschaftlichen Klub			1	41
			3689	56

Ausgaben:	K	h	K	h
Rückzahlung des Guthabens des Wissenschaftlichen Klubs			118	69
»Chronik«:				
Satz, Druck, Papier, Klischees und Expeditionskosten			637	78
Museum:				
Beheizung, Beleuchtung und einige Anschaffungen			146	43
Vorträge:				
Diverse Auslagen anläßlich der Vorträge			105	—
Mitgliedsbeitrag an die Goethe-Gesellschaft in Weimar			12	—
Gebühren-Äquivalent:			19	12
Remunerationen:			200	—
Diverse Auslagen:			152	94
Guthaben:				
bei der Postsparkassa			184	60
bei der Bodenkredit-Anstalt			2113	—
			3689	56

Dr. August Nechansky
Kassier des Wiener Goethe-Vereins.

Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard.

IV.

(Vgl. »Chronik«, XXI. Band, S. 31 ff., XXII. Band, S. 1 ff., S. 17 ff.)

Weimar 20 November 26

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, Verehrtester Freund! Wie grose Freude mir Ihr lieber Brief gemacht hat, nachdem ich fast ein volles Vierteljahr Ihrer gemüthlichen Mittheilungen entbehrt hatte, den reichhaltigen Brief aus Vevoy abgerechnet, den Goethe mich hatte mitgenießen laßen.[1])

Wir haben die schönen Stunden in des edlen Manzoni Villa mit Ihnen durchlebt, dem Waßersturze in Villa Pliniana gelauscht, die trüben Wolken am Genfersee angeklagt, den glücklichen Ebeln beneidet, und das frohe Schwabenland doppelt freudig als die Heimath des theuren Freundes begrüßt und mit Ihnen durchzogen. Dank für die recht glücklich ansprechenden Haugischen Impromptus; Goethe meinte, er habe lange keine so hübschen von ihm gelesen und mir hat insbesondere »die Replik« ausnehmend zart, lieblich und treffend geschienen, auf je wahrerm Fundamente sie beruht.

Höchst schmerzlich dagegen war es mir zu vernehmen, daß mein wohlgemeinter Empfehlungsbrief nach Mailand so unerwartet unangenehme Eindrücke herbeigeführet hat. Noch kann ich mir zwar nicht klar machen, wie und auf welche Weise Frau Mylius sich so sehr vergeßen haben mag, um einen so werthen Gast — für deßen Bekanntschaft mir Herr Mylius eigends und in den herzlichsten Ausdrücken gedankt hat — zu verletzen und zu beleidigen, doch ist mein Ärger und Grimm darum nicht geringer, und ich kann mich nur dadurch darüber, daß ich die unschuldige Ursache gewesen bin, Sie diesem Hause zuzuführen, trösten, daß ich mir sage, sie würden vielleicht außerdem Manzonis und Cattaneos Bekanntschaft nicht so schnell gemacht haben; bey der grosen Achtung, die der Grosherzog und Goethe dieser Familie stets bewiesen haben, konnte ich mir nicht träumen laßen, daß Gemeinheit und Indelicatesse unter ihrem Dache wohnen könnten.[2])

Herr de Wette war von Ihrer Unterhaltung und von Ihrem Interesse an seiner Berufswissenschaft in hohem Grade angezogen und hat mir sehr dankbar darüber geschrieben.

Daß Matthisson Ihnen zugesagt, daß ihm die Freude Ihrer persönlichen Bekanntschaft geworden, beides hat mich gleich sehr erfreut. Sein Äußeres zwar wird Ihrer Erwartung nicht entsprochen haben, ein Lavater würde schwerlich den seelenvollen Dichter in ihm ahnen und für seine nicht hohen Jahre ist er entsetzlich *cassé*; aber sein Herz ist warm und seine Fantasie noch frischen Fluges. Haben Sie ihn lesen hören? Mich dünkt, ich hätte nie einen schönren, jedem Gegenstand sich aufs feinste anpaßenden Vortrag gehört. Von Weimar wird er nicht unzufrieden gesprochen haben.[3]) Und Dannekers, des gemüthvollen trefflichen Menschen, Attelier haben Sie doch auch besucht?

Sie sagen mir nichts über den Eindruck, den unsre Schillersfeyer auf Sie gemacht hat, und doch wünschte ich sehr, ihn zu kennen. Es war viel gewagtes dabey, viele Misdeutungen zu fürchten. Doch bis jezt hat sich keine Stimme dagegen erhoben. Ich lege Ihnen meine improvisirte Rede bey, die ich erst hinterdrein aufzeichnen konnte; Goethe wollte erst selbst die heilige Reliquie in Empfang nehmen und erst um halb zehn Uhr morgens ließ er mir sagen, daß er sich zu angegriffen fühle, ich möge um Eilf Uhr den Act vollziehen helfen und alles beliebig anordnen.[4])

Herr Hiller ist ungemein gerührt von Ihrer vielen Güte für ihn. Er kann nicht genug rühmen, wie sehr sie ihm innerlichst wohlgethan. Und auch ich verbinde meinen besten Dank dafür mit dem seinen. Noch diese Woche wird sich Herr Capellmeister Kienlen ein glücklicher Componist Goethescher Lieder, mit einigen Zeilen von mir bey Ihnen praesentiren, und ich darf mir wohl schmeicheln, daß jener Umstand dem wackern Landsmanne —

---

[1]) Vom 2. Oktober 1826. Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807 bis 1832. Stuttgart und Tübingen 1850. S. 275 ff.

[2]) Vgl. den Brief vom 27. August 1826, »Chronik«, XXII. Bd. S. 27. — Am 12. April 1827 schreibt Goethe an Heinrich Mylius: »Empfehlen Sie mich ihm (Manzoni) bestens, auch Herrn Cattaneo, erinnern Sie Ihre Frau Gemahlin an mich zu guter Stunde.« (Briefe W. A. 42. Bd. S. 136.) Über die persönlichen Verhältnisse im Hause Mylius vgl. Otto Roquette. Friedrich Preller. Frankfurt a. M., 1883. S. 31—52.

[3]) Vgl. »Chronik«, XXII. Bd. S. 23, Anm. 16. Über »Goethes und Schillers Verhältnis zu Matthisson« handelt eingehend Daniel Jacoby GJB XXVIII, 173 ff.

[4]) Am 17. September 1826 wurden Schillers Überreste provisorisch in der Großherzoglichen Bibliothek verwahrt; der wahrscheinlich von Müller verfaßte Bericht über diese Feier erschien in der Nr. 223 der »Berlinischen Nachrichten Von Staats- und gelehrten Sachen« vom 23. September. »Von einer merkwürdigen beynah geheimen Feyer zu Schillers Andenken« verspricht Goethe Sulpiz Boisserée schon am 15. September 1826 »nächstens das Mehrere«. (Briefe W. A. 41. Bd. S. 154, 162.)

er ist aus Ulm gebürtig — um so geneigtere Aufnahme verschaffen wird.[5])

Gagerns Reiße war mir so nah schon unbewußt. Mein letzter Brief mit der Goetheschen Medaille wird ihn leider also nicht mehr getroffen haben.

Daß wir seit 12 Tagen die Prinzen von Preußen hier haben, daß unsere Princeß Marie dem jungen derselben, Prinz Carln, einem höchst liebenswürdigen jungen Mann, der schon seit zwei Jahren die treuste und innigste Neigung für sie hegt, zu Theil wird, ist Ihnen wohl kein Geheimniß.[5a]) Auch Müffling und Graf Brühl sind gleich lange hier. Der Grosherzog ist ungemein erfreut über diese Verbindung und auch der König scheint es im hohen Grade zu seyn.

Wir haben in diesen Tagen einen sehr tüchtigen und gemeinnützigen Mann, und meine Frau und ich einen sehr treuen, langbewährten Hausfreund, den Oberconsistorialrath und Director des Waisen-Instituts Günther verlohren, der allgemein betrauert wird.

Daß der englische Gesandte wirklich abberufen sey, war mir noch nicht bekannt. Die Anmaßung eine unterlaßene Visite in Johannisberg durch Ausschluß von einem officiellen Diner rügen zu wollen, war in der That stark, schwerlich aber dürfte sie ohne höhere Bewilligung gewagt worden seyn und somit wohl auf eine schon bestandene Spannung der beyden Cabinets hindeuten.

Lindenau's Erscheinen in Frankfurth wird Ihnen erfreulich seyn und er ohne Zweifel den engen Kreis Ihrer Hausfreunde vermehren. Bis Ende dieses Monats will er von Genua zurückkehren, wohin er sobald der Theilungsvertrag unterzeichnet war, abgereißt ist. Seit vorgestern wird allenthalben umher Besitz ergriffen. Morgen zieht der ausgewanderte Herzog von Hildburghausen in Altenburg wieder ein.

Goethe ist frisch und munter und grüßt viel Tausendmal. Ihre Briefe haben ihn sehr gelabt, er wird es Ihnen ehestens selbst aussprechen. Unser Oberbaudirektor Coudray ist gestern von Paris heimgekehrt und hat ihm viel interessantes, besonders von Cuvier mitgebracht, zwischen deßen Tochter und Goethe sich ein ganz origineller Briefwechsel entsponnen hat.[6]) Die Globisten stehen hier fortwährend im besten Ansehen; ich soll Sie bitten, mir die Namen dieser geistreichen, vorsichtig kühnen jungen Athleten wo möglich mitzutheilen. Sogar unter unsren Damen gehört es zum guten Ton, den Globe zu lesen.[7])

Um doch auch etwas von Pempelfort zu erwähnen, so will ich berichten, daß Auguste mit ihrem Vater einige Wochen zu Elberfeld war, wo groser Congreß und Berathung der Mexicanischen Bergwerkgesellschaft stattfand. Auch war der Praesident Jacobi aus Bonn 8 Tage in Pempelfort. Zu Augustens Geburtstag sandte ich als Escorte der bey Jügel herausgekommenen Rheinbilder sowie der Ansichten von Eisenach und Weimar das anliegende Gedicht, dem Sie es schon zu

[5]) Johann Christoph Kienlen war Theaterkapellmeister in Augsburg, Brünn, Preßburg (1808), Baden bei Wien (1818) und München. 1823 wurde er in Berlin als Gesanglehrer an der königl. Oper angestellt, folgte aber später einem Rufe des Fürsten v. Radziwill nach Posen; durch die polnische Revolution von dort vertrieben, starb er 1830 in Dessau im tiefsten Elend. Von Goethe hat er die Singspiele »Claudine von Villa Bella« und »Scherz, List und Rache« in Musik gesetzt. Im Drucke erschienen »Zwölf Lieder von Goethe, comp. von Kienlen, Kgl. Bayer. Musikdirektor« Leipzig o. J. Nach Max Friedländers Meinung kommt Kienlens ebenso graziöse wie innige Komposition von allen der Schubertischen am nächsten. Vgl. Gedichte von Goethe in Kompositionen seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Max Friedländer. »Schriften der Goethe-Gesellschaft«, 11. Bd. S. 133. Nr. 9. Friedländers Angabe, K. sei »in Polen geboren« steht mit dieser Stelle in Widerspruch. Am 17. November 1826 verzeichnet Goethes Tagebuch: »Nachher Musicus Kühnel einiges von seiner Composition vortragend.« In einem Billet des Kanzlers von Müller vom 14. November, in dem er ihm diese Audienz erbittet, wird er »der gute Capellmeister Kühnle« genannt. (Tagebücher, Weimarer-Sophien-Ausg. 10. Bd. S. 270, 349. Briefe, 41. Bd. S. 232. Nr. 198.)

[5a]) Eckermann, »Gespräche«, 1. Februar 1827, 9. Aufl. S. 184: »Goethe erzählte mir von einem Besuch des Kronprinzen von Preußen in Begleitung des Großherzogs. »Auch die Prinzen Carl und Wilhelm von Preußen, sagte er, waren diesen Morgen bey mir. Der Kronprinz blieb mit dem Großherzog gegen drey Stunden, und es kam mancherley zur Sprache, welches mir von dem Geist, Geschmack, den Kenntnissen und der Denkweise dieses jungen Fürsten eine hohe Meinung gab.« Goethes Tagebuch, 1. Februar 1827: »Der Großherzog und die Prinzen. Die beiden jüngeren blieben kürzere Zeit. Der Großherzog und der Kronprinz bis gegen 2 Uhr.« Prinz Wilhelm ist der spätere Kaiser Wilhelm I.

[6]) Den Brief der 20jährigen Klementine Cuvier vom 16. Oktober 1826 (abgedruckt von Ruland GJB XXIII, 60 ff.) hatte Goethe mit Briefen der Mitglieder des großherzoglichen Hauses, des Königs Ludwig von Bayern und der Herzogin Friederike von Cumberland in einem verschließbaren Portefeuille aus grünem Saffian in der mittleren Lade seines großen Schreibtisches aufbewahrt. Am 2. März 1827 schreibt Goethe an Reinhard: »Frl. Cuvier erwiderte gar anmuthig ein durch Oberbaudirektor Coudray ihr überreichtes Schreiben.« (Briefwechsel CLII.)

[7]) Goethes Urteil über den »Globe« in dem Briefe an Reinhard vom 20. September 1826. (Briefe W. A. 41. Bd. S. 159) Über Goethes eifrige Lektüre des »Globe« geben die Tagebücher jener Zeit Aufschluß. Die ungemein zahlreichen Stellen einzeln anzuführen gestattet uns der verfügbare Raum nicht. Vgl. auch Wilhelm Lang, Graf Reinhard. S. 493 ff., 502.

Gute halten werden, wenn es am gastlichen Mainthore Station gemacht hat.

Und nun, Verehrtester! nur noch die angelegentliche Bitte, mich Ihrer liebenswürdigen Reisegefährtin, deren Tagebuch ich gar zu gerne zulauschen möchte, auf das allerschönste und achtungsvollste zu empfehlen und meiner treusten Ergebenheit immerdar freundlich überzeugt zu bleiben. *v. Müller.*

*

[An den Sohn Reinhards:]

Weimar 2 Januar 27.

Laßen Sie, wertester Freund! mich das neue Jahr mit den herzlichsten Wünschen nicht nur für Sie und die theuren Ihrigen, sondern auch mit der Hoffnung auf Ihre freundliche Absolution beginnen, die mein langes Schweigen auf Ihren lieben, höchst erwünschten Brief, der noch früher als ich selbst hier eintraf, so sehr bedarf.

Es gehört zu den Opfern, mit denen ich jede längere Reiße erkaufen muß, daß, bey der Heimkehr, angehäufte Geschäfte mich immer auf eine Zeitlang aus dem Gleise brieflicher Mittheilungen nach außen herauswerfen, und dieß war im vorigen Monat um so mehr der Fall, als ich auch mit fortwährender Unpäßlichkeit zu kämpfen hatte. Und so mögen Sie, lieber Graf! mir um so eher Nachsicht angedeihen laßen und dadurch sofort im neuen Jahre eine christliche Tugend üben.

Ich rechne es zu den größten Misgeschicken des vorigen Jahres, daß ich ferne seyn mußte, als Sie mit Ihren verehrten Eltern in Weimars Mauern weilten. Wie viel Freundliches mir auch von Ihrem Hierseyn erzählt wurde, so konnte doch nur schwacher Ersatz mir daraus werden. Aber höchst erfreut es mich, daß Sie selbst allerseits mit Ihrem Aufenthalte hier zufrieden waren und meine Frau, die sich Ihnen aufs angelegentlichste empfiehlt, zählt es noch jetzt zu reichem Gewinn, daß, bey der Kürze Ihres Verweilens, ihr doch wenigstens ein voller Abend gegönnt war.

Goethe hatte mir schon nach München gemeldet, wie glücklich ihn das Zusammenseyn mit Ihrem Herrn Vater, und daß er ihn, nach so vielen Reisebeschwerden und Gefahren so frisch und kräftig gefunden, gemacht habe.[8]) Noch oft sprechen wir davon; was damals noch Besorgniß für Ottilien an störenden Elementen mit sich führte, hat sich nun in reinste Freude verwandelt; die kleine Alma gedeiht aufs schönste, und die Mutter befindet sich wohler als vorher. Nur die arme Ulrike leidet nun wieder schon seit 14 Tagen unausgesetzt, so daß deshalb die Christbescherung der Kinder noch immer von Tag zu Tag verschoben worden.

Recht innigen Antheil nehme ich an dem häuslichen Glück Ihrer Frau Schwester und an der Anstellung Ihres Herrn Schwagers, hoffentlich bringt die letztere Ihre Frau Schwester uns künftig wieder näher; denn Herr von Diemar wird doch wohl einen grosen Theil des Jahres in Gotha zubringen müßen.

Das Bild Ihres Herrn Vaters von Gräfin Julie kann ich nicht anders denn höchst gelungen nennen. Mich dünkt, es entspreche ganz dem herrlichen Distichon, das die Hand des Abgebildeten darunter sezte. Sey es, daß das Bild noch nach Ihrer Abreiße gewonnen hat, — jedenfalls ist es uns allen sehr lieb und werth, und auch Goethe möchte nichts daran anders sehen. Geist, Kraft und Güte, wie liebenswürdiger Humor und die milden Reflexe einer reichen Erfahrung spiegeln sich dem Beschauer gleich treu und in behaglichster Verschmelzung wieder. Daß Ampère glücklich heimgekehrt, war mir sehr beruhigend; gar gerne hätte ich ihn noch einmal hier gesehen. Dem Baron von Rotenhahn — einem meiner fränkischen Freunde, der diesen Winter in Paris zubringt, habe ich einen Brief an ihn mitgegeben. Nun aber möchte ich ihm gerne die 2te Lieferung Göthescher Werke sicher zubringen, auf die er hier praenumeriert hat. Erlauben Sie mir wohl, dieße an Sie zu addreßiren, um durch Ihre Güte den Zweck bey nächster Gelegenheit am besten zu erreichen? Ich weiß ohnehin seine Addreße nicht.

Als Goethe vorgestern diese 2te Lieferung, rosenfarb gebunden, dem Grosherzog zusandte, schrieb er auf einem sinnig verzierten Blatte dazu:[9])

»Mag man tausendfach bezeichnen,
Was man fürchtet, was begehrt,
Nur weil sich's zum Dank laeßt eignen
Ist das Leben schätzenswerth.«

Und dem Frauen-Verein schenkte er zum Weinacht drey künstliche Blumensträuße mit den anliegenden artigen Versen, die Ihnen allerseits gewiß Freude machen werden.

[8]) In dem ausführlichen Brief Goethes an Müller vom 3. August 1826 (Weimarer Ausg. 41. Bd. S. 102 ff.), in welchem Goethe dem »viel Gereisten und Reisenden« eilig aufzeichnet, »was an mir Bleibendem vorbeyreiste« ist Reinhards Besuch gar nicht erwähnt. Entweder ist also ein Brief Goethes an Müller verloren gegangen oder Müller verwechselt eine mündliche Äußerung Goethes nach seiner Rückkehr mit dem eingangs zitierten Briefe.

[9]) Vgl. »Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals« (»Chronik«, XIV. Bd. Nr. 9) S. 3, wo diese Strophe mit zwei starken Varianten nach Goethes eigener Niederschrift mit dem Datum »Neujahr 1828« faksimiliert ist. Das Original befindet sich im Besitze Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Cumberland in Gmunden.

Wir sind hier noch immer in groser Spannung, ob Krieg, ob Frieden? Die Wagschale des erstern scheint leider zu sinken. Und Villele — und Goderich??

Mit den herzlichsten Empfehlungen an die theuren Ihrigen immerdar mit treuer Hochachtung und Freundschaft

Ihr ergebenster

F. v. Müller.

Aus dem Goetheschen Hause die allerschönsten Grüße. Ich sende Ihnen von einer sehr bald in München hervortretenden Sammlung Griechischer Portraits[10]) und Landschaftszeichnungen die Ankündigung. Möchten Sie doch einige Subscribenten dazu finden!

*

Weimar 15. Jan. 27.

Der Überbringer dieser Zeilen, mein hochverehrter Freund! ist Herr von Herder, ein würdiger Sohn unseres seeligen Herders, und gegenwärtig von Petersburg, wo er als Kaufmann und Mitglied des See-Aßecuranz-Gerichts etablirt ist, für diesen Winter hier bey uns, mit seiner liebenswürdigen Familie. Er macht eine Reiße nach Frankfurth auf mehrere Tage und wenn ich auf der einen Seite seiner Dankbarkeit gewiß bin, daß ich ihm den Genuß Ihrer Bekanntschaft verschaffe, so darf ich auf der andern Seite hoffen, daß Ihnen die seinige sicher nicht unintereßant seyn wird. Von biederstem Charakter, vereinigt er mit sehr ausgebreiteter Welt- und Menschenkenntniß einen so wohlthuenden kindlich-reinen Frohsinn, als man ihn selten findet. Kaiser Alexander war ihm und seiner Gattin, einer geborenen Hamburgerin, ganz besonders gewogen und beehrte das gemüthliche Paar oftmals mit seinem persönlichen Besuche. Er wird Ihnen daher noch manches Intereßante von früherer und neuerer Zeit aus Petersburg erzählen können.

Seine Gattin soll ihrer schwächlichen Gesundheit wegen noch das ganze Jahr in Deutschland bleiben und wünscht den Sommer am Rheine in der Nähe von Frankfurth zuzubringen; der Mann aber geht gegen den März wieder nach Petersburg zurück.

Ich habe Goethen angelegen, ihm die längst beabsichtigte Depesche an Sie, — für die ich, durch lang entbehrte Kunde von Ihnen, schon theures Wartegeld gebüßt habe — mitzugeben, allein er entschuldigte sich, daß er um Ihnen »etwas auslangendes und genügendes« zu schreiben, jezt zu zerstreut und mit einer dringenden Arbeit beschäftigt sey; ich möge den allerherzlichsten Grüßen von ihm nur die Bitte hinzufügen, nicht zu zürnen, wenn er jene beabsichtigte ausführlichere Mittheilung noch ein wenig verschiebe.

Die stürmischen Wintertage haben ihm nicht ganz wohl gethan; es war gut, daß ein 14tägiger Besuch des Ministers Humbold ihn erheiterte.[11]) Nun ist vor Kurzem seine älteste Freundin, Frau von Stein, hier, 84 Jahre alt, gestorben; das griff ihn, ob er schon nicht ein Wort darüber sprach, doch auch sehr an.[12]) Ich lege Ihnen des guten, alten Knebel Nachruf an diese auch von ihm ganz besonders verehrte Frau bey, ingleichen ein mir von ihm gespendetes kleines Neujahrgedicht, samt meiner Antwort auf dieselben Endreime.

Recht leid ist mir, daß ein fataler Zufall Sie um Kienlens Liederspiel gebracht hat. Ich habe nichts von ihm weiter gehört und bin bange, daß er in Darmstadt seinen Zweck nicht erreicht haben möge.

Nicht blos Ihren dankbaren Gegengruß an unsre vortrefliche Grosherzogin habe ich treulichst ausgerichtet, sondern mir auch Gelegenheit genommen, in Ihrem Namen freudige Theilnahme an der Verlobung der geliebten holden Enkelin auszusprechen: Beides fand die allerfreundlichste Aufnahme und ich soll Ihnen und Ihrer Gemahlin immer wiederholen, ein wie achtungsvolles Andenken Ihnen gewidmet bleibe, wie sehr man sich Ihres häuslichen Glückes erfreue und wie lebhaft wünsche, Sie beyde wieder einmal hier zu sehen. Der Grosherzog und die Grosfürstin traten eben hinzu, und als sie vernahmen, wovon die Rede,

[10]) Bildnisse ausgezeichneter Griechen und Philhellenen, von Kratzeisen. 1. Heft. München 1829, angezeigt in »Kunst und Alterthum«, VI, 411 f.

[11]) Goethes Tagebuch, 23. Dezember 1826: »Früh dem Herrn von Humboldt entgegen gefahren bis Umpferstedt. Brachte ihn bis an den Erbprinz.« Von da an ist er fast täglich mit Humboldt beisammen, bis das Tagebuch am 1. Januar 1827 berichtet: »Staatsminister von Humboldt Abschied nehmend ..... Herr von Humboldt Abschied nehmend.« Der besonderen Freude über Alexander von Humboldts Besuch gibt Goethe Eckermann gegenüber Ausdruck am 11. Dezember 1826 (Gespräche, 9. Aufl. S. 147.) »Sodann Herr von Humboldt zu höchst interessantem Gespräch mehrere Stunden verweilend,« verzeichnet Goethes Tagebuch am selben Tage.

[12]) Charlotte v. Stein war am 6. Januar 1827 gestorben. Goethes Tagebuch weist keine Spur davon auf. Erst am 12. März 1827 verlangt er von dem mit der Inventarisation des Nachlasses beschäftigten Hofadvokaten Karl Georg Hase ein Portefeuille zurück, »leichte unvollendete Skizzen enthaltend, dergleichen ich in früherer Zeit nach der Natur zu machen pflegte; diese habe ich meiner seligen Freundin wie sie nach und nach entstanden in Verwahrung gegeben, und wir erinnerten uns dabey manches ländlichen Aufenthaltes und sonstiger auswärtiger Localitäten«. (Briefe W. A. 42. Bd. S. 85.)

stimmten auch sie aufs gemüthlichste bey, und die Grosfürstin war namentlich über Ihren Glückwunsch recht innig erfreut.

Lindenau war noch gar nicht hier, er ist über Baireuth nach Altenburg geeilt, will aber zum 30. Januar hier eintreffen. Von Wien aus hat man wiederholt alles aufgeboten, seine Ernennung nach Frankfurth zu verhindern: das Dresdener Cabinet blieb aber standhaft, obschon Lindenau selbst seine Entsagung anbot.

Frau von Wollzogen ist gerade auf einige Tage hier und will Ihnen schönstens empfohlen seyn.

Zeigen Sie doch gütigst Herdern ihr Bild seines Vaters; von allen Herderischen Kindern sieht dieser Sohn dem Verewigten am ähnlichsten.

Gerard hat Goethen durch das Geschenk des prächtigen Kupferstichs seines Einzugs von Henri IV ganz ausnehmend erfreut und auch dagegen ein sehr zierliches Dankschreiben erhalten.[13])

Eben so ist von Edinburg her eine Annäherung mit Walter Scott eingeleitet und ein gar sinniges Blatt an letzteren von Goethe abgesendet worden.[14])

Die Pariser Preßfreyheitsangelegenheit nimmt auch bey uns die höchste Theilnahme in Anspruch. Man kann sich nicht möglich denken, daß der Gesetzesentwurf durchgehe. Chateaubriant hat stattlich gedonnert. Die Canning'sche Dythirambe war doch gar zu unbesonnen; sollte der edle Herr nicht ein wenig berauscht gewesen seyn? [15])

Da die Engländer Lissabon noch glücklich erreicht haben, so dürfte der Marquis de Chaves sich doch wohl keine grosen Hoffnungen mehr machen können. Aber dieser König Ferdinand — diese Apostolischen — wie soll da jemals Ruhe und Ordnung werden?

Unser trefflicher Freund Gagern scheint recht zufrieden und heiter von Brüssel heimgekehrt, was mich unendlich erfreut. Ich harre mit Ungedult seines Einsiedlers, in welchem er einen necrologischen Aufsatz über Kaiser Alexander zu geben versprach.

Um Bethmann ist es doch recht Schade; war er gleich selbst ein Fant, so ist er doch durch seinen freyen Sinn für gemeinnützige Anstalten ein thätiger Förderer vieles Guten gewesen und Frankfurth wird ihn allenthalben sehr vermißen.[16]) Ist die Grabrede Kirchners nicht gedruckt worden?

An den günstigen Aussichten, die Sie Boissereen hinsichtlich des Stedtlerschen (sic) Museums eröffnet haben, nehme ich freudigen Antheil. Mögen Ihre Bemühungen geseegnet seyn![17])

Aber der »Blitz aus heitrem Himmel am Sct. Nicolaus Tage«, wie sollen wir uns diesen

[13]) »Das große Kupfer nach Gérard: Eintritt Heinrichs IV. in Paris, ist auch diese Tage zu mir gekommen und muß vorzüglich beachtet werden, als der Gipfel dessen was Malerey und Stichkunst in unsern Tagen vereinigt unternehmen und leisten,« schreibt Goethe am 9. Januar 1827 an Zelter (Briefe W. A. 42. Bd. S. 6) und an Boisserie am 19. Januar 1827 (ebenda S. 19): »Der Eintritt Heinrichs in das überwältigte Paris kam denn auch durch Ihre Sorgfalt wohlbehalten an; allerdings bewundernswürdig und zu vielen Betrachtungen über alte und neue Kunst Anlaß gebend. Auf's Lebendige, Wirkliche gegründet, ruht das Werk auf einer sichern Base.« Mit dem Dankschreiben an Gérard hatte es aber eine besondere Bewandtnis; schon am 5. Januar 1827 verzeichnet das Tagebuch: »Einzug Heinrichs IV. in Paris. Gestern angekommen, heute betrachtet .... Entwurf eines Schreibens an Baron Gérard.« Am 6. Januar: »Concepte an Walter Scott und Baron Gérard revidiert.« 8. Januar: »Briefe an Walter Scott und Baron Gérard von Riemer zurück.« In dem bereits zitierten Briefe an Boisserée vom 19. Januar 1827 heißt es aber gegen den Schluß: »Daß ich nun aber zu jenem kunstreich-tumultuarischen Blatte unseres theuren Pariser Künstlers zurückgehe, so vermelde, daß ein an denselben gerichteter Brief auch schon übersetzt vor mir liegt, er will mir aber in dieser Gestalt nicht gefallen, denn die deutschen treuen und gründlichen Äußerungen nehmen sich im Französischen einmal allzu naiv und dann wieder amphigurisch aus.« Erst auf Boisserées ausdrückliche Mahnung sendet ihm Goethe am 20. April das Schreiben zur Weiterbeförderung an Gérard. (Briefe W. A. 42. Bd. S. 146.) Am 15. Januar 1827 konnte also Gérard das Dankschreiben Goethes noch nicht erhalten haben, denn es gelangte erst am 20. April zur Absendung. (Briefe W. A. 42. Bd. S. 147.)

[14]) Vgl. die vorige Anmerkung. Goethes Brief an Walter Scott vom 16. Januar 1827 s. Briefe W. A. 42. Bd. S. 13 ff. Eckermann, »Gespräche«, 9. Aufl. S. 505 ff.

[15]) Vgl. Goethes Tagebuch vom 12. Januar 1827: »Einige französische und englische Tagesblätter. Chateaubriands heftige Erklärung gegen das Preßgesetz.« Über Preßfreiheit und Zensur äußert sich Goethe im Juli 1827. (Müller, »Unterhaltungen«. 3. Aufl. S. 146. Eckermann, »Gespräche«. 9. Aufl. S. 205.) Über die Rede, die der britische Minister des Äußern George Canning am 12. Dezember 1826 im Unterhause zum Schutz Portugals gegen Spanien gehalten hat, Goethe zu Eckermann am 3. Januar 1827. (Gespräche, 9. Auflage, S. 155.)

[16]) Simon Moritz Bethmann † 28. Dez. 1826 ADB. 2. Bd. S. 574 ff. Mit seinem 1820 verfaßten Testamente vermachte er die Zinsen von 40.000 fl. der Stadt Frankfurt zur Unterhaltung einer Bell-Lancasterschen Schule (für wechselseitigen Unterricht), welches System damals großes Aufsehen erregte. Vgl. unten S. 8 und Dr. H. Pallmann, Die Familien Goethe und v. Bethmann in der Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift, Frankf. 1899 S. 51 ff.

[17]) Es handelte sich um den eventuellen Ankauf von Boisserées Sammlung altdeutscher Gemälde durch das im Jahre 1815 von dem Frankfurter Bankier Johann Friedrich Städel gegründete Kunstinstitut. Schon am 26. Februar 1827 meldet indessen Boisserée Goethe den Ankauf seiner Sammlung durch König Ludwig von Bayern. (Sulpiz Boisserée II. 467.) Vgl. unten S. 10, Anm. 24.

entziffern? Irgend eine grossprecherische politische Drohung oder eine platte Personalität? Goethe hat sich auch nicht wenig den Kopf darüber zerbrochen.

Sie haben Peucern vor einiger Zeit durch Ihre Zuschrift sehr erfreut; gewiß nehmen Sie mir es nicht für ungut, wenn ich Riemern gleiches Andenken wünschte, der Ihnen so herzlich zugethan ist.

Der aus dem Chinesischen von Abel-Remusat übersetzte Roman »*Les deux cousines*« hat hier grosen Beifall gefunden, wenn schon nicht alle Damen sich zu der Höhe der Toleranz von Demoiselle Pé erheben wollten.

Hat Gräfin Virginie ihn gelesen, so wäre ich wohl neugierig auf ihr Urtheil. Ich mache ihr nicht nur die vier Verbeugungen, die der Chinese als höchsten Ausdruck der Verehrung fordert, sondern wage es auch noch im Geiste ihre rosigen Hände zu küßen, was jedem Chinesen verwehrt wäre.[17a])

Und so laßen Sie mich, Hochverehrter Freund! mit dem herzlichsten Lebewohl für Sie Beyde, wie für Ihren Herrn Sohn dieses Blatt beschließen und Herrn von Herder beneiden, der Sie in wenig Tagen von Angesicht zu Angesicht schauen wird.

v. Müller.

*

[An den Sohn Reinhards:]

Weimar den 21. Jan. 1827

Ihre freundlichen Zeilen aufs herzlichste verdankend, lieber Graf! kann ich Ihnen nicht genug unser allerseitiges Bedauern über den Krankheitsanfall Ihres verehrten Herrn Vaters aussprechen und den angelegentlichen Wunsch, recht bald die Kunde seiner völligen Wiederherstellung zu empfangen.

Der Grosherzog trägt mir eigends auf, Ihrem Herrn Vater zu sagen, daß, wie er aus eigener Erfahrung wiße, bey solchen Anfällen von Krampf-Husten nichts probater sey, als häufiger Gebrauch das englischen Riechsalzes und Einreibungen in den Hals von Salmiak. Er sowohl als die Grosherzogin hätten von keinem anderen Mittel so schnelle Erleichterung und Hülfe verspürt. Sodann wünschte der Grosherzog von der Gefälligkeit Ihres Herrn Vaters zu erfahren, wer wohl die Mademoiselle de Telleyrand sey, mit der sich der Graf Carl Rechberg aus München zu vermählen im Begriff steht; ob es eine Tochter der geborenen Prinzeß von Curland oder eine Tochter vom Bruder des Prinzen von Benevent sey? Ich soll die allerschönsten Begrüßungen des Grosherzogs hinzufügen.

Herr v. Herder wird nun schon meinen Brief an Ihren Herrn Vater überbracht haben und sich ihrer allerseitigen Bekanntschaft erfreuen. Sagen Sie ihm gütigst, daß seine Familie, wie ich mich noch heute überzeugte, vollkommen wohl ist. Mad. Catalani war auch wie im Jahre 1818 dahier eine sehr intereßante Bekanntschaft und auch mir machte ihr *God save the king* einen unvergeßlichen Eindruck. Mad. Longhi Moeser brachte den ganzen vorigen Winter bey uns zu und ich gönne ihr gerne ihre Frankfurter Triumphe, nur nicht auf Kosten der Mad. Catalani, die meines Bedünkens viel höher steht.

In wenig Tagen erwarten wir zum Geburtstag der Grosherzogin, 30. Januar, und der Prinzeßin-Braut, 3. Februar, die königlichen Prinzen von Berlin wieder. Da wird es manche Feste noch setzen; Riemers Muse scheint sich schon vorzubereiten.

Ich muß eilen, die Post nicht zu versäumen. Die allerherzlichsten Empfehlungen und Wünsche an und für Ihre verehrten Eltern, und für Sie selbst, auch namentlich von Goethe's.

Immerdar der Ihrigste

v. Müller.

*

Weimar 3. März 27.

Wie lange kommt mir die Zeit vor, mein hochverehrter Freund! seit Herr v. Herder mir ihre liebe, innhaltsreiche Zuschrift brachte und wie sehr klage ich mich selbst an, daß ich den zahllosen Zerstreuungen und Abhaltungen, die mich in dieser Periode mehr als je umstrickten, nicht früher zu entfliehen wußte, wenn ich gleich zu meiner Entschuldigung auch anführen kann, daß eine zweimalige Unpäßlichkeit und damit zusammenhängende Verstimmung mir noch überdieß alles Schreiben verleidete.

Üben Sie also Nachsicht und sammeln Sie feurige Kohlen auf mein schuldbewußtes Haupt, das durch die lange Entbehrung freundlicher Kunde von Ihnen schon sattsam gestraft ist.

H. v. Herder wußte Ihre zuvorkommende Güte und heitere Gastlichkeit nicht genug zu rühmen. Er ist gleich darauf zu seinen Brüdern gereißt, wird in den nächsten Tagen zurückerwartet und muß uns dann, schneller, als er dachte, verlaßen, da neuere Nachrichten von Petersburg seine Rückkehr dringend erheischen.

Der Auszug, den Sie mir aus Bethmanns Testament mitzutheilen so freundlich waren, hat

[17a]) Vgl. S. 10, Anm. 20.

nicht nur mich, sondern ganz besonders auch den Grosherzog ungemein intereßirt, der mir seinen grosen Dank dafür auszusprechen eigends anbefohlen hat. Es ist sehr wohlgethan von den Vormündern der Kinder, wenn sie sich mit der Wittwe vergleichen; ich kenne nichts schrecklicheres als solche Erbschaftsproceße, wo Pflicht und Natur die höchste Eintracht gebieten sollten.

Das Sonett von Conz hat uns gleich sehr angesprochen als erfreut und aus voller Seele stimmen wir in die Schlußstelle ein. Meine Fantasie hatte sich den Sänger der Eumeniden immer ganz mager gedacht; ich würde also nicht weniger wie Gräfin Virginie erschrocken seyn, ihn so maßenhaft zu finden. Seltsam, daß auch der zweite schwäbische Musenliebling, Uhland, so äußerst ungesellig, abstoßend und düster im Umgang seyn soll. Haben Sie ihn nicht besucht? Kürzlich stand im Hermes eine trefliche Recension seiner und Kerners Leistungen von Wilhelm Müller. Ob wohl der unglückliche Hölderlin noch zu Tübingen lebt?? Ich finde so eben eine Anzeige der neuen Ausgabe seiner Gedichte im Conv. Blatt. Vor 25 Jahren bezauberte mich sein Hyperion.

Ihre eigenen Distichen — wie rein spiegeln sie den tiefen Eindruck der schönen Stunde zurück, in der die Bilder harmloser Jugend dem geprüften Wandrer begegneten und altgeliebte Klänge ihn umtönten. Dreyfach glücklich aber sind Sie zu preißen, daß Ihr Blick der »leitenden Liebe« nicht blos an der Hand der Erinnerung, sondern auch noch jezt in freundlichster Nähe begegnet!

Hat denn die Prinzeß Julie nichts von der Innschrift in die restaurirte Burg-Capelle gesprochen, die Goethe ihr versprochen? Ich fürchte, er läßt sie noch lange darauf warten.

Wegen Riemer muß ich um Entschuldigung bitten. Ich wußte damals, als ich Sie an ihn zu erinnern mir erlaubte, noch nicht, daß er sich einer gar liebenswürdigen Zuschrift von Ihnen zu erfreuen hatte, die ihm ungemein werth ist.

Seit kurzem wirklich zum 1. Bibliothecar mit Zulage avanciert, scheint er seine Sonnetten-Pfeile weniger in Gift zu tauchen. Müllner hat im Mitternachtsblatt seine Gedichte hart angefallen und ihn »Reimer« statt Riemer betitelt. Sein neuestes Erzeugniß, die von Hummel treflich componirte Verlobungs-Cantate, lege ich bey. Sie ward am Geburtstag des Erbgrosherzogs, der dem der Braut nur um einen Tag vorhergeht, im grosen Schloßsaale aufgeführt und Moltke und Stromeyer erwarben grosen Ruhm dabey.

Die Globisten haben allerdings ihren Ingrimm lebhafter als sonst kund zu geben angefangen und sich besonders gegen das Preßgesetz recht nachdrucksvoll ausgesprochen. Doch sind sie in ihrer Erwiederung gegen Montlosier sich sehr treu geblieben und immerhin bleibt bewundernswerth, wie groß ihre Gewandheit ist, die stärksten Wahrheiten mit einem Anstrich von Mäßigung und Ruhe vorzutragen.[18]) Daß jenes unheilschwangere Gesetz, mit den Amendements der Commission, in der Deputiertenkammer, trotz dem was Constant, Royer-Collard und Gauthier so treffend als energisch dagegen gesprochen, durchgehen werde, ist wohl nicht mehr zu bezweifeln. Aber die Pairskammer wird wohl standhafter bleiben, nach allem was man im Laufe dieser Session von ihr vernommen. Jedenfalls scheint mir die Hauptspitze des Gesetzentwurfs durch jene Amendements schon abgestumpft.

Für Villemains *Grégoire VII.* war seine Ungnade recht à tempo gekommen; stimmt denn Ihr Urtheil über seine Schriften mit dem fast ungemeßenen Lob, das das Journal des Debats und der Globe ihnen ertheilt, zusammen? Ich habe leider noch sehr wenig von ihm gelesen. Erfreut waren wir, Cousin wenigstens auf der Liste der Akademie-Candidaten zu sehen, wenn er auch schon nicht siegte.

Wie günstig auch die Dispositionen der Mächte für die armen Griechen seyn mögen, so schreitet ihre Realisierung doch so langsam vorwärts, daß sie unterdeßen provisorisch zu Grunde gehen können. Schon vorigen Sommer hatte ja Metternich unserem Freunde Gagern das wesentliche des Petersburger Protokolls vom 4. April selbstgefällig verkündet, und — welche Früchte haben wir seitdem erlebt?

Der Tod des Herzogs v. Vicence hat den Grosherzog, der ihn vielfach kannte, sehr frappirt und besonders um seines Schwagers St. Aignan willen betrübt. Ich hätte ihn viel älter gehalten. Woran ist er denn gestorben? Ich erinnere mich, daß Labemandière ihn mir immer als einen der achtungswerthesten von Napoleons Vertrauten charakterisierte und »*un galant homme*« nannte. Auch hat Kaiser Alexander ihm fortwährend viele Achtung gewidmet. Der Grosherzog wünschte gar gerne Daru's Grabrede auf ihn zu lesen; sie wird aber wohl schwerlich in den Journalen abgedruckt werden.

Als ich Goethen die Stelle Ihres Briefes über die Nouv. Héloise vorlas, sagte er: »Reinhard hat

[18]) Vgl. Goethes Brief an Reinhard vom 20. September 1826. W. A. 41. Bd. S. 159 und oben S. 4, Anm. 7.

mehr Muth als ich; ich dürfte mich nicht mehr auf so gefährliches Meer wagen.«[19])

Er hat sich seit einigen Monaten wieder von neuem in die Farbenlehre geworfen und mit Prismen, figurierten Tafeln und wunderlichem Apparat umgeben. H. Eckermann zieht grosen Vortheil davon, da er diesem, zu eigner Recapitulation, sein ganzes System erklärt. Da verschiebt er denn auch jede, ihn tiefer ergreifende briefliche Mittheilung nach außen und namentlich die Ihnen bestimmte, von Woche zu Woche, um, wie er spricht, etwas Bedeutenderes bringen zu können. Mich dagegen hat er schon gewaltig ausgescholten, Ihnen so lange nicht geantwortet zu haben, »weil auch er darunter leide und ersehnte Kunde von Ihnen nun schon seit Monatsfrist entbehre.«

Es ist unglaublich, wie viel er noch nebenher ließt. So haben *les deux cousines* und ein anderer, ähnlicher in englischer Übersetzung herausgekommener chinesischer Roman: »Die (Braut) Werbung« ihn ungemein angezogen[20]) und neuerdings Solgers Nachlaß, deßen Briefen besonders er grosen Werth beilegt.[21]) Ganz namentlich meint er, es sey noch nie treffender über die Wahlverwandtschaften geurtheilt worden, als von Solger. Th. 1. S. 175. Schaffen Sie sich dieses Buch ja bald an, es wird Ihnen grosen Genuß bringen. Jacobis Briefwechsel hingegen, — deßen 2. Theil nun wohl in Ihren Händen ist, — hat er nicht lesen wollen, »weil es ihm zu viel Aufregungen geben würde.«[22])

Stapfers Übersetzung seiner dramatischen Werke ist auch an die Reihe gekommen; die Analyse seiner Schriften in dem Vorbericht hat ihm theilweise sehr gefallen und manche Bemerkung sehr treffend geschienen. Mich dünkt, daß die Übersetzung der Braut von Corinth und des Mühlbachs, sowie der Müllerin und des Edelknaben vortrefflich gelungen sey und — wenn man die Eigenthümlichkeiten beider Sprachen erwägt — ein fast Unglaubliches geleistet worden.[23])

Schon sind zehn Bögen eines neuen Heftes Kunst und Alterthum fertig, das sehr viel Intereßantes, z. B. über Aristoteles, Sophokles, Euripides nebst Fragment einer Übersetzung, enthalten wird.

Recht begierig bin ich, wie Gagerns Fehde mit Cotta ablaufen wird. Allerdings spürt man auch in der allg. Zeitung neuerer Zeit grose Zurückhaltung. Gagern, dem ich leider auf einen Brief vom 18. Jan. auch erst letzten Posttag antworten konnte, macht Hoffnung, uns auf einer Reise nach Rügen zu besuchen. Das soll mir ein groses Fest seyn! Wenn er nur nicht zu einer Zeit kommt, wo ich abwesend bin; ich muß nämlich Ende März auf 2—3 Wochen nach Nürnberg, Schweinfurth und Waltershausen reißen, um den Verkauf des letzgenannten Gutes zu betreiben.

Daß Boisserés Sammlung nach München kommt, ist gewiß sehr zu beklagen: dort ist schon so vieles angehäuft; Frankfurth hätte sich damit ausgestattet und die Zugänglichkeit für Beschauer wäre viel größer gewesen. Wissen Sie, wie viel der König von Baiern dafür bezalt? Man wird diese Auswanderung zu Stuttgardt schmerzlich empfinden.[24]) Und Cottas Hauptquartier wird nun auch nach München verlegt!

---

[19]) Reinhard an Müller, 20. Januar 1827: »Die zwei letzten Theile der neuen Héloise haben wir im vorigen Monat zusammengelesen; noch bleibt uns Juliens Sterbebett, wovon ich noch nicht weiß. wie ich damit zurecht kommen werde; denn wunderbar ich kann keine Seite in diesen Briefen lesen ohne daß mir die Stimme breche. Ich las sie zum erstenmal im 23. Jahr, und übersetzte einige, eben zur Zeit jener ersten Liebe; und nachher wieder zu Vevay, Meillerie gegenüber.«

Diesen Auszug aus dem im Goethe-Schiller-Archiv liegenden Brief Reinhards danken wir der Güte des Herrn geh. Hofrates Prof. Dr. Suphan.

[20]) Goethes Tagebuch, 31. Januar 1827: »Charakter des chinesischen Gedichts.« 2. Februar: »Studium des chinesischen Gedichts.« 3. Februar: »Chinese Courtship« ... Abends für mich, mit der Chinesischen Werbung fortgefahren.« 9. Mai: »Der chinesische Roman übersetzt von Rémusat ... Abends den ersten Theil des Romans ausgelesen.« 14. Mai: »Den chinesischen Roman weitergelesen.« Es handelt sich um: Chinese Courtship. in verse by P. P. Thomas, 1824. — Kiao-Li oder die beiden Basen. Aus dem Französischen. 1827. Stuttgart. Vgl. oben S. 8. Über den chinesischen Roman äußert sich Goethe ausführlich zu Eckermann am 31. Januar 1827. (Gespräche, 9. Aufl. S. 180.) U. a.: »Es ist bey ihnen alles verständig, bürgerlich, ohne große Leidenschaft und poetischen Schwung und hat dadurch viele Ähnlichkeit mit meinem Hermann und Dorothea, so wie mit den englischen Romanen des Richardson.«

[21]) Über Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel vgl. Goethes Rezension in »Kunst- und Alterthum«, VI, 137 ff. Tagebuch 20. Januar 1827: »Solgers Schriften weiter gelesen und die Verhältnisse durchgedacht.« 22. Januar 1827: »Solgers Correspondenz läßt in einen bedeutenden, aber trüben Kreis hineinsehen.« Über Solger spricht Goethe ausführlich zu Eckermann am 21. Januar 1827, »Gespräche«, 9. Aufl. S. 173 f.

[22]) Über »Fr. H. Jacobis auserlesenen Briefwechsel« (vgl. »Chronik«, XXI. Bd. S. 36, Anm. 17) hat Goethe sich dennoch eingehend geäußert. (Jubiläums-Ausgabe, 38. Bd. S. 124 ff, 306; Eckermann, »Gespräche«, 11. April 1827, 9. Aufl. S. 191.)

[23]) Philippe Albert Stapfers Übersetzung des »Faust« mit den Lithographien von De Lacroix hat Goethe selbst angezeigt in »Kunst und Alterthum«, VI, 387 ff.; Brief an Stapfer vom 3. April 1827: Briefe W. A. 42. Bd. S. 118 ff. Eckermann, »Gespräche«, 9. Aufl. S. 497.

[24]) Vgl. oben S. 7, Anm. 17.

Wie freue ich mich, daß Ihnen von Walldorf immer beßere Kunde kommt, theurer Freund! Der Plan nach Coburg scheint also ganz aufgegeben? Kommt es noch zu meiner Nürnberger Reiße, so werde ich Wangenheim wenigstens im Durchflug aufsuchen. Ich sandte ihm vor 3 Monaten Göthes Medaille, aber er hat keine Sylbe von sich hören laßen.

Eingefroren und eingeschneit, wie wir seit fast 2 Monaten waren, scheint es uns wie Zauberey, seit 3 Tagen in Frühlingsmitte versezt zu seyn. Der Übersprung ist nur gar zu schnell und allen, die, wie ich, an Congestionen und unrichtigem Blutumlauf leiden, verderblich. Der Eisgang zu Jena, vor dem man sich sehr fürchtete, ist schnell und glücklich vorübergegangen, obschon das Waßer sehr groß war. Können Sie wohl glauben, daß Goethe, der sich sonst im Winter nicht aus der Stube wagt, dieß Jahr fast täglich eine Stunde Schlitten fuhr?

Welchen reitzenden Reiseplan für nächste Ferien haben Sie uns entfaltet! Mögen doch die Götter ihn begünstigen. Vielleicht ist es mir vergönnt, Sie nach Dresden und Hamburg zu begleiten, wohin ich ohnehin schon seit Jahren strebe und gewiß nie in lieberer Gesellschaft kommen könnte.

Den verehrten, treflichen Lerchenfelds rufen Sie doch ja gelegentlich mein treues Andenken zurück.

Ich küße der liebenswürdigen Gemahlin im Geiste die Hände und hoffe baldiger froher Kunde von Ihnen mit Sehnsucht entgegen.

v. Müller.

*

P. S.

d. 5. März. Als ich gestern Abend Goethen sagte, daß heute mein Brief an Sie abgienge, zeigte er mir einen angefangenen an Sie, der nur noch um einige Nachsicht bitte, bis er ablaufen könne. »Ich möchte dem guten Reinhard doch etwas Vernünftiges schreiben, und da ich mein Bischen Vernunft jetzt hier gerade sehr nöthig habe, so kann ich sie noch nicht auswärts versenden. Sagen Sie ihm einstweilen Tausend Liebes und Schönes von mir.«

*

Weimar, 12. März 1827.

Herr Professor Martin, der jüngere, zu Jena, Sohn meines Freundes, des dortigen berühmten Rechtsgelehrten, will in 10—12 Tagen nach Paris reißen zu wißenschaftlichen Zwecken und bittet mich, Ihre Güte, verehrtester Freund! um ein Visa seines Paßes anzugehen. Ob ich nun schon glaube, daß das Visa des Grafen Rumigny ausreichen würde, so habe ich doch dem Wunsche des etwas ängstlichen jungen Mannes nicht entstehen wollen, und erlaube mir daher, Ihnen den fraglichen Paß zu übermachen, da er eine besondere Beruhigung darinn sucht. Verzeyhen Sie die Plage, die ich veranlaße, und haben Sie die Gewogenheit, ihn mir baldmöglichst zurückzusenden.

Meine Epistel vom 4/5 dieses wird nun in Ihren Händen seyn und hoffentlich freundliche Aufnahme gefunden haben. Seitdem hören wir, daß wohl Unterrichtete zu Berlin der Mißion de Generals Diebitsch eine große Wichtigkeit beilegen und glauben wollen, er habe geheime Instruktionen bey sich, die für einen gewißen Fall sogleich eine Armee gegen die Türken in Marsch setzen sollten. Kennen Sie den jungen Prinzen Gustav, den man nach Griechenland bestimmt, persönlich? Mir schien er nicht der Mann zu seyn, der solcher Bestimmung gewachsen wäre.

Von Gagern entsiegle ich soeben einen lieben Brief, der mir von seinem Mannheimer Aufenthalt, aber noch sehr unbestimmt von seiner Hieher-Reiße spricht. Ich bin sehr begierig auf das Heft des Einsiedlers, das er mir als doch endlich unter der Preße angiebt.

Haben Sie Paulus' Gutachten in der Koethenschen Sache gelesen? Ein wenig zu weit möchte er da doch gehen.

In treuster Verehrung immerdar
Der Ihrigste

v. Müller.

Ich lege ein schönes Gedicht auf unsre Prinzeßinen bey. Der Verfaßer, ein Berliner, war im November gerade hier, als die Preußischen Prinzen ankamen.

*

Weimar 2 April 1827

Im Begriff in den Wagen zu steigen um die letzthin schon gemeldete Nürnberger Reiße zu machen, siegle ich nur noch das gütigst mitgetheilte treffliche Manuscript wieder an den verehrten Verfaßer ein, nachdem Goethe es mir erst jetzt zurückgestellt.

Er wird Ihnen seine und Ottiliens — die schon 8 Tage krank ist — (und wie man sagt guter Hoffnung) Freude über diesen Genuß des herrlichen brittischen Sängers in unsrer Muttersprache selbst ausdrücken, wie er mir versichert. Soll ich nun auch meinerseits erst hinzufügen, daß Kürze, Kraft und Praecision des Ausdrucks mir nur mit Byron selbst vergleichbar geschienen

und daß es ewig Schade wäre, wann Sie nicht das ganze Stück vollendeten? Den herrlichen Monolog in der Mondnacht insbesondere möchte ich gerne recht bald aus Ihrer Feder lesen!

Nur um zu beweisen, daß ich mehrmals mit Attention gelesen, erlaube ich mir zu bemerken, daß V. 174. 301. 361 und 540 wohl einer ganz kleinen Abänderung im Rhytmus bedürfen möchten, um auch in dieser Hinsicht dem reinen Klang der übrigen Jamben gleichzukommen.[25])

Herr von Herder wird Ihnen nun schon aufgewartet haben. Ich bin sehr unruhig über den Gesundheitszustand seiner gar liebenswürdigen Frau, die höchst leidend hier abreißte. Vielleicht hat sie gar nicht die gehoffte Freude haben können, Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin kennen zu lernen.

Vergebens habe ich auf die verheißene längere Zuschrift von Ihnen gehofft; laßen Sie mich ihr noch nicht entsagen. Ich bleibe vom 5—12 April in Nürnberg und dann bis zum 19. April in Schweinfurth, von wo ich den 20. über Meinungen zurückkehre und wo möglich das Vergnügen haben werde, ihre Frau Tochter zu besuchen.

Am letzten Sonnabend hat uns Iphigenie entzückt, worinn Krüger aus Berlin den Orest eben so trefflich spielte, als Frau von Heigendorf die Iphigenie.[26])

[25]) Eine Übersetzung aus Byrons Marino Falieri (nicht aus den Beiden Foscari, wie Müller selbst irrtümlich auf dem Briefe Reinhards vermerkt), hatte Reinhard am 15. März 1827 an Müller gesendet mit dem Ersuchen, »in gelegner Stunde ihm das Manuscript mitzutheilen oder vorzulesen«. (GJB XI, 47) Am 26. März 1827 verzeichnet Goethes Tagebuch: »Herr Canzler von Müller. Nähere Kenntniß von Graf Reinhards Übersetzung aus Falieri.« 27. März: »Marino Falieri, Übersetzung und Original.« Am 30. März dankt Goethe Reinhard ausführlich für die Übersetzung. (Briefe W. A. 42. Bd. S. 111 ff.) In seiner Antwort an Goethe vom 26. Mai 1827 (Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, CLIV) kommt Reinhard auf Müllers Ausstellungen zurück: »Bei Zurücksendung der Scenen hatte Herr von Müller einige Verse angemerkt, die er geändert wünschte, und ich fand, daß es lauter solche waren, wo ich einen Daktyl eingemischt hatte. Ich will zwar gestehen, daß ich bei einigen aus einer gewissen Trägheit mir diese Freiheit erlaubte, bei mehreren aber geschah es absichtlich und um des Wohlklangs willen. Auch fand ich Belege dieses Verfahrens in einigen neueren deutschen Theaterstücken, ja sogar in Byron selbst.«

[26]) Goethes Tagebuch, 31. März 1827: »Später mein Sohn aus der Vorstellung der Iphigenie, den Erfolg referirend.« 1. April: »Abends Dr. Eckermann, über die Aufführung der Iphigenie. Entwicklung des Kriegerischen Spieles.« (Eckermann hat diese Unterhaltung ausführlich aufgezeichnet in den »Gesprächen«. 9. Aufl. S. 485 ff.) 7. April: »Herrn Schauspieler Krüger Iphigenie gesendet nach Berlin.« Die Begleitverse dazu Jub.-A. 3. Bd. Nr. 202, dazu Anm. S. 348.

Mit treuster und herzlichster Verehrung immerdar der Ihrigste

v. Müller.

Verzeihung der eilenden Feder.

*

Weimar 11. Mai 27.

Erst vor ein Paar Tagen, verehrtester Freund! bin ich von meiner fränkischen Kreutzfahrt heimgekehrt, auf der ich zu Ansbach durch Ihre lieben Zeilen vom 11. April und durch die ganz allerliebste Dichtung zum 27. März aufs angenehmste überrascht und erfreut worden bin. Steins zu Nordheim ließen mir keine Ruhe, sie ihnen zu laßen und so bitte ich dringend um Ersatz.

Meine Geschäfte waren schwierig, plagevoll und nicht ohne Gefahr, sie sind aber aufs glücklichste gegangen und ich bin aus fünf Hauptkämpfen zu Ansbach, Nürnberg, Bamberg, Waltershausen und Schweinfurth durch angemeßne Vergleiche siegreich hervorgeschritten, habe auch zulezt mit Sartorius von Göttingen einen ganz leidlichen Kaufcontract über Waltershausen abgeschloßen, deßen Vollziehung und lehenherrliche Genehmigung zwar noch manche Mühe kosten — aber doch wahrscheinlich bis längstens Michaelis erreichbar seyn werden. Zu Walldorf habe ich am 2. d. M. meinen Besuch abgestattet und Ihre Frau Tochter sehr wohl und munter gefunden. Die Enkelin ist ein gar hübsches, liebes Kind und wird Ihnen grose Freude machen. Doch bis Sie selbst nach Walldorf kommen, wird wohl auch schon ein Enkel erschienen seyn. An Herrn von Diemar fand ich einen sehr stattlichen, gegen mich sehr höflichen, aber äußerst stillen Mann. Ohne Zeugen konnte ich leider Ihre Frau Tochter nicht sprechen. Sie sagte mir, daß sie Ihnen vor kurzem geschrieben habe. Den Schwiegervater traf ich also nicht. Entfernt von der Meinunger Welt lebt Sophie noch immer, scheint aber auch nicht das geringste Bedürfniß darnach zu fühlen. Dort aber, wo man sie sehr achtet und hinsichtlich ihres häuslichen Benehmens rühmt, bedauert man sehr, sie nie zu sehen und schiebt alle Schuld auf den Mann, der der noch keineswegs irgendwo beßer angeschrieben scheint. Wangenheim in Coburg sagte mir auch, daß dieses Meinungische Renommée den Herzog von Coburg, dem Herr von Diemar persönlich recht wohl gefallen, von seiner Anstellung abzuhalten scheine. Zudem ist ein alter und sehr empfindlicher Stallmeister Müller in langjährigem Besitz der Stallherrschaft und man befürchtet bey Herrn von D.[iemars] bekannt gewordener Heftigkeit, daß beyde sich nicht vertragen würden. Herr und Frau

von Koenitz trugen mir die herzlichsten Begrüßungen an Sie auf. Sophie freut sich unendlich auf Ihren und Ihrer Frau Gemahlin Besuch. Die Schwägerinnen scheinen ihr sehr attachirt. Im Blüthengewande des Mai nahm sich das Werrathal allerliebst aus.

Dahier fand ich alles wohl und *embarras de richesse* an interessanten Fremden. Stein, Capo d' Istria, v. Holtei — der treffliche Vorleser des Shakespeare, eben von Paris kommend — den liebenswürdigsten Globisten Ampère jun., den talentvollen Mahler Oppenheimer, Herrn Berger — Levrault, den Türkheims mir recommandirt hatten, die verwittwete Erbgrosherzogin von Schwerin mit der holden Enkelin unseres Grosherzogs, Helene, etc. etc. Goethe ist von Ampère und Holtei sehr eingenommen. Die ersten 5 Bände seiner Werke sind bereits in seiner Hand. Aber am meisten feßelte mich doch Capo d' Istria, der schlichte, grossinnige, gemüthvolle, freydenkende Mann, in dessen liebenswürdigen Unterhaltungen ich mich wahrhaft beglückt fühlte.[27]) Die Gunst des Zufalls wollte, daß ich ihn 3 Vormittage fast ausschließlich genoß, da Gräfin Julie Egloffstein ihn in ihrem Attelier zeichnete und ich ihn auch zu Goethe, auf die Bibliothek, in den Park etc. begleitete. Das Beste und Intereßanteste, was er mir sagte, läßt sich nicht wohl schriftlich mittheilen. Berufen zu seyn nach Petersburg will er jedoch nicht eingestehen — ganz natürlich; aber daß er dort aufs Beste aufgenommen werden wird, leidet wohl keinen Zweifel. Naglern 2mal verfehlt zu haben, beklage ich sehr. Und nun, mein theurer Freund! laßen Sie mich recht bald und viel von Ihnen vernehmen, ich sehne mich sehr darnach. Ich küße der holden Gräfin die Hand und bin unwandelbar

der Ihrigste *v. Müller*

Gagern schreibt mir ganz mystisch über seine Hieherkunft. Fast vermuthe ich, daß sie durch die Anhaltiana motivirt werden möchte. Des Königs von Sachsen Tod wird sehr beklagt. Über die Auflösung der National Garde, als *présage sinistre*, ist man sehr allarmirt.

Haben Sie oder Ihre Frau Gemahlin gar nichts von Pempelfort, resp. Düsseldorf gehört. Seit Ende Februar bin ich ganz ohne Kunde.

*

Weimar, 28. Mai 27.

In einem Strudel von Freuden und Zerstreuungen sowie von Geschäften ernstester Art kann ich heute des wackren, lieben Hillers Abreiße nur dazu benutzen, Ihnen, Verehrtester! besten Dank für Ihre jüngsten Zeilen zuzurufen und die besten unserer Fest-Carminum zu senden.

Der Auszug der Braut am 22. war sehr feyerlich und rührend, Goethe gieng still zu Fuß ins Weebicht, Gehölz auf der Straße nach Jena, die Scheidende aus dem Getümmel der wogenden Menge heraus noch zum letztenmale zu begrüßen, was dann eine sehr herzliche Scene gab.[28]) Der Generaladjudant des Königs Ob. v. Prittwitz, trifft so eben mit der Meldung des vollzogenen Beylagers ein.

Der König weiß vor Freude und Wohlgefallen an der holden Schwiegertochter nicht genug, was er alles ihr zu Ehren erfinden und thun soll. Man erinnert sich nicht, ihn je gemüthlicher und galanter gesehen zu haben. Ihr Zug von hier bis Berlin oder vielmehr Potsdamm war ein beständiger Triumphzug. Drey Stunden vor Potsdamm kam der König unvermuthet angefahren, und diese erste Entrevue soll unbeschreiblich rührend gewesen seyn. Alle Brücken über die Havel waren mit vereinten Weimarischen und Preußischen Fahnen geschmückt; hohe Trophaeen von Myrthen, Lorbeeren und Rosen dazwischen.[29])

Theilen Sie doch dieß alles Gagern mit, der immer die Prinzeß Marie ganz besonders liebte.

---

[27]) »Herr v. Holtey, aus Paris kommend, ist seit einiger Zeit hier und wegen seiner Person und Talente überall herzlich empfangen. Auch zwischen ihm und Goethe und dessen Familie hat sich ein sehr freundliches Verhältniß gebildet,« berichtet Eckermann unter dem 15. Mai 1827, (Gespräche, 9. Aufl., S. 505.) — Goethes Tagebücher geben folgenden Überblick über die interessanten Fremden: 22. April 1827: »Herr Jean Jacques Ampère Sohn, empfohlen von d'Alton.« 28. April: »Speiste Herr Ampère und Dr. Eckermann mit.« 1. Mai: »Vorgezeigt Ampères Maschine.« 5. Mai: Mittag . . . . auch Herr von Holtei . . . ward viel über Paris, besonders das dortige Theater besprochen. Über Personen, welche Herr von Holtei näher gesehen.« 6. Mai: »Mittag Herr Ampère und Doktor Eckermann.« GJB. VI. 144. 7. Mai: »Der Graf Capo d' Istrias mit noch einem Russen Goulianow, dem neuesten Erklärer der Hieroglyphen.« 10. Mai: »Maller Oppenheim. Herr Canzler von Müller. Berger von Straßburg.« 15. Mai: »Die verwittwete Erbgroßherzogin von Mecklenburg Schwerin, mit der Prinzeß Helene, Tochter unserer Prinzeß Caroline . . . Gegen Abend Herr Holtei.« — Johannes Anton Graf Capo d' Istrias, 1776 zu Korfu geboren, trat 1799 in russische Dienste. Als Rußland sich gegen den Aufstand der Griechen erklärte, entlassen, begab er sich in die Schweiz. Am 14. April 1827 war er von der Volksversammlung in Damala zum Präsidenten (Kybernetes) von Griechenland gewählt worden.

[28]) Goethes Tagebuch, 22. Mai 1827: »Zu Fuße ins Webicht, wo ich von der Prinzeß Marie Abschied nahm.«

[29]) Goethes Tagebuch, 28. Mai 1827: »Erfuhr die Reise der Prinzeß Marie bis Potsdam und deren freundlichen und glücklichen Empfang.«

Man ist zu Potsdamm und Charlottenburg von ihrem ersten Auftreten und Benehmen in dem größten Enthusiasmus. Heute findet erst der Einzug in Berlin statt.

Goethe grüßt 1000 mal, munter wie ein Fisch im Wasser, wir sind von der 1. Lieferung seiner Werke zufriedner als wir dachten, besonders von der Velin Taschen-Ausgabe. Der 3. und 4. Band enthielten Solitairs vom 1. Range, besonders »Trilogie der Leidenschaft« und Helena.

Was sagen Sie zu Kunst und Alterthum? Zu der kritischen Tabelle unserer neusten Literatur ohne Namen?[30]) Könnten Sie doch nur einmal mit uns in Goethes Garten (im Park) lustwandeln! Er lebt wirklich

»Froh und jung
»im frischen Götterreich.«

Ihre schönen Verse zum 25. März habe ich — seltsamer Umweg — auch nach Pempelfort versandt. Beschenken sie mich immerhin von neuem.

Daß unser Titular-General von Heimroth sich gerade zu Paris ersäufte, ist nicht sonderlich angenehm.

Daß Sie über den 29. April und das Licenciement der National Garde schweigen, ist begreiflich, aber denken, trauren, besorgen werden Sie mit uns wohl gleichstimmig darüber. Und Bignons Rede über Alexander!

Cannings mannhafter Kampf und hoffentlicher Sieg![31]) Fontenoy hat sich hier nicht aufgehalten, Ampér (sic) kam über Göttingen und ist jetzt nach Berlin. Vid. le Globe du 22 Mai »La bonne Dame« = Mad. Melos.[32])

Im Geiste habe ich Sie schon zu Kronenburg besucht, auf der Sternwarte, wie im schattigen Kastanienwald! Hochachtungsvollste Grüße an Gräfin Virginie und auch an Ihren Herrn Sohn.

Stets der Ihrigste

v. Müller.

[30]) VI. Band, S. 185 ff.

[31]) »Die Pariser Partheyen« . . . . sagt Goethe zu Eckermann am 9. Juli 1827 (Gespräche, 9. Aufl. S. 206), . . . »stehen auf einer höheren Stufe welthistorischer Ansicht als die Engländer, deren Parlament gegeneinanderwirkende gewaltige Kräfte sind, die sich paralysiren und wo die große Einsicht eines Einzelnen Mühe hat durchzudringen, wie wir an Canning und den vielen Quängeleyen sehen, die man diesem großen Staatsmanne macht.«

[32]) Wilhelmine Melos, geb. Baumann, die Gattin Johann Gottried Melos, des Lehrers des späteren Großherzogs Carl Alexander. Ihre Tochter Ida wurde die Gattin Ferdinand Freiligraths. Vgl. Carl Alfred Kellermann, Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin. Weimar 1906. Am 18. Mai 1827 verzeichnet Goethes Tagebuch: »Frau Professor Melos mit den Kindern. Ihre Wünsche waren nicht zu befriedigen; sie sah es ein.«

Gagern zürne nicht, wenn ich ihm erst in einigen Tagen antworte; Herr Wagner trägt die Schuld. Auf seinen Einsiedler bin ich sehr gespannt und erwarte ihn sehnlich.

*

Weimar 16. Juli 27.

Gar grose Freude hat mir Ihre lang ersehnte Zuschrift gemacht, Verehrtester Freund! sowohl als Kunde heitersten Genußes Ihres ländlichen Aufenthaltes, als auch wegen der günstigen Mittheilungen über die Walldorfer Verhältniße. Zuvörderst meinen herzlichen Glückwunsch zur erneuten Grosvaterschaft! Nun sind Sie doppelt in unsre Gegend hingezogen und die Enkel hätten sich bitter zu beklagen, wann ihre Begrüßung verschoben würde. Herrn v. Diemars Anstellung ist gewiß das Wichtigste, was man Ihnen zu Bevestigung Ihres Familienglücks wünschen kann. Und darum erfüllt schon die nahe Wahrscheinlichkeit derselben mich mit einiger Freude.

Goethe hat sich Ihres Schreibens an ihn höchlich erfreut. Er sehe sich veranlaßt, über den Zustand der Filosophie in Frankreich sich rückantwortlich näher herauszulaßen — sagt er — und so werden Sie gewiß Intereßantestes zu lesen bekommen.

Carovés Werk habe ich mir auf Ihre Empfehlung kommen laßen, das Meiste war mir im Original schon bekannt, aber in solchen Materien ist eine Übersetzung in die Muttersprache, zumal wenn — wie Carové zweckmäßig gethan — die prägnantesten französischen Ausdrücke mit abgedruckt sind, ein sehr erwünschtes Hülfsmittel, um vor Mißverständniß zu bewahren. Auch sind die Einleitungen sehr gut geschrieben. Ist der Ver-Verfaßer Ihnen persönlich bekannt und hält er sich in Frankfurth jetzt auf? Ehmals, von der Wartburgszeit her, kannte ich ihn recht gut; voriges Jahr aber ist er durchgereißt, ohne sich zu zeigen, woran wohl sein ehmaliges Bräutigamsverhältniß zu Frl. Pauline v. Schwendler Schuld seyn mag, das sich unterdeßen — ich begreife nicht recht wie und warum? gelößt hat, während doch beide Theile wohl gewiß sehr gut zu einander gepaßt hätten.[33])

Unser antipapistischer Reg. Rath Müller hat in Wiesbaden Paulus kennen lernen und ist ganz entzückt von ihm, rühmend, daß ihre beiderseitigen Ansichten ganz harmonirten. Derselbe war auch vor 8 Tagen in Pempelfort und hat bey Jacobis

[33]) Fr. W. Carové, Mémoire à consulter sur un système relig. et pol. 1826. Im Frühjahre 1827 machte Reinhard die persönliche Bekanntschaft des jungen Gelehrten, der seit vier Jahren in Frankfurt lebte. (Lang, Graf Reinhard, S. 495, 540.)

freundlichste Aufnahme und sie selbst allerseits wohl und heiter gefunden. Frl. Auguste aber war zu Bonn. Etwa vor 14 Tagen hatte ich einen langen, sehr lieben und gemüthlichen Brief vom Vater, worinn er sich anklagt, gegen Sie *en retard* zu seyn und mir sehr für den Genuß dankt, den ich Ihm und den Seinen durch Mittheilung Ihres schönen Liedes vom 25. März gemacht. Aber die Sorge um Verke's und Amaliens Verhältniße bezüglich auf das Institut zu Düsselthal lastet noch sehr auf der Brust des treflichen Mannes!

Herr von Ekendahl hat mir Ihre verbindlichen Zeilen mitgetheilt und sich sehr darob erfreut. Möge was Böttcher ihm, ohne allen vorherigen Anlaß (denn E. kennt ihn gar nicht, hatte ihm auch sein Werk nicht zugeschickt) lapidarisch zurief und was ich *pour la rarité du fait* abschriftlich anfüge, Ihnen noch mehr Lust zur Lecture des ehrenhaften Buches machen. Vor wenig Tagen habe ich Frau v. Ekendahl zum erstenmal gesehen und sie hat mir, mit ihrem naiven Bonner Dialect gar nicht misfallen. Sie sprach mit lebendigster Theilnahme und Dankbarkeit von Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem ganzen Hause.[34])

Ich glaube Ihnen noch nicht gesagt zu haben, wie sehr ich mich Haugs Bekanntschaft gefreut habe. Er war 6 Tage hir, gefiel sich und uns allen ungemein.[35]) Ich brachte ihn zuletzt nach Jena zu Knebeln. Ihm und Goethen widmete er anliegendes Distichon. In seiner neuen Gedichtausgabe finde ich viel mich aufs Anmuthigste Zusprechendes, obschon die Auswahl strenger hätte seyn mögen. Ich hatte mir Haug ganz anders gedacht; sein schlichtes, anspruchsloses Wesen, der milde, joviale Sinn und eine gewiße humoristische Spießbürgerlichkeit machen ihn zu einem gar behaglichen Genoßen.

Von Matthisons Verweilen zu Kronberg haben Sie uns nichts bemerkt. Er war sehr dankbarer Erinnerung. Wir erwarten ihn ehstens wieder.

Herrliche Tage schenkte uns auch Graf Sternberg. Ich lege einiges Bezügliche bey.[36])

[34]) Vgl. »Chronik«, XXI. Band, S. 36, Anm. 15. Goethes Tagebuch, 15. Juni 1827: »Ich machte mich näher bekannt mit von Ekendahls Geschichte des Schwedischen Volks und Reichs und fand mich davon sehr zufrieden.«

[35]) Goethes Tagebuch, 29. Mai 1827: »Abends Herr Haug mit Herrn Froriep.«

[36]) Kaspar Graf Sternberg weilte in Weimar vom 11.—19. Juni 1827. Über Goethes Beziehungen zu Sternberg vgl. August Sauers Vorrede zur Ausgabe des Briefwechsels in der Bibl. Deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Bd. XIII. — Dem Briefe liegt ein Blatt von fremder Hand mit den beiden Widmungsgedichten Goethes an Sternberg, Jub.-A., 3. Bd., S. 161, Nr. 203 und 204, bei. Dieses Blatt enthält außerdem folgende Verse, die irrtümlich Goethe zugeschrieben wurden (Jub.-A. 3. Bd., S. 349), wie aus diesem Blatte aber hervorgeht, von Müller sind:

Einschrift

zu »Goethe's goldnem Tag« an Graf Sternberg.

Wer das seltne Glück erfahren,
Jugendkraft bey reifern Jahren
Schöner stets wird ihm die Welt;
Schätze der Natur ergründen,
Geist mit Element verbünden,
Ist's was ewig jung erhält.

14 Juni 1827. *von Müller.*

Gestern hat Manzoni Goethen und auch meiner Wenigkeit seinen historischen Roman »Sposi promessi« verehrt, à la Walter Scott.[37]) Streckfuß hat den Adelgis trefflich übersetzt und Goethen zugeeignet. Das non plus ultra aber ist Griesens neue Ausgabe der Übersetzung des Ariost.

Laßen Sie mich ja bald vernehmen, Theurer Freund, was Sie Definitives über Ihre Reiße beschloßen haben, denn ich sorge, daß außerdem es sich treffen könnte, daß ich gerade abwesend wäre, wenn Sie Weimar berühren, und das würde mich entsetzlich betrüben! Ich küße der holden Gräfin die gütigen Hände und empfehle mich verehrungsvoll freundlichem Andenken des geliebten Paares!

v. Müller.

*

[Der folgende Brief rührt von dem Weimarischen Oberkonsistorialdirektor Peucer her, den Müller seinerzeit an Reinhard empfohlen hatte, vgl. »Chronik«, XXII. Bd., S. 8.]

Excellenz,
Hochwohlgebohrner Herr Graf und Botschafter!

Ich bin so frey, mich durch die Inlage in Ihrem gnädigen Andenken zu erneuern. Der Abschied unserer trefflichen Prinzessin Marie ging allen Weimaranern so nahe, daß diese Verse nur ein schwacher Nachklang sind von der allgemeinen Trauer um ihren Verlust. Nur die Gewißheit des glücklichen Looses, das ihr in Berlin, und jetzt auf ihrem Landsitz Glisnick gefallen ist, gewährt uns einigen Trost.

Unsere durchlauchtigsten Herrschaften haben sich jetzt ein wenig zerstreut: der Großherzog ist in Teplitz, wo ihm das Bad gut bekömmt. Die Großherzogin ist nach Schloß Dornburg abgegangen. Die Erbgroßherzoglichen Herrschaften bewohnen Belvedere; auch Prinzeß Auguste und Prinz Carl sind mit dort. In diesem Augenblick ist jedoch der letztere auf einige Tage zum Besuch bey der Großmutter in Dornburg, wo er wahr-

[37]) Goethes Tagebuch, 16. Juli 1827: »Manzonis Roman angefangen«. Eckermann, »Gespräche«, 9. Aufl., S. 206 f.

scheinlich auch seinen Geburtstag feyern wird.[38]) Seit Montag ist die Frau Großfürstin - Erbgroßherzogin unwohl; das Übel kam von einer Erkältung im Zugwind und zeigte sich wie eine Art von Gesichtsrose. Noch heute liegt sie zu Bett, doch lautet das Bulletin besser, nämlich so, daß sie die verflossene Nacht einige Stunden geruht hat, und daß sowohl Fieber als Gesichtsgeschwulst im Abnehmen ist.

Göthe ist wie ein Jüngling. Seit einigen Tagen ist er aus seinem Parkgarten vor der Stadt wieder in seine Stadtwohnung gezogen. Vorigen Freytag gab er, dem Grafen Caspar Sternberg und Matthisson zu Ehren, eine große Soirée, an welcher ich ebenfalls Theil nahm. Seine »Helena« im dritten Bändchen seiner bey Cotta erscheinenden gesammelten Schriften macht mit Recht viel Aufsehen; auch beschäftigt ihn fortwährend die Herausgabe seines Journals für Kunst und Alterthum. Matthisson ist wohl 10 Jahre jünger, aber wie sehr steht er kőrperlich gegen jenen Unvergänglichen zurück![39])

Der Canzlar von Müller wird Ihnen sein Wohlbefinden durch häufige Zuschriften und Mittheilungen bethätigen. In diesem rastlosen Geiste steckt eine Legion von Geschäftsmännern und Hofleuten, von Dichtern und Courmachern. Er ist einer der ungewöhnlichsten Menschen, die es giebt, und für Weimar wahrhaftig einzig und unschätzbar.

Der höchstverehrten Frau Gemahlin, dem trefflichen Herrn Sohne, meine schuldigste Verehrung bezeugend, bitte ich um die huldvolle Fortdauer Ihres Wohlwollens und unterzeichne mit ausgezeichnetster Hochachtung und Ergebenheit

Weimar den 21. Juni 1827.

Euer Excellenz

unterthänig gehorsamster

Peucer.

*

Weimar, 13 Aug. 27.

Nur wenige Minuten bleiben mir heute, Ihnen, Verehrtester! meine innigsten Segenswünsche zu der grosen Nordischen Reiße zuzurufen, von der Sie uns unterrichtet haben. Treulichst werden wir Sie im Geiste begleiten und gar oft uns zu Ihnen wünschen, besonders wenn Sie an Norwegens wundervollen Küsten landen, jene staunenswürdigen Waßerfälle und Waldklippen besuchen werden, oder auch wenn Coppenhagens Thürme und Schlößer vor Ihrem Blicke dem Meere entsteigen und Thorwaldsons Christus Sie zum kunstvollen Tempel hinziehen wird. Goethe theilt aus voller Seele diese Empfindungen und bittet mit mir gar inständig, daß Sie uns doch zuweilen ein Blättchen gleich einer Friedenstaube aus Ihren schwimmenden Archen und Lustsitzen zusenden möchten.[40])

Sie am Ziele der Heimkehr in unserer Mitte zu begrüßen, läßt schon jetzt die Brust freudiger schlagen. Sie werden uns alle einheimisch und den Patriarchen wie seine Jünger gleich begierig finden, Ihrer Erinnerungen reiche Schätze im traulichen Kreise mit zu genießen.

Cannings Tod hat uns erschreckt und betäubt. Welchen bedeutenden Mann konnte das Schicksal der Welt entreißen![41])

Capo d' Istria wird nun schon in London seyn, von wo er über Paris nach Marseille eilt. Er hat der Großfürstin sehr schön geschrieben: daß er die Annahme seiner Stellung als ein Opfer ansehe, das die Pflicht für sein unglückliches Vaterland gebieterisch fordere, welches auch der Erfolg seyn möge.[42])

Die allerschönsten Grüße und Glückwünsche Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Ihrem Herrn Sohne. In solcher Gesellschaft muß es sich dreyfach glücklich reißen und jede Beschwerde schwinden.

Unser Grosherzog ist Gottlob nun sehr viel beßer, so daß wir keine nahe Besorgniß mehr hegen. Auch Er und seine trefliche Gemahlin freuen sich, Sie hier zu sehen gar höchlich.

Mit treuster Ergebenheit und Freundschaft, dießseits und jenseits des Belts,

immerdar der Ihrigste

v. Müller

[38]) Goethes Tagebuch, 24. Juni 1827: »Herr Canzler war vor Tische bey mir gewesen; und referierte von Dornburg. Walther war heute daselbst zum Geburtstag des Prinzen Carl.«

[39]) Vgl. oben S. 3. Anm. 3.

[40]) Über Reinhards nordische Reise vgl. W. Lang, Graf Reinhard, S. 499.

[41]) Vgl. oben S. 7, Anm. 15, S. 14, Anm. 31.

[42]) Vgl. oben S. 13, Anm. 27.

Nachtrag und Berichtigung.

In dem Mitgliederverzeichnis der letzten Nummer der »Chronik« ist auf Seite 40 durch ein bedauerliches Versehen unter den Stiftern des Wiener Goethe-Vereins der Name des Herrn Sektionschefs *Dr. Emil Ritter v. Hardt* ausgeblieben, der als der allererste Stifter am 5. Februar 1881 aufgenommen wurde.

In Heft Nr. 5—6 des Bandes XXII soll es im Bericht über den Vortrag Prof. Murkos S. 36, 2. Sp., Z. 4 von unten und S. 37, 1. Sp., Z. 3 von oben, statt Hajkanas, richtig Hajkunas;

S. 37, 2. Sp., Z. 9 von oben, statt schnellen, richtig rituellen;

S. 37, 2. Sp., Z. 6 von unten, statt Kostr, richtig Kosta;

S. 37, 2. Sp., Z. 3 von unten, statt slavischen, richtig russischen heißen.

S. 37, 2. Sp., Anm. 2, ist zur »Zeitschrift für Volkskunde« hinzuzufügen: Heft 1, 1909, S. 13—30.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur:
Dr. Rudolf Payer von Thurn
IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Vereinskanzlei: Wien, I., Eschenbachgasse Nr. 9.

XXIII. Band. Wien, 30. Oktober 1909. Nr. 3—4.

INHALT: Goethe-Abende. — Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard. V. — Über ein handschriftliches Notenheft aus Goethes Bibliothek. Von Karl Rhode.

GOETHE-ABENDE.

Für den beginnenden Winter sind vorläufig folgende Vorträge in Aussicht genommen:

5. November: **Dr. August Nechansky:**

Aus dem Leben der Frau Rat.

(Mit Lichtbildern.)

21. Dezember: **Dr. Emil Horner:**

Neuere deutsche Nausikaa-Dramen.

1. Februar: **Prof. Dr. Ed. Lippmann:**

Goethes Farbenlehre.

22. März: Univ.-Dozent **Prof. Dr. Ed. Castle:**

Goethes »Natürliche Tochter«.

Frau **Maja v. Kralik:** *Rezitation.*

Allfällige Abänderungen dieses Programms werden den Mitgliedern rechtzeitig bekanntgegeben werden.

Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard.

V.

(Vgl. »Chronik«, XXI. Band, S. 31 ff., XXII. Band, S. 1 ff., S. 17 ff., XXIII. Band, S. 3 ff.)

Weimar 26 Sept. 27.

Diese Zeilen, mein hochverehrter Freund! werden Sie hoffentlich schon wieder auf sturm- und gefahrlosen Continent, zu Hamburg, am traulichen Familienherde, vielleicht am Vorabend gerade Ihres Geburtsfestes treffen! Könnten wir

ihnen doch so viel Dankbares, Freudiges und Liebevolles einhauchen, als wir bey Durchlesung Ihres Briefes empfanden, der uns so lebendig in Ihre Nähe versezt hat!

Gewiß, Ihr Reiße-Genius wird sich treu an waltender Fürsorge und Gunst bleiben und Sie heiter und frisch in unsere Arme führen. Welch' himmlisches Herbstwetter! Wir genießen es zweifach im Gedanken an Sie.

Der Grosherzog hat sich Ihres Andenkens an den 3. September sehr erfreut, erwiedert es dankbar zum 2. October und freut sich sehr, Sie auf längere Stunden hier zu sehen. Er bittet inständigst, doch ja über die Seeschlange, die sich kürzlich an Norwegens Küste gezeigt, einige nähere Aufschlüsse mitzubringen.

Goethe, frisch und wohl, sendet herzlichste Grüße entgegen. Sie wißen wohl schon, wie der König von Baiern ihn zum 28. August überraschte, besternte, mit Huld und Liebe überfüllte.[1]) Mittheilung des, wenig Tage darauf, mir verbindlichst übersandten Königlichen Gedichts sey der Mündlichkeit vorbehalten.

Möchten Sie, nach so großer Reiße, uns Weimaranern nicht zu kleinen, kargen Besuchsraum zumeßen! Vier, fünf Tage müßen Sie uns doch wenigstens gönnen. Vielleicht treffen Sie Ottilien schon in Wochen. Ich bitte sehr um einige Zeilen, die die Zeit Ihrer Ankunft, wenn auch nur mit einem Spielraum von 2—3 Tagen, näher bestimmen, weil ich verschiedene Dinge vorhabe, die mich sonst sehr zur Unzeit in der Freude über Ihre Gegenwart durchkreutzen könnten. Es wäre aber auch möglich, daß ich Ihnen nach Dresden entgegen käme, wenn ich zeitig erfahre, wann Sie dort eintreffen.

Und nun nur noch die allerherzlichsten, gefühltesten Glückwünsche zu Ihrem Geburtsfeste, die freundlichsten Begrüßungen für Gemahlin und Sohn!

Gagern war zu Paris, soll, wie ich höre, schon bis Brüßel wieder zurück seyn.

Mit treuster Verehrung
immerdar der Ihrigste
v. Müller

*

Weimar, 10. October 27.

Wie erfreuliche Kunde Ihre beyden letzten Briefe uns gebracht haben, Verehrtester Freund! — — mir macht das Geschick einen sehr schmerzlichen Querstrich durch meine Hofnungen. Die verdammte Waltershäuser Angelegenheit ruft mich nemlich plötzlich nach Schweinfurth und Würzburg auf mehrere Wochen, ohne daß ich es irgend ändern kann, wie Goethe Ihnen des näheren zu expliciren die Güte haben wird, indem die wichtigsten und dringendsten Verhältniße meine persönliche Anwesenheit dort fordern. Urtheilen Sie von meinem Schmerz, Weimar gerade jetzt verlaßen zu müßen, wo so liebe, lang ersehnte Freunde kommen! Und gewiß, ich schmeichle es mir, werden auch Sie mein Gefühl theilen. Das einzige tröstet mich ein wenig, daß ich hoffen darf, Sie zwischen Meinungen und Frankfurth in Würzburg oder anderswo zu begegnen oder aufzufinden, wenn ich erfahre, welche Tage Sie dort eintreffen und wie Sie reißen, wo Nachtquartier halten. Daher ich denn gar sehr bitte, meiner Frau einige Zeilen hierüber an mich zuzustellen, ehe Sie Weimar verlaßen.

Am Hofe habe ich Sie bereits angemeldet, Sie werden mit lebhafter Freude empfangen werden. Laßen Sie nur dem Hofmarschall von Spiegel Ihre Ankunft wißen.

Goethe sehnt sich Ihnen entgegen, Sie finden ihn frischer als je. Ottilie will ihr möglichstes thun, noch vorher niederzukommen; jedenfalls wird dieß Evenement Ihr ruhiges Zusammenseyn mit dem alten Herrn im geringsten nicht stören.

Meine Frau schmeichelt sich, daß Sie auch in Abwesenheit des Hausherrn ihr einen Abend schenken werden und schon ist Hummel besprochen, Ihnen denselben einigermaßen zu verkürzen. Mein Geist wird sehnsüchtig sich zu Ihnen träumen auch aus der Ferne Ihren Tritten und Schritten in Weimar treulichst folgen. Riemer und Ekendal sollen Sie auch in meinem Hause finden, sammt Frau von Gersdorf, die sich Ihres Wiedersehens sehr freut. Ich möchte, da Sie Freitags oder Sonnabends eintreffen, Sonntags am Hofe sind etc., in Voraus für meine Frau um den Montag Abends bitten.

Von Gagern, der mit Capo d' Istria conferirt hat, habe ich einen sehr intereßanten Brief, den Sie in Weimar finden sollen, sowie auch unsre Goetheschen Festdichtungen.

Sagen Sie, ich bitte, Ihrer verehrten Gemahlin und Ihrem Herrn Sohne, wie theuer mir diese Reiße zu stehen kommt, da sie mich um so lang ersehnten Genuß liebenswürdigsten Besuches bringt. Bedauern Sie mich immerhin. Auch Zeltern, der stündlich erwartet wird, verfehle ich.

Daß Sie alle Fatiguen und Fährlichkeiten der kühnen Reiße so frisch und glücklich überstanden, sey dem Himmel gedankt. Mögen Sie in dem reitzenden Dresden noch recht schöne Stunden genießen. Herrn von Rumigny bitte ich mich an-

[1]) Müller, Unterhaltungen, 3. Aufl., S. 151 ff.

gelegentlichst zu empfehlen. Wie schade, daß mein früherer Plan scheitern muß, Sie schon in Dresden aufzusuchen.

Mit treuster Verehrung
der Ihrigste
v. Müller.

*

Weimar, 20. December 27.

Zürnen Sie nicht, Hochverehrter Freund! wenn ich so lange verstummt bin. Ich habe am meisten dabey verlohren und würde mir grose Vorwürfe machen, wäre nicht gebieterische Nothwendigkeit meine Entschuldigung. Unwohl von meiner zwar intereßanten und im Erfolg glücklichen, aber sehr beschwerlichen Reiße Ende Novembers erst heimgekehrt, stürzte sogleich ein Berg von alten und neuen Geschäften über mich herein. Da mußte ich denn, unfreiwillig genug, jeder Mittheilung nach Außen entsagen. Sie haben mich durch Ihre liebe, freundliche Zuschrift ungemein erfreut und schon vorher hatte mir die Ihres Herrn Sohnes innigst wohlgethan, obgleich ich Ihrem damaligen Übelbefinden treulichstes Bedauern widmete.

Vor allem laßen Sie mich wiederhohlen, daß ich es fort und fort zu meinen schmerzlichsten Misgeschicken zähle, Ihre so lang ersehnte Anwesenheit hier verfehlt zu haben. Wie vieles hätten wir traulich zu bereden, einander mitzutheilen gehabt; wie hatte mich darnach verlangt, von Ihren Reiseabentheuern, von dem Eindruck, den das jetzige Berlin und Dresden auf Sie gemacht, näheres zu vernehmen! Und dafür müßen Sie mich auch wirklich noch ein wenig entschädigen!

Graf Rumigny, den wir sehr ungern verlohren haben, sagte mir, daß Sie sich in Dresden gut zu gefallen geschienen, aber auch — was ich mit groser Theilnahme vernahm — daß Sie eine liebe, würdige Freundin dort verlohren.

Daß Sie mit Weimar zufrieden gewesen, bestätigen Ihre eigenen freundlichen Äußerungen; sollte ich schon einmal solchen Glückes nicht selbst froh werden, so gereicht es mir zu einiger Beruhigung, daß Sie doch einige Stunden heiter in meinem Hauße geweilt haben![2])

Wie herzlich freue ich mich des endlichen Gelingens der Anstellungspläne für Ihren Herrn Schwiegersohn; Coburgs Tod kann hierinn nichts mehr ändern, auch hat der Grosherzog Herrn von Diemar vorige Woche bereits am Gothaischen Hofe getroffen. Für gütige Mittheilung der Seeschlangen-Notizen soll ich den allerverbindlichsten Dank sagen, der Grosherzog intereßirt sich wirklich unglaublich dafür und hat mir nur aufgetragen, Ihn bestens bey Ihnen zu entschuldigen, wenn Er durch seine Neugierde Ihnen Plage zuzieht. Fernere Kunde wird Ihm höchst willkommen seyn.[3])

Wir haben kürzlich den Preußischen Gesandten in London, Herrn von Bülow, einen ehmaligen Jenenser, mit grosem Intereße hier gesehen. Ein sehr feiner, unterrichteter, behaglicher Mann![4]) Er erzählte uns besonders viel von Canning, bey dem er sehr gut stand. Sodann von Georgs IV. gränzenloser Wuth auf den ungezogenen, undankbaren Herzog von Braunschweig; Münster habe Mühe gehabt, abzuwehren, daß es nicht zur Selbsthülfe gekommen.

Die Schlacht von Navarin[5]) hatte ganz München elektrisirt, meinen Gasthofs-Nachbar Dalberg à la tête. Gagern wird Ihnen eine Anzeige von Griechischen Portraits und herrlichen Situationszeichnungen mittheilen, die Lieutenant Kratzeisen in München herausgiebt, der eben von dort heimkam. Möchten Sie nicht vielleicht subscribiren?[6]) Zu meinen liebsten näheren Bekanntschaften in München gehören Martius, der geniale Brasilienfahrer, Cornelius und Schelling. Überhaupt regt sich jetzt dort viel geistiges Leben.

Auch hier giebt es Wetten, ob Villele sich halten werde, ob nicht? Die Reaction gegen ihn ist doch wirklich sehr groß und das Wahlen-Resultat überraschend. Wir können nach allen Nachrichten nicht mehr zweifeln, daß Friede bleibe. Gewiß eine Merkwürdigkeit mehr in der Weltgeschichte, nach einem solchen Rencontre, wie das zu Navarin!

---

[2]) Goethes Tagebuch, 20. Oktober 1827: »Nachricht von der Ankunft des Herrn Grafen Reinhard.« 21.: »Graf Reinhard, Gemahlin und Sohn. Ihre Reise bis Christiania und zurück durchgesprochen.« 22.: »Zu Mittag Herr Graf Reinhard, Gemahlin und Sohn, auch Frau Canzler von Müller.« Wie er Goethe fand, hat Reinhard in einem Briefe an Wessenberg geschildert. (W. Lang, Graf Reinhard, S. 500.)

[3]) Reinhard an Goethe, 13. März 1828, Briefwechsel CLIX. Bei den Briefen liegt ein Blatt von fremder Hand mit Auszügen aus der »Norwegischen Handels-Zeitung« vom 3., 5. und 15. September 1827 über eine 250 Ellen lange Seeschlange, die zuverlässige Leute im Christiania-Fjord gesehen haben wollten.

[4]) Goethes Tagebuch, 12. Dezember 1827: »Herr v. Bülow, Preußischer Gesandter am Hofe zu London.«

[5]) 20. Oktober 1827: Sieg der englisch-französisch-russischen Flotte unter dem britischen Vizeadmiral Codrington über die ägyptisch-türkische.

[6]) Vgl. »Chronik«, XXIII. Band, Nr. 1—2, S. 6, Anm. 10.

Graf Görz's Memoiren[7]) haben Sie wohl gelesen? Ist Ihnen sein gänzliches Schweigen über Goethe nicht aufgefallen, da er so viel von Weimar spricht? Aber haben Sie auch schon »Mémoires d'un homme d'état Prussien«? Trotz aller officiellen Abläugnungen sollen sie doch aus bester Hardenbergischer Quelle seyn.

Das Blatt läuft schneller zu Ende als ich dachte. Also für heute nur noch die allerschönsten und herzlichsten Begrüßungen von meiner Frau und mir an Ihre vortrefliche Frau Gemahlin und an Ihren Herrn Sohn, dem ich mit nächstem Posttag schreibe, Ihnen selbst aber erneute Versicherung treuster Verehrung und Liebe.

v. Müller.

Goethe grüßt viel tausendmal, ist wohl und munter und sehr beschäftigt mit dem neuen Heft von Kunst und Alterthum, woran eifrig gedruckt wird.

*

Weimar 14 Februar 1828

Wie sehr haben Sie mich, hochverehrter Freund! durch Ihre freundliche, innhaltsreiche Zuschrift erfreut und erquickt, nachdem ich mich lange ihr entgegengesehnt hatte! Wäre der Strudel der Hof-Feste und Zerstreuungen in diesen letzten 14 Tagen nicht allzu reißend gewesen, so hätte ich meinen Dank Ihnen bereits ausgesprochen. Nun steht uns nur noch die Feyer des 16. Februar bevor und Tags darauf reißt die Frau Grosfürstin nach Berlin um der nahen Niederkunft der Prinzeß Carl willen, so daß es dann wieder ruhiger und einförmiger in unserem kleinen Kreise zu werden verspricht.

Manches von dem, was Ihre gütige Feder mir mittheilte, konnte ich unserm guten Grosherzog erzählen und so habe ich denn auch in Seinem Namen Ihnen schönstens Dank zu sagen. Seitdem haben wir im seltsamsten Contraste die beyden Königlichen Reden vernommen, beruhigend, belebend, Löblichstes aussprechend und verheißend die eine, beunruhigend und türkengünstig die andere. Was hilft es, daß die geistreichsten Englischen Blätter über Wellington aufs derbste herfallen;[8]) immerhin kann der Eindruck, den jene Rede zu Petersburg und Constantinopel machen wird, der guten Sache nur äußerst nachtheilig seyn.

Hoch erfreulich ist es mir, daß Sie mit Ihrem neuen Minister so zufrieden zu seyn Ursache haben, ihm so günstiges Zeugniß geben. Bald muß es sich zeigen, ob der gute Geist, der aus dem Rundschreiben des Herrn de Vatismenil, der aus der Niedersetzung der Commission hinsichtlich der Seminarien spricht, sich wirksam in Thaten erzeigt. Immerhin scheint Frankreich viel gewonnen zu haben durch die letzte Minister-Veränderung. Wie nun der edle Capo d'Istrias in Griechenland auftreten, wie er sich Bahn durch die gräsliche Verwirrung, die dort herrschen mag, brechen wird, — darauf bin ich äußerst gespannt.

In der Anlage überreiche ich Ihnen ein Gedicht, dem ich gar sehr Ihre Billigung wünschte, da es wohl ein Wagniß zu nennen ist, wenn ich, Goethes dringendem Wunsche gemäß, statt seiner auf das königliche Gedicht zu antworten versuchte. Es bildet den ersten Bogen des neuen Heftes von Kunst und Alterthum, Goethe hat es aber auch noch besonders abdrucken laßen.[9]) Die Aufgabe war in vielfacher Hinsicht schwierig, möge sie Ihnen nicht ganz verfehlt scheinen! Ich wünschte wohl, daß Sie das zweyte Exemplar Herrn von Lerchenfeld, unter meiner angelegentlichsten Empfehlung, zustellen möchten.

Herr von Holtei aus Berlin erfreut und bereichert uns seit 14 Tagen mit seinen dramatischen Vorlesungen. Dienstags und Freitags Abend. Den Faust hat er uns ganz vortrefflich vorgetragen und wird ihn, allgemeinem Wunsche zufolge, nochmals im großen Stadthaussaale, mit Musikchören, repetiren. Helena, Sardanapal, Graf Carmagnola etc. werden auch an die Reihe kommen. Goethe intereßiert sich ungemein für diese Vorlesungen, obschon er nur durch unsere Berichte davon Kenntniß erhält.[10])

[7]) Johann Eustach Graf v. Schlitz, genannt Görtz (1737—1821), der Erzieher Karl Augusts. Aus seinem Nachlasse sind 1827: »Historische und politische Denkwürdigkeiten des königlich preußischen Staatsministers Johann Eustach Grafen von Görtz« erschienen, ADB, 9. Band, 393 ff.

[8]) »Daß man über Wellingtons Omnipotenz als Premierminister jetzt schelte, sei absurd, man sollte froh sein, daß er endlich seinen rechten Platz eingenommen; wer Indien und Napoleon besiegt habe, möge wohl mit Recht über eine lumpige Insel herrschen.« Goethe zu Müller, am 6. März 1828. (Unterhaltungen, S. 161.)

[9]) Kunst und Alterthum, VI, 362: »Dem Könige die Muse.« Über die Entstehung des Gedichtes vgl. Müllers »Unterhaltungen«, 3. Aufl., S. 154, 156, 160 und Goethes Briefe an Müller vom 5., 6. und 18. Dezember 1827, Briefe WA., 43. Band, S. 199, 200, 210 und an Zelter vom 16. Februar 1828, ebenda, S. 278 f. Goethes Tagebuch vom 15. Dezember 1827: »Erster Bogen von Kunst und Alterthum von Jena. Fromannischer Vorschlag wegen einem anständigeren Abdruck des Gedichtes.« Goethes Briefe an Fromann vom 8., 14. Dez. 1827, 9., 19. und 22. Jänner und 3. Febr. 1828. Briefe WA., 43. Band, S. 202, 203, 231, 251, 259, 272.

[10]) Vgl. »Chronik«, XXIII. Band, Nr. 1—2, S. 13, Anmerkung 27. Welches Interesse Holteis Vorlesungen im Februar und März 1828 erweckten, bezeugen zahlreiche Eintragungen in Goethes Tagebuch: 1. Februar 1828: »Sodann Herr Canzler von Müller. Verhand-

Den Geburtstag der Grosherzogin hat er durch ein höchst plastisches Gedicht zu Darreichung des ersten Salzes aus einer neu entdeckten Saline in unserer Nähe, aufs sinnigste geschmückt, das er Ihnen hoffentlich bald mittheilen wird.

Unserm lieben Gagern habe ich vor wenig Tagen geschrieben. Wie gerne lauschte ich zuweilen Ihren persönlichen oder doch schriftlichen *(unleserlich)*. Mögen Sie mich bald wieder mit froher Kunde Ihres Wohlseyns erfreuen! Meine Frau trägt mir die allerschönsten Empfehlungen an Ihren ganzen theuren Familienkreis auf und ich schließe mich von ganzer Seele an,

verehrungsvoll und treulichst

v. Müller.

*

Weimar, 24. März 28.

Verehrtester Freund!

Graf Caramans[11]) früher als ohne Ihre gütige Vermittlung geschehen wäre, gemachte Bekanntschaft verdanke ich Ihnen höchlich, es scheint mir ein sehr liebenswürdiger und wohlwollender Mann zu seyn. Obschon er nur wenig Stunden hier blieb, führte ich ihn doch zu Goethe, was ihm sehr lieb schien. Ich freue mich gar sehr, mit ihm ein so freundliches Verhältniß, als ich mit Rumigny hatte, wieder begründen zu können und hoffe ihn sehr bald länger hier zu sehen.

Gar gerne hätte ich Ihre beyden lieben Briefe schon längst beantwortet, ich war aber gerade sehr bedrängt von Geschäften. Zuvörderst laßen Sie mich bitten, sich mit den 40 RTh. für Ekendahl doch ja nicht zu belästigen. Ich will ihm recht gerne bis Johannis creditiren. Hätte der seltsame Mann mir nur ein Wörtchen darüber gesagt! Sein übertriebenes Ehrgefühl hielt ihn wahrscheinlich davon ab. Nun möchte ich aber wohl wünschen, daß Sie ihm eine Zeile darüber schrieben, daß ich Ihre Zahlung abgelehnt hätte, sonst quält er sich wieder mit der Idee, Sie hätten seine Bitte übel genommen oder ihm nicht helfen wollen. Er ist, seine Narrheit abgerechnet, ein so wackerer Mann und, wie es scheint, so im Innern unglücklich, daß ich mich auf alle Weise ihn zu verletzen scheue.[12])

Wie sehr freut es uns alle hier, daß die Dinge in Frankreich eine beßere Wendung genommen, daß ein Biedermann, wie Royer Collard zum Präsidentenstuhl gelangt ist, daß Cousin wieder angestellt worden etc. und ganz insbesondere, daß Sie mit Ihrem Minister so sehr zufrieden sind. Seine beyden Reden in den Cammern tragen das Gepräge der Loyauté und Unbefangenheit. Gagern meint, Talleyrand werde wieder auftauchen. Difficile creditu. Er muß ja auch wohl hoch in den Siebenzigen stehen?

---

lung wegen der Vorlesungen des Herrn von Holtei.« 5. Februar: »Abends Professor Riemer, aus der Holteischen Vorlesung kommend, ingleichen mein Sohn. Beyde sehr zufrieden.« 8. Februar: »War Abends Vorlesung von Faust.« 9. Februar: »Mein Sohn sprach mit vielem Lob von der gestrigen Vorlesung. Mittag die Herrn von Müller, Peucer, Holtei, Göttling, Riemer, Vogel, Eckermann, Coudray.« 10. Februar: »Angenehme Unterhaltung über die Holtei'schen Vorlesungen.« 15. Februar: »Billet an Herrn von Holtei.« 15. Februar: »Kam Oberbaudirector Coudray. Erzählte von Holteis Vorlesung des Ernst von Schwaben von Uhland. Mittelgut, deshalb man das Weimarische Publikum nicht hätte zusammen berufen sollen.« 21. Februar: »Abends Herr Oberbaudirector Coudray, aus der von Holteischen Vorlesung kommend und über den gestiefelten Kater sprechend.« 26. Februar: »Auf dem Rückwege von Belvedere Herrn von Holtei mitgenommen.« 29. Februar: »Töpfer kam aus der Vorlesung und gab Nachricht von dem Vortrag der Helena.« 2. März: »Zu Mittag Landesdirections-Rath Töpfer. Mannigfaltige Gespräche über .... die Vorlesung von Holtei ... Dr. Eckermann ... Auch Holteis Vorlesung.« 3. März: »Kam das Trauerspiel Strunsee von Michael Beer und ward Herrn von Holtei zugesendet.« 4. März: »Von Holtei, die Composition von Fanny Mendelssohn bringend.« 8. März: »Mittags ... von Holtei.« 17. März: »Mittag Dr. Eckermann ... Auch über Holteis Vorlesungen und sonstige Verdienste ums Theater.« 19. März: »Mein Sohn über die gestrige gelungene Vorlesung Holteis und den Abend bey Vogels.« 30. März: »Abends Landesdirections-Rath Töpfer, welcher sich über die Holteischen Vorlesungen .... gar einsichtig vernehmen ließ.« Über Holteis Vorlesungen vgl. »Kunst und Alterthum«, VI, 374 ff. — Das Programm aus dem »Weimarischen Wochenblatte« in Goethes Werken WA., III. Abt. (Tagebücher), 11. Band, S. 343. Holtei selbst berichtet ausführlich über seinen Aufenthalt in Weimar in seinen »Vierzig Jahren«, IV. Band, S. 379 ff., V. Band, S. 46 ff. »Während ich in Berlin redigirte, schriftstellerte, correspondirte, dichtete schwärmte, rasete, sang, trank, liebte, lebte und vorlas, — letzteres mit reichlichstem Erfolge in jeder Art, — hatte sich, durch die fürsorglichsten und einflußreichen Bemühungen des Herrn Kanzelars Dr. v. Müller in Weimar ein Verein gebildet, welcher mich dorthin berief, sobald meine Verpflichtungen gegen die berliner Abonnenten gelöset seyn würden.« (V. Band, S. 43.) »Mit Allem, was ich aus Goethe's Hand, Familie, Haus, an sinnigen Gaben empfing, hab' ich Andere beglückt,« erzählt er dort bei seinem Abschied von Weimar (S. 85). »Zeichnungen vom Vater hingeworfen, Blätter von seiner Hand beschrieben, wurden fernen Verehrerinnen geschenkt. Die Medaille, auf sein Jubelfest geprägt, die er mir beim ersten Besuch in W. gab, hängt in Preßburg bei meiner Freundin Therese.« Sie dürfte identisch sein mit jener, die wir aus dem Besitze des hochverdienten Gründers des Wiener Goethe-Vereins, des aus Preßburg stammenden Professors Doktor K. J. Schröer, dessen Eltern mit Holtei eng befreundet waren, im XVII. Bande der »Chronik« S. 3 reproduziert haben.

[11]) Georg Joseph Victor Caraman de Riquet, Goethes Tagebuch, 5. März 1828: »Graf Caraman, französischer Gesandter an den Sächsichen Höfen, und Herr Canzler, einen Brief vom Grafen Reinhard bringend.« Der Brief Reinhards vom 3. März, CLVIII.

[12]) Vgl. »Chronik«, XXI. Band, S. 36, Anm. 15.

Wenn Frankreich treu bey Rußland hält, so wird diesem der wahrscheinliche Abfall Englands weniger schaden können, — aber wie Rußland als Alliirter nur im Einverständniß handeln, wegen des Bruches des Tractats von Ackermannji aber auf eigne Hand Krieg führen könne — — will mir schwer begreiflich erscheinen.

Zu Berlin glaubt man, die Rußen hätten schon am 18. März die 2 Fürstenthümer besezt. Der König hat dem Prinzen Wilhelm und mehreren Officieren abgeschlagen, die Rußische Campagne mitzumachen. Auf Österreichs Ansinnen, eine Observationsarmee in Pr. Pohlen und Schleßien aufzustellen, hat er geantwortet: das sey nicht nöthig, da seine Einrichtungen ohnehin verstatteten, *au besoin* in 4 Wochen 300.000 Mann aufzustellen. Die Declaration in der Petersburger Hofzeitung lautet aber noch sehr gemäßigt. Der wahrscheinlich baldige Tod des Königs von England könnte für die Griechen sehr günstig wirken. Capo d'Istrias Proclamation ist seiner würdig; ich hoffe, daß auch unser Freund in Hornau mit ihr zufrieden seyn wird.

Nassau scheint sich gegen das Preußische Zollsystem sehr tapfer zu wehren. Für uns rückwärts Liegende ist der Darmstädtische Vorgang sehr folgenreich; ich fürchte, wir werden uns der Nachfolge kaum auf die Länge entziehen und scheue sie in politischer Hinsicht doch gar sehr.

Goethes Faust ist in zwey kostbaren Prachtexemplaren für den Grosherzog und Goethe von Paris zum Geschenk angelangt. Die Übersetzung gefällt, doch hält Goethe die von Girodet (*sic!*) noch vorzüglicher. Mit den Bildern von La Croix kann man nur zum Theil zufrieden seyn, manche sind doch gar zu wild und grell, ja verzeichnet, auch durchgehends zu düster gehalten. Einzelne aber sind genial componirt.[13])

Die 3. Lieferung von Goethes Werken und die erste der Octav-Ausgabe sind schon fertig. Sie werden in jener manches Neue finden. Er arbeitet unausgesetzt am 2. Theil des Faust, hat sich Ihrer Zuschrift sehr erfreut und grüßt Sie viel Tausendmal. Auch der Grosherzog, dankbarlichst für die Aufklärungen wegen der fabelhaften Seeschlange. Ihm und der Grosherzogin ist groser Jubel durch die glückliche Niederkunft der Princeß Carl in Berlin geworden. Mutter und Kind befinden sich so wohl, daß die Grosfürstin in 8 Tagen uns schon wiederkehrt. Ihr Gemahl, der Erbgrosherzog, hohlt sie morgen ab. Graf Pükler, Cammerherr, brachte uns die frohe Kunde in 23 Stunden zu, trotz der schlimmen Wege.

Daß mein Gedicht Ihres Beifalls sich rühmen darf, ist mir von hohem Werth. Anliegend theile ich — im engsten Vertrauen, denn Göthe weiß gar nicht, daß ich eine Abschrift besize — die merkwürdigen Stanzen mit, welche Er am Geburtstag der Grosherzogin mit den ersten Proben neu durch Bohrversuche gefundenen Salzes übergeben ließ. Nicht leicht hat wohl ein Dichter je Maschinen und technisches Gewerb so anschaulich und geistreich zu beschreiben gewußt.[14])

Dank für Ihre Mittheilungen wegen Pempelfort. Augustens[15]) Plan ist seltsam genug. Daß sie sich in ihrer Familienlage durchaus nicht gefällt, hat sie mir nicht verhehlt, ich habe stets gegen dieses Misbehagen zu wirken gesucht. Freylich läßt sich nicht verkennen, daß ein Mädchen ihres ausgezeichneten Geistes und ihrer Willenskraft sich ohne bestimmte Tätigkeit und unter einer Menge ganz heterogener Familienmitglieder nicht behaglich finden kann. Es ist ein Unglück, daß sie keinen

[13]) Goethes Tagebuch, 12. März 1828: »Kam die Prachtausgabe von Faust von Paris ..... Abends betrachtete ich die Übersetzung von Faust und die lithographierten Bilder. Nahm auch die kleine Übersetzung von Gérard dazu.« Vgl. »Chronik«, XXIII. Bd., Nr. 1—2, S. 10, Anm. 23. Reinhards Brief an Goethe vom 26. Mai 1827, CLIV. Zu Eckermann 3. Jänner 1830: »Die erwähnte Übersetzung von Gérard, obgleich größtentheils in Prosa, lobte Goethe als sehr gelungen. „Im Deutschen,“ sagte er, „mag ich den Faust nicht mehr lesen; aber in dieser französischen Übersetzung wirkt alles wieder durchaus frisch, neu und geistreich.“« A. a. O., S. 305.

[14]) Vgl. den drittletzten Absatz des vorangehenden Briefes. Goethes Tagebuch, 4. Januar 1828: »Herr Salinendirektor Glenck zum Neuenjahr Sole von Stotternheim bringend, und auf Befragen über alle die neuen Bohrunternehmungen in Thüringen Auskunft gebend.« 19. Januar: »Nachher das dem Grafen Brühl und Salinendirektor Glenck Zugesagte überlegt.« Am 20. Januar 1828 schließt Goethe einen Brief an Glenck mit dem Versprechen: »Das Zugesagte soll ohne weiters an dem hoffentlich mit Glück zu erlebenden Festtage bereit seyn.« Tagebuch, 20. Januar: »Gedicht zum 30. ejusdem.« 21. Januar: »Das Gedicht zum 30. gefördert.« 22. Januar: »Das Gedicht zum 30. abgeschlossen . . . Abends Mundum des Gedichts.« 23. Januar: »Völlige Reinschrift des Gedichts zum 30. Januar.« 26. Januar: »Das Gedicht für Glenck durchgesehen.« Am 28. Jänner blättert er, offenbar um noch eine Einzelheit zu diesem Gedichte festzustellen, in Jamiesons Dictionary of mechanical sciences (London 1825—1827.) 29. Januar: »Salinendirektor Glenck, die ersten Salzproben bringend . . . das Gedicht auf morgen empfangend.« Das Gedicht selbst »Die ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline zum 30. Januar 1828« in Form eines Wechselgespräches zwischen Gnom, Geognosie und Technik: WA. 4, 284. — Über die Verschlammung des Stollens der Stotternheimer Saline, Goethe zu Eckermann, 24. Januar 1830 (Gespräche, 9. Aufl., S. 307), Jub.-Ausg. 9. Bd., S. 371 ff., dazu Anm. S. 446 f. Am 3. Februar 1828 sendet Goethe das Gedicht an Fromann mit der Bitte, es nicht aus den Händen zu geben. Briefe WA., 43. Band, S. 272.

[15]) Vgl. »Chronik«, XXI. Band, S. 34, Anm. 10.

paßenden Gatten findet. Ich traue ihr zu, daß sie dann allen Pflichten der Häuslichkeit aufs tüchtigste genügen würde; denn trotz ihrer vielen Bizarrerien ruht viel Edles und Trefliches in ihr. Allerdings wird es, zumal in einer bürgerlichen Familie, sehr schwer halten, die gewünschte Stelle für sie zu finden. Abstrahirte sie aber von dieser Bedingung, so wäre es doch wohl nicht unmöglich. Es wird ihr gewiß wohlthun, wenn Sie und Ihre Frau Gemahlin ihr die Hofnung dazu wenigstens nicht ganz benehmen, ohne die Schwierigkeiten zu verhehlen. Das beruhigt sie dann auf eine Weile und gute Rathschläge, sich einstweilen mit mehr Ergebung in ihre jetzige Lage zu finden, haben um so beßren Eingang.

Ihr Geschick bekümmert mich wahrhaft; auch um des würdigen Vaters willen, der schon ohnehin Sorgen genug hat. Er verspricht mir, seinen 3. Sohn nächstes Semester zu senden, der in ein oeconomisches Institut zu Jena eintreten soll, und entweder gleich selbst, oder doch, wo irgend möglich, diesen Sommer hieherzukommen. Früher war es im Plan, daß Auguste den Vater begleiten sollte. Käme es noch dazu, so sollte es mich sehr freuen. Personen, für die sie so große Verehrung und Zuneigung hat, wie für Sie und Gräfin Virginie, können noch am ersten durch wohlwollende Theilnahme an ihrer Individualität auf sie wirken; leider ist dieses Wohlwollen in ihrem Familienkreise für sie — den Vater ausgenommen — nicht vorhanden, und so wird sie immer starrer und verstimmter. Möge doch ja Gräfin Virginie ihr bald etwas beruhigendes antworten.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gesagt, daß es mir kürzlich in Petersburg durch Shukowski gelungen ist, eine Rußische Pension von 300 Rubel, die man Jacobi's Schwiegermutter seit 1806 eingezogen hatte, wieder herstellen zu laßen. Nun aber handelt es sich um die Rückstände seit 21 Jahren und ich fürchte, daß das nicht eben so leicht werden möchte.

Die erwünschten Aussichten für Ihren Herrn Sohn,[16]) die Genesung Ihrer Fräulein Schwägerin freuen mich gleich sehr, ob ich gleich Leztere leider nur aus Peucers enthusiastischer Schilderung kenne. Möge der Frühling diese Genesung beflügeln; wir haben hier eine Menge Maser-Patienten; die sämmtlichen Glieder der Spiegelischen, Rappischen und Werthernischen Familie (dreyer Schwestern) namentlich die arme Gräfin Rapp ist recht zum Leiden hierhergekommen, denn schon ehe sie die Masern bekam, war sie 3—4 Wochen an einer Halsentzündung krank.

Wellingtons Söhne, von denen die Zeitungen den ältern bald nach Wien, bald nach Petersburg sandten, sind ganz ruhig hier, machen Ottilien die Cour und schießen Schnepfen.

Ausgezeichnetes finde ich nichts in ihnen; der älteste ist sehr taub, sieht seinem Vater sprechend ähnlich.

Holteis dramatische Vorlesungen haben uns 6 Wochen lang groses Intereße abgewonnen, besonders auch Faust und Helena. Ersteren mußte er zweimal lesen, doch immer mit zweckmäßigen Auslaßungen. In Jena las er Egmont, ungemein ergreifend, vor 300 Personen.[17])

Und nun, Verehrtester! nur noch die herzliche Bitte, mich Ihrer holden Gemahlin und Ihrem Herrn Sohne aufs allerangelegentlichste zu empfehlen und mich recht bald wieder durch ein Blatt Ihrer theuren Hand zu beglücken.

v. Müller.

*

Weimar, 2. Mai 28.

Lindenau ist vorgestern durchgeeilt, ohne daß ich etwas von ihm vernommen; Ihre liebe Zuschrift mit den Miniaturbildern brachte mir einige Tage vorher der vorauseilende Feldjäger. Sie machten uns grose, grose Freude, Gräfin Julie findet eine geistreiche Auffassung und zarten Pinsel darinnen, wir alle mit ihr grose Aehnlichkeit. Man verjüngt sich selbst im Anschaun dieses treflichen Bildes, es war der herrlichen Verse werth, mit denen Sie es umschmückten. Nicht mich nur, auch Goethen haben sie gerührt und innigst erfreut. Durch Lindenau soll das eine Bild zurückfolgen. Gräfin Julie kann, auch bey dem besten Willen, nie etwas von sich selbst copiren, es mislingt jedesmal. Wir sinnen aber auf ein anderes Auskunftsmittel. Einstweilen soll ich Ihnen und Ihrer holden Gemahlin Tausend Freundliches von ihr sagen.

Mein College, Regierungsrath Schmidt[18]), der die Ehre hat Sie zu kennen, reißt als Bräutigam zu seiner Braut nach Darmstadt und wird in 14 Tagen rückwärts Ihnen selbst aufwarten. Ich gebe ihm unseres Herzogs Bernhard Reiße für Ampère mit, hoffend und bittend, daß Sie die Gewogenheit haben möchten, das Paket gelegentlich nach Paris zu befördern, da ich zumal seine Addreße nicht weiß. Sollte sich aber in der Kürze keine Gelegenheit finden, oder es überhaupt

[16]) Er war seit 5 Jahren dem Vater attachiert, ohne eine definitive Anstellung erhalten zu haben. (W. Lang a. a. O., S. 505.)

[17]) Vgl. oben Anm. 8.

[18]) Chr. Friedrich, Weim. Regierungsrat, Müller, Unterhaltungen, 3. Aufl. S. 101, Anm. 2.

Schwierigkeit machen, so bitte ich wenigstens, daß Sie die Güte haben, Ampères Wohnung beizusetzen und es auf die Diligence zu geben. Verzeihung für diese Plage!

Haben Sie selbst diese Prinz Bernhardische Reiße[19]) schon zu lesen angefangen und wie sagt sie Ihnen zu? Und *l'an trois de Mr. Fain*[20])? *Les Mémoires d'un homme d'état?* In Berlin hielt man Koreff für den Verfaßer.[21])

Graf Caraman hat nicht Wort gehalten, seine Gemahlin hier nicht abgehohlt, wie ich gehofft hatte.

Mein vormaliger Regierungsrath v. Könneritz wird Sächsischer Gesandter in Paris, sein Bruder Director des Cabinets des Innern und Geh. Rath zu Dresden, zwey Avancements, die zu Dresden groses Aufsehen machen. Unsre Erbgroßherzoglichen Herrschaften sind vorgestern über Warschau nach Petersburg abgereißt. Sie wollen Ende Augusts schon wieder in Carlsbad eintreffen.

Ich lege Ihnen ein — etwas mysterisches (*sic!*) aber geistvolles — Gedicht des berühmten Brasilianischen Reisenden v. Martius bey, das er mir kürzlich zusendete. Goethe findet es ein wenig zu transcendent; ich bin begierig, wie es Sie ansprechen wird.[22])

Ein wackrer Bremensischer Gelehrter D. Iken[23]) war einige Tage bey uns; er erzählte viel von Bürgermeister Schmidt, und Gutes, aber leider auch, daß er sehr kränkelt.

Der neue Preßgesetz-Entwurf gefällt mir im Ganzen sehr wohl, ich weiß nicht, was die Liberalen so dagegen declamiren macht. Mich dünkt, es sey ein ungeheurer Schritt vorwärts.[24])

An unsern lieben Gagern schreibe ich selbst, es schmerzt mich, daß er unwohl und daß ich ihm — durch Geschäfte sehr bedrängt — so lange Antwort schuldig geblieben.

Da ich nun durch Lindenau nichts Näheres von Ihnen vernommen, Theurer Freund! so müßen Sie mich schon schriftlich zu entschädigen suchen, wenn ich nicht umsonst mich auf ausführliche Kunde von Ihrem Ergehen und von Ihren jetzigen Weltansichten gefreut haben soll.

Ich küße Gräfin Virginien — die sich des theuren Bildnißes für uns so gütig berauben mochte — dankbar die Hand, grüße Ihren Herrn Sohn herzlich und bin in Liebe und Verehrung für Sie stets der alte

v. Müller.

*

Weimar, den 5. Mai 28 Nachts.

Eben höre, daß Lindenau diesen Abend hier angekommen, beym Grosherzog im Römischen Hause mit Carlowitz soupirt, und Morgen ganz früh wieder abgesegelt. Es bleibt mir daher nur so viel Zeit, das liebe Miniaturbild wieder einzupacken und ihm zuzusenden, da Sie es durch ihn zurück zu erhalten wünschen. Man trennt sich sehr ungern von so werthen Zügen; je öfter man das Bild ansieht, je mehr muß man den Mahler loben, der sie so geistreich und freysinnig auffaßte und wiedergab; es will in der That etwas heißen, daß ein Bild nach 30 Jahren noch so viel Ähnlichkeit und Charaktertreue bewahrt — und auch hierin ist es ein würdiges Abbild des lebendigen Originals.

Gräfin Julie sagt Ihnen nochmals den schönsten Dank dafür und für die gezeichnete Copie, die — wenn schon nicht vollkommen gleich ähnlich und treflich — uns allen doch grose Freude macht.

Die Neutralitäts-Zoll-Association *vel quasi* der Heßen und Thüringer scheint guten Fortgang zu haben. Wenigstens wird man doch immer

---

[19]) Bernhard, der zweite Sohn Karl Augusts, geb. 1792, trat 1815 in niederländische Dienste und wurde 1829 Divisionär in Gent. Die Tagebücher seiner 1825/26 durch Nordamerika unternommenen Reise wurden herausgegeben von Luden, Weimar, 1828, 2 Bände. Vgl. Starkoff, Das Leben des Herzogs B. v. Sachsen-Weimar-Eisenach, Gotha, 1865/66, 2 Bände.

[20]) Agathon Jean Francois Baron de Fain (1778 bis 1837), erster Geheimsekretär Napoleons: Manuscrit de l'an III (1794/95), Paris 1828.

[21]) Vgl. oben S. 19, 1. Spalte, letzte Zeile.

[22]) Über Karl Friedrich Philipp v. Martius' Briefwechsel mit Goethe vgl. Geiger, GJB., XXVIII, S. 59 ff. Der berühmte Botaniker hat sich gelegentlich auch als Dichter versucht. Seinen Palmen hat er mehrere Lieder gewidmet und mehrere Gesänge seines größeren Gedichtes »Suitrams Fahrten« in der »Charitas« von Schenk und Fernau publiziert. (ADB., 20. Band, S. 526.) Müller an Martius, 13. Dezember 1827: »Wie theilnehmend und liebevoll Goethe die Berichte aufgenommen, die ich von Ihrem allerseitigen Befinden, von Ihrer Umgebung, von Ihren poetischen Tendenzen ... abstattete, vermag ich nicht genugsam auszusprechen. Das Äquatorialgedicht sagte ihm ungemein zu; das über die tiefe Stille in den Urwäldern aber hat er verkramt und so vereinigt er seinen Wunsch mit dem meinen, daß Sie es mir doch ja freundlich zusenden möchten.« GJB., XVIII, S. 83.

[23]) Goethes Tagebuch, 27. April 1828: »Zu Tische waren gegenwärtig ... Dr. Iken von Bremen.« 28. April 1828: »Gegen Abend Herr Canzler, Dr. Iken, Nicolovius, Coudray.« 1. Mai: »Canzler von Müller. Ward von Herrn Iken und dessen Unterhaltungen gesprochen.«

[24]) Eckermann verzeichnet am 9. Juli 1827 eine eingehende Unterhaltung über das französische Preßgesetz in Gegenwart des Kanzlers, »wobey sich Goethe wie immer als milder Aristokrat erwies, jener Freund aber wie bisher scheinbar auf der Seite des Volkes festhielt«. A. a. O., S. 205.

beßer gemeinschaftlich als isolirt handeln und sich definitiv arrangiren können.[25])

Ich hoffe Sie haben, Verehrtester! meine Depesche durch Regierungsrath Schmidt erhalten, der sich Donnerstags in Oppenheim will trauen laßen. Ich erwarte seit 8 Tagen stündlich Jacobis 3. Sohn nach Jena und begreife nicht, wo er bleibt.

Sollte es wahr seyn, wie man munkelt, daß Frankreich und Rußland minder d'accord zu seyn anfangen? Das wäre Schade!

Wir haben den Lieutenant von Stein, den Sie kennen, mit der Hoheit nach Warschau spedirt, von wo er nach Beßarabien zu Woronzow geht, die Campagne als Volontair mitzumachen. Eine wunderliche Idee, wenn er sie nur nicht bereut.

Daß mein Sohn nach Göttingen abgegangen, glaube ich schon gemeldet zu haben.

Tausend angelegentliche Empfehlungen den verehrten Ihrigen und ein herzliches Lebewohl von Ihrem

getreusten

Eiligst *v. Müller.*

*

Weimar 2. Juni 28.

Graf D'Esterns war mir eine freundlich liebe Erscheinung, zumal er mir einen so innhaltreichen als liebevollen Brief von Ihnen brachte. Da er mehrere Tage den Grafen Caraman hier erwarten mußte, so nahm ich mich seiner nach Möglichkeit an, brachte ihn zu Goethe[26]) und an den Hof, wo er bey dem Grosherzog, der seinen Grosvater und Oheim gekannt, eine, ihn überraschend wohlwollende Aufnahme fand. Mit Caramans war er dann nochmals bei Göthe: auch mit dem Marquis de Duero (Wellingtons ältestem Sohne) und einem unserer Offiziere auf dem Schlachtfelde von Jena. Die Damen wollen bemerkt haben, daß er in die schönen Augen der allerdings reitzenden Gräfin Caraman mit mehr als gewöhnlichen Empfindungen blicke und dem getraue ich mir auch nicht zu widersprechen. Nun, es wird ja nicht gleich à la Volerie hergehen.

Früher schon hätte ich Ihnen, Theurer Freund! geantwortet, wäre das schreckliche Schicksal der armen Gräfin Rapp nicht eingetreten, das in Theilnahme und Beistand mich gar sehr in Anspruch nahm.

Der Fall ist wirklich fürchterlich, das ganze Lebensglück der liebenswürdigen Frau ist zerstört, und noch vermag sie nicht zu begreifen, wie sie das Leben ertragen soll. Anfangs fürchtete man sehr einen Nervenschlag oder Wahnsinn bey ihr selbst. Frölich kam sie hierher, gedachte nach langer Trennung einen heitern Winter und Frühling im Schoße ihrer Familie zu genießen, ihre eigne Gesundheit herzustellen — und wenig Wochen nach ihrer Ankunft schon wird das ganze Hauß von den Masern befallen, Krankheit spinnt sich an Krankheit und zuletzt — nach mehrwöchentlichem furchtbaren Schwanken der Schicksalswage — sinkt ihr der einzige, höchst liebenswürdige, hoffnungsreiche Sohn ins Grab! Er ist einbalsamirt nach Colmar gebracht worden, an des Vaters Seite zu ruhen; vorher war er ausgestellt, in einer wahrhaft poetischen Blumenkapelle, die Spiegel mit Hülfe unsern Architecten und Kunstgärtner aufs sinnigste arrangirt hatte und die sehr an Mignons Todenfeyer mahnte. Allgemein war die innigste Theilnahme von Hof und Stadt. Ich weihte seiner Urne die anliegende Dichtung. Es war so viel Biederes, zart-sinniges, holdseeliges in dem Knaben, daß jeder, der ihn auch nur flüchtig sah, ihm zugethan seyn mußte. Und er starb so mänlich gelaßen und ergeben, im vollen Bewußtseyn des nahen Todes! Am Vorabend nahm er Spiegels Hand, der an seinem Bette saß, und sagte ganz leise: »*Mon oncle, dans peu je ne serois qu'un cadavre, ayez soin de ma pauvre mère.*«

Alle Kunst der Ärzte — der Grosherzog ließ sogar beide Starcks von Jena einen Tag um den andren hohlen — vermochte nicht das blühende Leben zu retten, obwohl sie das schon halb entflohne Acht Tage lang künstlich aufhielten, während denen mancher Hoffnungsstrahl zu leuchten schien.

Der Stunde, wo wir die verzweifelnde Mutter am Abend nach dem am frühen Morgen eingetretenen Tod mit Gewalt aus dem Trauerhause zu Spiegels brachten, werde ich nie vergeßen.[27])

Doch zurück ins Leben! Stieler, der berühmte treffliche Portraitmahler von München, ist seit 8 Tagen hier, Goethen für den König zu mahlen. Ihn bei den Sitzungen zu erfrischen, hat der König eine reitzende Thekla, ebenfalls von Stieler gemalt, mitgesendet und höchst gemüthliche Briefe an den Grosherzog u. Göthe beigefügt.

Unser Grosherzog hat sich etwas erholt und ist auf 8—10 Tage nach Berlin. Auch der Gros-

[25]) Goethes Tagebuch, 17. Mai 1828: »Karte von Deutschland, wegen der Association intermédiaire.« Vgl. den Brief vom 24. März 1828, oben S. 21.

[26]) Goethes Tagebuch erwähnt ihn nicht.

[27]) Goethes Tagebuch, 16. Mai: Hofrath Vogel, die Krankheit des Gräflich Rappischen Sohnes referirend.« 17. Mai: »Man verzweifelt an dem Aufkommen des Gräflich Rappischen Kindes.« (Maximilian Karl Joh. Moritz Wilhelm Michael, † 20. Mai. Das Beileidsgedicht Goethes an die Mutter vom 27. Mai s. Weim. Ausg., 4, 288.)

herzogin geht es beßer, sie wird in 10 Tagen nach Wilhelmsthal gehen und trägt mir ganz besonders auf, Ihnen viel Freundliches von ihr zu vermelden.

Die Heirath des jungen Gagern intereßirt sie sehr. Ich habe dem Vater gleich nach Empfang Ihres Briefes gratulirt, aber noch keine Antwort. Ich höre überall viel Gutes von der Braut.

Werden Sie nicht Kronberg wieder bewohnen? Der Junius beginnt so schön!

Ende Juli hoffe ich zuversichtlich Sie persönlich zu begrüßen; ich habe mancherley Reisepläne und möchte gerne einen Ausflug in die Schweitz machen.

Tausend angelegentliche Empfehlungen den theuren Ihrigen; mit inniger Liebe immerdar der Ihrigste

v. Müller.

Zu dem Prinz Wilhelm hat der Kaiser gesagt: Den Handel und die Schiffarth auf dem schwarzen Meere muß ich frey haben, weiter will ich nichts. Und nehme ich auch Constantinopel, so will ich es doch nie behalten. Aeußersten Falls mag es ein Freyhafen, ein neutraler Punct à la Krakau, im größeren Maasstab werden.« *(Entre nous soit dit!)*

*

Weimar, 16 Juni 28. Morgens.

Unser theurer Grosherzog ist von uns geschieden — schnell, schmerz- und leidenslos, den 14. Juni abends 8¼ Uhr zu Graditz, der K. Preußischen Stuterei bey Torgau, wohin Er, rückkehrend von Berlin, mittags gekommen war.

Sie können denken, Verehrter Freund! in welche Bestürzung, in welchen Schmerz wir versezt sind!! Die Grosherzogin war 4 Tage vorher nach Wilhelmsthal, Minister v. Fritsch auf sein Gut bey Dresden abgereißt. Nun ist Gersdorf zur Grosherzogin gestern Abend geeilt, ihr die schreckliche Nachricht zu hinterbringen und zu vernehmen, wer sie nach Petersburg bringen soll, wohin einstweilen schon von Graditz aus eine Staffette abgegangen.

Wir haben inzwischen hier die Verpflichtungen der Behörden bereits vorgenommen. Nie habe ich ein traurigeres Amt verwaltet und geübt!

Einiger Trost bey so unersezlichem Verlust ist es, daß der herrliche Fürst so mild und schmerzlos, mitten in kräftigstem Lebensgenuß, eben nach genoßner reinster Familienfreude zu Berlin, Potsdamm etc. geendet hat. Nicht ein Zuck, Schrey oder sonstige Schmerz-Andeutung war sichtbar; eine Zigarre rauchend und heiter sprechend kam der Nervenschlag wie ein Blitz, und der Tod war urplötzlich, wie Er es stets so sehnlich gewünscht hatte!

König Max von Baiern und Er, Beide im Leben so gleichgesinnt und befreundet, erfuhren demnach gleiche Gunst des Geschicks!

Aber wir — wann wird Deutschland, wann wird die ganze cultivirte Welt einen Fürsten wie Ihn wieder in 53jähriger segensvoller Wirksamkeit erblicken?

Haben Sie die Güte, unserem lieben Gagern, auch Graf Beust — wann er noch nicht nähere Details officiell erhalten hätte — diese flüchtigen Zeilen mitzutheilen.

Eben entsiegle ich eine gar freundliche Zuschrift von Gagern. Sie aber, mein Theurer! haben mich schon recht lange auf einige Zeilen sehnen und hoffen laßen! Meine schöne Perspective, Sie bald selbst zu besuchen, wird nun auch auf längere Zeit hinausgeschoben werden müßen!

Mit treuster Liebe und Anhänglichkeit stets der Ihrigste

v. Müller.[28])

*

Weimar, 14. Juli 28.

Die Überbringerin dieser Zeilen, Demoiselle Sylvestre[29]), Erzieherin unserer Princeß Auguste, wünscht Ihrem Hause während ihres Aufenthaltes zu Frankfurth empfohlen zu seyn; ich bewirke dieß um so lieber, als sie mir sehr befreundet, sehr geistreich und intereßant ist, Ihnen auch über unsere Zustände genausten Bericht abstatten kann und die Fahrt nach Kronburg gewiß nicht scheuen wird. Sie reißt nach England.

Ihre Theilnahme an uns, Theurer Freund! ist von höchstem Werth; mein Brief an Gagern wird Ihnen bereits gesagt haben, wie dankbar auch die Frau Grosherzogin dafür ist. Ob ich bereits unser Trauerprogramm übersendet, weiß ich nicht genau; auf alle Fälle lege ich es bey. Eine amtliche Beschreibung der wirklichen Ausführung der Bestattung soll in diesen Tagen erscheinen. Eben so wird mein Lebenslauf des Verstorbenen Ihnen noch in dieser Woche zukommen. Riemers *Have anima*, das beym schauerlich-schönen Versenken des Sarges in der mit den auserlesensten Blumen geschmückten Todenkapelle gesungen wurde, folgt einstweilen.

Goethe ist seit 9 Tagen zu Dornburg, wohin er sich geflüchtet. Er schreibt oft, anmuthig und heiter;

---

[28]) Reinhards Antwort auf diesen Brief, GJB., XI, 47 f.

[29]) Espérance Sylvestre, vgl. Goethes Tagebuch, II. Band, S. 338.

die Zurückgezogenheit thut ihm wohl, er arbeitet viel, in Botanik und Geologie [30]); daß er über den Verklärten etwas schreiben wolle, ist unwahr; im Gegentheil hat er es entschieden abgelehnt, »seine Gefühle nicht bis zur Verzweiflung zu steigern« und hat mich dagegen zu jenem Necrolog ermuntert, der seines vollen Beifalls gewürdigt zu werden glücklich genug war.

Ich theile Ihnen einen höchst merkwürdigen Aufsatz mit, den ich, in den letzten Tagen vor der Abreiße des Großherzogs, unter den mir anvertrauten Papieren fand und darinn sogleich Göthen erkannte. Er stammt aus 1780—1784 her, und sezte Goethen selbst in nicht geringes Erstaunen, daher er mir die weitere Comentation darüber schrieb. Ich bitte ihn s e h r z u s e c r e t i r e n und glaube, daß er Ihnen von höchstem Werth seyn wird. [31])

Die Anerkennung der Blokade von Porto scheint mir doch auch *d'avoir quelque chose de louche.* Nun, wir werden bald sehen, wo das hinaus will. Welche Gräuelthaten zu Lißabon! Sind wir in die barbarischen Zeiten zurück versezt? Capo d'Istria ist kühner als ich dachte. Welche grose Maasregel ist die Entwafnung! Nur die Pest soll nicht dazwischen fahren! Ihr Ministerium gefällt mir sehr, auf das Schicksal der Villeleschen Anklage bin ich gespannt; es wird zwar schwerlich viel herauskommen, aber der Eindruck im Publikum wird doch heilsam seyn. Wie munden Ihnen Rovigos[32]) Mémoiren? Wie *les dernières heures des Turques?* Was sagt Lerchenfeld zu den ziemlich rohen und ungeschlachten Ausfällen — auch seines Protegé Rudhardt — in der Münchner Kammer?

Goethes K. u. A.[33]) ist seit 3 Tagen erschienen, sehr reichlich dotirt, er wird es Ihnen zweifelsohne senden.

Daß Sie Paris wieder besuchen, ist sehr recht und auch für uns entfernte Zuschauer erwünscht, die durch Sie manche Belehrung erlangen werden. Ich küße der holden Gemahlin die Hand, grüße Ihren lieben Sohn treulichst und bin für immer der Ihrige

v. Müller.

[30]) Über Goethes Aufenthalt in Dornburg vgl. Geiger im GJB., II, 316 ff.

[31]) Goethes Tagebuch, 23. Mai 1828: »Herr Canzler von Müller brachte einen merkwürdigen naturphilosophischen Aufsatz aus der brieflichen Verlassenschaft der Frau Herzogin Amalie. Frage: ob er von mir verfaßt sey?« — Gemeint ist das Fragment über die Natur, vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft 7, 394.

[32]) A. J. M. Savary, Herzogs von Rovigo, Mémoires, Paris 1828, 8 Bände.

[33]) Kunst und Alterthum.

Laßen Sie mir doch ja bald wieder freundliche Zeilen zukommen, sie sind mir stets von höchstem Trost und Genuß.

Röhrs in den Buchhandel gekommene Trauerpredigt müßen Sie doch auch lesen.

Wegen unsrer Petersburger Nachrichten und wegen vieler anderer Details beziehe ich mich ganz auf die gute Sylvestre. [34])

*

Weimar, 27. Juli 28.

Ich sende Ihnen, Verehrtester! einen der e r s t e n Abdrücke unseres Patentes, deßen Innhalt für uns höchst wichtig ist und manchen Zweifler beschämen wird.

Der Grosherzog ist vorgestern, seine Gemahlin heute früh zu Wilhelmsthal eingetroffen. Alles was man von ihnen hört ist löblich, ja treflich und hocherwünscht.

Meine Pakets durch Dame Sylvester haben Sie doch erhalten? Ich sehne mich nach Kunde von Ihnen.

Goethe ist wohl und heiter, mitten im unversiegbaren Schmerz. Vorgestern war ich zu Dornburg bey ihm.

Ewig der Ihrigste

In groser Eile. *v. Müller.*

*

Hier, mein Theurer! Goethe's Gabe, eine sehr reiche, wie Sie finden werden.

Er ist wohl und heiter, zieht Sonntags von Dornburg nach Jena.

Möchten Sie wohl die Güte haben, Anliegendes bald und sicher an Ampère gelangen zu laßen?

Frl. Sylvestre wird ja wohl meine Depeschen schon überbracht haben?

Mit treuster Gesinnung, und baldiger Kunde von Ihnen entgegen hoffend

ewig der Ihrigste

Eiligst *v. Müller.*

Auch für Cousin bitte ich um gleiche Gunst.

Weimar, 28. Juli 28.

*

Weimar 12. August 28

Es fragt sich, mein Theurer! ob man darauf rechnen könnte, Sie am 5—10 September noch zu Frankfurth zu treffen?

Da nämlich die Herrschaften in 8 Tagen nach Carlsbad gehen, und auch sonst keine Abhaltung

[34]) Reinhards Antwort auf diesen Brief GJB., XI, 48 ff.

einzutreten scheint, so möchte ich wohl noch einen raschen Ausflug an den Main und Rhein, vielleicht bis Rensburg machen und den traurigen Stunden dieses Sommers noch einige schöne, erquickliche Herbst-Stunden in Ihrer lieben Nähe folgen laßen. Wie sehnt sich mein Herz darnach! Haben Sie die Güte mir bald hierüber zu antworten *p. pouvoir prendre mes mesures.* Vor dem 4. Sept. kann ich aber nicht abkommen.

Ihr letzter Brief hat nicht mich allein, hat auch Goethen höchlich erfreut. Zu deßen Urkund lege ich einen Extract eines seiner neusten Briefe bey, der Ihnen viele Blicke in sein Dornburger Leben thun läßt. Noch denkt er nicht an Heimkehr. Heute besucht ihn seine Lieblingin, die Dichterin der Serven Talvj, ehmals Frl. Jacobs, jetzt Misstriß Robinson, auf ihrer Reise ins Vaterland des Gatten nach Boston. Morgen soll ich die Befreundeten Herzogs Bernhard, Sir Clare u. Lady Clare aus den westindischen Inseln, zu ihm führen.[85]) Die 2 metaphysischen Aufsätze habe ich für Sie copiren laßen, behalten Sie daher solche ja; aber gegen jede Mittheilung an Soemmering etc muß ich doch protestiren, Göthe ist unversöhnlich in solchen Puncten u. würde mir nie verzeihen, wenn durch Zufall vielleicht etwas transpirirte. Sie können ja, Verehrtstr Freund! über den Zwischen Knochen — allerdings das verhüllte punctum saliens — und über die Metamorphose etc mündlich mit Soemmering sprechen, ihm von dem Ideengang einiges erzählen u. so den Zweck erreichen, ohne daß er erfährt, daß ein Goethesches Product im Spiele ist.[86])

Ich sehne mich recht darnach, über jenes räthselhafte Fragment mit Ihnen zu kosen; mir scheint, daß wir in unseren Ansichten darüber sehr zusammen stimmen werden.

Ich beklage Dem. Sylvestre, wenn Kränklichkeit sie abhält, das schöne Kronburg und den traulich lieben Kreis daselbst kennen zu lernen. Hoffentlich entschädigen Sie dieselbe zu Frankfurth.

Ich lege Eichstädts claßisches Monumental-Programm bey; Sie sollten doch auch, wie wir gethan, es zu übersetzen versuchen, wie sehr auch die Geister beider Sprachen disparat sind.[87])

Eichstedts trefliche Rede wird Peucer deutsch herausgeben. Das vorgestern bey der Kirchenfeyer gesungene Gedicht ist von Riemer und wohl gelungen zu nennen.

Bey der gestrigen grosen Cour waren die neuen Herrscher tief bewegt, ja erschüttert, wie wir alle. Heute um Eilf Uhr huldigen in unser aller Gegenwart die Stände, dann ist später dreyfache, grose Mittagstafel. In 5—6 Tagen geht es dann nach Carlsbad, deßen die sehr leidende Grosherzogin Marie sehr bedarf. Die Verwittwete bleibt noch 14 Tage zu Wilhelmsthal.

Verändert soll unter 1 Jahr nichts werden, einige Hofchargen ausgenommen. Herzog Bernhard reißte diesen Morgen über Frankfurth, Mainz, Düßeldorf nach Gent zurück. Vor 14 Tagen war Alban Jacobi, aus Pempelfort, bey mir, ein gar wackerer, wohl unterrichteter Artillerie-Officier, den ich recht lieb gewann.[88]) Für Auguste soll nun doch zu Hamburg angeklopft werden; etwa durch Sie, mein Theurer? Ich bin sehr besorgt, ob es ihr zum Heil gereiche.

Verehrungsvoll und treulichst

v. Müller.

Der verehrten Gemahlin meine innigste Ergebenheit. Bei unserm edlen Gagern melden Sie mich doch gütigst an?

*

Pempelfort, 14. September 28.

Nach manchem guten und bösen Abentheuer, mein theurer Freund! bin ich zu Düßeldorf schon am Donnerstag Nacht, dahier vorgestern früh glücklich angelangt und habe alles wohl, so wie den allerfreundlichsten Empfang gefunden.

Ich hielt es für gerathener, den Brief Ihrer theuren Frau Gemahlin noch vorerst zurückzubehalten und erst zu praeludiren. Dazu kam

[85]) Goethes Tagebuch, 12. August 1828: »Nachmittag Eduard Robinson, Therese Robinson geb. von Jakob. Er ein Amerikaner, Theolog, Philolog; auf dem Continent, um sich mit der Literatur und den allgemeinen Zuständen bekannt zu machen.« 13. August: »Erwartete Herrn Canzler von Müller zu Tische, der aber später ankam. Brachte Herrn Michael Clare und seine Frau mit. Erst besprach ich mich mit jenem allein über die gegenwärtigen Zustände und Vorfallenheiten, auch die Feyerlichkeiten dieser Tage. .... Herr Clare und Gattin sind diejenigen, deren in Herzog Bernhards Reise gedacht wird, die ihn am Niagara trafen und den ersten Theil der Reise mit ihm machten, auch ihn nachher verschiedentlich antrafen. Ein merkwürdiger geprüfter Mann; energisch, unterrichtet und mitteilend. Das Gespräch bezog sich meist auf Jamaica, wo er mehrere Jahre residirt hatte.«

[86]) Vgl. oben Anm. 31. »Erlauben Sie mir nicht, die Aufsätze Sömmering mitzutheilen? Ich möchte gar gerne über den Zwischen-Knochen genauen Aufschluß erhalten, auch über die Metamorphosen.« Reinhard an Müller, 30. Juli 1828, GJB., XI, 49.

[87]) Eichstädts Oratio in Exequiis Caroli Augusti habita d. IX. Aug. 1828, Jena 1828, Fol. Auch in Brans Minerva, 1828 gedruckt. Vgl. Goethes Tagebuch vom 12. August 1828.

[88]) Goethes Tagebuch, 6. Mai 1828: »Nachher Herr Canzler von Müller und ein junger Jacobi von Düsseldorf.«

bald Gelegenheit. Der Vater gieng in seine Seßion, die Mutter schien ein recht gründliches Gespräch sehr zu wünschen und so rückte ich denn mit dem Rappischen Plan sofort heraus, der sehr günstige Aufnahme bey Mutter und Tochter fand, ob ich gleich auch das Contra sehr lebhaft hervorhob. Die Schwierigkeiten, die ich als in Augustens Individualität liegend andeutete, zwangloser zu entwickeln gab die, mich wie einen natürlichen Alirten ansehende Mutter dadurch schönste Gelegenheit, daß sie gar bald Augusten aufforderte, mir den Garten zu zeigen, und nun begann eins der seltsamsten Tête à tête, die vielleicht je zu Pempelfort stattgefunden, nämlich eine so ungeschminkte, rein objektive und daher sehr ruhiggehaltene Darstellung der Sachlage meinerseits — und eine so ofne, zwar mitunter Ausfluchtsreiche, aber doch im Ganzen würdige Erwiederung von der andern Seite, daß, wenn ich daran zurück denke, mir die zwey Stunden, die es dauern mochte, wie ein wunderlicher Traum vorkommen.

Schwerlich hat je ein Gastfreund, so eben erst angelangt, einen so unverhüllten Spiegel vorgehalten, eine so bittre Latwerge augenblicklich in den stärksten Dosen präsentirt als ich. Inzwischen konnte die Art und Weise, wie Auguste es aufnahm und selbst die Kraft, mit der sie die innerlich stärkste, unverkennbar sich zeigende Erschütterung zurückdrängte und zu beherrschen suchte, meine Hochachtung vor ihrem beßren Selbst nur noch vermehren. Kurz, das Resultat war ganz nach Wunsch, sie ergreift die dargebotene Möglichkeit eines Verhältnißes zur Gräfin Rapp mit groser Freude, und in deren Fehlschlagung Ihre gütige Anerbietung, sie nach der Pariser Reise für einige Monate zu sich zu nehmen, mit höchster Dankbarkeit und beginnt auch einzusehen, daß sie vielfach gefehlt und daß es ihr, äußersten Falls, nach einigem Respiro auswärts möglich werden könnte, selbst hier in ihrer Familie vieles anders zu gestalten und Ruhe und Frieden wieder zu gewinnen. Nun gab ich ihr den Brief von Gräfin Virginie, der um so heilsamer jezt wirkte und da ich ihr die volle Überzeugung bestärkt hatte, daß wir es alle, daß Sie und Ihre Gemahlin insbesondere, es wahrhaft gut und redlich mit ihr meinten, so war sie voll dankbarer Rührung.

Nur fiel es ihr ein wenig auf, daß in der Gräfin Briefe des Hinkommens zu Ihnen nach der Pariser Reiße, das ich ihr, für den Fall des Scheiterns des Rappischen Planes, mit Zuversicht zusichern zu können geglaubt hatte, nicht erwähnt war; ich beruhigte sie jedoch auch darüber und so versichert sie nun, eben so die Eltern, es sey ihr ein Zustand von Beruhigung und Hoffnung zurückgekehrt, den sie Jahre lang entbehrt.

Wirklich frappirte mich, gleich beym ersten Willkomm, die Spur innerster Gereitzheit und langen Leidens, die ich ihren Zügen aufgedrückt — mit grosem Schmerz — bemerkte.

Und so laßen Sie uns nicht müde werden zum Heil und zur Rettung eines wahrhaft unglücklichen — trotz aller Verirrungen höchst edlen — Weesens nach Möglichkeit beizutragen! Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie tief mich selbst dieß alles bewegt hat und wie verpflichtet ich mich fühle, nicht mit Bitten bey Ihnen, theurer Freund! und bey Ihrer vortreflichen Gemahlin nachzulaßen, daß Sie mir fernerhin helfen mögen, Augustens Lage gründlich zu verbeßern.

Seltsam ist es, daß sie mir gesteht, an die Gräfin Rapp schon seit Monaten im Stillen gedacht zu haben trotz ihres Widerwillens gegen vornehmere Familien. Daher sie denn auch zu jeder Selbstverläugnung und Aufopferung ihrer Gewohnheiten sich bereit und muthig erklärt, wenn die Sache dadurch gefördert werden könnte.

Aber der sichern Hoffnung, *casu quo non* bey Ihnen für den Winter eine Freystädte der Erhohlung und Berathung zu finden, bedarf sie, bedarf ihr beängstigtes Gemüth durchaus, und ich bitte Sie beiderseits aufs herzlichste, ihr diese in dem nächsten Briefe zu bestätigen. Schon 6—8 Wochen ruhigen Umgangs mit einem so reinen, so harmlosen Charakter, wie Gräfin Virginie, wird ihr Halt und Friede wieder schenken. Von den Eltern das Allerdankbarste, Gefühlteste!

Ach, die Armen haben jezt gerade noch andere, so bittre Familiensorgen, daß ich sie nicht genug bemitleiden kann; das Nähere mündlich.

Ich habe der Gräfin Rapp noch par postscript gesagt, sie möge ihre Antwort bey Ihnen abgeben laßen, Sie würden sie mir zubringen. Langt sie an, so senden Sie mir solche gütigst hierher, poste restante. Da erst Mittwochs das Dampfboot von Cölln abgeht, so reiße ich auch da erst ab; ich denke den 24. in Gent rückwärts einzutreffen, den 27/28 hier wieder, und dann alles so einzurichten, daß ich den 2. October bey Ihnen sey. Ihr Herr Neveu wird mich hoffentlich hier abhohlen, da er sonst einen Tag länger als er wollte, in Cölln weilen müßte. Laßen Sie mich, ich bitte, in Gent einige Zeilen Ihrer lieben Hand, poste restante finden.

Mit innigster Dankbarkeit und Verehrung für Sie und die theuren Ihrigen immerdar, am Rhein wie an der Ilm, von ganzer Seele

der Ihrigste *v. Müller.*

Sehr eilig.

Fräulein Irene, deren Andenken Augusten sehr wohl that, sagen Sie doch ja auch ein Wörtchen der Freude von mir über das Intereße, was mir ihre lang gewünschte Bekanntschaft gewährt hat.

*

Rotterdamm, 25. Sept. abds 28.

Nur mit zwey Worten, Verehrter Freund! laßen Sie mich Ihnen mein herzliches Bedauern ausdrücken, daß ich am 2. October noch nicht bey Ihnen werde seyn, meine innigen Glückwünsche nicht mündlich werde darbringen können, was ich doch so sehnlich bestrebt hatte. Aber trotz aller Eile war des Sehenswerthen zu viel für die wenigen Tage und selbst manche Hinderniß trat durch den dermalen veränderten und resp. langsameren Lauf der Dampfboote ein, die weit später ausfahren und früher landen, so daß auch Ihr Herr Neveu bis Düßeldorf liegen bleiben mußte und fast 2 Tage später mich abhohlte. Ich habe ihn vorgestern sehr wohl verlaßen, nachdem ich noch vorher bey Silems mit ihm diniit hatte, die so überaus artig waren, mich Tags nachher, gestern früh, noch auf ihr schönes Landgut hinter Harlem einzuladen. Von Amsterdam bin ich sehr zufrieden, überhaupt von meiner ganzen Reiße; eine Fahrt ins hohe Meer, von Scheveningen aus, entzückte mich zum höchsten.

Ich gehe morgen früh nach Antwerpen, übermorgen nach Gent. Da ich nothwendig 1—2 Tage wenigstens bey dem Herzog Bernhard bleiben muß, so werde ich mich heimwärts (über Brüßel, Lüttich) in Pempelfort nur einen Tag höchstens verweilen, hoffe aber sehr, daselbst erwünschte Kunde von Ihnen zu finden. Sehr wichtig wäre mir insbesondere zu wißen, wann Ihre Abreiße vestgesezt ist? Auf einen Tag auf oder ab, denke ich den 2. Abends in Pempelfort, den 5. in Frankfurth einzutreffen. So werde ich denn doch wenigstens einen mir so theuren Tag noch unter herzlich Theilnehmenden beschließen! Sey er Ihnen ein Tag heiterster Erinnerung, süßester Gegenwart und freundlicher Hoffnung!

Meine herzlichste Verehrung und Beglückwünschung auch Gräfin Virginien. Möchte doch indeßen Antwort von Rheinweiler gekommen seyn!

Auf frohes Wiedersehen!

v. Müller.

P. S. Wenn Fräulein Sylvestre noch bey Ihnen weilt, so bitte ich ihr, nebst den schönsten Grüßen, zu sagen, daß sie zu Pempelfort sehr willkommen seyn würde, wenn es ihr möglich wäre, sich bey ihrer Durchreiße aufzuhalten. Doppelt würde ich mich freuen, wenn leztere mit der meinigen coincidirte.

*

Pempelfort, 5 Oct. 28
Sonntags Abend.

Eben hier angelangt, finde ich Ihren lieben, lieben Brief und bin trostlos, Sie — wiewohl ohne meine Schuld — bis jezt vergebens haben warten laßen, ja Sie vielleicht gar nicht mehr zu finden!! Welcher schnelle Angang der Ferien! Erst hier erfahre ich dieß. Tausend unwillkührliche Umstände verzögerten meine Reiße, besonders die momentane Abwesenheit des Herzogs Bernhard bey den Inspectionen zu Menin, Ypern etc. Ich gehe morgen Abend schon mit dem Eilwagen hier ab, fliege nach Frankfurth sonder Rast, Sie bis Mittwoch früh wo möglich noch zu finden. Nichts unterwegs soll mich auch nur eine Stunde aufhalten. Sehr schmerzlich wäre es mir, Sie nicht mehr zu finden, und in der That ich muß mich darauf gefaßt machen, denn Sie hatten ja schon den 4. Ihre Abreiße anberaumt, und schon so lange meinetwegen gewartet.

Jacobis grüßen aufs schönste und dankbarste. O wie viel Intereßantes hätte ich Ihnen zu erzählen!

Innige Verehrung der liebenswürdigen Gemahlin. Mit treuster Liebe

ewig der Ihrigste

v. Müller.

Alles ist gut hier, nur nicht das Briefpapier, darum Verzeihung auch hierfür.

Über ein handschriftliches Notenheft aus Goethes Bibliothek.

Von *Karl Rhode*, Marburg i. H.

1. Ende des Jahres 1900 ward mir von Herrn Geheimrat Dr. M. Friedländer in Berlin ein handschriftliches Notenheft zur Einsicht überlassen, aus dem er einige Jahre vorher (1896 in seiner Schrift »Gedichte Goethes in Kompositionen seiner Zeitgenossen«) eine bis dahin ungedruckte Komposition zu »Jägers Nachtlied« bekannt gegeben hatte. Über die Herkunft des Heftes erfuhr ich bei der Rückgabe von ihm, daß er es mit anderen Musikalien von dem im Jahre 1887 gestorbenen Archivar der »Gesellschaft der Musikfreunde« in Wien, C. F. Pohl, geschenkt erhalten habe, der seinerseits es wiederum vor längerer Zeit von der seit 1839 in Wien als Witwe lebenden Ottilie v. Goethe bekommen habe.

2. Das Notenheft, ein Pappband in Querfolio ohne Auf- und Inschrift, mit 72 beschriebenen Blättern, enthält im ganzen 85 Liederkompositionen. Davon sind die den Schluß der Sammlung bildenden Stücke Nr. 72—85 mit dem Namen des Freiherrn Siegmund v. Seckendorff bezeichnet. Als Komponist von Nr. 26—28, 30—32, 34—59, 61—67 und 69—71 erwies sich Goethes Landsmann Philipp Christoph Kayser. Hinsichtlich der Nummern 32, 34, 61 und 27 ist seine Verfasserschaft von Goethe, bezw. von Kaysers und Klingers Biographen, C. A. Burkhardt und M. Rieger, bezw. von Kayser selbst bezeugt. Im übrigen ergibt sich seine Autorschaft daraus, daß sich die fraglichen Lieder in den gedruckten Sammlungen vorfinden, die in den Jahren 1775 und 1777 von ihm erschienen sind.

3. Wer mit den literarischen Erscheinungen des hier in Betracht kommenden Zeitabschnittes vertraut ist, wird bei dem Zusammenklange der Namen Goethe-Kayser-Seckendorff sogleich zu der Vermutung kommen, daß Urheber des Notenheftes Goethe ist; natürlich Urheber nur in dem Sinn, daß er Veranlasser der Sammlung war. Geschrieben ist das Heft von einem Schreiber von Beruf. Auf Grund einer Vergleichung der Abdrücke von Handschriften von Schreibgehilfen Goethes im XI. Bande der »Chronik des Wiener Goethe-Vereins« erwies sich als Hersteller der Schrift des Notenheftes der Weimarische Hofhoboist Joh. Mich. Wiener (vgl. seine Schriftzüge a. a. O. Seite 10). Der Zufall fügte es, daß das als Schriftprobe benützte Schriftstück eine auf unser Notenheft bezügliche Urkunde ist, nämlich (quittierte) Rechnung über 36 Bogen Notenschrift, eine Menge, die dem Umfange des Heftes genau entspricht. Wir geben das in mehr als einer Hinsicht beachtenswerte Schriftstück in seinem Wortlaute wieder: »Was vor den Herrn Geheimden Legations*-Rath Goethe* an verschiedenen Musical*-ischen Stücks sind geschrieben worden, als 36 Bogen à 2 gl., 3 Rthr. Zu unterthänigsten Dank bezahlt erhalten. Weimar den 9ten Merz 1778. Johann Michael Wiener.«

4. Die in dem Notenheft vereinigten Gesänge sind landläufige Mittelware der damaligen Zeit. Sie ragen weder durch melodische Erfindung noch Kunst des Satzes hervor. Beim Dilettanten v. Seckendorff ist das auch gar nicht anders zu erwarten; aber auch Kaysers Kompositionen, sind von einigen wenigen anmutig und charakteristisch gezeichneten Melodien abgesehen, im ganzen unbedeutend. Wenn Goethe die in der 1777er Sammlung veröffentlichten Lieder in dem ihr vorgeschickten schönen Spruche »tief aus dem Herzen hingesungen« nennt, so werden wir dies Urteil für die Lieder unsres Heftes wohl nur mit einigem Vorbehalte gelten lassen können. Ist so vom Standpunkte des bloß Genießenden der musikalische Wert der Sammlung nur gering, so ist sie immerhin geschichtlich interessant als eine Urkunde, die Goethes musikalisches Gefühl in der Anfangszeit seines Weimarischen Aufenthaltes widerspiegelt.

5. In sehr viel höherem Maße als vom musikalischen verdient der Fund vom Standpunkte des literarhistorischen Forschers Beachtung. Mit seinen 82 Liedertexten — drei Gedichte sind doppelt komponiert — kann er als eine Art Anthologie damaliger deutscher Lyrik gelten. Von einer Anzahl nicht ermittelter Autoren abgesehen und solcher, die wie Kayser, Bertuch, v. Seckendorff, v. Einsiedel und D. E. Frh. Spiegel v. Pickelsheim dem großen Publikum kaum bekannt ge-

*) Die mit einem Stern bezeichneten Worte sind mit lateinischen Buchstaben geschrieben.

worden sind und abgesehen von Klopstock, vereinigt er in sich Gedichte sämtlicher namhafterer deutscher Dichter jener Zeit. Es sind vertreten:

Goethe mit den Liedern: Neue Liebe, neues Leben (Nr. 15), An Christel (17), An Belinde (26), Bundeslied (zweimal, 33 und 78), Jägers Nachtlied (34), An den Mond (68), Der Fischer (76), ferner mit den folgenden, den Singspielen »Claudine von Villa Bella« und »Erwin und Elmire« entnommenen Arien »Liebliches Kind« (25), »Es war ein Buhle frech genug« (77), »Ein Veilchen« (zweimal, 28 und 83), »Ich muß, ich muß ihn sehen« (60), »Ihr verblühet, süße Rosen« (63) und »Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin« (64);

Herder mit den Gedichten: Süßer Tod (zweimal, 32 und 72), Edward, Elvershöh, Wend', o wende diesen Blick, Wilhelms Geist, Die Gewalt der Liebe, Lied eines wahnsinnigen Mädchens;

Martin Miller mit: »Bei Nacht«, »Der Abend«, »Nonnenlied«, »An Minna«, »Wiegenlied einer Mutter«, »An die Dämmerung«, »Liebestaumel«;

Max Klinger mit: An Jenny um Mitternacht, Schottisch Lied, Franzens Lied am Fenster (Hätt' ich dieses Sonnenstrählchen), Nie sah ich was, das diesem glich, Die Erscheinung;

J. G. Jacobi mit: An Chloe (Holdes Mädchen), Chloe (Ihr Schäferinnen alle), Wenn im leichten Hirtenkleide, An Lenetten;

Hölty mit: Die Schiffende, Das Traumbild, An den Mond (Geuß lieber Mond);

J. M. R. Lenz mit: Der Liebhaber (Die Todeswunde tief) und Nachschlag (Sanfte Freuden);

Boie mit: Der verschwiegene Schäfer;

v. Cronegk mit: Die Nacht;

Heinse mit: Sapphische Ode;

K. E. K. Schmidt mit: Die gute Stunde;

Fr. L. v. Stolberg mit: Lied eines deutschen Knaben;

J. H. Voß mit: Die Schlummernde;

H. L. Wagner mit: Ein Abschiedsliedchen;

Chr. F. Weisse mit: Mein Mädchen.

Besonderen Wert verleiht dem Hefte ferner, daß es von zwei Gedichten ersten Ranges, vom Liede »An den Mond« und vom »Fischer«, die älteste geschriebene Fassung bringt. Die Wienersche Handschrift geht, was ersteres Gedicht betrifft, der ältesten Gestalt, von der wir bisher Kunde hatten, dem von der Hand des Dichters selbst herrührenden v. Steinschen Exemplar, um wenigstens drei Monate voraus (vgl. den Aufsatz des Verf. »Neues zur Geschichte des Liedes „An den Mond“«, »Chronik des Wiener Goethe-Vereins«, Band XXII, 30 ff.), und was den »Fischer« anlangt, dessen früheste Form bisher in Seckendorffs erster Sammlung von »Volks- und andren Liedern«, 1779, enthalten war, um mindestens ein Jahr. Ist alles dies nicht unwichtig, so ist ein Letztes doch, wie uns bedünken will, von ungleich höherem Wert: Die Lieder, die das Heft enthält, sind ganz unzweifelhaft von Goethe selbst gesungen worden, er wird sie auch aus Freundesmund, so namentlich von Frau v. Stein, vernommen haben. Bedenkt man, daß gesungenes Wort am festesten zu haften pflegt — »Nur nicht lesen, immer singen, und ein jedes Blatt ist dein« singt Goethe selbst in dem anmutigen Gedicht »An Lina« — so ist wohl ohne weiteres klar, daß sich gar manche feine Fäden aus unserer Liedersammlung zu Goethes eigenen Dichtungen hinüberschlingen. Und in der Tat fehlt es, wie sich nachweisen läßt, an solchen inneren Bezügen nicht. Als einen besonders anziehenden Fall erwähnen wir die gedankliche Verknüpfung zwischen dem Goethischen Logengedichte »Verschwiegenheit« (1816 entstanden) und dem im Jahre 1773 von Boie gedichteten Liede »Der verschwiegene Schäfer« (Nr. 48 des Heftes), später, im Göttinger Musenalmanach von 1774, gleichfalls »Verschwiegenheit« genannt. Die beiden in Betracht kommenden Strophen lauten:

Bei Boie (Strophe 4):

Schäfer, lernt von feinen Seelen
Kalte Worte, kalten Blick!
Nicht die Seligkeit erzählen,
Sie verschweigen, — das ist Glück.
Immer, o Philinde, hülle
Unser Bündnis sich in Nacht!
Liebe suchet nur die Stille,
Wenn sie glücklich ist und macht.

Bei Goethe (Strophe 1):

Wenn die Liebste zum Erwidern
Blick auf Liebesblicke beut,
Singt ein Dichter gern in Liedern,
Wie ein solches Glück erfreut!
Aber Schweigen bringet Fülle
Reicheren Vertrauns zurück.
Leise, leise! Stille, stille!
Das ist erst das wahre Glück!

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK des WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Vereinskanzlei: Wien, I., Eschenbachgasse Nr. 9.

XXIII. Band. Wien, 23. Dezember 1909. Nr. 5—6.

INHALT: Goethe-Abende. — Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe, herausgegeben von Schwerdgeburth. — Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard. VI. — Erinnerungen einer Überlebenden an Goethe (Cäcilie v. Kauffberg, geborne v. Vogel). — Die Ausgabe der Goethe-Gesellschaft.

GOETHE-ABENDE.

Außer den in der letzten Nummer der »Chronik« angekündigten Vorträgen sind wir noch in der angenehmen Lage, für den Monat Jänner 1909 einen **Vortrag des Herrn Hofrates Dr. Eugen Guglia** über

Goethe und Johannes v. Müller

sowie im Anschlusse an einen der späteren Vorträge ein Referat über die Eindrücke eines **Besuches in Sesenheim** von demselben Vortragenden in Aussicht zu stellen.

Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe, herausgegeben von *Schwerdgeburth*, Weimar 1821.

Von diesem reizenden Heftchen, das noch zu Goethes Lebzeiten unter seiner persönlichen Anteilnahme erschienen ist, hat ein Mitglied des Wiener Goethe-Vereins, Herr Felix Schwab, einen zunächst als Weihnachtsgabe für einen engeren Freundeskreis bestimmten Neudruck veranstaltet; auf Anregung der Redaktion der »Chronik« hat der Herausgeber in seltener Liberalität dem Wiener Goethe-Verein eine entsprechende Anzahl von Exemplaren kostenlos zur Verfügung gestellt, die wir mit der heutigen Nummer unseren Lesern als gewiß nicht unwillkommene Gabe auf den Weihnachtstisch legen.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Ausschuß-Sitzung am 5. November 1909 unter dem Vorsitze des Obmannes Hofrates Prof. Dr. J. Minor. Anwesend: Obmannstellvertreter Dr. Ruß und die Ausschuß-Mitglieder Dr. Hermann Brüch, Hofrat Dr. Eugen Guglia, Hofrat Dr. Friedrich v. Maasburg, Doktor August Nechansky, Dr. Otto Neurath, Dr. Rudolf v. Payer, Schulrat Walter Vernaleken, Hofrat Wilhelm Freiherr v. Weckbecker, Schriftführer: Dr. Hermann Brüch.

Der Vorsitzende teilt mit: Die k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale hat sich an den Wiener Goethe-Verein mit dem Ersuchen gewendet, eine Aktion einzuleiten, um die Mittel aufzubringen, das Haus »Zu den drei Mohren« in Karlsbad, in welchem Goethe während seines Karlsbader Aufenthaltes zu wohnen pflegte, vor der drohenden Demolierung zu retten. Mit Rücksicht auf die Aussichtslosigkeit eines solchen Unternehmens wäre davon Abstand zu nehmen.

Eingelangt ist die Einladung des Journalisten- und Schriftsteller-Vereins »Concordia« sowie des Freien Deutschen Hochstiftes in Frankfurt a. M. zur Teilnahme an der Feier des fünfzigjährigen Bestandes. Es wird beschlossen, an der Feier der »Concordia« persönlich teilzunehmen und ein Glückwunsch-Telegramm an das Hochstift abzusenden.

Auf Antrag des Vorsitzenden wird beschlossen, am 10. November einen Kranz am Schillerdenkmal niederzulegen. An dem genannten Tage hat eine dreigliedrige Abordnung, bestehend aus den Herren Hofrat Prof. Dr. Minor, Herrenhausmitglied Dr. Ruß und Hofrat Dr. v. Maasburg um 10 Uhr vormittags den Kranz niedergelegt.

Auf Antrag der Herren Dr. Ruß und Dr. v. Payer beschließt der Ausschuß, am 28. August einen Kranz am Goethe-Denkmal niederzulegen.

Welcher Wertschätzung sich die »Chronik des Wiener Goethe-Vereins« in den Kreisen der Bücherfreunde und Goethe-Forscher erfreut, zeigen am besten die zusehends steigenden Preise in den deutschen Antiquariatskatalogen. Friedrich Meyer bezeichnet in der Einleitung zu seinem »Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek« (Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1908) die »Chronik« als »kaum aufzutreiben«. Ferner liegen uns zwei Antiquariatskataloge vor: Baer in Frankfurt a. M. bewertet in seinen »Mitteilungen für Bücherfreunde«, IV. Jahrgang, Nr. 11—15, unter Nr. 1008 die ersten 15 Bände (1887 bis 1901) mit 68 Mark, ein späterer Wiener Katalog (Anzeiger Nr. 88 von Gilhofer & Ranschburg, Wien, I., Bognergasse 2) unter Nr. 18.944 die ersten 16 Jahrgänge (1887 — 1902) sogar mit 360 Kronen!

Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard.

VI.

(Vgl. »Chronik«, XXI. Band, S. 31 ff., XXII. Band, S. 1 ff., S. 17 ff., XXIII. Band, S. 3 ff., 17 ff.)

Weimar, 17 October 28.

Sie erhalten diese Zeilen durch H. v. Könneritz, meinen vieljährigen Freund und Collegen, nun K. Sächsischen Gesandten zu Paris, den ich Ihrer freundlichen Aufnahme, resp. Berathung angelegentlich empfehle und als klugen, gewandten edel denkenden Mann empfehlen kann. Er ist mit Carlowitz, Lindenau, Rumigny etc. eng befreundet und wird Ihnen durch sein ernstes Wesen und lebendiges Auffaßen gewiß intereßant werden:

Wie sehr, wie schmerzlich ich beklagte, Sie am 8. nicht mehr zu finden, statt heitersten Zusammenseyns einen so tragischen Brief zu finden — — davon kein Wort. Was Sie in Freud und Leid berührt, wird immerdar tief in meiner Seele anklingen; wie sollte ich so niederbeugende Vatersorgen nicht innigst theilen?

Ich habe mit dem braven Harnier gesprochen, correspondire mit ihm, erließ sogleich eindringliche Schreiben nach Meinungen. Sobald ich Antwort empfange, ein Mehreres hierüber. Durch die Grosfürstin Herrn von D.[iemar] in Rußische Kriegsdienste zu bringen, wird, denke ich, nicht allzuschwer halten. Gewiß ist dies der beste Ausweeg.

Mich dünkt keinem Vater könne zugemuthet werden, das mütterliche Vermögen seiner Tochter einem solchen heillosen Verschwender ohne Sicherheit herauszugeben. An Ihrer Stelle ließe ich mich lieber gerichtlich belangen als daß ich den schändlichen Plänen des H. v. D.[iemar] durch Zahlung seiner Schulden Erfüllung bereitete. Ich würde keinen Heller früher zahlen, als bis meine Tochter erst aus den Klauen dieses Vampyrs und bey mir wäre. Doch freilich kann ich nicht beurtheilen, ob Sie vielleicht schon frühere Zahlungsversprechungen gethan, oder ob etwa besondere Verhältnisse hinsichtlich des Vermögens Ihrer Frau Tochter obwalten. Die Ehepacten müßen dieß ergeben.

Meine kurze, 7stündige Anwesenheit in Frankfurth war doch reich an Mittheilungen durch Gagerns und Burgemeisters Schmidts Anwesenheit. Letzterer ertheilte hinsichtlich der Caßeler Verhandlungen unserem Weimarischen Gouvernement und namentlich dem Geh Rath Schweitzer das allergrößte Lob und hält überhaupt den Vertrag vom 24. September für äußerst folgenreich und wohlthätig.

Hier traf ich alles, besonders auch meine gute Frau — die sich Ihnen und Frau Gemahlin herzlichst empfiehlt — sehr wohl an.

Es wimmelt an unsrem Hofe von Prinzen und Ministern, Prinz Carl, Prinz Wilhelm von Preußen, Graf Brandenburg etc. sind — Prinz Leopold von Coburg, die Oldenburger Prinzen, Luxburg, Jordan etc. etc. waren hier.[1]) La Ferronaye weilte 4 Tage sehr vergnügt; man ist am Hof wie in der Stadt gleich eingenommen von ihm.[2]) Mich freut, ihn — ob ich gleich erst am Abend vor seiner Abreiße antraf, doch noch 1/4 Stunde gesehen und gesprochen zu haben, wo ich ihm denn sagte, daß Sie sehr bedauerten, ihn nicht in Frankfurth erwarten zu können, da Ihr Urlaub überraschend schnell eingetroffen. Er erwiederte, daß er Sie desto eher in Paris zu treffen hoffe und daß Sie ganz Recht gethan, nicht auf seine Durchreiße durch Frankfurth zu warten.

Edlern Anstand und mildere Würde wird man selten finden. Mich verdrießt, daß Goethe ihn nicht gesehen. Diesen Verehrten traf ich völlig wohl und er sagt Ihnen Tausend Herzliches und Teilnehmendes.

Ich lege unsre neusten Maurer-Analecten bey, worinn meine Trauer-Rede.[3]) Das 2. Exemplar bitte ich Ampère zu geben, nebst der 3. Lieferung Goethischer Werke, die ihm gehört. Aber schelten Sie auch mit ihm, daß weder über des Grosherzogs Tod noch über Herzogs Bernhards Reiße, die ich ihm zu dem Ende verehrte, im Globe bis jetzt ein Wort erschienen ist.[4]) Und beide Gegenstände sind

---

[1]) All diese Besucher haben auch bei Goethe vorgesprochen. Das Tagebuch verzeichnet: 6. Oktober: »Herr von Jordan besuchte mich. Unterhaltung über den verewigten Herrn.« (Joh. Ludwig v. Jordan, preuß. wirkl. geh. Legationsrat u. bevollm. Minister vom preußischen Hofe. Eckermann berichtet am 7. Oktober: »Nach aufgehobener Tafel ließ sich der preußische Minister, Herr v. Jordan, melden und wir zogen uns in das angrenzende Zimmer.«) 8. Oktober: »Gegen Abend die Prinzen von Oldenburg.« (Eckermann unter dem gleichen Datum: »Nach aufgehobener Tafel ließen sich die Prinzen von Oldenburg melden.«) 12. Oktober: »Vorher Graf Luxburg, der Erbprinz und Hofrat Soret.« (Christian Johann Graf v. Luxburg, k. Bayr. wirkl. Geheimrat und a. o. Gesandter); 13. Oktober: »Gegen Abend Prinz von Coburg.«

[2]) P. L. A. La Ferronaye, früherer französischer Gesandter in St. Petersburg, war nach dem Sturze des klerikalen Ministeriums Villèle Minister des Äußern, also Reinhards unmittelbarer Vorgesetzter geworden. Vgl. oben S. 21.

[3]) Freymaurer-Analecten IV. Heft. Gedruckt als Manuscript für Brüder. Weimar dritten September 1828 [Die Trauerfeyer in der Loge Amalia zu Weimar . . . zum Gedächtniß . . . des Großherzogs Carl August . . .] (Meyer 1741). Bei Eckermann, III. Teil, äußert sich Goethe am 23. Okt. 1828 sehr anerkennend über Müllers Nekrolog.

[4]) Vgl. S. 23 f. u. Anm. 19. Nachzutragen ist hier der Aufsatz von L. L. Mackall GJB XXV, 21.

doch cosmopolitisch genug. Sagen Sie auch gütigst Ampère, daß ich seinen Brief vom 5. März mit den 2 Büchern erst Anfangs September im Moment meiner Abreiße erhalten, und ihm ehestens schreiben wolle. Sodann an Cousin viel Schönes und Anerkennendes.

Was werden Sie sagen, wenn ich melde, daß wir Augusten in 10—12 Tagen hier erwarten? [5]) Das kam seltsam genug. Meine Frau hatte sie, während ich in Holland war, schriftlich eingeladen. Die Eltern hatten anfangs manches Bedenken; ruhige Erwägung beseitigte sie. Sie erkannten, daß gerade diese Demarche das gründlichste Heilmittel gegen frühere Gerüchte und misgünstiges Geklatsch sey. Ich bin gewiß, Weimar wird für einige Monate sehr gut auf Auguste wirken, sie in mehreren Puncten beruhigen und über sich selbst aufklären. Meine Frau wird ihr mit Herzlichkeit und Wohlwollen entgegenkommen und ich werde mich streng an die Rolle eines treuen, aufrichtigen Freundes halten. Der Plan mit Gräfin Rapp ist so gut wie aufgegeben; zwar ist die Stelle der Gouvernante ihrer Tochter noch unbesetzt und die Gräfin hat mir sehr freundlich geantwortet und nur nähere Renseignements erbeten; allein was sie von einer Gouvernante fordert, scheint nicht recht zu Augustens Individualität zu paßen, und da die Gräfin in ihrem Schmerz mit sich selbst uneins ist, und jetzt nur auf wenig Wochen nach Paris geht, dann aber den Winter in Rheinweiler zubringen will; so stünde zu fürchten, daß Auguste vollends ganz melancholisch werden würde. Auch dürfte wohl Rheinweilers feuchte Lage Augustens Gesundheit im Winter eben so schädlich als Pempelfort selbst seyn, von wo die Entfernung ausdrücklich von den Ärzten gefordert worden. Kommt Zeit, kommt Rath! Fürs erste war es absolut nothwendig für Seel und Leib, Augusten in eine andere, ruhige und gemäßigte Atmosphäre zu versetzen, wenn sie nicht zu Grund gehen sollte. Und zu jenem eifrigst mitzuwirken hielt ich mich redlich verpflichtet, der Himmel helfe weiter. Wir wollen diesen Winter gemeinschaftlich für sie rathschlagen und für ihre Zukunft zu sorgen suchen; nicht wahr, mein edler Freund?

Tausend herzliche Empfehlungen Ihrer theuren Gemahlin und Ihrem Herrn Sohn. Schreiben Sie mir bald; ich sehne mich sehr darnach. Gott erhalte Sie wohl und segne Ihre Unternehmungen.

Ewig Ihr getreuster

F. v. Müller.

[5]) Vgl. den Brief vom 24. März 1828 oben S. 22 und unten S. 44, Anm. 34 und S. 46, Anm. 38.

Beyde Grosherzoginnen tragen mir die schönsten und achtungsvollsten Begrüßungen an Sie auf.

*

Weimar, 3. Nov. 28.

Herr von Könneritz muß Ihnen, Verehrtester! meine Depesche schon am 23/24. Oct. zugestellt haben, aber noch immer sehne ich mich nach einer freundlichen Zeile von Ihnen.

Inzwischen wird Harnier Ihnen schon gemeldet haben, was ich ihm geschrieben und was Herr v. Türk mir geantwortet. Ich glaube mich lediglich darauf beziehen zu können und will daher nicht wiederhohlen. Muß einmal gezalt werden, so halte ich für wesentlich, zu bedingen, daß Ihre Fr. Tochter vorher sich entferne und vorerst, im vollen Zustande der Freiheit, ihre Verpflichtung anerkenne. Und zwar je eher, je lieber. H. v. D.[iemar] wird dann auch leichter sich unterbringen; die Frau Grosfürstin ist im allgemeinen geneigt, sich zu verwenden, aber ein Brief von Ihnen an sie ist nötig, der kürzlich die Personalität schildern und den sie an ihren Kaiserlichen Bruder mittheilen könne, als sichere Basis. Die Rückkehr des Kaisers nach Petersburg erleichtert die Sache. Wie glücklich wäre ich, so bittere Sorgen erleichtern zu können!

Der Fall von Varna hat hier grose Freude erregt. Auch zu Berlin [6]). Die Briefe des Kaisers an die Kaiserin-Mutter und hierher sind voll guter Hoffnungen, voll Muth und Energie, so viel man vernimmt.

Prinz Wilhelm hat das Jawort von unserer liebenswürdigen Auguste erhalten, aber öffentlich declarirt wird die Verlobung erst in einigen Monaten werden. Ein edles, hofnungsvolles Paar! [7])

Bis Sonnabends weilen die Prinzen noch bey uns, wie auch Princeß Carl.

Übrigens geht hier alles ruhigen Gangs. Das Hoftheater ist dem Hofmarschallamt untergeben, die besondere Theater-Intendanz supprimirt worden, was sehr gut ist. Der wackre Riemer ist für wichtigere aesthetische Beurtheilung Spiegeln beigegeben.

[6]) Goethes Tagebuch, 24. Oktober: »Nachricht, Varna sey eingenommen. War durch einen Courier von Berlin an die preußischen Prinzen gelangt.« Die türkische Festung Varna hatte sich am 11. Oktober den Russen ergeben.

[7]) Der spätere Kaiser Wilhelm I., der Gründer des Deutschen Reiches, und seine Gemahlin, Kaiserin Augusta, die Enkelin Karl Augusts und Schwester des Großherzogs Karl Alexander.

Goethe war 4 Tage unwohl, ist aber wieder beßer.[8]) Erst diesen Vormittag empfieng ich aus seinem Munde herzliche Grüße für Sie.

Ampère schreibt mir, Sie seyen zu Paris, hätten aber die 3. Liefung Goethescher Werke ihm nicht mitgebracht; wahrscheinlich hatten Sie damals meinen Brief noch nicht, worinn ich das Räthsel aufklärte, nun aber ist sie ihm wohl durch Ihre Güte ausgeliefert. Auf den Artikel des Globe, den er mir ankündigt, bin ich sehr begierig. Die Frau Grosfürstin wünscht, daß Sie sich doch nach Herrn von St. Aignans Ergehen geneigt erkundigen möchten. Es wundert Sie ein wenig, daß Er, der dem Grosherzog doch sehr attachirt war, sich seit deßen Tod nicht gegen mich darüber ausgesprochen.[9]) Auch wird es die Kaiserliche Hoheit sehr intereßieren, wenn Sie mir über Herrn de la Ferronayes Rückkehr und Befinden ein Wörtchen mittheilen möchten, da sie ihm so grosen Antheil widmet.

Ein böser Dämon hat zu Pempelfort abermals Unkraut unter den Waitzen gesaet. Nachdem Augustens Ankunft uns, mir und meiner Frau, von der Mutter bereits als sicher verkündet war, schreibt der Vater sie plözlich ab und bezieht sich — wiewohl mit großer Delicateße und freundschaftlicher Schonung — auf dringende Abmahnungen, die von Ferne und Nähe, bezüglich auf frühere Vorkommniße und Nachreden, verlautet hätten. Auguste schreibt meiner Frau tief betrübt, schüzt aber — aus Delicateße — nur eigne Kränklichkeit vor, als Ursache veränderten Entschlußes.

Ich kann nicht genug ausdrücken, wie schmerzlich mich dieß ergriffen; auch meine gute Frau, die längst von allem unterrichtet, ganz meine Ansichten und Empfindungen theilt. Sie hat nun noch so eben versucht, durch einen recht offenherzigen Brief an die Mutter, die Furcht vor jenem »Gespenst wesenloser und nichtiger Nachrede« (wie der Vater es selbst nennt) zu besiegen; doch fast zweifle ich am Erfolg. Meine Frau hat offerirt, unsern Wagen mit einer soliden weiblichen Person bis Frankfurth entgegen zu senden. Nach der genauen Kentniß, die ich von allen Pempelforter Zuständen erlangt, steht zu besorgen, daß Auguste physisch und moralisch zu Grunde geht, wenn sie diesen Winter durch dort bleiben muß. Ja, nachdem sie jetzt die frohe Aussicht, wegzukommen und sich in unsrer ruhigen Häuslichkeit wieder ungestört zu sammeln, fest erfaßt hatte, steht alles noch schlimmer wie vorher, wenn sie diesen Plan scheitern sehen muß. Meine Frau würde sie mit Vergnügen für den ganzen Winter aufnehmen; zeigte sich bis zum Frühjahre auch keine solide Unterkunft anderwärts, so würde sie doch gewiß, über Frankfurth heimkehrend, körperlich und geistig erfrischt und gestärkt das Vaterhauß wieder betreten und, über so vieles beruhigt und aufgeklärt, ein neues Leben beginnen.

Gräfin Virginie würde mich unsäglich verbinden, wenn sie der armen Beklagenswerten einige freundliche Zeilen schriebe und darin Ihr beiderseitiges Urtheil, daß Sie, nach solchen Praemißen nämlich von Seiten meiner Frau, — die Hierherkunft nicht nur unbedenklich, sondern sogar als das sicherste Mittel, allem albernen Gerede für immer ein Ende zu machen, ansähen, ausspräche. Und so ist es in der That. Ihre beiderseitige Stimme würde von um so größerem Gewicht, auch für die Eltern, seyn, als Sie ja meine häuslichen Verhältniße genau kennen und Weimar obendrein, über deßen allgemeinen sittlichen Charakter man sogar sich nicht entblödet hat, bey dem Vater allerley Nachtheiliges anzubringen, was Er zwar nicht zu glauben angiebt, was aber doch offenbar mitgewirkt hat, seinen früheren, selbst von den alten Tanten schon gut geheißenen Entschluß zu ändern. Gott mag wißen, welche verkappte Daemonen hier ihr Spiel getrieben haben.

Der Plan mit Gräfin Rapp ist ganz aufgegeben; sie verlangt eine Lehrerin, keine Gesellschafterin. Ich schreibe ihr soeben alles ab. Sehen Sie sie zufällig in Paris, und spricht sie davon, so beziehen Sie sich nur geneigtest auf mich, ohne Nennung Augustens.

Sollte dermalen alles fehlschlagen, so bleibt noch ein Ausweg, der nämlich, daß Auguste, wenn Ihre Freundschaft es vergönnt — gleich nach Ihrer Rückkehr nur auf 8—14 Tage zu Ihnen komme und von da hierher abgeholt werde, wozu sich der Vater doch wohl verstehen wird, sobald Gräfin Virginie es andeutet. Die Sache ist sehr ernster Art, es gilt das Geschick eines zwar keineswegs fehlerfreyen, aber doch sehr edlen Wesens, und ich halte mich im innersten verpflichtet, möglichst gut zu machen, was ich, wenn schon unschuldig, durch Zufall mit verschuldet.

Tausend herzliche Empfehlungen von uns allen der verehrten Gräfin Virginie und Ihrem Herrn Sohn. Möchten Sie mir nur recht Gutes hinsicht-

[8]) Goethes Tagebuch berichtet über den Verlauf: 25. Oktober: »Verhielt mich ruhig wegen einiger Indisposition. Blieb Mittags auf meinem Zimmer.« 30. Oktober: »Unruhige Nacht.« 31. Oktober: »Die Nacht nicht viel beßer . . . Den übrigen Tag im Bette zugebracht . . . Bessere Nacht.«

[9]) Baron de Saint-Aignan war früher als königlich französischer Gesandter bei den sächsischen Höfen beglaubigt gewesen.

lich Ihrer eigenen Wünsche und Ihres allerseitigen Wohlergehens berichten. Wie treue Theilnahme bleibt Ihnen, fern und nah von mir gewidmet, wie oft ist meine Sehnsucht bey Ihnen!

Ewiglich der Ihrigste

v. Müller.

Ich schließe Goethes neuste Trostworte bey; seyen sie es auch Ihnen.[10])

Macco ist hier, gefällt sich, mahlt Gräfin Julie für Ihre Mutter und empfiehlt sich auf das angelegentlichste.[11])

*

Weimar, 19. Nov. 28.

Ihr lieber, innhaltreicher Brief, Verehrter Freund! hat mich vorgestern ungemein erfreut; ich habe ihn sogleich Goethen mitgetheilt und wir haben beyde ein wahres Fest der Freundschaft und Theilnahme gefeyert, da wir uns so lange nach Briefen von Ihnen gesehnt hatten. Goethe kann nicht genug die klare, ruhige Anschaulichkeit bewundern, die Sie, mitten in einem so bewegten Leben, der Schilderung des Faust zu geben gewußt haben und ist Ihnen dafür höchst dankbar. Ich mußte ihm die ganze Stelle Ihres Briefes sogleich ausschreiben laßen.[12]) Und nun laßen Sie mich zuvörderst meinen Glückwunsch aussprechen zu den begründeten Hofnungen für nahe Anstellung Ihres Herrn Sohnes. Da ich weiß, wie sehr Ihnen letztere am Herzen gelegen, so erfreut es mich aufs innigste, Ihnen diese Sorge abgenommen zu sehen. Und überhaupt scheint mir durch Ihren ganzen Brief eine Beruhigung und Zufriedenheit über Ihre politische Stellung durchzublicken, die auch mir ungemein viel werth seyn muß.

Herrn von D.[iemar] anlangend, so ist es zwar sehr wohl gethan, wenn Sie ihm die Entlaßung seiner Gemahlin zur Bedingung Ihrer Verwendung in Rußland machen, aber letztere könnte doch gleichzeitig vorschreiten, und D.[iemar] brauchte ja nicht zu erfahren, daß dem so sey.

Außerdem gienge viel Zeit verlohren und die Grosfürstin würde auch bey weitem weniger Intereße an D. Anstellung in Rußland nehmen, wenn sie ihn nicht noch nah mit Ihnen verbunden glaubte. Es würde genügen, ihr zu sagen, daß der dringende

---

[10]) Das Blatt mit »Goethes neusten Trostworten« hat sich leider bei den Briefen Müllers nicht gefunden. Es dürfte die in der Jubiläums-Ausgabe 3. Bd., S. 171 f. abgedruckten Gedichte auf den Tod Karl Augusts (Nr. 230 und 231) enthalten haben.

[11]) Goethes Tagebuch, 30. September: »Herr Macco, Historienmaler des Königs von Bayern meldete sich und ward auf heute Abend eingeladen.« Weitere Besuche Maccos verzeichnet das Tagebuch am 4., 11., 19. und 26. Oktober.

[12]) Am 16. November verzeichnet Goethes Tagebuch: »Bedeutendes Schreiben des Grafen Reinhard an Müller.« Am 19. November 1828 sendet Goethe an Müller »in Hoffnung baldiger mündlichen Unterhaltung . . . 2.) Des Herrn Grafen Reinhard so merkwürdigen als liebenswürdigen Brief« (Briefe, Weim. Ausg., 45. Band, Nr. 49 und Anm. dazu S. 348). Am selben Tage erscheint: »Gegen Abend Herr Canzler von Müller . . . besprechend; auch das letzte Schreiben des Herrn Grafen Reinhard aus Paris.« Und noch am 6. Januar 1829 beschäftigt ihn: »Graf Reinhards Relation von dem Pariser Faust.« Der Brief Reinhards, datiert: »Paris, rue d'Artois 23, 10. Nov. 1828«, dessen Kenntnis wir dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar verdanken, beginnt: »Vorgestern Abend, mein Theuerster, beim Nachhausekommen vom Melodram Faust im Théatre de la porte S. Martin fand ich . . . . .« Auf der 4. Seite des Briefes, der persönliche Dinge behandelt, fährt Reinhard fort: »Doch da ich von Faust gesprochen habe, darf ich mir nicht versagen, Göthen einen Begriff von den Erscheinungen zu geben, die wir vorgestern angeschaut und angestarrt haben.

Es ist der Göthe'sche Faust, es ist Gretchen, es ist Mephistopheles, Martha, aber travestirt, materialisirt, auf Erde und Hölle beschränkt, alles geistige verwischt. Es sind aber kraus durcheinandergeworfen alle Szenen des Originals, der Gang im Garten, der feurige Wein, aber in einer Bauernschenke, der Kerker, die Hexen-Szene, selbst der Blocksberg. Gretchens Kammer, Mephistopheles Larve sind treu nach den Retschischen Zeichnungen. Dieser hat die Lache beibehalten, aber es ist wilde Hohnlache, im übrigen ein katholischer Teufel. Faustens Vertrag wird rechtskräftig beim ersten Verbrechen. Gretchen ist keine Kindermörderin, aber sie vergiftet die Mutter, durch einen Schlaftrunk, den ihr Faust zum sichern rendez-vous verabreicht, und wo der Teufel die Dose verstärkt. Dafür wird sie gefoltert und von der Folter zurückgebracht, sieht man sie mit Entsezen auf ihrem Stroh sich krümmen, an den Fesseln zerren, vor Schmerz wahnsinnig auf die gezwikten Stellen deuten. Marthe hat sich verkleidet, kommt sie zu retten; Faust tritt ein, verkennt sie und sticht sie nieder. So verstreicht die Frist; Gretchen kann und will nicht, und der Henker kommt sie abzuholen. Drausen hat man schon vorher das Blutgerüst und die Menge gesehen die auf sie warten. Kaum ist sie hinaus, so steigt eine Wolke nieder und wieder empor, und man erblickt oben das Paradis im bengalischen Feuer, und Gretchen die vor der Jungfrau kniet, unten die Hölle, und Faust zwischen den Teufeln und Flammen in bekannter Manier. Dafür mehr als zwanzig Decorationen, viele brillant und überraschend. Die Gazette und quotidienne haben Ärgernis genommen; selbst noch in dieser vierten Vorstellung vernam (sic) ich einige fromme siflets. Im übrigen wird das Stück sich bezalt machen; für den Haufen felt es nicht an Interesse; für mich lag es im Kontrast.

Wie Gretchen vor dem Marienbild kniet, steigt der Teufel aus der Erde auf einem ungeheuern Piedestal, aus Ungeheuern und Schlangen erbaut und donnert ihr von dieser Höhe herab (sic) Flüche zu. — So theatralisirt man hier zu Lande den bösen Geist der ins Ohr flüstert. Noch mus ich eines Walzers gedenken zwischen Mephist. und Martha der wirklich genialisch ist. Der Teufel hat sie inne wie der Magnetiseur die magnesirte; mit entsetzlicher Gewalt folgt sie seinen Gesten im schnell wechselnden Ausdruck bald der sinnlichsten hingebendsten Wollust bald des furchtbarsten Schreckens und der schmerzlichsten Pein.«

Wunsch nach Thätigkeit und nach einer ehrenvollen militairischen Laufbahn die Bitte um Anstellung motivirt habe.

Inzwischen hat nun die arme Fürstin den schrecklichsten Schlag erlebt, der sie nur treffen konnte, den Tod ihrer von ihr angebeteten Mutter. Sie erträgt ihn mit mehr Faßung und Ergebung, als zu erwarten stand, ist aber freylich im Innersten zerstört und verläßt noch nicht ihr Zimmer.

So hätte ich denn Ihren Brief ohnehin jezt nicht gleich übergeben können. Aber in 10—12 Tagen wird das schon möglich seyn.

Beginnen Sie nur ja mit einer Condolenz; denn ich weiß, daß sie solche Theilnahms Aeußerungen stets sehr gut aufnimmt; Ihrer Feder wird es nicht schwer werden, den Übergang zu Ihrem eignen Anliegen dabey zu finden. Die Stelle in meinem lezten Briefe: es würde alles leichter gehen, wenn die Trennung vorher entschieden wäre« gieng nicht auf die Rußische Unterhandlung, sondern auf die Walldorfer Verhältniße; ich meinte nämlich, D.[iemar] würde weniger balanciren, Rußische Dienste zu nehmen, wenn er nicht mehr hoffen durfte, von seiner Frau Vermögen zu leben.

Harnier hat mir zuletzt geschrieben, daß er 800 fl. auf die Weinschuld abschlägig gezalt habe und von Ihnen Instruction erwarte.

Ein sehr gutes Zeichen, mitten im Irrsal, ist es allerdings, daß H. v. D.[iemar] selbst das Unwürdige und Unverzeihliche seiner jezigen Paßivität zu fühlen scheint. Hoffen wir erwünschten Erfolg unserer redlichen Unternehmungen.

Ihre freundlichen Aeußerungen über die Pempelforter tragische Angelegenheit haben mich wahrhaft erquickt und getröstet. An demselben Tage, wo ich Ihnen schrieb, giengen auch von mir und meiner Frau Briefe an Vater und Tochter ab, — aber noch ist keine Antwort da. Möge inzwischen ein gütiges Schreiben Ihrer Theuren Gemahlin, der ich zehnfach die Hand dafür küße, günstige Diversion gemacht haben. Ich komme wirklich nicht zur Ruhe, bis ich den bösen Daemon bekämpft und entlarvt habe, der so boshaftes Verläumdungsgewebe angesponnen. Aus dem Umstande, daß das in unsern Zimmern hängende Portrait Augustens ganz besonders mit aufgemuzt wird, schließe ich — und Goethe gibt mir nicht Unrecht — daß wohl sein Neffe Alfred Nicolovius, der es bey mir gesehen und zu Klatschereyen sehr inclinirt, so zu Berlin wie zu Bonn oder Cölln, jenen albernen Spuck aufgeregt haben möge. Doch dies *entre nous*. Augustens Gesundheit liegt mir dabey sehr am Herzen, sie war schon so leidend und gereizt, nun wird sie über all das Geträtsch und die Conflicte aller Art gewiß ganz desparat seyn! Bitte, bitte, daß Gräfin Virginiens freundliche Zuschrift ihr doch ja bald Balsam bringe, wenn es nicht schon geschehen.

Auch die alte Herzogin von Meiningen ist gefährlich krank; das Jahres Ende ist den Fürstinnen gefährlich.

Gagern schreibt sehr verstimmt über fortwährendes Kränkeln seiner Gemahlin, auch fängt er an, mit Capo d'Istria unzufrieden zu seyn, woran doch wohl nur der Courier de Smyrna Schuld seyn mag. Auf der anderen Seite hofft er gewaltig auf — Frieden. Sey er Prophet!

Das Quidproquo mit Köneritz bedaure ich sehr; hoffentlich hat er nun sich Ihnen persönlich präsentiert. Bey aller Liebenswürdigkeit ist er allerdings öfters etwas zerstreut und nonchalant. Laßen Sie mich bald wieder frohe Kunde vernehmen. Die angelegentlichsten Empfehlungen an Sohn und Gemahlin.

In treuster Liebe und Verehrung
der Ihrigste *v. M.*

*

Weimar, 21. Dec. 1828.

Ihr Schreiben an die Grosfürstin ist vortrefflich, mein theurer Freund! und hat mich und Goethe durch Form und Zartheit der Empfindung ungemein erbaut; es kann gewiß die beste Wirkung nicht verfehlen. Aber leider mußte die Übergabe bis heute verschoben werden, da die arme Fürstin in ihren Schmerz so versenkt und von der Außenwelt so abgeschloßen war, daß die Frau Grosherzogin-Mutter, die ich ins Vertrauen zog, mir wohlmeinend anrieth, Ihren Brief ja nicht eher zu behändigen, als bis der Abgesandte aus Petersburg, der seit 14 Tagen mit Ungeduld erwartet wurde und deßen Mittheilungen die tragische Spannung ohne Zweifel etwas lösen würden, eingetroffen. Vorgestern ist nun endlich dieser Mann, Graf Wladski (?) angelangt [18]) und gestern bat ich sofort die Gräfin Henckel, den Brief heute zu übergeben, da die Grosfürstin bis jezt noch immer keinen der hiesigen Herrn sieht. Man hofft jedoch, daß sie nach Ankunft des Prinzen Wilhelm am Christtage wieder öffentlich erscheinen werde und da werde ich dann unverweilt die Sache bey ihr selbst unterstützen und betreiben. Nach den grosen Verlusten in der Armee wird man ja wohl gerne einen gedienten Offizier des Auslands, wie H. v. D.(iemar) annehmen, und in wenigen Wochen kann die Resoluton von Petersburg da seyn.

[18]) Goethes Tagebuch, 22. Dezember: »Der Graf Wielhorski.« 25. Dezember: »Canzler von Müller. Einiges zu Gunsten des Grafen Wielhorski vorbringend.«

Ihr Reisevorhaben nach Meinungen ist mir höchst günstig, denn da können und müßen wir uns doch sicher sehen, sey es in Gotha, oder, noch lieber, hier. Möge nur die leider nur zu gewöhnliche Zögerung im Geschäftsgang zu Paris Ihren dortigen Aufenthalt nicht verlängert haben und Sie von da recht beruhigt hinsichtlich Ihres Herrn Sohnes geschieden seyn. Wie werthes Christgeschenk sollte mir diese Nachricht seyn!

Goethes anliegender Brief wird Ihnen beweisen, daß die norwegischen Steine für ihn wahre Edelsteine sind. Er ergözt sich an ihrem Anblick ungemein und ist voll Dankbarkeit für Sie.[14])

Ich habe nun den 1. Theil der gedruckten Correspondenz mit Schillern gelesen, und zwar mit größtem Intereße. Die Blicke, welche man dabey in die innerste Eigenthümlichkeit des Strebens und der Bildungsgeschichte dieser Heroen, sowie über die damalige literarische Crisis thut, sind wie glänzende Streiflichter. Aber man wird zu tadeln nicht unterlaßen, daß so manches Unbedeutende mit abgedruckt worden, was das Publikum allzutheuer bezahlen muß. Für kaum 18 Bogen, weitläufig gedruckt, ist 2 rh. per Bändchen ein enormer Preiß!

Goethe hat Ampères Aufsatz über Prinz Bernhards Reise nüchtern und oberflächlich gefunden, besonders den Schluß. In der That hätte er leicht ein wenig tiefer aushohlen können.

Wir besitzen nun die ersten Lithographischen Abdrücke von Stielers vortrefflichem Bilde Goethes. Wer das Bild selbst gesehen, dem können sie nicht Genüge thun, aber die Aehnlichkeit ist doch sehr groß und der Blick besonders sehr geistreich.[15])

Macco ist noch immer hier, seine Gemählde haben Goethes und Meyers Beifall im hohen Grade gefunden, aber zu mahlen hat er — seiner hohen Preiße wegen — Niemanden gefunden, außer Gräfin Egloffstein, die er jedoch aus alter Anhänglichkeit an die Familie gratis zu mahlen sich ausgebeten, und die ihm sehr gut gelungen. Er empfiehlt sich Ihnen und Frau Gemahlin auf das allerangelegentlichste.[16])

Von St. Aignan habe ich, in Folge Ihrer Anregung, vor 3 Tagen ein Schreiben erhalten. Schade, daß er darinnen nur unsere Trauer im allgemeinen erwähnt, ohne der Kaiserin zu gedenken, daher ich Anstand nehme, den Brief selbst der Frau Grosfürstin zu zeigen. Wie geht es ihm denn wohl sonst? Er erwähnt nichts von seinen Verhältnißen.

Um Cousins Vorlesungen beneide ich Sie. Ihre Schilderung seiner Vortragsweise ist so lebendig, daß mir ist, als säße ich mit auf den Bänken der Zuhörer. Was ich im Journal des Debats las, war sehr anlockend. Wir haben die Lecons verschrieben.[17]) Unter allen französischen Philosophen

---

[14]) Goethes Tagebuch: 18. Dezember: »Ward die norwegische Sendung ausgepackt und treffliche Krystallisation gefunden.« 19. Dezember: »Die norwegischen Mineralien weiter beachtet und geordnet.« 20. Dezember: »Ordnete ferner die norwegischen Mineralien. . . . Herrn Canzler von Müller, wegen der Reinhardischen Mineraliensammlung und Erwiederung deshalb.« Am selben Tage ergeht folgendes Billett an Müller (Briefe, W. A., 45. Band, Nr. 76): »Ew. Hochwohlgeboren habe zu vermelden, daß eine Kiste trefflicher Mineralien durch Vorsorge des Herrn Grafen Reinhard aus Christiania angekommen. Ein schuldiger Dankbrief liegt bereit abzugehen. Nun wolt ich anfragen, auf welche Weise derselbe am schnellsten und besten diesem würdigen verehrten Freunde zukommen könne? Vielleicht schlössen Sie ihn ein oder gäben mir andere Anleitung. Diese norwegischen seltsamen Mineralkörper geben zu gar vielfachen Betrachtungen Anlaß.« (Goethes Brief an Reinhard vom 21. Dezember 1828, Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard CLX, W. A., 45. Band, Nr. 77.) Das Tagebuch berichtet ferner am 21. Dezember: »Herr Soret mit dem Prinzen (Karl Alexander) . . . Besahen wir die norwegischen Mineralien in krystallographischer Beziehung durch.« Sie bleiben dann zwei Monate offen liegen, bis es am 23. Februar 1829 heißt: »Friedrich brachte das letzte Zimmer in Ordnung. Wir räumten die norwegischen Mineralien weg.«

[15]) Goethes Tagebuch, 11. Dezember: »Kam mein Porträt, von Stieler lithographirt.« Hier steht das Komma nach »Porträt« entschieden an unrichtiger Stelle, es muß nach »Stieler« stehen, denn es kann sich nur um die Lithographie von J. G. Schreiner nach Stieler handeln, vgl. Rollett, Goethe-Bildnisse, S. 256, Nr. 11.

[16]) Vgl. oben Anm. 11.

[17]) »Das Gespräch lenkte sich auf die Franzosen, auf die Vorlesungen von Guizot, Villemain und Cousin, und Goethe sprach mit hoher Achtung über den Standpunkt dieser Männer, und wie sie alles von einer freyen und neuen Seite betrachteten, und überall gerade aufs Ziel losgingen. „Es ist, sagte Goethe, als wäre man bis jetzt in einen Garten auf Umwegen und durch Krümmungen gelangt; diese Männer aber sind kühn und frey genug, die Mauer dort einzureißen und eine Thür an derjenigen Stelle zu machen, wo man sogleich auf den breitesten Weg des Gartens tritt.“« (Zu Eckermann am 17. Februar 1829.) — Goethes Tagebuch berichtet am 4. Dezember 1828: »Französische Vorlesungen begonnen und fortgesetzt. Cousin, Villemain und Guizot.« 5. Dezember: »Fortsetzung der französischen Vorlesungen.« 19. Januar 1829: »Sodann die Zeit meist mit dem Lesen der französischen Vorlesungen von Cousin, Villemain und Guizot zugebracht.« 21. Januar: »Nachher las ich die Hefte der Pariser Vortragenden mit Aufmerksamkeit.« 28. Januar: »Mittag Dr. Eckermann. Es wurden die Hefte der französischen diesjährigen Vorlesungen durchgesprochen. Blieb nachher für mich. Las in eben gedachten Heften weiter.« 29. Januar: »Blieb für mich. Las die französischen neusten Vorlesungen.« 30. Januar: »Mittag Dr. Eckermann.... Auch die neusten Hefte der französischen Professoren durchgesprochen.« Erst am 25. Mai 1829 heißt es: »Abschluß der Vorlesungen von Cousin.« Aber schon am 28. Mai: »Erhielt die ferneren Hefte von Cousins Vorlesungen über die Philosophie.« — Vgl. auch den Brief an Hitzig v. 11. Nov. 1809, Briefe, W. A., 46. B., S. 144.

gefällt er mir am besten. Ich finde deutsche Ideen bey ihm, aber in klareres Licht gestellt. Der schöne Aufsatz im Globe über Spiritualism bey Gelegenheit von La Broussais Schrift über Geisteskrankheiten, war wohl aus seiner Feder.

Die Frau Grosherzogin-Mutter hat an nähere Freunde ihres verewigten Gemahls kleine Andenken aus den Effekten seines täglichen Gebrauchs vertheilt. Auf meine Bemerkung, daß Sie und Gagern dergleichen gewiß auch dankbar annehmen würden, — eine Bemerkung, die ihr willkommen war, — erhielt ich für Sie einen Compaß in silbernem Futteral, für Gagern einen portativen Erd- und Himmels Globus aus einzelnen Papp-Segmenten zusammensetzbar; sobald Sie in Frankfurth sind, soll der Compaß folgen. Ich hoffe, er wird Sie oft an den geschiedenen treflichen Fürsten erinnern!

Die Arbeit, die Sie dem Minister über einen Tagsgegenstand geliefert, wäre ich sehr lüstern zu lesen. Wie oft mögen sich jezt die Entschlüße wegen Morea hin und her wenden und ändern! Schade, schade, daß die Expedition nach Athen unterblieb. Ein unabhängiges Griechenland ohne Athen kann ich mir gar nicht denken. Der arme Capo d'Istria mag viel Ärger zu überwinden haben. Wie unerwartet und betrübend auch Ihre Mittheilungen über oder vielmehr von Auguste klingen, so sey Ihnen doch auch dafür recht warmer und aufrichtiger Dank gesagt, denn was ist mir werther als Wahrheit! Ich werde Ihnen ganz unendlich verpflichtet seyn, wenn Sie mir die Briefe jedenfalls mittheilen; ich kann dann gegenseitig durch frühere und neuste Briefe (d. h. bis zum 15. Nov. geschriebene) beweisen, daß ich jene »Abneigung« zu ahnden wenigstens keinen Anlaß hatte. Noch immer gehe ich schwer daran, so viel Verstellung, innern Widerspruch und zweckloses Maskiren zu supponiren. Noch in der Stunde meines Abschieds von Pempelfort war A. trostlos, daß ihr Vater seine Reißeeinwilligung nicht sofort geben wollte und noch vor wenig Wochen schrieb sie meiner Frau, daß sie die Hoffnung hierher zu kommen durchaus nicht aufgebe, und unterzeichnete sich »Ihre Pflegetochter in spe«. Es müßen daher ganz heillose Klatschereyen und Verläumdungen seitdem vorgefallen seyn, die das ohnehin schon mit sich und der Welt zerfallene Gemüth so leidenschaftlich aufgeregt haben, daß es kaum mehr weiß, was es will, noch gewollt hat. Mein definitives Urtheil über diesen Charakter suspendire ich also lieber, als daß ich ihm Unrecht thun mögte und harre mit Ungeduld Ihrer verheißenen radikalen Aufklärung.

Erfreuen Sie mich ja bald mit Kunde von Ihrem Befinden; die allerschönsten Empfehlungen den theuren Ihrigen

v. Müller.

Weimar, 21 Februar 29.

Ihr liebes Schreiben, mein verehrter Freund! kam mir erst am Morgen des 17. Februar zu, als Herzog von Mortamart (?) schon wieder abgereißt war. Er traf nämlich spät Abends den 16. Februar ein, als die Verlobungsfeyer am Hofe schon begonnen hatte, verfügte sich mit seiner Schwägerin und seinem Adjutanten sofort dahin, ward aber gleich von den Fürstlichkeiten so in Beschlag genommen, daß wir Nichtfürsten seine Bekanntschaft gar nicht machen konnten. Hätte ich jedoch schon etwas davon gewußt, daß er mir einen Brief von so lieber Hand mitgebracht, so würde ich dennoch zu ihm zu dringen versucht haben; so aber fand ich Ihre Zeilen erst am andern Morgen auf meinem Schreibtisch.

Leider gieng Ihre freundliche Intention auf diese Weise nicht in Erfüllung und nur so viel kann ich berichten, daß sowohl unsre als die Preußischen Herrschaften sehr artig gegen ihn — und auch umgewandt — waren und daß er sich im allgemeinen sehr friedlich ausgesprochen haben soll.

Die Frau Grosfürstin behauptet auch, er habe gesagt, La Ferronaye beßre sich sehr. Andere wollen das nicht glauben. Es mag hier wohl heißen: Was man wünscht, glaubt man leicht.

Welch ein frohes, seelenvergnügtes, zärtliches und schönes Brautpaar wir an jenem Abend umhuldigten, kann ich nich genug sagen. [18]) Ich sende Ihnen die von Riemer gedichtete, von Hummel componirte Fest Cantate. Die Beziehungen auf den seeligen Grosherzog werden Sie wohl am meisten daraus ansprechen.

Es that mir recht wohl, Ihre theuren Schriftzüge wieder zu erblicken; schon daraus schloß ich auf Minderung Ihrer Gichtleiden. Mögen sie nun ganz gewichen seyn! Ich finde die Idee, daß Klüber mit Ihrem Herrn Sohne nach Walldorf reiße, vortrefflich; er paßt ganz dazu. Nur möchte ich rathen, je eher je lieber; vielleicht nähme D.(iemar) doch noch *raison* an, wenn er Ernst sieht. Man erwartet in 10—12 Tagen unsern Vizthum von Petersburg zurück; da wird sich zeigen, was der Kaiser antwortet. Wenn ich den Störer Ihrer Familienruhe nur erst 300 Meilen weit weg wüßte; ich theile gar zu lebhaft Ihre Empfindungen und Aergerniße!

---

[18]) Vgl. oben Anm. 7.

Die mildere Witterung, der häufig schon recht warme Sonnenschein wird ja hoffentlich Ihre gänzliche Wiederherstellung beschleunigt haben, mein theurer Freund! Welch' ein imposantes Schauspiel muß der Eisgang aus Ihren Fenstern erblicken laßen; doch verhüte der Himmel ein so t r a g i s c h e s, als nach einer Berliner Zeitung für Ihre schöne Mainbrücke zu fürchten seyn sollte.

Auch wir haben sehr von Kälte gelitten, und die jezt schmelzenden Schneemaßen waren größer als ich sie je gesehen.

Goethe grüßt herzlich und ist wohl in seinem Dachsbau. Der Kronprinz von Preußen hat ihm viel von Italien erzählt.[19] Die Litographie seines Bildes von Stieler haben Sie sich wohl schon verschafft? Artaria schreibt mir, in und um Mannheim finde sie grosen Beifall.[20]

Unsren guten Haug habe ich recht ungern von uns scheiden sehen. Ich hätte mich seines Wiedersehens über kurz oder lang in Stuttgardt so gern erfreut.[21] Auch unser Land hat vorgestern einen der würdigsten Männer verlohren, den Canzler Thon in Eisenach, der, obwohl schon 75 Jahre alt, doch noch sehr rüstig schien.

Das Municipal-Gesetz und Montegnacs Rede gefallen mir gleich sehr, überhaupt scheint der Gang des Ministeriums würdig und edel. Wellington und Peel haben sich ebenfalls über Erwartung gut benommen; ich vertraue, daß sie über die steifen Eldons und Consorten im Oberhause siegen werden. Vor etwa 3 Wochen stand ein bedeutungsvoller Aufsatz über die Pacification Griechenlands in der allgemeinen Zeitung, französisch und deutsch; er schien mir das Gepräge des Rußischen Kabinets zu tragen; haben Sie keine Spur seines Autors?

Da wir die Hoffnung, Sie persönlich in unsrer Nähe zu sehen aufgeben müßen, so möchte ich wohl um Mittheilung jener Pempelforter Briefe, die Sie mir zeigen wollten, h i e r h e r bitten, da mir doch in der That, schon psychologisch, viel daran liegt, auf den Grund zu schauen und nicht ohne vollste Überzeugung zu urtheilen. Ich würde sie mit umlaufender Post remittiren und mein Wort geben, n i e merken zu laßen, daß ich sie gelesen. *En échange* schließe den lezten Brief an meine Frau (— ihn wieder zurückerbittend —) bey; er wird fast gleichzeitig wie die Ihrigen geschrieben seyn, und wenn man auch nur billigen und leicht begreifen kann, daß die Hauptursache des aufgegebenen Reiseplans darinn n i c h t berührt wurde; so ist doch schwer zu entziffern, wie der wiederhohlt ausgesprochne Wunsch und Vorsatz, den Reißeplan ehstens zu erneuen, sich mit den nach Paris gethanen Aeußerungen zusammen reimt? Auch den Brief der Mutter füge ich noch bey!

Seit Ende Novembers, wo mir der Vater zulezt noch sehr freundschaftlich schrieb, habe ich directe nichts weiter vernommen; der in Jena studierende Bruder, Victor, sagt mir jedoch, seine Schwester sey den ganzen Winter sehr leidend gewesen und jezt in Elberfeld.

Vergeßen darf ich doch nicht schlüßlich zu melden, daß ich am Geburtsfeste der Frau Grosfürstin mit dem Titel eines Geheimen Raths überrascht, im vollsten Sinne überrascht worden bin; denn ich ahndete nicht das geringste davon, als man mir das Decret voll schöner Redensarten einhändigte. Obgleich meine Stellung nur in honorifico dadurch verbeßert wird, so war mir dieser ungesucht erlangte Beweiß wohlwollender Gesinnung doch ganz erfreulich, zumal da ich erfahren, daß die Frau Grosfürstin schon früher den Wunsch geäußert, mir diese Auszeichnung bald ertheilt zu sehen.[22]

Haben Sie denn die *Memoires* von Fauche-Borel gelesen? Vieles über die weit gediehen gewesenen Intriguen mit Barras kurz vor dem 18. Brumaire war mir doch neu, aber im Ganzen hätte alles kürzer vorgetragen werden können. Sie kennen den Verfaßer wohl persönlich?[23] Viel wichtigere Aufschlüße darf man wohl von Bouriennes Mémoiren erwarten.[24]

---

[19]) Goethes Tagebuch, 16. Februar 1829: »Anmeldung Ihro Hoheit des Kronprinzen von Preußen. Höchstdieselben kamen um ein Uhr.«

[20]) Vgl. oben Anm. 15.

[21]) Vgl. oben Nr. 1—2, S. 15, Anm. 35. Der Lieder- und Epigrammendichter Johann Christoph Friedrich H a u g war am 30. Januar 1829 in Stuttgart gestorben. Er war ein Sohn des Professors an der Karlsschule, Balthasar Haug, der in seinem »Schwäbischen Mercur« die ersten dichterischen Versuche des jungen Schiller veröffentlicht hat, und gehörte selbst an der Karlsschule zum Freundeskreise Schillers.

[22]) Am 27. Februar 1829 verzeichnet Goethes Tagebuch zum ersten Male: »Herr Canzler und Geh. Rath von Müller.«

[23]) Louis Fauche Borrel, einer der gewandtesten Unterhändler der durch die Revolution vertriebenen Bourbonen, starb am 4. September 1829. Seine »Mémoires« erschienen 1829 in 4 Bänden.

[24]) Louis Antoine Fauvelet de Bourrienne war Napoleons Freund und Studiengenosse auf der Kriegsschule zu Brienne, wurde 1792 französischer Gesandtschaftssekretär in Stuttgart und 1797 Napoleons Geheimsekretär, den er auf seinen Feldzügen begleitete, bis er 1802 plötzlich entlassen wurde. Seine »Mémoires sur Napoléon, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Réstauration« (Paris 1829, 10 Bde; deutsch Leipzig, 1829—1830, 10 Bde.) wurden von Zeitgenossen als wenig glaubwürdig bezeichnet. »Ich lese jetzt Napoleons Feldzug in Egypten, und zwar was der tägliche

Ich küße Ihren holden Damen die schönen Hände, begrüße Ihren Herrn Sohn aufs freundlichste und umarme Sie selbst mit inniger Verehrung und Liebe.

v. Müller.

Weimar 3. Mai 1829

Ihre Briefe an die Hoheiten waren vortreflich, haben die dankbarste Aufnahme gefunden. Auch Göthe hatte sich daran erbaut.[25]) Die Depesche an Czernischeff ist nun endlich fort; möge nur H. v. D.[iemar] bald nachfolgen, damit des Ministers Antwort, die gewiß schnell erfolgt, ihn schon in Warschau treffe. Mich dünkt, man sollte ihn abreißen machen können, auch ehe noch die Schulden alle berichtigt sind. Es sind ja doch wohl keine Wechsel. Sarti ist noch hier, geht erst in 8—10 Tagen. Ich hoffe, der hiesige Aufenthalt soll Ihrer Frau Tochter vorerst der zusagendste seyn. An jedem andren Orte hätte sie sich wohl allzuverlaßen fühlen müßen. Daß das Major-Patent noch erfolgt ist, freut mich sehr. Möge Ihr väterliches Gemüth, nach so vielen Sorgen und Opfern, sich nun beruhigter finden; das ist mein heißester Wunsch!

Für meinen Sohn gilt es, zwischen Nizza, Livorno und Genua zu wählen. Die Frau Grosfürstin hat deshalb das Gutachten des Stuttgarder Leibarztes, der überall selbst war, einfordern laßen. Vor Ende Juli soll er nicht reißen. Ihre gütigen Empfehlungen werde ich seiner Zeit sehr reclamiren. Fände ich nur auch einen recht paßenden Begleiter, denn allein können wir ihn nicht ziehen laßen, da er geselliger und zutraulicher Aufregung stets bedarf. Fürwahr ein trauriges Geschick für Eltern, wenn sie für den einzigen Sohn gerade in den Jahren, wo sie die meiste Freude an ihm erleben sollten, so schmerzlich bekümmert seyn müßen!

Goethe ist sehr böse über die Nicoloviusischen Albernheiten, überhaupt über sein ganzes neuerliches Benehmen und eitles, nichtiges Treiben. Es scheint, daß Er schon länger her alle nähere Beziehung zu ihm aufgegeben habe. G. hörte, er sey Katholick geworden, doch wißen wir jezt bestimmt, daß dem nicht so. Wußten Sie denn nicht, daß dieser Alfred in Bonn studiere? Statt der Theologie will er nun Diplomatie wählen. G. meint, es sey schade, daß er nicht Jesuit geworden, da würde er es zur Virtuosität bringen. Doch dies alles *sub rosa.*[26])

Frl. Auguste ist vor 8 Tagen, mit 2 Elberfelder Freundinnen, die nach Leipzig reißten, hier angekommen. Meine Frau scheint so viel Behagen an ihr zu finden und Auguste umgewandt deren Freundlichkeit so sehr zu erkennen, daß ich wohl hoffen darf, ein Zusammenseyn von einigen Monaten werde beiden erfreulich bleiben und resp. wohlthätig werden. In unsren nächsten Kreisen ist man ihr sehr freundlich entgegengekommen, auch gefällt sie sich und andern darinn. Sie muß diesen Winter noch sehr gelitten haben, ist viel magerer geworden und viel stiller. Sehr weh scheint es ihr zu thun, daß Gräfin Virginie ihr gar nicht mehr geantwortet. »Sie sey damals in einer desparaten Lage gewesen und habe sich gegen die bewährte Freundin zutrauensvoll und hingebend ausgesprochen, Rath und Trost erbeten. Desto schmerzlicher fühle sie sich gekränkt durch deren Verstummen.«

Sie denken leicht, daß ich mir nicht das Geringste merken ließ; ich sagte blos: »sie müße doch wohl etwas verletzendes geschrieben haben, ich könnte mir sonst jenes Verstummen nicht erklären, bey so vielen Beweisen Ihrer beiderseitigen Freundschaft für sie. So viel hätte ich mir wohl abstrahirt, daß Sie ihr mehrmaliges Schwanken in ihren Reiseprojecten nicht gebilligt hätten.«

Wenn Gräfin Virginie es über sich gewinnen könnte, ihr doch einmal wieder einige freundliche Zeilen zu schreiben, worinn ja recht füglich jener Zuschrift Innhalt nur ganz kurz berührt zu werden brauchte, — so wäre es gewiß eine Wohlthat für Auguste, und auch mir in jeder Hinsicht dankenswerth. Freilich spreche ich fast wie der Blinde von der Farbe; aber ich denke mir doch, daß Sie vielleicht, aus reinstem Wohlwollen für mich und meine Frau das, was Sie über mich mag gefaselt haben, zu streng beurtheilt haben könnten. Sie war wohl damals durch die dummen und boshaften Alfredischen Klatschereyen und durch den Zwiespalt mit Tanten, Eltern und Freundinnen, wie mit sich selbst, so verwirrt und aufgeregt — es schmerzte sie vielleicht am meisten, von Ihnen beiderseits, wenn auch mit Recht, getadelt zu werden, — daß sie nicht mehr recht wußte, weder was sie wollte, noch sollte. Da ich gewißermaßen

---

Begleiter des Helden, was Bourrienne davon sagt, wo denn das Abenteuerliche von vielen Dingen verschwindet, und die Facta in ihrer nackten erhabenen Wahrheit dastehen.« (Goethe zu Eckermann am 7. April 1829.) Goethes Tagebuch verzeichnet: 28. Mai: »Ich las Bourrienne 3. Theil.« 30. Mai: »Bourrienne 4. Theil.« 31. Mai: »Bourrienne 4. Theil zu Ende.«

[25]) Goethes Tagebuch, 27. April 1829: »Geh. Rath von Müller, Graf Reinhardtsche Angelegenheiten.«

[26]) Alfred Nicolovius, der Enkel von Goethes Schwester Cornelie Schlosser.

doch an allem, wann schon in bester und reinster Absicht, schuld bin, indem ich Sie bat, ihr von Paris zu schreiben, so wäre es mir gar sehr lieb, wenn Ausgleichung zwischen Ihrer theuren Gemahlin und Auguste erfolgen könnte. Ihrer Frau Tochter wird es gewiß lieb seyn, sie hier zu finden.

Was Sie über Bourienne schreiben, trifft mit Goethes Urtheil ganz zusammen. Ich habe übrigens mit grosem Intereße besonders die Egyptischen Aufklärungen gelesen. Die Verfälschung der Bulletins hat noch keiner so offen bekannt.[27]) Ihr Gleichniß mit den Pilgerschritten bezüglich auf den Gang der Dinge in Frankreich ist allerliebst.

Nun bin ich vor allem begierig zu hören, wie Ihnen *le Duc de Leval* zusagt. Gagerns Außenbleiben auf seiner Heimreise, und das Scheitern seiner Erbhofnungen, haben mich gleich sehr geschmerzt. Ich hätte so gern ihn noch gesprochen, — rechne dießes *(unleserlich)* für eines der mir allerfatalsten.

Sagen Sie Ihrem lieben Sohne, daß ich seine Aufträge besorgt und daß ich ihm ehstens selbst antworten werde.

Gräfin Virginie und Fräulein Irene meine recht angelegentliche Begrüßung.

Baldiger Kunde von Ihnen sehnlich entgegenhoffend immerdar mit ganzer Seele

der Ihrigste

v Müller.

Ich lege 2 schöne Gedichte bey. Das eine schrieb Frau v. Humbold noch kurz vor ihrem Tode auf; das andere wurde von zwey maskirten Pilgerinnen hier auf dem letzten Maskenball ausgetheilt. Man hat alle Ursache zu glauben, daß Ottilie die eine Pilgerinn gewesen, und daß Goethe selbst das Gedicht gemacht habe; wenigstens wäre bewundernswerth, wenn ein Dichter außer ihm hier lebte, der so geistreich-ironisch sich aussprechen könnte.[28])

*

Weimar, 23. Mai 29.

Sie verstummen, mein Theurer Freund! ich aber will es nicht, sondern Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch aussprechen zur glücklichen Entbindung Ihrer Frau Tochter, die uns alle zu freudiger Theilnahme aufregt. Herr v. Diemar hat sich mir auf Übermorgen angemeldet; ich bin nun wieder ruhiger, wenn ich ihn erst zu Warschau weiß. Zwar wird er in den Krönungsstrudel hinein gerathen, doch hoffentlich bald seine weitere Bestimmung vorfinden oder erlangen.

Ein Courier vom Kaiser, abgefertigt aus Warschau, hat vorgestern an die Grosfürstin die förmliche Einladung überbracht. Wann aber sie und ihr Gemahl abreißen werden, bleibt sehr ungewiß, wegen der Berliner Verhältniße. Prinz Wilhelm wird das Entscheidende persönlich hierher bringen; man glaubt nicht, daß die Grosfürstin vor dem 8.—10. Juni abreißen werde; Princeß Auguste einen Tag früher.[29])

Caramann ist hier mit seiner Frau. Eben geht er von mir und empfiehlt sich Ihnen angelegentlichst.[30]) Also Portalès! Nun, für Ihre persönlichen Verhältniße mag er wohl zusagender als mancher andere seyn. Aber ob er dem grosen Momente der jetzigen politischen Complication gewachsen seyn wird? —

Haben Sie *Palingenesie* (*de Bollange si je ne me trompe*) gelesen? Staatsrath Nicolai Turgeneff, ein sehr geistreicher Mann, der 8 Tage hier war und eben von London kam, sprach mir mit hohem Intereße davon.[31]) Auch Ampère, wie ich mich entsinne, prieß es schon im vorigen Sommer mir an.

Von deutschen Novitäten intereßiren mich Jean Pauls herzinnige Briefe an Jacobi ungemein.[32]) Auch Forsters Briefe lese ich jetzt, Ihrer Empfehlung zu Ehren.

---

[27]) Vgl. oben Anm. 23.

[28]) Leider ist die Beilage zu dem Briefe wieder nicht erhalten. Vgl. unten Anm. 30.

[29]) Goethes Tagebuch, 21. Mai 1829: »Ihro Königliche Hoheit die Frau Grosherzogin mit Madame Mazelet; die bevorstehende Reise nach Warschau, die eintretenden Familienverhältnisse besprochen. Einige Aufträge übernommen.« 5. Juni: »Prinzeß Auguste, gnädigst Abschied zu nehmen.« 7. Juni: »Auszug der Prinzeß Auguste bey ungünstigem Wetter.«

[30]) Goethes Tagebuch, 22. Mai 1829: »Der französische Gesandte von Caraman und Gemahlin.« 23. Mai: »Begegnete Graf und Gräfin Caraman.«

[31]) Goethes Tagebuch, 4. Mai 1829: »Russischer Staatsrath Tourgeneff aus England und Schottland zurückkehrend und von den vielen Personen sprechend, die er kennen gelernt; er war schon vor einigen Jahren mit Herrn Joukowsky bey uns gewesen.« Nikolai Iwanowitsch Turgenjew (1790—1871) studierte in Göttingen, ward 1813 dem Freiherrn v. Stein als russischer Kommissär beigegeben, wurde wirklicher Staatsrat, jedoch in die Verschwörung von 1825 verwickelt, auf Reisen begriffen in contumaciam zum Tode verurteilt und lebte seitdem in Paris. Er dürfte also kaum den Hof einer russischen Großfürstin aufgesucht haben. Es dürfte vielmehr sein älterer Bruder, der russische Geschichts- und Altertumsforscher Alexander Iwanowitsch Turgenjew (1784—1845) gewesen sein. Vgl. Goethes Tagebücher, 12. Bd., S. 368,

[32]) »Ihre Beurtheilung der Jean Paulischen Briefe hat viel Beyfall gefunden,« schreibt Eckermann am 16. November 1829 an Varnhagen von Ense (Gespräche, Neunte Originalauflage, herausgeg. von Dr. H. H. Houben, S. 675): »Ich habe das Blatt mit Goethe bey Tisch gelesen, wo er denn die trefflichsten Erläuterungen und Anmerkungen einflocht.«

Was sagen Sie zu des Königs von Baiern Gedichten? Als Seelen-Journal bedeutend genug.[33])

Goethe ist wohl und grüßt heiterst. Von 11—6 Uhr bringt er jezt in seinem Ilm-Garten zu, und gestern hat er dort tête à tête mit Auguste dinirt, die sich das ganz gern gefallen ließ.[34]) Ich habe ihn animirt, die *Revue françoise* anzuschaffen. Billigen Sie dieß nicht auch?[35])

Und Ihre Rheinreiße? Sie hatten günstiges Wetter und also wohl schönste Genüße allseitig. Wie fanden Sie D'Alton und Präsident Jacobi?

Mit treuster Liebe und voll Hoffnung auf baldige Kunde von Ihrem Ergehen

immerdar

der Ihrigste

v. Müller.

Nicht wahr, das witzige Gedicht: »Die Büssenden« habe ich Ihnen durch Ihren Herrn Sohn gesandt? Am Ende hat doch Goethe es verfaßt!![36])

*

Weimar, den 19. Juni 29.

Ihr herrlicher Brief an Goethe, Verehrter Freund! mahnt mich an meine Antwortsschuld. Wie innig hat uns der frische kräftige Lebensgeist erfreut und erquickt, der darinn weht! Beym Rauschen der Mühle zu Nieder-Ursel scheint — wie ein treues Echo — Ihnen die vieltönige Symphonie des Lebens angeklungen und harmonisch vorüber gegangen zu seyn. Göthe war überaus wohlthätig berührt davon. Er wird Ihnen das selbst sagen, beßer als ich es vermöchte.

Und welche schöne Hoffnung geben Sie uns! Hab' ich doch jedesmal, so oft ich Sie die letzten Jahre sah, darauf gedrungen, daß Sie die Denkwürdigkeiten Ihres Lebensganges aufzeichnen möchten. Was kümmern Sie sich um die nichtige Welt, um Misdeutungen und dergl. — Ist doch die Stimme aller Beßern Ihnen gewiß und die wiegen wohl Jene zehnfach auf. Je psychologischer je wünschenswerther; erst durch solche Verschmelzung des Innern mit den äußern Begebnißen wird der Selbstbiograph in seiner ganzen Liebenswürdigkeit hervortreten.

An dem Geschichtsfaden Ihres Lebens werden Sie sich selbst frisch-jugendliche Jahre fortspinnen. Also sey gesegnet Ihr Entschluß, und hochbelobt Bourienne, wenn er dazu Anlaß gab.

Sehr schmerzlichen Theil nahmen wir an den Walldorfer Krankheits Bedrängnißen, an der guten Lerchenfelds bittern Verlust, wovon Ihr Herr Sohn mir schrieb. — Mad. Schoppenhauer zieht den 26. von hier ab, sie reiset mit Schwendlers (den Frauen) die sich einen Tag nur in Frankfurth verweilen werden, rückwärts von Aachen aber länger. Den 1. Juli wird also das Logis für Frau von Diemar bereit seyn; wird sie ihre Meubles voraussenden, oder lieber solche selbst hier einräumen? Ihr Herr Sohn kommt doch hoffentlich noch mit? Haben Sie schon Nachricht aus Warschau? Von Dresden schrieb mir Barclai de Tolli, daß er Diemarn nicht nur Päße, sondern auch Empfehlungen mitgegeben.

Die vorige Woche war die Wittwe des edlen Solger bey uns, eine gar liebe, gemüthvolle, zartverständige Frau, die auch Goethen sehr eingenommen.[37]) Mit ihr Frau v. Bardeleben aus Berlin, der Fr. v. Helbig Freundin, ebenfalls sehr klug und gebildet, doch minder natürlich und einfach als jene. Ottilie ist noch immer zu Deßau, die Grosherzogin (von der Sie eine Antwort erhalten haben werden) seit vorgestern in Dornburg.

Die Nachrichten von Berlin lauten sehr schön, der König schrieb ganz entzückt von seiner neuen Schwiegertochter an die Grosherzogin-Mutter und

[33]) »Nach dem Wenigen zu schließen, was ich von ihm gelesen — sagt Goethe zu Eckermann am 8. April 1829 — werden die Gedichte gut seyn. In der Form und Behandlung hat er viel von Schiller, und wenn er nun, in so prächtigem Gefäß, uns den Gehalt eines hohen Gemüthes zu geben hat, so läßt sich mit Recht viel Treffliches erwarten.« Erst am 20. Mai 1829 verzeichnet das Tagebuch: »Die Gedichte des Königs von Bayern.« Am 31. Mai und 1. Juni beschäftigen sie ihn wieder. In dem Schreiben an den König vom 14. April 1829 (Briefe, WA., 45. Band, S. 241) heißt es mit Bezug auf die Gedichte: »Die Gabe der Dichtkunst hat das Eigne besonders darin, daß sie den Besitzer nöthigt, sich selbst zu enthüllen. Dichterische Äußerungen sind unwillkürliche Bekenntnisse, in welchen unser Inneres sich aufschließt . . .«

[34]) Goethes Tagebuch, 22. Mai 1829: »Ich fuhr in den untern Garten. . . . Fräulein Jacobi speiste zu Mittag mit mir.« Goethe sagt bei Müller (»Unterhaltungen«, 7. März 1830): »sie verwandle mit ihrem scharfen Geiste alle Poesie augenblicks in Prosa, versiere in beständiger Klarheit, aber des Irrtums«.

[35]) Goethes Tagebuch, 25. Mai 1829: »Revue Française zwey Stücke von 1829 kommen an.« 26. Mai: »Las den März der Revue Française weiter. — 14. Juni: »Las in der angekommenen Revue Française von 1828.« 15. Juni: »In der Revue Française mehrere Artikel gelesen.« 16. Juni: »Revue Française, bedeutende und höchst schätzenswerthe Recensionen oder vielmehr Aufsätze und Abhandlungen bey Gelegenheit gewisser neu herausgekommener Bücher.« Vgl. den Brief an Reinhard vom 18. Juni 1829, Briefe, W. A., 45. Band, S. 293. u. Reinhard an Wessenberg, 7. Juli 1829 (GJB. XI. 61.)

[36]) Vgl. oben Anm. 27.

[37]) Goethes Tagebuch, 10. Juni 1829: »Zu Mittagstisch Frau von Bardeleben, Wittwe Solger und Demoiselle Seidler.« Über Solger vgl. oben S. 10, Anm. 21 und R. M. Meyer im GJB. XVII, 116 f.

sandte ihr seinen Adjutanten, Major von Lindheim, um über die Vermählungsfeyer Bericht zu geben. Alle unsre 4 Cavaliers sind mit Orden und Brillianten übersaet worden, sogar der Lieutenant v. Egloffstein hat den Johanniter-Orden erhalten, Beulwitz den rothen Adler II. Claße und den Annen-Orden II. Cl. in Brillianten, Bielk diesen Orden I. Cl. in Brillianten etc. etc., Minister v. Fritsch eine Dose von 4000 d, Conta eine von 1200 d. Das saubere Conferenz-Protocoll v. 22 März —! 1,500.000 Piaster Tribut soll das hungerarme Volk geben und Türkische Vasallenschaft anerkennen! Welcher Prinz wäre wohl thöricht genug, solchen Schmach-umwundnen Scepter anzunehmen?

Von Oesterreichischen Rüstungen wißen wir hier nichts und glauben auch nicht daran. Aber die Engländer nehmen eine immer drohendere Sprache an. Die Rußen scheinen zu zaudern, die Pest mag sie hart bedrängen.

Es kann wohl kommen, daß ich Ende Juli meinen Sohn selbst nach Nizza oder Livorno bringe, da sich kein paßender Reisegefährte findet und ich ihn nicht allein, wenigstens hinwärts, ziehen laßen mag. Casu quo durchstreife ich rückwärts die Schweitz, wenn schon nur im Fluge und bitte dann um einige Addreßen. Haben Sie vielleicht zu Florenz oder Livorno Bekannte?

Wie wird man die Braunschweigische Sache ansehen? Hier könnte einmal der Bundestag sich grosartig zeigen — wann er nicht gar zu kleinsinnig wäre!

Innigstes, herzlichstes Lebewohl!

v. Müller

Ihren verehrten Damen und Ihrem Herrn Sohne die angelegentlichsten Empfehlungen.

*

Weimar, 6./7. August 29.

Mein theurer Freund!

Grose Sorgen lasteten mir auf seit Empfang Ihres lezten Briefes.

Mein Sohn, abgereißt mit gutem Muthe, kam nach 4 Tagen krank und hypochondrischer als je zurück. Ihm drohte ein Gallenfieber. Es ist G. s. D. wieder beßer, aber nun verlangte der Arzt, daß ich selbst mitreisen solle, damit der Zweck der Reise nicht gefährdet werde. Auch meine Frau wünschte es sehr. So habe ich mich denn gestern rasch entschloßen und seegele den 11. d. ab.

Aber ich kann mir nicht versagen, Sie wenigstens einige Stunden zu sehen und zu besprechen. Daher mache ich den Umweeg über Frankfurth und Carlsruhe nach Lindau.

Ich treffe Mittwochs d. 12. Nachmittags mit dem Eilwagen in Frankfurth ein; sind Sie in Ihrer Mühle, so eile ich sogleich zu Ihnen und übernachte wann es angeht.

Donnerstags aber um 12 Uhr muß ich mit dem Carlsruher Eilwagen wieder fort; denn bey schon so vorgerückter Jahreszeit habe ich keinen Tag zu verlieren. Wir werden in den Abend- und Morgenstunden doch vieles besprechen können. Ließe es sich nicht machen, daß ich Freund Gagern bey Ihnen träfe? Das wäre herrlich.

Zu Lindenau will ich, so wie ich absteige, eilen; ich muß ihn nothwendig noch sprechen. Vielleicht entschließt er sich, mit mir zu Ihnen zu fahren. Sprechen Sie ihn vorher, so könnten Sie ja gütigst darauf hinwirken.

Kommt, wie gewöhnlich, der Eilwagen gegen 4 Uhr an, so könnte ich füglich bis Sechs Uhr bey Ihnen seyn. Haben Sie die Gewogenheit, mich im Bureau des Eilwagens eine Zeile von Ihnen finden zu laßen, damit, wann Sie nicht in Frankfurth sind, ich den vergeblichen weiten Weeg zum Mainthor erspare.

Ihre Frau Tochter ist wohl, obgleich wehmüthiger gestimmt als früher. Diemar wird G.[ott] s.[ey] D.[ank] nun von Warschau fort seyn. Ihre Frau Tochter will noch kein Geld haben; Elkan wird es ihr jezt, so bald sie will, und künftig immer, auszahlen und auf Harnier traßiren. Alles weitere mündlich.

Möge ich Sie und die theure Gemahlin recht wohl treffen, ich sehne und freue mich sehr darauf.

Immerdar der Ihrigste

v. Müller

Wenn Sie mir an den französischen Gesandten zu Florenz, einige Empfehlungen geben könnten, so wäre das sehr schön, denn ich werde viel und oft von Livorno dahin kommen.

*

Dieser und der folgende Brief ist an den Sohn Reinhards gerichtet:

Weimar, den 17. Jan. 30.

Ich erlaube mir um so lieber, Werthester Herr und Freund! die anliegenden Zeilen für Ihren Herrn Vater an Sie zu addreßiren, als ich Ihnen dabey einen herzlichen Gruß zurufen und Sie unser aller treusten Andenkens versichern kann. Durch die Güte Ihrer Frau Schwester vernehmen wir von Zeit zu Zeit, daß es Ihnen wohl geht, doch noch willkommner soll mir unmittelbare Kunde darüber seyn.

Einige Tage lang war Frau v. Diemar jezt sehr beängstigt durch heftige Krämpfe ihres kleinsten Kindes; es ist aber wieder wohl und erst

diesen Vormittag noch habe ich mich selbst davon überzeugt. Die lange Pause in der Correspondenz mit ihrem Manne ist ihr sehr peinlich; das ist sehr begreiflich und natürlich; sie hat deswegen auch immer noch verschoben, an Ihren Herrn Vater zu schreiben, ob ich gleich mehrmalen mahnte. Ihr lezter Brief an Sie, mein Freund! ist voll Klage über Weimar gewesen, wie sie mir selbst sagte; ich darf aber wohl anführen, daß ein guter Theil davon auf Rechnung der trüben Stimmung, in der sie sich gerade befand, zu setzen ist. Die fürstlichen Frauen, wie alle achtbarsten Familien, bleiben sich fortwährend gleich gegen sie in Theilnahme und Wohlwollen. Wenn dagegen die zufällige Unart einer als launenhaft und inconsequent allgemein bekannten Dame wie Fr. v. Sp. allerdings grell absticht, so liegt in dem Unwillen aller Wohldenkenden darüber die beste Genugthuung.

Herzlich habe ich mich über die Brautschaft von Fräulein v. Gagern gefreut. Kennen Sie vielleicht den Bräutigam persönlich? . . .

Zu dem Briefe an Ihren Herrn Vater bemerke ich noch, daß er durchaus nichts enthält, was nicht der Post anvertraut werden könnte. Frl. Jacobi ist zwar noch hier, ich erwarte aber täglich von ihrem Vater nähere Bestimmung über ihre Abreise, die nur durch eine tödtliche Krankheit ihrer Mutter, von der sie eben erst zu genesen anfängt, verzögert zu werden scheint. Ließe sich doch irgendwo eine paßende Stelle für sie auffinden!

Das Goethesche Hauß und meine Frau und Sohn tragen mir die angelegentlichsten Grüße an Sie auf.

Mit treuer Hochachtung und Freundschaft der Ihrige

v. Müller.

*

Weimar, 30. März 30.

Die Nachricht, die Sie mir, Werthester Freund! für Fräulein Jacobi übersandten, war mir in der That sehr betrübend, indem ich viel Gutes von der Pariser Stelle für sie erwartet hatte. Doch hat sie sich ruhiger darein ergeben, als ich dachte und Sie werden sie nun selbst darüber sprechen, da sie, Sonabends von hier abgereißt, ohne Zweifel Donnerstags in Frankfurth eintreffen wird.[38])

Eben kommt ein Brief von ihrer Mutter an, der zwar an mich addreßirt, aber wahrscheinlich an sie gerichtet ist, weil die Mutter es so zu halten pflegte, des Portos wegen. Haben Sie die Güte ihr solchen, unter unsern besten Empfehlungen, selbst einzuhändigen und, wenn sich beym Erbrechen ergeben sollte, — wie es doch wohl auch möglich wäre — daß er dennoch an mich gerichtet sey, ihn mir gleich zuzuschicken. Daß Julia Jacobi bey Apotheker Hörla wohnt, wißen Sie wohl schon von Ihrer Frau Schwester. Wir sind recht begierig zu vernehmen, wie sie in Frankfurth angelangt und wie weiter kommt.

Wie leid es mir thut, daß Frau von Diemar sich nicht beßer hier gefällt, glauben Sie mir sicher aufs Wort. Sie haben ganz recht, wenn Sie die Hauptursache in ihrer — durch die Umstände unwillkührlich herbeigeführten — trüben Stimmung überhaupt suchen. Es wäre wohl an keinem anderen Orte beßer gegangen. Das lange Außenbleiben von Nachrichten von ihrem Gemahl, die Spannung, in die die Sorge um ihn sie versetzte, machte sie weniger empfänglich für das Gute ihrer hießigen Lage und desto reizbarer für jede Unannehmlichkeit. Mein innigster Wunsch ist es, daß die vorhabende Veränderung ihres Wohnortes ganz der Hoffnung, die sie darauf setzt, entsprechen und daß das heitere Schwabenland auf ihre Gemüthsstimmung recht nachhaltig einwirken möge; sie verdiente so sehr, ein günstigeres Geschick zu haben!

Wie ungemein erfreuen mich die guten Nachrichten von Ihrem verehrten Herrn Vater, von dem ich nun selbst wieder auf baldige unmittelbare Kunde hoffen darf! Sein väterliches Herz wird sich sehr erbaut haben an allen den überaus günstigen Urtheilen, die man über Ihre Geschäftsleistungen fällt und gewiß kann niemand herzlichern Theil als ich nehmen an der wohlthätigen Beruhigung und an der schönen Aussicht auf die Zukunft, die Ihnen selbst daraus hervorgeht. In diesem Sinne wünsche ich auch, daß Herr Bourjot noch recht lange ausbleiben möge. . . .

Der Tod der Frau Grosherzogin-Mutter hat eine grose Lücke in Weimar gelaßen. Nie wird unser tiefer Schmerz über so unersezlichen Verlust aufhören. In kurzem werde ich Ihnen den Necrolog mittheilen können, den ich bey so traurigem Anlaß aufzusetzen mir zur Pflicht machte.[39])

[38]) Goethes Tagebuch, 8. März: »Fräulein Jacobi. Ihre Abreise, bisherige und künftige Zustände verhandelt.« Vgl. S. 35, Anm. 5 u. S. 44, Anm. 34.

[39]) Goethes Tagebuch, 14. Februar 1830: »Verscheiden der Frau Großherzogin gegen 2 Uhr.« 18. Februar: »Gegen Abend Herr Canzler von Müller . . . auch einen biographischen Aufsatz der Heimgegangenen besprechend.« 27. Februar: »Anfang des Aufsatzes zu Ehren der verstorbenen Frau Großherzogin von Herrn Geh. Rat von Müller durchgesehen und gebilligt.« 22. März: »Herrn von Müllers Gedächtniß der hingegangenen Großherzogin. Sehr wohl gerathen.« 23. März: »Sodann Herr Canzler, . . . besonders seine sehr wohl gerathene Trauerrede auf die Höchstselige Herzogin.« An Müller, 28. Febr. und 22. März 1830, Briefe W.A., 46. Band, S. 255 und 280.

Daß Fr. v. Türkheim sich und Andren in Frankfurth gefallen, war mir sehr erbaulich zu vernehmen. Es ist auch eine gar zu liebenswürdige und geistreiche Frau, und auch ihre Tochter gewinnt sehr bei näherer Bekanntschaft.

I. K. H. die Frau Grosfürstin wünscht zu wißen, ob der Deputirte Auguste de St. Aignan unser St. Aignan ist? Sie haben wohl die Güte, es mir zu schreiben. . . .

Die Goethesche Familie, meine Frau und mein Sohn tragen mir die allerschönsten Empfehlungen an Sie auf. Goethe jun. reißt in 4 Wochen auf 6 Monate nach Italien, sich physisch und moraliseh neu zu beleben. Der alte Herr ist wohler und frischer als seit lange; ja er hat bereits einen Mittag in seinem Ilm-Garten zugebracht.[40]) Werden Sie denn nicht die Ferien zu einem Ausflug hierher benützen? Das wäre sehr, sehr schön und würde nicht blos Ihre Frau Schwester, sondern uns alle höchlich erfreuen. Sehen Sie doch ja zu, es möglich zu machen!

Mit aufrichtigster Freundschaft und Hochachtung

der Ihrige *v. Müller.*

Erinnerungen einer Überlebenden an Goethe.

Der gütigen Vermittlung eines der ältesten und treuesten Mitglieder des Wiener Goethe-Vereins, der Frau Hofrätin Ottilie Demelius, einer Tochter des großherzoglichen Leibarztes Dr. Karl Vogel, der in den letzten Jahren Goethes hilfreicher Amtsgenosse in der Verwaltung der Weimarischen Anstalten für Kunst und Wissenschaft war und ihn auch als Hausarzt in seiner letzten Krankheit behandelt hat,*) verdanken wir die folgenden Aufzeichnungen ihrer älteren Schwester, Cäcilie, heute wohl eine der letzten, die sich noch erinnert, als Kind Goethe gesehen und gesprochen zu haben. Die im Jahre 1824 geborene Verfasserin ist die Witwe des Schwarzburgischen Kammerherrn und Schwiegertochter des ehemaligen Ministers v. Kauffberg.

Als mein Vater von Liegnitz aus einem Ruf als Leibarzt des Herzogs Karl August und dessen Gemahlin Luise folgte und wir nach Weimar zogen, wurde mein Vater zu gleicher Zeit Arzt bei Goethe. Dadurch entspann sich ein lebhafter Verkehr zwischen dem Goetheschen Hause und unserer Familie. Goethe lebte damals mit seiner Schwiegertochter und seinen drei Enkeln: Wolfgang, Walter und Alma, zusammen.

Wenn meine Eltern bei Goethes zu Mittag aßen, wurde ich, als Gespielin der kleinen Alma, mit eingeladen, und wir Kinder aßen zusammen an einem Katzentisch. Zu dieser Zeit wurde ich auch öfters zu Goethe geschickt, um ihm ein Körbchen feines Backwerk zu bringen. Bei dieser Gelegenheit begleitete mich zuweilen mein jüngerer Bruder Georg. Goethe, der große Kinderfreund, empfing uns stets auf das liebevollste, schenkte uns Bonbons und unterhielt sich mit uns kleinen Leuten. Zum Schluß führte er uns jedesmal vor ein großes Bild im Vorzimmer und sagte: Na, Kinderchen, seht euch einmal das an! Dabei zog er einen seidenen Vorhang zurück, damit wir die »Götter Griechenlands« betrachten sollten.*) Dafür waren wir aber gar nicht dankbar, sondern fanden dies durch die ofte Wiederholung recht langweilig. — Diese kleinen Erlebnisse fallen in die letzten Lebensjahre des großen Dichters. Später, nach seinem Tode, als seine Schwiegertochter im Süden weilte, wohnten wir drei Jahre im Goethe-Hause, welches sie uns für die Zeit ihrer Abwesenheit überlassen hatte. In späteren Zeiten habe ich noch oft daran denken müssen, wie lustig und ungeniert damals meine Geschwister und ich in diesen so geheiligten Räumen umhergetollt sind.

Alma v. Goethe wuchs heran zu einem liebenswürdigen jungen Mädchen, welches die großen, schönen, sprechenden Augen ihres Großvaters geerbt hatte. Ihre Mutter war damals für längere Zeit in Wien und Alma lebte jahrelang bei ihrer Großmutter Frau v. Pogwisch, die mit ihrer unverheirateten Tochter Ulrike in Weimar wohnte, und zwar ganz nahe von uns, auf der Esplanade, jetzt Schillerstraße genannt. Meine Stiefmutter war sehr befreundet mit ihnen und möchte ich noch erwähnen, daß dieselbe eine Verwandte von Goethe war. Sie stammte aus Frankfurt a. M. aus der Familie Starck, die mit den

*) Vgl. »Chronik«, XVIII. Band, S. 12 ff.

[40]) Goethes Tagebuch, 28. März: »Fuhr allein in den untern Garten. Dr. Eckermann kam nach und speiste mit. Um halb 6 Uhr nach Hause.«

*) Es war offenbar die »Aldobrandinische Hochzeit« im Gesellschaftszimmer. (Anm. d. Red.)

ster der Frau Rat Goethe zur Frau. | von der vorliegenden Ausgabe eine neue Epoche.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Der Zeitschrift „Über Kunst und Alterthum", Band III, Heft 3, Stuttgart, Cotta 1822, Seite 142, ist Goethes folgende Besprechung entnommen:

Radirte Blätter, nach Handzeichnungen (Skizzen) von Goethe, herausgegeben von Schwerdgeburth, Weimar 1821.

Das Unternehmen einiger verdienten Künstler nach meinen Entwürfen radirte Blätter herauszugeben, mufs mir in mehr als einem Sinne erwünscht seyn; denn, wie dem Dichter die Melodie willkommen ist, wodurch der Tonkünstler sein Lied für ihn und andere belebt, so freut es auch hier ältere längst verklungene Bilder aus dem letheischen Strome wieder hervorgehoben zu sehen.

Andern Theils aber hab' ich längst bedacht, dafs in den Bekenntnissen, in den Nachrichten, die ich von meinem Lebensgange gegeben, des Zeichnens öfter erwähnt wird, wobey man wohl nicht mit Unrecht fragen könnte, warum denn, aus wiederholter Bemühung und fortdauernder Liebhaberey, nicht auch etwas künstlerisch-befriedigendes habe hervortreten können.

Da läfst sich nun vor allen Dingen von den Vortheilen flüchtiger Entwürfe nach der Natur für den Einzelnen so manches erwähnen; denn, wie man von Leibnitz erzählt, dafs er, beym Lesen, Sprechen, Denken gar vieles angemerkt, ohne die Blätter jemals wieder anzusehen, und dennoch dadurch jene bedeutenden Momente seinem Gedächtnifs eingeprägt; also ist es auch mit flüchtigen Skizzen nach der Natur, wodurch uns Bilder, Zustände an denen wir vorüber gegangen, fest gehalten werden und die Reproduction derselben in der Einbildungskraft glücklich erleichtert wird. Nun kommt hinzu, dafs der Liebhaber, dessen Hand nicht fertig genug ist, allen und jeden Gegenständen eine anmuthige Nachbildung zu verleihen, aufs Bedeutende hinstreben und dasjenige sich zueignen wird, was einen auffallenden, sich besonders aussprechenden Charakter hat. Dergleichen glaubten freundschaftlich gesinnte Künstler schon längst unter meinen Blättern zu finden; wie denn der uns allzu-

früh entrissene Kaaz sich eine Sammlung aussuchte, davon aber Gebrauch zu machen durch tödtliche Krankheit verhindert ward [1]).

So ist denn auch der schönste Gewinn, den der Liebhaber bey seinem unerreichten Streben dennoch geniefst, dafs ihm die Gesellschaft des Künstlers lieb und werth, unterhaltend und nützlich bleibt; und wer auch nicht selbst hervorzubringen im Stande ist, wird, wenn er sich nur kennt und zu beurtheilen weifs, im Umgang mit productiven Menschen immer gewinnen, und, wo auch nicht gerade von dieser Seite, doch von einer andern sich ausbilden und auferbauen.

Im Gefühl übrigens, dafs diese Skizzen, selbst wie sie gegenwärtig vorgelegt werden, ihre Unzulänglichkeit nicht ganz überwinden können, habe ich ihnen kleine Gedichte hinzugefügt, damit der innere Sinn erregt und der Beschauer löblich getäuscht werde, als wenn er das mit Augen sähe was er fühlt und denkt, eine Annäherung nämlich an den Zustand, in welchem der Zeichner sich befand, als er die wenigen Striche dem Papier anvertraute.

Ein gleiches haben wir schon oben bey flüchtigen Zeichnungen eines Freundes gethan [2]); denn, wenn man von einem jedem Kunstgebilde zwar verlangen kann, dafs es sich selbst ausspreche, so gilt dies doch eigentlich nur von gewählten, der gröfsten Ausführung sich eignenden Werken. Andern hingegen welche etwas zu denken und zu wünschen übrig lassen, mag man wohl mit guten Worten eine schickliche Nachhülfe gönnen.

Mannigfaltiges was hier noch zu sagen wäre, bleibe verspart auf den Fall, dafs die Unternehmung begünstigt würde, und mehrere Blätter über die man sich äufsern könnte, den Freunden der Kunst und der Sitte vorgelegt wären.

---

[1]) Dem Landschaftsmaler Carl Ludwig Kaaz aus Dresden (1776—1810) begegnete Goethe 1808 in Carlsbad, und er gedenkt in den „Tag- und Jahresheften" der Freude und Belehrung, die ihm die Gegenwart dieses Künstlers brachte.

[2]) Bezieht sich auf die Erläuterungen zu „Wilhelm Tischbeins Idyllen" (Seite 91 bis 127 desselben Heftes von „Kunst und Alterthum").

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.



Nachwort.

In anmutigen Versen führt uns Goethe geistige Bilder vor Augen, die sich nach der Absicht des Dichters für den Beschauer mit den gemalten Bildern zu einem harmonischen Ganzen vereinen sollen. Aus diesem Grunde sind auch in der vorliegenden Reproduktion, die in zwei Dritteln der natürlichen Größe ausgeführt ist, bei den einzelnen Radierungen die zugehörigen Verse, mit den von Goethe später beigefügten Überschriften,

wiederholt worden. Die im Original hochgestellten Querbilder II bis V wurden mit den übrigen in gleiche Richtung gebracht. Das erste Gedicht ist „Einsamste Wildnifs“ betitelt.

Die Kupfer I, III, V sind von C. Holdermann, II, IV, VI von C. Lieber radiert; von letzterem Künstler stammt auch das kleine Blatt: „Goethes Gartenhaus vor Weimar“, das W. G. Beckers Taschenbuch auf das Jahr 1822 entnommen und hier als Schlußvignette angefügt ist.

Aus Goethes Tagebuch ersehen wir, daß er die Veröffentlichung der „Radirten Blätter“ 1821 in Weimar vor seiner Abreise nach Marienbad vorbereitet und in Jena nach seiner Rückkehr fertiggestellt hat:

1821

(Weimar) Juni

15. . . . . Drey frische Zeichnungen an Lieber und Holdermann.

30. . . . . Abends Hofrath Meyer die radirten Landschaften bringend.

Juli

1. . . . . Mittag Hofrath Meyer, nachdem wir vorher die Landschaften entrollt und aufgeheftet hatten.

3. . . . . Abschrift der Beschreibung eigener Skizzen.

4. . . . . Riemer blieb zu Tische. Nach Tische landschaftliche Skizzen.

(26. Juli — 15. September Goethes Reise nach Marienbad und Eger.)

(Jena) September

23. . . . . Radirte Blätter nach meinen Handzeichnungen 1. Heft. Kurze Reime zu den Radirungen nach meinen Skizzen.

24. . . . . Auch die Gedichte zu den 6 radirten Landschaften weiter ausgeführt.

ter der Frau Rat Goethe zur Frau. | von der vorliegenden Ausgabe eine neue Auflage.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

25. . . . . Gedichte zu den Zeichnungen.

30. . . . . Kam Hofrath Meyer und Secretär Kräuter; mit beyden Angelegenheiten und Geschäfte durchgesprochen, punctweise resolvirt und abgethan. Sie nahmen die Kupferplatten mit, wie auch die Strophen zu den radirten Blättern meiner Handzeichnung.

October

6. . . . . Nachrichten von den Radirungen nach meinen Zeichnungen.

8. Revision des Umschlags zu den radirten Landschaften.

9. . . . . Herrn Hofrath Meyer, wegen der Radirungen.

19. . . . . Nach Tische Lieber, wegen der landschaftlichen Radirungen.

Das fertige Heft übersandte Goethe nach seinen Eintragungen am 30. Oktober an Geh. Rat Willemer nach Frankfurt, am 25. November an Grafen Brühl und Staatsrat Nicolovius in Berlin, sowie an Dr. Nöhden in London.

Am 9. November hatte Goethe die Herstellung des Textes zur „Campagne in Frankreich“ wieder aufgenommen, welche in eine Reminiszenz an die „Radirten Blätter“ ausklingt, die uns gestattet, die Entstehungszeit wenigstens einer dieser Skizzen annähernd zu bestimmen:

„Wie ungern ich mich dem Kriegstheater abermals näherte, überzeuge sich, wer etwa die zweyte nach meinen Skizzen radirte Tafel in die Hand nimmt. Sie ist einem sehr genauen Federumrifs nachgebildet, den ich wenige Tage vor meiner Abreise sorgfältig auf Papier gebracht hatte. Mit welchem Gefühl, sagen die wenigen dazu gedichteten Reimzeilen.“

Und an Riemer sendet er mit dem Briefe aus Jena vom 19. Oktober 1821, der sich mit den „Radirten Blättern" beschäftigt, die folgenden Verse:

Weit und schön ist die Welt; doch, o wie dank' ich dem Himmel,
Dafs ein Gärtchen beschränkt zierlich mir eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hause! was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

Goethes ursprüngliche Absicht, diesem ersten Hefte der „Radirten Blätter" weitere ähnliche folgen zu lassen, ist leider nicht zur Ausführung gelangt.

Wien, im Juli 1909.

Felix Schwab.



Göthes Gartenhaus.

ester der Frau Rat Goethe zur Frau. | von der vorliegenden Ausgabe eine neue Epoche.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

IV

Wie das erbaut war, wie's im Frieden lag
Es kommt vielleicht vom Alterthum zu Tag:
Denn vieles wirkte, hielt am sel'gen Fleiſs,
Wovon die Welt noch keine Sylbe weiſs.
Der Tempel steht, dem höchsten Sinn geweiht,
Auf Felsengrund in hehrer Einsamkeit.
Daneben wohnt die fromme Pilgerschaar,
Sie wechseln, gehend, kommend, Jahr für Jahr.
So ruhig harrt ein wallendes Geschlecht,
Geschützt durch Mauern, mehr durch Licht und Recht,
Und wer sich dort sein Probejahr befand,
Hat in der Welt gar einen eignen Stand;
Wir hofften selbst uns im Asyl zu gründen.
Wer Buchten kennt, Erdzungen, wird es finden.
Der Abend war unübertrefflich schön,
Ach, wollte Gott! ein Künstler hätt's gesehn.

V.

Hier sind, so scheint es, Wanderer wohlbedacht,
Denn jeder fände Pfad um Mitternacht.
Wir sagen nicht, wir hätten's oft gesehn,
Dergleichen Wege doch gelang's zu gehn;
Denn freylich, wo die Mühe war gehoben,
Da kann der Waller jede Stunde loben;
Er geht beherzt, denn Schritt für Schritt ist leicht,
So daſs er fröhlich Zweck und Ziel erreicht.

O selige Jugend, wie sie, Tag und Nacht,
Den Ort zu ändern innigst angefacht,
Durch wilden Bergriſs höchst behaglich steigt,
Und auf dem Gipfel Nebeldunst erreicht.
Man schelt' es nicht, denn wohl genieſst sie rein,
Auch über Wolken, heitern Sonnenschein.

VI.

Wie sich am Meere Mann um Mann befestigt
Und am Gestade Schiffer überlästigt,
Die engen Pfade völlig weglos macht,
Auf Sicherheit, mehr auf Gewalt bedacht;
Bald Recht, bald Plackerei, sein selbst gewiſs,
Sey wie es sey, und immer Hinderniſs,
So Tag und Nacht den Reisenden zur Last;
Es ist vielleicht zu düster aufgefalst.



Druckerei- u. Verlags-Aktiengesellschaft,
verm. R. v. WALDHEIM, JOS. EBERLE & Co., Wien

ester der Frau Rat Goethe zur Frau. | von der vorliegenden Ausgabe eine neue Epoche.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

VIERUNDZWANZIGSTER BAND.

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

DR. RUDOLF PAYER VON THURN.



WIEN 1910.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15.

Dringende Bitte an unsere Mitglieder.

Das Mitgliederverzeichnis, das wir vor Jahresfrist veröffentlicht haben, hat zu mancherlei Betrachtungen Anlaß gegeben. Vielfach wurden wir gefragt — und diese Fragen kamen aus dem Deutschen Reiche — wie es komme, das der Goethe-Verein, der schon über 30 Jahre besteht, nicht mehr Mitglieder aufweise; ob in der deutschen Millionenstadt tatsächlich nicht mehr als 227 Menschen ein näheres Verhältnis zu Goethe haben und das Bedürfnis fühlen, einen Verein, der sich die Aufgabe gestellt hat, das Verständnis von Goethes Leben und Schaffen zu fördern und zu verbreiten, durch ihren Beitritt zu fördern.

Daran, daß der Wiener Goethe-Verein bisher seine Aufgabe nicht voll und ganz erfüllt hätte, soweit es die ihm zur Verfügung stehenden Mittel ermöglichen, dürfte es kaum liegen: Wir haben ein würdiges Denkmal aus Erz errichtet, aber mit dieser Aufgabe, die übrigens schon vor mehr als 30 Jahren bei der Gründung des Goethe-Vereins nicht in erster Linie stand, seine Bestimmung nicht als erfüllt betrachtet.

Die Vorträge, die im Wiener Goethe-Verein gehalten werden, unterscheiden sich von den zahlreichen ähnlichen Veranstaltungen dadurch, daß sie nicht Bekanntes in anziehender Form wiederholen, sondern fast durchwegs neue Aufschlüsse auf Grund selbständiger Forschungen bringen und in der Regel auch dem Fachmanne Neues zu sagen haben.

Unsere »Chronik« ist trotz ihres bescheidenen Umfanges dem Goethe-Forscher heute bereits ein unentbehrliches Quellenwerk geworden, das allgemein geschätzt und häufig zitiert wird. Auf dem deutschen Büchermarkte bildet eine vollständige Serie aller bisher erschienenen Jahrgänge eine buchhändlerische Seltenheit ersten Ranges, die mit einem weit höheren Preise bezahlt wird, als die Summe der Mitgliedsbeiträge ausmacht.

Wir haben endlich sogar ein Museum errichtet, welches in erster Linie bestimmt ist, Goethes Beziehungen zu Österreich zu veranschaulichen.

Alles dies ist bisher zum größten Teile durch die selbstlose Tätigkeit einzelner ermöglicht worden, von denen in erster Linie den hervorragenden Gelehrten, die Vorträge gehalten und Beiträge zur »Chronik« geliefert haben, der lebhafteste Dank aller Goethefreunde gebührt.

Eine viel regere Tätigkeit könnte der Wiener Goethe-Verein entfalten, wenn ihm durch eine entsprechende Erhöhung der Mitgliederzahl die unumgänglich notwendigen Geldmittel in die Hand gegeben würden. Wir richten daher an unsere Mitglieder die herzliche Bitte, für den Wiener Goethe-Verein in den Kreisen ihrer Freunde ein wenig Propaganda zu machen und mit Hilfe der unserer heutigen Nummer beiliegenden Anmeldekarte, von der auf Wunsch gerne mehrere Exemplare zur Verfügung stehen, neue Mitglieder zu werben. Bei dem verhältnismäßig geringen Jahresbeitrag von 4 Kronen dürfte dies nicht unmöglich sein. Wenn jedes Mitglied durchschnittlich nur ein neues Mitglied wirbt, würde sich erst ein Mitgliederstand ergeben, der eine würdige Erfüllung der Aufgaben des Wiener Goethe-Vereins auch in Zukunft ermöglicht.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Vereinskanzlei: Wien, I., Eschenbachgasse Nr. 9.

XXIV. Band. **Wien, 31. Jänner 1910.** **Nr. 1—2.**

INHALT: Aus J. H. Mercks Frühzeit. Von Dr. Leo Grünstein. — Bücherschau: Dr. Ad. Hansen, Goethes Metamorphose der Pflanzen, angez. von m—. — Erklärung von Dr. Eugen Guglia. — Goethes Gartenhaus am Stern, Heliogravüre nach einer Kreidezeichnung von Ludwig Michalek.

Aus J. H. Mercks Frühzeit.

Von Dr. Leo Grünstein.

Wer sich mit der literarischen Physiognomie J. H. Mercks vertraut gemacht hat und wem dieser markante Vertreter der »Geniezeit« durch die kernige Frische und den zwingenden Humor seiner Fabulierkunst sowie durch die vertiefte und hellsichtige Art seiner kritischen Begabung ein wärmeres Interesse abgewinnt, der wird auch gerne in die Details seiner Lebensverhältnisse Einblick nehmen und insbesondere den Spuren jener Periode nachgehen, die bisher fast ganz in Dunkel gehüllt war.

Eine eingehendere Betrachtung der Merckschen Frühzeit vermag uns vielleicht eine teilweise Erklärung darüber zu geben, aus welchen Jugenderfahrungen und Schicksalsprämissen sich Mercks »wunderlich bedeutender« Charakter gebildet hat, in welchen frühen Lebenskämpfen und Herzensnöten all jene positiven Eigenschaften gereift sind, die es bewirkten, daß ihm Goethe »den größten Einfluß auf sein Leben« zuschrieb,[1]) Herder ihn zum Vertrauten seines Herzens machte, daß ihn Wieland einen »Fidus Achates« nannte und Karl August und Anna Amalia ihrer unwandelbaren Freundschaft versicherten. . . .

*

Wir wissen, daß Merck (am 14. April 1741) »etliche Wochen« nach dem Tode seines Vaters, eines »kunsterfahrenen«[2]) Apothekers, zu Darmstadt geboren wurde, daselbst an dem von Wenck geleiteten Pädagogium seinen ersten gründlichen Unterricht genoß, daß er ferner auf Wunsch seines Vormundes durch einige Semester in Gießen und Erlangen Theologie studierte, dieses Studium jedoch aufgab und sein Elternhaus verließ, um sich ausschließlich den freien Wissenschaften und Künsten zu widmen.

Über die Universitätsjahre Mercks, über die Zeit, in der er als Schriftsteller durch Übersetzungen englischer Autoren und als Hofmeister und Erzieher junger Adeliger seinen Lebensunterhalt fand, geben die bisherigen Biographien Mercks gar keine oder nur sehr dürftige Auskunft. Ebenso klären sie nicht über seine Schweizer Reise und jenen wichtigen längeren Aufenthalt in Morges auf, der die Herzensbeziehungen Mercks zu seiner späteren Gattin entstehen und reifen ließ. — Eine Reihe wichtiger Dokumente, die lange in dem vielfach zerstreuten Nachlasse Mercks verborgen blieben und nun dank der besonderen Güte der Besitzer (Frau Julia Merck, Ihre Exzellenz Frau Staatsminister v. Rothe, Herr und Frau Geheimrat Doktor Weber und Herr Carl Merck)[3]) benutzt werden dürfen, geben mir die Möglichkeit, die erwähnte Lücke in der Biographie Mercks einigermaßen auszufüllen. Sie gestatten mir, die Persönlichkeit Bibras, seines Zöglings und Reisebegleiters in die Schweiz, festzustellen und das selten schöne und feurige Liebesbündnis, das zwischen dem 25jährigen Merck und der um zwei Jahre jüngeren Louise Franziska Charbonnier sich spann, fast in all seinen fesselnden Einzelheiten zu beleuchten.

Heinrich Düntzer, der den Anfängen Mercks eine umfangreiche, jedoch auf zahlreichen Hypothesen aufgebaute Untersuchung widmete,[4]) glaubte aus dem Umstande, daß ein Freiherr Karl v. Bibra auf einem Be-

[1]) Vgl. Stahr: J. H. Merck. Ein Denkmal. Oldenburg 1840. S. 18 ff.

[2]) Nach dem soeben erschienenen, vom Pfarrer Spieß in Bottenhorn herausgegebenen »Stammbaum der Familie Merck«.

[3]) Ihnen, wie auch Herrn und Frau Geheimrat Dr. Louis Merck und Herrn Medizinalrat Dr. E. A. Merck, die meine Arbeit in liebenswürdigster Weise förderten, sei auch an dieser Stelle der wärmste Dank übermittelt.

[4]) »Zeitschrift für deutsche Philologie«, Bd. 30, S. 117 ff. — Beilage zur Münchener »Allgemeinen Zeitung«. 1891. Nr. 143 ff.

grüßungsgedichte gelegentlich einer Universitätsfeier in Erlangen (März 1760) erwähnt wird und im Frühjahr 1760 gleichzeitig mit Merck Erlangen verließ, mit Sicherheit schließen zu können, Merck habe diesen Bibra nach der Schweiz begleitet. Daß der Zögling Mercks mit dem soeben erwähnten K. v. Bibra (dem späteren Hildburghausenischen Hofrate) keineswegs identisch ist, beweisen uns einige noch unveröffentlichte Briefe, die in den Jahren 1784 und 1787 von dem kursächsischen Kammerjunker Heinrich Wilhelm v. Bibra an Merck gerichtet wurden und die über die Beziehungen des gewesenen Schülers zu dem treu verehrten Lehrer einige schätzenswerte Anhaltspunkte bieten. Diesen Dokumenten zufolge dürfte H. W. v. Bibra dem Sächsischen Voigtlande entstammen und schon in dem Alter von 15 Jahren Mercks Führung anvertraut worden sein. Auf ihrer Reise durch die Schweiz wählten sie das Städtchen Morges zu längerem Aufenthalte, und unter der Leitung Mercks mag Bibra an dem dortigen vielgerühmten humanistischen Collège seine Studien fortgesetzt haben. Auch nach der Verheiratung Mercks blieben die freundschaftlichen Beziehungen beider durch eine lebhafte Korrespondenz aufrecht erhalten; selbst auf seinen Reisen ließ sich Merck »die Nachrichten des Mr. de Bibra« regelmäßig zusenden.[5]) Aus einem auf der Dresdner Königlichen Bibliothek befindlichen hs. »Verzeichnis der kursächsischen Offiziere von 1716—1813«[6]) erfahren wir, daß H. W. v. Bibra seit dem 1. Dezember 1768 als Souslieutenant bei der Solms-Infanterie in Diensten stand und am 18. April 1777 verabschiedet wurde. Daß dieser noch nach einem Zeitraume von nahezu zwei Jahrzehnten seinem Jugendgenossen treue Anhänglichkeit bewahrt hat, bezeugt der nachfolgende Brief an Merck, der über die weiteren Schicksale des Absenders einige Aufklärung gibt. Er setzt ein kameradschaftliches Schreiben Mercks voraus, das sich leider nicht auffinden ließ und das unter anderem auch eine Anfrage naturwissenschaftlichen Inhaltes enthalten hat. Die Antwort Bibras lautet:

Dreßden den 12ten Jan. 1784.

Hochedelgebohrner Herr,
Hochgeehrter Herr Kriegsrath!

Die Freude, die mir Ihr lieber Brief verursacht hat macht daß ich von der Verwunderung darüber gar nichts mehr weis. In der That konnte ich kein angenehmeres Weinachtsgeschenk bekommen, als daß ich nach einer so langen Zwischenzeit erfuhr daß Sie, liebster Freund, noch wohl wären und sich meiner noch errinnerten. Tausend Dank dafür Bester Herr Merk und meine aufrichtigste Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin und Frau Mutter. Auch ich habe diese ganze Zeit seit unsrer Trennung, sehr viele Abwechslung in meinem Schicksale erfahren. Leider aber mehr Widriges als Gutes. Und noch izt scheint eine feste und bessere Bestimmung von mir entfernt. Denn die Hofnung eine Landcharge zu erhalten, um die ich angehalten, zieht sich so in die Länge, daß ich fast daran zweifle. Mein Vater starb vor zwölf Jahren und hinterlies uns nichts. Meine Mutter lebt also von einer geringen Pension, die sie erhielt. Ich diente damals in der Armee als Lieutenant, wo ich denn auch ein sehr langsames Fortkommen vor Augen sahe. Um mich also meiner Meinung nach zu verbeßern, suchte und erhielt ich Dienste bey Hofe. Da ich aber zum Kriechen und Schmeicheln verdorben bin, so bin ich nach Jahren, immer noch Kammer Junker mit einem sehr mäßigen Gehalt und habe dabey noch meinen jungen Bruder zu ernähren, der unglüklicherweise so mit der fallenden Krankheit geplagt wird, daß er nichts zu lernen und zu unternehmen je im Stande war. Meiner Schwester schien das Schicksal noch am meisten wohl zu wollen. Denn als mein Vater starb, war sie Hofdame bey der verwittweten Kurfürstinn mit 1200 rth. Gehalt. Da aber diese vor drey Jahren starb, so wurde sie auch auf eine Pension von 400 rth. zurückgesezt. Sehen Sie das sind die wahren Umstände von uns und meiner Familie, die sich für Ihr gütiges Andenken gehorsamst bedankt und sich Ihnen empfielt. —

Um nun aber einen Hauptpunkt Ihres Briefes, den wegen der phisikalischen Nachrichten zu beantworten, so muß ich Ihnen sagen, daß der izige Inspektor unseres Naturalien-Kabinets Doktor Titius[7]), sich Ihnen empfiehlt und Sie ernstlich um ein spezielles Verzeichnis derer Nachrichten ersucht, die Sie Stük für Stük verlangen. Er ist erst seit etlichen Jahren in dieser Stelle und hat bey seiner Gelangung darzu gar keinen Catalogum gefunden. Zwar hat er angefangen daran zu arbeiten; allein bis izo ist er noch nicht bis auf diese Elephanten und Rhinoceros Reste gekommen.[8]) Uebrigens läßt er Ihnen sagen es wäre von drgl. deutschen und sibirischen Resten ein großer Vorrath vorhanden, wovon er auch bereit wäre Ihnen Zeichnungen zu schikken; und bittet Sie, Ihn selbst mit Ihren Briefen darüber zu beehren. Er ist ein junger

[5]) Brief Mercks an seine Gattin vom 21. April 1767. Vgl. Wagner. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Basel 1847. S. 8—9. Die bei Wagner ausgelassene Briefstelle lautet nach der Originalhandschrift: »Tu feras fort bien de m'envoier toujours la lettre de Mr. de Bibra.«

[6]) Ms. lit. K. b.[10].

[7]) Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Direktors Dr. Arnold Jacobi in Dresden leitete Dr. Daniel Titius (von Hause aus Tietze geheißen) von 17:6—1813 das Dresdner Naturalienkabinett.

[8]) Seit dem Beginne der Achtziger-Jahre beschäftigte sich Merck fast ausschließlich mit dem Studium der Osteologie vorsintflutlicher Tiere. 1782 erschien Mercks erste »Lettre à Mr. Cruse . . . sur les os fossiles d'éléphans de rhinocéros . . .«

artiger und in seinem Fache sehr geschikter Mann. Wollen Sie aber, bey dieser Gelegenheit auch mir manchmal Ihren Briefwechsel gönnen, so werden Sie mir dadurch ein außerordentliches Vergnügen verursachen. Sollte ich aber ja noch die gesuchte Landcharge erhalten und dadurch von hier wegkommen, so werde ich, wenn Sie mirs erlauben, nicht ermangeln Ihnen Nachricht davon zu geben. Gönnen Sie mir jederzeit Ihre Freundschaft und glauben Sie daß ich keine größere Freude habe, als mich jederzeit bezeigen zu können als

Ihren ergebensten Diener und wahren Freund
H. W. v. Bibra.

N. S.
Seit ein paar Jahren lebt hier eine Mdlle. Ernst aus Morges. Eine Tochter des Intendant de la Doûane, Ernst, wo unser Wilh. H. Forell immer hingieng. Sie ist Gouvernante im Gräfl. Loosischen Hause.

Drei Jahre hernach fand Bibra Veranlassung, in einer »großen Bedrängnis seines Herzens« sich abermals an Merck zu wenden und dessen Rat und Hilfe zu erbitten. Seit Jahren liebe er eine Frau, die er noch als Mädchen umworben habe und die von ihren Eltern zur Ehe mit einem ungeliebten doch vermögenden Manne gezwungen worden sei. Diese Ehe wurde nun, nachdem der Gatte sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, geschieden. Die Freigewordene habe die Werbung Bibras angenommen. Sie endlich heimzuführen sei sein sehnlichster Wunsch. Infolge der Intrigen des geschiedenen Gatten verweigere ihm der Hof den Ehekonsens unter dem Vorwande, der Stammbaum der Braut weise Lücken auf. Ein Zuwiderhandeln würde ihn seines Kammerherrnranges verlustig machen. Da er eine Vereinigung mit der geliebten Frau nicht mehr länger hinausschieben könne, wolle er gern Dresden verlassen und in andere Dienste gehen; er bitte Merck ihm irgendwo »eine Hofcharge oder einen Hoftittel mit einigem Gehalt zu verschaffen«, wogegen er sich anheischig mache, »mit dem Vermögen seiner Frau ganz in dieses Land zu wenden«.

Er schließt seine lange Epistel mit den Worten: »Nun Bester und Liebster Herr Merk ich verlasse mich hierinnen ganz auf Ihre gütige Freundschaft, auf Ihre Leitung und Führung, der ich schon so sehr viel zu verdanken habe. Lassen Sie mich ihr auch diese Stüzze meines Glükkes verdanken ...«

Diesem aus Dresden, den 8. Oktober 1787 datierten Briefe läßt Bibra aus Mühltrost, im Sächsischen Voigtlande, am 18. Jänner 1788 ein zweites und am 2. Februar 1788 ein drittes, die gleiche Angelegenheit behandelndes Schreiben folgen. Das letzte spezialisiert sein dringendes Ansuchen. Er möchte in die Dienste des hessischen Landgrafen treten und rechne auf Mercks wirksame Fürsprache. Beunruhigt durch die lange ausbleibende Antwort schreibt er unter anderem: »Alle Posttage vermuthe ich mir einen Brief von Ihnen und wie ich nicht läugnen kan mit günstigen Nachrichten. Geben Sie sich doch ja alle Mühe mir in dem Dienste Ihres Herrn ein Unterkommen zu schaffen, ich flehe Sie inständigst darum an, und geben Sie mir ja mit nächstem einige Nachricht ..., denn meine Ungeduld darnach ist aufs Höchste und bey meiner Braut gerathe ich endlich gar in den Verdacht als gäbe ich mir nicht genug Mühe darum.«

Wir können mit einiger Sicherheit voraussetzen, daß Merck, der sich übrigens um diese Zeit vielfach und mit Erfolg junger und talentvoller Leute annahm, auch die Angelegenheit seines gewesenen Zöglings aufs wärmste betrieben hat. Leider liegen keinerlei Dokumente über das Ergebnis seiner Bemühungen vor.[9])

Dieser Bibra war es also, mit dem Merck seine Schweizerreise unternommen hatte und in dessen Begleitung er auf manch lohnenden Streifzügen an den Ufern des Genfersees auch in das kleine Städtchen Morges gekommen war.

In dem gastfreundlichen Hause des »assesseur baillival« Jean Emanuel Charbonnier und dessen Gattin, geborenen Muret, lernte Merck ihre drei liebreizenden Töchter Lisette, Charlotte und Manette kennen, von denen Lisette (Louise), »l'aînée«, den stärksten Eindruck auf ihn machte. Geistreich und weltgewandt (wie wir uns Merck um diese Zeit schon vorstellen können), wußte er sich rasch die Neigung der schönen und temperamentvollen Schweizerin zu erwerben. Die innige Sympathie ihrer Herzen ließ einen Liebesbund von seltener Glut und Leidenschaft reifen, der für die Beteiligten neben dem namenlosen, heimlich genossenen Glück auch eine Reihe schwerer und trübender Hemmungen zur Folge hatte.

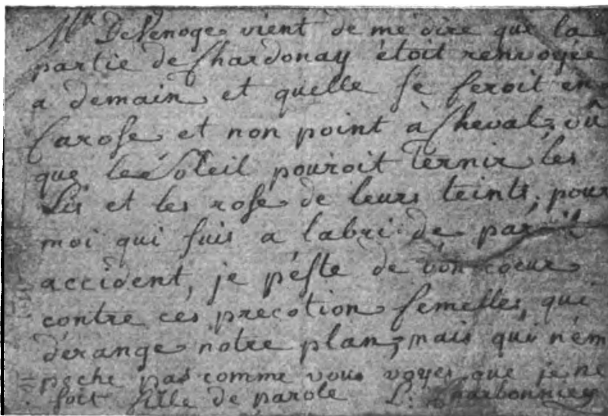
Aus einem Bündel vergilbter Papiere, die einen Bruchteil der Korrespondenz der Liebenden enthalten, baut sich für den, der sie trotz fehlender Datierung und fremder Sprache in ihrem organischen Zusammenhange betrachtet (und gelegentlich auch zwischen den Zeilen zu lesen weiß), die Geschichte dieser Liebe auf. Sie leuchtet in das Seelenleben und den Charakter der beiden Persönlichkeiten heller und schärfer hinein, als es die bekannten Dokumente aus Mercks späteren Jahren jemals vermochten.

Der Zeitfolge nach, soweit wir sie annähernd bestimmen können, kommen für uns zunächst die Mitteilungen des Fräuleins Charbonnier in Betracht.

[9]) In den Akten des Großherzogl. Hessischen Haus- und Staatsarchivs in Darmstadt findet sich kein Hinweis auf eine von H. v. Bibra bekleidete Hofcharge vor. Auch das Familienarchiv der Freiherren v. Bibra in Nürnberg vermag hierüber keinerlei Aufschluß zu geben. (Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Baron Reinhard v. Bibra).

Mehr als ein Dutzend kleiner Zettel und Zettelchen, Briefe en miniature und nur wenige Mitteilungen längeren Inhalts, die eiligst konzipiert und befördert wurden, und die uns, ungeachtet zahlreicher grammatikalischer Fehler und einer willkürlichen Orthographie und Akzentuation, durch ihre impulsive, ungekünstelte und warmblütige Art ansprechen.

Bald sind es bloß ein paar Zeilen, in denen Louise eine scheinbare, Merck gegenüber geübte Zurückhaltung erklärt und ihn bittet, sie zu einer Gesellschaft zu geleiten, oder die rasche Botschaft, daß eine anberaumte Zusammenkunft durch den Besuch von Verwandten zunichte gemacht wird, wobei sie die Bemerkung einflicht: ». . . et moi qui donnerois volontié tous les Oncles les Tantes, les Rosbifs et le Poutinch pour voir un moment mon cher peti, et lui dire ce quil sait deja . . .« Einmal fordert sie ihren Freund, den sie »vierzehnstundenlang« entbehrt hat, mit dringenden Worten auf, sie unverzüglich, während ihre Eltern auswärts speisen, zu besuchen und durch seine Gegenwart »eine unerträgliche Migräne und eine noch stärkere Sehnsucht« zu bannen. Ein anderes Mal kritzelt sie mit behenden Fingern auf die Rückseite einer Spielkarte, die den Herzkönig darstellt, die Nachricht, daß sie trotz aller Einwände ihrer Umgebung den einmal gefaßten Plan eines Ausfluges durchführen werde, »da sie ein Mädchen von Wort sei«.[10]


Mr DeVenoges vient de me dire que la
partie de Chardonay étoit renvoyée
a demain et quelle se feroit en
carosse et non point a chevaux ou
que le soleil pouroit ternir les
lis et les roses de leurs teints, pour
moi qui suis a labri de pareil
accident, je peste de bon coeur
contre ces precotion femelles, qui
derange notre plan mais qui nem
peche pas comme vous voyes que je ne
soit fille de parole L. Charbonnier

Original im Besitze der Frau Geheimrat Henriette Weber.

In einem Briefe, der das Reifen ihrer Herzensbeziehungen, die Gefahren der heimlichen Zusammenkünfte und ihr Bangen um die Zukunft zur Voraussetzung hat, bemüht sie sich, die Unruhe zu zerstreuen, die sie ihrem Freunde durch eine viel zu ernste Miene bereitet habe. Diese Unruhe »sei durch ihre gemeinsame kritische Lage (état critique) bedingt und solle in keiner Weise die Zärtlichkeiten alterieren, die sie ihm für ihr ganzes Leben geweiht habe«.

[10]) Vergl. das Faksimile.

Ungeachtet der Gefahren, die sie umlauern, schließen sich die Liebenden immer enger und inniger aneinander, bis die heißen Wogen einer nicht zu bändigenden Leidenschaft über ihren jungen Häuptern rettungslos zusammenschlagen. Fest entschlossen, dem Manne ihrer Wahl fürs ganze Leben anzugehören, läßt sie sich, ein echtes liebendes Weib, durch keinen elterlichen Willen beirren und schenkt sich ihm in voller und rückhaltloser Hingabe.

Die Liebenden erfreuen sich ihres verborgenen Glückes bis zu dem Augenblicke, da ein unvorsichtig geschriebenes und von den Eltern aufgefangenes Billett die sofortige Abreise Louisens zu ihren Verwandten nach Vufflens bewirkt. Die Nähe der beiden Orte wird wohl keine vollständige Trennung der treu Verbundenen zur Folge gehabt haben, doch wurde ihnen sowohl das Zusammentreffen als der briefliche Verkehr durch die strenge Überwachung Louisens bedeutend erschwert.

Während Merck in Morges verbleibt und sehnsüchtig zu dem Hügel hinaufpilgert, »von dessen Höhe man in den Himmel von Vufflens blicken kann«,[11]) beklagt Louise Franziska in einem eilig geschriebenen Kärtchen die Grausamkeit des elterlichen Beschlusses und macht sich Vorwürfe darüber, von Morges »ohne Abschied und ohne einen Beweis ihrer Liebe« sich entfernt zu haben. »Mon amour« — heißt es in einem gleichzeitigen Billett — »est de nature a ne se démantir jamais, il ne sauroit finir quavec ma vie; et si lon continue a nous tenir separé je n'embitionne que la mort . . .«

Mitunter wird der Rhythmus der feurigen Liebesbekenntnisse durch einen leichten Anflug von Eifersucht unterbrochen. Die liebenswerten Eigenschaften Mercks und der in der Entfernung etwa verblassende Reiz ihrer Persönlichkeit malen der Liebenden für einen Augenblick die Gefahr vor, die ihr von seiten begehrenswerterer Frauen droht. Doch ein von Merck rechtzeitig empfangenes Billett, in welchem »all der Ausdruck seines reinen und von Liebe erfüllten Herzens« enthalten ist, vermag diese Trübung rasch zu beseitigen. Von dem Wunsche beseelt, ihrem lieben Merck ein möglichst getreues Bild ihres Denkens und Fühlens zu übermitteln, charakterisiert sie sich einmal mit den folgenden intimen Worten: ». . . Vous aves rencontré une Ame capable de sentir; est[12]) peutétre un peu trop vivement. Mais vous etes le Maitre

[11]) Vergl. die Parallelschilderung in Mercks Novelle: »Akademischer Briefwechsel«. Stahr, loc. cit. S. 135.

[12]) Soll wohl heißen: et.

de la formé cette Ame, qui quoi quexente[13]) de bien des petitesses atachée a mon Sexe, a tant des choses à aquérir pour se trouver de perd[14]) avec la vôtre; javoue que l'entreprise est grande, mai si vous réflechise au penchand que nous avons a nous mouler a la facon de penser de ceux qui nous plaise; est[15]) le plaisir que vous aurés de trouver reunies en moi les qualités des deux Sexes, toutes dificultes disparoitront a vos yeux, je seray vôtre Emille[16]), se nouveau titre ne fera que serrer nos Liens, si s'est possible, surtout point de modestie déplacée; je ne fais que vous rendre Justice . . .«

Die »kritische Lage«, in der sich die Liebenden befinden, das Mißtrauen der Eltern und die strenge Kontrolle der Verwandten zwingen zu gesteigerter Vorsicht und geschärftem Versteckspiel. Während man Louise »in den Armen des Schlafes« vermutet und sie »gerne in denen Mercks ruhen« wollte, sendet sie an ihn die Nachricht, daß er von ihr demnächst ein Billett erhalten werde, worin sie ihm jeden Verkehr mit ihr verbietet: »ou je vous dirai tout ce que je ne pense pas; ny faitte aucune attantion mon tres cher et soyes sur que je seray toujour la même . . .« Man habe sie über die Art ihrer Beziehungen befragt, sie erwiderte, sie habe Merck bloß als ihren Freund angenommen und aus dieser seiner Eigenschaft sei er, außer an dem Tage, da er jenes verhängnisvolle Billett geschrieben, nie herausgetreten.

Aus dem folgenden Schreiben, das von der Innigkeit ihrer Gefühle für Merck, aber auch von der Schärfe ihrer Verstandeskräfte Zeugnis abgibt (und welches auf S. 6 gleichzeitig in getreuer Nachbildung des Originals wiedergegeben wird), erfahren wir, daß dieses angekündigte Billett nicht abgesandt wurde:

»Jai passé une journée délicieuse mon tendre Ami; Savé vous pourquoi? c'est que Fanchon m a aporte un de vos billet je me suis ocupée a le lire, jai placé votre portrai vis a vis de moi, et j'ai taché de m'imaginer que cettoit lui qui me parloit; mais mon Dieu! que mon imagination ma mal servie, que cette phisionnomie me paroissoit peu animée en comparaison de l'original! en vérité je ne sais ce que je déviendrai jusqu'au temp ou mon éxil finira, (car tous les lieux que j'abite sans vous sont autant de Sibérie) on a cependant la cruôté de vouloir nous tenir éloignie encore 15 jour, il fut resolu hier que je ne vous écriroit point le billet en quéstion mais que je resteroit à Wufflens jusqua nôtre voyage de Geneve, je ne peut retenir mes larmes a cette proposition ma Tante qui s'en aperçut me dit que je ne devois pas rester si ça me faisoit tant de peine, il salut pour me tirer daffére être hipocrite et lui assurer que cettoit des larmes de reconnoissance et non de douleur, que celle quelle mes voyes répendra; jai affecté apres cela d'etre aussi gaie qu'a l'hordinaire, ensorte qu on croit que je reste sans aucun regret et cette indiference pour Morges produit un très bon effet; nous ne saurions trop nous menagé mon bon Ami, pendant ce temp d'epreuves, plus nous serons sage, moins nous serons oblige de l'etre apres; souvené vous de 22 jours obsence de Sire Alfred; mais garde vous bien de vous en faire un merite comme lui; il faut avouër que je suis bien sotte de comparer le plus éxélens des hommes, a se viller Alfred, pardonne moi, mon doux Ami pardonne a ton Amie don le bonheur dépend entièrement de toi, de ta Constance ces pavillons étrangé m'efrée; il sont cependant nécessaire, ainsi que le Conte que tu part; que pe puije toujours m'imaginer que c'est un Conte! mais ce sera une fois une verité, mon chér peti m'abandonnera a toute mes peines, il ne me restera que l'inseparable, je lui écrit aujourdhui combien de fois jai enviés son bonheur elle te voir elle peut t'embrasser adieu adieu.«

Eine geplante Zusammenkunft mißglückt und mehrere Tage vergehen, ohne daß eine Nachricht von Vufflens eintrifft. Unkontrollierbare Gerüchte über das leidende Aussehen Louisens dringen zu Merck. In gesteigerter Unruhe und Angst, es könnte in den Gefühlen seiner Freundin ein Umschwung eingetreten sein, mag er den folgenden (undatierten) Brief an sie gerichtet haben — den einzig erhaltenen, den wir aus dieser Zeit nachzuweisen in der Lage sind:[17])

Dimanche.[18])

Comment ma charmante amie, vous pouvés tarder à procurer à un homme qui vous adore, un plaisir qui vous coûte si peu. Laisser passer deux occasions, qui se présentent encor rarement, sans m'écrire un mot, sans m'apprendre, comme vous vous portés, pendant que tout le monde dit que vous n'êtes pas bien, que vous avés maigrie, que vous souffrés aux yeux.

Reflechissés aux inquiétudes, sous lesquelles je succombe à présent, et pensés aux transports que vous auriés pu faire naitre dans mon âme. Oh mon Dieu que je suis éloigné de vous faire des reproches. Quel droit ai je sur vos actions! Jamais vos bontés passées ne m'enhardiront à exiger des nouvelles. Mais qu'il est cruel, aprés avoir été de tous les hommes le plus heureux, de se voir exposé aux plus grandes privations,

[13]) Eine sehr willkürliche Verkürzung von: quoiqu'exempte.
[14]) Perd statt pair.
[15]) Vergl. Anmerkung 12.
[16]) Rousseaus Emile, der 1762 erschienen war.

[17]) Ich gebe diesen, wie die folgenden Briefe von Merck genau nach den Originalhandschriften wieder, ohne irgend welche Korrektur ihrer sprachlichen und orthographischen Eigentümlichkeiten. Nur einige wichtige Akzente, deren Fehlen auf Mercks bekannte Schreibflüchtigkeit zurückzuführen ist, wurden gelegentlich ergänzt.
[18]) Das Original befindet sich im Besitze Ihrer Exzellenz Frau Staatsminister v. Rothe.

J'ai passé une journée délicieuse mon
tendre Ami; savé vous pourquoi? c'est
que Fanchon ma aporte un de vos billet
je me suis ocupée a le lire, jai placé
votre portrai vis avis de moi, et jai
táché de m'imaginer que cettoit lui qui
me parloit; mais mon Dieu! que ~~celle~~ mon
imagination ma mal servie, que cette
phisionnomie me paroissoit peu animée
en comparaison de l'original! en vérité
je ne say ce que je deviendrai jusqu'au
temp ou mon exil finira, (car tous les
lieux que jabite sans vous sont autant
de Sibérie) on a cependant la cruöté
de vouloir nous tenir éloigniée encore
15 jour, il fut resolu hier que je ne
vous écriroit point le billet en question
mais que je resteroit a Wufflens jusqu'à
nôtre voyage de Geneve, je ne peut
retenir mes larmes a cette proposition
ma Tante qui sen aperçut me dit que
je ne devoit pas rester si ça me faisois
tant de peine, il falut pour me tirer
daffere étre hipocrite et lui assurer
que cettoit des larmes de reconnoissance

et non de douleur, que cette quelle me
voyez rependre, jai affecté apres cela
d'être aussi gaie qu'a l'hordinaire, enfin
qu'on croit que je reste sans aucun —
regret et cette indiference pour Morges
produit un très bon effet; nous ne saurions
trop nous menagé mon bon Ami, pendant
ce temps d'épreuves, plus nous serons
sage, moins nous serons obligé de
l'être apres; souvené vous des 22
jours absence de Sire Alfred; mais
garde vous bien de vous en faire un
merite comme lui, il faut avouër
que je suis bien sotte de comparer
le plus éxelens des hommes, a se villan
Alfred, pardonne moi, mon doux Ami
pardonne à ton Amie don le bonheur
dépend entièrement de toi; de ta constance
ces pavillons étrangé mesrée, il sont
cependant nécessaire, ainsi que la sonte
que tu part; que ne puisje toujours
m'imaginer que c'est un sonte! mais ce
sera une fois une verité, mon cher petit
m'abandonnera a toutes mes peines, il
ne me restera que l'inseparable, je lui
écrit aujourdhui combien de fois jai enviés
son bonheur elle te voit elle peut t'embrasser adieu
adieu

Brief von Luise Franziska Charbonnier an Merck.
(Original im Besitze der Frau Geheimrat Dr. Weber.)

se voir frustré des espérances les plus chères. Vous ne pouvés pas disposer de votre tems, mais y a t il des obstacles pour une femme qui aime? Je me trouve condamné aux ennuis les plus assomans et mon esprit est plongé dans un Etat d'anéantissement, dont je n'aurois jamais conçu la possibilité.

Incapable de rester dans le même endroit plus d'un quart d'heure, je rode dans la campagne, je cherche des nouvelles promenades; quand je m'approche d'une place où j'ai été avec vous alors je me sens arreté. Je ne bougerais pas de là pour tous les trésors du monde, sans avoir achevé tout mon portefeuille. Comme je bénis alors cette main qui a tracé ces caractères, et ce génie bienfaisant, qui a inventé l'art d'écrire; c'étoit sûrement un homme éloigné de l'objet qu'il adoroit.

On m'a dit, que le feu de ces beaux yeux étoit te .....[19]) ils n'auront rien perdu dans les miens, pour vu qu ....[19]) j'y lise, le bonheur de vous être cher. Ils ont répandu des larmes, et mes baisers n'ont pas effacé les traces de ces précieux gages de ta tendresse.

Il faut être malheureux pour apprendre à modérer ses désirs. Vous savés combien les miens ont été insensés dans cette funeste lettre, qui a occasionné ces peines dont nous gémissons encore. Je crois que je me contenterais à présent d'un seul moment, où je pourrois vous voir, même vous voir de loin, de vous faire un salut respectueux, pourvu que je sois sûr que vous m'ayés apprecu.

Comme je ne compte pas sur le bonheur de vous voir aujourdhui, je vous ai écrit; point de réponse, si vous la croyés devoir à la complaisance. Il faut même que je me règle à présent, de ne plus compter sur rien, si je veux m'épargner des chagrins inutiles. Vendredy je devois vous voir, et je ne vous ai pas vu hier; je devois avoir de vos nouvelles, et je n'en ai point eu; aujourdhui j'eus lieu de croire que le hazard me seroit plus favorable et je ne vous verrai pas. Demain on devoit passer le jour à Chigny[20]), et l'on me l'a dit pourtant aujourdhui, qu'on n'y croit pas; attention dont je tiendrai toujours compte à Mlle. Margot. Pour votre retour en ville, savés vous bien, que j'en désespère-tout ....[21]) les caprices des hommes sont si grands, les obstacles si invi(n)cibles, et tous les préjugés contre nous. Adieu ma charmante amie ....[22]) peutêtre pour bien longtems. Permettés moi de me persuader que je suis aussi parfaitement aimé, que je l'ai été autrefois, et il ne me reste rien à désirer.

Je suis pour vous, tout ce que vous voulés que je sois. *J. H. Merck.*

[19]) Fehlt in der Originalhandschrift.

[20]) Kleines Dorf an der Straße Morges—Apples—Bière.

[21]) s. Anm. 19.

[22]) Das undeutlich geschriebene Wort dürfte vielleicht Adieux heißen.

In einem der letzten, rasch geschriebenen Blättchen, die von Vufflens nach Morges abgehen, gesteht Louise Franziska ein, daß nicht die Bitte Mercks sie zum Schreiben genötigt habe, sondern ihre Zärtlichkeit; diese allein sei die Triebfeder ihres Handelns. Und indem sie ihm den noch nicht in die Nähe gerückten Endtermin ihrer Abreise mitteilt, fügt sie wehmütig hinzu: »... si vous pouvies lire au fond de mon coeur, si vous savié combien il men coute de vivre loing de mon bon Ami vous me plaindrié, et vous m'aimerié encore d'avotage ....« Der Rückkehr von Vufflens dürfte nur ein kurzes Zusammentreffen der Liebenden in Morges gefolgt sein — ein flüchtiges Wiedersehen, im April 1766, das mit einem abermaligen, schmerzlichen Abschiednehmen verknüpft war. Merck verläßt um den 10. April herum Morges und unternimmt in Gesellschaft seines Zöglings eine fast zweimonatliche Reise »zu Wasser und zu Lande«, die ihn nach Lyon, Avignon, Marseille, Toulouse, Turin und anderen Orten führt. Von den einzelnen Stationen sendet er regelmäßige und gründliche Berichte, in denen er sich sowohl über die bunten Reiseeindrücke wie über den jeweiligen Zustand seines sehnsuchtskranken Herzens ausbreitet. Es sind Briefe von einer bezwingenden Innigkeit, die in Augenblicken starken seelischen Erlebens niedergeschrieben wurden, in denen sich auch schon die Merck eigene köstliche Frische der Beobachtung und eine bewunderungswürdige Reife des Urteils kundgibt.

Sie sind bis auf einen, der die vollausgeschriebene Bezeichnung: Marseilles le 5me de May 1766 trägt, nur mit dem Datum des Tages und Monats versehen; doch gestattet der logische Zusammenhang des Inhalts ihre relativ sichere Aneinanderreihung. Das erste nachweisbare Schreiben, das Merck von seiner Reise nach Morges sandte, dürfte das folgende gewesen sein.

Lyon Samedi matin 19me Avr. (1766).[23])

Me voilà enfin arrivé dans cette Ville, qui n'aura pas, apparement la Vertu de chasser l'ennui qui m'a obsédé le long de la route; il a monté avec moi en chaise, il s'embarquera avec moi, et il ne me quittera pas jusqu'à ce qu'il m'ait livré dans tes bras ma charmante amie; tu m'as confié à un garde qui m'accomoderoit assés s'il étoit aussi amusant qu'il est rigide. Ma chère petite se porte parfaitement bien comme j'espérai; ton enfant gâté est malade, mais malade d'esprit; assommé par un excès de santé qui le touera à la fin. Il me paroit que je ne voiage que pour toi; tantôt c'étoit un endroit òu j'aurois voulu passer ma vie avec ma chère amie, tantôt c'étoit un vallon où je voulois m'enterrer quand tu ne serois plus au monde. Mais j'ai vu des choses, qui m'ont bien donné

[23]) Besitzerin: Frau Geheimrat Dr. Weber.

de l'humeur. Voilà une chaise de poste qui passe devant moi, sans équipage, précédée d'un simple valet de chambre, où il y a un homme appuyé sur le sein d'une jolie femme qui s'en parut défendre, mais dont les yeux lui promirent de le rendre heureux avant la fin de la Journée. C'étoit des amans persécutés; pour quoi n'étoit ce pas nous? Sens tu bien encore que j'ai fait toute la route avec un homme qui alloit tous les soirs régulièrement coucher, avec sa femme qui l'aimoit a la folie, et qui montroit tous les matins une phisinomie si impertinement joyeuse qu'on ne pouvoit pas douter un seul moment sur les douceurs qu'il avoit gouté dans la veillée. Et moi je vais comme un fou, perdre mon Tems et mon argent pour m'éloigner de tout ce que j'adore; je commence par être fol, et encore faut il être sage.

Pourquoi ai je renfermé mon bonheur dans un Cercle aussi étroit que celui qui t'environne, et aprés l'avoir fait, pourquoi ne t'ai je pas emporté avec moi?

Je pars Lundi matin avec la diligence d'eau pour Avignon, et de là dans deux jours je suis à Marseille; tu . . . . .[24]) donner tes lettres toutes blanches, les addresser à Mr. Rémy, ou à moi directement à Marseille chés Mr. Blanchénay[25]), Paul, et Comp. Je te conjure de ne pas oublier dans ta lettre de me donner des nouvelles de cet heureux mortel, qui me privera un jour de toute ta tendresse; tu me diras que je suis un jaloux insensé, et tu me protestes que cet être n'existe pas; et moi je veux qu'il existe; mais je t'avertis d'avance, ne te livres pas à l'illusion de goûter un bonheur inaltérable avec lui; il te donnera des inquiétudes, comme ton ancien ami t'en a donné, il te fera des chagrins, et cela est juste parceque tu le gâteras; mais j'aurai toujours une douce vengeance; il faut absolument qu'il me resemble, si tu veux qu'il t'aime bien. Adieu Adieu ma chère petite femme, ton sage mari part Lundi de Lyon sans avoir vu que des bâtimens, des antiquités, des manufactures, et des visages de Théâtre. J'assistai hier au spectacle; c'est une salle magnifique, mais elle est trop grande pour de si petits Acteurs. Je vis Semiramis,[26]) grande comme l'Octavia de Macline, et de la taille de notre chère Maman; malgré cela elle fit si bien, que je fus deux fois emû. Adieu Adieu mon cher petit coeur pour huit jours d'absence.

A ma chère soeur Manette bien des amitiés et quelques baisers; si elle ne le prend pas mauvais une liberté qui est d'autant plus forte, parce qu'on ne peut pas s'en défendre dans un si grand Eloignement. Point de complimens à Mlle. Charlotte, ou beaucoup, comme elle voudra. Parce qu'il faut absolument faire comme elle veut.

Auf diesen von grenzenloser Sehnsucht erfüllten Brief erwiderte Louise mit dem folgenden Schreiben, darin sich sowohl ihr leidenschaftliches Temperament, als ihre graziös-heitere Lebensauffassung spiegeln. Der an »Mr. Merck Gouverneur de Mr. de Bibra« nach Marseille adressierte Brief[27]) lautet:

Jeudi 24em Avril (1766).

Avec quel plaisir j'ai brisé se cachet comme j'ai dévoré toutes ces Lignes qui masuroit de ton Amour de ton annuis, de ta bonne Santé; j'ai lu tout a la fois dabort apres sa, je lai relue plus posémant, mais je ne veut pas te dire combien de fois (il me seroit même assé dificille) tu ne saura pas non plus, que j'ai tous les jour une conversation avec ton Portrai, que je lui donne les baisé les plus tandre, mais il est si froid, en verité mon Ami, je n'aime pas les Image! Mon coeur ne saccomode plus des plaisirs idéal, s'est aussi un Enfant gâté, qui est devenu très malin depuis ton départ, il ne veut desormé obéir qu'a toi, et en, atendant ton retour il sera aussi remfermé que le Rat dans un fromage de Hollande. Poura tu croire, mon tres cher Ami, que personne ne ma badiné sur ton départ, on ne m'en a point parlé non plus, a la Maison; j'ai sependant apris que lon disoit en Ville que tu aves laisé Fischer pour recevoir vos Lettres, je crois que pour cette raison tu fera bien de le lui adresser a Lausanne, apres tout je m'embarasse fort peu des propos que lon peut tenir, il me sufit qu'il n'en revienne rien au oreilles de mes Parens; nous fumes Lundy a Lausanne ches] Mme Dalbenas et nous diname avec Mr et Mme De Metz, je trouvay Madame fort aimable, mes[28]) pas Jolie, pour Monsieur, je croi que c'est un bon mari; ju le plaisir d'antandre parlé de mon cher peti, tu comprend bien que lon fit tes eloges, personne ne se douté de l'interet que je prenoit; Mme Dalbenas me fit prometre d'aller avec Maman, passer quelque jours a sa terre de Solans, j'espere que so sera avant ton retour, mais parlons un peu de ta maladie d'esprit, c'est[29]) tu bien mon cher peti Mary, que j'aime beaucoup mieux, que tu soit malade par l'esprit que par le corp, comme tu ne'st pas present tu n'en peut point tire de consequance malicieuse; tu peut seulement conclure, que comme les hommes sont fort sujet a ces sortes de derangements, les femmes ne s'en inquiette guère; par une suite naturelle de ton mal, tu me parle d'un Mortel qui doit un jour tanter toute ma tandresse, hêbien je te diray mon tre cher, que cest être n'existera jamais, il pouroit sepen-

[24]) Schwer zu entziffernde Stelle; dürfte wohl heißen: aurois gré de.

[25]) Eine noch heute in Marseille ansässige Bankiersfamilie.

[26]) Das Drama Crébillons oder Voltaires?

[27]) Aus dem Besitze des Herrn Karl Merck.

[28]) mais.

[29]) Soll wohl richtig heißen: sais.

dant s'en trouver, qui la partagerons, mai tu n'en sera pas Jaloux, ceula sont je croit encore dans le nean; et personne ne peut les en tirer que toi, la desu mon imagination cour la poste j'ai le bonheur de te joindre tu est dans mes bras je te couvre des baiser les plus ardants épuis, épuis, c'est un beau rêve. Oh! mon doux Ami quand serons nous a portés de le realiser, je ne finirois point si je voulois te racoter tous ce que je pense, mais il n'en faut pas tant pour tassurer que ta petite femme taime a la folie.

L. C.

Die Briefe der Liebenden kreuzen sich. Das nächste Schreiben, das Merck unmittelbar nach seiner Ankunft in Marseille nach Morges sendet, trägt ebenfalls das Datum des 24. Aprils. Es ist auf einen noch wehmütigeren Ton der Sehnsucht gestimmt, als die früheren, voll von Reue und Selbstvorwürfen.

de Marseille le Lundi 24 Avril (1766).[30])

Ton ami, ma chère petite femme est ici depuis quelques jours, et n'attend rien que tes nouvelles pour régler son séjour, ou son départ. Mon Voiage n'a pas été extrêmement gracieux, vu les vents contraires qui m'ont retenu deux jours de plus que je ne comptois, sur le Rhône. Rien ne peut être plus riant que le premier Coup d'oeil de cette ville pour quelqu'un qui a les passions tranquilles, mais cette foule où je me perds comme dans la méditerranée est insupportable pour moi. Quel triste spectacle de voir toujours Cent mille âmes dans une agitation perpétuelle, et pas une qu . . . .[31]) s' interesse pour moi. Oh que je suis isolé, il me paroit que je suis sorti de ce monde depuis le moment, que je me suis arraché de tes bras. Il y a quinze jours, aujourdhui, que je vis ces yeux qui m'annoncent tout mon bonheur, pour la dernière fois, et demain à trois heures — ma chère petite amie se porte bien, seulement occupée de son ouvrage et de moi elle coule tranquillement ses jours à la campagne, dans ses promenades du soir, elle me marque toujours sa place, où je devrois être assis à côté d'elle, et à son chevet elle m'en retient aussi . . . .[32]) Aimé comme je me flate de l'être je serois bien ingrat si je ne m'estimois pas le plus heureux des hommes, et si tous mes voeux ne se bornoient à assurer le bonheur à ma charmante amie.

Oh je t'en conjure, mon cher petit coeur, fais moi revenir aussi vite, que tu pourras, pour me rendre mon Existence, assure moi le plus grand bonheur que puisse m'arriver aprés celui d'être à toi; fais moi embrasser les genoux de tes chers parens et fais moi pleurer mes torts, s'il y en a que la sensibilité de nos coeurs ne puisse justifier. Je ferai le dix du mois prochain un petit voiage à Toulon pour voir lancer un vaisseau de guerre de 80 pièces de Canon, je reviendrai ici pour avoir toujours de tes nouvelles, et tes dernières lettres décideront de mon départ.

Bien mes honneurs à Mlle Manette et Mlle Charlotte, je dirois bien mes Respects à Monsieur et Madame, s'il m'étoit permis de manifester ces sentimens de considération et de reconnaissance, que je dois à leurs bontés. Mai je compte que ces jours heureux ne tarderont pas d'arriver, où tu pourras dire aux yeux de l'univers, que ton bonheur consiste à m'assurer le mien.

Quand est ce que j'aurai de tes nouvelles, penses y bien ma très chère, qu'il y a bientot un mois, que je ne suis plus heureux et qu'il n' y a que les assurances de ta tendresse qui puissent me consentir à vivre.

Adieux Adieux *Merck.*

Von Toulouse nach Marseille zurückgekehrt sendet Merck am 5. Mai die folgende Herzensbeichte; wir geben auf Seite 11 f. den Originalbrief gleichzeitig in genauer Faksimilierung wieder.

de Marseilles le 5me de May 1766.

Permets moi de t'écrir ma Charmante Amie, aussi souvent qu'il m'est possible; privé de cette derniere Ressource, comment veux tu que je resiste à l'ennui qui m' accable? Même si j'etois moins aimé, les assurances de ma tendresse, qui font les delices d'un Coeur aussi digne que le Tien, pourroient offrir un encens assés doux à la vanité d'une Coquette. Et après les sentimens et les preuves de l'attachement le plus inviolable, dois je craindre de t'ennuyer? non, ma très chere amie, je ne finirai qu'avec la vie à te repeter, combien je t'aime. Je voudrois que tu te ressentes un peu de mon absence, mais jamais je ne serai assés cruel, pour souhaiter que ton Etat ressemblat au mien. Figures toi un jeune homme qui en vrai etourdi ait quitté sa patrie, errant au fonds de la Mediterranée, sans pilote, sans secours, ne soyant de loin que des bords inconnus, et de près que des Pavillons etrangers; le Corps fatigué par les injures du tems, et l'ame rongée par les regrets d'avoir quitté, ce qu'il avoit de plus cher; acheves ce tableau par les traits les plus effrayans, et tu auras une foible esquisse de ma situation. Pourquoi notre sort veut il, que notre discernement se forme par les differentes classes du bien et du mal, et pourquoi faut il qu'un tresor nous soit enlevé pour savoir apprecier sa valeur? J'etois l'homme le plus heureux, mais pour m'en persuader, il falloit cesser de l'être. Oh je voudrois, que tu eusses eu l'ame un peu moins forte, pour detruire les efforts que je faisois sur moi même; je serois resté auprés de toi, je n'aurois respiré que l'air qui t'environne, je n'aurois vû que ton païs, que

[30]) Besitzerin des Briefes: Exzellenz v. Rothe.
[31]) Lücke im Texte.
[32]) Unleserliches Wort: vielleicht une.

tes yeux, à tes côtés je serois allé épier les premieres fleurs, jaurois senti les premiers parfums du printems avec toi. Mais ces tems ont passés, et quand reviendront ils? Dans un mois d'ici je pourrois celebrer l'anniversaire de nos amours; le dix du mois de Juin sera toujours une Journee bien consacrée dans ma memoire.

Oh que les assurances de ta tendresse ont été consolantes pour moi! cette Lettre, qui fait ma lecture unique, pourquoi a t elle detruite mes Esperances d'un autre Côté? Je ne serai pas donc aussi vîte uni à toi que je comptois, et quand je le serai, il me restera toujours des voeux encore à faire. Tu ne me marques rien sur ta santé, si elle est alterée, je t'en conjure, de ne me rien cacher; je volerai alors dans tes bras, et l'ame tranquilisée, le corps doit s'en resentir. Je reste jusquau vingt de ce mois ici, si je n'eu point de tes nouvelles qui accelerent mon depart, alors je reviendrai ou par le Languedoc ou par Turin, et le quinze du mois de Juin je suis dans tes bras. Tu peux toujours continuer à m'adresser tes lettres ici chez Mr. Blanchinay, Paul et Comp. et par cette voye il est impossible qu'ils me manquent. Adieu ma charmante petite femme, pourquoi ne puis je embrasser que ton Ombre, et pourquoi mes baisers ne peuvent ils franchir cet intervalle terrible qu'il y a entre nous? La quarantaine que je fais commence à me devenir bien pesante, et si je ne quittois pas ce climat pour te revoir, je le quitterois pour d'autres Raisons.

J. H. Merck.

Die Antwort, die Merck auf diesen Brief erhalten hat, liegt uns leider nicht vor; jedenfalls wird sich Louise Franziska darin über ihren ungünstigen körperlichen und seelischen Zustand ausgesprochen haben. Wir können dies einigermaßen aus dem folgenden Schreiben schließen, das Merck, am 16. Mai, nach Morges sendet.

Marseille le 16me de Mai 1766.[33])
Vendredy.

Malheureusement je ne viens de recevoir ta lettre que dans ce moment, mon cher petit coeur; un funeste voiage que j'ai fait à Toulon m'a empêché de t'écrire plutôt. Oh si je pouvois racheter avec mon sang les cruels momens, que ce retard a sûrement couté à ma très chère amie. Nous sommes donc unis pour toujours, dans peu de tems, mais jamais aussi vite que j'aurois souhaité: mes voeux sont exaucés, et nous voilà parfaitement heureux. Nous aurons de l'embarras, mon cher petit coeur, mais un ménage de jeunes gens peut il se commencer sans cela! Tu souffriras, mais ce sera pour ton ami qui scait compter tes pleurs; autrefois on nous a fait du chagrin, et sais tu quel effet cela produit? Nous nous aimerons davantage. Je pars dèsdemain, comme je viens de marquer à Madame Forel; mais comme je ne peux pas courir la poste faute de chaise, mon arrivée ne sera que dans dix ou douze jours. Pourquoi nos premiers embrassemens doivent il être mêlés de pleurs, et pourquoi est on criminel, pour s'être aimé comme il faut?

Si pour devenir ton Epoux il faut encor d'autres titres, que celui d'être honête homme, et d'être aimé de toi, je les produirai, mais quand je me preterai à tout ce qu'on pourroit exiger, je m'attends à quelque chose de mieux, qu'un accueil froid. Tes chers parens seront les miens, et je les adorerai pour tels, mais je voudrois quils le fussent de bonne grace. Il seroit malheureux, que la bonté de leur caractére se démentit une seule fois dans leur Vie, et que ce soit vis à vis d'un de leurs Enfans. Mais si cela arrivoit, tu n'as qu'à me charger seul de toutes leurs maledictions; malheureux que je suis d'avoir oser[34]) attenter au bonheur de tes jours. Exposer ce que j'ai de plus cher dans ce monde aux tourmens les plus affreux. Je te vois baignée de tes pleurs, et je ne suis pas là pour les essuyer. Il y a cent lieues entre nous deux, et il me faut douze cruelles journées, à te joindre. Ce doux moment arrivera pourtant, mais jamais mes transports de te revoir égaleront mes remords de m'être éloigné. Mon coeur saigne de tes peines, et s'il suffit de les partager, pour en obtenir le pardon, je suis sûr de ma grâce.

Tu n'as qu'à te livrer entièrement à Madame ta mère, elle ne te refusera pas ses secours; le moyen de te refuser, et encor moins à tes larmes; Dans peu tu sauras ce que c'est que le coeur d'une mère, il est encor plus tendre, plus sensible que le Tien. Si tu oses me nommer devant elle, présentes lui mes Respects, et mes Regrets, je brule de plaisir d'être son fils légitimé, et si l'attachement le plus filial peut effacer une faute de Jeunesse, j'emploirai toute ma vie pour y reussir. Adieu mon cher petit coeur, pour la dernière fois, dans peu rien ne pourra nous séparer; si la tendresse de ton petit mari suffit pour te consoler de tes peines, je suis l'homme le plus heureux du monde. A Mademoiselle Manette et Charlotte bien mes Complimens, peut être le tems arrivera t il encor, où nous pourrons rire ensemble; à présent, quoique j'aie le coeur le plus satisfait, qu'on puisse l'avoir, je ne suis pas gai; l'incertitude du sort de ma chère amie est la seule idée, qui m'occupe.

Mercks Rat folgend, vertraute sich Louise Franziska ihrer Mutter an. In dem nachfolgenden Schreiben das ein unverfälschtes Dokument ihrer edlen und echten

[33]) Aus dem Besitze der Frau Geheimrat Dr. Weber.

[34]) Statt des richtigen: osé.

De Marseilles le 5me de May
1766.

Permets moi de t'écrire, ma charmante amie, aussi souvent qu'il m'est possible; privé de cette dernière Ressource, comment veux tu que je resiste à l'ennui qui m'accable? Même si j'étois moins aimé, les assurances de ma tendresse, qui font les délices d'un Cœur aussi digne que le tien, pourroient offrir un encens assés doux à la vanité d'une Coquette. Et après les sentimens et les preuves de l'attachement le plus inviolable, dois je craindre de t'ennuyer? non, ma très chère amie, je ne finirai qu'avec la vie à te repeter, combien je t'aime. Je voudrois que tu te ressentes un peu de mon absence, mais jamais je ne serai assés cruel, pour souhaiter que ton Etat resemblat au mien. Figures toi un jeune homme qui en vrai étourdi ait quitté sa patrie, errant au fonds de la Mediterranée, sans pilote, sans secours, ne voyant de loin que des bords inconnus, et de près des Pavillons etrangers, le Corps fatigué par les injures des tems, et l'ame rongée par les regrets d'avoir quitté, ce qu'il avoit de plus cher, achevés ce tableau par les traits les plus effrayans et tu auras une foible esquisse de ma situation. Pourquoi notre sort veut il, que notre discernement se forme par les differentes classes du bien et du mal, et pourquoi faut il qu'un tresor nous soit enlevé pour savoir apprecier sa valeur? J'étois l'homme le plus heureux, mais pour m'en persuader, il falloit cesser de l'être. Oh je voudrois, que tu eusses eu

Brief von J. H. Merck an Louise F. Charbonnier.
(Original im Besitze Ihrer Exzellenz Frau Staatsminister von Rothe.)

l'ame un peu moins forte, pour detruire les efforts que je faisois sur
moimême, je serois resté auprès de toi, je n'aurois respiré que l'air
qui t'environne, je n'aurois vu que ton païs, que tes yeux, à tes
côtés je serois allé épier les premieres fleurs, j'aurois senti les premiers
parfums du printems avec toi. mais ces tems ont passés, et quand
reviendront ils ? Dans un mois d'ici je pourrois celebrer l'anniver-
saire de nos amours, le dix du mois de Juin sera toujours une journée
bien consacrée dans ma memoire.

Oh que les assurances de ta tendresse ont été consolantes pour moi!
[illegible] cette lettre, qui fait ma lecture unique, pourquoi a telle
detruite mes esperances d'un autre côté? Je ne serai pas donc aussi
vite uni à toi que je comptois, et quand je le serai, il me restera
toujours des voeux encore à faire. Tu ne me marques rien sur ta san-
té, si elle est alterée, je t'en conjure, de ne me rien cacher; je
volerai alors dans tes bras, et l'ame tranquilisée, le corps doit
s'en ressentir. Je reste jusqu'au vingt de ce mois ici, si je n'ai
point de tes nouvelles qui accelerent mon depart, alors je reviendrai
ou par le Languedoc ou par Turin, et le quinze du mois de
Juin je suis dans tes bras. Tu peux toujours continuer à m'addresser
tes lettres ici chez Mr. Blanchenay, Paul et Compr. et par cette
voye il est impossible qu'elles me manquent. Adieu ma charmante
petite femme, pourquoi ne puis je embrasser que ton ombre, et
pourquoi mes baisers ne peuvent ils franchir cet intervalle terri-
ble qu'il y a entre nous? La quarantaine que je fais commence
à me devenir bien pesante, et si je ne quittois [lui] à Climat pour te revoir,
je les quitterois pour d'autres raisons. JH Merck.

Weiblichkeit ist, berichtet sie über die schweren und, qualvollen Stunden, die sie durchgemacht hat.[35])

Ta lettre seule mon tres cher, ma toute consolée, juge de ce, que fera ta presence jai pourtand eu a essuies[36]) des moment bien terible et cela de la part de ma mama mais pouvaige acheter trop cher le bonheur d'être a toi pour jamais? non mon Ami! un instant que je seray dans tes bras me fera oublie toutes mes peines passée; Je ne puis que me louer apresent, des bontés de ma mama elle na pas pu suporter mon desespoir, ce qui me fait croire quelle m'aime encore; cest elle qui me conseille de te dire que tu ne ferois peut-être pas mal d'ecrire a mon Papa avant de paroitre devant lui, il est toujour bien faché mais il ne me parle de rien dépuis le jour que je lui demandai pardon, il me fit des questions sur ton état sur ta fortune etc. etc. je lui dit que tu aves environ 16 Cent L de rante que tu me mainerois ches Mm ta mêre. il me renvoya sans me rien répondre. Je sai quil veut me donner la rente de 8000 L mais il veut que tu mammaine insesamant,[37]) et que pour cest effet tu supose des afféres indispansable dans ton Pays: il est sur que je ne pouroit guére cacher ma gr . . . . . . plus longtemp, ne tinque te point[38]) mon bon Ami, je me trouveray bien partout ou je seray avec toi, oh! mon cher petj mari, si tu savés comme le coeur me bat, quand je pense que dans 3 fois 24 heure je reveray tout ce que j'ai de chèr au Monde, que je liray dans tes yeux que tu maime toujour avec la meme ardeur jamais jamais je ne pouray suporter tant de joyes, jexpireray sur tes levres, et tu recevra en même temp l'ame de ta femme et de ton Enfant.

Si tu veux écrire avant de venir donne ta lettre a Fanchon qui lenvera par un exprés a fin de ne pas retarder trop ton arivée ici.

Seine Heimreise antretend, benützt Merck einen kurzen Aufenthalt in Avignon zu folgendem Brief:



Darmstadt um 1800.
(Nach einem Aquarell im Besitze des Herrn Medizinalrates Dr. E. A. Merck.) — Das mit + bezeichnete Haus ist das Wohnhaus Mercks, in welchem dieser die Besuche Goethes empfing.

d'Avignon le 20me May (1766)[39])

L'accident le plus fâcheux, qui auroit pu m'arriver, m'a retardé mon départ de quelques jours; je suis pourtant à présent en route, et dimanche à midi je compte d'être à Lyon; si je trouve une chaise de Poste à louer, je suis Lundi soir à Genève et Mardi à midi, dans tes bras, ma charmante petite. Ta seconde lettre m'a trouvé, et elle n'est faîte que pour augmenter mes inquiétudes sur l'incertitude de ton sort.

Je t'en conjure, par tout ce qui t'est cher, de m'écrire à Genève, comment tout s'est passé. Tu n'as qu'à donner ta lettre à Fisher, ou me l'addresser à Genève aux trois rois, où l'aubergiste est averti de recevoir mes lettres. Si je ne trouve point de Chaise, je prends un Voiturier et alors je ne peux arriver à

[35]) Besitzerin: Frau Geheimrat Weber.
[36]) Lies: essuyer,
[37]) Statt des richtigen: m'amènes incessamment.
[38]) Soll wohl heißen: ne t'inquiète point.
[39]) Aus dem Besitz der Frau Geheimrat Dr. Weber.

Morges que Jeudi à diner. Ne seroit il pas plus heureux pour nous, que la première entrevue fut à Mons. J'ai joint ici une lettre à Mr. ton père et je t'en envoye une Copie; je ne sais pas ce qu'il pense sur mon Compte, je laisse à ta prudence, d'en disposer. Si j'étois sûr, que tes souffrances fussent passées, je serois l'homme le plus content du monde, quand je pense au bonheur qui m'attend. Mais te savoir dans les pleurs, comment veux tu que je lève les yeux? Adieu tout ce que j'adore; les chevaux sont prets il faut partir. *J H M.*

Auf der nächsten Seite des Briefes befindet sich die Kopie des Schreibens an den Vater. Aus den Zeilen spricht ein trotz seiner Jugend schon sehr gereifter, seiner Kräfte bewußter, zartfühlender und zuverlässiger Charakter:

»Un homme qui a le Coeur plein de Vos bontés, oseroit il aspirer à l'honneur de Vous appartenir? Je suis honête homme, et je suis aimé. Voilà Monsieur les titres naturels pour y prétendre; pour ceux que la Société et Vos intérêts particuliers pourront exiger, je suis prêt à les produire; ma naissance est honnête et ma fortune suffisante, pour un homme qui a quelques talens et beaucoup de dispositions pour travailler. Je suis à la Veille d'être employé par mon Souverain, maître de mon bien et de ma personne; authorisé par une mère, qui me reste de tous mes parens, à m'établir òu bon il me semblera. J'ai l'honneur d'être connu de vous; si j'ai eu le malheur de Vous déplaire, si j'ai des torts réels vis à vis de Vous, soyés persuadé Monsieur, que toute ma vie sera employée à les réparer, et qu'il n'y auroit que les regrets d'une passion mal ménagée, qui pourront égaler les transports, avec lesquels j'embrasserai vos genoux pour obtenir mon pardon. Vous êtes trop bon Père, pour ne pas vouloir que votre famille soit heureuse dans toute son étendue, et si les larmes de votre aimable fille sont jointes à mes instances, j'en défie á l'excellence de votre Caractère, de nous refuser notre Grâce. Agrées avec Madame, les sentimens du plus profond Respect, et permettés moi la perspective d'y mêler ceux de la tendresse filiale. J'ai l'honneur de me dire Monsieur ...«



J. H. Mercks Mutter.
(Nach einer Handzeichnung im Besitze des Herrn Carl Merck.)

Mit diesem Briefe schließt die Korrespondenz der Liebenden. Eine Woche hernach befindet sich Merck bereits in Morges bei seiner Braut. Am 3. Juni wird, »gemäß den Gesetzen, Gebräuchen und Statuten des Waadtlandes«, im Hause der Eltern der Ehekontrakt aufgesetzt.[40]) Merck verspricht seiner Gattin »für Ringe und Juwelen die Summe von 100 neuen Louisdors, überweisbar auf die Kinder, falls solche dieser Ehe entstammen werden«, er verpflichtet sich, ihr die Hochzeitskleider zu beschaffen, sichert ihr für den Fall seines Todes von seinem Vermögen eine jährliche Pension von 400 Francs Landeswährung und ernennt sie zuletzt zur Vormünderin und Erzieherin seiner Kinder mit dem Recht der Nutznießung an all seinen Gütern.

Am 7. Juni wird in Lonay, einem kleinen Dorfe bei Morges, die Hochzeit gefeiert. Nach jahrelanger Abwesenheit und an der Seite seiner eben angetrauten Gattin kehrt Merck nach Darmstadt zurück, sein junges Glück der zärtlichen Fürsorge seiner edlen Mutter überantwortend. Er nimmt in dem Hause seines Schwagers Hoffmann Wohnung. Als bescheidener Kanzleisekretär tritt er in die Dienste des hessischen Hofes. Rasch knüpfen sich wertvolle Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen an: 1769 werden zwischen Merck und Höpfner die zärtlichsten Freundesbriefe ausgetauscht. 1770 tritt Herder in den Darmstädter Kreis. Im Hause Mercks und der »chère petite Francoise du Païs de Vaud«[41]) lernt er Karoline Flachsland, seine künftige Gattin, kennen. Ein Jahr später finden sich Merck und Goethe. Nach einem »reichen Abend«, den er mit Mercken zubrachte, schreibt der Dichter an Herder, er sei vergnügt, wieder einen Menschen zu finden, in dessen »Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen«.[42])

---

[40]) Orig. im Bes. des Herrn Carl Merck.

[41]) Wagner, Briefe an J. H. Merck. Darmstadt 1835. S. 1

[42]) Goethes Werke Weim. Ausg. IV. 2. S. 12—13.

Bücherschau.

Goethe als Botaniker. Über »Goethes Metamorphose der Pflanzen« hat der Professor der Botanik an der Universität Gießen, Dr. Adolf Hansen, im Verlag von Töpelmann (Gießen 1907) ein umfängliches Werk herausgegeben; wohl das ausführlichste und sachverständigste, das über Goethes Beschäftigung mit einem besonderen Zweige der Naturwissenschaften jemals erschienen ist. Denn der Verfasser ist nicht bloß auf seinem eigenen Gebiete, sondern auch in der Goethe-Literatur zu Hause, und er besitzt, was bei seinen Fachkollegen leider so selten ist: historischen Sinn. Er wendet sich zunächst gegen die Angriffe des Botanikers der tschechischen Universität in Prag (Celakowský †), der Goethe die Priorität des Gedankens der Metamorphose abgesprochen und bei den skandinavischen Landsleuten Linné's Nachfolge gefunden hatte. Er zeigt, daß Linné unter dem Wort »Metamorphose« etwas ganz anderes verstanden habe als Goethe, nämlich eine Auswickelung wie bei den Insekten aus der Raupe in die Puppe usw., nicht eine Entwickelung im Goetheschen Sinne. Als einzigen Vorläufer Goethes läßt er Kaspar Friedrich Wolff gelten, auf den Goethe, als er ihn später kennen lernte, selber zuerst aufmerksam gemacht und den er in der Geschichte der Naturwissenschaften zu neuem Leben erweckt hat. Mit Hohn weist er auch den Vorwurf Celakowskýs zurück, daß Goethe seinen Gedanken dem durch ihn zur Professur in Jena beförderten Botaniker Batsch verdanke, dem Begründer der naturforschenden Gesellschaft, in der sich Goethe und Schiller bekanntlich nach langem Meiden endlich doch zusammengefunden haben. Über diesen Mann erfahren wir aus dem Buche von Hansen überhaupt erst näheres; aber der »Meister Goethes« schrumpft bei genauerer Besichtigung recht jämmerlich zusammen. Hansen stellt Goethe in die Entwickelung der botanischen Wissenschaft hinein und sieht in ihm den Begründer der modernen Botanik, dessen Metamorphosenhypothese nicht bloß für die damalige Zeit eine bedeutende Leistung gewesen wäre, sondern in der Hauptsache auch heute noch in Kraft stehe. Auch den Aquarellen, die Goethe zur Veranschaulichung seiner Hypothese angefertigt hat und von denen Hansen im zweiten Teil neun Tafeln aus dem Goethe-Nationalmuseum mitteilt, schreibt er gegenüber dem kümmerlichen und kläglichen Illustrationsmaterial der damaligen botanischen Werke einen großen Wert zu. Goethes Bedeutung für die Naturwissenschaften ist noch auf keinem Gebiete so hoch angeschlagen worden, als von Hansen auf dem der Botanik. Es hat nicht fehlen können, daß seine Hochstellung Goethes auf Kosten Linné's, in dem er nur einen Klassifikator sieht, den Widerspruch mancher seiner Fachgenossen hervorgerufen hat, denen er auch ihren Mangel an historischem Sinn mit den gewiß nicht unbegründeten Worten zum Vorwurf macht: »Es liegt sicherlich ein Widerspruch darin, daß man unser Zeitalter das der Entwickelung nennt und von der vergangenen Entwickelung der Wissenschaft wenig wissen will.« Es mag dahin gestellt bleiben, ob Hansen für Goethe und gegen Linné nicht zu weit gegangen ist. Wer ihn aber widerlegen will, der wird ihn nur auf Grund von genauen Studien auf dem Gebiete der Geschichte der Botanik widerlegen können. Bis dahin werden die Goethefreunde und die Goetheforscher ihm wohl Glauben schenken dürfen.

m—.

Erklärung.

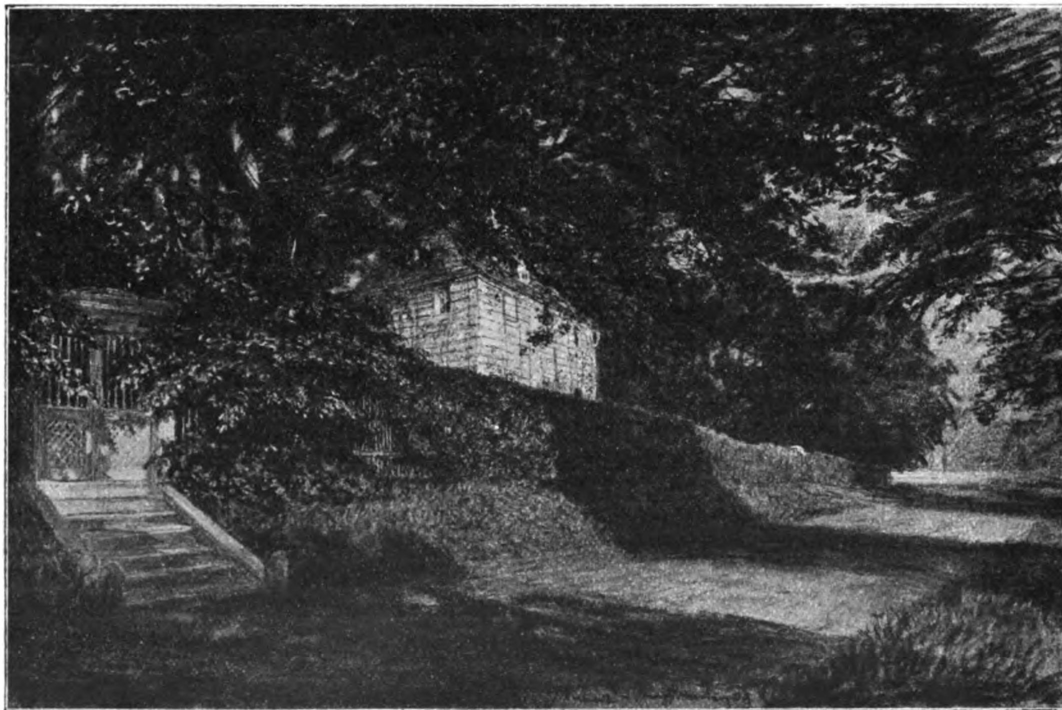
Die hiesige Buchhandlung J. J. Plaschka hat von der Firma Karl Graeser in Wien den Verlag meines Buches »Kaiserin Maria Ludovica von Österreich« (1894) erworben und von demselben eine neue sogenannte Titelauflage hergestellt, d. h. sie hat das alte Buch mit einem neuen Umschlag versehen und auf diesen, ohne mich zu fragen, den willkürlichen und geschmacklosen Titel »Goethe und die Kaiserin Maria Ludovica. Nebst vollständiger Lebensbeschreibung der letzteren (!)« gesetzt, die Jahreszahl des Erscheinens aber weggelassen. Nachdem mir nach dem österreichischen Urheberrecht eine gerichtliche Einsprache gegen diesen Vorgang nicht zusteht, erkläre ich hiemit ausdrücklich, daß jene Titeländerung ohne mein Wissen und Willen erfolgt ist und daß ich den von J. J. Plaschka gewählten Titel des Buches als völlig unzutreffend verwerfe, da ja das Verhältnis der Kaiserin zu Goethe bloß in zwei von den neun Kapiteln desselben Gegenstand der Darstellung ist.

Wien, im Dezember 1909.

Dr. Eugen Guglia.

Goethes Gartenhaus am Stern.

»Herrlich ist Ihr Bild!« »Über allen Wipfeln« ... eines der schönsten Gedichte die ich kenne, tönt einem daraus entgegen. Wie das Gartenhäuschen sich immer heller (eine stille milde Helligkeit) aus dem dunkeln und dabei doch durchsichtigen und lebendigen Hintergrunde löst, wie einzelne Fenster schimmern, wie die Stiege hervortritt, das Gitter, wie der Sonnenschein auf dem breiten Wege liegt, vom Schatten des Hauses unterbrochen und sich dann weit — weithin verbreitet auf die geheiligten Pfade, über die unser größter Dichter geschritten.



In Weimar muß Ihnen wohl zumute gewesen sein, da haben Sie gelebt im Geiste der Unsterblichen, da haben Sie sich von ihm umweht gefühlt. Und dabei Ihr edles Kunstwerk recht aus der Tiefe des Herzens hervorgebracht. Denn man fühlt, was Sie während des Schaffens gefühlt haben.«

Treffender könnte das reizende Bildchen, mit dem wir unsere heutige Nummer abschließen, nicht leicht eingeführt werden, als mit diesen Worten aus einem Briefe unserer hochverehrten Baronin Marie v. Ebner-Eschenbach an den Maler-Radierer Professor Ludwig Michalek.

In den Pfingsttagen 1909 hat Prof. Michalek in Weimar mehrere außerordentlich gelungene Kreidezeichnungen geschaffen, welche an unserem letzten Goethe-Abend am 21. v. M. ausgestellt waren und bei den zahlreich erschienenen Mitgliedern des Wiener Goethe-Vereines großes Interesse erregt und lebhafte Bewunderung gefunden haben.

Von der Ansicht des Gartenhauses, welche unser Bild in stark verkleinertem Maßstabe wiedergibt, ist eine vom Künstler selbst auf der Platte überarbeitete Kupferätzung in der Größe des Originals (Plattengröße 53×38 cm, Bildgröße 47×31 cm) in den Handel gekommen. Das Blatt, über welches sich Hofrat Prof. Dr. J. Minor, der Direktor des Goethe-Nationalmuseums Dr. W. v. Oettingen und Geheimrat Prof. Dr. Erich Schmidt lebhaft anerkennend ausgesprochen haben, ist in einigen Vorzugsdrucken abgezogen worden, welche in den Kunsthandlungen Artaria & Ko. (Kohlmarkt) und Heller & Ko. (Bauernmarkt) für 50 K erhältlich sind.

Für die Mitglieder des Wiener Goethe-Vereins wie der Weimarer Goethe-Gesellschaft soll nach Maßgabe der an den Wiener Goethe-Verein einlaufenden Bestellungen eine eigene Auflage zu dem ganz besonders ermäßigten Preise von 15 Kronen hergestellt werden, der dem stimmungsvollen Kunstblatte voraussichtlich eine weite Verbreitung sichern wird.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: Dr. Rudolf Payer von Thurn IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Vereinskanzlei: Wien, I., Eschenbachgasse Nr. 9.

XXIV. Band. Wien, 10. Mai 1910. Nr. 3—4.

INHALT: Aus dem Wiener Goethe-Verein: XXX. ordentliche Jahres-Vollversammlung. Jahresbericht 1909. Rechnungsabschluß 1909. — Goethe-Abende: Aus dem Leben der Frau Rath von Dr. August Nechansky. — Ein Besuch in Sesenheim von Hofrat Dr. Eugen Guglia. — Über Goethes Farbenlehre von Prof. Dr. Ed. v. Lippmann. — Goethes Stammbucheinträge von Max Morris. — Briefe des Kanzlers Müller an den Grafen Reinhard VII. (Schluß.) — Wilhelm Meisters Theatralische Sendung mit dem Bildnis von Bäbe Geßner-Schultheß). — Bequemes Wandern von Hofrat Prof. Dr. R. M. Werner. (Mit einer unveröffentlichten Zeichnung Goethes.) Briefe an Fritz von Stein, herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Rohmann. angez. von J. Minor.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Die XXX. ordentliche Jahres-Vollversammlung

fand im Anschluß an den Vortrag des Herrn Hofrates Guglia am 18. März 1910 unter dem Vorsitze des Obmannes Hofrat Prof. Dr. J. Minor statt. Schriftführer Dr. Hermann Brüch verlas den unten folgenden Jahresbericht, Dr. v. Payer an Stelle des am Erscheinen verhinderten Kassiers Dr. Nechansky den Kassabericht, und Prof. Ignaz Pölzl das Revisionsprotokoll. Über den Fortgang der »Chronik« und des Museums berichtete Dr. v. Payer. Die Vorlagen wurden von der Versammlung ohne Debatte zur Kenntnis genommen und dem Ausschusse für die Kassagebarung das Absolutorium erteilt. Zu Rechnungsrevisoren für das Jahr 1910 wurden die Herren Dr. Immanuel Brüch und Prof. Ignaz Pölzl wiedergewählt. Mit dem Ausdrucke des Dankes an die Funktionäre für ihre Mühewaltung im abgelaufenen Vereinsjahre schloß der Vorsitzende die Versammlung.

Jahresbericht 1909.

Zunächst ist die erfreuliche Tatsache zu konstatieren, daß nunmehr die durch den § 6 der Grundbestimmungen des Vereines vorgeschriebene Kontinuität der Jahresversammlungen wieder eingetreten ist, indem heute gleichwie im Vorjahre die für den Monat März statutenmäßig vorgeschriebene Jahresversammlung, und zwar die 30. Vollversammlung stattfindet.

Die Anzahl der Mitglieder hat sich im abgelaufenen Jahre erhöht, und während wir noch im letzten Geschäftsberichte bemüßigt waren, den Austritt eines langjährigen hochgeachteten Mitgliedes unseres Vereines zu berichten, sind wir heuer in dem Vorteile feststellen zu können, daß ein Abgang nicht stattgefunden hat.

Auch im heurigen Vereinsjahre hat eine Reihe von ausgezeichneten Vorträgen von neuem das Interesse der Gelehrten- und Künstlerkreise für den Goetheverein bekundet, und wenn der Goetheverein sich auch nicht mit der Popularität anderer Vereine messen kann, was weder in seiner Absicht, noch in den Aufgaben, die er sich gestellt hat, gelegen ist, so können wir doch die Zuversicht aussprechen, daß derselbe früher oder später jene Höhe erreichen wird, die ein einheitlicher und zielbewußter Wille immer im Gefolge haben.

Am 5. November 1909 hat unser verdienter Schatzmeister Dr. August Nechansky die Reihe der Vorträge des abgelaufenen Vereinsjahres mit einem Vortrage über die Mutter Goethes eröffnet.

Am 21. Dezember hielt Herr Dr. Emil Horner einen Vortrag über verschiedene Versuche, ein deutsches Nausikaa-Drama zu schaffen. Im Anschlusse daran berichtete Hofrat Dr. Eugen Guglia über seinen Besuch in Sesenheim, worauf Professor Ludwig Michalek, der vorige Pfingsten im Goethehaus in Weimar gearbeitet hat, seine Bilder und Skizzen zur Ausstellung brachte, die an Ort und Stelle in Weimar aufgenommen waren, darunter ein Bild von Goethes Gartenhaus im Weimarschen Park.

Am 1. Februar d. J. hat der hervorragende Naturforscher Prof. Dr. v. Lippmann aus Halle einen Vortrag über Goethes Farbenlehre gehalten und es ist uns ein Bedürfnis, auch an dieser Stelle nicht nur dafür unseren Dank auszusprechen, daß Herr Prof. v. Lippmann die weite Reise hieher nicht gescheut hat, sondern auch dafür, daß er durch seinen Vortrag dazu beigetragen hat, dieses von allen naturwissenschaftlichen Werken Goethes am wenigsten bekannte Werk den Mitgliedern unseres Vereines ein wenig näher zu bringen.

Am 4. März d. J. hielt Privatdozent Dr. Eduard Castle einen Vortrag über Goethes »Natürliche Tochter.« Daran schloß sich die Rezitation des 4. und 5. Aufzuges des Dramas durch Frau Maja von Kralik.

Heute, am 18. März l. J., hielt Herr Hofrat Dr. Eugen Guglia einen Vortrag über »Goethe und Johannes v. Müller.«

Wie in früheren Jahren, so hat auch in der abgelaufenen Vereinsperiode die Wiener Presse unserem Vereine die gleiche Förderung und Teilnahme bezeigt und fühlen wir uns gedrängt derselben an dieser Stelle ebenso unseren verbindlichen Dank auszusprechen wie dem Wissenschaftlichen Klub und allen jenen, die den Bemühungen unseres Vereines Unterstützung und Förderung geliehen haben.

Wir können nicht unterlassen, wieder neuerlich und dringend unseren Mitgliedern ans Herz zu legen, auf die Förderung unseres Vereines bedacht zu sein durch Anwerbung von gleichgesinnten Mitgliedern und durch Betätigung ihres Interesses, jedoch nicht bloß durch pünktliches Erscheinen bei den Goetheabenden, sondern auch dadurch, daß sie besonders die Ziele und Bestrebungen unseres Vereines nach Möglichkeit in ihren Freundes- und Berufskreisen verbreiten.

Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins

Vereinsjahr 1909

Einnahmen:	K	h	K	h
Guthaben:				
bei der Postsparkasse . . .			184	60
bei der Bodenkredit-Anstalt .			2113	—
Effekten-Zinsen:				
a) von der Giselabahn-Aktie	20	—		
b) vom Theißlos	8	—	28	—
Zinsen der Postsparkasse:				
a) pro 1908	8	24		
b) pro 1909	42	32	50	56
Mitgliedsbeiträge:				
a) bei der Postsparkasse . .	909	—		
b) beim Kassier	139	16		
c) beim Wissenschaftlichen Klub	30	—	1078	16
»Chronik«:				
Subvention durch das Unterrichtsministerium	300	—		
von Dr. Karl Horn für Band V—VIII	24	—		
für verkaufte Chroniken von A. Hölder	34	64	358	64
Zahlung:				
Dr. Horn für einen Gipsabguß des Goethe-Kopfes . .			16	—
Rückersatz:				
an Rentensteuer			3	67
Forderung des Wissenschaftlichen Klubs			180	18
			4012	81

Ausgaben:	K	h	K	h
Guthaben:				
des Kassiers Dr. Nechansky .			322	60
des Wissenschaftlichen Klubs per Ende Oktober 1908 . .			1	41
»Chronik«:			679	30
Museum:			132	75
Auslagen anl. der Vorträge . .			108	—
Beitrag an die Weimarer Goethe-Gesellschaft			12	—
Gebühren-Äquivalent:			19	12
Remunerationen:				
im Wissenschaftlichen Klub			190	—
Diverse Auslagen:			153	09
Rückzahlung:				
durch die Postsparkasse an Dr. Horn wegen Nichtausführung des Abgusses des Goethe-Kopfes			16	—
Richtigstellung:				
Saldo der Bodenkredit-Anstalt am 19. Dez. 1908 . K 1211·— daher weniger um			2	—
Guthaben:				
bei der Postsparkasse, 31. Dezember 1909			1813	27
beim Kassier, 31. Dez. 1909 .			563	27
			4012	81

Effektenbesitz in Verwahrung des Kassiers:
eine Giselabahn-Aktie III. E. Nr. 36966 . . . . . . K 400·—
ein Theißlos Nr. 3449/81 . . . . » 200·—
Zusammen . . . K 600·—

Dr. Immanuel Brüch
Rechnungsrevisor.

Prof. Ignaz Pölzl
Rechnungsrevisor.

Dr. August Nechansky
Kassier.

GOETHE-ABENDE.

I.

Aus dem Leben der Frau Rat.

Am 5. November 1909 eröffnete Dr. August Nechansky die Reihe der Vorträge im heurigen Vereinsjahre. Er sprach über die Mutter Goethes in ebenso belehrender als anregender Weise. Seine Tendenz war leicht erkennbar, er wollte zeigen, daß das deutsche Volk seinen großen Dichter ganz der Mutter verdanke. Doktor Nechansky nannte die Frau Rat eine Künstlernatur, leicht erregbar und phantasievoll. Die Erregbarkeit war Erbeigenschaft der Textorschen Familie. Gelernt hat die kleine Elisabeth nicht viel. Als Greisin meinte sie, der Fehler sei am Schulmeister gelegen gewesen, daß das »Bustawiren« und »gerade Schreiben« nicht zu ihren sonstigen Talenten gehöre. Aber der Fehler lag in ihr. Sie war ein lebhaftes, phantasievolles Kind. Solche Kinder lernen immer schlecht, weil sie von vornherein mehr produzierend als reproduzierend sind. Elisabeth Textor hieß wegen ihrer Abscheu vor häuslicher Arbeit bei Mutter und Geschwistern die kleine Prinzeß — ihre Vorliebe galt dem Putz und dem Lesen. Sie lebte ganz ihrer Begabung und segnete in späteren Jahren, »daß ihr Gott die Gnade getan, daß ihre Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt habe.« (Schöne Briefstelle an Großmann, 19. Mai 1780. Köster »Die Briefe der Frau Rat Goethe.« I. Nr. 62 später zitiert K.) Ihre Phantasie fand die liebste Ableitung im Erzählen. Ihres Erzählertalentes rühmte sie sich bis in ihr höchstes Alter. Aber nur das lebendige Wort hatte einen Reiz für sie. »Bücherschreiben nein — aber im Erzählen suche ich meinen Meister.« (K. I., 8, II. 322, 383).

Ihre köstliche Erzählergabe war auch die Freude des kleinen Wolfgang.

Die überschwengliche Schwärmerei, welche sie als Backfisch für Kaiser Karl VII. mit den schönen, melancholischen Augen hegte, zeigt uns, woher der Sohn die Anlage zu seinen Liebesexaltationen hatte. In exaltierter Stimmung finden wir die Frau Rat Goethe auch als 57jährige Frau wieder. Sie wurde hervorgerufen durch den Schauspieler Unzelmann, der 1788 unerwartet Frankfurt verließ. Unzelmann war ein besonderer Liebling der theaterfreundlichen Frau und es ist nicht zu verkennen, daß sich in die Bewunderung für den Künstler eine Art Verliebtheit hineinzog. Sonst ließe sich die leidenschaftliche Verzweiflung, welche die Briefe an Unzelmann atmen, nicht erklären. (K. I. 133 ff.) Zu Weihnachten 1789 hatte ihr Unzelmann eine Geschichte der Königin Elisabeth von England zum Geschenke gemacht. In ihrem Dankesbrief schreibt Frau Rat, es sei ihre Feiertagsbelustigung gewesen, das Leben dieser großen Frau und ihren Charakter zu studieren. Aber bezüglich der Essex-Episode ruft sie aus: »Arme Elisabeth, du kanntest dein Herz nicht«. Der Ausruf galt auch für sie.

Dr. Nechansky verwies auf die bemerkenswerte Tatsache, daß Goethe von seiner Mutter in seinen Lebenserinnerungen und Briefen wenig sprach. In Wahrheit und Dichtung findet sich viel mehr über den Vater als die Mutter. Die Erinnerungen an die Mutter hatte erst Bettina v. Arnim in ihm aufgefrischt, auf deren Mitteilungen sich die im Nachlasse Goethes gefundene »Aristeia der Mutter« gründete. Goethe erinnerte sich, als er Wahrheit und Dichtung schrieb, nicht einmal mehr an die richtige Entstehung des Beinamens »Frau Aja«, den sich seine Mutter so gerne beilegte.

Der 17jährige Jüngling hatte geschrieben:

An meine Mutter.

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang Dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß, vor ew'gem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Fluth,
Mit stürmischen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt, und ihn dem Aug entreißt —
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Vom Schmerz gepeitscht, bald stürmend drüber fließt
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt, und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt, und ringsumher
Zurückgeworfne Strahlen trägt, und dir
Bey jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.«

(Beilage zum Brief an Cornelia 11. Mai 1767.)

So mag es immer gewesen sein, seine innere Zärtlichkeit war wie »der Fels, der tief im Fluß vor ewigem Anker liegt«.

Aus den Lebensepisoden der Frau Rat griff der Vortragende noch besonders den Verkehr mit der Herzogin Amalia und den Besuch der schönen Branconi heraus. Mit der Herzogin war sie rasch gute Freundin geworden. Die Mütter hatten, wie die Söhne, verwandte Naturen. Mit dem Hoffräulein der Herzogin, dem bekannten und vielgenannten Fräulein von Göchhausen, wechselte Frau Rat Reimbriefe, die sie als respektable Dichterin zeigen und entschieden an die Knittelvers-Dichtungen des Sohnes erinnern. (K. I. Nr. 82 96, 110.)

Von der schönen Branconi hatte der junge Goethe in einer Silhouetten-Deutung gemeint: »Siegt mit Pfeilen«

wie von Charlotte v. Stein: »Siegt mit Netzen«. Wäre Goethe nicht so sehr in den »Netzen« der Stein verstrickt gewesen, hätte ihm die »überschöne« Frau, von der er schrieb: er habe sich oftmals fragen müssen, ob es auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei« gefährlich werden können. Aber schließlich bekannte er an Lavater: »Ich möchte mir solch ein Bild nicht durch Gemeinschaft einer flüchtigen Begierde besudeln und Gott bewahre uns vor einem ernstlichen Band, an dem sie mir die Seele aus den Gliedern winden würde.« Branconi war von den Frauen, für welche Goethe geschwärmt hat, wohl die schönste. Über ihren Besuch in Frankfurt ist keine Notiz von der Hand der Frau Rat vorhanden, wohl aber schrieb der Sohn: »Meine Mutter ist recht glücklich gewesen, Sie bei sich zu haben. Die gute Frau schreibt auch eine Epoche von dem Tage Ihrer Bekanntschaft.« (Rimpau: Frau v. Branconi, Bode: Stunden mit Goethe V. 1.)

Das Leben der Frau Rat floß in ihrer Witwenschaft, wie sie selbst sagte: »still dahin, wie ein klarer Bach«. »Unruhe und Getümmel war von jeher nicht meine Sache«. (K. I. 124) Spitzenklöppeln, Klavierspielen, Lesen und Schachspielen waren ihre »Steckenpferde«. Dazu kam der Theaterbesuch. Auch Lesen mit verteilten Rollen machte ihr viel Freude. Sie las meistens Männerrollen. (Posa, Antonius, Terzky.)

Für ihren Urenkel klöppelte sie die Spitzen zum Kindszeug »aber nicht etwa lirum larum, sondern ein sehr schönes brabanter Muster.« (K. II. 237.) Von ihrer freien Denkungsweise, ihrer Hochherzigkeit, aber auch Gerechtigkeit gab das Verhältnis zu Christiane Vulpius das schönste Zeugnis. Als die Vulpius schon als Geheimrätin Goethe 1807 ihre Schwiegermutter besuchte, schrieb diese an den Sohn: »Du kannst Gott danken! So ein liebes herrliches unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten.« (K. II. 381.)

Frau Rat Goethe beseelte auch ein starkes nationales Gefühl, von dem ihre Aversion gegen lateinische Lettern nur ein Symptom war.

»Er lasse ja nichts mehr so in die Welt ausgehen« schrieb sie an ihren Sohn »halte fest an deutschem Sinn, deutschen Buchstaben, denn wenn das Ding so fort geht, so wird in 50 Jahren kein Deutsch mehr geredet noch geschrieben — — — wo keine Sprache mehr ist, da ist auch kein Volk, drum, so lang es geht, deutsch, deutsch geredet, geschrieben und gedruckt!« (K. II. 396).

Frau Rat Goethe war eine echt süddeutsche Frau in ihrem Gemisch von Verstand und Gemüt, in ihrer Fröhlichkeit und ihrem Gottesvertrauen, in ihrem Humor und ihrer Derbheit, ihrer Wirtschaftlichkeit und ihrem Pflichtgefühl, aber auch in ihren Künstlertrieben, ihrer Schaulust, ihrem lebhaften Erzählerdrange, ihrer Schreibfaulheit und ihrem Ruhebedürfnis. Wir Wiener können sie besonders gut verstehen. Dr. Nechansky schloß den mit vielem Beifall aufgenommenen Vortrag mit einem Gedichte, das in sinniger Antithese den Titel trägt:

Mutter Gottes — Mutter Goethes.

In den frauenleeren Himmel
Führten wir die Mutter ein,
Woben um das Haupt Mariens
Strahlenvollen Glorienschein.

Haben Gott und seinem Sohne
Mutter Gottes zugetan,
Auf daß ewig — weiblich Hehres
Unsre Seelen zieh' hinan.

Auch im Dichterwunderlande,
Wo der Mund des Sehers spricht
Als Erlöser innren Leides,
Fehle uns die Mutter nicht.

Zu dem Throne des Olympiers,
Zu dem Gott im Lorbeerhain
Mutter Goethes laßt uns führen,
Mutter Goethes trete ein!

In einer Zwischenpause des Vortrages führte Dr. Nechansky als Lichtbilder vor:

a) Frau Rat Goethe nach dem Pastellbilde im Besitze der Frau Marie Heuser, geb. Nicolovius,

b) dieselbe nach einem Ölgemälde von Schneider, angeblich 1750, unbeglaubigt,

c) dieselbe nach der Zeichnung von G. F. Schmoll aus dem Jahre 1774 für Lavaters Physiognomik (Original in der k. u. k. Fideikommiß-Bibliothek),

d) Charlotte v. Stein, in einem bisher unbekannten Schattenriß aus dem Nachlaß Karl v. Knebels,

e) Bettina v. Arnim, nach einer Radierung von Louis Grimm, aus dem Jahre 1801,

f) Herzogin Amalia von Weimar, nach einem Ölbilde im Schlosse zu Weimar,

g) dieselbe nach einem Bilde im Wittumspalais zu Weimar,

h) Antonia v. Branconi, nach einem Ölgemälde, im Besitze der Generalin Schwarzkoppen in Merseburg,

i) Karl Wilhelm Unzelmann,

k) Friederike Unzelmann, geb. Flittner, beide nach Bildern im Archiv des Burgtheaters.

II.

Neuere deutsche Nausikaa-Dramen.

Dienstag, den 21. Dezember 1909, besprach Professor Dr. Emil Horner in fesselnder und eingehender Weise die nachgoethischen Nausikaa-Dramen. Er wies darauf hin, welche Schwierig-

keiten es bereite, das Idyll des homerischen Epos in dramatische Form zu kleiden. Er zeigte auf Grund einer klaren Analyse und mehrerer Proben, daß es Frau Ernst Rosmer wohl am besten gelungen ist, sich in das Seelenleben Nausikaas zu versenken. Das Publikum folgte mit großer Spannung den geistvollen Ausführungen des bekannten Literarhistorikers, die in ihrem vollen Wortlaut demnächst in einer Berliner Zeitschrift erscheinen werden.

Im Anschluß an den Vortrag Dr. Horners berichtete Hofrat Dr. Eugen Guglia über einen

Besuch in Sesenheim:

Ich war in Sesenheim am 17. September d. J. von Straßburg aus, wo ich an dem damals dort tagenden Kongreß deutscher Historiker teilnahm. Man fährt von Straßburg auf der Linie, die nach Nordosten, parallel mit dem Rhein, aber immer in einer Entfernung von einigen Stunden gegen Germersheim, Speyer, Ludwigshafen zieht, mit dem Personenzug $^3/_4$ Stunden. Es verkehren vor- und nachmittags etwa drei Züge; fährt man, wie ich, um ca. 2 Uhr ab, so kann man bequem um 7 Uhr wieder in Straßburg sein. Die erste Station, an das neue nordwestliche Villenviertel von Straßburg anstoßend, Wanzenau birgt schon eine Reminiszenz an Goethe. Adelheid in der Bühnenbearbeitung des »Götz« trägt dem Knappen Franz auf, sich einige Namen u. a. den des Herrn v. Wanzenau zu merken. Um die Namen im Gedächtnis zu behalten, macht Franz bekanntlich ein paar Verse, die sie enthalten; gleich die ersten lauten: »Beim alten Herrn von Wanzenau — Gedenk ich meiner gnäd'gen Frau«. Es folgen die Stationen Gernsheim, Herlisheim an der Zorn, Drusenheim! Hier stieg ich aus, ich wollte den Weg von da zu Fuß machen, es ist nur eine Stunde. Drusenheim kommt, wie man sich erinnern wird, in dem Goetheschen Bericht wiederholt vor: hier will er von dem Wirtssohn George die ländlichen Kleider geborgt haben, in denen er dann einen Kuchen in das Pfarrhaus brachte. Nun soll freilich hier George »nach neuen Forschungen« in Dengolsheim, gleich bei Sesenheim, gewesen sein, aber immerhin: den Weg von Drusenheim nach Sesenheim hat Goethe sehr oft gemacht, zu Pferd und wohl auch zu Fuß. Ich hielt mich auf der Straße, auch diese führt ein gutes Stück durch Wald; sonst zwischen Wiesen, Hopfen- und Getreidefeldern. Der Tag, der in Straßburg mit schweren Herbstnebeln begonnen hatte, die noch mittags die Sonne verhüllten, wurde während meiner Wanderung ganz rein und schön, kein Lüftchen wehte, der wunderbarste Spätsommernachmittag. Nur die Vogesen blieben in Nebel versteckt. Sobald ich aus dem Dorfe Drusenheim mit stattlicher, alter, katholischer Kirche heraus war, fand ich mich in völliger Einsamkeit; weder Wagen, noch Fußgänger begegneten mir. Sesenheim wird erst sichtbar, wenn man unmittelbar davor ist und auch da nur ein paar Häuser, keine Kirche, kein Turm. Es ist ein langes Straßendorf, eine Gassenfront mit lauter kleinen Häuschen, meist mit Gärtchen, jedes freistehend, nicht wie bei uns, eines an das andere angebaut. Eben war Hopfenernte, die Früchte lagen auf hölzernen Gestellen vor den Häusern zum Trocknen ausgebreitet; auch hier war lange kein Mensch zu sehen, kein Gasthaus, kein Laden, niemand, den man hätte fragen können. Endlich, nach einer langen Viertelstunde, weitet sich die Dorfgasse ein wenig, es erscheinen ein paar stattliche Häuser, u. a. ein neues Gemeindehaus und endlich auch die Kirche. Ich denke: eines der Häuser ringsum wird wohl das Pfarrhaus sein, aber nirgends ist eine Gedenktafel. Endlich frage ich einen Eisenbahnmann, der des Weges kommt. »Ja, wenn Sie die Goethe-Sachen sehen wollen, da müssen Sie zum »Roten Ochsen« gehen, dort links von der Kirche«. Ein ganz kleines Gasthaus, in der einzigen Wirtsstube unterhält sich die Wirtin mit einem Reisenden in Apfelwein. Ich frage um die »Goethe-Sachen«. Sie werde gleich ihren Mann rufen, das gehe den an. Ein älterer Mann, in Handwerkertracht kommt, Herr Wilhelm Gillig. Er hat vor etlichen zwanzig Jahren den Grund zu einem kleinen Goethe-Museum gelegt, das nun schon ein ganzes Stübchen im Oberstock füllt. Viel hat er geschenkt bekommen, vieles aber auch gekauft, so ist es denn nicht mehr als billig, daß er ein kleines Eintrittsgeld fordert, 30 Pfennig, auch verkauft er den recht guten kleinen Führer durch Sesenheim von Gustav Adolf Müller, und Ansichtskarten natürlich. Das Museum enthält durchaus nicht lauter Sachen, die auf Goethes Aufenthalt in Sesenheim oder auf Friederike Bezug haben — das bildet nur den kleinsten Teil des Museums — u. a. Abschriften von Pfarrakten, worin der Name Friederikens, ihre Unterschrift vorkommt, der alte Wetterhahn am Kirchturm, den Goethe in »Dichtung und Wahrheit« erwähnt, ein Spulhaspel Friederikens u. dgl. — das meiste sind Bilder, Bücher, Gegenstände, die gar keine Beziehung zur Sesenheim-Episode. sondern nur auf Goethe in irgend einer Periode seines Lebens haben. Das Interessanteste ist wohl das Fremdenbuch: es zeugt von nicht sehr starkem aber stetigen Besuch, zunächst natürlich aus Deutschland — und da sind auch die höchsten Kreise vertreten, u. a. die kaiserlichen Prinzen, der eine kam mitten im Winter und schickte dann aus Berlin eine Photographie mit Unterschrift an Herrn Gillig, die nun auch im Goethe-Museum verwahrt wird. Aber es kamen Pilger aus aller Herren Länder, aus Rußland, Amerika, ja sogar

ein Japaner: keine bloß nationale Kultstätte ist also Sesenheim trotz seiner Abgeschiedenheit, sondern eine kosmopolitische. Und Herr Gillig betont: die Pietät im Ort für Goethe ist älter als das Museum, sie war auch in der französischen Zeit schon da, er selbst gehört ja mit seiner Jugend dieser noch an, hat den deutsch-französischen Krieg als französischer Soldat mitgemacht. Und nun geht er in der Pflege seines Museums schier auf; seine Lebensaufgabe sieht er darin, die Wirtschaft überläßt er der Frau. Er ist aufrichtig genug, zu sagen, daß es nicht dieses Gasthaus sei, wo Goethe abgestiegen ist; das war der »Anker«, ein paar Minuten weiter an der Kirche und dem Pfarrhaus, am Weg, den ich gekommen. Aber er sei derzeit umgebaut, in den Dreißiger-Jahren. Auch das Pfarrhaus, zu dem er mich dann geleitet, ist es bekanntlich: heute macht es den Eindruck einer einfachen Villa. Es steht wohl auf demselben Grundstück wie das alte, aber nicht auf derselben Stelle; er ist auch viel größer und dem Neubau ist der größte Teil des alten Hofraumes zum Opfer gefallen. Auch die Jasminlaube, wo Goethe sein »Märchen« erzählte und vorlas. Aber die alte Pfarrscheune dahinter steht noch unverändert, der Schauplatz jenes mißlungenen Versuches, die alte Kutsche neu zu bemalen. Auch die Kirche ist bis auf den Turm völlig intakt, nur der Friedhof, der ihn umgab, ist verschwunden, ein Wiesenplatz ist an seiner Stelle und von den Grabsteinen sind nur zwei mehr da, von Friederikens Eltern; sie selbst und ihre Schwester ist bekanntlich nach dem Tode der Eltern weggezogen nach Baden (Meißenheim), wo sie auch begraben ist. In der Kirche ist alles wie zu Goethes Zeit: Orgel, Kanzel und der alte Pfarrstuhl links vom Chor, wo Goethe während der Sonntagspredigt neben Friederike saß, eine holzumgitterte Doppelbank. Herr Gillig zeigte mir noch den Weg zu jenem Lieblingsplatz Friederikens, den Goethe in »Dichtung und Wahrheit« so schön schildert: dort hat er am Tag nach seinem ersten Besuch in seiner zweiten Verkleidung Friederike erwartet. Man wendet sich dem Bahnhof zu, läßt diesen rechts und überschreitet das Geleise, dann etwa 100 Schritte weiter, führt rechts ein kurzer Wiesenpfad zu einer niedrigen baumbepflanzten Erhöhung. Es ist ganz so, wie Goethe es schildert, aber es ist erst in den letzten 30 Jahren wieder so geworden. Einer der ersten Wallfahrer nach Sesenheim, ein gewisser Näke, der 1822 dort war — seinen Bericht hat Varnhagen von Ense 1840 herausgegeben — konnte die Stätte nur sehr schwer mit Hilfe des damaligen Pfarrers finden: sie war abgeholzt und ein Kartoffelacker darauf angelegt. In den Fünfziger-Jahren, also noch tief in der Franzosenzeit, war dann ein Lehrer, Herr Grün eifrig bemüht, ihn wieder in seinen vorigen Stand zu setzen, durchgeführt wurde dies erst in den letzten Siebziger-Jahren; da erhielt der Platz seine gegenwärtige Gestalt: eine Art Laube mit der Aufschrift versehen: »Friederiken Ruhe«, wie zu Goethes Zeit. Am 18. Juli 1880 fand die Einweihung statt, der junge Erich Schmidt, der sich damals schon rüstete, Straßburg mit Österreich zu vertauschen, hielt die Festrede. Die Aussicht freilich, wie sie Goethe schildert, findet man nicht mehr: weder Drusenheim, noch die Rheininseln, noch gar das Straßburger Münster ist von da zu sehen, das ist alles von Bäumen und den Bahnanlagen, die ja in nächter Nähe sind, verdeckt. Aber es ist immer noch eine lauschige Einsamkeit und man wird hier den stimmungsvollsten Abschluß seiner Sesenheimer Wallfahrt genießen. Und jeder Besucher wird die tröstliche Gewißheit mit sich nehmen, daß der kostbare Schatz von Erinnerungen, die dieses weltverlorene Elsässer Dorf birgt, von einfachen tüchtigen Menschen in treuer Hut gehalten wird. Es wird keine Reklame gemacht, am Bahnhof überfallen nicht zudringliche Führer und Kinder mit Ansichtskarten den Ankommenden, wie an anderen ähnlichen Erinnerungsstätten, die Leute reden nicht davon, wenn man sie nicht fragt, man kann durchs ganze Dorf gehen, ohne durch irgend ein Zeichen an Goethe und Friederike gemahnt zu werden, aber ich wenigstens hatte das Gefühl, daß die Bewohner dort alle sehr wohl wissen, was sie an jenen Erinnerungen haben.

III.

Goethes Farbenlehre.

Das Thema des darauffolgenden Abends (1. Februar) war Goethes Farbenlehre. Den zahlreich versammelten Mitgliedern und Gästen wurde das seltene Vergnügen zuteil, einen hervorragenden Naturforscher über diesen Gegenstand zu hören. Professor Dr. Edmund v. Lippmann aus Halle, ein geborener Österreicher, wies darauf hin, daß Goethes Farbenlehre von allen naturwissenschaftlichen Werken des Meisters am wenigsten bekannt ist, obgleich Anlaß und Geschichte ihrer Abfassung klarer liegen, als bei vielen seiner poetischen Schöpfungen. Besonders eingehend besprach der Vortragende den physiologischen Teil der Goetheschen Farbenlehre. Er zeigte, daß in demselben eine Reihe von Phänomenen auf Grund zahlreicher Beobachtungen erörtert werden, deren Studium und Deutung auch noch die neueste Zeit beschäftigt, und deren richtige Erklärung Goethe nicht selten bereits gefunden oder doch angebahnt hat, so z. B. die Erscheinung der Kontrastbilder, der Farbenpaare gelb-blau, rot-grün und andere mehr. Der physikalische Teil weist die meisten Mängel auf, da Goethe ohne jedes Verständnis für Mathematik war. Sein heftiger Kampf gegen

den Autoritätsglauben ließ ihn nicht nur gegen die Anhänger Newtons, sondern vielfach gegen diesen großen Forscher selbst ungerecht werden. Dieses Vorgehen ist aber zum Teile durch das ablehnende Verhalten zeitgenössischer Physiker bedingt, von denen sich aber dennoch manche nicht scheuten, Gedanken Goethes ohne Namensnennung zu verwerten. Von Bedeutung ist auch Goethes Lehre von den chemischen Farben, die noch heute viele Rätsel aufweisen. Besonders rühmend sprach der Vortragende vom historischen Teile der Farbenlehre, wobei er die Einflüsse Platos und Aristoteles' auf Goethe hervorhob, die sich auch in seinen poetischen Werken finden, wie Professor v. Lippmann selbst im Goethe-Jahrbuch mehrfach nachgewiesen hat. Lebhafter Beifall dankte dem Redner, der nicht nur als Chemiker berühmt ist, sondern auch als Goethe-Kenner einen Namen hat, für seine so überaus anregenden Ausführungen sowie auch dafür, daß er den weiten Weg nicht gescheut hatte, um, einer Einladung des Goethe-Vereins Folge leistend, den Wiener Goethe-Freunden die Ergebnisse seiner jahrelangen Forschungen zu übermitteln.

Goethes Stammbucheinträge.

Von Max Morris.

In die Weimarer Ausgabe sind nur solche Stammbucheinträge Goethes aufgenommen worden, die für den Anlaß geschaffene Verse enthalten. Es wurden also ausgeschlossen: 1. Einträge in Prosa. 2. Zitate aus fremder Poesie. 3. Zitate aus der eigenen Poesie Goethes. Die beiden ersten dieser drei Gruppen biete ich nun hier ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Die dritte, umfangreiche und nicht leicht zusammenzubringende Gruppe bleibt einer besonderen Sammlung vorbehalten. Den Lesern, die etwa in der Lage sind, zu der vorliegenden kleinen Sammlung Nachträge zu liefern, möchte ich empfehlen, sie ebenfalls der »Chronik des Wiener Goethe-Vereins« zu übergeben, damit auch dieser Ausschnitt aus Goethes Tätigkeit bequem zu überschauen ist. Es handelt sich ja um Kleinigkeiten, aber sie haben außer dem Wert, den verehrende Liebe auch geringfügigen Äußerungen Goethes verleiht, noch einiges biographische Interesse, denn die Begegnung dieser Stammbuchbesitzer mit Goethe ist öfter nur durch den Eintrag bezeugt. Einen besonders interessanten Fall haben wir bei der Einzeichnung in das Stammbuch von Nicolais Sohn vom 5. Oktober 1781, denn dadurch wird eine kurze, kühle Begegnung mit dem Vater wahrscheinlich, an dem Goethe auf der Berliner Reise im Mai 1778 vorbeigegangen war. Durch den Eintrag vom 20. Juli 1775 wird Goethes Reiseroute festgelegt, in anderen Fällen zeigt ein Zitat das Interesse Goethes für diesen oder jenen Schriftsteller, und so läßt sich manchem Stück etwas abgewinnen. Unter Goethes Geisteswerken stehen diese Einträge freilich auf der untersten Stufe. In der stammbuchseligen Zeit von solchen Zumutungen arg geplagt, hat er sich's oft leicht gemacht und sich mit einem landläufigen Sinnspruch losgekauft, wenn der Besucher am Schlusse des Gesprächs mit dem Wunsche herauskam:

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen,
Gönn' eure Gunst mir dieses Zeichen!

Von einem Gespräch mit Goethe über Stammbucheinträge erzählt Friederike Brun (F. v. Biedermann, Nr. 462): »Goethe und ich sahen uns [im Sommer 1795] täglich in Karlsbad und er war dort mein höchstes Interesse, aber ihn bitten, in mein Tagebuch zu schreiben? Unmöglich. Als er dieses am dritten Ort bei einer gemeinschaftlichen Freundin sieht, blättert er darin und sagt mir: Es steht so mancher Narr drin, soll der Goethe nicht hinein? — Ach nur zu gerne! Darf ichs senden? — Ja! ich tats; nach acht Tagen bringt er mir's wieder: Liebes Frauchen, hätten Sie mich gleich einschreiben lassen, Sie hätten was recht Schönes hinein bekommen — aber nun ist's entflogen, aber ich schicke es einmal! und dabei sagte er mir, er könne selten dergleichen, wenn er gerade wolle und schreibe daher oft mit Bleistift.« Hier ist von Verseinträgen die Rede, die zuweilen in das Gebiet der großen Poesie hinaufreichen. In der folgenden Sammlung haben wir es aber nur mit dem leichten, von der Aufnahme in die Werke ausgeschlossenen Gesindel zu tun.

Der Reiche.

Ja, ich bin würcklich reich, ich habe
Das göttliche Geschenk, die Gabe
mit Wenigem vergnügt zu seyn.
Ein Mädgen, willig mich zu küssen,
der Freunde viel, ein gut Gewissen,
und täglich eine Flasche Wein.

Leipzig, den 12. Mai 1767.

Goethe.

Stammbuch von Karl Klose (Deutsches Museum, 1857, Nr. 48). Der Schlesier Karl Klose studierte seit 1763 in Leipzig und verkehrte im Schönkopfschen Hause. Als er nach Halle übersiedelte, schrieb ihm Goethe die Verse aus Gleim (Neue Lieder, 1767, S. 47) ins Stammbuch, mit kleinen Veränderungen, die sich aus der Wiedergabe nach dem Gedächtnis erklären.

Quod dii dant fero.

Francofurti ad Moenum die 1 Octobr. 1768.

Viro generosissimo Possessori, per triennium in Academia concivi, per triduum in itinere hospiti memoriae servandae gratia, conscripsit.

Goethe.

Stammbuch von Ernst Diedrich v. Schöpping (Kropatschek, Programm der Saldernschen Realschule in Brandenburg a. H., 1881, S. 10). Der Freiherr v. Schöpping, geb. 1749, war Besitzer der Bornsmündischen Güter in Kurland und starb 1818 als Oberburggraf und Geheimrat in Mietau. Über seine Bekanntschaft mit Goethe wissen wir nur, was sich aus dem Eintrag ergibt.

Ja, Götterlust kann einen Durst nicht schwächen,
Den nur die Quelle stillt.

Francfurt am Mayn den 17ten Sept. 1769.

So spottete Wieland, und so fühlt im ganzen Ernste, Ihr Freund

Goethe.

Stammbuch von Ernst Theodor Langer (Zimmermann, E. Th. Langer, S. 10). Goethes Beziehungen zu dem späteren Nachfolger Lessings an der Bibliothek in Wolffenbüttel sind bekannt. Die Verse stammen aus dem zweiten Buche von »Musarion«. Goethe zeichnete in das Stammbuch auch eine Baumstudie mit der Signatur: G. 17. Sept. 1769. Sie ist reproduziert in: Der junge Goethe, 1909, Bd. 1, S. 369.

Da erschien ihm auff ein zeyt
Der Teuffel in Menschlicher gstalt
Jüdisch gekleyd, herrlich und alt
Als wer er Mose der Prophet
Den Gott zu ihm geschicket hett.

Hans Sachs.

Darmstadt den 26. Apr. 1773. Zum Andencken

Goethe.

Stammbuch des Gießener Studenten Johann Jakob Heß. (Zeitschrift für vergl. Lit.-Gesch., Neue Folge, Bd. 9, S. 290.) Das Zitat aus der Historie »Der Teuffel erscheinet den juden in Creta in der Gestalt Mose« ist ein wichtiges frühes Zeugnis für Goethes Beschäftigung mit Hans Sachs.

Sapienti sat.

Heidelberg d. 20. Jul 1775 Goethe.

Stammbuch des Studenten der Medizin G. D. C. List (Neuestes Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek. August 1874, S. 182). Der Eintrag fertigt den uns sonst unbekannten Empfänger mit gutmütiger Ironie ab.

The most ingenious way of becoming foolish is by a system.

Shaftesb

Nos in diem vivimus.

Cicero

Zum Andencken
schriebs Goethe.

Stammbuch von Ludwig Schneider aus dem Darmstädtischen (Euphorion, Bd. 9, S. 278 [ungenau; hier nach einer Photographie]). Klingers Eintrag vom Oktober 1774 steht weit mehr vorn; Goethe wird sich also 1775 eingetragen haben. Das englische Zitat stammt, wie mir Walzel freundlich mitteilt, aus Shaftesburys Soliloquy (Charackteristicks, 1733, I 290), das lateinische steht in den Tusculanae disputationes V 33.

Decipimur specie recti.
Leipzig d. lezten Merz 1776.

Zum Andencken
Goethe.

Stammbuch von Rodowé, Studiosus der Rechte aus Osnabrück. Das Blatt zeigt rechts von Goethes Eintrag eine Sihouette, die wohl ihn selber darstellen soll und ist faksimiliert in Westermanns Monatsheften, Bd. 28, S. 93. Das Stammbuch enthält noch Einträge von Wieland, Lessing, Nicolai, Kästner aus den Jahren 1774—1778. — Goethe hat den Vers aus Horat. ars poet. 25 später noch einmal zu einem Stammbucheintrag verwendet, vgl. unten. — Lessings Eintrag, Leipzig, 20. Februar 1775, lautet:

Ita vita est hominum, quasi cum ludis tesseris, si illud, quod maxime opus est, jactu non cadit, illud, quod cecidit forte, arte ut corrigas.

Zu Erinnerung eines flüchtigen Augenblicks schrieb seinen Nahmen

Weimar d. 12 Apr. 76. Goethe.

Stammbuch des Senator Schübler zu Heilbronn (Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. 1, Nr. 3).

Die Furcht des Herrn ist Weisheit
und meiden das Böse Verstand!

Weimar, den 28. November 77.

Goethe.

Stammbuch des Jacob Michaelis, eines siebenbürgischen Kandidaten der Theologie (Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. 7, S. 7. Vorher schon gedruckt: J. K. Schuller, Aus alten Stammbüchern von Siebenbürger Sachsen. Hermannstadt 1864). Vgl. Hiob 28, 28; Psalm 111, 10; Sprüche 1, 7.

Zur Erinnerung eines Morgenspaziergangs zeichnete sich ein,

Weimar den 15. Aug. 1780. Goethe.

Stammbuch von F. L Schröder (Jahrbuch für Theater und Theaterfreunde, herausgegeben von L. Lebrün. Hamburg

1841, S. 18). Der berühmte Schauspieler kam von Gotha zu einem Besuch nach Weimar, begleitet von Gotter. Ein weiterer Eintrag Goethes in dieses Stammbuch:

Viele sahn dich mit Wonne, dich wünschen so viele zu sehen;
Reise glücklich! du bringst überall Freude mit hin.
Weimar d. 25. April 1791. Goethe.

Den 4ten September. Goethe.
Quis coelum posset nisi coeli munere nosse
Et reperire Deum nisi qui pars ipse Deorum est.

Einzeichnung in das Brocken-Buch im Jahre 1784 (Fragmente aus einer Goethe-Bibliothek. Zur Festandacht am 28. August 1849 guten Freunden überreicht von S. J. S. 9). Die Verse — woher stammen sie? — drücken die erhabenen, pathetischen Empfindungen Goethes bei dieser Brockenbesteigung aus. Unmittelbar nach ihm hat sich sein Begleiter, der Maler Kraus eingetragen.

Maxima pars vatum, pater, et juvenes patre digni,
Decipimur specie recti.
m.
Vinar. XVI. Apr. LXXXI. Goethe.

Stammbuch des Studenten der Theologie Johann Gottfried Gericke, geb. 1759 (Rigasche Stadtblätter 1884, Nr. 32 vom 11. August). Vgl. Horat. ars. poet. Vers 24 f.

Durch Weisheit wird ein Haus gebaut,
und durch Verstand erhalten.
Weimar d. 22 Apr. 81 Goethe.

Der Empfänger ist unbekannt; vielleicht gehört er zu den Werke III, 1, 362 verzeichneten Studenten (Stammbuchblätter aus klassischer Zeit. Privatdruck von Gotthilf Weisstein). Vgl. Proverbia 9, 1 und 24, 3.

Sirach:
Der Thau kühlet die Hitze, also ist ein gut Wort besser denn die Gaabe.
Weimar Zum Andencken
d. 24 May 81. Goethe.

Stammbuch eines Unbekannten (Deutsche Wochenschrift, Wien und Leipzig 1883, Nr. 3 vom 18. November.) Auf der anderen Seite des Blattes hat Karl August sich eingezeichnet:

Die Zeit vergißt für unsere Hoffnungen zu sorgen!
Einer sagts und ein anderer schriebs.
K.
Weimar am 25. May 1781.

Utile dulci.
Gothae d. 5 Octbr. 1781.
Goethe.

Stammbuch von Samuel Friedrich Nicolai (gestorben 1790), einem Sohne des Berliner Buchhändlers und Schriftstellers. Er begleitete seinen Vater auf der Reise durch Deutschland und die Schweiz, deren bändereiche Beschreibung in den Xenien verspottet wird. In Frankfurt trug sich die Frau Rat ein:

Trau keinem Freunde sonder Mängel,
Wähl dir ein Mädgen keinen Engel.
Dieses bittet zu behertzigen
Frankfurth, den 17. September 1781.
Dero Freundin
C. E. Goethe.

Goethes Zitat aus Horat. ars poet. 343 ist vielleicht ein kleiner Wink für den Vater, der bei seinem Streben nach dem utile das dulce außer acht ließ. Ob Goethe seinen Gegner und Antipoden hier in Gotha gesehen hat, ist nicht sicher, aber bei der Enge des Schauplatzes, auf dem sie damals gleichzeitig verweilten, ist es doch wahrscheinlich.[1])

Zur Erinnerung des 13. Juli 1785
Goethe.

Fächeralbum der Gräfin Elisa v. d. Recke (Kropatschek, Programm der Saldernschen Realschule in Brandenburg a. H., S. 10). Der Eintrag stammt aus Karlsbad.

Zum Andencken.
d. 20 Juli 86.
Goethe.

Lavaters Stammbuch (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 16, S. 323). Der Lakonismus des Eintrags ist nicht zufällig — »kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los« schrieb Goethe am folgenden Tage an Frau v. Stein.

Ars longa.
Memoriae
Goethe.

Stammbuch eines Unbekannten, jetzt im Besitze von Erich Schmidt (Verzeichnis der Autographensammlung von Rudolf Brockhaus. 1853—1889). Von der italienischen Reise. M. Radziwill hat darunter geschrieben: »Vita brevis« und M. Tischbein schließt: »Ich wünsch' dir jene kurz und dieses lang.«

---

[1]) Von einem Eintrag Goethes in das Stammbuch von J. W. Chüden ist nur das Datum — Weimar 17. Juni 1782 — in dem Katalog der bei Albert Cohn in Berlin am 20.—22. Mai 1895 erfolgten Auktion verzeichnet.

Die folgenden Verse stammen wohl von Goethe selbst und gehören also nicht in unsere Sammlung. Wir fügen sie aber hier an, weil sie wenig bekannt sind.

Will der Knabe nicht hören was der erfahrene Mann spricht?
Muß der Jüngling stets irren? und schwerbetrogen die Männer
Wieder zu Knaben sich wünschen nur um sich selber zu folgen.
D. 12. Oktbr. 83.
Goethe.

Stammbuch eines Monsieur Brak (auch de Braek oder Brake geschrieben), der Erzieher eines vornehmen Jünglings war und mit ihm 1782—83 eine Reise durch Deutschland und Italien machte. Herder trägt sich am 13. Oktober, Wieland am 4. Oktober ein. (Faksimiliert im Katalog 41 von Jacques Rosenthal in München, Vgl. auch Fedor v. Zobeltitz, Zeitschrift für Bücherfreunde 1905/06, Bd. 2, S. 459.)

Nunquam aliud Natura aliud Sapientia dicit.
Jenae d. 15 Nov. 1788.
Memoriae Goethe.

Stammbuch des Buchhändlers Carl Friedrich Treuttel aus Straßburg (versteigert bei Leo Liepmannsohn in Berlin am 21. Mai 1909).

Treffliche Dinge sind schwer zu finden und schwer zu erkennen.
Zum Andenken
Weimar den 6. December 1793. Goethe.

Stammbuch von J. J. v. Gerning in Frankfurt a. M. (Goethe in seinen Beziehungen zu Frankfurt. Ausstellung des Freien Deutschen Hochstifts. 1895. S. 99).[1]

Zum Andencken guter Stunden, dem Verfasser des Aladdin.

Stammbuch von A. G. Öhlenschläger (Öhlenschläger, Meine Lebenserinnerungen, Bd. 2, S. 38). Aus dem Juni 1806. Datum und Unterschrift hat Oehlenschläger in seinem Abdruck übergangen.

Gott giebt die Nüsse, aber er bricht sie nicht auf.
dies altdeutsche Wort
zu freundlichem Andenken
Weimar d. 9. Octbr 1811. Goethe

Stammbuch des Archäologen Wilhelm Dorow (1790 bis 1846). Faksimiliert: W. Dorow, Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen aus der Sammlung des Herausgebers. Berlin 1836.

---

[1]) Der folgende Hexameter stammt wohl von Goethe selbst und wird hier nur anhangsweise aufgeführt:
Liebe theilet die Freud' und den Schmerz und fühlt sich nur Liebe.
Pyrmont, d. 15. Juli 1801. Goethe.
Blatt aus dem Stammbuch eines Unbekannten (Katalog der Rheinischen Goethe-Ausstellung Düsseldorf 1899. Nr. 2301).

Im Guten und Schönen
Wie der Anfang so das Ende.
Weimar
d 24 Nov
1813 J W v Goethe.

Goethe-Jahrbuch IX 227. Der Empfänger ist unbekannt.

Luther
Veber die Seelen kann und will
Gott
niemand lassen regieren,
denn sich selbst alleine.
Weimar d. 4 Jan. 1814
Goethe.

Blatt aus dem Stammbuch eines Unbekannten (Katalog der Auktion XCVII von C. H. Börner, 6 November 1909. Faksimile auf Tafel 1). Das Zitat stammt, wie mir Ellinger freundlich mitteilt, aus Luthers Schrift: Von weltlicher Obrigkeit.

Scientia infinita est; Sed qui Symbola animadverterit omnia intelligit, licet non omnino.
W., d. 14. Aug. 1817. G.

Widmungsblatt für den Staatsrat Schultz in Berlin (Katalog der Berliner Goethe-Ausstellung 1861, S. 21). Vgl. auch: Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrat Schultz, Leipzig o. J., S. 153. — Faksimiliert bei Suphan (Allerlei Zierliches von der alten Exzellenz, Berlin 1899). Den Spruch aus Thomas Campanella, De sensu rerum zitiert Goethe auch: Zur Morphologie I, 2, 102.

Glück auf!
G.

Widmungsblatt für den Jenaer Professor der Mineralogie Johann Georg Lenz (Akten der mineralogischen Societät zu Jena, Nr. 2526. Mitte August 1817).

Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard.

VII. (Schluß.)

(Vg.. »Chronik«, XXI. Band, S. 31 ff., XXII. Band, S. 1 ff., S. 17 ff., XXIII. Band, S. 3 ff., 17 ff., 34 ff.)

(An den Sohn Reinhards:)

Weimar, den 18. August 30.

Ich bin Sonntags von Brückenau heimgekehrt,[1]) mein theurer Freund!. wo ich einige Tage zuvor Ihre freundliche Zuschrift vom 9. d. nebst dem intereßanten Blatte, das hier dankbar zurückfolgt, erhalten hatte.

Vor allem gratuliere ich zu der schnellen Wiederherstellung der Ordnung in Frankreich auf das herzlichste und widme deren Fortbestand die innigsten Wünsche. Welch ungeheures Trauerspiel gieng in so wenig Tagen vor unseren Blicken vorüber!

Ich halte dafür, daß die Erhebung des Herzogs von Orleans auf den Thron der einzig praktisch mögliche und sichere Ausweg war, was auch die hinreißende und edle Beredsamkeit Chateaubriands u. a. dagegen vorbringen mag.[2])

---

[1]) Goethes Tagebuch, 14. August 1830: »Herr Canzler von Müller von Brückenau kommend.«

[2]) Die bekannte, anekdotenhaft zugespitzte Erzählung Eckermanns vom 2. August 1830 (Gespräche, 9. Orig.-Aufl., S. 596) ist als ein Beweis für Goethes Teilnahmslosigkeit gegenüber den großen politischen Ereignissen seiner Zeit im allgemeinen und der Juli-Revolution im besonderen in zahlreiche Biographien übergegangen. Das entspricht jedoch durchaus nicht den Tatsachen. Ein Blick in Goethes Tagebücher überzeugt sofort, daß er die politischen Umwälzungen in Frankreich mit demselben Interesse verfolgte, wie den gleichzeitigen Streit der französischen Gelehrten:

Nun bin ich am meisten auf Oesterreichs Benehmen neugierig. Von Preußen und Rußland darf man der Anerkennung des neuen Königs wohl sicher seyn, so wie von Seiten Englands. Haben Sie schon ein neues Creditiv?

Die schöne Hofnung, die ich mir gemacht, Ihren Herrn Vater ins Ministerium treten zu sehen, ist wohl verschwunden; aber könnte er nicht vielleicht wieder in Frankfurth auftreten? Das wäre herrlich! Wie kommt es, daß weder vom Herzog von Bassano, noch von Baron Mounier in der Pairskammer je etwas vorkam? nicht einmal unter den Abwesenden sind sie genannt! Die Frau Grosherzogin intereßirt sich besonders um das Schicksal des Letztern.

Mit Molés Ernennung darf man wohl zufrieden seyn? Wer aber wird Bourjots frühere Stelle einnehmen?

Ihre Fr. Schwester beschäftigt sich ernstlich mit Auswahl eines künftigen Wohnorts; sie war zu Gotha, um Erkundigungen einzuziehen; Perthes Familie rieth ihr ab, weil es zu theuer daselbst sey und schlugen ihr Rudolstadt vor. Daraus geht hervor, daß von einer Begleitung ihres Mannes nach Norden keine Rede ist. Diemar ist beßer, war einigemal am Hofe, soll aber sehr einsylbig gewesen seyn. Es ist recht schön, daß Ihr Herr Vater zirka 500 fr. zu zahlen entschloßen ist; es war dieß gleich meine innere Meinung, denn das Gegentheil würde gar zu sehr Spektakel gemacht haben.

Nach reiflicher Überlegung hin und her muß ich bedauern, keinen sichern Ausweg zu kennen, wie Bürgschaften oder andere Dispositionen, die Ihre Fr. Schwester zu Gunsten Diemars auf spätere Zeiten hinaus einzugehen schwach genug wäre, im Voraus ungültig gemacht werden könnten. Denn dispositionsunfähig ist sie nicht, eines Vormundes bedarf sie zu Ausstellung eigner Schuldscheine nicht, Bürgschaften aber würden nur dann ungültig seyn, wenn die Form der rechtlichen Belehrung und Entsagung weiblicher Rechtswohlthaten dabey versäumt wäre, die Diemar bey irgend einem auswärtigen Gericht wohl herzustellen befließen seyn würde. Es bleibt also nur übrig, daß Ihr Herr Vater sich im Besitz ihrer Capitalien erhalte und daß man Sophie dringend vor solchen etwaigen Schritten abmahne. Alles dieses vorausgesetzt, daß sie nicht etwa außer der Administration auch der Disposition über ihr mütterliches Vermögen in früheren Urkunden entsagt habe. Hingegen kann Ihr Herr Vater alles das, was ihr dereinst von seinem Vermögen zufiele, allerdings so verclausuliren, daß ihr durchaus nur der Nießbrauch zufällt, seinen Enkeln aber das Eigenthum.[3])

Geben Sie mir ja recht bald Nachricht, ob Ihr Herr Vater in Paris ist und wie er sich befindet. Goethe theilt diesen Wunsch und grüßt auch Sie aufs herzlichste; die Meinigen nicht minder.

Immerdar der Ihrigste

v. Müller.

Weimar 16 Sept. 30.

Ich theile Ihnen eine heilbringende Neuigkeit schleunigst mit: der König von Sachsen hat den Prinzen Friederich zum Mitregenten ernannt, Prinz Max hat seinem Succeßionsrecht entsagt und Lindenau ist Premier-Minister. Die Ruhe zu Dresden scheint gründlich hergestellt. Der Proceß gegen die 37 Rädelsführer der Revolte, die zu Königsstein sitzen, geht rasch vorwärts.[4])

Dagegen fanden am 13./14. d. grose Unruhen zu Altenburg statt, zumeist in Folge von Aufhetzungen fremder Emißairs, namentlich eines verruchten Kerls, genannt »der Korbmacher von Potsdamm«. Sieben Häuser und Gärten angesehener, dem Volke, resp. dem Pöbel misfälliger Staatsdiener wurden ruinirt. Am andern Morgen begab sich der Herzog und das Ministerium aufs Rathhauß, ersterer sprach einige gemüthliche Worte, darauf erklärte Reg. Rath Herrmann im Namen des Fürsten ausführlicher dem Volke, wie seine vermeinten oder wirklichen Beschwerden genau geprüft und resp. in Betracht gezogen, insbesondere die Mehlsteuer wo möglich aufgehoben werden sollten und würden. Alsbald erscholl Jubelgeschrey und der Herzog wird, statt von seinen Pferden, vom Volke im

31. Juli: »Die französische Gelehrtenstreitigkeit weiter durchgearbeit. . . . Mittag Hofrat Vogel und die Familie. Nachricht von der aufgehobenen Cammer, sowie der Preßfreyheit und was dem anhängt.«

1. August: »Übersicht des Aufsatzes, die französischen Streitigkeiten betreffend. . . .« »Die französischen Pariser Zeitungen waren ausgeblieben.«

4. August: Fortgefahren an dem Streit der fransösischen Academiker. Ich las die Königl. französischen Erlasse, welche die neusten Bewegungen hervorbrachten.« An dieser Stelle erhebt sich das Tagebuch, das sonst nur Tatsachen registriert, sogar zu der Betrachtung: »Es ist merkwürdig, den Vorabend großer Begebenheiten zu beachten.«

5. August: »Le Temps vom 31. Juli war wieder angekommen nach einer Pause von vier Tagen, den Beginn der großen Umwendung berichtend, auch ein beygelegtes Blättchen mit der Declaration des Herzogs von Orléans.«

12. August: »die Nachricht, wie der Herzog von Orléans zum König der Franzosen ausgesprochen worden.«

18. August: »Die französischen Blätter brachten die Ernennung des französischen Königs umständlich.«

14. August: »War auch der französischen Regierungsveränderung im Stillen eingedenk.«

[3]) Goethes Tagebuch: 4. Juli: »Familienbriefe, das unglückliche Verhältniß der von Diemarischen Eheleute betreffend.«

[4]) »In Dresden ist Prinz Friedrich, nachdem sein Herr Vater Max auf die Succession Verzicht gethan, zum Mitregenten angenommen worden. Die Gebäude mögen sie wieder aufbauen, nach verbrannten Acten und Rechnungen wieder von vorne zu regieren anfangen.« Goethe an seinen Sohn August, 17. September 1830. Briefe, WA., 47. Bd., S. 262.

Triumph zurück aufs Schloß gezogen. Eine Bürgergarde, vom Vice-Canzler v. Gablenz rasch organisirt und dirigiert, stellte die Ruhe vollends wieder her. So spuckt der unseelige Geist der Revolte überall![5]) Gott sey Dank, daß bey uns hier dergleichen nicht zu fürchten steht! Möge es nur zu Paris ruhig bleiben!

Die jetzt vollständige Anerkennung des Königs von Seiten der großen Mächte sollte billig alle Gemüther beruhigen, aber die Zügellosigkeit der Oppositions Journale, und heilloser Sociotarten, wie die der amis du peuple etc. läßt es zu keinem ruhigen Zustand kommen und man fürchtet wohl mit Recht, daß die jetzige Cammer bald zum Opfer fallen müße, wenn das Gouvernement nicht die kräftigsten Maaßregeln . . . .

[Mit diesen Worten schließt das erste Blatt des Briefes; das zweite war abgetrennt und fehlte schon, als die Briefe uns zukamen.]

Weimar, 12. Jan. 31.

Ein hartnäckiges Augenübel verleidete mir mehrere Wochen alles Schreiben und so müßen Sie, verehrter Freund, mich schon wegen langer Säumniß gütigst entschuldigen.

Wie schöne, nur zu kurze Stunden Ihres Herrn Vaters Hierseyn uns brachte, glauben Sie mir wohl aufs Wort. Aber ich darf redlich hinzusetzen, daß wir stets dabey herzlich beklagten, Sie nicht auch unter uns sehen zu können.[6])

Gestern empfieng ich den zweiten Brief Ihres Herrn Vaters aus Dresden; es ist mir sehr beruhigend, daß er sich dort zu gefallen scheint; daß Er ebenfalls daselbst sehr gern gesehen wird und allgemeinster Achtung und Vertrauens genießt, weiß ich von mehrern Seiten her. Dieser sein lezter Brief lautete in politischer Hinsicht nicht ganz heiter; er fürchtet die Polnischen Verwicklungen fast mehr noch als die Belgischen, wie mir scheint.

Inzwischen geben die heutigen Nachrichten von Pozzo di Borgo's Creditiv-Überreichung etc. doch wieder etwas mehr Trost und wenn Frankreich seinem eigenen, so oft wiederholten Grundsatz der Non Intervention treu bleibt, so sieht man doch eigentlich nicht ab, woher ein allgemeiner Krieg motiviert werden könnte, da die andern Mächte sich so konsequent in Anerkennung jenes Grundsatzes bewiesen haben und gewiß ferner beweisen werden. Die Propaganda-Wuth einiger Hundert Sprudelköpfe wird ja doch wohl zu Paris nicht obsiegen! Frappirt hat mich zu lesen, daß Herr Allays zum Bundestagsgesandten ernannt sey. Ist es denn gegründet? Wie viel mehr hätte ich Ihnen und uns Herrn De Cabel gewünscht!

Ihr Herr Schwager hat noch immer keine Antwort aus Rußland. Ich begreife nicht, wie er dabey so ruhig sein kann; an seiner Stelle hätte ich unter den jetzigen Umständen längst mein Gesuch zurückgenommen und wäre geradezu zum Regiment geeilt.

Möge das neue Jahr Ihnen recht viel Freundliches, Erfüllung jeder schönen Hofnung bringen — uns allen aber Frieden!

Meine Frau, mein Sohn und das Goethesche Hauß sagen Ihnen die freundlichsten Grüße.

Mit treuster Gesinnung stets der Ihrige

v. Müller.

Weimar, 5 März 31.

Nur ein hartnäckiges Augenübel, welches mir das Schreiben sehr erschwerte, vermag es zu entschuldigen, wenn ich so lange zögern mußte, Ihnen, mein werther Freund! die innige, freudige Theilnahme an Ihrer Verlobung schriftlich auszusprechen, die ich schon lange im Herzen hegte, ehe Ihre Zuschrift mir den Mund entsiegelte.

Sie verbinden sich einer von mir seit lange hochgeachteten und verehrten Familie, einer Braut, deren liebenswürdige Eigenschaften ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, einer deutschen Landsmännin endlich — und dieß alles steigert meine Freude und meine Glückwünsche.[7])

Möchten Sie die Güte haben, diese meine Empfindungen auch der holden Fräulein und dem würdigen Elternpaare auszudrücken!

Möge reicher Seegen innigster Zufriedenheit für Sie alle und für Ihren theuren Vater aus so günstiger Verbindung erblühen!

Es beruhigt mich sehr zu hören, daß Sie mit Ihrem neuen Gesandten auf ganz leidlichem Fuße stehen; die Hofnung, Sie in Frankfurth zu behalten, verstärkt sich dadurch.

Das Goethesche Hauß, meine Frau und mein Sohn nehmen gleichfalls den lebhaftesten Antheil an Ihrem

---

[5]) »Von unsern Zuständen muß ich dir sagen was dir vielleicht schlimmer zu Ohren käme. Jenes oben gemeldete Übel ist uns immer näher gerückt. Gera, Altenburg, besonders letztes ist stark beschädigt worden. In Jena ist es schon über 14 Tage unruhig, die Besseren haben das Mögliche gethan, doch mußte man zuletzt Militair hinüber schicken. Auch hier am Orte waren schon die wildesten Drohungen ausgestreut, die Personen genannt, welche man, in und mit ihren Häusern, zu beschädigen gedächte .... Wohl dir daß du indessen in dem herrlichen Campanien hausest.« Goethe an seinen Sohn August, 31. Sept. 1830, Briefe, WA., 47. Bd., S. 263 f.

[6]) Goethes Tagebuch: 11. Dezember 1830: »Ihro Excellenz Graf Reinhard mit Herrn Geh. Rath von Müller; die neusten Weltangelegenheiten wurden confidentiell besprochen.... Abends Graf Reinhard und Gemahlin und Geh. Rath von Müller.« 12. Dezember: »Graf Reinhard und Geh. Rath von Müller. Ersterer las aus seinen Tagebüchern merkwürdige, der letzten Umwälzung vorhergehende Unterredungen und Ereignisse. . . . Sodann Graf Reinhard. Auch Geh. Rath von Müller. Wurden Politica und Parisiensia besprochen.« 13. Dezember: »Abends Herr Graf Reinhard und Gemahlin . . . Auch Frau von Diemar.«

[7]) Tochter des bayr. Bundestagsgesandten v. Lerchenfeld.

Glück und bitten mich, Ihnen dieß treulich auszusprechen. Vater Goethe ist fortwährend wohl und heiter, Ottilie aber schon seit drey Wochen fortdauernd leidend.

Erst gestern hatte ich wieder Briefe von Ihrem Herrn Vater; die Gewitterschwüle des politischen Himmels bekümmert ihn wie uns alle. — Die Zeichen wilder, fanatischer Zerstörungslust, die jene unseelige Trauermesse vom 14. Februar hervor rief, erschrecken jeden, der es mit Frankreich, mit der allgemeinen Ruhe wohl meint; die Italiänischen Begebniße drohen die Fackel des Krieges zu entzünden. Doch scheint das Wiener, wie das Pariser Ministerium bis jetzt mit Mäßigung und Vorsicht zu verfahren. Der Papst soll, wie Gräfin Egloffstein aus Rom schreibt, trotz der Anhänglichkeit seiner Römer, entschloßen seyn, die weltliche Herrschaft niederzulegen, wenn die Insurrection sich weiter ausbreitet, und also Oesterreichische Hülfe n i c h t zu begehren.

Eine Staffette von Berlin brachte gestern die Kunde Russischer Siege und daß Warschau zu kapituliren verlange. Die heutige Preußische Staatszeitung enthält schon das Meiste hiervon.

Indem ich nochmals bitte, mein spätes unwillkürliches Antworten doch ja entschuldigen zu wollen, bestehe ich in treuster Ergebenheit als

Ihr anhänglicher Freund und Diener

von M ü l l e r.

Das Gagern'sche Familien-Unglück hat gewiß auch Sie tief betrübt. Sahen Sie H. v. Gagern seitdem??

Weimar, 28. Oct. 31.

Ihr Herr Vater, werthester Freund! wünscht, daß ich ihnen Graf Santi's Antwort mittheile; sie besteht darinn, daß er bereits vor 4—5 Tagen dem H. v. Diemar geschrieben habe, sein Abschiedsgesuch müße wahrscheinlich gar nicht angelangt oder verloren seyn und er werde wohl thun, es sofort zu erneuen.

Sie können leicht denken, wie schmerzlich es mir ist, Ihren würdigen Vater aufs neue durch alle diese unseeligen Verwicklungen gekränkt und gepeinigt zu sehen! Und auch Ihnen — wie viel Verdruß und Kummer muß dadurch entstehen![8])

So scheint denn endlich die heillose Belgische Frage gelöst und der Frieden, wenigstens auf die nächste Zeit, von neuem verbürgt! Ich gestehe, daß mir das Opfer, was der Deutsche Bund bringt, indem er einen Theil schlechten Luxemburger Gebiets sich entfremden läßt, nicht so groß erscheint, als daß man es zu bringen Bedenken tragen sollte.

Haben Sie H. v. Gagern seit seiner Rückkehr von uns und von Caßel gesehen?? Ich habe schon 3—4 Wochen keine Nachricht von ihm und bin deshalb ganz unruhig. Seine beyden Söhne in den Niederlanden haben am 18. October unsren Orden erhalten, in Folge der ausnehmenden Verdienste, die Herzog Bernhard von ihnen rühmt und der wesentlichen Dienste, die sie ihm in den 10 Tagen geleistet.

Möchten Sie mich dem wohlwollenden Andenken Ihrer verehrten Schwiegereltern und Ihrer Frau Gemahlin auf das angelegentlichste empfehlen. Auch aus dem Goetheschen Hauße soll ich schönste Grüße melden, wie von meiner Frau.

Mit herzlicher Hochachtung der Ihrige

v. M ü l l e r.

Weimar, 1. Sept. 32.

Erlauben Sie mir, verehrtester Freund! Sie um baldige gütige Beförderung der Innlage an Ihren Herrn Vater zu bitten.

Sie haben ihn, wie ich vermuthe, in Heidelberg gesehen und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir über sein Befinden und die Dauer seines Aufenthaltes in Baden einige Notiz zukommen laßen wollten. Über die Gesundheit der Gräfin Virginie hat man mich etwas beunruhigt; um so sehnlicher wünsche ich gute und sichere Kunde von den theuren Reisenden bald zu erlangen.

Frau von Goethe hat uns viel Schönes von Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin zu erzählen gewußt; Frankfurth hat ihr einen bleibend - anziehenden Eindruck hinterlaßen. Möchten Sie doch die Güte haben, mich dem Andenken Ihrer hochverehrten Schwiegereltern und Ihrer Frau Gemahlin freundlichst zurückzurufen!

Mit herzlicher Hochachtung und Freundschaft stets

der Ihrige

v. M ü l l e r.

Weimar, 10. Dec. 32.

Meine Antwort auf Ihre liebe Zuschrift hat sich durch Cottas Unwohlseyn und andere fatale Zufälle leider verzögert, mein werther Freund!

Cotta schreibt mir so eben, daß er directe, wie ich gebeten hatte, H. de Vitry geantwortet, den Verlag abgelehnt, die Mittheilung der Aushängebogen jedoch zugesichert habe. Ich melde alles dieß Ihrem verehrten Vater in der Anlage ausführlich und bitte daher sehr, solche gleich nach Paris zu befördern. Die kleine Druckschrift, die ich ihm und Cousin und Ampère zugleich sende, lege ich für Sie, mein theilnehmender Freund, besonders bey.

Wie leid thut es mir, daß unter diesen Umständen durch mich oder Cotta nichts für die Übersetzungs-Thätigkeit Ihrer Frau Schwester zu thun möglich ist; aber von Paris aus müßte es geschehen

[8]) Reinhard war aus Dresden abberufen worden. Vgl. Wilhelm Lang, Graf Reinhard, S. 526.

und sicherlich wird ihr Talent sich dabey aufs schönste erproben. Ich würde vorschlagen, daß sie den 3. Band der nachgelaßenen Goetheschen Schriften »Die Schweitzerreise von 1797 (sic) etc. zu übersetzen unternähme, oder die Italienische Reise, die bekanntlich schon in den ersten 40 Bänden vorkommt.

Höchlich ist dem ganzen Pariser Unternehmen gutes Gelingen zu wünschen. Aber der erste Band sollte ja schon 13. November erscheinen, und noch hört und sieht man nichts davon?[9])

Daß einer Ihrer H. Schwäger nach Griechenland geht, ist sehr schön und brav.[10]) Herzlichen Dank auch, daß Sie mich an den Aussichten und günstigen Zuständen Ihrer übrigen werthen Familienglieder freudig Theil nehmen laßen. Empfehlen Sie mich Ihren von mir so hochverehrten Schwiegereltern aufs angelegentlichste.

Unser Landtag geht seinen ruhigen verständigen Gang; er wird manchem andern in Deutschland hoffentlich zum Muster dienen können. Die Aussicht auf Erhaltung des allgemeinen Friedens steigt immer mehr; gesegnet sey der gute Genius der Eintracht und der Loyauté unter den hohen Mächten.

Im Goetheschen Hause geht es ganz gut und alles empfiehlt sich Ihnen herzlich. Aber Frau von Pogwisch leidet noch sehr an den Folgen eines unseeligen Zufalls vor 3 Wochen; ihre zu breite Mütze gerieth beym Schreiben abends ins Licht und sie wäre fast lebendig verbrannt. Gesicht, Hals und Hände sind noch voll Brandwunden.

Meine Frau vereinigt sich mit mir in den angelegentlichsten Begrüßungen und Wünschen für Sie und Ihre liebe Gemahlin; immerdar treulichst der Ihrige

v. Müller

(*Der letzte Brief Müllers an den Vater lautet:*)

Weimar, 1. Oct. 35.

Als H. Weiland von hier abreißte, gab ich ihm nur Bettina's Briefwechsel und keinen eignen Brief an Sie, mein Theuerster! mit, weil ich Ihnen viel früher schreiben wollte, als seine Rückkehr nach Paris erfolgen konnte. Leider haben tausend Zufälligkeiten meine Feder seitdem gelähmt, freudigst aber benütze ich die Güte des Herrn de Gerando, Ihnen nun meine Entschuldigung und zugleich den 1. Th. von Knebels Nachlaß zuzubringen. Die darinn enthaltenen Briefe unserer verewigten Fürstlichkeiten werden Sie gewiß aufs Höchste intereßieren; mit der Biographie Knebels kann man, wenn man ihn näher kannte, nicht ganz zufrieden seyn. Er ist nicht genug aus dem poetischen Gesichtspunct aufgefaßt, der doch bey ihm der einzige anwendbare ist. Er hatte nirgends ein System, hieng blos von den Eindrücken des Moments ab und war daher nicht aus einzelnen Aeußerungen zu beurtheilen. Seine ganze Richtung war antik, aber keineswegs so materialistisch, wie Dr. Mundt ihn schildert, der ihn nie persönlich kannte. Bettina's Briefwechsel kostet 5 rh, die Knebelische Subscription beträgt $4^1/_2$ rh = $35^1/_2$ fr., auf wie hoch ich Herrn Weiland an Sie aßignirt habe.

Die nähere Bekanntschaft mit Herrn de Gerando hat uns alle höchst intereßirt, mir besonders hat sie sehr wohlgethan. Wenig Männer geben sich gleich vom ersten Augenblick so offen, arglos und zutraulich hin. Es waltet ihn ihm ein Element der Liebe und des Wohlwollens vor, das alsobald anzieht. Wir haben über Tausend Dinge wie alte Bekannte geschwazt, und die Achtung und Zuneigung, die er Ihnen im hohen Grade widmet, war für mich ein Magnet mehr. Ich hoffe, daß auch er sich unter uns gefiel.

Wie viel Dank bin ich Ihnen für Ihr reichhaltiges, liebevolles Schreiben vom 26. Juni schuldig! Es hat mich innerlichst erquickt. Daß Ihr Väterliches und Grosväterliches Herz aus dem Besuche Ihrer Stuttgarter Kinder so gemüthliche Nahrung schöpfte, vernahm ich mit reger Theilnahme. Das Fragment aus Mignets Luther macht mich auf das Erscheinen des Werkes selbst sehr begierig. L'herminéer hat neben vielen geistreichen Andeutungen doch auch über Deutschlands Zustände sehr gefaselt. Der Goethe'sche Nachdruck ist zu Cotta's großem Verdruß doch nun in Paris erschienen. Hoffentlich findet er keinen großen Absatz; Riemer hat in den uns zugekommenen Bögen gleich eine Menge Unrichtigkeiten und Druckfehler entdeckt.[11])

[9]) Die »Bibliographie de la France«, XXI Année (1832) verzeichnet unter Nr. 5285: Oeuvres complètes de J. W. Goethe, publiées par une société de gens de lettres et de savans, avec notes et commentaires sous la direction de M. Aubert de Vitry (Prospectus). A Paris, chez Merklein. L'édition aura 20 volumes in 8º de 25 à 30 feuilles d'impression. Chaque volume se vendra séparément. On en promet un par mois à partir du mois de décembre. Prixe de chaque volume 7·—.

[10]) Ferdinand v. Lerchenfeld. Vgl. Lang, a. a. O., S. 544.

[11]) Die »Bibliographie de la France«, XXIV (1835) verzeichnet unter 4888: »Goethe's Werke etc. (Les Oeuvres de Goethe, distribuées en cinq volumes, avec un fac-simile.) ... Impr. de Renouard, à Paris. — A Paris, chez Têtot frères, passage des Panoramas, n. 52.« Ein Aufsatz: »Pariser Sammlung deutscher Classiker« im »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel« vom Jahre 1837, Nr. 47, S. 1033, dessen Kenntnis ich Herrn Regierungsrat Dr. Glossy danke, sucht den Vorwurf des unbefugten Nachdruckes zu widerlegen: Der gesetzliche Schutz erstrecke sich nur auf deutschen Boden. Auf französischem Boden leben über 4 Millionen, die deutsch verstehen, und nur mit großen Schwierigkeiten sich die neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur verschaffen können. Man könne es aber auch den deutschen Landsleuten nicht verübeln, wenn sie sich die Pariser Ausgaben eigens verschreiben, die in einem Bande 8—10 deutsche Bände vereinigen und sich überdies durch besseren Druck und besseres Papier auszeichnen.

Ein neues Werk: Merks Briefwechsel mit Goethe, Herder, Wieland, Carl August, Sömmering, Forster etc. ist für die Kenntniß der Literaturperiode 1775 bis 1788 unschätzbar und verbreitet besonders auch viel Licht über Goethe's früheres Leben und Wirken in Weimar. Es ist zu Darmstadt herausgekommen und Ihr Herr Sohn würde es Ihnen leicht verschaffen können.

Frau v. Goethe ist um Johannis endlich von Wien retourniert; ihr Wiederauftreten hier war nicht ganz ohne Schwierigkeit, doch benahm sie sich bescheiden und gewandt und so ist alles ziemlich wieder im alten Gleise. Wolf wird Morgen von ihr nach Schulpforta gebracht; Walther soll zu Ostern nach Leipzig zu Felix Mendelsohn oder nach Deßau in das Schneiderische Musik-Institut gebracht werden, da er beharrlich sich der Musik widmen will.

Frau v. Türkheim mit ihren Töchtern aus Straßburg war 2 Monat bey ihrer Schwester Gersdorf hier und erhohlte sich zusehends.[12]) Auch sie rühmte mir H. Grand-Pierre, den sie voriges Jahr in Paris oft gehört hatte, gar sehr. Sie scheint sich ebenfalls auf die Seite der Methodisten zu neigen, die auch zu Straßburg viele Anhänger haben mögen. Gerando klagte sehr über die Verwirrung und die vielen Extreme bey den religiösen Zuständen in Frankreich, doch lobt er die größere Sittlichkeit des jetzigen Clerus, dem es dagegen wieder an höherer Bildung fehle. Carrové meint es sehr redlich, aber es kommt mir doch selbst nicht klar und consequent vor. Ich habe Ammons gehaltreiches Werk über die Fortbildung des Christentums dem H. de Gerando empfohlen; ich denke, daß er es mitbringen wird; ohnstreitig das gediegenste unserer neueren theologischen Schriften.

Seit Ihrem lezten Briefe — wie ungeheures haben Sie in den Julitagen erlebt! Aber die Wirkung aufs Ganze der öffentlichen Stimmung und auf den Frieden Europa's scheint günstig und wie streng auch die neuen Preßgesetze sind, sie scheinen absolut nothwendig gewesen, um endlich der Frechheit einen Zügel anzulegen. Die Pairskammer hat sich denn doch mit großer Beharrlichkeit und Umsicht aus dem Procèsmonstre gezogen; ich gratuliere Ihnen aber, daß Sie dem Martyrthum der endlosen Sitzungen größtentheils entgehen konnten.[13]) Unsre Herrschaften sind alle zu Toeplitz, wo es ohnstreitig sehr friedlich hergehen wird. Welche Sommer- oder Herbstreise haben Sie noch gemacht? Ich blieb ganz einheimisch, aber an das vorgeschlagene Rendez-Vous in der Schweitz für nächstes Jahr denke ich ernstlich und täglich. Welche Wonne soll mir unser Wiedersehen seyn!

Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Gemahlin und auch Fräulein Pietsch aufs angelegentlichste und schenken Sie mir recht bald den Genuß brieflicher Mittheilung, auf den ich immer mit Sehnsucht hinblicke.

Treulichst immerdar mit voller Seele der Ihrige

v. Müller.

(*Reinhard war am 25. Dezember 1837 gestorben. Der folgende letzte Brief ist wieder an den Sohn gerichtet:*)

Paris, 24. Juli 41.

Urtheilen Sie nicht, mein theurer Herr und Freund! von der Freude, die Ihr lieber Brief mir gemacht hat, nach seiner späten Beantwortung! Ich empfing ihn auf dem Krankenlager und reisete alsobald wie ich ein wenig genesen war, nach Belgien und hieher ab, wo mich der Strudel der geselligen Verhältniße und die Pflicht, die verschiedenen mir gestellten Zwecke zu verfolgen gleich sehr in Anspruch nahm und von Tag zu Tag meine Correspondenzen verschieben ließ. Entschuldigung also und die recht aufrichtige Versicherung, daß mir Ihr Andenken und die Kunde Ihres Wohlergehens — die ich auch dahier von allen Seiten bestätigen hörte, ungemein wohlgethan hat. Ich traf Ihre theuere Frau Mutter noch zu Paris und feyerte eine Stunde wehmüthiger Erinnerung mit ihr. Auch sie ist Ihres Lobes voll, und erkennt Ihre treue und liebevolle Anhänglichkeit und Fürsorge aufs lebhafteste.

Noch viele Freunde Ihres verewigten Vaters zu finden, sein Gedächtniß allenthalben sehr geehrt zu sehen, — sehr häufig mit Cousin, Mignet, Michelet, Vernier u. s. w. von Ihm sprechen zu können, war mir von hohem Werth und was Sie mir von der Sehnsucht nach Veröffentlichung seiner Correspondenz mit Goethe schreiben, fand ich durchgehends bestätigt.

Der bisherige Verzug liegt in Folgendem: Zuerst brauchte ich ungemein lange Zeit und Anstrengung bis ich die Briefe Ihres Herrn Vaters an Goethe — oft sehr schwer leserlich geschrieben — reinlich abgeschrieben vor mir sehen konnte. Dann mußten sie geordnet und mit den Goethe'schen enjambirt werden, was wiederum nicht leicht war, da häufig die Datums fehlen und nur combinatorisch ergänzt werden konnten. Bei meinen vielen Geschäften und öfteren Augenleiden wurde ich erst voriges Jahr damit fertig. Nun unterhandelte ich mit Cotta, Brockhaus und Dunker, aber das Resultat entsprach nicht ganz meinen Hofnungen, da man meinen Forderungen die Wahrnehmung entgegenstellt, daß in Deutschland die Briefe

[12]) Cattin Joh. Friedr. v. T.'s, des ältesten Sohnes von Goethes einstiger Braut Lilli Schönemann. A. D. B. 39, 6. Vgl. »Chronik«, XXIII. 47.

[13]) Lang a. a. O. S. 544.

aus früheren Jahren und mehr sittlichen und literarischen als politischen und pikanten Innhalts kein sehr großes Publikum finden, wie denn allerdings selbst der Schiller-Goethe'sche und der Goethe-Zelter'sche Briefwechsel den Verlegern baaren Schaden gebracht hat. Brockhaus und Dunker offerirten mir die Hälfte des reinen Gewinns, wollten aber kein erstes Honorar bieten. Solche Be- und Abrechnungen, die sich viele Jahre hinaus erstrecken, sind jedoch höchst unangenehm und precair. Cotta lehnte meine Forderung, für die 2 mäßigen Bände, jeden zu 25—30 Bogen in Octav, die das Manuscript geben wird, zusammen 1800 rh. zu geben, alsobald ab und nach seinen neusten Erklärungen, kurz vor meiner Abreise von Weimar, darf ich nicht hoffen, mehr als 1000 rh von ihm zu erlangen, was freilich auf Ihren, wie auf den Goetheschen Antheil, nur 500 rh für jeden austrägt.[14])

Entscheiden Sie nun, ob Sie damit eventualiter zufrieden sind, oder etwa die Brockhaußische Offerte vorziehen. Sie werden mich durch baldige Antwort verbinden, da ich gleich nach meiner Heimkunft bestimmte und definitive Antwort an Cotta geben soll. Alsdann fehlt nur noch eine Vorrede, deren Innhalt ich schon längst in der Seele trage und in der ich ein treues Charakterbild Ihres vortreflichen Vaters zu geben vorhabe, aber auch einige biographische und chronologische genaue Angaben beifügen möchte, wozu ich auch auf Sie recuriren und Ihnen einige specielle Fragen vorlegen muß. Jedenfalls soll das Werk im Laufe dieses Winters erscheinen, und mein hießiger Aufenthalt wird nützlich gewesen seyn, die Begierde nach dem Erscheinen zu steigern, da ich mit fast allen politischen und literarischen Notabilitäten darüber gelegentlich gesprochen und darauf aufmerksam gemacht habe.

Frau v. Goethe war lange in Wien, ist erst seit 3 Wochen wieder in Weimar, kränkelnd ohne Gefahr, launisch und bizarr, aber auch geistreich und anmuthig wie immer. Walther hat sich ganz der Musik gewidmet, war 1½ Jahre in Wien, componirt fleißig Opern und ist jetzt in Stettin. Wolf studiert in Heidelberg, kommt Michaelis nach Jena, ist sehr solid und gescheid, aber ebenfalls etwas Sonderling. Alma ist ein holdes reines Mädchen von nun 12 Jahren und scheint trotz der Abentheuerlichkeit der Mutter, ganz schlicht und häuslich zu werden. Frau v. Pogwisch und Frl. Ulrike sind unverändert.

Mein Sohn hat ein liebenswürdiges, trefliches Mädchen, Frl. v. Rex aus Dresden, geehlicht, die ihn und uns Großaeltern sehr beglückt und uns vor 1½ Jahren mit einem gesunden und hübschen Jungen beschenkt hat, der die schönsten Anlagen zu haben scheint.

Meine gute Frau nimmt an Ihrem und Ihrer lieben Familie Wohlergehen den treusten Antheil und ich kann Ihnen die herzlichsten Grüße von Ihr zurufen.

In 3—4 Tagen reise ich auf 4 Wochen ins Seebad Dieppe und dann direct nach Weimar zurück. Erfreuen Sie mich bald mit weiterer Kunde von Ihnen und addreßiren Sie gefälligst Ihren Brief hieher. *aux bons soins de Mr. Weyland, Ministre-Résident de Saxe-Weimar.*

Wenn Sie Bombelles, meinen alten Bekannten, sehen, so bitte ich, Sie vielmals von mir zu grüßen. Wie sehr würde es mich erfreuen, Sie bald einmal wieder zu sehen und Zeuge Ihres häuslichen Glücks zu seyn!

Tausend angelegentliche Empfehlungen Ihrer Frau Gemahlin. Was macht Ihr, von mir hochverehrter Herr Schwiegervater?

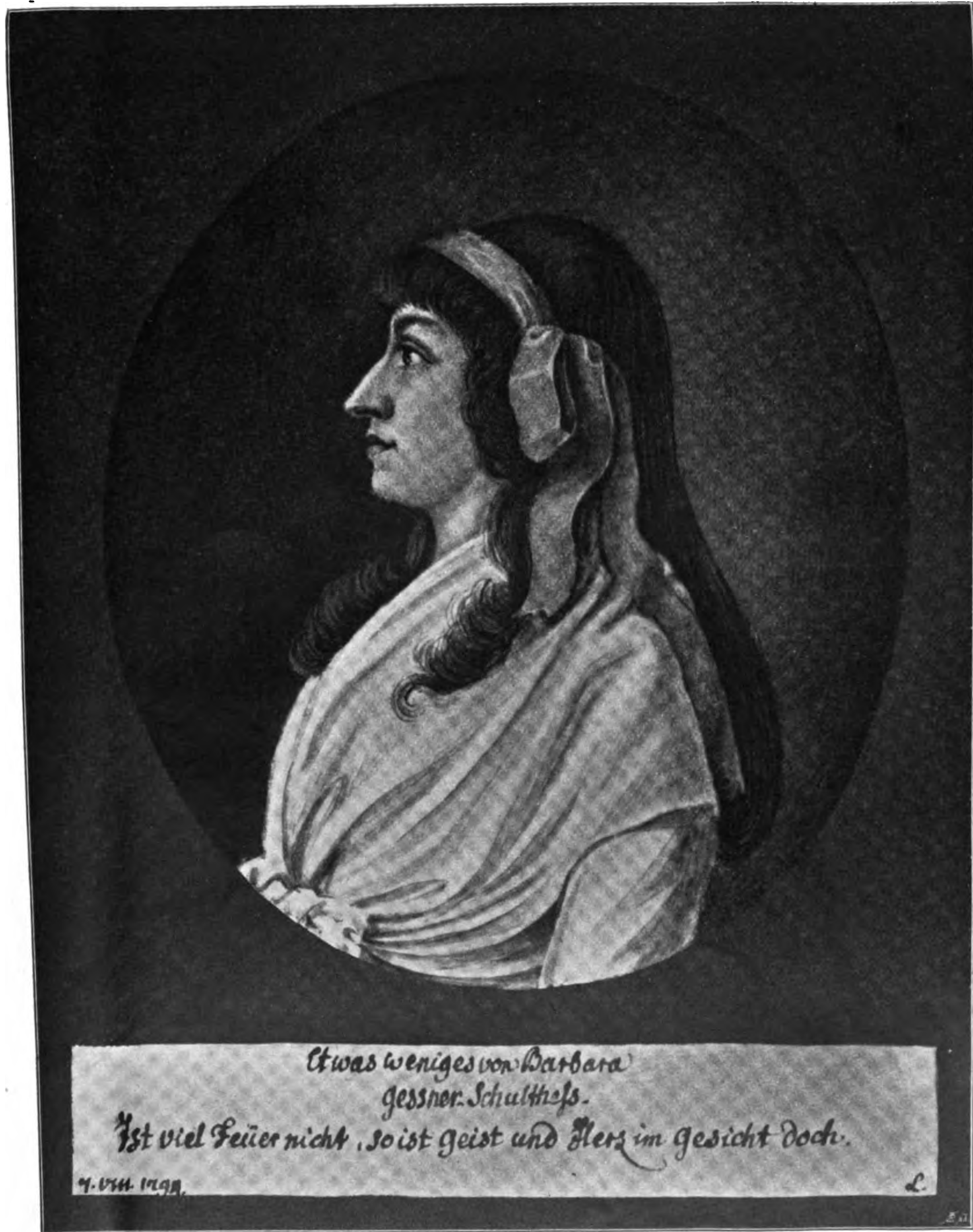
Immerfort von ganzen Herzen
der Ihrige
F. v. Müller.

Ich muß Ihnen doch noch mit wenig Worten mittheilen, daß mein 7wöchentlicher Aufenthalt dahier durch die ausgezeichnete Güte und Fürsorge der vortreflichen, allgemein geliebten Herzogin v. Orleans, die mich hieher eingeladen hatte, ein höchst begünstigter war und daß die Huld der ganzen Königlichen Familie und das Entgegenkommen der bedeutendsten Staats- und literarischen Männer nicht genug rühmen kann.

[14]) Über die Herausgabe des Briefwechsels mit Goethe vgl. Lang a. a. O. S. 560 f.

Wilhelm Meisters Theatralische Sendung.

Vorläufige »Mitteilungen über die wiedergefundene erste Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahren« sind von dem glücklichen Finder, dem Gymnasialprofessor und Privatdozenten Dr. Gustav Billeter im Verlag von Rascher & Ko. in Zürich (zweite durchgesehene Auflage, drittes und viertes Tausend 1910) erschienen. Sie enthalten die beiden ersten Bücher vollständig, von den späteren nur ausgewählte Stellen. Aus der Einleitung des Herausgebers ergibt sich, daß die Goethesche Handschrift, die wohl für immer verloren ist, von seiner Züricher Freundin Bäbe Schultheß und ihrer Tochter abgeschrieben wurde. Das Bild der letzteren ist unseren älteren Mitgliedern schon aus dem XII. Band der »Chronik« bekannt, wo es der Goethebiograph Prem veröffentlicht hat; für die später eingetretenen sei es hier wiederholt.



Bäbe Gessner-Schultheß.

Nach dem Originale in Lavaters Sammlung in der k. und k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek.

Bequemes Wandern.

Goethe lernte Titine de Ligne 1810 in Teplitz kennen[1]) und fand sie »sehr artig«. Als dann Fürst Karl Josef de Ligne im Oktober 1811 Weimar besuchte, hörte Goethe von Titines bevorstehender Vermählung mit dem Grafen Moritz O'Donell von Tyrconel und schrieb ihr am 10. November einen schon am 3. konzipierten Glückwunschbrief, in dem es u. a. heißt[2]): Paar Blätter bey welche der geschickte Hammer in Dresden nach meinen Skizzen ausgeführt, die eine Übersicht von Bilin und den Platz vor dem Thore dieses anmuthigen Städtchens vorstellen.[3])

»Möchten Sie diese Bilder unter Rahmen und Glas in dem Cabinete aufhängen, in welchem Sie in Gesellschaft Ihres fürtrefflichen Gemahls und dereinst



Göthe 1811

»Zugleich vernehme ich, daß Sie schöne Freundin einigen Werth auf ein Blat legen wollen auf welchem ich der lieben Natur mit ungeübter Hand etwas abzugewinnen versucht, ja daß Sie es sogar in das Büchlein der Erinnerung aufzunehmen gedencken. Beschämt von dieser Güte sende ich mehrere zu beliebiger Auswahl und völliger Disposition.

»Damit aber doch mein Andencken auf eine etwas anständigere Weise bey Ihnen verweile; so lege ich ein umgeben von liebenswürdiger Familie die glücklichsten Stunden zubringen, und dabey desjenigen gedencken dem Ihre Vorzüge welche Sie der Natur und Bildung verdancken immer gegenwärtig sind.«

Die Hochzeit fand am 6. November 1811 statt, Goethes Geschenk traf also verspätet ein, deshalb nicht weniger willkommen. Titine dankte am 8. Januar 1812 in einem französischen Briefchen für die »charmans

[1]) Vgl. Werner, »Goethe und Gräfin O'Donell«, S. 36 ff. Sauer, Schriften der Goethe-Gesellschaft, 17, 335 ff.

[2]) Ebenda und Sophien-Ausgabe XXII, S. 193 f.

[3]) Schriften der Goethe-Gesellschaft, III, S. 8. Goethe-Jahrbuch, VII, S. 181. (Brief vom 25. September 1810 an Christian Gottlieb Hammer.)

dessins« und schrieb[4]): »Je Vous promets que vos jolis dessins ne quitteront jamais ma chambre favorite, et qu'ils rempliront sans peine leur destinée en nous rappellant sans cesse leur Auteur. Je ne puis renoncer a l'espoir de Vous montrer un jour la place qu'ils occupent, j'ai trop de Confiance en mon heureuse Etoile qui vous amenera surement parmi nous.«

Die Bilder wurden in der Familie des Grafen O'Donell aufbewahrt, eines davon erhielt ich vom Grafen Moritz O'Donell zum Andenken, als mein Buch »Goethe und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen« (Berlin 1884) erschienen war. Was es vorstellt, weiß ich nicht, ebensowenig ob es »der lieben Natur« abgewonnen ist. In dem Hefte »Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe, herausgegeben von C. A. Schwerdgeburth« steht es als Nr. V, radiert von C. Holdermann und das begleitende Gedicht führt die Überschrift »Bequemes Wandern« (vgl. den Neudruck von Felix Schwab); dabei ist es aber in Kleinigkeiten nicht gerade glücklich verändert worden: Vor allem sind aus den weiblichen Figuren des Originals Männer geworden, aus dem plaudernden Paare rechts vom Beschauer ein nach abwärts wandelnder Bauer. Der Fels im Mittelpunkt zeigt auf dem Originalblatt eine Vertiefung, wie für eine Inschrift bestimmt, woraus Holdermann einen vorgelagerten spitzen Steinkegel machte. Verändert sind die Bäume, die Wolken und der Hintergrund, so daß ein Vergleich zwischen der Handzeichnung und der Radierung nicht uninteressant sein dürfte. Das Originalblatt mißt 21 zu 17 Zentimeter, die Sepiazeichnung ist mit Tuschestrichen aufgehöht. Die Unterschrift am unteren Rande rechts: »Göthe 1811« rührt von Gräfin O'Donell her. Am 30. Juni 1823 schickte Goethe der Gräfin Josefine O'Donell das Schwerdgeburthsche Heft aus Eger mit den Worten[5]): »Wenn Sie die verschiedenen Gegenden sehen, durch welche der Freund vormals wanderte, wenn Sie die gedichteten Zeilen lesen, womit er sie commentirt, so gedenken Sie der mancherlei wunderlichen Lebenspfade und bleiben mir freundlich gewogen.«

Wien, 17. April 1910.

Richard Maria Werner.

[4]) Sauer a. a. O. S. 125 f.
[5]) Sophien-Ausgabe XXXVII, S. 105.

Bücherschau.

Briefe an Fritz von Stein, herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Rohmann. Inselverlag, Leipzig 1907.

Diese Familienbriefe aus dem Steinischen Hause, die schon 1846 von Kahlert zum Teile veröffentlicht waren und dann von Düntzer für seine Biographie der Frau v. Stein benützt wurden, enthalten wie alle Familienbriefe die intimsten Mitteilungen, von denen nur mit Vorsicht und Diskretion Gebrauch gemacht werden darf. Es ist keine Frage, daß Frau v. Stein in ihrer Liebe zu ihren Söhnen mit verschiedenem Maße gemessen, daß sie den liebenswürdigeren Fritz, der unter ihren und Goethes Augen aufgewachsen ist, gegenüber dem nüchterneren Karl bevorzugt hat und daß Fritz ihre und Goethes Hoffnungen nicht erfüllt hat, während sich Karl in Braunschweig und in Göttingen zu einem tüchtigen Ökonomen ausbildete und zuletzt in materieller Hinsicht die Stütze der ganzen Familie wurde. Es darf aber nicht übersehen werden, daß der zurückgesetzte Sohn selber über seine Unfreundlichkeit Zeugnis ablegt (S. 69) und in der Zeit des Weltkrieges so rohe Gesinnungen verrät (S. 134 ff.), daß wir die Vorliebe der Mutter für den minder weltklugen und im Leben schwankenden Sohn leicht begreifen können. Frau v. Stein hat ferner den Argwohn gehegt, daß ihr Liebling Fritz bei der Übernahme der Güter durch Karl verkürzt worden sei; ob sie dazu einen Grund hatte, wissen wir nicht, wir müssen also diesen Punkt offen stehen lassen. Wenn aber Karl wiederholt über den Eigensinn und die Streitsucht der Mutter klagen zu müssen glaubt, so fügt er doch jedesmal auch wieder ein Wort hinzu, das ihre gute Meinung und ihre herzliche Liebe außer Zweifel setzt. Karl paßte eben nicht in das Weimarer Milieu, wie auch seine Urteile über Goethe und Karl August zeigen, und das war in letzter Linie der Grund der kühleren Empfindung, die die Mutter diesem Sohne eine zeitlang entgegenbrachte, bis sie auch ihn von einer anderen Seite kennen lernte und besser zu schätzen verstand. Solche Dinge kommen in jeder Familie vor und sind vom menschlichen Leben unzertrennlich. Wir werden deshalb keinen Stein auf die in den letzten Jahren so heftig angefeindete Frau werfen. Es zeigt sich in diesen Briefen wiederum, wie sehr sie mit dem geistigen Leben Weimars verwachsen war und wie tief sie, nachdem die schmerzliche Wunde verheilt war, auch an Goethe und an seinen Werken Anteil zu nehmen befähigt war. Nur in einem Punkte unterscheidet sie sich, nicht zu ihrem Nachteil, von dem ästhetischen Zirkel in Weimar: in ihrem glühenden Haß gegen Napoleon, in dem sie nicht bloß den Feind Deutschlands, sondern der ganzen Menschheit sah. Von dieser nationalen Seite lernt man sie eigentlich erst aus diesen Briefen kennen, in denen auch ihr warmes Herz für die Leiden der Verwundeten schön zum Ausdruck kommt. Zu wohlfeilem Spott geben also diese Briefe keinen Anlaß.

Minor.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Vereinskanzlei: Wien, I., Eschenbachgasse Nr. 9.

XXIV. Band. Wien, 10. November 1910. Nr. 5.

INHALT: Goethe-Abende. — Die natürliche Tochter. Ein Trauerspiel von Goethe. Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 4. März 1910 von Dr. Eduard Castle. — Goethes Wohnhaus in Venedig von Paul Tausig. — Zu Goethes Stammbucheinträgen von Max Morris.

Nächster Goethe-Abend

Freitag, den 18. November 1910, abends 7 Uhr, im Vortragssaale des Wissenschaftlichen Klub, I., Eschenbachgasse 9.

Dr. Ernst Dessauer:

Über die Mitteilungen GUSTAV BILLETERS zur Urfassung des WILHELM MEISTER mit Vorlesung einzelner Partien.

Ferner haben uns Hofrat Kareis, Frau Dr. Helene Richter, Frau Maja v. Kralik, Frau Adrienne Kolà, Dr. Emil Horner und Dr. Oskar Ewald Vorträge zugesagt, deren Themen und Tage seinerzeit rechtzeitig bekanntgegeben werden.

Die natürliche Tochter.

Ein Rekonstruktionsversuch des Trauerspiels von Goethe.

Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 4. März 1910

von

Dr. Eduard Castle.

»Der nur verdient geheimnisvolle Weihe,
Der ihr durch Ahnung vorzugreifen weiß.«
Goethe.

Alle Jahre gehen viel tausend Romreisende in der Vorhalle des vatikanischen Belvedere stumpf an einem Marmorstrunk vorüber, dem die schönsten und bezeichnendsten Teile der menschlichen Bildung, Haupt und Glieder, fehlen, dessen Bedeutung daher nicht ohne weiters einleuchtet, während der Kunstgenießende wie gebannt stillhält und entzückt in die Anschauung dieses Rumpfes versinkt, in die Betrachtung der Wirkung und Gegenwirkung dieser Muskeln, die mit einem weisen Maß von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderwürdig abgewogen scheinen, deren Anschwellen und schwebend zwischen unmerklichen Tiefen gezogener Fluß an das Spiel der Wellen gemahnt, wo eine von der anderen verschlungen und aus ihr wieder hervorgewälzt wird — bis der Geist das Verlorene zu dem Vorhandenen ergänzt und den vergötterten Herakles, der sich von den Schlacken der Menschheit gereinigt hat, mit einem gleichsam unsterblichen Leibe vor sich sieht.

Ein solcher Torso, von der Mehrzahl übersehen, nur von wenigen eingehend liebevoller Bemühung wert gehalten, ist auch Goethes »Natürliche Tochter«.[1])

Verkehrte Urteile haben schon dem Dichter die Fortsetzung der Arbeit verleidet:[2]) bei der vertraulichen Anfrage eines alten Freundes (Fritz Jacobi), er

[1]) Der Text in W (Weimarer Ausgabe) 10, 245—383, 439—450 (Karl Redlich); Meyers Klassikerausgaben 6, 233—358, 475—484 (Heinemann); Jubiläumsausgabe 12, 221—348, 357—367 (Köster).

[2]) Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen. II. Teil, 3. Band, Nr. 3386. 3366.

möchte ihm doch unter vier Augen offen und wahr bekennen, was er mit seiner »Eugenie« eigentlich gewollt habe, war es Goethen, als wenn man ihm einen Eimer kalt Wasser übergösse; er sah plötzlich eine nie zu füllende Kluft zwischen sich und jenem, einen Abgrund ewigen Mißverstehns und brach das Gespräch ab.[1]) Kaum, daß man ihn je bereden mochte, einen andeutenden Wink zu geben. »Der Torso selbst,« meinte er, »und die Zeit, wenn der finstere Parteigeist, der sie nach tausend Richtungen bewegt, ihr wieder einige Ruhe der Betrachtung gestattet, mag für uns antworten.«[2])

So ist an dem großen, reichen, tiefen Dichtwerk das verzeihliche Wort einer des Deutschen unkundigen Französin: »Un noble ennui«[3]) und das unverzeihliche Wort eines dünkeligen deutschen Kritikers: »Marmorglatt und marmorkalt«[4]) zäh haften geblieben. Selbst Scherer, von dem doch manche Urteile über verkannte Goethesche Werke erfolgreich umgewertet worden sind, bringt nach meinem Gefühl diesem Drama nur ein halbes Herz entgegen und hebt in der zweiten Hälfte des Satzes das Lob auf, das er in der ersten gespendet hat. Neben Düntzer[5]) haben nur Franz Kern[6]) und der Franzose Michel Bréal[7]) sich eindringender mit dem Stück beschäftigt und sein Verständnis gefördert.

Die Hauptschwierigkeit, der ganzen Erfindung gegenüber einen Standpunkt zu gewinnen, erwuchs den Forschern aus zwei vorgefaßten Meinungen, mit denen sie an das Vollendete und das zu Ergänzende herantraten.

Zu dem ersten Mißverständnis verführte Goethes Äußerung in den »Tag- und Jahresheften« (zu 1799, W 35, 83): »In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über die französische Revolution und ihre Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte.« Es schien danach ganz unzweifelhaft, daß das Stück, als Revolutionsdrama erfunden, doch auch den geschichtlichen Gang der französischen Revolution werde verfolgen müssen. Man erkannte mit Leichtigkeit in dem König Ludwig XVI., in dem Herzog Philipp Égalité: die Quelle des Dramas verriet, daß die geschichtliche Heldin während des Tuileriensturmes an der Seite ihres Königs ausgeharrt habe, woraus sich, um den weiteren Verlauf der Handlung auszuspinnen, genug Anhaltspunkte für Kombinationen ergaben, die nur leider keinen Anhalt finden in Goethes eigenen Szenarien und Schemata. Weil aber jedermann geneigter ist, seinen Meinungen nachzuhängen, als auf die Absichten eines anderen einzugehen, erregte die noch durch nichts erwiesene Supposition alsogleich auch eifrige Opposition: »Wer den Gang des zweiten und dritten Stückes der Trilogie betrachtet,« wie er ihn skizziert habe, versichert Bielschofsky (»Goethe«, II, 67), »wird sich unschwer überzeugen, daß auch die späteren Teile der ,Natürlichen Tochter' nur ein sehr mangelhaftes Abbild der revolutionären Epoche Frankreichs gewesen wären. . . . Keine Volks-, Parlaments- und Klubszenen, keine Straßenkämpfe, keine Festakte, wie sie z. B. die Feier des Bastillesturmes verlangt hätte, keine Verknüpfung der inneren mit der auswärtigen Politik, kurzum weder in den Dingen noch in den Personen ein Hauch weltgeschichtlicher Größe. . . . Es ist höchst charakteristisch, daß die bedeutendste Persönlichkeit in dem großen Revolutionsgemälde eine Frau sei und daß in dem dritten Teil, d. h. in einem Zeitabschnitt, wo Staat und Gesellschaft, Religion und Eigentum auf dem Spiele standen und täglich die Köpfe dutzendweise flogen, das Auffinden eines Sonetts einen dramatischen Höhepunkt bilden sollte, an dem der Dichter noch nach Jahren in Gedanken sich weidete.« Ich glaube, Goethe hätte sich mit mehr als einem Eimer kalt Wasser übergossen gefühlt, wenn sich dieser Abgrund ewigen Mißverstehns noch vor ihm geöffnet hätte.

Ein zweiter Irrtum ergab sich daraus, daß man das Verhältnis der drei Handschriften, die uns über die Fortsetzung belehren, nämlich eines Schemas, das den Inhalt des Ganzen in Formeln und Stichworten bietet, zu einem Szenarium eines zweiten Teiles und einem dieses Szenarium wieder teilweise ausfüllenden Schema, die längste Zeit nicht erkannte. Goethes Äußerung, daß er eine Trilogie haben dichten wollen,[1]) daß der zweite Teil auf dem Landgut, dem Aufenthalt Eugeniens, der dritte in der Hauptstadt habe vorgehen sollen,[2]) ließ die andere danebenstehende Bemerkung völlig übersehen: »Das Schema des Ganzen lag Szene nach Szene vor mir.« (W 35, 149.) Selbst ein so scharfsichtiger Forscher wie Max Morris[3]) läßt sich durch ein angebliches Gesetz des dramatischen Aufbaues, daß der Held des Dramas am Schlusse auf der Bühne anwesend sein müsse,[4]) zu der Behauptung verleiten: »Das Szenar bietet das zweite Stück der Trilogie, über den Inhalt des dritten Stückes, für das gar keine Paralipomena vorliegen, ist nur nach der Bezeichnung

---

[1]) Ebenda Nr. 3368.

[2]) Ebenda Nr. 3386.

[3]) Mme. de Staël. Ebenda Nr. 3355.

[4]) L. F. Huber in der »Neuen Lpz. Lit.-Ztg.«, 29. Februar 1804.

[5]) Erläuterungen 18. Bdch. (1874.) — Zur Goethe-Forschung (1891.) S. 141–152.

[6]) »Zs. f. dtsch. Unterricht«, I, 61–69. II, 283–294.

[7]) Deux Études sur Goethe. Un officier de l'ancienne France. Les personnages originaux de la »Fille naturelle«. Paris 1898.

---

[1]) Gräf a. a. O. Nr. 3411.

[2]) Ebenda Nr. 3402.

[3]) Goethe-Studien. 2. Aufl. 2, 275–2 9.

[4]) Man denke an »Wallenstein« und »Maria Stuart«.

Trauerspiel zu sagen, daß Eugenie zugrunde gehen sollte.« Darf man da einem anderen Erklärer verargen, wenn er »aus dem Mangel des Schemas dieses dritten Stückes« den Schluß zieht, Goethe sei die Erfindung wohl noch nicht gelungen gewesen, er dürfte sich dieses und jenes Motiv noch nicht genau entwickelt haben.

Die lehrreiche Tabelle bei Gräf (S. 514) bringt uns doch zu einer ganz anderen Auffassung.

Nach Goethes eigenem Bericht (»Tag- und Jahreshefte«, 1801; W 35, 91) lag ihm »ein ganz ausgeführtes Schema« vor, als er an die Arbeit ging; wahrscheinlich gedachte er den Stoff in fünf Aufzügen zu bewältigen. »Da mir das Ganze vollkommen gegenwärtig war,« erzählt er weiter (W 35, 144), »so arbeitete ich am Einzelnen, wie ich ging und stand; daher denn auch die große Ausführlichkeit zu erklären ist, indem ich mich auf den jedesmaligen einzelnen Punkt konzentrierte, der unmittelbar in die Anschauung treten sollte.« Arbeitsweise und Ausführung sind dieselben wie beim »Tasso«, für den die Bemerkung,[1]) »das Stück sei »eine Kette von lauter Motiven«, in gleicher Weise gilt wie für die »Eugenie«. So schwoll die Redefülle und sprengte endlich die feste Form. Die ersten zwei Aufzüge, »die bloße Exposition des Gedichtes«,[2]) zählten bereits an die dreitausend Verse. Schiller, der vor so gewaltiger dramatischer Ausdehnung keinen Schrecken empfand, beredete Goethe, an der »Natürlichen Tochter« dieselbe Operation vorzunehmen, die ihm beim »Wallenstein« geglückt war, nämlich den Anfang als selbständiges fünfaktiges Drama auf die Bühne zu bringen und in Druck zu geben,[3]) wovon er wohl auch dieselbe Wirkung auf den Freund erhoffte, welche die Aufführung der »Piccolomini« bei ihm erzielt hatte: schleunige Beendigung des Ganzen. Goethe sprach seither von »intendierten drei Teilen«, doch erwägt er schon im August 1804, »den ersten Teil zu eigentlich theatralischen Zwecken zu zerstören und aus dem Ganzen ein einziges Stück zu machen«,[4]) gerade so wie Schiller aus »Wallenstein«. Die Befürchtung, daß »die Situationen, die nach der ersten Anlage vielleicht zu sehr ausgeführt sind, nunmehr allzu skizzenhaft erschienen«, ließ davon absehen. Zu einem Zeitpunkt, der nicht mehr festzustellen ist (etwa Februar 1807? Tb. 3, 191, 7), tauchte ein anderer, von Goethe nirgends ausdrücklich erwähnter Plan auf: den fünf Akten, die aus den ersten zwei Aufzügen des ursprünglichen Entwurfes der Tragödie geworden waren, sollte ein zweites fünfaktiges Drama folgen, mit der Ausführung der letzten drei Aufzüge des ursprünglichen Entwurfes, so daß dann der ganze Stoff in zehn Akten ausgebreitet gewesen wäre, nach Art von Shakespeares »König Heinrich IV.« (1. und 2. Teil) oder »König Heinrich VI.« (2. und 3. Teil). Im Szenarium, das dem ersten Plan anzugehören scheint, erhalten nun die Aufzüge drei bis fünf eine neue Zählung, derart, daß der ursprüngliche dritte Aufzug in dem neuen Schlußstück zum ersten und zweiten, der ursprüngliche vierte zum dritten, der ursprüngliche fünfte zum vierten und fünften Aufzug wird. In dem ausführlichen Schema hat Goethe die neue Zählung zunächst nur beim ursprünglichen dritten Aufzug eingesetzt.

[1]) Gräf a. a. O. Nr. 3399.
[2]) Ebenda Nr. 3386.
[3]) Gräf a. a. O. Nr. 3385.
[4]) Ebenda Nr. 3364.

Das erste Stück, die beiden Schemata und das Szenarium geben uns eine Vorstellung von dem Plan des Ganzen. Und wenn wir uns daran halten, daß in einer guten Exposition wie in dem Keim einer Pflanze auch schon das vollendete Gebilde stecken muß, wenn wir dann noch jeweils den Regeln der dramatischen Technik Beachtung schenken und auch ihnen ihr Recht widerfahren lassen, brauchen wir die mutvolle Hoffnung nicht ganz aufzugeben, daß es uns gelingen kann, die Hauptlinien der großen Komposition nachzuziehen.

Der eifrige Memoirenleser Schiller scheint Goethe auf die eben veröffentlichten »Denkwürdigkeiten der Prinzessin Stephanie Louise v. Bourbon-Conti« aufmerksam gemacht zu haben (November 1799),[1]) ein Buch, das, ohne poetisch zu sein, Goethe doch in poetische Stimmung versetzte. Er wußte, daß Gegenstände, die einen solchen Effekt auf ihn hervorbrachten, eigentlich symbolisch sind (an Schiller, 17. August 1797): es sind eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen andern dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Ähnliches und Fremdes in seinem Geiste aufregten und so von außen wie von innen an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machten.

Da wird ein zwölfjähriges Mädchen von unzweifelhaft fürstlicher Abstammung, wenn auch unehelicher Geburt, knapp vor der schon anberaumten Anerkennung durch den König auf Betreiben ihres ruchlosen Halbbruders, unter Mitwissen ihrer herzlosen Mutter von nichtsnutzigen Dienstleuten des Vaters entführt; ein Protonotar des Heiligen Stuhles, päpstlicher Kämmerer, stellt einen falschen Totenschein aus und vermählt sechs Monate später das Kind, das man nun zur Achtzehnjährigen macht, mit einem nach jeder Beziehung tief unter ihr stehenden Sachwalter, den die Mitgift von 20.000 Franken verlockt und der es nie dahinbringt, wirklich ihr Gatte zu werden. So viele die Gewalttat wissen, ahnen, nie-

[1]) Ebenda Nr. 3269.

mand wagt es, zugunsten des Mädchens einzuschreiten. Nach dem Tode ihrer Wächterin gelingt ihr die Aufnahme in ein Kloster, sie gewinnt Sympathien am Hof Ludwigs XVI., betreibt die Scheidung von ihrem Scheingatten, eilt, als die Gefahr für das Königshaus steigt, an die Seite ihres Monarchen, erweist sich ihrem Bruder hilfsbereit, trotzdem er sie zurückstößt und verfolgt, harrt während des Tuileriensturmes bei dem König aus, will mit seiner Tochter die Gefangenschaft im Temple teilen, sucht das Schicksal der Bourbons, denen sie sich zugehörig fühlt, ohne es finden zu können, weil eine geheimnisvolle Macht immer wieder ihrer Anerkennung entgegenwirkt: aufgerieben im Kampf um ihre Existenz, ohne von ihren Ansprüchen auch nur ein Titelchen aufgegeben zu haben, aber auch ohne daß sie zu ihrem Recht gekommen wäre, stirbt die letzte Conti, wovon freilich keine Nachricht zu Goethe gelangte, am 29. März 1825 in Dürftigkeit und nahe dem Wahnsinn.

»Nicht ist von Recht, noch von Gericht die Rede:
Hier ist Gewalt: entsetzliche Gewalt,
Selbst wenn sie klug, selbst wenn sie weise handelt.«
(V. 1747 f.)

Dies war der Eindruck, den Stephaniens Schicksal auf Goethe machte. Wie »der innre Zwist unsicherer Parteien, der nur in düstern Höhlen sich geneckt« diese Existenz vernichtet und Vernichtung aller Welt umher droht (V. 1935 f.), ward ihm mit einem Mal klar. Das Schicksal einer Welt schien ihm die Schreiberin der Memoiren nach ihrem Schmerzgefühle zu verkünden (V. 1941/2), tief jammerte ihn das edle hohe, reine Frauenbild. Als Frau v. Staël nach der Aufführung der »Natürlichen Tochter« (am 21. Dezember 1803) ihn aufmerksam machte, »das Buch, das den Stoff dazu hergegeben, werde nicht geschätzt und das Original der Heldin, die darin figuriere, in der guten Sozietät nicht geachtet«, hatte er Humor genug, solche Instanzen scherzhaft abzulehnen, aber der Bericht, den er dreiundzwanzig Jahre später niederschrieb (W 36, 264 f.), läßt noch die nachwirkende Verstimmung erkennen, in die ihn die alberne Bemerkung versetzte. Mochte das Urbild sein, wie es wollte, Goethe ließ sich das Idealbild seiner Heldenjungfrau nicht mehr rauben:

»Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!«

In ihrer Geschichte hatte er das Urphänomen, den einen Fall, gefunden, der tausende wert ist, weil er alle in sich schließt [1]), an dem »das schrecklichste aller Ereignisse, die französische Revolution, in seinen Ursachen und Folgen — nach seiner Intuition — sich dichterisch gewältigen« ließ. [2])

[1]) Vgl. »Sprüche« 899 und Löpers Bemerkungen hiezu.
[2]) Gräf a. a. O. Nr. 3393.

Was Goethe darstellen wollte, verglich er mit dem »ungeheuern Anblick von Bächen und Strömen, die sich, nach Naturnotwendigkeit, von vielen Höhen und aus vielen Tälern gegen einander stürzen und endlich das Übersteigen eines großen Flusses und eine Überschwemmung veranlassen, in der zugrunde geht, wer sie vorgesehen hat so gut, als der sie nicht ahndete. Man sieht in dieser ungeheuern Empirie nichts als Natur und nichts von dem, was wir Philosophen so gern Freiheit nennen möchten.« [1]) Wie in den von Shakespeare ersonnenen Tragödien nach einem Worte Herders »ein Engel der Vorsehung menschliche Leidenschaften gegeneinander abwägt und Seelen und Charaktere gruppiert und ihnen Anlässe, wo jedes im Wahn des Freien handelt, zuführt und sie alle mit diesem Wahn als mit der Kette des Schicksals zu seiner Idee leitet«, so hier bei einem vom Leben selbst gebotenen Stoff.

Je bedingter und eingeschränkter, desto höher steht nach Goethes Naturauffassung eine Organisation: »Die Natur ist streng in Generibus und Familiis und nur in der Spezies erlaubt sie sich Varietäten. Daß es gelben und weißen Crocus gebe, das sei eben ihr Spaß. Oben und höher hinaus müsse sie's wohl bleiben lassen.« [2]) Bei der Behandlung eines Stoffes, der so wenig Freiheit ließ, mußte daher naturgemäß »ins Generische« gegangen werden: »In früherer Zeit imponieren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurteilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserem Wege liegt, und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessiert uns deren eine größere Anzahl und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemütsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hilfe kämen« (an Schiller 9. August 1797) — oder wie Goethe später einmal zu Riemer äußerte: »Nur die Jugend habe die Varietät und Spezifikation, das Alter aber die Genera, ja die Familias.« [2]) So wurde denn die revolutionäre Überschwemmung ganz methodisch aus den mannichfaltigsten Quellen abgeleitet, [3]) die Erscheinung auf die knappste schematische Formel (die Idee) gebracht, die Formel wieder in ein lebendiges Bild verwandelt, das »ein Besonderes ausspricht, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen; wer aber dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden oder erst spät.« (Sprüche 743, 363).

* *
*

[1]) Ebenda Nr. 3304; ähnlich Nr. 3307.
[2]) Ebenda Nr. 3387.
[3]) Ebenda Nr. 3307.

Erster Aufzug
des ursprünglichen Entwurfes.

Wir lernen zunächst den absoluten Despotismus ohne eigentliches Oberhaupt kennen in der Ramifikation von oben[1]).

Der Herzog, des Königs Oheim, besitzt aus der Verbindung mit einer dem Hofe nahestehenden Dame fürstlicher Abstammung eine Tochter Eugenie, der stolzen Mutter, die sich ihre Schwachheit nicht vergeben kann, ein Greuel, dem zärtlichen Vater von Jahr zu Jahr ein immer werterer Schatz. Er läßt sie unter seinen Augen in seinem Palast aufwachsen; »ein ausgebildet Weib, ein weiser Mann« leiten ihre Erziehung, Geist und Leib werden zu gleicher Gewandtheit geübt, nach und nach erscheint sie in der Öffentlichkeit, sie zeigt sich reitend, fahrend, von jedermann bewundert, bald ist ihre Abkunft ein öffentliches Geheimnis. Da stirbt die Mutter. Ihr Tod entbindet den Herzog aller Rücksicht: er ist mit seinem einzigen rechtmäßigen Sohn, dem Grafen[2]), wegen dessen Ausschweifungen und Verschwendung zerfallen; dieser tritt daher, weil der Vater als Gegner der Hofpartei gilt, auf deren Seite und schmeichelt sich in die Gunst des Königs. Nun aber gedenkt der Herzog, sich wieder dem Hof zu nähern und sich mit dem König zu versöhnen, um die Legitimierung seiner Tochter zu erlangen.

Eine Hirschjagd, die er dem König zu Ehren veranstaltet und an der auch Eugenie unerkannt teilnimmt,[3]) gibt ihm Gelegenheit, das herrliche Kind dem Monarchen zu zeigen und seine Wünsche zu offenbaren. Der gütige König ist gern bereit zu willfahren. So nah dem Ziele, droht ein Unfall, die schönsten Hoffnungen zu vernichten. Eugenie, an der Spitze eines Trupps von Reitern, welche die Fährte des Hirsches verloren, auf waldbewachsner Klippe, hört und sieht unten im Tale den Jagdgebrauch vollendet; schnell zerstreut sich ihre Schar, ein jeder sucht sich einzeln seinen Pfad, sie selbst nötigt ihr Pferd gradaus die Felswand abwärts. Das kühne Wagestück gelingt, schon ist sie am untern steilen Abhang — da stürzt das Roß[1]) und sie mit ihm, leblos bringt man sie vor den jammervollen Vater[2]), vor den König, der ohne Arg dem Grafen mitteilt, daß der Herzog ihm soeben sein Geheimnis geoffenbart habe. Ärztliche Kunst erweckt Eugenie aus tiefer Ohnmacht: der gefürchtete Verlust steigert dem Vater die Empfindung seines Glückes ins Unendliche, und als sollte die Gerettete wirklich aus jener tödlicher Betäubung in ein neues Leben eintreten, stellt der Herzog sie dem König als seine Tochter vor. Huldvoll zieht der König die im Übermaß des Glückes in die Knie Gesunkene an seine Brust, erkennt sie durch seinen Kuß als Verwandte an und verspricht, was hier geheim geschehen, alsbald vor den Augen des ganzen Hofes zu wiederholen. Ungeteilten und unbegrenzten Dank fürs ganze Leben gelobt der Herzog, Eugenie möchte fröhlich Herz und Geist und Arm und Leben opfern; doch was bedeutet der Einzelne, wo Tausende schirmen und wirken? Aber der König weist ihre Dienste nicht zurück: er gebe ihr den Vater, nun erhalte sie, gewinne sie ihm — dem König — des nahverwandten Mannes Herz und Stimme, daß er nicht die Seite der Widersacher verstärke. Zum erstenmal erfahren wir, daß unter den nächsten Verwandten des Königs, den geborenen Räten des Reichs, Zwietracht herrscht und der König mit Sorge in die Zukunft blickt. Diese Worte, dem Herzog ein kränkender Vorwurf, sind Eugenie schlechterdings unverständlich. Sie hegt nur völligste Ergebung für ihren König und weiß ihren Wonnedank, ihre ungemeßne Liebe nicht anders zum Ausdruck zu bringen, als daß sie auf den Knien neben ihrem Vater Huldigung für ewige Zeiten leistet. Der Aufforderung des Königs, sich neben ihn zu stellen, ins Chor der Treuen, die an seiner Seite das Rechte, das Beständige beschützen, setzt sie das Gelübde entgegen:

»Die Herzen dem Regenten zu erhalten,
Ist jedes Wohlgesinnten höchste Pflicht;
Denn wo er wankt, wankt das gemeine Wesen,
Und wenn er fällt, mit ihm stürzt alles hin.
Die Jugend, sagt man, bilde sich zu viel
Auf ihre Kraft, auf ihren Willen ein;
Doch dieser Wille, diese Kraft auf ewig,
Was sie vermögen, dir gehört es an.« (V. 385 f.)

Etwas kühler versichert auch der Herzog nochmals seinen vollen Dank. Das Versprechen erneuend, Eugenie an seinem bevorstehenden Geburtstag vor dem ganzen Hof anzuerkennen, befiehlt der König nur Verschwiegenheit bis dahin, damit nicht fremder Wille seinen Vorsatz kreuze:

[1]) Das gesperrt Gedruckte entspricht den Formeln des generellen Schemas (H[1]) W 10, 444.

[2]) Der Sohn des Herzogs Franz von Bourbon-Conti führte den Titel eines Grafen de la Marche. Daß der Graf des Stückes der Sohn des Herzogs, Eugeniens natürlicher Bruder und widernatürlicher Gegner ist, hat man bisher völlig verkannt und doch erklärt sich nur daraus die große Rolle, die ihm in der Szene mit dem Herzog und in der Gefängnisszene (im 3. und 5. Akt des ursprünglichen Entwurfes) zugeteilt ist.

[3]) Man muß bei diesem Motiv an die bekannte Jagdlust Ludwigs XVI. denken, und daß sich bei den großen Jagden ein Schwarm uneingeladener Gäste an den König herandrängte; so hatte sich auch die Pompadour Ludwig XV. auf einer Jagd zum erstenmal genähert.

[1]) Vgl. das ähnliche Motiv in der »Novelle«, die auf das 1797 erwogene Jagdgedicht zurückgeht.

[2]) Vgl. »Euphrosyne« (1797/8) V. 45—96.

»O! wäre mir zu meinen reinen Wünschen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben;
Bis an den letzten Herd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge.
Begnügte sollten unter niedrem Dach,
Begnügte sollten im Palaste wohnen.
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genossen,
Entsagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.«
(V. 417 f.)

Dem Enthusiasmus Eugeniens für den König setzt der Herzog unverhüllten Tadel entgegen: seine Güte erregt Widerstand; seine Milde erzeugt Verwegenheit; edel gebildet, ist er doch auf zu hohen Platz hinaufgestellt; seine Tugenden reichen bloß aus zur Häuslichkeit, nicht zum Regiment; im späten Zweige scheint die Kraft des alten Heldenstamms verdorrt; die Schwäche zu vertreten, wäre der hohe Adel nur gewillt, sobald man seine Stärke nicht verkennte.

In Eugeniens Seele steigt der Verdacht auf, daß auch der Vater zu jenen gehöre, die der König fürchtet. Des Herzogs Antworten:

»Er fürchte jene, die zu fürchten sind,« —

»Wer die Gefahr verheimlicht, ist ein Feind«
(V. 446, 448)

lauten ausweichend und können sie kaum beruhigen. Aber der Herzog bricht das Gespräch ab:

»Unvorbereitet red' ich, übereilt
Verwirr' ich dich, anstatt dich aufzuklären.«
(V. 453/4.)

Er bedauert, daß ihr der Jugend heitres Glück beim ersten Eintritt in die Welt verschwinde, daß sie aus dem Paradies der Unschuld in den Kreis der Sorge, der Gefahr herabgestürzt sei, indessen sie nun davon träumt, mit dem Vater, mit hocherhabnen hochbeglückten Männern gewaltiges Ansehen, würdigen Einfluß teilen zu können. Zum zweitenmal bricht der Herzog das Gespräch ab, mit leisem Tadel:

»Wir tauschten sonderbar die Pflichten um:
Ich soll dich leiten, und du leitest mich.« (V. 507/8.)

Eugenie versteht den Wink, der sie in die Schranken ihres Alters, ihres Geschlechtes weist; auch ist ihr mädchenhafte Schwachheit nicht fremd, ob sie genug geschmückt an ihrem großen Tag vor den Hof werde treten können. Doch der Vater hat längst schon alles vorbereitet: noch heute erhält sie die Ausstattung, wohl verwahrt im edlen Schrein [1]); der Herzog übergibt ihr gleich den Schlüssel und legt ihr eine leichte Prüfung auf:

»Bezähme deine Neugier: öffne nicht,
Eh ich dich wiedersehe, jenen Schatz.
Vertraue niemand, sei es, wer es sei.« (V. 542 f.)

[1]) Das Motiv begegnet wieder in den »Wahlverwandtschaften«. (1. Teil, 14., 15. Kapitel. — 2. Teil, 15., 17., 18. Kap.)

Hart erscheint dies Eugenien, doch sie schwört, die Probe zu bestehen. Ausdrücklich warnt sie der Vater vor den tückischen Nachstellungen seines Sohnes, der es nicht werde verwinden können, das Erbe mit ihr zu teilen. Eugenie hofft, durch gefälliges Betragen auch seine Neigung zu erringen, und gern traut ihr der Vater dieses Wunder zu. Schweren Herzens nimmt er von ihr Abschied, da ihn immer wieder das Schreckbild der überstandenen Gefahr, die Sorge möglichen Verlustes durch ihren überkühnen Mut quält; Eugenie ist solche Furcht ferne, sie vertraut ihrem Glück:

»Das Glück,
Und nicht die Sorge bändigt die Gefahr«.
(V. 605/6).

Aber darum bittet sie scheidend den Vater noch einmal, auch um ihretwillen, dem König ein redlicher Vasall, ein treuer Freund zu sein. Der Vater kann sich von ihr nicht trennen; er ruft sie zurück: er will an diesem Platz, wo sie ihm gleichsam zum zweitenmal geschenkt worden ist, durch den Gartenkünstler ein Denkmal, einen Tempel, ein Feenreich erschaffen [1]). Seine weiche Zärtlichkeit rührt Eugenie bis zu Tränen: was wäre sie auf dieser weiten, fremden, wilden Welt, verlöre sie ihn, den Einzigen, den Vater? Die Lust, die Freude, zu leben, tröstet der Herzog, ist Grundlage, ist Bürge unseres Lebens:

»Von diesem allzuweichen Lebewohl
Soll ein erfreulich Wiedersehn uns heilen!«
(V. 647/8.)

Sie trennen sich schnell, aus der Entfernung werfen sie sich, mit ausgebreiteten Armen, eine Lebewohl zu und gehen eilig ab.

Was dem König und dem Herzog möglich erschienen, tritt wirklich allsogleich ins Spiel. Der Graf ist gut bedient; daß der Herzog sich dem König anvertraut habe, hat er von diesem selbst erfahren; schon ist ihm das Geheimnis des Trousseaus hinterbracht; der Sekretär des Vaters selber leiht ihm verräterischerweise seine Dienste und verführt durch Versprechungen von Liebe, Ehe, reichem Lohn, Genuß Eugeniens Hofmeisterin zur Mithilfe, das Glück ihres holden Zöglings zu morden. In diesem Kreise hegt man Furcht vor Nichts. Gelänge die Intrigue nicht, die man ausgesonnen, man griffe unbedenklich zur Gewalt; der Graf ist nicht gewillt, die väterlichen Güter mit einer Schwester zu teilen; die Hofmeisterin soll Eugenie entführen:

»Sie muß dergestalt
Auf einmal aus der Welt verschwinden, daß
Wir sie getrost als tot beweinen können;

[1]) »Der alten Parkspielerei zu geschlängelten Wegen und geselligen Räumen« tat Goethe 1801 auf seinem Gute Roßla ein Genüge (Tag- und Jahreshefte W 35, 93); auch dieses Motiv ist in die »Wahlverwandtschaften« übergegangen.

Verborgen muß ihr künftiges Geschick,
Wie das Geschick der Toten, ewig bleiben.«
(V. 793 f.)

Aber nicht etwa im Kloster soll sie ihre Tage beschließen; die Geistlichkeit könnte nur zu leicht solch ein Pfand als Werkzeug gegen die kühnen Verbrecher gebrauchen: sie soll hinüber nach den Inseln: das ist das Mildeste, sonst bliebe für sie nichts andres als der Tod, der Tod auch, wenn sie jemand in guter Absicht wollte warnen.

Wohl wüßte die Hofmeisterin, die nicht alle Liebe zu dem Zögling ersticken kann, noch einen Weg der Rettung — wenn Eugenie entsagen könnte. Aber wird sie im Taumel ihrer Freude die leise ahnungsvolle Mahnung auch verstehen?

Gleich die erste Andeutung weist sie im Überschwang ihrer Seligkeit zurück; ihr Geist ist nur mit jener Feier beschäftigt, schon hat sie das rechte Wort gefunden, mit dem sie vor den König treten will:

»Mein Ganzes hängt an einem zarten Faden,
Mir ist, als müßt' ich unaufhaltsam eilen,
Das Leben, das du gabst, für dich zu lassen.«
(V. 958 f.)

Doch ist dies nicht genug:

»Dies hohe Fest verherrliche mein Lied:
Beflügelt drängt sich Phantasie voraus,
Sie trägt mich vor den Thron und stellt mich vor,
Sie gibt im Kreise mir —«

da unterbricht die Hofmeisterin:

»Vom Vater Botschaft!«

Schnell muß das Blatt, das allzu klar jene Hoffnung ausspricht, verborgen werden, doch wohin? Ein geheimer Wandschrank, den sie nur kennt, verwahre ihres Lebens Glück — auf kurze Zeit.

»Die Tage schreiten vor und ahnungsvoller
Bewegen sich nun Freud' und Schmerz heran.«
(V. 970—999.)

Dann öffnet sie.

Bediente bringen einen prächtigen Putzkasten. Wie quält sie die Neugier, das Verlangen! — und die Hofmeisterin weiß sogar um das Geheimnis! — welchen Sinn, welchen Zweck hat da noch des Vaters Verbot, den Schrank zu öffnen? — die Hofmeisterin wird doch ihr zuliebe schweigen — und schon ist die Zimmertüre geschlossen, der Schrank geöffnet und vor den Spiegeln wird nun Stück um Stück angelegt; das silberdurchwirkte Unterkleid, das Oberkleid mit goldgestickter langer Schleppe, die Perlen, die Juwelen: wie vermag die so Geschmückte die treuen Warnungen zu verstehen? Da die S u c h t n a c h G e n u ß in ihr entzündet ist, wie kann man ihr zumuten, zu v e r l i e r e n n a c h u n t e n, indem sie herabstiege? Vergeblich ist selbst der Hinweis auf Neider und Hasser, auf des Bruders Widerwillen, auf Sorgendrang, vielfach geknüpfte Netze, Tod vielleicht von meuchelmörderischer Hand. Das Ordensband der ersten Fürstentöchter um ihre Brust gibt ihr das Mutgefühl, was ihr begegnen kann, so prächtig ausgerüstet zu erwarten:

»Unwiderruflich, Freundin, bleibt mein Glück.«
(V. 1147.)

»Das Schicksal, das dich trifft, unwiderruflich,« hallt es zurück.

Mit rascher Eile wird Eugenie von der Hofmeisterin nach des Reiches letztem Hafenplatz hinweggeführt: ein günstiger Wind trage sie von dannen übers Meer, und hier auf ewig gelte sie für tot. Es ist Sache des Weltgeistlichen, die Fabel, die man ersonnen hat, dem Herzog glaublich zu machen. Auch diesen Mann haben die Spießgesellen durch Aussicht auf großen Lohn verlockt, ihrem verbrecherischen Tun Vorschub zu leisten; doch er will kein gefühlloses Werkzeug weiter sein; er fordert,

»mit im Rat zu sitzen,
Wo Schreckliches beschlossen wird, wo jeder
Auf seinen Sinn, auf seine Kräfte stolz
Zum unvermeidlich Ungeheuren stimmt«
(V. 1239 f.);

er hat sie längst durchschaut:

»O dieses Mädchens trauriges Geschick
Verschwindet wie ein Bach im Ozean,
Wenn ich bedenke, wie verborgen ihr
Zu mächtiger Parteigewalt euch hebt
Und an die Stelle der Gebietenden
Mit frecher List euch einzudrängen hofft.
Nicht ihr allein; denn andre streben auch,
Euch widerstrebend, nach demselben Zweck.
So untergrabt ihr Vaterland und Thron;
Wer soll sich retten, wenn das Ganze stürzt?«
(V. 1253 f.)

Aber es gibt kein Zurück mehr für ihn, er muß die einmal übernommene Rolle weiterspielen.

Man hat dem Herzog hinterbracht, Eugenie sei tot, vom Pferd gestürzt, am nächsten Platz, wohin man sie aus dem Felsendickicht habe bringen können, beigesetzt worden. Unendlicher Schmerz erfüllt den Vater, der nur immer aufs neue zu wiederholen vermag, was er verloren, bald sich selbst, bald die Hofmeisterin beschuldigt, nicht rechtzeitig gewarnt, nicht gut genug verwahrt zu haben. Die Hofmeisterin, gibt man vor, sei, trostlos, aus Furcht vor dem Gebieter entflohen, desgleichen der Reitknecht, der Eugenie jedesmal ein Pferd unterlegt habe, damit sie während der kurzen Stunde des Morgenritts ihren alten hochgeliebten Lehrer besuchen könne, dessen Menschenhaß sie allein zu erheitern vermochte. Die weitere Ausschmückung des Märchens übernimmt der Weltgeistliche: Eugenie habe viel, nicht lang gelitten, für

ärztliche Hilfe sei es zu spät gewesen, er habe den zerschmetterten und entstellten Leichnam nur so rasch als möglich bestatten können. Verzweifelnd will der Herzog sich vom Leben in eine Wüstenei, ins Kloster zurückziehen, da es für ihn Reiz und Zweck verloren habe. Vergebens ruft ihm der Weltgeistliche ein »Ermanne dich!« zu, sucht ihm ein neues Interesse am Leben einzuflößen durch Schilderung der heftig wilden Gärung, die unten kocht, indessen Schwäche kaum sich oben schwankend hält. Erst die Wiederherstellung von Eugeniens Bild im Geist, vollkommen, ewig jung und ewig gleich, als eines hohen Vorbilds, das vor ihm schwebt, wohin er wandelt, ihm den Weg zeigt durch dieser Erde Dornenlabyrinth, gewährt dem Herzog Trost und neue Kraft [1]).

Zweiter Aufzug.

Die Hofmeisterin, voll Furcht, sich vom Vaterland zu trennen und gewissem Tod entgegenzugehen, kommt auf ihren Plan zurück, Eugenie durch eine bürgerliche Heirat zu retten. Sie wendet sich um Beistand an den Gerichtsrat, dem sie ihre Vollmacht zeigt, den Sachverhalt im allgemeinen wissen läßt und mit nicht mißzuverstehenden Worten andeutet, er selber solle sich um Eugenie bewerben. Mit Entsetzen vernimmt die durch den jähen Sturz ohnehin Gelähmte, daß alles Nachgrübeln über ihre Schuld vergeblich, Verbannung und Tod ihr aber gewiß sei. Traurig muß der Gerichtsrat bekennen, daß gegen den mächtig ungeheuren Talisman in den Händen ihrer Führerin es keinen Schutz der Gesetze gäbe:

»In abgeschloßnen Kreisen lenken wir,
Gesetzlich streng, das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben sich in ungemeßnen Räumen,
Gewaltig seltsam, hin und her bewegt,
Belebt und tötet, ohne Rat und Urteil,
Das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns rätselhaft.«
(V. 2009 f.)

Er habe nur ein Mittel, sie zu retten, aber nicht, sie herzustellen.

»Was du warst, ist hin,
Und was du sein kannst, magst du's übernehmen?«
(V. 2052 f.)

Eugenie glaubt sich aber zu allem bereit, gewährt man ihr nur Sicherheit des Daseins und des Vaterlandes vielgeliebten Boden. So lenkt denn der Gerichtsrat bedachtsam und mit edelm Anstand ihre Gedanken auf Ehe und Wahl eines Gatten; doch sie schrickt davor zurück, jenes Glück, das Hymen uns verspricht, zum Rettungsmittel ihrer Not zu entweihen und den edlen Mann, der unter allen Menschen vielleicht zuletzt ihr Hilfe bieten mag, in ihr Unglück hineinzuziehen; ja, da er es unverhüllt ausspricht:

»Nicht Heldenfaust, nicht Heldenstamm, geliebte,
Verehrte Fremde, weiß ich dir zu bieten;
Allein des Bürgers hohen Sicherstand« (V. 2203 f.),

tritt sie vollends zurück:

»Vergib: Mir schwebt noch allzu lebhaft vor,
Was ich verscherzte: du, Großmütiger,
Bedenkest nur, was mir noch übrig blieb.
Wie wenig ist es: dieses Wenige
Lehrst du mich schätzen, gibst mein eignes Wesen
Durch dein Gefühl belebend mir zurück.
Verehrung zoll' ich dir. Wie soll ich's nennen?
Dankbare, schwesterlich entzückte Neigung.
Ich fühle mich als dein Geschöpf und kann
Dir leider, wie du wünschest, nicht gehören.«
(V. 2210 f.)

Sie kann sich noch nicht entschliessen, für ein glänzendes ein dauerhaftes Geschick einzutauschen. Selbst ohne Neigung, weist sie die treue Neigung des Gerichtsrates zurück. Mit inständiger Bitte wendet sie sich wieder an die Hofmeisterin, die aber starr und fest bleibt: Eugenie habe selbst zu wählen, Verbannung oder Ehe; durch ihre Hand könne sie den Gemahl zu hohen Stufen emporheben. Daß der Gatte sein Weib unwiderstehlich in seines Kreises abgeschloßne Bahn ziehe, ist Eugeniens Überzeugung. Da versucht sie das Letzte: bei der Liebe, welche ihr die Hofmeisterin seit frühester Jugend erwiesen, mit gebogenem Knie — wie vor dem Vater oder König oder Gott — fleht sie die mütterliche Freundin um Rettung an; doch die Hofmeisterin hebt sie mit Heftigkeit auf:

»In dieser Lage scheinst du meiner nur
Verstellt zu spotten. Falschheit rührt mich nicht.«
(V. 2333/4.)

Jetzt sieht Eugenie im klaren Lichte ihr Geschick:

»Nicht meine Schuld, nicht jener Großen Zwist,
Des Bruders Tücke hat mich hergestoßen,
Und mitverschworen hältst du mich gebannt.«
(V. 2339 f.)

Die Erkenntnis gibt ihr einen neuen mutigen Entschluß ein, die Masse, die dort am Hafen tätig strömend wogt, um Hilfe anzurufen. Aber, was die Hofmeisterin vorhersagt, erfüllt sich: die rohe, führerlose Menge starrt und staunt und zaudert, hält sie für eine Wahnsinnige und läßt geschehen. [1]) Der Gouverneur, ein edler junger Mann, erst scheinbar zuvorkommend, wird, da er beider Frauen Aussagen hört, bedenklich, vertröstet auf morgen und tritt, als die Hofmeisterin

[1]) Über den Typus der Verzweiflungsszene hier, im »Tasso«, in der »Pandora«, in der »Trilogie der Leidenschaft« und in Goethes Romanen vgl. meine Ausgabe des »Torquato Tasso« S. 104 f. —

[1]) Vgl. »Egmont« V 1. Technische Gründe verboten Goethe, schon hier eine Volksszene einzulegen.

ihre Vollmacht vorweist, kalt zurück. Mit Heftigkeit verlangt Eugenie, dieses Todesblatt zu sehen: es wird ihr nicht verweigert, aber sie bringt es nicht über sich, daß sie des Vaters Namen oder des Königs Namen darunter lesen sollte. Sei's, wie es wolle: aus allem Vorteil dieser Welt gestoßen, will sie denn auf ewig dieser Welt entsagen und um Aufnahme in ein Kloster bitten. Vorsichtig erkundigt sich die Äbtissin erst um Adel und Vermögen, bevor sie die neue Schwester willkommen heißt. Eugenie wähnt sich im Hafen — wenn nicht ein grausam Schicksal widerstünde: die Hofmeisterin weist ihr Blatt vor und die Äbtissin zieht sich zurück. Nun will Eugenie nicht länger mehr des Herzens und seiner weichlichen Gefühle schonen, bei dem größten Übel, aus Furcht vor fernerem Verlust, zu sehen zaudern, wer ihr Todesurteil unterzeichnet habe, der Vater oder der König. Die Hofmeisterin reicht es ihr, sie entfaltet's und blickt hinein:

»Des Königs Hand und Siegel!«
(V. 2595.)

Der Erstarrten nimmt die Hofmeisterin das Blatt wieder ab, mehr Aufschlüsse für die Zukunft versprechend. Jetzt zwinge die eiserne Notwendigkeit, sich unverzüglich einzuschiffen. Verzweiflung packt Eugenie an: all ihre Rettungsversuche waren vergebens, sie soll, sie muß in die Verbannung. Doch wie? Ist ihr nicht eine Wahl verstattet? Kann sie nicht des Mannes Hand ergreifen, der ihr einzig edel seine Hilfe beut? Sie kann es nicht, kann die Geburt, die sie so hoch hinaufgerückt hat, nicht verleugnen, kann sich von allem Glanz jener Hoffnung nicht auf ewig trennen. Aber eines kann sie: sterben. Das letzte Brett, das sie hinüberführt, soll ihrer Freiheit erste Stufe werden, so wird ihrem Gebein doch wenigstens ein Grab auf heimischem Boden. — Aber auch dies vermag sie nicht: unsel'ge Liebe zum unwürd'gen Leben führt sie zum harten Kampf zurück.[1]) Wenn ihr nur ein Orakel, ein Zeichen zuteil würde, was sie wählen soll? Da naht sich ihr der Mönch. Ihm fällt sie zu Füßen, ihn bittet sie um Entscheidung, sein Herz soll sprechen, Als besonnener Mann will er mit prüfendem Verstand erst erwägen, welches von den zwei verhaßten Übeln ihr noch den meisten Raum zu heil'gem Tun und Wirken übrig läßt, und da weist e r ihr den Weg hinüber:

»Trete frisch
In jenen Kreis der Traurigen. Erheitre
Durch dein Erscheinen jene trübe Welt.
Durch mächt'ges Wort, durch kräft'ge Tat errege
Der tiefgebeugten Herzen eigne Kraft;
Vereine die Zerstreuten um dich her,
Verbinde sie einander, alle dir;
Erschaffe, was du hier verlieren sollst,
Dir Stamm und Vaterland und Fürstentum.«
(V. 2756 f.)

So habe er als junger Mann selbst getan; verführt von treuer Neigung, dem Vaterland zu nützen, sei er zurückgekehrt, zu seinem Unheil, denn nur zu deutlich sei ihm, wie nahe der allgemeine Zusammenbruch schon bevorstehe. Darum rette sie sich:

»Was du als Elend fühlst,
Verwandelt sich in Wohltat! Eile fort!«
(V. 2780 f.[2])

So spricht der prüfende Verstand, anders gebietet das Herz; sie sollte sich retten? entzöge sich gemeinsamer Gefahr? entflöhe der Gelegenheit, sich kühn der hohen Ahnen würdig zu beweisen, und jeden, der sie ungerecht verletzt, in böser Stunde hülfreich zu beschämen? Nimmer! Nun will sie bleiben, an jenen gutgesinnten Mann sich schließen, der ihr die Hand so traulich angeboten.

»Im Verborgnen
Verwahr' er mich, als reinen Talisman.
Denn, wenn ein Wunder auf der Welt geschieht,
Geschieht's durch liebevolle treue Herzen.
Die Größe der Gefahr betracht' ich nicht,
Und meine Schwäche darf ich nicht bedenken,
Das alles wird ein günstiges Geschick
Zu rechter Zeit auf hohe Zwecke leiten.
Und wenn mein Vater, mein Monarch mich einst
Verkannt, verstoßen, mich vergessen, soll
Erstaunt ihr Blick auf der Erhaltnen ruhn,
Die das, was sie im Glücke zugesagt,
Aus tiefem Elend zu erfüllen strebt.« (V. 2852 f.)

Unverzüglich teilt sie dem Gerichtsrat, der der Scheidenden eine letzte Gabe zu bieten kommt, ihren Entschluß mit. Doch verlangt sie Entsagung; nur schwesterliche Neigung könne sie gewähren; auf einem still entfernten Landgut wolle sie leben, und nicht früher besuche er sie, als bis sie ihn rufe; niemand erfahre ihre Herkunft, an niemand wolle auch sie selbst nur eine Zeile richten. So hart ihm diese Bedingungen ankommen, er willigt ein:

»Zu tragen glaub' ich alles, nur das eine,
Dich zu verlieren, da ich dich gefunden,
Erscheint mir unerträglich . . . .
Wie du zum erstenmale mir erschienen,
Erscheinst du bleibend mir, ein Gegenstand
Der Neigung, der Verehrung. Deinetwillen
Wünsch' ich zu leben, du gebietest mir.«
(V. 2893/5, 2938/41.)

[1]) Der Ertrinkende faßt neue Lust zu leben und rettet sich — ein beliebtes Motiv bei Goethe (»Rettung«, »Pandora«, »Die wunderlichen Nachbarskinder«, Tasso am Schluß).

[2]) Vgl. Max und Thekla (Wallensteins Tod, III, 21, bes. V. 2353 f.)

Und Eugenie erwidert:

»Ob ich vertraue, daß dein Äußres nicht,
Nicht deiner Worte Wohllaut lügen kann;
Daß ich empfinde, welch ein Mann du bist,
Gerecht, gefühlvoll, tätig, zuverlässig,
Davon empfange den Beweis, den höchsten,
Den eine Frau besonnen geben kann:
Ich zaudre nicht, ich eile dir zu folgen!
Hier meine Hand; wir gehen zum Altar.«

(V. 2948.f[1])

Dritter Aufzug.

Jener Teil des Unternehmens, welcher der Hofmeisterin zugefallen, ist damit glücklich gelungen. Sie hat Eugenie zu verhindern gewußt, einen Brief an den Vater wegzubringen und hat überdies von ihrem Zögling das Versprechen erlangt, sich verborgen zu halten. Nun kehrt sie zurück, den wohlverdienten Dank einzuernten. Aber der Sekretär hat für sie nur glatte Worte des Lobes, verschanzt sich hinter der politischen Lage, spiegelt ihr, da sie näher eindringt, warum er die erwartete Beförderung noch nicht erhalten habe, vor, daß sich ihm bessere Aussichten eröffneten, wenn er in der Nähe des Herzogs bliebe, und als sie endlich die Erfüllung des Heiratsversprechens fordert, lehnt er eine Verbindung vorläufig noch ab wegen der wichtig bevorstehenden Epoche.

Während sie also von der Partei, für welche sie zur Verbrecherin geworden ist, mit dem Lohn schnöde hingehalten wird, bereitet ihr der Herzog einen edlen, gerührten Empfang und dankt ihr noch für ihre Bemühungen um Eugenien; er glaubt den heuchlerischen Worten ihrer Trauer und ihrem falschen Wunsch, das ihm zu Ohren gekommene, doch schnell verklungene Gerücht, die Tochter lebe noch, möge wahr sein; gern nimmt sie das großmütige Geschenk von Eugeniens ganzem Trousseau und des Eingerichteten an.

Durch Eugeniens Tod fühlt sich der Herzog der Verpflichtung gegen seinen König enthoben. Dieser erneuert durch den Grafen den Vorwurf, daß der Herzog die Seite der Widersacher verstärke. Den Vorwürfen des Herzogs wider den König setzt der Graf eine Verteidigung des Monarchen entgegen, indem er schildert, wie er ihn sieht, wofür ihn freilich der Vorwurf trifft, nur als Günstling so zu urteilen. Der Graf spricht mit Lebhaftigkeit zu Gunsten der Günstlingschaft, der Herzog, mit größerer Gelassenheit, entwickelt eine allgemeinere Ansicht von den Schäden des Familienwesens und der Sucht nach Besitz,[1]) was den Grafen erst recht veranlaßt, die entschiedene Frage aufzuwerfen, ob sich der Herzog in den Dienst der Hofpartei stellen wolle oder nicht. Der Herzog mag weder mit ihr gehen noch offen gegen sie auftreten: daher gibt er eine unentschiedene Antwort.[2]) In höchstem Unwillen scheidet der Graf von ihm. Wie sehnlich wünschte der Herzog, in dieser Lage Eugenie noch zu besitzen! Und doch muß es ihm fast zum Trost gereichen, daß sie eine so gefährliche Epoche nicht erlebt habe.

Die Chnmacht des Königs, die Lauheit und das unentschiedene Schwanken des edleren Teiles unter dem Adel, die Verworfenheit jener Großen, die angeblich treu zur Krone stehen, um in Wirklichkeit mit deren Ansehen freventlichen Mißbrauch zu treiben, die von da in das Bürgertum weltlichen und geistlichen Standes sich einfressende sittliche Fäulnis — das ist die eine Reihe der Ursachen für die drohende Staatsumwälzung, von deren unausbleiblichem, unvermeidlichem Eintritt alle überzeugt sind, ohne daß sie doch das Mindeste täten, dem jähen Einsturz besonnen entgegenzuwirken. Die Übersicht wäre aber unvollständig, wenn uns nicht noch andere Vertreter des dritten Standes mit ihren Wünschen, Hoffnungen und Bestrebungen vorgeführt würden. Eugeniens Schicksal bringt uns diesen Kreisen nahe.

Sie verlebt ihre Tage in ländlicher Abgeschiedenheit auf dem kleinen Gute des Gerichtsrates. Alt und verfallen war das Haus. Nun ist es hergestellt und bestens eingerichtet.[3]) Treu hat der Gerichtsrat Eugeniens Bedingungen eingehalten, aber nur um die Sehnsucht nach ihrer Liebe, den Wunsch eines friedlichen Ge-

[1]) Schon Fichte warf die Frage auf: »Wie denkt sich der Dichter die äußere Darstellung der Nation am Hafen, dieses Chores, aus dem seine einzelnen Repräsentanten sich loswinden und in die Handlung verflechten, was man gewöhnlich auch nicht faßt, indem der Rezensent der Unger'schen Zeitung meint, sie kämen wie ungefähre Spaziergänger. Soll wirklich, wenigstens im Anfang, das unermeßliche Leben eines Hafens sichtbar sein, oder soll der Zuschauer nur mit dem Auge seiner Phantasie es sehen? Hier (in Berlin) trugen bloß gegen das Ende des vierten Aufzuges zwei oder drei Leute etwas Studentengut und ein paar kleine Ballen, mit Kaufmannszeichen versehen, in der Tiefe der Bühne vorüber. Mir schien dies entweder zuviel oder zuwenig. Habe ich recht?« Eine verständige Regie würde zweifellos das unermeßliche Leben eines Hafens sichtbar machen und am Ende des vierten Aufzugs das erste, am Anfang des fünften Aufzugs das letzte Stadium der von Goethe angedeuteten Volksszene mimisch vor Augen stellen. Die Auftritte mit dem Gouverneur, der Äbtissin und dem Mönch gleichen technisch ganz den Szenen des Oktavio Piccolomini mit Isolani und Buttler in »Wallensteins Tod«, II, 4—6: »Mit einem kühnen Griff nimmt der Dichter ein paar Figuren, ich möchte sagen: nur ein paar Stimmen, aus der Masse heraus, läßt sie für das ganze Volk gelten, und sie gelten das wirklich; so glücklich hat er gewählt« (Schiller an Goethe, 7. April 1797).

[1]) Die Schlagworte des Schemas für das »II. Gen. Untergeordneter Despotismus. Furcht nach oben. Ganglien der Statthalterschaften. Familienwesen. Sucht nach Besitz« glaube ich in dieser Weise für zwei Akte nützen zu dürfen (I. Teil, 5. Aufz., II. Teil, 1. Aufz.).

[2]) In diesem Gespräch hätte sich Goethes politische Weisheit wohl ähnlich offenbart wie in den Auseinandersetzungen zwischen Egmont und Oranien, Egmont und Alba.

[3]) Daß sich die Ballade »Wanderer und Pächterin« (W 1, 199 f.) von 1804 an die Situation des Dramas lehnt, ist kaum zu bezweifeln, aber für das Drama ist nichts aus ihr zu erschließen.

nusses desto inniger zu fassen. Mit Behagen erfüllt ihn der von Eugenie hergestellte Zustand des Landsitzes; verleiht doch der Besitz von Grund und Boden »gar manche Ansichten und Mitgefühle, die einem sonst völlig fremd geblieben wären«; freilich verspürt ein verwöhnter Weltbürger auch so manchen Druck von daher.[1]) Ob er wirklich zum Genuß kommen wird, macht die Furcht vor der drohenden Zeit dem Gerichtsrat fast zweifelhaft: doch seine Sorgen sollen vor Eugenie verborgen bleiben.

Er hat sie um die Erlaubnis gebeten, einige Gäste auf seinem Gut empfangen zu dürfen, und sie hat alles für ihn und die Erwarteten vorbereitet. Ihrer Sorgfalt, ihrer Willfährigkeit zollt er Dank, sowie sie ihm für sein gehaltenes Wort. Die geübte Entsagung meint er sich hoch anrechnen zu dürfen. Aber Eugenie biegt ab: nicht um seinet-, sondern um höherer Zwecke willen ist sie in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgetreten, darum fragt sie mit Begierde nach den öffentlichen Zuständen. Seine Schilderung geht ins Beste. »Man hört vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei, von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit. Jeder hofft, sich selbst zu leben; es scheint sich aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte, das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.«[2]) Die frohe Zuversicht des Gerichtsrates teilt sich Eugenie nicht sogleich mit: sie äußert eine mehr hypochondrische Ansicht, die er jedoch zu verscheuchen sucht. Wollten sich die zum großen Leben gefugten Elemente wirklich wieder mit Liebeskraft zu stets erneuter Einigkeit umfangen (V. 2826 f.), dann dürfte sie allerdings auch an sich denken und an die treue Gesinnung ihres Retters. Der Gerichtsrat bemerkt sogleich die Annäherung, spricht eindringlicher auf sie ein, sucht sie zur Liebe zu überreden, ihr Widerstand wird schwächer, da stört die Ankunft der Gäste.

Sachwalter, Soldat und Handwerker sind der Einladung des Gerichtsrates gefolgt. Er fordert sie auf, ins Haus zu treten, aber der Soldat meint, unter freiem Himmel werde ein solcher Bund am besten geschlossen; wollten sie doch schwören gleich den drei Tellen auf dem Grütliberg: »Den Tyrannen ew'gen Haß und ihren Mitgenossen ewige Freiheit.«[3]) Der Gerichtsrat ist es zufrieden. Er gibt eine Darstellung der Auflösung im Moment: des dunkel aufdämmernden Zustands, der Gärung von unten und hofft das Heil von einem patriotischen Zusammenhalten durch Föderalismus. Dem Sachwalter scheint der Augenblick gekommen zu sein, durch einen Pfiff die Vorteile der bisherigen Besitzer egoistisch an sich zu reißen. Der Soldat, ebenfalls nicht ohne selbstsüchtiges Streben, betont die Notwendigkeit der Einheit und eines obern Verbindungspunktes. Von alledem will der Handwerker nichts wissen: ihm schwebt ein gewaltsames Nivellieren vor, Ausübung der Roheit ins Ganze, Vernichtung der Widerstrebenden. An Einigung ist nicht zu denken. Im Streit löst sich die Versammlung auf.

Es seien ungebändigte Naturen, erklärt der Gerichtsrat Eugenien; ihrer Vermutung, Sprecher schwer zu vereinigender Parteien seien aufeinander gestoßen, glaubt er die Hoffnung auf eine Einigung entgegensetzen zu dürfen. Eugenie lenkt das Gespräch wieder zurück zu jenem Punkt, da die Gäste es unterbrochen haben. Die Anmut des geschaffenen Besitzes scheint gleichsam aufzufordern, den Augenblick verweilen zu heißen, das Vergängliche unvergänglich zu machen (Sprüche 146). Doch zu solch idyllischer Einfriedung fehlt dem Gerichtsrat die Neigung. Wieder sucht Eugenie sich ihm anzunähern; ihm scheint der Augenblick bis zur Umarmung immer ferner zu rücken, Eugenie hält nicht länger mehr zurück, das Gefühl ihres Hingebens auszusprechen; da gesteht er ihr seinen Wunsch, ihrer würdig zu sein, zu hohen Stufen emporzusteigen; er eröffnet ihr einen enthusiastischen Blick in eine neue Karriere, die sich vor ihm auftut, sobald der erwartete Umsturz eingetreten ist. Entsetzt über die Entdeckung prallt sie zurück; sie ahnt, es ist der Abgrund, der sie alle verschlingt; der Gerichtsrat sucht sie zu besänftigen und erklärt sich näher über seine Ziele und Aussichten; ihr Abscheu wird nur um so größer. Ja, sie will ihm angehören, aber unter Bedingungen: sie will ihm den bräutlichen Kuß gewähren, aber er soll seinen Planen entsagen, wie sie dem Glanze jener Hoffnung entsagt hat. Der Gerichtsrat schwankt zwischen Partei und Liebe, Eugenie spricht mit Leidenschaft auf ihn ein, schließlich erweist sich sein Ehrgeiz als der stärkere. In dem Gefühl, ihr ferner zu stehen als jemals, scheidet er schmerzlich von ihr. Die Szene bildet die volle Palinodie zu der ersten Werbung des Gerichtsrates um Eugenie (IV 2). »Wer tätig sein will und muß, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken und so kommt er ohne Weitläufigkeit hindurch. Das ist der Vorteil der Frauen, wenn sie ihn verstehen.« (Sprüche 588.) Daß der Augenblick, für den sie sich in der Verborgenheit aufgespart hat, nun gekommen sei, ist Eugenie unzweifelhaft; nicht minder, daß sie dorthin eilen müsse, wo die Gefahr am größten, ihr liebevolles, treues Herz am nötigsten; rasch ist der Entschluß gefaßt: nun gibt es keinen andern Platz mehr für sie als an der Seite ihres Vaters, ihres Monarchen.

[1]) Der Besitz des Freiguts zu Roßla (1798—1803) hat Goethe zu einer klaren Anschauung auch dieser Zustände gebracht, vgl. Tag- und Jahreshefte W 35, 81. 93 f. 142 f. 161 f.

[2]) »Hermann und Dorothea«, VI, 9—13.

[3]) »Die Aufgeregten«, IV, 1 (W 18, 51 f.).

Vierter Aufzug.

Die Bewegung in der Hauptstadt ist ausgebrochen.[1]) Jenes innere Unbehagen, das sich oft, auch wider unsern Willen, an die Tat fügt (V. 1191 f.), empfindet jetzt der Weltgeistliche, einerseits weil ihm sein Zustand behagt (W 10, 449, Z. 113) und er weitergedrängt wird (V. 1200 ff.), anderseits weil sich seine Furcht für das Ganze vertärkt hat (V. 1262). Hofmeisterin und Sekretär, durch das Eheversprechen aneinander gekettet, wirken auf ihn ein, bei der Partei zu bleiben. Sie arbeiten scheinbar für den König, in Wirklichkeit für den Grafen und suchen den Handwerker zu gewinnen; aber dieser hält mit den letzten Zielen seiner gewaltätigen Ansicht nicht zurück; der Weltgeistliche wird schwankend, Hofmeisterin und Sekretär, aus begreiflichen Gründen, widerstreben. Der Herzog sucht sein Ansehen zu gebrauchen und mit Strenge (V. 432), durch Kraft (V. 440) und Stärke (V. 442) auf die Masse einzuwirken; doch die Bande der letzten Form haben sich aufgelöst, die Masse wird absolut, vertreibt die Schwankenden — den Weltgeistlichen, erdrückt die Widerstrebenden — Hofmeisterin und Sekretär, erniedrigt das Hohe — den Herzog, erhöhet das Niedrige — den Handwerker. Da erscheint Eugenie; nun hat sie die Gelegenheit, »sich kühn der hohen Ahnen würdig zu beweisen« (V. 2842); sie verschafft sich Gehör; noch wirkt in ihr der Glaube an das Volk (V. 2347 f., 2356, 2398 f.) so lebhaft wie die Überzeugung:

»Die Herzen dem Regenten zu erhalten,
Ist jedes Wohlgesinnten höchste Pflicht.« (V. 385 f.)

Erstaunt ruht der Blick des Vaters auf der Erhaltnen, die das, was sie im Glücke zugesagt, aus tiefem Elend zu erfüllen strebt (V. 2860 f.); mag er die einst übernommene Verpflichtung (V. 356, 393—398) mit der Tochter vergessen haben, sie nicht; warum der König sie gebeten:

»Gewinne mir
Des nahverwandten Mannes Herz und Stimme . .
O laß ihn jene Seite nicht verstärken!« (V. 315 f.)

sie hat es im Grund ihrer Seele rein bewahrt und handelt danach. Das Wunder, das durch liebevolle treue Herzen geschehen kann (V. 2854 f.), geschieht: das Volk wendet sich Eugenie und dem Herzog zu; der Handwerker, den es eben erhöht hat, wird wieder erniedrigt; eine kurze Frist ist gewonnen, für Eugenie Zeit genug, den König zu retten.

Dieser befindet sich — ob freiwillig oder unfreiwillig, darüber fehlt eine Andeutung — in dem alten gotischen Palast des Herzogs, in dem Zimmer, das einst Eugenie bewohnt hat[1]), in halber oder ganzer Gefangenschaft; wahrscheinlich erhofft er Rettung von dem Grafen (vgl. W 10, 449 Z. 104); um so größer ist sein Erstaunen, da Eugenie ihm entgegentritt. Die Schuld des Grafen, der Mißbrauch des königlichen Namens und Siegels wird offenbar. Anders, als sie beide gedacht haben, ist der Tag erschienen, der Eugenie dem König, dem Vater, ihr selbst geben soll (V. 966 f.); von anderer Art, als sie damals meinte, ist heute ihre ungemeßne Wonne: sie öffnet den geheimen, nur ihr bekannten Wandschrank (V. 988) und überreicht dem König das Sonett.[2]) Mit Rührung zieht der König sie an sich. Nun ist ihr frühes Hoffen vollendet:

»Hier will die treue Brust so gern verweilen
Und an der Liebe Majestät sich fassen.« (V. 956 f.)

Nun ist der Augenblick gekommen, da sie durch die Tat die Wahrheit ihrer Gesinnung zu erweisen vermag und »das Leben, das er gab, für ihn zu lassen«. (V. 960.) Sie ermöglicht — vielleicht durch eine geheime Tür — seine Flucht. Die Wache findet Eugenie allein in dem Zimmer, wodurch wohl die folgende Wendung vorbereitet wird.

Fünfter Aufzug.

Mit der Rettung des Königs ist nur der erste Teil der Aufgabe gelöst, welche die Edle sich gestellt hat; war es doch ihr Vorsatz, »jeden, der sie ungerecht verletzt, in böser Stunde hilfreich zu beschämen« (V. 2843 f.). Man hat die ganze Hofpartei und alle, die mit ihr zusammenhängen, verhaftet. Aus der Höhe des Lebens tritt der Graf in die Tiefe der Gefangenschaft; wer wird nun den König retten? Er ahnt nicht, daß und von wem es schon geschehen ist. Auch der Gouverneur und die Äbtissin sind festgesetzt: Familien- und Namenserinnerungen erwachen unter ihnen; man ergeht sich in Beschreibung wohlhabender, brillanter Zustände; wie diese Leute noch im Nachgenuß der Vorzüge eines sogenannten guten Lebens schwelgen, offenbart ihre gemeine, egoistische Ansicht. Durch die

[1]) Als Anhaltspunkte zu dem Folgenden dienen die Schlagworte Goethes:

Dritter Aufzug.
Platz in der Hauptstadt.
1. Weltgeistlicher. 2. Weltgeistlicher. Hofmeisterin. Sekretär. 3. Die Vorigen. Handwerker. 4. Die Vorigen. Herzog. Volk. 5. Die Vorigen. Stephanie.
Zimmer des ersten Akts.
6. König. 7. König. Stephanie. 8. Stephanie. Wache.

IV. Gen.
Aufgelöste Bande. der letzten Form. Die Masse wird absolut. Vertreibt die Schwankenden. Erdrückt die Widerstrebenden. Erniedrigt das Hohe. Erhöhet das Niedrige. Um es wieder zu erniedrigen.

[1]) Auf dieses Motiv führte die Erzählung der Quelle, nach welcher Stephanie im Temple aufgewachsen ist. Das Schlagwort »Zimmer des ersten Akts« gestattet nur den Schluß, daß dieser erste Aufzug ursprünglich zweiteilig war; Düntzers Vermutungen (»Zur Goetheforschung«, S. 142) gehen völlig fehl.

[2]) Gräf a. a. O. Nr. 3402.

Erinnerung dessen, was man gewesen ist, wird das gegenwärtige Übel völlig aufgehoben. Ganz anders bei dem Weltgeistlichen, der sich über den Verlust seines Zustandes in heller Verzweiflung befindet und von der Furcht vor der Zukunft verfolgt wird. In würdiger Weise deutet der Mönch über den Augenblick weiter hinaus. Da bringt man die Hofmeisterin und den Sekretär ein. Der Weltgeistliche fällt sie an als schuld an seinem Unglück, daß sie ihn durch ein Verbrechen gehoben; hätten sie ihn doch in der Niedrigkeit gelassen; durch sie ward er verstrickt in Übeltat und Schuld; laut bekennt er das Verbrechen, das sie an Eugenie begangen. Die übrigen nehmen teil; jeder, der sie kannte, erinnert sich ihrer; in begeisterter Rede preist der Mönch sie, die einzige, die nicht selbstsüchtig an sich gedacht hat, sondern an die Sorge aller. Da erscheint sie. Ist es ein Engel der Rache oder der Rettung? Furcht und Hoffnung beschleicht die Sünder. Sie gewährt allen Verzeihung, möchte alle retten. Doch der Handwerker, der indessen das Heft wohl wieder in die Faust bekommen hat, tritt dazwischen und nimmt Eugenie selbst in Verhaft.

In seiner Hand liegt ihr Schicksal.[1]) Der Sachwalter spricht zu ihrem Verderben, der Gerichtsrat, der auf die Kunde von den Vorgängen nach der Hauptstadt geeilt ist, zu ihrer Rettung; aber der Handwerker hat wohl schon entschieden: sie sterbe! Nur eine Unterredung mit Eugenie will er dem Gerichtsrat vergönnen. Wahrscheinlich von ihm erfährt Eugenie das Schicksal ihres Vaters, ihres Königs, vermutlich ein tragisches.[2]) Sie will auch jetzt an ihrer Seite bleiben, getreu bis in den Tod. Gern verzichtete der Gerichtsrat auf alle Hoffnungen, wenn er sie retten könnte; der Streit zwischen Partei und Liebe ist in ihm entschieden: er erhält die Sicherheit ihrer Neigung, wohl auch den früher versagten Kuß. Nun muß sie von ihm scheiden, unfreiwillig, wie er sich früher von ihr freiwillig geschieden hat. Aber er soll in ihrem Sinn weiterwirken: ohne Selbstsucht, einzig bedacht auf das Wohl aller. Dies verspricht er. In demselben Sinn lauten wohl auch ihre letzten Reden an den Handwerker und Sachwalter.[3]) Dann geht sie getrost in den Tod. Nun sind alle Adelsparteien beseitigt, die selbstsüchtigen wie die selbstlosen. Aber Eugeniens Hochsinn bleibt nicht ohne Eindruck auf den Mann des Volkes, »der auch den Vaternamen entzückt aus seines Kindes Mund vernimmt« (V. 2348 f.). Jugend, Schönheit und Liebe haben auf ihn gewirkt, er ist nun reif für ein Höheres; vergebens widerstrebt der Sachwalter. Mit dem Handwerker verbindet sich der Soldat zur Herstellung der Ordnung; der Egoist wird ausgeschaltet, dafür schließt sich der Gerichtsrat, edel von Natur, geläutert durch das Schicksal, an. Jetzt ist das Band, das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt, wirklich gelöst: gleich den drei Tellen reichen sich die drei Männer die Hände; die zum großen Leben gefugten Elemente wollen sich wieder wechselseitig mit Liebeskraft zu stets erneuter Einigkeit umfangen,

»die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeihn und festes ird'sches Glück.[1])«

Als Frau von Staël nach einer Aufführung der »Natürlichen Tochter« ziemlich ratlos Goethe über seine Absichten befragte, antwortete er ihr stolzbescheiden, das Drama sei »wie so viele andere seiner Arbeiten nur Künstlerversuch, der nach einer Auflösung einer noch nie gelösten Aufgabe strebte«.[2])

Wir können dieses Wort in seinem vollen Umfang erst jetzt nach der Wiederherstellung der ganzen Komposition verstehen.

Goethe ist es nicht eingefallen, die Geschichte der französischen Revolution, diesen »unübersehlichen Gegenstand«, in einer Historie nach Shakespeares Art zu dramatisieren; ihm schwebte bloß vor, das Schrecklichste aller Ereignisse in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen. Die Methode, deren er sich dabei bediente, ist dieselbe, welche er für »Hermann und Dorothea«, Schiller beim »Wallenstein«, nachmals Walter Scott in seinen historischen Romanen zur Anwendung brachte: Darstellung eines Privatschicksals auf bedeutendem historischem Hintergrund, doch so, daß dieses Einzelschicksal sich als generischer Fall, als Symbol erweist. Nicht die Anerkennung der fürstlichen Geburt Eugeniens ist das Hauptmotiv für alles Geschehende — wie z. B. Strehlke mißverständlich annahm — überhaupt nicht das äußere Schicksal Eugeniens, sondern das, was sie ihrem inneren Werte nach bedeutet: Eugenie, die Edelgeborene, repräsentiert das Edelste, was der Mensch hervorbringen kann, die Fähigkeit, warmherzig sich, sein Leben, sein Glück

[1]) Als Anhaltspunkte zu dem Folgenden dienen die Schlagworte Goethes:

Fünfter Aufzug.

1. Handwerker. Sachwalter. 2. Handwerker. Parlamentsrat. 3. Parlamentsrat. Stephanie. 4. Stephanie. Handwerker. Sachwalter. 5. Vorige ohne Stephanie. 6. Vorige. Soldat. 7 Soldat. Parlamentsrat. Handwerker.

[2]) »Das wiedergefundene Sonett habe kein Heil« hervorgebracht, sagt Goethe (W 35, 149). Für das Schicksal des Herzogs fehlt jeder Anhaltspunkt.

[3]) Sie hätten ein Gegenstück geboten zu der letzten Rede von Dorotheas erstem Bräutigam. (»Hermann und Dorothea«, IX, 262—290.)

[1]) »Ilmenau«, V. 174/5. — Daß das Stück nicht mit einer Dissonanz schließt, ist in Goethes tiefsten Kunstanschauungen begründet: »Nach meiner Überzeugung soll die Kunst, wenn sie sich mit dem Schmerz verbindet, denselben nur aufregen, um ihn zu mildern und in höhere tröstliche Gefühle aufzulösen,« schreibt er an Cotta (1. Juni 1805, Br. 19, 7) und in der »Nachlese zu Aristoteles' Poetik« fordert er eine solche »aussöhnende Abrundung eigentlich von allen Dramen, ja sogar von allen poetischen Werken« (W 41/II, 248).

[2]) Gräf a. a. O. Nr. 3355.

aufzuopfern für das Wohl anderer, für das Wohl der Allgemeinheit, die Fähigkeit, die eigene »Existenz aufzugeben, um zu existieren« (Sprüche 261). Ohne diese Fähigkeit gibt es keine Menschheit, keine Form höherer Gesittung, nenne man sie Familie, Gesellschaft, Staat oder wie man will. Der Mangel an Aufopferungsfähigkeit für einander hat die Revolution hervorgerufen, die Wiederherstellung der Aufopferungsfähigkeit vermag allein das aus den Fugen geratene Gemeinwesen wieder einzurichten; es ist derselbe Gedanke, den Goethe schon im Märchen von der Lilie und der Schlange unter einem poetischen Bild zur Ausführung gebracht hatte.

Nicht aus einer Grille, sondern aus Goethes tiefsten Überzeugungen erklärt sich auch die Wahl der weiblichen Heldin: »Das Wort Herrschaft ist den Männern ein so angenehmes Wort und es klingt so vornehm, sich selbst beherrschen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und möchten uns glauben machen, es sei wirklich auch in der Ausübung Ernst damit; und wenn ich doch nur einen einzigen in meinem Leben gesehen hätte, der auch nur in der geringsten Sache sich zu beherrschen imstande gewesen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgültig ist, dann stellen sie sich gewöhnlich sehr ernsthaft, als ob sie es mit Mühe entbehrten, und was sie heftig wünschen, wissen sie sich selbst und andern als vortrefflich, notwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzustellen. Ich wüßte auch nicht einen, der auch nur der geringsten Entsagung fähig wäre« (W 18, 112). Darum konnte das Vorbild in der Entsagung eine Frau und nur eine Frau sein.

Goethe lehrt immer wieder an neuen Beispielen die Wahrheit seiner Lebenserfahrung, daß heftiges Wollen und Begehren zu Wirrsal und Verderben führen, während Entsagen und Überwinden auch schon Heil und Rettung in sich schließen. Das heftige Wollen und Begehren aller im Anfang des Stückes stürzt Eugenie jäh hinab in die Tiefe. Sie erhebt sich langsam, indem sie ihren Ergeiz überwindet; sie wird völlig frei, indem sie ihrer Liebe entsagt. Umgekehrt verliert der Gerichtsrat seine Freiheit, indem er zuerst heftig nach Eugeniens Liebe und dann noch heftiger nach glänzender äußerer Stellung begehrt. Die mit sich selbst einige, freie Eugenie vermag das Größte, was durch liebevolle, treue Herzen geschehen kann, sie vermag Wunder zu verrichten. Ihr Beispiel erhebt und erzieht die edel Veranlagten zur Freiheit, die aber einem jeden Entsagen und Überwinden in irgend einer Beziehung auferlegt. Wie die Sinnesart der als »sehr jung supponierten Heldin« allmählich sich gewandelt hätte, von Stolz und Ehrgeiz zu Liebe und Hingebung, von dem Ideal eines glänzenden Daseins auf den Höhen der Gesellschaft zu dem realen Glück in still bescheidener Enge, wie sie endlich gereift wäre zur Selbstentäußerung im Dienste der Idee, das wäre ein dem »Wilhelm Meister« ebenbürtiges Meisterstück von Goethes Kunst der Seelenschilderung und Charakterentwicklung geworden.

Entsagung — das ist der eine Grundton, der Preis glücklicher häuslicher Verhältnisse — der andere in Goethes Dichtungen von der Rückkehr aus Italien bis zu dem neuerlichen Aufflammen der Leidenschaft im Jahre 1807, die wieder durch Entsagen und treues Beharren in den häuslichen Zuständen überwunden wird, »damit das Sittliche seinen Triumph feiere«. Mit größerer Entschiedenheit als in irgend einem andern Werke verlangt der Dichter in der »Natürlichen Tochter« die Anwendung der Grundsätze, welche er für das Privatleben gewonnen hatte, auch auf das öffentliche Leben: daher die oft geschmähte und doch innerlich so wohl begründete Stoffwahl.

Wir überlassen es anderen, mit dem Dichter darüber zu rechten, daß er Ort und Zeit seiner Handlung so wenig näher bezeichnet als den Personen individuelle Namen beigelegt hat. »Als ob es nicht besser wäre, sich jeden beliebigen zu denken,« erwidert Goethe solchen Banausen. »Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie!«

Und Poesie wenigstens haben schon die einsichtsvollsten Kritiker unter den Zeitgenossem dem Werke zugebilligt: »Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit,« urteilt Schiller (an Wilhelm v. Humboldt, 18. August 1803); ein »rein ästhetisches Kunstwerk« nennt es Herder; als »das dermalig höchste Meisterstück des Meisters« bezeichnet es Fichte.

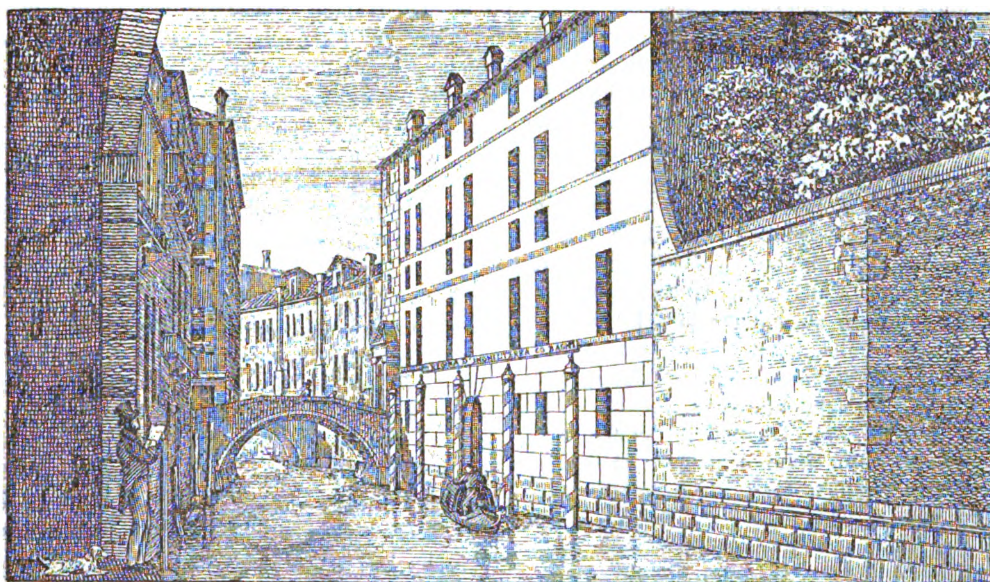
Versuchen auch wir — nicht mit Mäkeln und Besserwissenwollen, nicht nach Schulmeister- und nicht nach Philisterart, sondern mit jüngerhaftem Vertrauen, mit herzlicher Liebe, mit Aufopferung eigener Vorurteile in den Geist des Meisters einzudringen, in das Geheimnis des Schöpfers uns zu versenken — damit wir dem Dichter zum Dank für seine köstlichen Gaben nicht wie bisher Disteln und Dornen reichen, sondern das, was er sich selbst gewünscht hat:

»Den Eichenkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt!«

Goethes Wohnhaus in Venedig.

Mitgeteilt von Paul Tausig.

Der nordische Wanderer, der dem Zuge der Sehnsucht folgend Venedig in das Itinerar seiner Südlandsfahrt einschließt, ist von den tausendfältigen Reflexen der Natur und Kunst, der historischen und ethnologischen Eigenheiten der Meeresstadt so gefangengenommen, daß ihm nicht viel Zeit übrig bleibt, die er an literaturgeschichtliche Betrachtungen wenden könnte. Wenn er auch Goethes Spuren im Geiste auf Schritt und Tritt folgt, so wird er doch nur selten der Stätten selbst gedenken, wo der Dichter während seiner Italienpilgerfahrt gewohnt, denn ohne stadtkundigen Führer wird er nur schwer das Haus oder den Gasthof auffinden, in dem der Unsterbliche eine Zeit lang Rast hielt.



Das Hotel »Zur Königin von England« (aus »Vier Tage in Venedig« von Anton Quadri).

Das Goethe-Haus in Venedig wird von allen, die daran achtlos vorübereilen, nur stiefmütterlich behandelt werden, trotzdem es im Zentrum der Stadt selbst steht, eine marmorne Gedenktafel zur Erinnerung an den Aufenthalt des Dichters trägt und heute ein vornehmes Absteigequartier ist.

Lassen wir aber Goethe selbst sein Heim nach dessen topographischer Lage schildern, ehe wir Näheres darüber mitteilen.

In der »Italienischen Reise« heißt es unter dem 28. September 1786 wörtlich wie folgt: »Ich bin gut logiert in der Königin von England, nicht weit vom Markusplatze, und dies ist der größte Vorzug des Quartiers; meine Fenster gehen auf einen schmalen Kanal, zwischen hohen Häusern, gleich unter mir eine einbogige Brücke, und gegenüber ein schmales belebtes Gäßchen. So wohne ich und so werde ich eine Zeit lang bleiben, bis mein Paket für Deutschland fertig ist und bis ich mich am Bilde dieser Stadt satt gesehen habe. Die Einsamkeit, nach der ich oft so sehnsuchtvoll geseufzt, kann ich nun recht genießen; denn nirgends fühlt man sich einsamer als im Gewimmel, wo man sich, allen ganz unbekannt, durchdrängt.«

Diese Daten würden nun freilich nicht genügen, um in Venedig das richtige Haus ausfindig zu machen. Einen Gasthof »Zur Königin von England« gibt es heute nicht mehr, das Hotel heißt heute »Hotel Viktoria«, und wenn man durch die an Verkaufsläden reichen Frezzerien, nordwestlich vom Markus-Platze, durchschreitet, mag man — mehr durch Zufall als sonstwie — in der Höhe des zweiten Stockwerkes plötzlich einer marmornen Gedenktafel ansichtig werden, welche folgende Inschrift trägt:

GOETHE WOHNTE HIER
28 SEPT — 14 OKT 1786

Unter diesen in Goldlettern gehaltenen Worten fällt noch ein goldener Stern, das Goethesche Wappen, auf.

Und nun mag man sich auch für das Gebäude selbst näher interessieren. Seine Lage hat der Dichter vollkommen sicher bezeichnet, und an ihr hat sich auch bis zum heutigen Tage nichts geändert. Das Hotel »Viktoria« bildet einen Block, der auf einer Seite von einem kleinen Kanal begrenzt wird, über den der Ponte dei Fuseri führt. Die Brücke überschreitend gelangt man in wenigen Minuten zu einer der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Venedigs, der Schneckenstiege, der marmornen Scala Minelli, die freilich auch nur von wenigen besucht wird. Der Haupteingang zu Goethes einstigem Wohnhause befindet sich in dem ganz kurzen Ramo dei Fuseri, einem Gäßchen, das mit seiner Umgebung zum Pfarrsprengel von San Luca gehört und nur einige Nummern zählt. Über dem etwas niederen Eingangsportal steht die Hausnummer 1811 auf einem kleinen, länglichen Schildchen. Das Hotel selbst war ursprünglich, wie die meisten größeren Gasthöfe Venedigs, ein Palazzo und die schönen, mit Ziergittern versehenen Balkons, die auf den Kanal, den Rio dei Fuseri, hinausgehen, deuten noch auf seine schönere Vergangenheit hin. Der zum Hause gehörige Garten hat freilich einem großen, glasgedeckten Speisesaal weichen müssen, wie denn das Gebäude selbst im Innern mit der Zeit zahlreichen Adaptierungen unterzogen wurde, um den modernen Anforderungen zu entsprechen. Im übrigen erfreut sich das Hotel »Viktoria« des Rufes, den schönsten und vornehmsten Stiegenaufgang aller venezianischen »Albergi« zu besitzen.

Man weiß nicht, ob Goethe im ersten oder zweiten Stockwerke seine Räumlichkeiten hatte und dies wird auch schwerlich mehr zu ermitteln sein. Er muß wohl die Aussicht auf den Kanal gehabt haben, der still zwischen den hohen Mauern liegt. Die Enge desselben und die ökonomische Ausnützung der Straßenverhältnisse gestattete bisher auch noch nicht, eine photographische Aufnahme von dem Hotel »Viktoria« zu machen, das seinen Ruhm mit Bescheidenheit trägt und nicht über seinen ureigensten Bezirk hinaus bekannt geworden ist.

Nun aber habe ich eine zeitgenössische Abbildung des Hotels »Zur Königin von England«, in welchem Hause sich auch früher eine Badeanstalt befand, aufgefunden, und zwar in einem »Führer« durch Venedig, der Antonio Quadri zum Verfasser hat.[1])

Einer der diesem selten gewordenen Buche beigegebenen Stiche stellt eine Seitenansicht des Wohnhauses Goethes dar, wie es sich zu seiner Zeit präsentierte. Im Hintergrunde erscheint das kleine Brückchen, von dem er spricht. Der Kanal im Vordergrunde ist der Rio dei Fuseri, dessen Namen mir in Venedig sonderbarerweise niemand von den darnach befragten Passanten angeben konnte. Unter dem hier in Originalgröße reproduzierten Bilde ist wohl die Bezeichnung als Wohnhaus Goethes nicht eigens angegeben. Es ist auch kaum anzunehmen, daß es gerade dieses Moment war, welches Quadri veranlaßt hat, den Stich in sein Bändchen aufzunehmen.

In der Nähe der Ponte dei Fuseri lebte noch ein anderer Dichter, der italienische Volksdichter Ercole Bentivoglio, dessen Andenken in Venedig aber auch schon ziemlich verblaßt ist.

An das Wohnhaus Goethes in Venedig knüpft sich auch eine hübsche Reminiszenz, die Ferdinand v. Hornstein, der Freund Richard Wagners, erzählt: Er und ein Gefährte gingen einstens in Venedig darauf aus, Goethes Wohnhaus ausfindig zu machen und mühten sich eine Woche lang damit ab, ohne es ausforschen zu können. Als sie am letzten Abende ihres Aufenthaltes in Venedig nach Hause kamen, bemerkten sie im Mondenscheine schimmernd die marmorne Inschrifttafel — an ihrem eigenen Gasthofe, den sie nun schon seit Tagen bewohnten. Diese Anekdote hat Hornstein in einem vor mehreren Jahren in der »Neuen Freien Presse« erschienenen Feuilleton über »Venedig und das Theater auf dem Markusplatze« erzählt.

Schließlich sei hier noch erwähnt, daß ich in keinem einzigen der ungemein zahlreichen älteren und neueren Reisehandbücher und Führer durch Venedig auch nur den leisesten Hinweis auf das Hotel »Viktoria« im Zusammenhang mit Goethe fand.

[1]) »Vier Tage in Venedig« von Anton Quadri, wirkl. Sekretär des k. k. Venediger Guberniums. Venedig, aus der Armenischen Buchdruckerei, 1838.

Zu Goethes Stammbucheinträgen.

(Vgl. »Chronik«, XXIV. Band, Nr. 3—4, S. 25.)

Der Eintrag vom 4. September 1784 in das Brocken-Buch (Quis coelum posset ...) stammt aus dem Astronomicon des Manilius II, 115 f., wie mir Ellinger freundlich mitteilt. Goethe hat das Astronomicon in Straßburg gelesen (Weimarer Ausg., Bd. 37, S. 100 ₁₀) und also die Verse viele Jahre hindurch im Gedächtnis bewahrt.

Max Morris.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.
Vereinskanzlei: Wien, I., Eschenbachgasse Nr. 9.

XXIV. Band. | Wien, 31. Dezember 1910. | Nr. 6.

INHALT: Nächster Goethe-Abend. — Über die Mitteilungen Gustav Billeters zur Urfassung des Wilhelm Meister von Dr. Ernst Dessauer. — Die Entstehung der Liedersammlung des Goetheschen Notenheftes von K. Rhode. — Das Goethe-Haus in Venedig.

NÄCHSTER GOETHE-ABEND

Freitag, den 27. Jänner 1911, abends 7 Uhr, im Vortragssaale des Wissenschaftlichen Klub, I., Eschenbachgasse 9.

Vortrag des Herrn Hofrates Josef KAREIS:

»Aphoristisches zu Goethes Naturforschung«.

Über die Mitteilungen Gustav Billeters zur Urfassung des „Wilhelm Meister“.

Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 18. November 1910
Von Dr. Ernst Dessauer.

Gustav v. Loeper nannte 1885 gelegentlich seiner Mitteilungen über den Inhalt des Goethe-Archivs die ursprüngliche Gestalt des »Wilhelm Meister« mit unter den verlorenen Werken Goethes, zu denen er auch den »Urfaust« zählte. Zwei Jahre nach dieser Verkündigung ward Erich Schmidt das Glück, den »Urfaust« zu finden, und im heurigen Frühjahre überraschte uns die Nachricht, daß der Züricher Gymnasialprofessor und Universitätsdozent Gustav Billeter jene sechs Bücher, welche die Urgestalt des »Wilhelm Meister« ausmachen, in einer Abschrift von Goethes Freundin Frau Barbara Schultheß und ihrer Tochter nun wiederentdeckt habe. Wir hoffen den ganzen Wert des neuen Fundes, sein Verhältnis zu dem großen abschließenden Werk der »Lehrjahre« bald ermessen zu können; ein vollständiger Abdruck des Manuskriptes ist uns versprochen. Dr. H. Maync, der Vertreter der neueren Literaturwissenschaft an der Berner Hochschule, wird als Herausgeber fungieren, da Billeters Arbeitsgebiet die Antike ist.

Indes hat uns der glückliche Entdecker ein Heftchen Proben geschenkt und uns durch die Art von Vorbericht und Einleitung die Stadien der ganzen Begebenheit miterleben lassen. So werden wir auch wieder an den Urfaustfund gemahnt, den uns E. Schmidt in der Einleitung zu seiner Ausgabe wie eine spannende Novelle erzählt hat. Legt er doch Punkt für Punkt dar, wie er 1887 vom Goethe-Archiv nach Dresden zu Major v. Göchhausen gesandt wurde, der, ein Großneffe des Hoffräuleins Luise von Göchhausen, sich erbötig gemacht hatte, ihren handschriftlichen Nachlaß einem vom Weimarer Hofe Bevollmächtigten zu zeigen, und wie er zunächst nur Briefe zu gewinnen dachte. »Aber,« so fährt Schmidt, die Neugier stachelnd, frei an den Schluß der »Lehrjahre« anknüpfend, fort, »es ging mir wie Saul, dem Sohne Kis, der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand.« Und nun sieht man den Erzähler schon zur Umkehr gewillt, dann durch einen »dickleibigen Quartanten« mit »Auszügen und Abschriften« gefesselt, sieht ihn Mephistos Rede vom collegium logicum mitten unter fremden Partien erspähen, nun die Eingangsverse prüfen, die er als von den gewohnten abweichend erkennt, dann mit steigender Erregung zum Ende gehen und die Kerkerszene in Prosa finden, die entscheidet. Den Beschluß machen die Nachrichten von der Übergabe des Quartanten ans Goethe-Archiv, einer »kleinen geheimen

Faustvorlesung im Schlosse wie vor hundert Jahren«, der frohen Verkündigung des Fundes an die versammelte Goethe-Gesellschaft, endlich der Auflösung des »Urfaust« in den kritischen Apparat der Weimarer Goethe-Ausgabe, zu welcher Mitteilung jedoch dann auch der separate Text gekommen ist.

So dürfen wir auch Billeter begleiten. Wir erfahren, daß ihm einer seiner Schüler, der Sohn eines Arztes, eines Urenkels der Frau Barbara Schultheß, das Manuskript zur Prüfung übergeben habe, »ob es ein Goethe-Autogramm oder sonst irgendwie von Bedeutung sei«, und nun sich auch hier die Wahrheit verborgen habe.

Dem Umschlag hatte eine nach Billeters Vermutung gleichzeitige Hand den Titel »Manuskript von den Leiden des jungen Werthers« gegeben, doch meinte er, als sich beim Durchblättern »Wilhelm Meister« herausstellte, zunächst die Abschrift eines Druckes vor sich zu haben. Andere Arbeiten lenkten eine Weile von der Nachforschung nach diesem Drucke ab, dann ergab die neuerliche Prüfung einen ganz verschiedenartig lautenden Anfang, und nun schien die freie Bearbeitung eines anderen vorzuliegen, was auch zuvörderst nicht näher untersucht werden konnte. Aber der geheimnisvolle Fund drängte nun mächtig zur Entscheidung. So richtete denn Billeter nach einer abermaligen Pause sein ganzes Augenmerk auf die Meisterfrage, um nun endlich eine hohe Freude, die ganz und gar fürnehme Abkunft jener manch Neues und Schönes darbietenden Blätter unzweifelhaft zu erkunden, in vollen Zügen zu genießen.

Denn der Titel vor dem dritten Buche »Wilhelm Meisters theatralische Sendung« war ja derselbe, den Knebels Tiefurter Brief an Herder vom 16. Juli 1777 (von und an Herder, 3, 10, vergl. Gräf, Goethe über seine Dichtungen, Bd. I/2, S. 706), ganz ausdrücklich nennt, der in Boies Schreiben an Goeckingk angedeutet ist: »Goethe soll an einem großen Gedicht, die Sendung arbeiten. Wissen Sie was davon?« (Lesarten zur Weimarer Ausgabe, Bd. 21, vergl. auch Brief Goethes an Knebel, vom 21. November 1782, Gräf a. a. O. S. 716.)

Interessant ist, daß Billeter als Nicht-Fachmann, resp. -Meisterforscher noch ein verzögerndes Schlußmoment in die langsame Enthüllung der Wahrheit brachte: mußte er doch erst bei Prüfung der als »goethisch erkannten Partien« des Manuskriptes durch die Einleitung der Heinemannschen Goethe-Ausgabe Knebels Bericht, der einem Kenner der Forschungsergebnisse sofort durch den Sinn gegangen wäre, kennen lernen oder daran erinnert werden, und konnte es somit geschehen, daß diese Worte zuvörderst nur seine Ansicht festigten, eine freie Ausgestaltung des »Meister« empfangen zu haben.

Sonst kündet uns Billeter nicht allein die Wonne des Genießens, die ihm, der den so lange vergrabenen Schatz als erster wieder schauen durfte, ins Herz strömte, seine Andeutungen halten, zu weiterer Vergleichsarbeit noch manchen Spielraum gewährend, schon mehreres fest, das die alte Fassung speziell charakterisiert, und ich verweise, wo er schon einen Punkt berührt hat, an den entsprechenden Stellen stets auf seine Einleitung.

Der Urmeister, von dem wir bis zu Billeters Proben bloß jene Stelle im dreizehnten Kapitel des vierten Buches (entsprechend mit leisen Varianten Lehrjahre II, 11) kannten, da Wilhelm des Harfners dramatischen Ausdruck feiert, wird, völlig abgedruckt, Wilhelms Geschichte bis zu dem Zeitabschnitte zeigen, da er Schauspieler geworden ist, »noch nicht völlig, aber doch beinahe entschlossen, es zu bleiben«. (Billeter, S. 13.) Die Schlußworte vergegenwärtigen, nach Billeters Bericht (S. 17 f.), Wilhelms dort ausgemalte Erinnerungen an die schöne hilfreiche Amazone (Lehrjahre V, 3). Ein Werk aus der Zeit bedeutsamsten, anhaltenden Schaffens für den Staat, verfaßt in den Jahren 1777 bis 1785, wie unter anderem Goethes eigene Zeugnisse, die Gräfs so überaus wertvolles Werk in reicher Fülle verzeichnet, erhärten. Knapp und sauber hat Creizenach in seiner Einleitung zu den Wilhelm Meister-Bänden der Jubiläumsausgabe die Hauptpunkte der Entstehungsgeschichte vorgetragen, wir wiederholen sie im Anschluß an seine Darlegung.

1777 erfolgte das erste Diktat am »Wilhelm Meister« und seither läßt jedes Jahr — 1779, da die Schweizerreise getan wurde, die Prosafassung der »Iphigenie« entstand und 1781 ausgenommen — an Tagebuchaufzeichnungen, an Briefen an die Freunde, Charlotte v. Stein, das herzogliche und Herdersche Paar, Knebel, der Arbeit Förderung erkennen, wie denn auch die Teilnahme des Prinzen August von Gotha, Mercks, Barbara Schultheß' bezeugt ist und Frau Rat in Frankfurt Handschriftliches zuging.

Doch auch 1781 hat Goethe auf Thüringer Wanderungen wohl für »Meister« eingesammelt, so gut wie später in Italien, wo den Wanderer nach Neapel das Bild Mignons grüßte. Aber diese italienische Zeit, für anderweitige, köstliche, dichterische Ernte so bedeutsam, brachte dem Wilhelm keinen eigentlichen Weiterbau, dieser setzte seit dem Frühjahr 1786 aus, das Goethe noch am siebenten Buche tätig fand, nachdem bei nahendem Jahresschluß 1785, kurz nach Vollendung des sechsten Buches, der Plan auf weitere sechs Bücher gemacht worden war.[1] Erst die beginnenden Neunziger-Jahre brachten das Werk zurück, verliehen

[1]) Goethe bezeichnet freilich (Brief an Knebel 1778 vergl. Gräf, Goethe über seine Dichtungen, I, 2, S. 707) das erste Buch als »ohngefähr achten Teil« des Romanes.

jene Ausgestaltung, die für jeden Kenner Goetheschen Schaffens den »Wilhelm Meister« bedeutet.

Billeter läßt uns Teile des ersten sowie des zweiten und vierten Buches genießen. Diese bringen, wie er uns sagt, das meiste bisher Unbekannte. Das erste und zweite Buch soll, wer die »Lehrjahre« heranzieht, rekonstruieren können. Kapitel 2—4 von Buch I sind zur Wahrung des Gesamteindruckes vollständig gegeben, doch ist sonst bei der Lektüre die häufige Mitbenützung der »Lehrjahre« nicht zu vermeiden, da sonst der Hauptsache nach nur abgedruckt ist, was für uns von den berücksichtigten Büchern neu ist. Wir sind in der Lage, für die Hauptprobleme der Dichtung wie für vieles einzelne vergleichende Erwägungen zu tun. Das Theaterwesen sollte, wie schon die Bitte an Merck von 1778 ihm bei künftiger Produktion nach Art von dessen Geschichte des Herrn Oheims nicht ins »theatralische Gehege« zu kommen, erhärtet, schon damals des Romanes Thema bilden, und die Proben lassen erkennen, daß der Kampf der beiden Lebensrichtungen, der kaufmännischen und theatralischen Welt, in Wilhelms Brust wogt, ohne daß, was in diesem Stadium der Erzählung natürlich ist, eine bestimmte Entscheidung klar würde. Wir danken Minor eine so anziehende wie lehrreiche Darlegung (Goethe-Jahrbuch, Bd. IX) von Goethes damaliger Stellungnahme zu den vornehmsten Fragen des Werkes.

Die Welt des Theaters ist das Bild der wahren, das ist die Devise der Frankfurter Geniezeit, so gut wie die vielen Theaterschilderungen zeitgenössischer Romane, und noch Moritz' späterer »Anton Reiser«, Tiecks im »Jungen Tischlermeister« genutzte Jugendgeschichte von hoher Wertung des Bühnenwesens Zeugnis ablegen. Goethe empfand jedoch nach Minors Formulierung in den Weimarer Jahren die Theaterwelt mehr und mehr als »Unnatur und Unwahrheit« gegenüber der Wirklichkeit und dem Leben; und Italien vollendete die Abwendung, die innerlich dauerte, trotz der praktischen Direktionsbetätigung seit 1791. Die Schauspielkunst Wilhelms nahm der Dichter der Urfassung, wofür Proben und Andeutungen nichts Sicheres konstatieren lassen, wohl schon als verirrten Dilettantismus, auch das ein selbst gehegter Krankheitsstoff, den jene Reise für immer ausschied. Für die Absicht mit dem »Meister« lassen dann die »Tages- und Jahreshefte« lesen: »Die Anfänge Wilhelm Meisters hatten lange geruht. Sie entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der grossen Wahrheit: Dass der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn, abzustehen, er kann aber mit sich nicht ins Klare kommen, und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiss, wie es zugeht. Hiezu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus usw. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung gränzt, und doch lässt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreissen. Gar viele vergeuden hiedurch den schönsten Theil ihres Lebens, und verfallen zuletzt in wundersamen Trübsinn. Und doch ist es möglich, dass alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen« — das ja Goethe selbst in tröstlichen Rekapitulationen seines Lebens mehr und mehr darin finden wollte. Im Leben der höheren Stände muß wohl schon damals wie später die Poesie gesucht worden sein (auch hier lassen die Proben noch keine Vermutung oder Feststellung zu), hatte doch Goethe — ich repetiere Minors Ergebnisse — sich früher vor den Vornehmen ohne Haß verschließend, durch das Ende des Noviziates mit Frau v. Stein (1781), da er ihrer Liebe »sicher und gewiß« geworden, durch ihren Einfluß gelernt, sich freundlich in die vornehme Welt zu schicken, die damals durchaus richtige Ansicht in sich reifen lassen, nur der Edelmann habe in Deutschland die Möglichkeit, seine Persönlichkeit auszubilden, trat er als Dichter seit den »Geschwistern« auf die Seite gemäßigter, lebenstüchtiger, nicht exzentrischer Charaktere. Näher war in der Weimarer Zeit das Verhältnis zum Kaufmannsstande geworden. Der »Götzdichter« hatte ihm kaum Sympathie bewiesen, gegen die Tradition hatte das kaufmännische Milieu der »Stella« gefehlt, doch die »Geschwister« führten es zurück. Der brave Werner hat freilich schon in unseren Proben, wie später in den »Lehrjahren« seinen pedantisch philiströsen Anstrich. So sehr man nach Kenntnis dieser Anschauungsweise zu Vermutungen über den beabsichtigten Abschluß berechtigt ist, wird auch die vollständige Fassung, da die Erzählung bei Wilhelms Vereinigung mit dem Schauspielerberufe haltmacht, kaum Bestimmtes erkennen lassen, wohin Goethe seinen Helden damals schließlich zu führen gedachte. Kaum wird man erfahren können, ob die Heirat Wilhelms mit Mariane den Schluß hätte bilden sollen, wie dies Frau Rat, die das Manuskript der sechs Bücher längere Zeit bei sich aufbewahrt haben wollte, Tieck nach der Mitteilung, die er seinem Biographen Köpke machte, 1806 vertraut hat. Creizenach vermutet wohl mit Recht, daß jene sechs Bände solch einen Abschluß kaum enthalten haben dürften, und vielleicht wird man auch, wenn die Briefe der verlassenen Mariane im siebenten Buche, die dieser Forscher früheren Bestandteilen des Romanes zurechnen möchte, diesen nicht angehören sollten, aus der ganzen Beleuchtung

Marianens in der alten und neuen Fassung den Eindruck haben, den Creizenach aus dem Ton der Briefe empfing, »daß Mariane wie Hamlet von dem ganzen Stück zu Tode gedrückt werde«. Die alte Fassung mag von größerer Ausdehnung gewesen sein, das hatten Goethes Äußerungen ja längst vermuten lassen. Verwies er doch Schiller, der die zu breite Schilderung des Theaterwesens in der ersten Niederschrift des fünften Buches der »Lehrjahre« tadelte, auf die stetigen leidigen Reste solcher früherer Bearbeitungen, ob auch das ursprüngliche Manuskript um ein Drittel verkürzt worden sei. Und den Proben werden wir manche ausgeführtere Gestaltung später sehr knapper Partien abmerken. Stilistisch wird sich aus dem nunmehr Bekannten kaum ein Gegenbeweis gegen Creizenachs Anschauung gewinnen lassen, Goethe habe das »allzu Aufgeknöpfte und Studentenhafte« seines Sturm- und Drangstiles wie im zweiten, 1782 begonnenen »Werther« schon in dieser ersten Meistergestalt gemieden.

Wir haben, in die Betrachtung von Einzelheiten eintretend, einer Herderschen Angabe zu gedenken, deren Richtigkeit die neu mitgeteilten Proben nunmehr bestätigen (an Gräfin Baudissin, vergl. Aus Herders Nachlaß, I. 20 f., und Gräf, a. a. O., Bd. I/2, S. 757):

»Vor vielen Jahren las er [Goethe] uns daraus (d. h. aus „Wilhelm Meister") Stücke vor, die uns gefielen, ob wir gleich auch damals die schlechte Gesellschaft bedauerten, in der sein Wilhelm war und so lange, lange aushielt. Ich weiss, was ich auch damals dabei gelitten habe, dass der Dichter ihn so lange unter dieser Gattung Menschen liess. Indessen war damals der Roman anders. Man lernte den jungen Menschen von Kindheit auf kennen, interessirte sich für ihn allmählich und nahm an ihm Theil, auch da er sich verirrte. Jetzt hat der Dichter ihm eine andere Form gegeben; wir sehen ihn gleich da, wo wir ihn nicht sehen mögen, können uns seine Verirrungen nur durch den Verstand erklären; interessirt aber hat er uns noch nicht so sehr, dass wir irgend mit ihm sympathisiren könnten.«

In Wilhelms Kindheit wird tatsächlich Einblick verstattet, denn erst die »Lehrjahre« bringen diese Jugendzeit in der autobiographischen Form, wie Wieland sie im »Agathon« gebraucht, hier herrscht dafür biographische Methode, wie bei manchem englischen Erzähler, wie etwa (vergl. Creizenach, a. a. O., S. XI) in Fieldings »Tom Jones«, und die Zauberwelt des Puppentheaters tut sich in gegenwärtiger Handlung, nicht in Gesprächen mit der Mutter und Mariane vor uns auf. Die vielfach andere Disposition der »Lehrjahre« hat freilich auch hier manchmal künstlerisch bedeutsam nachgeholfen. Wie anders, wenn Wilhelm nach dem ersten Glück und Staunen erregenden Puppenspielabende nach der alten Fassung umherschleicht, »als wenn er eine verlorne Liebe suchte« oder bei gleicher Schilderung dem Ausruf in Marianens Gemach (Lehrjahre I, 3): »Ach, wer eine verlorne Liebe sucht, kann nicht unglücklicher sein, als ich mir damals schien!«, der »freudetrunkne Blick« einer Liebe folgt, die sich des Besitzes stets sicher wähnt.

Den Verlust des ganzen Einganges aber, wie ihn die alte Fassung bietet, wird man sicher beklagen. Da lernt man Wilhelms kluge, gütige Großmutter kennen, die mit »reichlichen Renten« gesegnet, Kinder und Enkel gern bedenkt, ihnen »das Beste« jedoch bis nach ihrem Tode aufhebt, »wo sie hoffte, daß sie gescheuter sein sollten, als sie bei ihrem Leben nicht hatte sehen können«. Sie ist hier — der Zusammenhang mit der Selbstbiographie fällt ins Auge — Urheberin des Puppenspieles und es wird hübsch ausgemalt, wie Wilhelms Vater sie bei der Zurüstung dieser Dinge überrascht. Vor der Schilderung des Besuches steht der Anfang, der Billeter in dem Manuskript eine andere freie Bearbeitung annehmen ließ: »Es war einige Tage vor dem Christabend 174—, als Benedikt Meister, Burger und Handelsmann zu M—, einer mittlerern Reichsstadt, aus seinem gewöhnlichen Kränzgen abends gegen achte nach Hause gieng. Es hatte sich wider die Gewohnheit die Tarokpartie früher geendigt, und es war ihm nicht ganz gelegen, daß er so zeitlich in seine vier Wände zurückkehren sollte, die ihm seine Frau eben nicht zum Paradiese machte. Es ware noch Zeit bis zum Nachtessen, und so einen Zwischenraum pflegte sie ihm nicht mit Annehmlichkeiten auszufüllen, deswegen er lieber nicht ehe zu Tische kam, als wenn die Suppe schon etwas überkocht hatte.« Man sieht dann, wie sehr Wilhelms Vater auch hier gegenüber phantasievoller Fest- und Theaterfreude sein Nützlichkeitsevangelium predigt, die Alte ermahnt ihn dann: »„Benedikt," sagte die Alte, „ich habe ihnen Puppen geputzt, und habe ihnen eine Comödie zurechte gemacht, Kinder müssen Comödien haben und Puppen. Es war euch auch in eurer Jugend so, ihr habt mich um manchen Batzen gebracht, um den Doktor Faust und das Mohrenballet zu sehen, ich weiß nun nicht, was ihr mit euern Kindern wollt und warum ihnen nicht so gut werden soll wie euch."«

Der sonderbare Eingang zeigt Wilhelms Eltern hier in lebhaftem Zwiste, und den folgenden Abschnitten kann gar entnommen werden, wie die in den »Lehrjahren« milder gehaltene und als Beschützerin der alten Meisterin angenäherte Mutter noch in älteren Jahren für einen abgeschmackten Menschen entbrennt, viele Verdrießlichkeiten stattfinden, den Kindern durch

der Mutter häufige üble Laune die natürliche Stütze gegen die Härte des Vaters entgeht und ein schädliches »in sich selbst Verkriechen« gefördert wird.

Wilhelms Direktionstätigkeit wird hier weiter ausgeführt, seine Strenge gegen profane Störer von Vorstellungen ist so gut gekennzeichnet, wie es all die Leiden sind, die Rollenstreitigkeiten und Absagen verursachen, und an unserem Helden wird gerühmt, daß er überhaupt als Bühnenleiter strengste Objektivität wahrt und gern bereit ist, zugunsten der Sache geringere Rollen zu spielen, endlich auch, obwohl er früh der Frauenliebling ist und die Mädchen bei Besuchen im Laden das Bild Wilhelms, des Handelsbeflissenen, mit dem Wilhelms, des Theaterprinzen, vergleichen, in keine diesbezügliche Rivalität mit seinen Mitspielenden gerät. Die Grenze von Kindes- und Knabenalter bringt auch in diese Theatervergnügungen eine Krise, und wie Goethe vortrefflich beobachtet: »Das Knabenalter ist, glaub ich, darum weniger liebenswürdig als die Kindheit, weil es ein mittler, halber Zustand ist. Das Kindische klebt ihnen noch an, sie noch am Kindischen; allein sie haben mit der ersten Beschränktheit die liebe volle Behaglichkeit verloren, ihr Sinn steht vorwärts, sie sehen den Jüngling, den Mann vor sich, und weil auch ihr Weg dahin geht, eilt die Einbildung voraus, ihre Wünsche überfliegen ihren Kreis, sie ahmen nach, sie stellen vor, was sie nicht sein können noch sollen«, so zeigt er auch, wie bei den jungen Komödianten mit bewußterer Mühewaltung im Handwerke eine steife Mittelmäßigkeit mit der »ersten Unbefangenheit« tauscht und die Nachahmung fremder Schauspieler, die ihrerseits selbst zwischen »Natürlichkeit und Affektation« schwanken, nur Schaden bringt. Stärkere Akzente fallen dann auf Wilhelms mangelndes inneres Verhältnis zum Handelsstand, ungenügend ist seine Wertschätzung des Geldes, er fühlt das Gewerbe als Fessel, unangenehme Auseinandersetzungen mit dem Vater begünstigen die Flucht in sich selbst, machen die Liebe zum Theater mächtiger auflodern, die nicht anders, denn als unnatürliches Naturgefühl gefaßt wird; denn Wilhelm ist, wenn er einmal dem Stadtgefängnis entwischt ist, »zum Besuch in der herrlichen Natur, und sie behandelt ihn als Besuch«. »Und mit der Fülle von Liebe, von Freundschaft, von Ahndung großer Taten, wo sollte er damit hin? Mußte nicht die Bühne ein Heilort für ihn werden, da er wie in einer Nuß die Welt, wie in einem Spiegel seine Empfindungen und künftige Taten, die Gestalten seiner Freunde und Brüder, der Helden, und die überblinkende Herrlichkeiten der Natur bei aller Witterung unter Dache bequem anstaunen konnte? Kurz, es wird niemand wundern, daß er wie so viele andere ans Theater gefesselt war, wenn man recht fühlt, wie alles unnatürliche Naturgefühl auf diesen Brennpunkt zusammengebannt ist.«

So wird denn auch die Liebesgeschichte mit Mariane wirklich und breiter durchgeführt, nicht bloß summarisch zusammengefaßt, gezeigt, wie Wilhelm die Schöne auf dem Theater bewundert, seine Liebe zu schwelen beginnt, wie er jeden beneidet, der mit ihr auf der Szene frei tun darf, oft wenn sie in einem Stücke auftritt, seine ganze Kennerschaft vergißt und in »kindliche Täuschung« gerät. Vortrefflich ist da eine Beobachtung aus dem Milieu: »Sie sah ihn auch etlichemal mit so einem bedeutenden Blick an, daß er glauben mußte, sie bemerke ihn, und es tat ihm äußerst wohl, ob sie gleich nicht im geringsten auf ihn Acht hatte. Denn auf dem Theater und in der großen Welt gewöhnt man sich, die Augen bedeutungsvoll auf Gegenstände zu richten, von denen man oft gar keine Notiz nimmt, und einer Frau besonders, die aus der Erfahrung hat, daß ihre Augen manichfaltig wirken, aufreizen, lebendig machen, wirds mechanisch, mit den Leuten Katzenmäusges zu spielen, ohne sie zu bemerken« — und mächtiger hier überhaupt der Theaterhintergrund ausgeweitet: zwei Schauspieler, die Wilhelm kennen gelernt hat, wollen ihm verschiedene Rollen vortragen, und bei dieser Zusammenkunft lernt Wilhelm Mariane persönlich kennen. Er darf das Glück genießen, selbst ihr schauspielerischer Partner zu sein, er hat Gelegenheit, seine Verehrung für einen Stand zu bekunden, dem die Macht eigne, die Menschen durch einen Einzigen zu großen Empfindungen mitfortzureißen, sie sich als Brüder fühlen zu lassen. Romantisch schlingt das Schicksal seine Fesseln, er hat an jenem Abend Mariane nach Hause begleitet, doch die Rücksicht auf den abendlichen Familientisch verwehrt es ihm, ihre Einladung »noch mit herauf zu kommen«, anzunehmen, doch »zerstreut und ungeschickt« ist er am nächsten Tage bei der Arbeit und fühlt sich abends wie »von einer unsichtbaren Hand beim Schopfe gefaßt« »und wie im Traume auf dem Kanapee an der Seite seiner Angebeteten« sitzen. Die Entwickelung des Verhältnisses wird geschildert, dargelegt, wie sich in scherzhaftes Geplauder, witziges Spiel die Erotik stärker und stärker einmischt, dumpfe Begierde mächtiger vorwaltet, endlich nach stürmischen Liebesklagen Wilhelms die Vereinigung erfolgt. »Täglich aber versanken mehr die Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Witz, wodurch sie im Anfang ihrer Leidenschaft einander fest zu binden, zu unterhalten gesucht und jede Liebkosung gewürzt hatten. Sonst scherzten sie oft in kleinen Szenen aus diesem oder jenem Stück, verspotteten einander mit lieblichen Neckereien irgend eines Dichters, und wenn der Gereizte ihr zuletzt um den Hals fiel und sie mit einem Kuß bestrafte, und

sie durch so eine selige Katastrophe das Vergangne zu Lügen machte, da warens die höchste Zeiten der Liebe; nun aber, da sie sich in diesen Freuden übernahmen, hatte es eine Wirkung auf Wilhelms Kopf, als wär er in Bier berauscht; er ward dumpf und unbehaglich in seinem Sehnen, daß er auf allerlei kleine Eifersucht und Neckereien fiel, daß man ihm wohl verzeihen muß; denn er war schlimmer dran als der einem Schatten nachläuft; denn er hielt in seinen Armen, er berührte mit seinen Lippen, was er nicht genießen, woran er sich nicht sättigen sollte. Mariane, die seine Qual nicht verkannte, hätte wohl schon in manchen Augenblicken das Glück, das er so sehnlich wünschte, mit ihm geteilt; sie fühlte in sich, daß er weit mehrers wert war, als sie ihm geben konnte, aber seine Verwirrung und seine Liebe verdunkelten ihm seine Vorteile; und ihre Stille, ihre Unruhe, ihre Tränen, ihre fliehenden Umarmungen — lieblichste Töne der ergebenden Liebe — warfen ihn außer sich in überdrängten Schmerz zu ihren Füssen, bis sie beide zuletzt in dämmernden Augenblicken des Taumels sich in den Freuden der Liebe verloren, die das Schicksal den Menschenkindern aufspart, um sie für so viel Druck und Leiden, Mangel und Kummer, Harren, Träumen, Hoffen und Sehnen einigermaßen zu entschädigen.«

Mariane ist hier anders als in den »Lehrjahren« aufgefaßt, sie figuriert als Madame B., sie hatte »eine Gewissensheurath mit einem Menschen ohne Gewissen« geschlossen und gilt nun »wechselsweise für Jungfrau, Frau und Witwe«. Wilhelm glaubt auch hier an ihre Tugend, sie hängt nicht mit Liebesleidenschaft an ihm wie die Mariane der »Lehrjahre«, fühlt sich aber durch seine Zartheit, seinen Glauben an sie von einem ganz anderen Leben, als es Wilhelm träumt, gereinigt und vermag sich »halb natürlich, halb theatralisch« in seine Stimmung zu versetzen. Man stößt hier wie in der Folge zuweilen auf den Keim später ausgeführter Situationen, denn wenn im zweiten Buche ein Gespräch über Schauspielerelend (vgl. Billeters Einleitung, »Mitteilungen«, S. 10) mit einem jener zwei Schauspieler, in den »Lehrjahren« mit Melina geführt wird, ist hier eine alte Theaterschneiderin gewissermaßen eine Vorbotin der in den Proben wenigstens nicht auftretenden alten Barbara, die Vertraute Marianens in deren heikler Angelegenheit, und die Grundlinien des stürmischen Auftrittes (»Lehrjahre« I, 12) sind gezogen; knapper und ohne die Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Situation zu sammeln, berichtet die alte Fassung, daß Mariane oft, wenn sie in Verlegenheit sei, »in das Schicksal des folgenden Tages wie in eine trübe Ewigkeit hineinstarre«, lebendiger, unmittelbar von der Szene ausgehend, zeigen die »Lehrjahre« die weinende Mariane, die den Tag nicht sehen mag, in ihrem Bette und die Entwicklung des bewegten Auftrittes bringt Wilhelms ahnungsvollen Traum. Muß hier unbedingt ein künstlerischer Fortschritt in der Umformung konstatiert werden, so ist der geschlossene Gang der Erzählung in den Schlußkapiteln der alten Fassung bis zu dem wundervollen Nocturno vor Marianens Tür wohl vorzuziehen. Hier wie dort wird Wilhelms Reise, für die hier auch der Beschluß von Marianens Direktor, magerer Einkünfte wegen die Zelte abzubrechen, maßgebend ist, in den »Lehrjahren« im Gespräch der Väter Wilhelms und Werners, hier von den jungen Leuten selbst vereinbart (Werner soll dafür Geld borgen), nur geplant, doch auch Wilhelms Fahrt in den Nachbarort, um sich ein Pferd zu holen, wird hier noch nicht getan, so daß die Melina-Episode dem zweiten Buche für einen anderen Zusammenhang aufbewahrt bleibt. So fehlt denn auch noch das Gespräch mit dem Unbekannten über die Kunstsammlung des Großvaters (vgl. Billeters Einleitung, »Mitteilungen«, S. 7), das man wohl mit so viel Recht in den »Lehrjahren« als störenden Einschub empfinden wird, als man den Verlust der Geschichte von Wilhelms und Marianens Liebe bedauern muß.

Vom zweiten Buche geben die Proben zunächst eingehendere Ausführungen über den Zustand nach Wilhelms Krankheit, verderbliche Wirkungen üben auf Phantasie und Laune der übermäßige Genuß von Getränken, wie Kaffee, Tee, Wein, so gut wie das stetige faule Zimmerverkriechen. Dabei läuft eine interessante physiologisch-psychologische Beobachtung mit unter:

»Leider wird dieser fast so unbeschreiblich als unerträgliche Zustand von Vielen wohl verstanden werden, die, wie unser Freund, sich für außerordentliche physische und moralische Phänomene ansehen, und jene Bewegungen, die sie zerreißend beunruhigen, der Gewalt ihres Herzens, der Kraft ihres Geistes zuschreiben; da sie doch mit etwas mehr Ordnung in ihrer Diät, mit etwas mehr Natur in ihrem Genusse zu ihrer eigenen und zu der Ihrigen Zufriedenheit recht ordentliche und recht natürliche Menschen werden würden. Ja, erlaubt mir, meine Freunde, daß ich euch sage: Ihr erscheint mir oft wie kleine sachte Bäche, worein die Knaben Steine tragen, um sie rauschen zu machen.«

Später erfolgt Wilhelms Wiederkehr zu den Theaterbüchern, es findet ein Gespräch mit Werner über die drei Einheiten statt, wie denn Billeter schon eingangsweise (Mitteilungen, S. 9) mitteilt, daß in diesem Buche der Dichter und Kunstkritiker Wilhelm gegen den praktischen Theatermenschen mehr hervortritt. Das Gespräch ist interessant, auch für die Charaktere der Sprecher. Den phantasierenden Wilhelm malt uns Goethe

gleich zu Beginn des Kapitels, darlegend, wie er bei der Weite seiner Empfindungswelt selten zu blanker Deutlichkeit im Gespräch gelange und im Dialog, wenn der störende Eingriff des Gegenparts seine Ideen zerreiße, in Bildern und Gleichnissen oft genug vom erörterten Gegenstande abschweife. Werner strebt seinem Wesen gemäß nach festen Prinzipien, möchte gern einen genauen Maßstab in die Hand bekommen, nach dem ein Stück zu beurteilen wäre, und wissen, was man von den drei Einheiten halten dürfe. Wilhelms Standpunkt ist der eines selbständig empfindenden und studierenden, nicht memorierenden Kunstfreundes, Einheit der Handlung im höheren Sinne akzeptiert er durchaus, doch vor den übrigen wäre viel anderes abzuhandeln, statt dreier Einheiten gleich ein Dutzend (Kleidung, Ton etc.) festzusetzen, denn Einheit die als Kunstwort für jede der drei Einheiten etwas anderes bedeute (vergl. Billeters Andeutungen, Mitteilungen, S. 10) sei schließlich nichts anderes als innere Ganzheit, Übereinstimmung mit sich selbst, wie es die Romantiker später festlegten. Ein begeistertes Lob Corneilles und seiner großen Seele folgt diesen theoretischen Ausführungen, auch Wilhelms eigenen Versuchen wird ihr Recht, wenn das einschlägige Gespräch der »Lehrjahre« näher ausgeführt, an Stelle des dortigen Autodafés als sehr hübsches Motiv Wilhelms Furcht gezeigt wird, Werner möchte auf der Verbrennung der teuren Marianeandenken bestehen, die er dort, wünschend, die Spuren jener Vergangenheit zu vernichten, selbst den Flammen überliefert.

Einzelnes über diese Versuche, unter denen sich »mit theatralischem Anstand« ausgeführte biblische Stoffe, als uns von vornherein interessant, finden, wird auf einem Spaziergange erörtert, den Wilhelm mit Schwester (vergl. Billeters Einleitung, Mitteilungen, S. 9) und Schwager tut (die Heirat zwischen Werner und Wilhelms Schwester Amelie ist schon hierher verlegt), auch einzelnes rezitiert, z. B.

»„Ihr tiefen Schatten, heißet mich willkommen,
Hier fühlt die Brust sich weniger beklommen,
Du stiller Teich, du Baum, den ich erkor,
Gewähret mir die Ruh', die ich verlor.

O Stamm, der du, was Menschen auch empfanden,
So lange hier in fester Ruh' gestanden,
Rings um dich her der Kinder Schaar gezeugt,
Der du, wie wir, dem Sturm dich jung gebeugt,
Befestigt nun mit männlich starken Seiten,
Dem Wetter stehst, und der Gewalt der Zeiten,
O sprich mir Mut, du dauerhafter, zu,
Lehr meine Brust dem Unglück stehn wie du.

O Lüftchen, das die stille Welle kräuselt,
Das mir um Stirn und Locke freundlich säuselt,
Von Ast zu Ast mutwillig wechselnd fliegt,
Mit einem Hauch viel tausend Zweige biegt;
O kannst du mir auf deinen stillen Schwingen
Nicht auch den Trost in meinen Busen bringen!

Doch auch[1]) vergebens such ich hier mein Glück,
Ich floh den Hof, es blieb der Schwarm zurück.
Dort ließ ich sie, in wohl verwahrten Mauern[2]),
Mit Freundesblick einander aufzulauern,
Ließ das Gefolg des Reichtums und der Macht,
Die Schmeichelei, die unbequeme Pracht,
Und dachte, der Natur hier übergeben,
Mit mir allein, mir selber aufzuleben;
Doch leider fühlt mein Herz, nun völlig frei,
Die alte Qual hier doppelt wieder neu.“«

Manches Wort zur Theorie fällt, so erörtert Wilhelm, daß die vorgestellte Handlung im Drama vor Gesinnungen und Empfindungen zu stehen habe, auch Charaktere sich nur »in Bewegung und durch Bewegung zeigen dürften«. Er liest ein Aufsatzfragment über den Grund des Vergnügens am Trauerspiele vor, erinnert daran, wie das stetige Streben des Menschen nach dem Sonderbaren ihm in der lebendigen Darstellung solcher Vorgänge die höchste Rührung gebe, endlich ein inniger Zusammenhang zwischen grausamen Begierden und süßen Vergnügungen bestehe. Anziehend spricht sich der Aufsatz über das gereinigte Theater aus, das mehr Beifall bei den Verständigen gewinne, doch von seiner ursprünglichen Bestimmung mehr und mehr einbüße:

»Es scheint mir, wenn ich ein Gleichnis brauchen darf, wie ein Teich zu sein, der nicht allein klares Wasser, sondern auch eine gewisse Portion von Schlamm, Seegras und Insekten enthalten muß, wenn Fische und Wasservögel sich darin wohl befinden sollen.«

Gegen Ende des Buches ist die Schilderung des Hausumbaues durch Werner (vgl. Billeters Einleitung, Mitteilungen, S. 11) der Beschluß von Wilhelms Reise im Gespräch mit Werner, erwähnenswert: »Heimgekehrt findet er Werner in sonntäglicher Behaglichkeit. Liebevoll malt der Dichter dessen stille Freude am Besitze des Hauses, am Ausdenken und Überwachen des Umbaues, durch den es zu neuer Stattlichkeit wieder erstehen soll; seinen aus praktischen Erwägungen und Rokokoästhetik zu einem wunderlich hübschen Ganzen sich verbindenden Geschmack; ein köstlicher Zug ist die Schilderung seiner sonntäglichen Lektüre im Hauptbuch — — Und nun erhebt sich die Szene wie in absichtsloser Natürlichkeit und doch in wundervollem künstlerischem Kontrast zu einem gleichsam genau abgewogenen Gegengewicht zu Wilhelms Hymnus auf die Poesie und den Beruf des Poeten; Werner ver-

[1]) So die Handschrift; die Lesung »ach« ist unnötig.
[2]) Die Handschrift »Mauren«. (Die Noten von Billeter, a. a. O., S. 81.)

herrlicht den Handel im Großen, »alle Art von Spedition und Spekulation« als eine Macht, die, die Menschheit verbindend und eine der wichtigsten Grundlagen ihres Daseins, zugleich den Einzelnen, der das Glück ergreift, emporhebt in eine Höhe, die sonst nur den Großen dieser Erde vorbehalten schien.« Man erinnert sich ferner, wenn auch hier Wilhelm rückständige Schulden einkassieren soll (vgl. Billeters Einleitung, Mitteilungen S. 13), des gleichen Beschlusses der beiden Väter im ersten Buche.

Von den übrigen Büchern ist nur das vierte mit einigen wenigen Proben vertreten. So werden denn, aus dem 1. Kapitel im Anschluß an eine Stelle der »Lehrjahre« (III, 1) Wilhelms Empfindungen nach seinem jedenfalls ersten Auftreten auf dem Theater geschildert, sein Ohr bewahrt den Klang des Beifalles, er fühlt noch die Bewegung im Hause. Wieder merkt man hier wie im ersten Buche (Kap. 12) Goethes damalige skeptische Theaterauffassung durch:

»Den andern Morgen, nachdem er sich in einem langen Schlafe erholt hatte, stieg er auf wie aus einem Rausche erwachend. Der Überrest der Schminke auf seinen Backen und die in wundersamen Locken noch durcheinander fallenden Haare machten ihm seinen gestrigen Zustand wieder lebendig und bei nüchternem Mute einen seltsamen Eindruck auf ihn.«

Eine Stelle aus dem dreizehnten Kapitel betont spezieller, als in den »Lehrjahren«, wie Wilhelm, den, wenn das Vorausgehende zu den Partien der »Lehrjahre« stimmt, des Harfners Gesänge aus dem Zustande von Unruhe und Eifersucht erlösen, das Gefühl seiner höheren Sendung wiedererweckt wird, Kap. 16 vergegenwärtigt in der Einleitung zu jener wundervollen Mignonszene, an deren Schlusse des Harfners Gesänge in des Freundes Glück hineinklingen, um Wilhelms Schwanken zwischen seiner alten und seiner neuen Welt zu motivieren, die arge Not, die Wilhelm in der Theaterwelt Unfähigkeit und Einbildung der Schauspieler, das Ehepaar Melina, Philinens Prätension und die Not mit Mignon schaffen. Wird hier das unentschlossene Schwanken, in dem der Mensch überhaupt mangels eines entscheidenden Notantriebes oft so lange verharrt, gekennzeichnet, so führt der Eingang des Kapitels aus:

»Wenn sich der Mensch in Umständen befindet, die zu dem Raume, den sein Geist einnehmen sollte, in keinem Verhältnisse stehen, wenn er eingeengt, umwunden und verstrickt ist, und er lange dagegen gearbeitet hat, gewöhnt er sich endlich zu einer dunkeln, gutmütigen Geduld und folgt gelassen den trüben Pfaden seines Schicksals. Wenn dann manchmal ein Blitz aus einer höheren Sphäre ihn umleuchtet, schaut er freudig auf, die Seele erhebt sich, er fühlt sich wieder; doch bald, von der Schwere seines Zustandes niedergezogen, giebt er das wieder geahndete Glück mit gelindem Murren wieder auf und überläßt sich nach geringem Widerstreben der Gewalt, die den Stärkern wie den Schwachen dahin reißt«. Aus dem 11. Kapitel folgt erst hier ein Gespräch Wilhelms mit einem Herrn v. C. über den Ruhm; der Sprecher ist Offizier und vielleicht mit Jarno oder einem seiner Gefährten identisch. Wilhelms noch jugendlich glühender Ruhmbegierde setzt der Erfahrene die Absicht entgegen, in seinem Kreise seine Pflicht zu tun, sei doch der Ruhm oft nur Zufall, werde das Verdienst vieler Würdiger oft nur von einzelnen davongetragen, nur das Roheste, Allfälligste ausgezeichnet. So wird denn Wilhelm auch als dramatischer Schriftsteller belehrt, wie sehr bei der Menge das Grobe, Sichtbare gegen das Feinere an Wirkung zurückstehe.

Nach so mancher erfreuender Spende kündet uns Billeter am Schlusse die erste Strophe des Mignonliedes: »Kennst du das Land ....« nach dem Wortlaut der Handschrift:

»Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im grünen Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und froh der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin!
Mögt ich mit dir o mein Gebieter ziehn.«

Eine Fassung des Liedes, die Herders Nachlaß enthielt und auf die Suphan im Goethe-Jahrbuch (II, S. 144) verweist, stimmt, wie Billeter hervorgehoben hat, im zweiten und letzten Vers mit der obigen überein; dort lautete V. 1 überdies »Kennst du den Ort« usw. Nach Suphans Meinung (a. a. O.) hat vielleicht aus Gründen des Wohllauts später »Land« dafür Platz gegriffen. Suphan macht aufmerksam, »wie viel Innigkeit durch die zarten Nuancen der späteren Form (O, mein Geliebter — o, mein Beschützer — o Vater) noch in Mignons Bitten gelegt« sei, sicherlich gibt auch die spätere Variante (dunkeln Laub für grünen Laub) eine reichere, eigenartigere Stimmung. Hingegen darf man die spätere Ausmerzung des nach Billeters Wort »wundervoll belebenden« »froh«, wie es die vierte Zeile unserer (nicht der bei Herder erhaltenen) Fassung darbietet, beklagen.

So regt denn zum Abschiede auch dieses kleine Lied in uns auf, was der Eindruck der ganzen Proben ist und darum auch nach Einsicht in die gesamte Fassung in uns wach sein wird: das Bedauern so manches Reizvolle in den »Lehrjahren« nicht mehr wiederzufinden und die Freude an Goethes feinem und tiefen umbildenden Sinne, an seiner neuen lebendig reichen Schöne.

Die Entstehung der Liedersammlung des Goethischen Notenheftes.[1])

Von K. Rhode, Marburg in Hessen.

1. Wir drucken hier zunächst die Überschriften der 85 im Notenheft enthaltenen Lieder ab, unter Beifügung der Anfangsverse und, soweit sie uns bekannt geworden sind, der Namen der Dichter. Das Notenheft erwähnt nur Herder bei den Gedichten Nr. 73 und 82.

1. Auf das erste Veilchen (Charlotte v. Stein).
»Sei mir gegrüßt! der Frühlingskinder.«
2. Nachtgedanken (Luise v. Göchhausen).
»Senk' dich, o Gram . . .«
3. Daphnis an den Schlaf (Bertuch).
»Sinke, holder Schlaf, hernieder.«
4. Mein Mädchen.
»Mein Mädchen hat ein Augenpaar.«
5. An den Frühling.
»O lieber Lenz, wie leer . . .«
6. Der Deutsche (v. Einsiedel).
»Stolz ist des ächten Deutschen Mut.«
7. Die Schiffende (Hölty).
»Sie wankt dahin! die Abendwinde.«
8. Das Traumbild (Hölty).
»Geliebtes Bild, das mir mit Feur-Entzücken.«
9. Bei Nacht (Martin Miller).
»Willkommen, frohe Nacht,«
10. Lied eines deutschen Knaben (Fried. Leop. Graf zu Stolberg).
»Mein Arm wird stark . . .«
11. Der Abend. An Elise (Martin Miller).
»Mit den Abendwolken eilet . . .«
12. Die Nacht (v. Cronegk).
»Alles schläft auf unsern Matten . . .«
13. An Chloe (Joh. Geo. Jacobi).
»Holdes Mädchen, unser Leben . . .«
14. An die schlafende Psycharion (Luise v. Göchhausen).
»Umflatter' mir des besten Mädchens. . .«
15. Neue Liebe, neues Leben (Goethe).
»Herz, mein Herz, was soll das geben . . .«
16. Lebenssatt.
»Ich bin des Leidens müde . . .«
17. An Christel (Goethe).
»Hab' oft ein' dummen, düstern Sinn«
18. An den Mond (Hölty).
»Geuß, lieber Mond, geuß deine Silberflimmer.«
19. Meine Seligkeiten.
Im Herbstschatten gesungen.
»Glücklich bin ich, du mein Kind . . .«
20. Chloe (Joh. Geo. Jacobi).
»Ihr Schäferinnen alle, seht,«
21. An einem Sommerabend.
»Sanft aus Silberwolken hebet . . .«
22. An mein Herz (Kayser).
»Armes Herz, so tröst' dich doch . . .«
23. Nonnenlied (Martin Miller).
»Hinweg, o Bild, entweihe nicht . . .«
24. An Sanchen (Kayser).
»Den ganzen Tag wallst du mit mir . . .«
25. Liebliches Kind, kannst du mir sagen (Goethe)
26. An Belinde (Goethe).
»Warum ziehst du mich . . .«
27. Der Liebhaber (J. M. R. Lenz).
»Die Todeswunde tief in meiner Brust . . .«
28. Romanze (Goethe).
»Ein Veilchen auf der Wiese stand . . .«
29. Nachschlag (J. M. R. Lenz).
»Sanfte Freuden meiner Jugend . . .«
30. An Jenny um Mitternacht (Klinger).
»Dumpf ruft die Glocke Mitternacht . . .«
31. Schottisch Lied (Klinger).
»Mir ist's, als müßt' ich dir was sagen.«
32. Süßer Tod! süßer Tod, komm' (Herder).
33. Bundeslied (Goethe).
»In allen guten Stunden . . .«
34. Jägers Nachtlied (Goethe).
»Im Felde schleich' ich still und wild . . .«
35. Die Bestimmung der Liebe.
An Emma.
»In azurner Himmelsferne . . .«
36. Lied beim Punsch.
»Trinkt Brüder, trinkt den Punsch . . .«
37. Lied (Joh. Geo. Jacobi).
»Wenn im leichten Hirtenkleide . . .«
38. Die Morgensonne.
»Sie kommt, die Morgensonne . . .«
39. Die Schlummernde (Joh. Heinr. Voß).
»Eingewiegt von Nachtigallentönen . . .«
40. Die Unschuld.
»Unschuld thronet in der Brust . . .«
41. Lied.
»Geliebtes Mädchen, nimm dies Lied . . .«
42. Lied einer Schäferin.
»O, ich höre, wie beim Quell . . .«
43. An Lenetten (Jacobi).
»Ein Gott der Freude setzte dich . . .«
44. Trinklied.
»Freund, sieh' die vollen Flaschen blinken . . .«
45. Abendlied eines Hirten.
»Goldne Sonne, fliehst du schon . . .«

[1]) Vgl. Bd. XXIII. S. 31 f.

46. An die Schäferin.
»O, fühltest du die Liebe minder . . .«
47. Amor.
»Amor wandelt an dem Bach . . .«
48. Der verschwiegene Schäfer (Boie).
»Grabet in die junge Rinde . . .«
49. Chloe.
»Welche blühende Natur . . .«
50. Mein Mädchen (C. F. Weisse).
»Wenn man mir ein Mädchen nennt . . .«
51. An Damon.
»Damon, eile zu dem Hain . . .«
52. An Fanny (Bertuch).
»Sieh, Fanny, an der Rose hier . . .«
53. Auf das erste Blümchen.
»Sei von aller Mund geküsset . . .«
54. Die gute Stunde (K. E. K. Schmidt).
»Das Glück ist rund! Zur guten Stunde . . .«
55. »Dort treibt der Schäfer mit Gesang . . .«
56. Die Gefangennehmung (Kayser).
»Ein Kettchen, leicht und schwer . . .«
57. Franzens Lied am Fenster (Klinger).
»Hätt' ich dieses Sonnenstrählchen . . .«
58. Saphische Ode (Heinse).
»Mirtill, wenn deine Lippen mich . . .«
59. Lied (Klinger).
»Nie sah ich was, das diesem glich . . .«
60. Duett aus Erwin und Elmire (Goethe).
Elmire. Bernardo.
»Ich muß, ich muß ihn sehen . . .«
61. Ein Abschiedsliedchen (Heinr. Leop. Wagner).
(Ohne Herz, was thät' ich hier.)
»Willst mir liebes Herz entfliehen . . .«
62. Lied eines Minnesängers (Kayser).
»Von Cupidos schnellem Bogen . . .«
63. Arie aus Erwin und Elmire (Goethe).
Nach dem Hauptthema einer französischen Melodie ausgeführt.
»Ihr verblühet, süße Rosen . . .«
64. Bußlied (Goethe).
»Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin . . .«
65. An die Kinder (Kayser).
»Geschöpfe, klein und zart . . .«
66. An Minna (Martin Miller).
»Blicke schlossen unsern Bund . . .«
67. Wiegenlied einer Mutter (Martin Miller).
»Schlaf, mein Püppchen, ungestört . . .«
68. An den Mond (Goethe).
»Füllest wieder 's liebe Thal . . .«
69. An die Dämmerung (Martin Miller).
»Wie warst Du, kühle Dämmrung, mir . . .«
70. Die Erscheinung (Klinger).
»Heiter kehrest Du, o Licht . . .«
71. Liebestaumel (Martin Miller).
»Was gehn mich Erd' und Himmel an . . .«
72. Aus den Volksliedern.
Süßer Tod (Herder).
»Süßer Tod, süßer Tod, komm . . .«
73. Ballade von Herdern.
Edward.
Eine altschottische Ballade.
»Dein Schwerd, wie ist's von Blut so rot . . .«
74. Aus den Volksliedern.
Elvers Höh (Herder).
»Ich legte mein Haupt auf Elvers Höh . . .«
75. Aus den Volksliedern.
»Wend', oh wende diesen Blick« (Herder).
76. Der Fischer (Goethe).
»Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll . . .«
77. Romanze aus Klaudinen (Goethe).
»Es war ein Buhle frech genung . . .«
78. Bundeslied (Goethe).
»In allen guten Stunden . . .«
79. Hans an Veiten (Spiegel v. Pickelsheim).
»Seitdem mir's Gretchen angetan . . .«
80. Gretchen und Veit (Sigm. Freih. v. Seckendorff.)
»Ich weiß mir meines Leids kein End . . .«
81. Aus den Balladen und Liedern.
Wilhelms Geist (Herder).
»Zu Hannchens Tür, da kam ein Geist . . .«
82. Von Herdern.
Die Gewalt der Liebe.
»Über die Berge, über die Quellen . . .«
83. Romanze aus Erwin und Elmire (Goethe).
»Ein Veilchen auf der Wiese stand . . .«
84. Daura's Trauer (Sigm. Fhr. v. Seckendorff).
»Ich wandle hin, ich wandle her . . .«
85. Aus den Volksliedern.
Lied eines wahnsinnigen Mädchens (Herder).
»Frühlingsmorgens, als ich gestern . . .«

2. Auch bei den Melodien fehlt in dem Notenheft der Name des Urhebers in den allermeisten Fällen. Nur bei Nr. 72—85 ist als solcher S. v. Seckendorff genannt.[1])

3. Am 11. November 1777 schreibt Goethe an Frau v. Stein [W. W. IV, 3, 185, Nr. 644]:

». . . . Sind Sie heute zu Haus? Schicken Sie mir Jägers Nachtlied und süßer Tod und die gedruckten, wo: grabet in die junge Linde dabei ist. Ich bring auch wieder ein lieblich Lied von ihm mit.«

Die gedruckte Liedersammlung, die Goethe hier erwähnt, sind die im Jahre 1775 bei Heinrich Steiner

[1]) Diese Kompositionen, mit Ausnahme von Nr. 78 (Goethes »Bundeslied«), erschienen später in den gedruckten beiden Sammlungen Seckendorffs: »Volks- und andere Lieder.« Weimar 1779. Doch weichen hier Text und Musik zum Teil nicht unwesentlich vom Notenheft ab.

u. Comp. in Winterthur erschienenen (25) »Vermischten Lieder mit Melodien aufs Klavier« von Ph. Christoph Kayser, wo das Gedicht von Boie »Grabet in die junge Rinde«[1]) Seite 16 abgedruckt steht. Von den bis zum Jahre 1777 erschienenen Liedersammlungen ist sie die einzige, die das Boiesche Lied enthält. Daß Goethe ein Druckexemplar dieser Sammlung besessen hat,[2]) ergibt sich auch daraus, daß sich von ihren Liedern die ersten 21 in genauer Übereinstimmung mit der Ordnung, Textform und Notengestalt des Druckes im Notenhefte finden (Nr. 35—55.)

4. Eine zweite Sammlung von (19) Gesängen Kaysers erschien 1777. Auch von ihnen finden sich die meisten (17), nämlich Nr. 2—8 und 10—19 im Notenhefte wieder. Doch hat dem Schreiber der Lieder der Druck nicht vorgelegen; denn, abgesehen davon, daß ihre Anordnung in beiden verschieden ist, (den Nummern 2—8 und 10—19 des Drucks entsprechen im Notenheft die Nummern 28, 64, 63, 57, 59, 61, 62, 26, 58, 69, 65, 56, 70, 30, 66, 67, 71) zeigen Heft und Druck auch sonst sehr starke Abweichungen:

a) Die Klingerschen Gedichte: »hätt' ich dieses Sonnenstrählchen« und »nie sah ich was, das diesem glich,« die in dem Drucke die Überschriften »Lied aus einer Komödie« führen, sind in dem Notenhefte (Nr. 57 und 59) »Franzens Lied am Fenster« beziehungsweise bloß »Lied« überschrieben.

b) In den Zeitmaßbezeichnungen hat der Druck bei Nr. 28, 56 und 58 »wenig lebhaft,« »unschuldig« und »etwas lebhaft,« das Heft dagegen »etwas geschwind«, »nicht zu geschwind« und »etwas weniger lebhaft«.

c) Die Noten der rechten Hand sind bei Nr. 28 in der gedruckten Vorlage nach dem Violinschlüssel, im Hefte dagegen nach dem Diskantschlüssel bestimmt.

Der Schreiber hat somit Originalhandschriften benutzt. Goethe besaß tatsächlich solche von Kayserschen Tonstücken in einer größeren Anzahl. Denn am 28. April 1777 schreibt er an den Buchhändler Reich (W. W. IV, 3, 151 Nr. 594) ». . . . Dann hab ich schon seit geraumer Zeit (nach W. W. a. a. O. Nr. 500 und 503, S. 98, 100 seit dem 26. August 1776) ein paar Dutzend Lieder mit Melodien von Kayser in Zürich daliegen; ich weiß, daß es nicht die angenehmste Ware ist; drum hab ich bisher nichts davon gesagt. Er erinnert mich aber wieder dran, und so wollt' ich fragen, ob Sie sie brauchen. oder mir sonst einen Verleger finden könnten. Sie sind, wo ich sie gezeigt habe, immer mit viel Vergnügen gespielt und gesungen worden. Wenn Klinger in Leipzig ist und Sie hätten die Güte, ihm ein Wort davon zu sagen, könnte der sich auch wohl nach jemandem umtun, der sie übernähme.«

[1]) Die Schreibung »Linde« beruht auf einem Schreib- oder Gedächtnisfehler Goethes.

[2]) Sein Exemplar befindet sich jetzt im Besitz des Herrn Geh. Rat Dr. M. Friedlaender in Berlin.

5. Außer den zu 3 und 4 genannten Kompositionen (Nr. 26, 28, 30, 35—59, 61—67 und 69—71) sind noch die folgenden als Kaysersche anzusprechen:

a) auf Grund des Schreibens vom 11. November 1777 (Abschnitt 3) die Kompositionen zu »Jägers Nachtlied« (Nr. 34) und »süßer Tod« (Nr. 32); [1])

b) die Kompositionen der Lieder »an mein Herz« und »an Sannchen« (Nr. 22 und 24) deren Texte von Kayser selbst verfaßt sind (Burkhardt, Goethe und der Komponist Kayser, Leipzig 1879, Anhang II, S. 76a Nr. 8 und 10 und S. 77, Gedichtanfänge Zeile 6 und 8). Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein anderer als Kayser die Musik dazu gesetzt hat. Auch seine Dichtungen Nr. 56, 62 und 65 des Hefts sind von ihm selbst komponiert.

c) Die Komposition zum »Liebhaber« von J. R. M. Lenz (Nr. 27). Als ihren Urheber bezeichnet sich Kayser selbst in seinem Briefe an J. G. Röderer und Lenz vom 20./28. Jänner 1776 (Stöber, Johann Gottfried Röderer und seine Freunde, Colmar 1874) S. 50: ». . . . Vor allen Dingen küsse unseren einzigen Lenz mit dem Kuß der brüderlichen Liebe und dabei danke ihm für die Verse, die ich zwar noch nicht gesehen habe, weil sie Lavater zurück behielt . . . . Seite 51 . . . . Ich will sehen, mein Lenze, ob ich die Gedichte komponieren kann, denn ich bin gar nicht im Fall, daß mir's drum zu tun wäre zu komponieren oder gedruckt zu sein! . . . .

Lieber, ich kann Dir kaum sagen, was mir das ist, daß Du mir die Gedichte sendetest! Oh Lenz! Lenz! Lenz! Lenz! könnt' ich Dich durch die Winde herreissen lassen, wenn mir so oft Kraft und Mut und Teilnehmung fehlt! Wo Lenz das all hernimmt — wie er aus dem kleinsten Ding ein Geniestück macht. — Ob ich was davon in Musik setzen werde, das weiß ich nicht. Und da ich weiß, daß kaum ein Mensch ist, der den herrl. »Liebhaber« [2]) setzen könnte, so mag ich ihn nicht verderben; denn, ihr Lieben, ich bin noch lange nicht weise und geschickt genug darzu! — Seite 52: Gib diese Musik Lenzen. Sag ihm, daß er sie recht hören sollte und mir dann seine Meinung sagen.«

[1]) »Süßer Tod« ist die von Herder herrührende Übersetzung des Liedchens »Come away, come away, death« aus Shakespeares Twelfth Night (Was ihr wollt) II, 4.

[2]) Auch Joh Konrad Pfenninger scheint das Gedicht gekannt zu haben. Denn am 19. März 1776 schreibt er an Lenz: »Liebster! Du sendest Kaysern bisweilen ein Liedchen, woraus unser einer schließen möchte, Du hättest viele schwere giftige Leiden — Todeswunden. — Ich leide oft mit Dir nach Maßgabe meiner Kälte.« Vgl. Gedichte von Lenz, herausgegeben von Karl Weinhold, Berlin 1891, Seite 290 zu Nr. 60.

Die hier erwähnte »Musik« erlebt im Notenheft nunmehr ihre Auferstehung.

d) Die Komposition zum »schottischen Lied« von Klinger (Nr. 31). Burkhardt fand sie von Kaysers Hand geschrieben im »Züricher Musiksaal« (jetzt »Züricher allgem. Musikgesellschaft«). Burkhardt a. a. O. S. 78 und 10.

e) Die in der Reihe der Kayserschen Kompositionen (22—71) vereinzelt stehenden Stücke Nr. 23, 25, 29, 33, 60 und 68. Wir dürfen sie für Kayser um so mehr in Anspruch nehmen, als auch die Gesänge v. Seckendorffs in der vorliegenden Sammlung Goethes in ununterbrochener Folge erscheinen. Bei den Liedern Nr. 29, 60 und 68 sprechen für Kaysers Autorschaft auch noch folgende Umstände mit.

1. Der der Melodie zum »Liede an den Mond« (Nr. 68) zu Grunde liegende Text ist abgesehen von Weimar nur noch an Kaysers Wohnsitz, in Zürich zum Vorschein gekommen.[1] Vgl. die Bemerkung des Verf. Chronik XIX, 13.

2. Wie der oben unter c) abgedruckte Brief von Kayser vom 20./28. Jänner 1776 ergibt, hatte Kayser einige Tage vorher zum Zwecke der Vertonung außer dem »Liebhaber« noch andere Gedichte von Lenz erhalten. Nun geht aus einem in Lenzens Nachlasse gefundenen Blatt hervor, daß mit dem »Liebhaber« zugleich an diesem Tag das Gedicht Nr. 29 »Nachschlag« entstanden ist.[2] Es hat daher gewiß jener Sendung an Kayser beigelegen.

3. Von Kayser rühren nachweislich (denn sie stehen gleich im Anfang des Druckes von 1777) die dem Singspiel »Erwin und Elmire« entnommenen Lieder her:

a) »das Veilchen« (Nr. 28),

b) »ein Schauspiel für Götter«,[3]

c) »ihr verblühet, süße Rosen« (Nr. 63),

d) »sieh mich, Heiliger, wie ich bin« (Nr. 64).

Der Text von Nr. 60, dem Duette zwischen Elmire und Bernardo: »ich muß, ich muß ihn sehen«, steht in der Wortdichtung (»Iris« 1775. II, 3, 189—190) mitten inne zwischen a) (Seite 182 f) und b) (Seite 191). Es ist nicht wahrscheinlich, daß es beim Komponieren der Singspielstücke allein von Kayser übergangen ist.[1]

6. Außer der Band XXIII, 31 der Chronik mitgeteilten Rechnung vom 9. März 1778 befindet sich im Goethe-Archiv noch eine zweite Rechnung Wieners über Lieferung von Musikalienabschriften an Goethe. Sie lautet:

Was vor dem Herrn Geheimden Legations Rath Goethe, an verschiedenen Musikalischen Stücken geschrieben

24 Bogen, à 2 gl, 2 Rthler:

Weimar
den 15. December
1777. Johann Michael Wiener.

Die hier notierte Bogenmenge bleibt hinter der der zweiten Rechnung (36) um ein volles Drittel zurück. Da die Dezemberrechnung im Gegensatz zur Quittungsleistung auf der Märzrechnung nichts von Bezahlung sagt, so war sie offenbar nur Interimsrechnung.

An der Hand des von uns vorgelegten Materials läßt sich das Wachstum unseres Heftes nunmehr genau verfolgen.

Es umfassen in der Wienerschen Abschrift:

Bogen 1—24 die Lieder Nr. 1—56,
» 25—36 » » » 57—85.

Somit sind geschrieben die Lieder:

Nr. 1—31 in der Zeit bis 11. November 1777,
» 32—56 zwischen 11. November und 15. Dezember 1777,
» 57—85 zwischen 15. Dezember 1777 und 9. März 1778.

[1] Die herrschende Meinung sieht in v. Seckendorff den Autor. M. Friedlaender, der sie teilte, hat sich jetzt meiner ihm mündlich mitgeteilten Ansicht angeschlossen. Friedlaender, das deutsche Lied im 18. Jahrhundert, Stuttgart und Berlin 1902, Bd. II, S. 180.

[2] K. Weinhold, a. a. O. S. 290 zu Nr. 60.

[3] Dieses Stück fehlt im Heft, was sich wohl aus seiner das Maß der übrigen überschreitenden Länge erklärt; es nimmt im Druck volle sechs Seiten ein. Daß es sich unter den »ein paar Dutzend Liedern« (Abschnitt 4, c) befand, dürfte keinem Zweifel unterliegen.

[1] Daß es sich nicht im Drucke von 1777 findet, darf nicht befremden; seine Einordnung in die Reihe der übrigen nur einstimmigen Gesänge wäre sicherlich vom Verleger beanstandet worden, zumal die Ware an sich ihm nicht die angenehmste gewesen sein wird.

Das Goethe-Haus in Venedig.

Die Gedenktafel am Goethe-Haus in Venedig, von welchem die letzte Nummer der »Chronik« eine Abbildung veröffentlichte, wurde im Jahre 1886 zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Tages von Goethes Aufenthalt in Venedig am »Hotel Victoria« angebracht. Sie wurde von einem Komitee gestiftet, an dessen Spitze der protestantische Pfarrer Dr. Elze stand. Der jetzige Besitzer des Goethe-Hauses hat unseren Aufsatz zusammen mit dem in Italien entstandenen Porträt Goethes von Tischbein unter Glas und Rahmen in der Vorhalle des Hotels anbringen lassen.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

FÜNFUNDZWANZIGSTER BAND.

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

DR. RUDOLF PAYER VON THURN.



WIEN 1911.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK

des

WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer von Thurn, Wien, IV/1, Heugasse 56, zu richten.

XXV. Band. | Wien, 23. April 1911. | Nr. 1—2.

INHALT: Dringende Bitte an unsere Mitglieder. — Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Jahresbericht 1910. — Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vere ns 1910. — Bernhard Suphan † von Stephan Hock. — Iphigenie im Burgtheater von Helene Richter. — Aus dem Kreise der Empfindsamen in Darmstadt von Max Morris. — Goedeke, Grundrisz zur Geschichte der deutschen Dichtung, 3. Auflage, IV. Band, 2. Abt,

Dringende Bitte an unsere Mitglieder.

In der nächsten Zeit ergibt sich die Notwendigkeit, die Mitgliederliste, beziehungsweise die Adressen für die Versendung der »Chronik« und der Einladungen neu zu drucken. Um dieselben möglichst einwandfrei zu gestalten und jedem Mitgliede Gelegenheit zu geben, Namen und Adresse in der von ihm gewünschten Form anzugeben, legen wir der heutigen Nummer eine Grundbuchskarte bei, mit der Bitte, dieselbe auszufüllen und umgehend zurückzusenden.

Eine zweite Karte fügen wir mit der inständigen Bitte hinzu, aus dem Kreise Ihrer Freunde und Bekannten wenigstens je ein neues Mitglied zu werben, damit der Wiener Goethe-Verein in die Lage versetzt werde, seine Aufgaben besser zu erfüllen.

Die Namen der neu eintretenden Mitglieder sowie jener, welche dem Wiener Goethe-Verein neue Mitglieder zugeführt haben, werden in der »Chronik« veröffentlicht.

Im Laufe dieses fünfundzwanzigsten Jahrganges wird wieder einmal aus dem reichen Schatze von Lavaters Sammlung ein interessantes, bisher noch nie vollständig genau reproduziertes Goethe-Bildnis (Originalzeichnung von Lips aus dem Jahre 1779, Zarncke Nr. 17 Rollet XXXV) in einer dem Original genau entsprechenden Adjustierung (Bildgröße 24×19·6 cm, Kartongröße 32×42 cm) als Beilage der »Chronik« zur Ausgabe gelangen.

Diejenigen unserer Mitglieder, welche die »Chronik« nicht sammeln und aufbewahren, werden gebeten, entweder die einzelnen Nummern oder die ganzen Jahrgänge dem Wiener Goethe-Verein wieder zurückzustellen. Namentlich die älteren Jahrgänge wären willkommen, damit der Verein in die Lage versetzt werde, den immer wieder — namentlich von seiten öffentlicher Bibliotheken — an ihn herantretenden Ersuchen um Lieferung der ganzen Serie wenigstens in besonders berücksichtigenswerten Fällen zu entsprechen.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Dienstag, den 7. März 1911, fand im Anschlusse an den Vortrag der Damen Helene Richter und Maja v. Kralik, über den wir in der nächsten Nummer ausführlicher berichten werden, die

XXXI. ordentliche Jahres-Vollversammlung

unter dem Vorsitze des Obmannes Hofrates Prof. Dr J. Minor statt. Der vom Schriftführer Dr. Hermann Brüch verlesene Jahresbericht, aus dem wir unten das Wesentliche mitteilen, sowie der vom Kassier Dr. August Nechansky vorgetragene Rechnungsabschluß wurde von der Versammlung ohne Debatte zur Kenntnis genommen und dem Ausschuß auf Antrag der beiden Revisoren Dr. Immanuel Brüch und Prof. Ignaz Pölzl das Absolutorium erteilt. Da die dreijährige Funktionsperiode des Ausschusses abgelaufen ist, wurde auf Antrag des

Herrn Hofrates Prof. Dr. Richard Maria Werner der Ausschuß in seiner bisherigen Zusammensetzung per acclamationem wiedergewählt. Zu Rechnungsrevisoren wurden die Herren Dr. Immanuel Brüch und Prof. Ignaz Pölzl gewählt.

In der am 20. März unter dem Vorsitze des bisherigen ersten Obmann-Stellvertreters Dr. V. Ruß abgehaltenenen Sitzung konstituierte sich der neugewählte Ausschuß und schritt zur Wahl der Funktionäre. Da Hofrat Prof. Dr. J. Minor erklärt hatte, eine Wiederwahl zum Obmann nicht annehmen zu können, wurde beschlossen, Herrn Hofrat Minor den wärmsten Dank für seine Wirksamkeit auszusprechen. Unvergessen wird ihm vor allem bleiben, daß er es war, der nach dem Rücktritte Schröers 1894, als der fernere Bestand des Vereins ernstlich gefährdet schien, die Leitung der wissenschaftlichen Tätigkeit des Wiener Goethe-Vereins zielbewußt in die Hand genommen, die »Chronik« wieder in die Wege geleitet und durch Veranstaltung der Goethe-Abende unseren Mitgliedern so viel des Neuen und Anziehenden geboten hat.

Von der Wahl eines Obmannes wurde vorläufig abgesehen. Zum 1. Obmann-Stellvertreter wurde Dr. V. Ruß, zum 2. Obmann-Stellvertreter Prof. Dr. Alexander R. von Weilen, zum Schriftführer Dr. Hermann Brüch, zum Kassier Dr. August Nechansky, zum Redakteur der »Chronik« Bibliothekar und Leiter des Goethe-Museums Dr. Rudolf Payer v. Thurn wiedergewählt. Da Hofrat Dr. Eugen Guglia und Schulrat Vernaleken erklärten, eine Wiederwahl in den Ausschuß nicht annehmen zu können, machte der Ausschuß von dem ihm im § 7 der Statuten eingeräumten Rechte der Kooptation Gebrauch und berief die Herren: Hofrat Univ.-Prof. Dr. Richard M. Werner, Univ.-Prof. Dr. Robert F. Arnold, Kustos der Hofbibliothek Dr. Friedrich v. Egger-Möllwald, den Sohn des früheren Schriftführers und Ehrenmitgliedes des Wiener Goethe-Vereins Regierungsrates Dr. Alois v. Egger-Möllwald, und den Privatdozenten an der Universität Wien Dr. Stephan Hock. Den ausscheidenden Mitgliedern des Ausschusses Hofrat Dr. Guglia umd Schulrat Vernaleken wurde der Dank für ihre vieljährige Wirksamkeit im Ausschusse ausgesprochen.

Jahresbericht 1910.

Seit dem Jahre 1878, also über 33 Jahre, hat der Wiener Goethe-Verein dank der Freundlichkeit des Wissenschaftlichen Klubs in dessen Räumen sein Heim gehabt. Die Wohnungsfrage, welche in Wien immer größere Kreise zieht, hat auch an die Türe des Wissenschaftlichen Klubs geklopft, welcher infolge dessen seine bisherigen Lokalitäten räumen und anderweitig eine Unterkunft suchen muß. Infolge dessen wird auch der Wiener Goethe-Verein obdachlos werden und mußte darauf bedacht sein, eine neue Unterkunft zu finden.

Wir müssen mit Bedauern zur Kenntnis bringen, daß das verdiente Mitglied unseres Ausschusses und gleichzeitig Schriftführer, Herr Dr. Otto Neurath, aus dem Verein ausgetreten ist. Derselbe hat sich immer in der selbstlosesten Weise für die Interessen des Wiener Goethe-Vereins bemüht und es drängt uns daher, ihm auch an dieser Stelle unseren Dank und die Versicherung auszusprechen, daß ihm die Mitglieder des Ausschusses immer eine dankbare Erinnerung bewahren werden.

Zu den erfreulicheren Ereignissen des Berichtsjahres gehört, daß am 23. November v. J. das verehrte Mitglied unseres Ausschusses, Herr Professor Kaspar v. Zumbusch seinen 80. Geburtstag gefeiert hat, aus welchem Anlasse demselben seitens des Wiener Goethe-Vereins ein Glückwunschschreiben überreicht worden ist.

Gleich wie im Vorjahre können wir auch diesmal feststellen, daß ein Abgang von Mitgliedern nicht eingetreten ist und daher deren Anzahl sich auf der alten Höhe erhalten hat.

Am 18. November 1910 hat der erste Vortrag im Wiener Goethe-Verein durch Herrn Dr. Ernst Dessauer über die Mitteilungen Gustav Billeters zur Urfassung des »Wilhelm Meister« mit Vorlesung einzelner Partien stattgefunden. Am 16. Dezember 1910 hat Herr Professor Dr. Emil Horner über Goethes »Neue Melusine« vorgetragen, woran sich mehrere Rezitationen des ehemaligen Mitgliedes des Burgtheaters, der Frau Adrienne Kola, anschlossen, die seit Jahren zu den Lieblingen unserer Vortragsabende gehört und die immer bereit ist, sich unserem Vereine zur Verfügung zu stellen.

Herr Hofrat Josef Kareis hat am 27. Jänner l. J. seinen Vortrag »Aphoristisches zu Goethes Naturforschung« gebracht und damit alle zu großem Danke verpflichtet, die der Ansicht sind, daß namentlich die naturwissenschaftlichen Werke Goethes noch immer zu wenig bekannt und gewürdigt sind.

Da uns in der nächsten Saison nicht mehr der Saal des Wissenschaftlichen Klubs zur Verfügung steht, wird die Anzahl der Vorträge naturgemäß eine kleine Einschränkung zu erfahren haben (etwa 3 statt 5 wie früher). Ein Äquivalent soll den Mitgliedern dadurch geboten werden, daß die »Chronik« inhaltlich erweitert und mannigfaltiger gestaltet wird.

Auch in dem Berichtsjahre hat die Bibliothek und das Museum des Goethe-Vereins Bereicherung erfahren und sehen wir uns veranlaßt, sowohl an die Mitglieder unseres Vereines als an dessen Freunde und Gönner die dringende Bitte zu richten, sowohl selbst und unmittelbar für die Bereicherung unserer Bibliothek und unseres Museums einiges zu tun, als auch mittelbar dadurch, daß sie ihnen befreundete Personen und Kreise diesfalls heranzuziehen unternehmen. Dieser Appell gilt ganz besonders auch den Advokaten unter unseren Mitgliedern und Freunden, die anläßlich der Errichtung von Testamenten und überhaupt letztwilligen Verfügungen manches zu tun vermögen.

Nach wie vor hat die Wiener Presse unserem Vereine Teilnahme und Förderung bezeigt, wofür wir derselben unseren Dank aussprechen. Die Teilnahme der Presse für unseren Verein durch Ankündigung der Vorträge, durch möglichst ausführliche Berichte über diese Vorträge und in Zukunft durch die Ankündigung des jeweiligen Erscheinens der Nummern der »Chronik«

sowie deren Inhaltsübersicht, eventuell auch der besondere Hinweis auf einzelne Artikel der »Chronik« ist und bleibt für die Existenz und das Fortschreiten des Goethe-Vereins von größter Bedeutung. Bei der steten Bereitwilligkeit der Wiener Presse, auch idealen Bestrebungen ihre Hilfe und Unterstützung nicht zu versagen, wird es nur dieses Hinweises bedürfen, um für die Folge eine möglichst tatkräftige Anteilnahme für unseren Verein von der Wiener Presse zu erbitten und zu erlangen.

Auch dem Wissenschaftlichen Klub und allen jenen, welche dem Wiener Goethe-Verein direkt und indirekt Förderung und Teilnahme geschenkt haben, schulden wir vielen Dank, den wir hiemit aussprechen, mit dem Wunsche, daß diese Förderung und Teilnahme auch in Zukunft uns zuteil werde. Möge eine gütige Fügung des Schicksals es mit sich bringen, daß der Wiener Goethe-Verein früher oder später wieder an den Wissenschaftlichen Klub Anschluß finden könne.

Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins

Vereinsjahr 1910

Einnahmen:	K	h	K	h
Guthaben:				
bei der Postsparkasse . . .	1813	37		
beim Kassier	563	27	2376	54
Effekten-Zinsen:				
a) von der Giselabahn-Aktie	20	—		
b) vom Theißlos	8	—	28	—
Zinsen der Postsparkasse:				
pro 1910			48	66
Mitgliedsbeiträge:				
a) bei der Postsparkasse . .	955	28		
b) beim Kassier	188	11		
c) beim Wissenschaftlichen Klub	116	—	1259	39
»Chronik«:				
Subvention durch das Unterrichtsministerium	298	74		
Erlös für verkaufte Chroniken	57	34	356	08
Guthaben:				
des Kassiers Dr. Nechansky .			20	14
des Wissenschaftlichen Klubs			103	25
			4192	06

Ausgaben:	K	h	K	h
Forderung des Wissenschaftlichen Klubs			180	18
»Chronik«:			1179	58
Museum:			71	44
Vorträge:			148	42
Beitrag an die Weimarer Goethe-Gesellschaft			12	-
Gebühren-Äquivalent:			19	12
Register zum Goethe-Jahrbuch			4	22
Diverse Auslagen:				
(Porti, Zustellgebühren, Drucksachen, Provisionen, Manipulationsgebühren, Telegrammspesen etc.) . .			60	21
Remunerationen:				
An Herrn Kustos Anderle . .	120	—		
An die Diener des Wissenschaftlichen Klubs	80	—		
An die Kanzlei Dr. Nechansky	40	—	240	—
Guthaben:				
bei der Postsparkasse samt Zinsen pro 1910 am 31. Dezember 1910			2276	89
			4192	06

Dr. Immanuel Brüch
Rechnungsrevisor.

Prof. Ignaz Pölzl
Rechnungsrevisor.

Dr. August Nechansky
Kassier.

Bernhard Suphan †.

Von Stefan Hock.

Vor einigen Wochen ging die Nachricht durch die Zeitungen, Geheimrat Suphan habe seine Stelle als Direktor des Goethe-Archivs niedergelegt. Da wußte jeder, der Suphan kannte, daß es mit ihm zu Ende gehe. Denn mit der Kraft der Liebe und der Angst hatte der frühgealterte, von schweren Schicksalsschlägen geknickte Mann sich an das Archiv, als an eine letzte Stütze, an einen letzten Trost geklammert. Er hätte ohne das Archiv nicht leben können; er muß seinen Tod nahe gefühlt haben, als er es aufgab.

Seit Erich Schmidt als Nachfolger Scherers nach Berlin gezogen war, hat Suphan das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar geleitet. Fünfundzwanzig Jahre fast hat er so im Dienste der Goethe-Forschung gestanden als Redakteur der großen Goethe-Ausgabe, als Herausgeber der Schriften der Goethe-Gesellschaft, als Bewahrer des handschriftlichen Nachlasses. Der großen Gefahr, die in Weimar den Verwaltern des Goethischen Erbes droht, hat er nicht ganz widerstanden. Man lebt da ein Doppelleben: das eigene eines modern gebildeten Menschen in einer kleinen höfischen Stadt, die bei allem Reichtum an geistiger Anregung denn doch eine deutsche Kleinstadt bleibt — und das Leben des Großen, das man nachzufühlen, nachzuleben sucht bis zum Verlust der eigenen Persönlichkeit. Wer da kein starker und freier Geist ist, der ist diesem gespenstischen Bann verfallen, den das stille, einförmige Leben der thüringischen Residenz nicht zu brechen vermag. Wie jener wahnsinnige Musiker E. Th. A. Hoffmanns in gesticktem Galakleide, reicher Weste, den Degen an der Seite, ins Zimmer tritt und sagt: Ich bin der Ritter Gluck! — so bilden sich diese Menschen halb unbewußt nach Goethes Wesen.

Der leise, sanfte, schmächtige Mann, der dem Goethe-Archiv vorstand, war allem Kraftgenialischen ebenso fern, wie der olympischen Würde des alten Goethe. Er konnte nur die umständliche Feierlichkeit, die verschnörkelte Eleganz des Staatsministers in sein Wesen aufnehmen. Zu Goethes 150. Geburtstag hat er ein sonderbares kleines Erinnerungsbuch herausgegeben: »Allerlei Zierliches von der alten Exzellenz.« Man könnte unter dem gleichen Titel von ihm erzählen.

Das alles aber war nur die Außenseite, die freilich mit den Jahren sich immer stärker zur Geltung brachte. Als ich das erstemal dem liebenswürdigen und redefrohen Manne begegnete und wir in dem großen Saale des Archivs plaudernd auf und ab gingen, da kam das Gespräch auf das Buch Tobias; da flog ein Leuchten über Suphans Gesicht, und er pries in tiefempfundenen Worten die Kraft und Herrlichkeit der Bibel. Sie gebe ihm immer und immer wieder Glück und Stärke. Und dann nannte er Schiller als seinen Liebling. Goethe sei Labsal und Freude der ruhigen Stunden. Wer aber aus tiefem Schmerz, aus dumpfem Trübsinn Erlösung suche, der finde sie in Schillers männlichem Pathos. So schlummerte in dem feinen, bedächtigen Mann eine starke, zähe Persönlichkeit, die unter gebotener und erkünstelter Förmlichkeit begraben lag.

Nur aus dieser ursprünglichen Anlage, die zuletzt kaum mehr in Erscheinung trat, können die großen wissenschaftlichen Leistungen Suphans erklärt werden. Denn die hingebungsvolle Geduld, die neben einer ungewöhnlichen philologischen Begabung seine gelehrten Arbeiten erst ermöglicht hat, kann nur aus einem entschiedenen Charakter entspringen.

Suphans Name bleibt für alle Zeit mit den zwei großen Klassikerausgaben verknüpft, die Herders und Goethes Lebenswerk zum erstenmal vollständig gesammelt und sinnvoll angeordnet der Nation vorgelegt haben. Die Leitung der weimarischen Goethe-Ausgabe, an deren Wiege noch Wilhelm Scherer stand, hat er aus den bewährten Händen Gustav v. Loepers und Erich Schmidts übernommen; er hat sie im Sinne seiner Vorgänger, unterstützt von den ausgezeichneten Beamten des Archivs, fortgeführt. Die Ausgabe von Herders Werken, deren Anfänge in die Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, folgt Prinzipien, die er selbst aufgestellt hat. Die Schriften dieses rastlos vorwärts schreitenden Mannes erforderten eine besonders vorsichtige Behandlung; mit dem üblichen Abdruck der Fassungen »letzter Hand« wäre die Entwicklung Herders ganz verdunkelt worden. Die Entstehungsgeschichte seiner Werke mußte sich aus der Ausgabe von selbst ergeben, und von der Anordnung des Ganzen bis zu den letzten Einzelheiten wurde diesem genetischen Gesichtspunkte Rechnung getragen. Was an philologischer Scheidekunst angesichts der weit ausgebreiteten anonymen Schriftstellerei Herders zu leisten war, das läßt sich in Kürze kaum andeuten. Ein Meisterwerk moderner Editionstechnik, darf diese Herder-Ausgabe in allem Wesentlichen auf dauernde Geltung Anspruch erheben.

Suphan hat das große Glück erlebt, diese beiden großen Ausgaben — fast gleichzeitig — nach jahrzehntelangen Mühen zum Abschluß bringen zu dürfen. Er hat es nicht lange überlebt. Er ging schlafen, da sein Tagewerk vollbracht war. Aber er hat Dauerndes geleistet, und es gilt von ihm das Wort der Schrift:

»Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach.«

(»Neue Freie Presse« Nr. 16695 vom 12. Februar 1911.)

Suphan hat sich stets als ein warmer Freund und tätiger Förderer des Wiener Goethe-Vereins erwiesen; wir werden ihm ein dauerndes, dankbares Andenken bewahren.

Iphigenie im Burgtheater.

Josef Kainz: Orest — Stella Hohenfels: Iphigenie.

Es liegt kein Widerspruch darin, daß Kainz, dessen Begabung von Natur aus in der Darstellung modernen Menschentums wurzelte, doch viele seiner wertvollsten Leistungen auf dem Boden der klassischen Dichtung gefunden hat. Das Wesen des Modernen ist das Geltenlassen der subjektiven Eigenart, die Anerkennung der angestammten Individualität. Warum sollte dieses Prinzip sich in der Kunst nicht auch auf klassische Gestalten anwenden lassen? Individualität und Temperament sind der Inbegriff des vollen Menschentums. Die maßgebenden Persönlichkeiten aller Zeitalter waren immer Temperamente und Individualitäten im weitesten Umfang des Wortes. Die Patina des Typischen legt sich für unser Auge erst um sie, wo sich weite Zeitabstände zwischen sie und uns geschoben. Durch diese Patina drang Kainz mit jenem Talente, das nie an der Oberfläche haften blieb, in den Wesenskern der Gestalt und legte ihn bloß, ohne ihn verletzend oder gewaltsam zu packen. Selbst eine starke Persönlichkeit, hat er auch aus seinen Rollen sozusagen ausgeschöpft, was an Persönlichkeit in ihnen lag. Ein geringer Funke von Eigenart schwoll in der Intensität seiner Darstellungskraft oft zur glühenden Lebensflamme. Wie im Leben, genau besehen, fast jeder Mensch ein Original ist, so hatte Kainz auch den Rollen gegenüber, die keine Charakterprobleme bieten, den Blick für ihren individuellen Gehalt und ließ sie in seiner Interpretation zu Persönlichkeiten aufquellen, d. h. zu Wesen, die so nur einmal und nicht wieder kommen. Darin lag zum Teile die Naturtreue und Lebendigkeit seines Spieles. Darin bestand auch jene Panazee, welche den klassischen Gestalten das gestockte Blut wieder warm in den Adern pulsieren machte, die starren Nerven wieder in feinste Schwingungen versetzte; ihnen ihre feierliche Unnahbarkeit nahm und ihnen dafür an menschlichem Interesse Unendliches zusetzte, während ein Modernisieren im geschmacklosen Sinne, ein stilwidriges Hineintragen fremder Elemente in das Kunstwerk, durch diese vom innersten Persönlichkeitsgehalte ausgehende Art der schauspielerischen Beseelung von vornherein ausgeschlossen war.

Bei den Goetheschen Gestalten, die unbeschadet ihrer klassischen Größe doch mit modern sensitivem Menschentume ausgegossen sind, hatte eine solche Methode der Darstellung etwas Wesensverwandtes. Wie Kainz uns den Tasso gegeben hat, der im Vergleiche zu der Weimaraner Tradition modern war, so ist er demselben Prinzipe auch in Episodenrollen gefolgt — insofern man bei ihm überhaupt von Episodenrollen sprechen kann. Allseitig menschlich gerundet und die Wechselbeziehung mit der Hauptperson stets aufs lebendigste ausnützend, rückte in seiner Verkörperung gewöhnlich auch die Nebenfigur in den Vordergrund, sowohl in bezug auf ihre Wichtigkeit für das Drama als auf die Teilnahme des Zusehers. Immer spielte sich ein Stück Leben in seiner Bewegtheit und Spontaneität vor uns ab. Erst bei nachträglichem Überlegen kam man den obwaltenden Kunstregeln auf die Spur. Denn solche gab es trotz aller genialen Urwüchsigkeit stets. Kainz ist wie alle großen Künstler auf allen Gebieten ein ausgezeichneter Handwerker gewesen, ein fleißiger Arbeiter, ein ernster Sinnierer. Erst die außergewöhnliche technische Überlegenheit, die er seinem intuitiven Talente zur Verfügung stellte, hat dieses zu seinen besten Leistungen befähigt.

Er liebte es z. B. die Haupttriebfedern des Charakters gleich anfangs wie ein Leitmotiv kräftig zu markieren. So in seinem Orest. Wenn er auftrat, das bleiche Gesicht von wirren schwarzen Locken umrahmt, die hagere Gestalt wie verloren in dem grauen rot mäanderten Kittel und faltenreichen Mantel, mit Pylades zärtlich verschlungen, das Haupt gesenkt, den scheuen Blick auf den Boden geheftet, die Stimme gepreßt und dumpf, so empfing der Zuschauer mit dem ersten Eindruck ein maßgebendes Bild des Charakters: das unter dem Druck weltflüchtiger Verdüsterung stehende Gemüt, das seinen Lichtpunkt und einzigen Halt in der Freundschaft findet. Der Umriß der Gestalt stand unverrückbar fest.

Ermattet ließ er sich auf einem Steine nieder, die Arme auf die Knie und den Kopf in die Hände stützend. Seine Sprache war affektlos und rasch. Erst bei der Schlußwendung der ersten Rede wurde er persönlicher. Er hob den Blick zu Pylades und ließ ihn verstört zur Seite schweifen, als sähe er dort die Furien, an die sein Wort sich wendet. *(Laßt mir so lange Ruh'!)*

Es kam der Tag bedeutete einen Wendepunkt der bis dahin in kalter Gleichgiltigkeit vorgebrachten Er-

zählung. Der Faden riß. Die Erinnerung überwältigte ihn. Er sprang auf. Entsetzen schüttelte ihn. Vor dem nun sitzenden Pylades stehend, fuhr er fort. Als vertraue er ihm ein entsetzliches Geheimnis an, sicherte er sich mit einem scheuen Umschauen vor Lauschern. (*Das ist das Ängstliche von meinem Schicksal.*) Er hatte über sein junges Leben den Stab gebrochen. In einem schrillen Tone fast knabenhaften höhnischen Unwillens wiederholte er: *Große Taten!* Ein düsteres Sichselbstaufgeben lag in dem prächtigen Klimax, der mit: *Wann sie dem Menschen frohe Tat bescheren*, begann und mit: *Dann mag er danken* schloß. Doch war es mehr eine weiche, zur Wehmut neigende, keine in Ironie getauchte Bitternis. Der Optimismus des Freundes löste nichts als ein schmerzliches Besserwissen in ihm aus. (Die Hand liebevoll auf Pylades' Schulter gelegt: *Mit seltner Kunst flichtst du.*)

Ein von moderner Zerrissenheit durchaus freies, aber unleugbar pathologisches Moment war nicht zu verkennen. Bei *So nehm' ein Gott von meiner schweren Stirn* pochten die Finger an die Schläfen, wie um einen physischen Schmerz zu betäuben.

Der dritte Akt brachte eine Steigerung der Symptome. In farbloser, scheuer Hast erzählte Orest die Geschichte seines Hauses. Ihm graute, länger als unbedingt nöthig auf einem Worte zu verweilen. Erst als das Ärgste gesagt war — *Und Klytämnestra fiel* — hob er, innehaltend, den bisher gesenkten Blick voll und herausfordend zu Iphigenien. Sobald er auf die Furien zu reden kam, packte ihn die Seelenpein, und Fieberfrost schüttelte die Glieder. Die Arme legten sich kreuzweise über die Brust *(Der Zweifel und die Reue)*; der schmächtige Leib bog sich wie eine Gerte unter dem Übermaß der Qual. Immer unsteter flackerte das glühende Auge, immer häufiger glitt der Blick seitwärts zu den lauernden Erynnien *(Und deine Gegenwar Drängt sie nur seitwärts)*. Das innere Gesicht wurde zur äußeren Vision. Er war von ihrer Realität als von einer unabänderlichen Tatsache naiv durchdrungen. *(Und verlass' ich diesen Hain* im Tone der Überzeugung mit einem fast irren Lächeln.)

Iphigeniens Enthüllung steigerte seine Seelenangst. Er sprang auf *(Du!)*. Er floh vor ihrer Berührung; er wehrte ihre Annäherung mit weitausgestrecktem Arme ab; er preßte die Hand vor die Augen *(Mit solchen Blicken)*. Ein Paroxismus packte ihn, der sich bis zu tobsüchtigem Rasen, bis zur Leidenschaftskrise steigerte. Hier feierte die Meisterschaft, mit der Kainz das gesprochene Wort bewältigte, einen Triumph. Sie bewahrte ihn mitten im Naturalismus vor Stillosigkeit; sie bannte die schäumende Kraft des Temperamentes in die strenge Form.

Durch das Übermaß erschöpft, brach Orest zusammen.

Nach einer langen Ermattungspause sprach Kainz, noch auf dem Boden liegend, gebrochen, den Monolog leise zu sich selbst, in sich hinein. Erst bei: *Bist du's, mein Vater?* hob er den Kopf. Die Halluzination des Kranken wurde zu einer Tartarus-Vision von schauerlicher Größe und Gewalt. Seine Phantasie überließ sich ungefesselt einem Rausche und zauberte Bild auf Bild. Während Pylades und Iphigenie ihm zusprachen, schien er allmählich in die Wirklichkeit zurückzukehren. Wie ein aus Träumen Erwachender, brauchte er Zeit, sich zurecht zu finden. Bei *Laßt mich zum erstenmal mit freiem Herzen* richtete er sich empor. Nach und nach wurde die Stimme fester, die Glieder strafften sich wieder. Geist und Körper erstarkten gleichzeitig. Er reichte der Schwester, dem Freunde die Hände und stand zwischen ihnen ein dem Leben Wiedergewonnener, Neugeborener. Die Schrecken der Hölle waren überwunden.

In goldstrahlender Rüstung, sieghaft und verjüngt, erschien er im fünften Akte, hochgemut und tatenfroh. Die Schlußrede sprach er mit vibrierender Stimme und weit ausgebreiteten, wie im Übermaß der Empfindung bebenden Armen (*In deinen Armen faßte Das Übel mich . . . Zum letztenmal*) und wandte sich, Iphigenien umschlungen haltend, leuchtenden Auges, erhobenen Hauptes, schwebenden Schrittes, ein Erlöster, ein Triumphierender dem Schiffe zu. In den knappen Rahmen der Rolle war eine Charakterentwicklung und Steigerung von überwältigender Kraft gelegt. Sie war von innerem dramatischem Leben erfüllt, jedes Wort in Handlung umgesetzt, das Ringen, Siegen und Übersichselbstgehobenwerden einer Menschenseele, dem man mit beklommener Spannung folgte.

In Wien hat Kainz seinen Orest neben Stella Hohenfels gespielt. Ihre Iphigenie wurzelt in derselben Auffassung. Als sie die Rolle übernahm, war die Tradition der Wolter noch in aller Ohren und Augen lebendig. Sie stellte sich zu der in ihrer Art Unerreichbaren in einen bewußten Gegensatz: nicht monumental, sondern sensitiv; nicht eine der in erhabener Ruhe und unsterblicher Schönheit thronenden überlebensgroßen Marmorgestalten, wie sie uns von der Hand des Phidias in den Resten der Parthenongiebel erhalten sind, sondern das zarte, anmutig bewegte Tanagrafigürchen, herausgegriffen aus der warmen Fülle des unmittelbaren Lebens, doch ohne dessen Banalität, die Glieder nicht von feierlichem Faltenwuıf umwallt, sondern von schlichten, schmiegsamen, in strahlendes Weiß getauchten Gewändern — wahren εἵματα σιγαλόεντα; im blonden Haar — Griechinnen sind wohl selten blond! — die weiße Priesterbinde und einen Ilexkranz. Dieser Kranz sagt uns viel. Die ihn trägt, verschmäht es nicht, sich nach Mädchenart Blätter und Blüten in die Locken zu winden. Die Stein-

eiche aber ist alles, was der rauhe Skythenstrand ihr bietet. Hier haben wir kein Götterbild vor uns, keine Verkörperung resignierter Kontemplation, sondern ein in Gram und Sehnsucht, in zaghafter Angst, in leicht aus dem Schlummer geweckter Hoffnung schwingendes, zuckendes Frauengemüt. Ihre Bewegung ist nicht plastische Pose; ihre Rede ist nicht stilisierte Deklamation. Beide folgen dem Impulse des Augenblicks.

Tritt sie tiefaufseufzend mit einem leichten Händeringen aus dem Tempel in die Schatten des alten heiligen Hains und denkt mit tränenumflorter Stimme an des Vaters Hallen, wo die Sonne zuerst den Himmel vor ihr aufschloß — wobei ein Akzent des Herzens auf das Wort Himmel fällt — so werden wir nicht durch die rezitierte Schilderung eines Zustandes ergriffen, sondern wir erleben ihn mit der Verwaisten, Vertriebenen, in fremdem Lande sich nach Liebe Sehnenden und dennoch in weiblicher Schüchternheit durch die Liebe des Barbaren Geängsteten. Weibliche Hilflosigkeit schimmert durch ihre priesterliche Würde, in die sie ihre zarte Seele wie in einen schützenden Mantel hüllt.

Der Vorwurf des Thoas, daß sie ihm ihr Geschlecht verberge, erfüllt sie mit Verlegenheit und Beschämung. Sie geht mit sich selbst zu Rate (*Vom alten Bande löst sich ungern*) und faßt, zu Thoas gewendet, das Resultat ihrer Erwägung in das mit schlichter, beinahe demütiger Ergebung ins Unvermeidliche gesprochenen Geständnis: *Vernimm, ich bin aus Tantalus' Geschlecht.* Im Munde der Wolter wurden die Worte zur weihevoll emphatischen Offenbarung eines Orakels. Ihre Klangschönheit war unnachahmlich, aber die Antwort des Thoas: *Du sprichst ein großes Wort gelassen aus,* rechtfertigt die jüngere Interpretin. Bei ihrer Iphigenie gibt ein noch jugendlich lebhaft und echt weiblich empfindendes Herz in allem den Ausschlag. Sie polemisiert gegen die Götter, denen sie einen Teil der Schuld ihres Ahnherrn beimißt. (*Aber die Götter sollten nicht Mit Menschen*) Ja, sie tritt für ihn ein. Als lese sie in Thoas' Zügen eine Anklage, der sie zuvorkommen will, fällt sie ihm gleichsam ins Wort mit der Einwendung: *Unedel war er nicht.* Unter der Erzählung der Greuel ihres Hauses leidet sie. Sie stockt mehrmals, von Entsetzen übermannt. Bei Hippodamiens Morde verhüllt sie das Antlitz. Ihre Stimme erzittert in wehmutsvoller Sehnsucht bei der Erwähnung dessen, der seiner Väter gern gedenkt. Sie verfällt in Sinnen. Es kostet sie einen Entschluß, fortzufahren. Aus erleichterter Brust atmet sie schließlich auf, daß sie sich des Vaters rühmen dürfe, und als ahnte ihr weiblicher Spürsinn ein in der Seele des Königs aufsteigendes übles Vorurteil gegen den Teueren, fällt sie Thoas wieder in das ungesprochene Wort. (*Doch ich darf es sagen.*)

Die angestrebte Wiedereinsetzung der Menschenopfer erfüllt sie mit quälender Furcht. Sie eilt dem König nach, kommt ratlos zurück und flüchtet endlich ihr gequältes Herz zu ihrer Göttin: *Du hast Wolken,* ein in namenloser Angst hervorgepreßter Hilferuf aus tiefster Not, der nur allmählich, während sie die Stufen des Tempels hinaufsteigt, in ein ruhigeres Gebet übergeht, als strömte die Nähe der Himmlischen Linderung und Besänftigung aus. Die Wolter stand während des Monologs in marmorner Ruhe und sprach ihn in stiller Größe; die dunkle Fülle ihres Organes glich einem festgehaltenen Orgeltone.

Die bloße Vermutung, Landsleute vor sich zu haben, füllt Iphigenie mit Erregung. *Fiel Troja?* wird zu einem Jubelrufe der neu auflebenden Hoffnung. Bei der Nachricht von Agamemnons Tode entringt sich ihr ein Schmerzenslaut. Sie verhüllt sich, wankt, Tränen ersticken ihre Stimme (*Wie ward die Tat vollbracht?*) So, mit vibrierenden Nerven, die auf Leid wie Freude gleich stark reagieren, folgt sie auch dem Gespräch mit Orest. Ihre Freude ist in der Tat schön, wie Orest sie nennt (*Goldene Sonne* — ein frommer Dank). Dem Bruder, der sie nicht zu kennen vermag, spricht sie begütigend, liebevoll zu, wie einem kranken Kinde. (*Orest, ich bin's.*) Die Wolter wuchs bei der Apostrophe an die Sonne selbst zur verklärten Lichtgestalt empor und enthüllte sich dem Bruder mit weihevoller Majestät, ein Götterbild, das den Schleier lüftet und selbst über alle Macht der Liebe und der Gewalt verfügt. Die Hohenfelssche Iphigenie ist ein in zitterndem Mitgefühl erbebendes Menschenkind. Wenn sie den knienden Orest in ihren Schleier hüllt, ist es die lautere Einfalt, die keusche Inbrunst ihres Herzens, die ihm die Genesung von den Göttern herabfleht.

Die Szene mit Arkas (IV 2) ist ihr peinlich und lästig. Unsicher sucht sie häufig nach dem rechten Worte. Ein leichter Anflug von Mädchentrotz (*Ich gebe nach*), wird niedergekämpft, und die Gefahr, das Gebilde hoher Kunst an verjährten Backfisch-Reminiszenzen zerschellen zu lassen, überwunden, ehe sie dem Hörer noch recht zum Bewußtsein gekommen ist. Die sanfte Unterordnung dem Freunde gegenüber (IV 4) geht in dem Konflikte zwischen Liebe und Pflicht in ernste, angstvolle, schmerzliche Töne und schließlich in ein inneres Aufbäumen gegen die Härte ihres Geschickes über (*O, daß in meinem Busen*). Iphigenie umklammert den Altar, als suchte sie Rettung vor sich selbst. Wie von der Göttin gesandt, steigt die Kindheitserinnerung in ihrem Herzen auf, das alte Lied. Auf den Stufen der Altares sitzend, dem Publikum zugewendet, von des Abendsonne beleuchtet, spricht sie es. Bei den Schlußversen ahmt der vorgeneigte Oberleib, das weit geöffnete Auge die Stellung des Lauschenden nach. Das Ganze ist auf musikalische Stimmung aufgebaut, zu

rauschenden Tönen anschwellend und leise verhallend, ohne sich mit dem schicksalschweren feierlichen Pathos der Wolter, die ihr Parzenlied auf den Altar gestützt, stehend sprach, zu berühren.

Im fünften Akt, wo Iphigenie, einer plötzlichen Regung nachgebend, wider die Verabredung dem Könige das Geheimnis ihrer Flucht preisgibt, kommt ihre impulsive Natürlichkeit am stärksten zum Ausdruck. Die Affekte wechseln rasch und unvermittelt. Gegen Thoas barsch, mit einem Schimmer von Frauenrechtsbewußtsein im Betonen ihrer Mannesebenbürtigkeit — wie sie schon im ersten Akt unbewußt über den beklagenswerten Zustand der Frauen mit den Göttern rechtete, indem sie vorgab, nicht mit ihnen zu rechten — verzweiflungsvoll, als sich ihr kein Ausweg bietet (*Ruf' ich die Götter um ein Wunder an*); leidenschaftlich entschlossen (*So töte mich zuerst*); aufgelöst in Wehmut (*Nimmer kann ich ihm Mehr in die vielgeliebten Augen schau'n*).

Alle diese widerspruchsvollen Stimmungen lösen sich in einer liebenswürdigen, auf den König unwiderstehlich eindringenden Beredsamkeit, und der Schlußeindruck ist ein in den reinen Akkorden warmer Herzenstöne ausklingendes durchgeistigtes Entzücken, eine lautere Freude, die keine Rührseligkeit aufkommen läßt.

Wien.

Helene Richter.

Aus dem Kreise der Empfindsamen in Darmstadt.

Von Max Morris.

In den Jahren 1770—1773 blühte in Darmstadt die von Goethe mit Anspielung auf Epheser 1, 1; Corinther 16, 1; Römer 16, 2 getaufte »Gemeinschaft der Heiligen«. Der Kreis bestand aus drei empfindsamen Mädchen — Karoline Flachsland, Luise v. Ziegler und Henriette v. Roussillon — und ist uns durch sein Verhältnis zu drei Männern merkwürdig, die sich hier für eine kurze Zeit von dem weichen Hauch der Empfindsamkeit anwehen ließen: Merck, Herder und Goethe. Merck steht als ortsansässig mit den dreien in häufiger Berührung, wird indessen nur obenhin von dem genius loci ergriffen, Herder verweilt nur vorübergehend in dem Kreise, aber er findet hier sein Mädchen, und Goethe nimmt bei seinen häufigen Besuchen in Darmstadt an dem schwärmerischen Treiben teil, dem er aus der Fülle seines Wesens Geist und Kraft hinzufügt. Neben diesen drei Männern gehörte noch der süßlich geschäftige Leuchsenring dem Kreise an. So gewinnen nun die Darmstädter Empfindsamen für uns ein menschliches und literarhistorisches Interesse, das ihnen an sich nicht zukommt und das den Abdruck der hier folgenden Briefe rechtfertigen mag. Die Handschriften liegen in Herders Nachlaß auf der Kgl. Bibliothek in Berlin. Die beiden Briefe Leuchsenrings stammen aus demselben Jahre, in dem Goethe ihn als Pater Brey darstellte, und zeigen, daß das Herdersche Ehepaar trotz Leuchsenrings Intrigen ein freundliches Verhältnis zu ihm aufrecht erhielt. In den Briefen der Luise v. Ziegler wird recht anschaulich wie hilflos sich das zärtliche Herz gegenüber der Lebenswirklichkeit findet. Erst möchte Lila den einen, dann den anderen heiraten, zuletzt läßt sie sich vom dritten heimführen, mit dem sie nicht glücklich wird, und alles das begleitet sie mit ihrer empfindsamen Litanei. Daß sie die Freundlichkeit mißversteht, die Goethe ihr gönnt, und sich darüber bekümmert, daß sie durch ihre Heirat »so 2 edle Herzen als G[oethe] und B[oden] unglücklich macht«, ist naive Mädchenart. Unbehaglicher wirkt die leere Selbstschwelgerei, der es an einem ernstlichen Stoff aus Natur und Menschenleben fehlt, aber das erscheint bei diesem unliterarischen Mädchen vielleicht nur deshalb so ärmlich, weil sie nicht ausdrücken kann, was in ihr vorgeht. Wie freundlich verstehend Goethe ihre unschuldige Schwärmerei erfaßt hat, zeigt die ihr gewidmete Ode. Lila lebt aber auch in der Gestalt des Frl. v. B. im Werther fort (vgl. Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, S. 286) und in Stella, deren sentimentale Züge von ihr herstammen. Karoline Flachsland erzählt von ihr (Aus Herders Nachlaß 3, 182): »Sie ist ein süßes, schwärmerisches Mädchen, hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Rosen, wenns Sommer ist, und ihr Schäfchen das mit ihr ißt und trinkt.« Auch Stella hat in ihrem Garten eine Einsiedelei, wo sie ihr eigenes Grab hergerichtet und mit Rosen bepflanzt hat. Und wenn sie in sehnsüchtiger Erwartung Fernandos ausruft: »Hier soll er mich finden, hier an meinem Rasenaltar, unter meinen Rosenzweigen! Diese Knöspchen will ich ihm brechen!« — so zeigen die vorliegenden Briefe, daß Goethe auch diesen Zug aus Lilas Empfindsamkeitstreiben entnommen hat: »eben habe ich Ihnen und Ihrem lieben H[erder] 2 Rosen die neben einander geblüht auf meinem Altar geopfert«.

So dürfen nun wohl die hier gebotenen harmlosen Herzensergießungen als ein Kulturbild aus der Wertherzeit eine bescheidene Geltung in Anspruch nehmen. Wenn Lila mit ihrem Aderlaßblut in jetzt ganz verblaßten Schriftzügen die Namen »Herder Psyche Lila« zärtlich gerührt nebeneinander hinschreibt, so hilft uns dieser kleine Zug verstehen, wie

Werthers Leiden auf so vorbereitete Seelen wirken mußten. —

Die beiden Briefe Leuchsenrings sind, soviel ich weiß, noch nicht benutzt worden. Dagegen hat Haym in seinem »Herder« 1, 521 auf die Briefe Lilas hingewiesen, »von denen gelegentlich Proben zu veröffentlichen sein werden.« Das geschieht nun in der folgenden reichlichen Auswahl, denn es ist wohl nicht erforderlich, die 18 wortreichen Briefe sämtlich abzudrucken. Zwei Briefe von Lila an Merck finden sich: Merckbriefe 2, 44 ff; ein Brief von Merck an sie: ebenda S. 97. Genauere Nachrichten über sie bietet K. Schwartz, Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie, Rudolstadt 1870, Bd. 1, 148 ff; vgl. auch Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, S. 281 ff; V. Tornius, Die Empfindsamen in Darmstadt, Leipzig [1910], S. 110 ff. Luise v. Ziegler ist am 16. August 1750 in Gotha geboren, wurde Hofdame der Landgräfin Karoline von Hessen, mit der sie öfter von Homburg zu Besuch nach Darmstadt kam, und heiratete am 6. Juni 1774 den preußischen Premier-Leutnant Gustav v. Stockhausen, dem sie 1775 nach Anklam, später nach Stettin und Frankfurt a. O. folgte. Nach seinem Tode — er starb 1804 als Generalmajor — zog sie nach Berlin und starb auf einer Besuchsreise in Homburg am 25. Februar 1814.

Leuchsenring an Caroline Herder.

Paris d. 6ten 9br. 73.

Freylich, meine Freundin, ist's gar nicht schön, daß ich Ihnen so lang nicht geschrieben. Ich bin genug gestraft. So lang ohne Nachricht von Ihnen, Ihrem Herder, Ihrem Leben in Bückeburg. Länger kan ichs nicht aushalten. Ich habe kein Recht. aber muß man denn immer ein Recht haben? . . . ich erwarte mit erster Post Antwort von Ihnen, sollt's auch nur eine Zeile seyn.

Ich habe mich länger in Holland aufgehalten, als ich anfangs mir vorgesetzt. Seit dem 17. Aug. bin ich in dieser Hauptstadt Galliens u. bleibe noch einige Monate. Ich war fast immer kranck und hab' darüber viel Zeit verlohren. Liebe Freundschaft u Freude sind hier seltne Gottheiten. Man will Witz und Geld haben. Jedermann scheint sich aufzuopfern u. man ist nur mit sich selbst beschäftiget. Doch gefallen mir die Weltleute beßer als die sogenannte hommes de lettres. Das sind größtentheils unausstehliche Leute. Mit Rousseauen hab' ich einige schöne Stunden verlebt. Wir haben unsre Moral in vielen Punckten sehr ähnlich gefunden — — aber auf einmahl schickt sich das Ding wie ein Y. Es ist immer ein achtungswürdiger Sterblicher. Ich habe viele Bekanntschaft von allerley Art u. nehme mir in den meisten Häusern die Freyheit wenigstens nach der Oberfläche i c h zu seyn. Ob jemand in Paris den Innren Mensch wird zu sehn bekommen, daran zweifle. Doch muß man vor nichts schwören. Meinen Yorick verstehe ich nun weit besser und lebendiger als ehmals. Je ne veux pas m'amuser . . ich war oft im Falle das zu sagen. Die Weiblichkeit ist hier sehr erniedrigt. von vielen Sachen kan man unmöglich einen Begrif bekommen. Man muß sehn u. hören. Ich habe allerley wunderliche Erfahrung gemacht.

Ich war aber heftig kranck, bin aber wieder beßer, wie Sie sehen. Ich habe mich selbst curiert u hoffe - nun gesunder zu werden, als ich es jemahls gewesen. Wenigstens schneide ich dem Fieber das mich so lange quälte alle Wurzeln ab. Nun will ich einige Zeilen unserm Herder schreiben. Ich umarme Sie brüderlich. Schreiben Sie mir ja bald. Ich dencke so oft an Sie. Ein Briefchen von Ihnen, welch' schöne Stunde in dem dürren Paris. Noch eine herzliche, recht herzliche Umarmung von Ihrem F r e u n d Leuchsenring.

[Adresse:] an Lina.

Leuchsenring an Herder.

Paris d. 6ten Nov. 73.

Nicht an den gelehrten, an meinen lieben Herder will ich schreiben, an den Freund meiner Freundin. Geben Sie mir einige umständliche Nachricht von Ihrem Leben, wenn Sie vertrauen genug zu mir fühlen. Sie wißen daß meine Liebe zu Ihnen mit Ihrer Glückseligkeit wachsen muß. von meinem Pariser Leben ein andermal. Ich bin hier mehr Philosoph als Mensch. Doch findet man immer einige Brosamen und kein Tag ist ganz verlohren. Wenig Goldstücke aber hier u da ziemlich gute Scheide Münze. Ich werde von manchen ehrlichen u guten Leuten geliebt u geniesse ziemlich vertrauten Umgang, was täglich noch besser werden wird. Ich bleibe einen Theil des Winters hier u hoffe ganz gut wegzukommen. Meine Gesundheit hoff' ich wird nun besser werden, als jemahls, weil ich eine Art von Crise paßirt habe. Nun einige flüchtige Worte von Gelehrten u pretendus Philosophes. Diderot hab' ich täglich im Haag gesprochen. Der Mann ist nun eben kein Philosoph. Rousseau auch nicht, aber das ist doch ein ganz anderer Mann. Philosoph u Atheist ist itzt hier Synonym. Einer dieser Leute hat versichert, er halte es vor seine Pflicht diese Lehre auszubreiten, auch mit Gefahr seines Lebens. Ist da nicht Schwärmerey Fanatismus u. Narrheit. Die Encyclopedisten haben hier viel geschadet. Schreiben Sie mir bald u viel. Meine Addresse ist: chez Mr Dandiran, rue Michel le Comte, der mir alle meine Briefe besorgt. Leben Sie wohl u glücklich u. vergessen Sie dann meiner nicht. Nächstens ein mehreres, wenn Sie mir fein bald antworten. Adieu . . .

Louise v. Ziegler an Caroline Herder.

I.

Sontags den 16ten Februar [1771] um halb 5 Uhr

Jetzo feyre ich den Tag, die Stunde wo wir uns zum ersten mahle gesehen, o meine Psyche, unsere ersten Blicke waren Liebe und diese Liebe wird Ewig unsere Hertzen verbinden, sollten wir auch bestendig getrennt seyn, (da Gott vor sey) noch im Elysium werden wir daß Glück unserer Freundschaft Empfinden; und unsere Schutz Engel wie Sie M[erck] und L[euchsenring] mit recht nennen, Ewig seegnen.

Ach Gott! könte ich doch so außdrucken waß ich Empfinde! Zährtlich geliebte Psyche hier liegt mein Papier auf dem Fenster, ich sehe den Untergang der Sonnen, die wir vor 3 Wochen zusammen sahen, gegen über welcher wir uns Zährtlich umarmten, damahls küste ich Augen Voll Seele, und jetz ein Fühlloses Papier, aber es wird von Psyche[s] Händen berührt, o wie Glücklich! Unsere Schnelle Bekantschaft und Liebe kan nur Empfunden werden, den Erzählen kan man nicht waß unsere Hertzen gefühlt, und wenige würden dran glauben, ich selbsten liebe Psyche hätte mirs nicht einfallen laßen ehe ich Sie gesehen, und wenn ich die erste Freundin Ihres Geschlechts, Ihres Alters bin, so seyn Sie versichert daß Sie die Erste Sind die mein Hertz so schnel warm und Zährtlich geliebt. nach allem waß mir L[euchsenring] und M[erck] von Ihnen gesagt wünschte ich sehr sie zu kennen allein so sehr ich mich freuete, so sehr war ich zaghaft auf die erste entrevu, als in der Furcht unserer Freunde Schilderung wäre zu vortheilhaft vor Ihre Lila und würde also durch nähere bekantschaft verlieren, es ist gantz dunckel, ein Sternchen welches mir gantz hell entgegen scheint ist meine Psyche.

Ja meine liebe Freundin ich kan auch in der Entfernung, mit meinen Freunden Glücklich seyn. O wie wäre ich sonst zu beklagen; ich liebe alles waß Ihnen umgiebt beschattet, u. s. w. Ihre Stadt welche ich sonst gar nicht mogte, ist jetz ein Himmel vor mich weil meine Freunde Sie bewohnen; der Himmel, Sonne, Mond und Sterne scheint mir schöner durch daß Andencken derer die ich liebe, den nehmlichen Abend als Sie gegen über dem Mond, mit L[euchsenring] von Ihrer Libe Sprachen, war mein Hertz gantz bey Ihnen, aber Traurig, Ihnen darf ich es gestehen, o liebenswürdige Psyche; Ihre Trähnen! auch diese Traurige Stunde ist mir schätzbahrer als Jahre voll Vergnügen, ohne die zarten Empfindungen der Freundschaft; wenn Sie die Go. gebürge sehen so dencken Sie, jetz seuftz Lila nach Ihrer geliebten Psyche, und nach dem Cercel ihrer Edlen Freunde.

Sie haben unsere Bekantschaft und Abschied an H[erder] geschrieben; er ist von Psyche geliebt, daß ist schon ein großes für mein Hertz; aber wie sehr würde ich Ihn lieben wenn er Sie so glücklich machen könte als Sie es verdienen, o wehrte Freundin hier Empfinden Sie alles was Ich sagen möchte; Ich küße Ihnen, und Ihre liebe Schwester recht hertzlich, Ihre Stille hat mich betrübt, ich glaubte zu bemercken daß Sie nicht glücklich und dieser gedancke fält meinem Hertzen schwehr. Adieu Liebste Freundin Küßen Sie alles waß wir lieben morgen sehe ich unseren lieben kleinen Freund, wie vergnügt ich diesem En[t]gegen sehe können sie leicht begreifen; welch ein geschmir aber ich habe es Ihnen voraus gesagt daß ich mich nicht gut ausdrücken kann.

Louise

[Nachschrift von Leuchsenring:]

Hier ist noch jemand, der — rathen Sie? — Wie stehts mit der Philosophie? Wann werd' ich einige Zeilen von Psyche lesen? Ihrer Schwester viel schönes u gutes — so wie uns allen. Amen.

II.

Homburg den letzten May heilig 73

Geschwinde muß ich Ihnen meine Lieben Freunde noch in diesem schönen Glücklichen Monate schreiben wie oft ich jeden Tag an Sie gedacht, wie viel Seuftzer, wie viel zährtlichen Danck und Wünsche ich Ihnen zugeschickt kan ich nicht sagen, wie sehr ich Sie liebe auch nicht; mein Hertz fühlt es, und Ihre zwey liebe Hertzen die nur eins ausmachen müßen es recht warm fühlen.
noch gar kein wort von Ihrer ankunft, wenn ich der Vorsicht u. Ihrem Glück nicht so viel zutraute wäre ich besorgt am Freytag waren es schon 14 Tage, man sagt zwar die Posten gehen sehr unordentlich; Haben Sie mein Briefgen bekommen ich hätte Ihnen gerne aus meinem Gärtchen geschrieben allein ich bin nicht wohl u. schreibe aus meinem Bette, doch hat es nichts zu sagen. Dencken Sie ich bin nicht mehr in der Stube in dem Bette daß Sie gesehen haben, daß starcke Gewitter daß wir heut vor 8 Tagen hatten hat alles zerstöhrt, die Decke ist eingefallen alle Fenster in Stücken, Glauben Sie meine Theuren Freunde daß Sie meine ersten Gedancken waren, ich dachte meine Stube müste durch Sie geheiligt seyn, und also vor allem Sturm und ungewitter sicher, war also so sehr verwundert als erschrocken über diesen Zufal unser schrecken war sehr groß als die Schloßen so groß als Hüner Eyer fielen fast alle Fenster in Schloß und Stadt sind zerschlagen worden, die Früchte in Feld und Gärten; die armen Leute! unser lieber Landg[raf] der bey allen Gelegenheiten seine schöne Seele zeigt läst jetz Gerste aufkaufen

schenckt Sie seinen Unterthanen um die beschädigten Acker wieder einzusähen; gestern konte ich meinen Brief nicht fertig bringen, und Heute ist es eben 1 jahr daß ich einen so glücklichen Morgen hatte, als ich meine Ehrliche Schäfersleute zum ersten mahle besuchte, ich Glaube ich habe es Ihnen meine Psyche geschrieben, eben komme ich daher ich habe die guten Leute gesehn, und allemahl jammerts mich daß Sie meine Freunde nicht gesehen haben, der Mann sagte s i e h h a b i c h d i r s n i c h t g e s a g t was den e r h a t d a ß S t ü c k k u c h e n n i c h t e s s e n w o l l e n d a ß i c h I h n e n g e s t e r n a u f g e h o b e n, ja sagt er, S i e m u s e s E s s e n. ich hatte Ihnen Kuchen mit gebracht, und Setzte mich auf einen grünen Platz, schnit Brod vor meine Hüner. B. [v. Boden] hat mir eine unvermutete Freude gemacht mit einer Gluck mit 13 jungen; die verp[f]lege ich auch eine schöne Banck hat er mir in mein Rosen Hütchen machen laßen mit allem möglichen Garten Zeug, ein klein Tischgen und Schreib zeug welches alles drinne verschloßen, so nüt[z]lich als möglich, aber stellen Sie sich die Bosheit der Leute vor den andern Tag war die Banck verkütz [?] daß Schloß verbrochen allerhand sachen heraus genommen und eine Stange von der Banck in der mitte entzwey.

B[oden] gewinnt alle Tage wo nicht mein gantzes Hertz doch meine völlige achtung u Freundschaft, nicht durch diese attentionen aber bey jeder Gelegenheit sehe ich wie sein Hertz e m p f i n d e t, er begreift so wohl alle die meinigen, so viel ist gewiß meine Psyche wenn es möglich ist daß ich einen Mann vollkommen glücklich machen kan so ist es B[oden] und alsdann kann ich ohnmöglich nicht glücklich sein; O meine liebe Theure Freunde ein Glück wie daß Ihrige kan ich nicht wünschen, ich verdiene es nicht, überlaßen wir alles der Vorsehung ich bin so ruhig, laßen Sie mich Ihre Freude genießen,, Sie wißen liebe liebe Psyche ob meinem Hertzen darmit genüget.

Vorigen Donnerstag hatten wir ein Fest im schönen Wald ich habe gekocht u unsere Herschaften darzu eingeladen, wir hatten einen Platz mit Blumen Kräntzen ausgeziert die Namens vom L[andgrafen] u Landgräfin von Blumen gebunden, die Stühle mit Sträus und Bänder gebunden ich hatte mein braun Negligé mit Rosen farben Band an ein weiser Schurtz welcher jedermann ärgerte, wie daß essen bald zu ende stand ich auf füllte meinen Schurtz mit Bouquets und brachte jedem von der Tafel einen, vor die Herschaften waren Verse gemacht an einem jeden Straus war eine Rohte Schleipfe als mein Schurtz von Blumen leer fülte ich Ihn mit Brod u theilte es unter die armen aus; meine gedancken an Sie meine Lieben Freunde machten mich glücklich denn ich war mit lauter Eiskalten Menschen umgeben, außer B. der war ausnehmend gerührt. Ihre Liebe Nahmen o Gott meine Freunde meine lieben zährtlichen Freunde wann werden wir uns sehen? wann? genug Ewig werden wir uns lieben, leben Sie wohl, man ruft mich vor Sie beyde meine glücklichen Freunde ich kan Sie nicht mehr unterscheiden Louise

III.

Homburg den 22 Juni 73.

Endlich weiß ich denn wie und wo Sie leben meine lieben Freunde; ich war so besorgt um Sie, ein jeder gedancke an Psyche beklemte mein Hertz; Sie ist bei H[erder]! daß war mein Trost; Sie können sich noch nicht recht in Ihr Glück finden, daß begreife ich wohl meine Theure Freundin, aber daß Sie es nicht wehrt — Nein! weg mit dem Gedanken; H[erder] ist vor Sie gebohren daß muste ich beständig dencken wenn ich Ihn neben Ihnen sah. O meine Glücklichen Freunde wie Glücklich macht mich Ihr vergnügen, o möchte es niemahlen getrübt werden, nur laßen Sie mich recht oft wißen wie glücklich Sie Sind, es ist eine nöthige Hertzens Stärkung vor Ihre Lila; ich nehme Sie überal mit wo ich hingehe; O und wie oft begrüße ich mit Trähnen den Baum wo Sie neben einander stehn alle Plätze sind geheiliget, und ich habe Ihnen noch nicht schreiben können, aber niemahls war ich allein. gestern früh 5 Uhr war ich gantz bey Ihnen, oder vielmehr ich holte Sie zu mir, unser lieber Landgraf gab ein deujeuner mit der Bedingung es müsse Morgens um 4 Uhr geschehen; er hatte den Platz ausgesucht und niemand wuste darum, es war ein hoher Berg mit Büschen und Felsen bewachsen, man sahe die schönste Gegend die man sich dencken kann, dichte am Fuß des Berges war wie eine Decke von schönen Waldungen, Wiesen, Felder, Stätte, Dörfer; B. verglich es der Zinne des Tempels u er hatte recht. oben war ein freyer Platz da hat er einen Tempel von Bretter, Fichten Bäumen zurecht machen laßen mit Blumen Kräntze außgeziehrt, da waren Tische u stühle und zu essen vor die die da eßen konten, ich war so gerührt so mannigfaltig gerührt, unsers Landgrafen Vergnügen, der Gedancke an meine Freunde, und der Morgen war so schön, zwischen einen Felsen Haufen wo man mich nicht sehen konte da drocknete ich meine Trähnen; o wie dachte ich an Sie und Ihren H[erder] o meine Freunde wie glücklich war ich! Könte ich Ihnen doch daß alles weisen; von da fuhren wir auf den Tannen Wald u da blieben wir biß abends nach dem Nacht Essen, aber stellen Sie sich vor wie Traurig, wenn man sich da auch a n T a f e l s e t z e n m u ß. o wie glücklich wenn ich unter meinen Stummen Freunden ein Stück Brod und ein Trunck waßer hätte; doch es kan nicht seyn. —

waß mein Hertz macht, fragen Sie meine Liebe o es ist als daß nehmliche wie Sie es gesehen haben, außer daß meine achtung vor B[oden] alle Tage sich vermehrt, erschrecken Sie nicht meine zährtliche Freundin, und Glauben Sie sicherlich daß [ich] was mir vom Himmel beschert gewiß bekomme u wen ich auch nicht so glücklich bin wie Sie, ich doch recht glücklich seyn kann; mit dieser Hofnung lebe ich ruhig und lasse den Himmel sorgen, ich Thue mehr ich wünsche daß B[oden's] Wünsche erfüllt werden, und daß deswegen weil ich nicht glaube daß ich einen Menschen kan glücklicher machen als Ihn; er kent mich beßer als niemand er hat mich in allen gelegenheiten gesehen, er hat mich sehr oft zu meinem desavantage gesehen er möchte aber auch daß nicht geendert haben; er verstehet mich in allen meinen Handlungen er erratet meine gedancken, und dies alles ist nicht bewegungs Grund genug, aber er sachte mir letzhin gantz gerührt ich hätte Ihn zu einem gantz andren Menschen gemacht seine Natürliche anlage wäre zu lauter guten Empfindungen gewesen, allein die Erziehung die er bekommen und die Leute mit denen er gelebt hätten alles verstimt ich war zu gerührt um mit Ihm weinen zu können, aber wen der Himmel will so wird erfült was da mein Hertz gewünscht, ich sehe Tugend in allen seinem Thun, Menschlichkeit mitleiden, ja meine Psyche an mir soll es einst liegen diesen Menschen glücklich zu machen, mein Hertz kan vielvielmehr lieben als ich B[oden] liebe und daß macht mich zuweilen zittern, allein der der mir ein zährtlich Hertz geschenckt wird es auch regieren, und die Freude Ihn glücklich zu machen erweitert und erwärmt vielleicht mein Hertz; ich weiß nicht meine Theure Psyche ob Sie mich Verstehen daß ist ein wahres bekäntniß so wahr als meine Freundschaft u wen Sie alles kennen däten wie ich, würden Sie sagen Lila hat recht ich würde auch so handlen, er ist noch hier, wird aber in Zeit von 14 Tagen fort gehen, er war so Elend, daß ich vor Ihn gefürchtet 2 Aderlaß haben Ihn gerettet er spricht mir oft von Ihnen weil er weiß wie lieb ich Sie habe, o bald kan ich mit niemand von Ihnen sprechen, o meine Freunde dieses ist vor H[erdern] wie vor Ihnen ich kan Ihm nicht alleine schreiben an keines allein, ich sehe Sie beständig zusammen; Sie seynd ja mein Freund wie Psyche. schreiben Sie nur als zwey zeilen bey Ihrer Lina Ihre, und vergeßen Sie unsern lieben Wald nicht dort unter Ihrem Baum will i c h e s S i n g e n und vor Sie beten. Leben Sie wohl liebe Edle Seelen O wenn werden wir uns wieder sehen? o meine innig geliebten Freunde mit aller wärme mit der gantzen zährtlichkeit meines Hertzens umarme ich Sie; hier haben Sie einen langen Brief an niemand kan ich schreiben, ich habe wenig gesundheit, u wenig Zeit, aber bey meiner Psyche vergeße ich alle schmertzen, wie befinden Sie sich? o vergeßen Sie niemahlen mir davon zu sprechen, haben Sie einige Hofnung? — Sie verstehen mich, bald sind es 2 Monate — O meine Theuere Freundin, o meine liebe Liebe ich kan nit aufhören, jetz gehe ich in mein Gärtchen daß erste Rosen Knöspchen soll auf meinen Altar Ihnen und Ihrem lieben H[erder] geopfert werden. adieu ich muß mich von Ihnen losreißen.

Louise.

IV.

Den 12ten Juli 73.

Hier in unserm schönen, lieben, heyligen Wald hier will ich Ihnen schreiben meine Psyche, hier möchte ich Ihnen sagen wie sehr ich Ihnen u Ihren H[erder] liebe, und wie sehr ich mich über Ihr Glück freue. aber daß kan weder die Feder noch der Mund außdrücken, daß lassen Sie in Ihrer Lila Hertz da soll es Ewig bleiben. O wie sehr hat mich Ihr lieber letzter Brief gefreuet, dencken Sie daß Hertz sagte mirs den gantzen Tag; so daß abends als die Briefe kamen fand man meinen nicht gleich und sagte es wäre keiner da, daß kan nicht seyn, ich muß selbsten sehen. als ich daß gantze Paquet durchgangen fand ich Ihn zuletzt; auf allen seiten zugleich habe ich gelesen, u geküst, mein armer Freund B[oden] hat meine Freude hertzlich getheilt; ja meine Psyche ich glaube daß er mein gantzes Hertz verdient wenn ein Hertz wie daß meinige einen Wehrt hat; genug es kan lieben, recht zährtlich recht innig lieben, und daß verdient B[oden]gewiß. Sie können mir gantz zuverläßig glauben; kein blinder Enthousiasmus ist noch nicht in meinem Hertzen, aber ein wahrer Tact des guten und bösen; ich habe B[oden] wenn ich alles rechne über 8 Monate Täglich gesehen und noch keine untugend sondern ein gutes Empfindsames Hertz, viele Menschenliebe, und redlichkeit gefunden, sein Tichten und Trachten alle seine Wünsche gehen dahin mich glücklich zu machen, er hat mich letzhin recht gerührt als er sachte ich hätte ihn zu einem gantz andren Menschen gemacht, ich hätte Ihn der Natur und sich selbsten wieder geschenckt, er hofte durch mich alle Tage beßer zu werden, daß macht mich so beschämt, aber auch so entschloßen daß wenn der Himmel will ich gewiß nicht will dagegen seyn; Gott weiß ob jemahls seine Hofnung wird erfült werden, allein er sagt wie ich, ich kan entsetzlich hoffen; er ist vergangenen Donnerstag fort, seyn abschied war mir sehr empfindlich: — o meine Psyche könte ich Sie doch mit Ihrem besten Freund hier sehen, wie süß ist mir daß andencken der kurtzen glücklichen stunde die wir hier zugebracht o meine lieben Freunde und jetz bin ich gantz allein; o wie daß klee Blatt [darunter ein mit Siegellack befestigtes Kleeblatt.] O meine Psyche! o mein Freund! wenn wird Lila so glücklich seyn.

Meine liebe Freundin irre ich mich nicht wegen Ihrer unpäßlichkeit? ——— O Gott wie däte mich daß freuen!

ich bin zeither gar nicht wohl, Ohren Weh, Zahn weh, und Schmerzen am lincken Auge deßwegen darf ich auch nicht viel schreiben; Leben Sie wohl meine Lieben Glücklichen Freunde dencken Sie oft wenn Sie sich recht hertzlich lieben, an Ihre einsame Freundin, jetz will ich zu meinen lieben Stummen Freunden gehen, ich will Sie küßen Sie lieben, dann sprechen Sie mit meinen Hertzen daß ist die beste Sprache; dan[n] zu Ihren lieben Palm Bäumen; o meine inniggeliebten Freunde wie oft segnet Sie meine Seele.

Louise.

Dienstags Früh

eben habe ich Ihnen und Ihren lieben H[erder] 2 Rosen die neben einander geblüht auf meinem Altar geopfert. Leben Sie wohl liebes Edles Paar ich kan nicht viel schreiben wegen meinen Augen.

V.

den 16ten Juli 73 mittags 1 Uhr
in meinem Hütchen von Geißblat.

O Psyche! O Herder! o Herder! o meine lieben, meine Ewig geliebten Freunde, hier auf meiner Banck wo ein Schüßelchen mit Erdberen ein Stück Schwartz Brod ein Trunck frisch Waßer mein Mittag Eßen außmachen o könte ich Sie hier sehen, Ihre Lila ist allein, gantz allein, im grünen, mein Treuer Hund auf meinem Schoos, die Vögelcher singen, und daß Hertz wo meine Freunde drinnen wohnen so ruhig und heiter als wenn es niemahlen gesündiget hätte; dieser Gedanke fällt mir eben ein, ich weiß nicht warum; O könte ich Sie doch her wünschen wie geschwinde würde ich meine hüpsche liebe Banck räumen, Sie meine lieben Glücklichen Freunde drauf setzen und mich hinter daß gebüsch kauern, Sie ansehen und beten; schreiben kan ich heute nicht, aber lieben, recht sehr an Sie dencken, wenn Sie einen Schatten sehn oder etwas wünschen hören, so bin ichs gewiß. ich bin nicht gantz wohl aber meine Seele ist so wohl so glücklich so liebend als jemahls. ein Rosen Knöspchen soll meinen Freunden geopfert werden.

Herder Psyche Lila

Den Letzten Juli; eben habe ich ader gelaßen und unsere 3 Namen mit meinem warmen Blut geschrieben. Sie können nicht glauben meine Freunde was vor ein süßes vergnügen ich dabey empfunden.

O wie lange wie lange habe ich nichts von Ihnen gehört, und in zwey Tagen verreysen wir auf 4 Wochen; wir gehen in Cognito nach Holland o Psyche da finde ich niemand den ich liebe So liebe. ——— o gienge doch unser Weg über Bü[ckeburg]: könte ich doch mit meinen eignen [Augen] sehen wie glücklich Sie sind.

Wißen Sie daß unser lieber M[erck] ja unser Sie müßen ihn lieben, ohne die See Kranckheit zu haben die völlige Todes Angs außgestanden hat. Die Fregatte hat Noht gelitten und man hielte Sie vor verlohren. er hat gewiß seiner Frau geschrieben er hätte nie eine größere Freude gehabt als wie er wieder auf dem Lande gestanden. Dancken wir alle Gott. ich zittere wen ich an die Gefahr dencke. von L[euchsenring] kein wort ich fürchte er ist böße. doch kan ich mein Hertz nicht ändern, u nicht aufhören aufrichtig zu seyn. Hieraus Schließen Sie Psyche ob ich Sie ewig lieben werde. und Ihnen lieber H[erder] o meine Freunde Sie sind eins in meinem Hertzen. und Psy[ches] Freund muß der meinige seyn. o machen Sie daß ich einen Brief von Ihnen hier bei meyner rückkunf finde. Leben Sie Ewig wohl und dencken Sie an Ihre zährtliche Freundin

Louise.

VI.

Homburg den 15ten September 73.

Endlich meine Liebe Psyche bin ich wieder an Ort und Stelle; ich schreibe Ihnen aus dem nehmlichen Zimmer wo wir so glücklich beysammen waren, auf dem nehmlichen Platz wo Sie und H[erder] Ihre Nahmen hingeschrieben haben; o welch eine Glückliche erinnerung, wenn die erinnerung des vergangenen nicht wäre! wie Traurig würde ich leben. gantz gantz allein bin ich fast 6 Wochen lang ein Traurig Land durchreißt. wir sind in Holland gewesen. Schöne Häuser, Gärten wo lauter kunst und sehr wenig Natur eine Nation die wenig Menschen Liebe besitz die Ihren Reichthum nur zum Stoltz verwendet, daß ist ohngefehr alles was ich gesehen habe; dabey gar keine Nachricht von meinen Freunden, nun können Sie leicht rathen meine liebe Psyche ob ich vergnügt auf meiner Reyse war; wenn ich eine schöne gegend sah dachte ich an meine Freunde, aber wie oft auch dachte ich an Sie in Öden wüsten Gegenden, verzeihen Sie meine Freundin; aber mein Hertz war gewiß nicht Öde.

Den 23ten August. O wie war ich da bey Ihnen! Der Gröste, der Wehrteste Tag von meine Psyche, es war ein Jahr wir sassen beysammen auf dem Canapé in M[ercks] Haus B[oden] war auf der andern seyte, Sie sagten mir gantz leise heute ist H[erders] Geburts Tag, und Seufzten, O Psyche liebe Freundin wie Süs war mir der gedancke Sie jetz so viel Glücklicher zu wißen, niemahls sollen Sie diesen Tag seuftzen; Nein Niemahls. ich hofte gewiß briefe von Ihnen hier anzutreffen aber nein gar nichts; wir sind seyd Freytag wieder hier angekommen; Schreiben Sie mir bald liebe Psyche wenn Sie mich nicht un-

ruhig wißen wollen, solten Sie unpäßlich seyn daß Sie nicht schreiben könten so schreibt mir H[erder] gewiß. er weiß wie sehr ich sie liebe und ist ja auch mein Freund, O liebes Glückliches Paar wenn Sie Lila nicht lieben sind Sie Undanckbar gegen die Zährtlichste Freundschaft, und daß kan nicht seyn.

jetz sind Sie bald 5 Monate geheyratet; sagen Sie mir doch liebes Kind was ich so gerne wißen möchte, Sie verstehen mich doch.

Sophie G[oethe] ist in Darmst[adt], ich habe auch noch keine nachricht von Ihr. O ich darf dem Traurigen Gedancken daß Sie kranck seyn könten nicht nachsinnen, ich hoffe Sie und Ihr Lieber H[erder] sind wohl und glücklich, und dann können Sie leicht dencken daß ich nicht unglücklich seyn kan.

Adieu meine lieben Freunde, vergeßen Sie Ihre Treue ergebene Freundin nicht

Louise.

VII.

Homburg den 20ten October 73.

O wie hat mich gejammert nach Nachrichten von Ihnen meine lieben Freunde wie herlich und voller Freuden wurde daß kleine Briefchen Empfangen . . . H[erder] arbeitet um Sich dort weg zuarbeiten. wo den hin? meine Psyche ich muß alles wißen was Sie betrift . . . .

Wißen Sie daß Sophie G[oethe] öffentlich verlobt O wenn Sie nur glücklich ist, ich hoffe es. mein Freund H[erder] wie hertzlich grüße ich Sie, und dancke Ihnen vor Ihre wenige Zeilen. ich gehe niemahls in den lieben Wald ohne Ihrer zu gedencken, ich küsse die lieben Nahmen in dem Baum neben einander geschnitz, und erbitte Ihnen Tausend Seegen. Leben Sie wohl Tausendmahl wohl, liebe glückliche Seelen, und gedencken Sie Ihrer

Lila

VIII.

Homburg den 18ten December 73.

. . . wir werden wohl zu anfange künftiges Jahrs nach Darmstadt gehen ich finde M[erck] daß freuet mich hertzlich aber o Gott! Psyche und Uranie ——— meine Süße Freundin Ihr Hertz sagt Ihnen waß ich empfinden werde, - - Sie sind glücklich Uranie Ewig Glückseelig Schweige mein Hertz und murre nicht --- - - ich werde den Platz sehen wo ich Sie zum ersten mahle mit H[erder] gesehen habe, auch den wo ich Ihnen Ihr Glück Prophezeyet habe . . . .

IX.

Homburg den 11. Januar 1774.

. . . Der liebe Liefländer [v. Reutern] von dem wir so oft gesprochen, den wo mein Hertz ewig lieben wird ist versprochen wohl jetzo gar geheirathet. — .. — Dieser Gedancke macht mich nicht unglücklich, den so lang er Glücklich ist ist er nicht gantz für mein Hertz verlohren. O wen ich nur die gewißheit hätte daß er die Schönste Beste Frau hat, und daß er der Geliebteste der Glücklichste unter allen Männern ist. Die Welt mag dieses, Schwachheit, blinde einfältige Liebe nennen. es ist in meinem Hertzen, und mein Gewißen macht mir keinen Vorwurf darüber. Ihre Sententz meine Psyche fürchte ich nicht unsere Hertzen haben gleichen Tackt gleiche Empfindungen. Seegnen wir den Himmel daß wir lieben können ohne Sisteme, Convenancen, und dergleichen.

B[oden] ist als noch in Paris, schreibt oft, bekümmert sich über seine umstände, arbeitet starck um sich ein Sort zu machen, und ist der nehmliche gegen mich, und ich auch; Erkenntlichkeit und Pflicht ist vielleicht einmahl mein Schicksal . . . .

Ihr Musen Calender hat mich hertzlich gefreuet und besonders die Stellen wo Sie mir gezeichnet, ich suche alle O. und M.[1]) auf, aber wie muß ich mich bey dem gemählde schämen, es ist schön süß u lieblich, aber viel zu schön vor Lila . . . .

X.

Homburg den 12ten April [1774].

. . . mein Schicksal ist besonders. seyd 5 Wochen hat sich ein neuer Weg vor mich gezeigt der komt als wenn Ihn eine höhere Hand vor mich gebahnt, den niemand so wenig als ich hat etwas muhtmaßen können ein Mann der ongefehr 5 Monate hier ist den ich alle woche ein paar Mahl nicht anders als bey Tafel gesehen dieser läßt sich durch ein drittes erkundigen ob ich nicht versprochen, ob ich Ihn lieben könte, ob er mich begehren darf. Sie können dencken wie bestürtz ich wahr verschiedene Trait die nur einer großmüthigen Empfindsamen Seele gleichen die ich von Ihm wußte und seyn redliches glückliches gesicht die besonderheit dieses schicksals haben mich entschlossen, jetz erwarte ich nur die antwort von meinen Eltern; darauf beruht alles. . . .

---

[1]) O. ist Herders und K. M. ist Mercks Chiffre im Göttinger Musenalmanach auf 1774.

Das »für Lila viel zu schöne« Gedicht ist K. M. unterzeichnet und lautet:

Ein Gemälde.

Natur, Serenens Phantasie,
Aus welchem Himmel nahmst du sie?
Natur, aus welchem Morgenroth
Ging sie hervor auf dein Gebot?
Aus welchem Ros' und Veilchenduft
Webst du die sanfte Aetherluft,
Worinnen sie sich nährt und schmückt,
Und alles um sich her erblickt?
An welcher Sonne reifte sie,
Die reiche, warme Phantasie,
Die sich auf einem Blumenbeet
Als Königin den Thron erhöht,
Aus Perlenthau sich Kronen flicht,
Und Rosen von den Dornen bricht?
Ein Grab, als eine Blumenbraut,
Sich unter ihren Schwestern baut,
Und, in dem sanften Licht vom Mond,
In dieser ihrer Schöpfung wohnt?

Vier weitere Huldigungsgedichte Mercks an Lila hat K. Wagner im »Morgenblatt« 1843, Nr. 122 (23. Mai) und 132 (3. Juni) herausgegeben. In dem ersten dieser Gedichte »Bei'm Wiedererscheinen des Monds« feiert Merck Lila ebenfalls als »Serena«. Er hat ihr also in diesen Jahren eine ritterlich-zärtliche Neigung gewidmet.

XI.

Homburg den 26 Juni 1774.

. . . jetzt bin ich seit 3 Wochen mit Herrn von Stockhausen geheyratet, und glücklich es ist eine Schöne eine Empfindsame Seele voller güte und der zährtlichsten Empfindung fähig . . . er hat mir versprochen so bald wir nach Hessen gehen mich zu Ihnen zu führen; ich weiß noch nicht wenn es geschiehet weil es von der ablösung abhänget; der einzige gedancke daß mein Mann ein Officier ein Preuß. Offic. daß kcmt mir noch gar unerträglich vor, aber er wird es nicht allezeit bleiben. wir sind denn eben 13 Monat von einander geheyratet; den 6ten Juni war der große wichtige Tag. o Gott wie beklemt war da mein Hertz zwahr ohne Furcht auf die zukunft, ohne reue, aber ohne Freude ohne Muht, man sagt ich hätte ausgesehen wie ein Opfer daß man zur schlachtbanck führt, ein weißer Taffent mit Blumen geziehrt, war mein anzug aber die vielen juwelen mit welchen man mich kröhnte machten mich fast umsincken. Den 2ten May meine lieben Freunde wolte ich feyern ich stund vor meinem kleinen Altärchen im Rosen gährtchen mit meinem Bräutigam wir streuten Blumen auf den altar und baten den Himmel er möchte Sie Edles Paar Seegnen, aber sachte ich, den Tag möchte ich noch mehr Feyern; nun so küßen wir uns sagte er nun Sie die liebe kennen so können wir den Tag nicht beßer Feyern, ich erwarte Täglich nachricht daß meine liebe Freundin glücklich entbunden o wie werde ich daß kind lieben . . . .

ja Psyche ich bin u. werde glücklich seyn aber der gedancke daß ich so 2 Edle Hertzen als G[oethe] u. B[oden] unglücklich mache wird mich Ewig bekümmern ja Sie dencken beyde Edel o wolte Gott ich könte durch die Helfte meiner Jahre und meines Vergnügens daß Ihrige erkaufen, wie gern gäbe ich es hin. Adieu liebe Seele diese letzten Zeilen waren zu viel aber Sie erleichten mein Hertz: ich umarme Sie Beyde.

Louise.

XII.

[Homburg, den 16. September 1774: Lila hat durch einen Brief Herders die Nachricht von Karolines Entbindung erhalten; sie selbst fühlt sich ebenfalls guter Hoffnung.]

XIII.

[Homburg, den 25. November 1774: »und bin nun vollkommen von der ursache meiner Unpäßlichkeit überzeugt.«]

XIV.

[Homburg, den 2. Juni 1775: Bericht über das Gedeihen ihres Kindes.]

XV.

[Homburg, den 7. August 1775: Lilas Mann hat Ordre, zum Regiment abzugehen. »ich habe weder G[oethe] noch M[erck] gesehen.«

XVI.

Friedrichsfelde bei Berlin den 19. Februar [?] 1778.

... so viel ist aber wohl gewiß daß Kranckheit, Kummer, Sorgen, und Schwachmuht die Hauptursache meines Stillschweigens waren. unsre Seelen wollen zuweilen erschüttert seyn um Ihre existentz wieder recht zu fühlen. Doch liebe liebe Seele ich hätte Ihnen vielleicht noch nicht geschrieben wenn nicht kürtzlich noch da ich mit einer guten lieben Frau die Ihnen nicht kent, von Ihnen Sprach und ich so wehmüthig darbey wurde daß ich mich recht Satt geweint, und ich da sagte wie lange wir uns nicht gesehen nicht geschrieben, so gantz gegen einander verstumt o daß konte Sie so wenig begreifen wie mein Hertz; Ach Gott liebe liebe Frau meine P s y c h e! Sie müßen mich noch so lieben wie Sie mich geliebt haben ich kan ohne Rührung nicht an Sie dencken und könten Sie jetzo meine Trähnen sehen Sie würden Ihnen mehr zeigen als alles waß ich hierüber sagen kan . . . .

meine beyden lieben Kinder sind mein eintziger Trost bey diesen betrübten Krieges Zeiten . . .

waß macht Göthe der liebe Pilgrim ist ers noch, oder ist er ein HoffMann geworden? wenn er daß geworden wäre wie ich nicht glauben kan so sagen Sie Ihm nichts von Lilla aber weil ich gewiß hoffe daß daß nicht ist so sagen Sie Ihm viel liebes und gutes von seiner Freundin. Haben Sie Nachricht von Ihrer lieben Schwester? von Merck wie gehet es mit seiner heuslichen Glückseeligkeit? ich bin gantz außer aller connection gekommen. . . .

XVII.

Anclam den 28ten April 1781.

. . . vor zwey Jahren als ich Ihnen schrieb verlangten Sie eine beschreibung meiner Lage ich konte Ihnen nicht Trügen und Ihre liebe Theilnehmende Seele wolte ich nicht betrüben deßhalb schwieg ich. Aber ich kan nicht mehr, so oft habe ich mich gesehnt, ob wir uns je wiedersehen daß weiß der Große Gott, meine schlechte Gesundheit, meine schlechte Vermögensumstände, meine V e r b i n d u n g e n gegen die ich mich nicht empören kan hindern mich und benehmen mir alle Hoffnung den ohne diese letzteren würden mir alle andre Hindernüße nichts seyn ich käme auf einem schlechten Post wagen die Freude Sie liebe Theure wieder zu sehen würde mir Kräfte geben, und in Ihren Armen würde ich alle widerwärtigkeiten vergeßen. Aber alle diese Entschließungen kan ich in meiner Lage nicht

außführen. ich muß harren und Gedult haben. aber schreiben will ich Ihnen beste Liebe, und Nachricht von Ihnen haben, so verbant von allen meinen gewesenen Freunden zu leben daß kan ich nicht länger ertragen. Theils aus schonung vor meine Freunde Theils aus oeconomie wegen des Brief Porto habe ich mir diesen Trost versagen müßen, aber ich will lieber allem entsagen nur wenn ich zuweilen Nachricht haben kan. in diesem Öden Lande ist es mir doppelt unentbehrlich. einen eintzigen wahren Freund ausgenommen ein Rechtschafener ein Redlicher Gefühlvoller Mann habe ich nichts hier waß mein Hertz erfült, noch etliche gute Menschen aber die nicht die gantze Seeligkeit der Freundschaft kennen ....

St[ockhausen] ist gut aber gleiche Denckungsart u Empfindung macht unsre Glückseeligkeit nicht ...

Vielleicht auch liebe können Sie etwas vor mich thun, Ihre liebe Hertzogin hat eine Gefühlvolle wohlthätige Seele. eine geringe Pension, so gering Sie auch sey würde mich erleichtern. ich habe an den [?] [1]) von [?] [1]) geschrieben welcher Pate zu meinem Sohn ist ich möchte so gern einen Hofmeister vor Ihn haben aber wie kan ich den bezahlen? aber der kan nichts vor mich thun; beschwehrlich kan ich nicht fallen ...

Ach meine Liebe Theure Freundin wo seyn die Glücklichen Jahre wo unsre eintzige Sorge wahr daß Vergnügen unsrer Freundschaft recht zu genießen? .... Den 2ten May zuweilen mache ich mir daß vergnügen Ihre Briefe zu lesen mit dem Mann wo ich oben erwähnt kan ich doch mit alle der Wärme von Ihnen reden, er ist der der Ihren wehrt und meinen Verlust fühlen kan. aber in dieser Jahres Zeit wo alles im Dienst ist, immer Exercirt wird, dann bin ich gantz allein, dann wird mir mein Zährtliches Gefühl zu einer Zentner Last. Sie wißen daß meine Liebe wenn ich mich nicht Mittheilen kann. In H[omburg] hatte ich doch die schöne Gegend die mich verstund daß ist hier nicht, alles öde und Kalt. aber keine Klagen mehr.

.... waß macht Göthe, und Merck und Ihre Schwester in Darmstadt ....

1) Unleserlicher Buchstabe.

XVIII.

[1781.]

Meine liebe beste Freundin ich will nur etliche Worte beyfügen um Ihnen zu bitten der lieben Hertzogin nichts von dem zu sagen worum ich Ihnen in meinem letzten Brief gebeten habe. Sie hat einen Zug von Großmuht gegen meinen Mann bewiesen der Ihm aus einer großen Verlegenheit hilft, u mich ganz beschämt macht und ob es mir zwahr von meiner jetzigen Lage nicht Lindert so wünscht ich doch nicht daß Sie etwas hiervon wüste ... Liebe Liebe Psyche wo seyn die frohen Tage unsrer Jugend? o zuweilen wünsche ich recht hertzlich Allem ein Ende damit alles waß gut ist u sich liebt wieder vereinigt werde denn ohne dieses Glück kan ich mir keine Seeligkeit dencken. Leben Sie wohl lieben Sie mich beste ich bitte Ihnen ich bin es noch immer wehrt. Gott Seegne Sie und die Ihnen angehören. Adieu.

Bücherschau.

Grundrisz zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. Vierter Band, II. Abteilung. Vom siebenjährigen bis zum Weltkriege. Sechstes Buch, I. Abteilung, II. Teil. Dresden, Verlag von L. Ehlermann, MCMX.

Dieser soeben erschienene Halbband umfaßt nebst der Biographie Goethes, deren Neuausgabe wieder Prof. Dr. Max Koch besorgt hat, bloß den allgemeinen Teil der Goethe-Bibliographie: Bibliographische Hilfsmittel, Lebensbeschreibungen, Biographische Einzelheiten, Lokale Beziehungen, Denkmäler, Bildnisse, Goethe-Feiern, Literatur über Goethe, Goethes politische und nationale Stellung, Weltliteratur, Ästhetik, Poetik, Metrik, Sprache, Musik, Bildende Kunst, Religion, Philosophie, Naturforschung, Pädagogik, Briefe und Gespräche, Goethes Familie, Goethe und Schiller, Weimarisches Fürstenhaus, Weimar und seine Goethe-Stätten. Während Goedeke selbst 1859 noch die ganze Goethe-Literatur auf 43 Seiten zusammenstellen konnte, war sie in der zweiten Auflage 1891 in der Bearbeitung von Max Koch auf 192 Seiten angewachsen. Der vorliegende, nach einem Zwischenraum von 20 Jahren erscheinende Halbband der dritten Auflage erfordert für die Hälfte des Stoffes nicht weniger als 748 Seiten. Zehn Seiten davon (324—334) nehmen die Inhaltsangaben unserer »Chronik« ein. Die Zusammenstellung dieser dem Forscher wie dem Sammler gleich unentbehrlichen Bibliographie, zu deren eingehenderer Würdigung der uns zur Verfügung stehende Raum nicht ausreicht, hat Dr. Karl Kipka in Breslau besorgt.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

CHRONIK des WIENER GOETHE-VEREINS.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer von Thurn, Wien, IV/₂, Heugasse 56, zu richten.

XXV. Band. Wien, 22. September 1911. Nr. 3—4.

INHALT: Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Was hat Goethe an Ossian gefesselt? Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 7. März 1911 von Helene Richter. — Aus Goethes Notenheft von K. Rhode. — Über allen Gipfeln ist Ruh . . von Dr. August Nechansky. — Zu Goethes Stammbuch-Einträgen von Max Morris.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

In den Jahren 1910 und 1911 sind dem Wiener Goethe-Verein als Mitglieder beigetreten:

Badstüber, Hubert, Dr., Professor;
Baernreither, Georg v., Lunz;
Barber, Max, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat;
Bernardt, Marie v.;
Bloch, Gustav, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat;
Blum Irma;
Bode, Wilhelm, Dr., Schriftsteller, Weimar;
Boschan, Eugen v., Dr., Hof- und Gerichtsadvokat;
Delannoy, René, Dr., Magistratskonzipist;
Duchek Marie, Hofratswitwe;
Eckstein, Walter, stud. jur.;
Ehrlich, Paula;
Feigl, Hans, Redakteur;
Fein, Rosa;
Fiedler, Paula;
Fischer, F., Dr., Geh. Medizinalrat, Pforzheim;
Fries, Luise;
Fries, Hertha;
Freud Alexander, kaiserl. Rat;
Geiringer, Ada, Frl.;
Gomperz-Bettelheim, Helene;
Graeser, Fritz Wilhelm;
Grohmann, Will, Leipzig;
Grünstein, Leo, Dr.;
Halle a. d. S., Deutsches Seminar:
Hamm Karl, k. k. Bezirksrichter;
Hornbostel, Hans;
Juhos, Ernst v.;
Kanzow Rudolph, Hamburg;
Kraupa, Mathilde, Lyzeallehrerin;
Lobmeyr Ludwig, Mitglied des Herrenhauses;
Lorentz, Alfred, Leipzig;
Maluschka, Alfons;
Mathias, Adolf, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat;
Muhr, Elisabeth, Frau;
Neteke, Rudolf;
Niemetz, Marie, Lehrerin;
Paulovits, Konstanze v., Lehrerin;
Peitler, Hans, Dr., jun., Hof- und Gerichtsadvokat;
Pietschmann, Tony;
Pitz, Rudolf, Kaufmann;
Richter, Elise, Dr.;
Richter, Helene;
Rosenthal, Moritz;
Runge, Artur, Charlottenburg;
Ruß, Viktor, Dr., Privatdozent;
Sarg, Anna;
Sarg, Karl;
Schopper, Alfred, Landgerichtsrat a. D., Gera;
Schulz, Paul, Dr., Geheimer Rat, Vizepräsident des k. k. Obersten Rechnungshofs;
Sonntag, Kornelie;
Stagl, Rudolf, Professor;
Stauffer, Oskar, Dr., Zentraldirektor;
Stumme, Emmerich Gerhard, Dr., Leipzig;
Thimig, Hugo, Hofschauspieler und Regisseur;
Thompson, Beatrice;
Viol, Karl, Amsterdam;
Wahle, Julius, Dr., Professor, Archivar am Goethe-Schiller-Archiv, Weimar;
Waschmann-Wallach, Hermine;
Weissel, Otto, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat;
Wilczek, Johann, Graf, Geheimer Rat und Kämmerer;
Wittgenstein, Justine;
Wittgenstein, Lyda;
Wittner, Otto, Dr.;
Wolff, Christine;
Wolff, Kurt, Leipzig.

Um die Werbung neuer Mitglieder haben sich in diesem Zeitraum besonders verdient gemacht: Dr. Immanuel Brüch und Dr. Hermann Brüch, Wien; Frau Hofrat Ottilie Demelius, Wien; Professor Dr. Hans Gerhard Gräf, Weimar; Hofrat Professor Dr. J. Minor, Wien; Dr. August Nechansky, Wien; Dr Josef Nitter, Wien; Frl. Beatrice Thompson, Wien; Carl Viol, Amsterdam; Regierungsrat Dr. Gustav Waniek, Wien.

Was hat Goethe an Ossian gefesselt?

Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 7. März 1911 von Helene Richter.

Der außergewöhnlich starke Eindruck, den Goethe von *Ossian* empfangen hat, ist durch zwei äußere Dokumente belegt: Goethe hat mit Merck eine Ossian-Ausgabe veranstaltet und er hat Stücke aus dem Ossian übersetzt.

Die Ossian-Ausgabe war ein Nachdruck in englischer Sprache. Die ersten zwei Bände erschienen 1773 und Goethe radierte für sie die Titelvignette, einen mit Fichtenzweigen bekränzten Schild, der die Inschrift: »*Works of Ossian, vol. I*« (bezw. »II«) aufweist. In einem Briefe an Kestner (Mai 1773) läßt Goethe Kielmansegg sagen: »... von unserem Nachdruck *Ossians* ist *Fingal*, ausmachend den ersten Theil fertig, kostet 36 Krz. Wenn er ihn will, schick ich ihn mit dem übrigen und bitte mir meinen *Ossian* zurück.«[1])

In einem undatierten Briefe an Sophie Laroche heißt es: »Ich schreibe Ihnen in Handlungsexpeditionssachen Merck & Comp. Hier sind 12 Exemplare *Ossian*. Das eine der gehefteten bittet er Sie anzunehmen.«[2])

Am 23. Juni 1773 schreibt Boie an Gotter: »Goethe hat den *Ossian* englisch nachdrucken lassen. Ein trefflicher Einfall!«

Allein das gemeinsame buchhändlerische Unternehmen gedieh offenbar nicht. Merck hatte nicht die nötige Ruhe, Goethe nicht den nötigen Geschäftssinn. So blieb es vorläufig bei den ersten beiden Bänden. Der dritte und vierte Band wurde 1777 mit Goethes neuradierter, vergrößerter und vergröberter Vignette von Merck allein bei dessen Verleger J. G. Fleischer (Frankfurt und Leipzig) herausgegeben.[3])

Goethes *Ossian*-Übersetzungen umfassen die stilvoll und worttreu wiedergegebenen *Lieder von Selma*, die mit Ausnahme des Schlusses in den *Werther* aufgenommen wurden; Bruchstücke aus dem 7. Buche *Temora (Fillans Erscheinung*, etwa das erste Drittel und *Erinnerung des Gesanges der Vorzeit*, das Ende dieses Buches); und *Darthlas Grabgesang*, den Schluß der Dichtung *Darthla*.

Proben dieser Bruchstücke, die Goethe im Oktober 1771 an Herder[4]) schickt, beweisen, neben ihre endgiltige Fassung gehalten, wie ernst Goethe die Übersetzerarbeit nahm. Er ringt hier, oft noch vergeblich, mit dem Ausdruck. In *Fillans Erscheinung* heißt es im Original von den Geistern der Vergangenheit (bei Goethe den Toten der Vorzeit): sie schreiten von Windstoß zu Windstoß (oder Luftwelle zu Luftwelle) *stride from blast to blast*. Dieses *stride* gibt Goethe erst mit »gaukeln von Wind zu Wind«, dann mit »schlüpfen von Hauch zu Hauch«, also sehr unbefriedigend wieder. Wenn wir aber im *Parzenliede* von den Göttern lesen:

»Sie schreiten vom Berge zum Berge hinüber«

so berührt uns der Vers in seiner Plastizität wie ein Anklang an das Ossiansche Bild. Es ist, als hätte es in der Phantasie des Dichters geschlummert und sich nun erst zum richtigen Ausdruck durchgerungen.

In *Erinnerung des Gesanges der Vorzeit* lautet eine Stelle: »Wo die rauschende Sonne hervorkommt aus den grünhäuptigen Wogen« — *where the rustling sun comes forth from his green-headedwaves*. Goethe übersetzt ungenau:

»Wo aufsteigt tönend die Sonne,
Von Wellen die Häupter blau.«

Vermutlich ist es dieser Vers, der im Gesang der Erzengel nachklingt:

»Die Sonne tönt in alter Weise«

obzwar auch Dante (Inferno I. u. a. a. O.) das Bild von den tönenden Sphären gebraucht.

Trotz des Begeisterungstaumels, den die erste Bekanntschaft mit *Ossian* in Goethe erzeugt, regt sich doch bereits die wissenschaftliche Methode des gründlichen Forschers in ihm. Er schafft sich[1]) »Bücher zur skaldischen Literatur« an, Hickes *Thesaurus Linguae Septentrionalis*, des Olaus Wormius *Litteratura Runica et ipsius Scripta* und die Schriften Mallets, kurz die damaligen maßgebenden Werke für nordische und keltische Altertümer. Er besitzt die gaelische Version des 7. Buches *Temora*, den vermeintlichen Urtext, und es entgeht ihm nicht, daß die »*Relicks (sic!)* und Ossians Schottisch eine verschiedene Wirkung auf Ohr und Seele üben«.

Er schreibt an Herder (Oktober 1771): »Der ungebildete Ausdruck, die wilde Ungleichheit des Silbenmaßes (von dem ich freilich nicht mehr sagen kann, als daß es ungleich ist), das nachklingende Pleonastische, das zwar Macpherson manchmal übersetzt: *Lumon of foamy streams*. Im Original hängts aber fast an jeder Zeile[2]) — — — giebt dem Silbenmaass einen eigenen Fall u. dem Bild eine nachdrück-

[1]) *Der junge Goethe*. Neue Ausgabe von Max Morris 1910. Bd. III, S. 44.

[2]) *Der junge Goethe*, Bd. III, S. 43.

[3]) Vgl. *Zeitschrift für Bücherfreunde*, Okt. 1907 (11. Jahrg., 2 Bd., S. 283), *Goethes Ossian-Ausgabe* von Direktor O. Ulrich, Hannover.

[4]) *Der junge Goethe*, II, 110.

[1]) *Ephemeriden. 1770. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts* von Bernh. Seuffert, 1883.

[2]) Folgen Beispiele.

liche Bestimmung; das alles zusammen rückt sie weit von dem englischen Balladenrhytmus, von ihrer Eleganz« usf.

Die Apposition, die Goethe hier als »das Pleonastische« bewundert, geht, häufig in der Form von Komposita, auch in seinen Stil über (vgl. *Harzreise:* Brüder der Jagd, Morgenwolken, Goldwolken, Dickichtsschauer, Wintergrün).

Goethe glaubte mit ganz Deutschland, im *Ossian* eine unverfälschte gaelische Volksdichtung vor Augen zu haben. Seitdem die *Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste* (VIII. Bd. 2. Stück, 1762) die erste Anzeige des *Fingal,* »in's Englische übersetzt durch Herrn Pherson«, und (IX. Bd., 1. Stück, 1763) die der *Temora* gebracht, war Ossian gewissermaßen als der ideale Dichter des Sturms und Dranges, als der nordische Homer sanktioniert. Herder erklärt noch 1773, in *Ossian* »ein unerwartetes episches Original« gefunden zu haben, die Lieder eines lebendigen, freiwirkenden Volkes. Ihre Ursprünglichkeit leugnen, sei zweifelnde Halsstarrigkeit. Ihm sagt der Geist des Werkes mit prophetischer Stimme: So etwas kann Macpherson unmöglich gedichtet haben. So etwas läßt sich in unserm Jahrhundert nicht dichten. Ähnlich erklärt noch Hegel: »Es ist unmöglich, daß irgend ein heutiger Dichter dergleichen alte Volksgebräuche und Begebenheiten aus sich allein schöpfen kann.« [1])

Diese Urteile, in denen das Gefühl die Rolle des kritischen Beweises an sich reißt, decken sich mit dem Thomas Grays, des Verfassers der *Elegie in einem Dorfkirchhofe geschrieben,* der als einer der frühesten Erforscher keltischer und nordischer Literaturdenkmale die Autorität eines wissenschaftlichen Fachmannes besaß. Gray erkennt in den Fragmenten »Natur, edle, wilde Phantasie, Geisterstimmung«. Er ist »toll über die schottischen Gedichte.« Der äußere Augenschein sei gegen die Echtheit, aber der innere spreche in überzeugender Weise für sie. Macpherson müsse entweder der Dämon der Poesie in Person sein, oder er habe einen Schatz gefunden.[2])

Daß man von diesen beiden Möglichkeiten nur die letzte ins Auge faßte, mag seinen Grund darin haben, daß James Macpherson (1736—1796) in keiner Hinsicht eine imponierende Persönlichkeit war. Er flößte weder als Mensch Vertrauen ein, noch als Dichter, noch als Gelehrter. Ein dürftiger Hochlandsjunge, Armenschüler der Theologie in Aberdeen und frühzeitig Lehrer an der Armenschule seines schottischen Geburtsdorfes, besaß er kein soziales Ansehen. Sein episches Gedicht: *The Highlander* (Der Hochländer), mit dem er 1758 hervorgetreten, war durchgefallen. Wenn die Nachgeborenen in dem düster hochtrabenden Jünglingshelden dieser Dichtung, in einer turteltaubenzarten Königsmaid, in dem Gemisch von Sentimentalität, Grandezza, Schlachteningrimm und feinem Naturgefühl schon wesentliche Züge des *Ossian* angedeutet finden, so waren diese an sich doch nicht stark genug, um die Zeitgenossen zu packen. Man traute dem Verfasser des *Highlander* so wenig eine selbständige erhabene Dichtung zu wie dem Knaben Chatterton.

[1]) *Ästhetik,* III, 346, 405. (Werke 1838.)

[2]) Brief an Mason, 1760.

Zu diesem Mangel an überzeugender Individualität gesellte sich hier wie dort die überschwengliche und völlig kritiklose Vorliebe für die primitive Stufe der heimischen Vergangenheit, eine Vorliebe, die als typisches Merkmal der aufkeimenden Romantik, als eine Form des Rousseauschen Naturideals in der Sturm- und Drangzeit erscheint. Die Begeisterung für das Alte, Urwüchsige, Bodenständige wird zur persönlichen Herzenssache und geht Hand in Hand mit dem erstaunlichsten Mangel an positiver Kenntnis des Altertums und an instinktivem Gefühl für Echtes und Falsches. Je intensiver die Beschäftigung mit dem »Alten« ist, desto mehr wird sie zu einem Schwelgen in subjektiven Empfindungen.

Aus dieser Eigenheit der Zeit erklärt sich die umfassende pseudo-archaische Literatur jener Epoche. Sie beruht entweder auf Selbsttäuschung, wie bei Thomas Percy, der sich in seiner Begeisterung für das Volkslied nicht darüber Rechenschaft gibt, wie weit er selbst in seinen *Relics of Antient English Poetry* die Befugnis des Herausgebers überschreitet; oder sie geht auf bewußte und berechnende Ausnützung der Zeitläufte zurück. Macpherson gehört in die zweite Rubrik. Er war kein unbedingt lauterer Charakter wie Percy.

Ein Artikel des *Scot's Magazine,* 1755, lenkte seine Aufmerksamkeit zuerst auf die noch ungehobenen Schätze gaelischer Volkspoesie. Auf zwei Hochlandsreisen hörte er dann gaelische Lieder und sah geschriebene Texte.[1]) Seine Sammellust erwachte.

Gleichzeitig aber fühlte sich auch sein Schöpfungsdrang angeregt und trug es über jene davon.

Technische Schwierigkeiten mochten dabei vielleicht den Ausschlag geben. Macpherson verstand die alten Texte vermutlich viel zu wenig, um sie treu zu übersetzen. Das moderne Hochlandsgaelisch, das seine Muttersprache war, deckt sich keineswegs mit dem Dialekte jener Handschriften, deren Entzifferung

[1]) Rev. Archibald Clerk, der Anwalt der Echtheit *Ossians* erklärt, daß sich in der *Advocates Library* zu Edinburgh sechzig drei bis fünfhundert Jahre alte gaelische Manuskripte befinden, unter ihnen ein im wesentlichen mit *Temora* übereinstimmendes. (*The Poem sof Ossian,* 1870.)

für Sprachgelehrte ein mühsames, langwieriges Studium bildet. Nur eine in philologischer Hinsicht so fabelhaft naive Zeit wie das 18. Jahrhundert, konnte glauben, daß ein junger Mann ohne alle Vorbildung Tausende von Versen im Handumdrehen aus einem Urtext wiedergebe, der für Laien ein Buch mit sieben Siegeln sein mußte.

In der Einleitung zu *Temora* (1763) sagt Macpherson offen, daß er keine umfassende Kenntnis des Gaelischen besitze. Selbständige Nachdichtung war für ihn nicht nur die kürzere, bequemere, sondern die einzig mögliche Art, sich mit den alten Liedern abzufinden.

Bemerkenswert ist es, daß in England der unbedingte Glaube an *Ossian* nur ein Jahr gedauert hat. Schon 1761 tauchten Zweifel an der Echtheit auf. So sagt der Kritiker der *Monthly Review* bereits im September 1761, Ossian nehme sich neben Homer aus, wie ein Zwerg neben dem Koloß von Rhodos; während Herder noch zehn Jahre später im *Ossian* »den Geist der Natur singen hört, wie im Homer«.

1762 erfolgte der erste direkte Angriff auf die Echtheit des *Ossian.* Aber die Kontroverse erhöht vorläufig nur seine Volkstümlichkeit. Macpherson wirft sich in die Brust und erklärt in der Einleitung zu *Temora,* daß er es jeden Augenblick in der Hand habe, durch ein Vorweisen der Manuskripte dem Streite ein Ende zu machen. Percy forderte ihn dazu auf,[1]) und Macpherson soll nach einer Aussage des Verlegers Beckett 1764 in dessen Buchhandlung am Strand Handschriften zur Einsicht ausgestellt haben,[2]) von denen aber niemand Gebrauch gemacht hätte. Tatsächlich bekundete er in demselben Jahre den genialen Wagemut, mit dem Original des 7. Buches *Temora* in die Öffentlichkeit zu treten. Dieses Original, das Goethe so sorgsam mit der Macphersonschen englischen Version verglich, aber war nichts andres als eine selbstgefertigte Übersetzung ins Gaelische.[3]) Macpherson hatte den kühnen Plan, stückweise den gaelischen Gesamttext des *Ossian* herzustellen, aber das Unterfangen war zu schwer; er kam darin nicht weit.

Seine Lage wurde bedenklich, zumal als Johnson, noch immer der Oberbonze der englischen Kritik, ihn in den schärfsten Ausdrücken der Fälschung zieh.[4]) Nicht persönlichen Dichterruhm hatte er von der Enthüllung zu erwarten, sondern nur die Diskreditierung seines Werkes. Denn Johnson gab der allgemeinen Stimmung Ausdruck, als er zu Boswell sagte: »Wäre *Fingal* wirklich ein altes Werk, so wäre es eine Merkwürdigkeit ersten Ranges. Als modernes Produkt ist es nichts.« Der letzte Schatten eines Zweifels an der Echtheit war für Macpherson dem Geständnis der Wahrheit vorzuziehen. Es blieb ihm nichts übrig, als das Erscheinen der durch patriotische Mittel vorbereiteten Gesamtausgabe der gaelischen Texte hinauszuschleppen, bis ihn 1796 der Tod aus der Klemme riß.

In seinem Nachlasse fanden sich keinerlei gaelische Handschriften. Was er etwa von solchen besessen hatte, mußte er vernichtet haben, vermutlich um einen Vergleich zu hintertreiben.

Als die Gesamtausgabe 1807 endlich erschien, kam sie einem völligen Bankerott gleich. Für 22 englische Gedichte gab es nur 11 gaelische, und diese waren fragmentarisch, von Archaismen aus verschiedenen Sprachperioden durchsetzt, in einem farblosen Idiom von willkürlicher Struktur und Grammatik gehalten, das obendrein den Einfluß klassischer Bildung verriet. Keine Zeile dieser Gedichte ist vor Macpherson schriftlich nachweisbar. Der »Urtext« war tatsächlich die letzte Übersetzung, die der *Ossian* erfuhr, nachdem man ihn bereits in allen europäischen Sprachen gelesen hatte.

Macpherson war ein eitler, für den äußeren Erfolg empfänglicher Mann, der noch letztwillig 500 Pfd. Sterling zur Errichtung eines Standbildes für sich bestimmte. Es ist eines der merkwürdigsten psychologischen Probleme der Literaturgeschichte, was ihn dazu bewegen mochte, so eigensinnig auf den Dichterlorbeer zu verzichten und seine schönen, warm empfundenen Gedichte einem nebelhaften Schemen der Vorzeit unterzuschieben. Denn tatsächlich waren es seine eigenen Gedichte, so gut der *Nathan* Lessings Werk ist trotz der zugrunde gelegten Parabel von den drei Ringen, oder der *Faust* Goethes trotz des alten Volksbuches. Macpherson hatte den gaelischen Gedichten nur so viel entnommen, um bei den Altertumsenthusiasten einen »Widerhall der alten Zeit« zu wecken.

Für die sechzehn 1760 erschienenen *Fragmente* sind zwei alte Balladen benützt, für die sechs Bücher des *Fingal* etwa 200 alte Verse. Die gaelische Volkspoesie kennt keinen König von Morven, der ein Zeitgenosse des Caracalla war und dessen Heldenruhm sein Sohn Ossian besang. Das Urbild des Macphersonschen Fingal ist der irische Held Finn Mac Cumhail, der der Sage nach im dritten Jahrhundert n. Chr. zum Schutze des Königs und zur Abwehr des Feindes eine Art kriegerischer Tafelrunde um sich sammelte, die Fiann, denen der moderne Bund der Fenier seinen Namen entlehnt.

Finns Sohn ist Oisin, Ossin oder Ossian (Os: der kleine Hirsch). Balladen des *Book of Leinster* 1150) schildern ihn, wie er, alt und erblindet, dem heiligen Patrick, dem Missionär Irlands, die Geschichte der Helden erzählt. Finn-Balladen des 15. Jahrhunderts

[1]) *Five Pieces of Runic Poetry.* 1763.
[2]) Vgl. Clerk, *Ossian,* 1870.
[3]) Vgl. Smart, *James Macpherson,* 1905, I. 186.
[4]) *Journey to the Western Isles of Scotland,* 1773.

waren zu Macphersons Zeit noch in Leinster lebendig, aber er stellte von vornherein ihre Echtheit in Abrede, um bei einem etwaigen Vergleiche dem Vorwurfe der Fälschung vorzubeugen.

Tatsächlich bedeuten die gaelischen Volkslieder für ihn nicht viel mehr als den Stoff, den er in eigenmächtiger Weise umgestaltete. Vor allem verpflanzte er, bestimmt durch jenes die Romantik kennzeichnende patriotische Moment, den irischen Sagenkreis nach Schottland und strich sowohl alles, was als Verherrlichung Irlands aufgefaßt werden konnte, wie auch alle Anspielungen auf Patrick, um die Dichtung in eine vorchristliche Ära zurückzuschrauben. Das Ganze wurde dem Hochlande angepaßt und mit einem Lokalkolorit ausgestattet, wie es glänzender kaum je einem Dichter gelungen. *Ossian* ist in einem höheren Sinne als dem philologischen von unbestrittener Echtheit. Was Macpherson schildert, sind die Stätten seiner Kindheit, die eigenen Jugendeindrücke, geschaut und erlebt mit durchaus modernem Naturgefühl, das dem primitiven gaelischen mitunter geradezu entgegengesetzt ist: Ausführliche Naturschilderung bildet eine Eigenheit der Kunstpoesie. Die Volksballade weist nur ein Minimum an Lokalkolorit auf. Naturbeseelung, Natursympathie, sind in der Dichtung eine Errungenschaft des 18. Jahrhunderts. Im *Ossian* ist die Natur in einem bisher noch nicht dagewesenen Grade mit Stimmung durchsättigt. In der Schilderung waltet eine ungefesselte Phantasie mit einer Art natürlicher Magie. Dem Sturme, der im Hochlande die Nebel und Wolkengebilde zu phantastischen Formen ballt, ein Gestalter rauher Schönheit, war in Macpherson der eingeborene Dichter erstanden. Er schildert die rauschende See, den Mond in all seinen Phasen. Niemals ist der Stimmungsapparat mit größerer technischer Gewandtheit gehandhabt worden. Goethe berauschte sich an Macphersons Naturgefühl[1]) und bildete dessen Kunst, großartige Naturbilder, ohne unmittelbar ausgesprochene Beziehung auf ethische Momente zu Stimmungsausdrücken zu machen, in sich selbst zu höchster Vollkommenheit aus. (Vgl. *Faust:* Wald und Höhle; *Harzreise* usw.)

Aus dem Naturgefühl des 18. Jahrhunderts heraus geboren, war der *Ossian* auch modern in der reflektierenden Art der Naturbetrachtung, die sich unmittelbar an Gray anschloß, ja selbst wörtliche Anklänge nicht scheute. Aber Macpherson war den Dichtern, bei denen er Anleihen machte, an Talent überlegen, seine stärkere Natur vermochte sich das Fremde zu assimilieren. Hieraus erklärt es sich, wieso man selbst auf der Hand liegende Entlehnungen aus zeitgenössischen Dichtern nicht merkte. Sein kluges Vorbeugen hätte ihm sonst wohl weniger genützt. In *Berathon* heißt es: Söhne künftiger Jahre werden dahingehen. Ein anderes Geschlecht wird erstehen. Wie die Wellen des Ozeans sind die Menschen; wie die Blätter des waldigen Morven vergehen sie im brausenden Wind, und andere Blätter heben ihre grünen Häupter in die Höhe.[1]) Dazu die Anmerkung: »Derselbe Gedanke findet sich fast in denselben Worten bei Homer.« Auf diese Weise meinte Macpherson der Entdeckung eines Plagiates zuvorzukommen und es als zufällige Übereinstimmung hinzustellen. Aber ohne das starke Talent, das sich überall frei bewegt und nirgends von einer archaisierenden Absicht beengen läßt, hätten seine klugen Kniffe ihm nicht viel geholfen.

Wie das Leben der Natur, so ist das der Helden im *Ossian* mit modernen Augen geschaut. Die echte gaelische Dichtung ist reich an konkreter Schilderung, die häufig durch langweiliges Detail ermüdet. Macpherson vermeidet jedes Eingehen auf Einzelheiten aus dem einfachen Grunde, weil jedes Detail für seine Unkenntnis der alten Sage wie der alten Kultur eine gefährliche Fußangel bedeutet. Geht er von diesem Grundsatze ab, so gibt er sich eine Blöße. Er bewaffnet z. B. seine alten Kelten, die in Wirklichkeit nur mit Schwertern fochten, mit Speer und Bogen.

Die Ossianschen Dichtungen sind die allerabstraktesten und unbestimmtesten. Sie haben so gut wie keinen Inhalt. Sie lassen über Sitten, Glauben, Gesetze ihrer Helden im Dunkeln. Desto eingehender wird deren Gemütsverfassung behandelt. Aber auch sie entspricht keineswegs der urwüchsig derben Schlichtheit reckenhafter Naturmenschen, sondern sie spiegelt die von Sentimentalität durchtränkte Gefühlsverfeinerung und Gefühlsüberschwenglichkeit des 18. Jahrhunderts. Die »Wonne des Wehs« kommt selbst unter dieser Bezeichnung vor — *pleasure is the joy of grief,* heißt es in *Carric Thura;* und in *Themora,* wo Goethe es *(Erinnerung des Gesanges der Vorzeit)* mit »der Wehmut Freude« übersetzt. Der Ästhetiker Hugh Blair, der als Geleitwort zu *Fingal* eine Abhandlung über *Ossian* verfaßte, wies bewundernd auf das stetige Pathos der Dichtungen hin. Auf die Trauer folgt keine Reaktion der Freude. Aber in echter Volkspoesie hält dem Pathetischen das Groteske die Wagschale und in den gaelischen Liedern ist dies in besonderem Grade der Fall. Das heitere keltische Temperament verlangt nach der Spannung des Kampfes oder der Trübsal eine Lösung in Heiterkeit und Spiel. Ossians Helden ergötzen sich selbst in der Freude an leidvollen Betrachtungen, sie bleiben immer würdevoll und ernst. Auch darin liegt ein Zug des 18. Jahrhunderts, das in

[1]) Vgl. *Werther.* Bd. II (12. Oktober): »Ossian hat in meiner Seele den Homer verdrängt« usw.

[1]) Vgl. *Ilias,* Bd. VI, 146:
Gleichwie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verwehet zur Erde der Wind nun; andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling.
So der Menschen Geschlecht: dies wächst und jenes verschwindet.

Banalität zu verfallen fürchtete, wenn es sich ungezwungen, harmlos gehen ließ.

Ebenso modern ist die Höhe von *Ossians* ethischem Standpunkte. Die den Dichtungen zugrunde liegende Fiktion eines wilden Volkes von ritterlichem Anstande, von primitiven Sitten bei edelster Verfeinerung des Gemütslebens schmeichelte dem romantischen Geiste des 18. Jahrhunderts. Sie entspricht nicht der rohen Natur des Urzustandes, sondern dem verfeinerten, durch eine lange Kultur hindurchgegangenen Naturideal des Rousseauschen Zeitalters. Es handelt sich mehr um ein Stimmungsleben in der Natur als um ein Naturleben.

Mit den rohen, wehrhaften, in wenig markigen Zügen gezeichneten Recken des Beowulf-Liedes haben Macphersons Helden wenig Ähnlichkeit. Ihre Pose ist immer großartig, wie das 18. Jahrhundert es liebte. Sie sind Ritter ohne Furcht und Tadel, Seelen ohne Schuld und Fehle. Ihr Dichter duldet keinen Fleck im Spiegel ihrer Erhabenheit. Durch diese Einseitigkeit geht ihnen die menschliche Rundung verloren. Mit der menschlichen Schwäche fehlt ihnen die menschliche Liebenswürdigkeit. Die Ossianschen Helden weisen eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit dem gleichzeitig in der Literatur heimisch werdenden romantischen Typus des edlen Räubers auf. Sie sind, physisch wie geistig, Kraftnaturen von unbezwingbarer Tatkraft, von unbesiegbarer Tapferkeit und daneben voll feinstem Zartgefühl, voll Weichheit und Milde, halb Löwe, halb Lamm. Auch die Ruinen- und Gespenstermotive nimmt Macpherson der Schauerromantik vorweg, doch so, daß sie unter Vermeidung aller rohen Effekte nur der Erhöhung der Stimmung dienen.

Originell wie der Inhalt ist die Form des *Ossian*. Die alten gaelischen Lieder haben eine komplizierte, kunstvolle Prosodie. Macpherson war vermutlich nicht imstande, sie nachzubilden. Aber er machte aus der Not eine Tugend. Nichts könnte sich dem schwermütigen, nebelhaft ungegliederten Inhalt besser anschmiegen als die rhytmische Prosa, die, tatsächlich nicht minder kunstvoll als die metrische Sprache, von der revolutionären Jugend dennoch als eine Kriegserklärung gegen den Regelzwang des Verses bejubelt wurde. In allem hatte Macpherson den Wünschen und Neigungen seiner Zeit Rechnung getragen. Aus der Altertumsvorstellung, aus der patriotischen Idee, aus dem Naturgefühle des 18. Jahrhunderts heraus war der *Ossian* geboren. Er war das Eigentum, ja das Produkt dieses Zeitalters, Fleisch von seinem Fleische. Es war die eigene Seele des Jahrhunderts, die ihm aus dem *Ossian* entgegenklang und es hinriß. Daraus erklärt es sich, daß die Bewunderung oft gerade das an ihm hervorhebt, was gegen seine Echtheit spricht. In der *Bibliothek der schönen Wissenschaften* heißt es über *Temora* (1763): »Man findet eben die Größe der Gedanken, eben das Feuer des Genies, eben die Kraft des Ausdruckes, eben die Kühnheit der Metapher, eben die schnellen Übergänge, die unwiderstehlichen und unerwarteten Züge des Pathetischen und Zärtlichen und die Ähnlichkeit in Gleichnissen und Wendungen.«

Ohne Übertreibung darf man Macpherson einen typischen Vertreter der spezifischen Geistes- und Gefühlsart des 18. Jahrhunderts nennen. Und so darf man wohl auch behaupten, daß es eben diese Eigenschaft war, die Goethe vor allem am *Ossian* fesselte: der kongeniale Dichtergeist in grundmoderner Verkörperung, das Wesensverwandte. Gerade das Nichtantike, gerade der Mangel an Barbarentum, gerade das Verfeinerte, Überschwengliche entflammte seine mitverstehende Seele.

Goethe selbst hat in der *Iphigenie* seine Naturmenschen alles Rohen, Ungeschlachten, Wilden entkleidet und sie zu Charakteren von edelster Natürlichkeit geläutert. Sie repräsentieren eine Blüte höchster Kultur, sie sind — ohne nationale oder persönliche Individualisierung — Idealtypen des 18. Jahrhunderts Noch sichtbarer tritt diese Analogie mit *Ossian* im *Tasso* hervor. Hier bekommen wir nichts von dem rohen Impuls- und Instinktleben der Renaissance zu sehen, sondern nur ihre höchst verfeinerte Sensitivität, nur ihren sublimierten Geist in höchst gesteigerter Potenz; nur die Perle, nicht das häßliche Gallerttier, das sie ausscheidet; nichts von dem Triebleben der Bestie. Die Menschen sind ausgefüllt mit edelstem Kerngehalt des 18. Jahrhunderts. Sie sind Träger seines Humanitätsideals. Alles Barbarische, Zufällige ist ausgeschlossen und nur die Kristallisation des Ewigmenschlichen übrig geblieben. Für Goethe lag darin ein Bedürfnis seiner Natur. Vielleicht konnte er darum zur französischen Revolution kein Verhältnis gewinnen, weil er hier die Scheidung zwischen den barbarischen Zufälligkeiten und dem typisch Menschlichen infolge der allzu großen zeitlichen Nähe nicht durchzuführen vermochte. Dieses Ewigmenschliche in der dem Zeitalter entsprechenden Form aber ist auch der wesentliche Gehalt des *Ossian*. Nur dadurch erklärt es sich, daß er untereinander so heterogene Persönlichkeiten wie Byron, Napoleon, Goethe in maßgebender Weise beeinflussen konnte.

Wenn man sich heut auch darüber wundert, wie der Dichter des *Veilchen* den *Ossian* für naive Volkspoesie halten konnte, so wird doch niemand in Abrede stellen, daß auch Macpherson, wie Goethe von sich sagt, »an dem Herzen des Volkes nachgefragt« hat, an dem Herzen seines Volkes und seiner Zeit. Eben darin äußert sich sein Genius. Der Mann, der als Fälscher gebrandmarkt, erst ein Gegenstand erbitterter Befehdung, dann tiefer Geringschätzung bildete, verdient, unter einem anderen Gesichtswinkel betrachtet zu werden: Macpherson war ein urwüchsiger, großer Dichter.

Aus Goethes Notenheft.

Vgl. Chronik XXIII, 31 f., XXIV, 61.

Von K. Rhode, Marburg in Hessen.

I.

Das Lied Nr. 68: »An den Mond«.

Die Entstehung der Ton- und der Wortdichtung.

1. Die Mondlied-Komposition gehört zu der Gruppe der zwischen dem 15. Dezember 1777 und 9. März 1778 von Wiener geschriebenen Noten (Chronik, XXIV, 64). Er hat sie offenbar kurz nach der Ablieferung der ersten beiden Gruppen (15. Dezember 1777), d. h. noch im Dezember 1777 erhalten. Denn da Goethe die Bezahlung bis zur völligen Fertigstellung des Heftes anstehen ließ (9. März 1778), so war es seine Pflicht, Wiener dadurch schadlos zu halten, daß er ihm das übrige Material in kürzester Frist zustellte. Haben somit die Noten zum Mondliede Goethen schon zu Anfang Dezember 1777 vorgelegen, so kann die Tondichtung selbst nicht wohl später entstanden sein als November 1777.[1])

2. Die Abfassung der Wortdichtung fällt, da die Mitteilung des Textes an den Komponisten und die Erfindung der Melodie einige Zeit in Anspruch nahmen, offenbar nicht später als Sommer 1777.

Sie fällt aber auch nicht früher:

nicht vor den Beginn des März 1777, weil der Schauplatz des Gedichts, das Gartenhaus an der Ilm, zur Winterszeit[2]) von Goethe zum erstenmal im Winter 1776/77 bewohnt ward;[3])

und nicht vor dem Mittsommer, weil die in dem Gedicht so anziehend geschilderte Mischung von Mondenschein und Nebel dem Sommer eigentümlich ist[4]) und gerade an heißen Tagen auch besonders erquicklich wirkt.[5])

---

[1]) Im Bereiche der Liedmusik gehört Kaysers Komposition zum Liede »An den Mond« mit denen zu »Süßer Tod« (Nr. 32) und »Jägers Nachtlied« (Nr. 34) zu seinen besten Leistungen; sie spricht durch ihre einfache und stimmungsvolle Melodie noch heutigentags an (vgl. M. Friedländer, Schriften der Goethe-Gesellschaft [1896] XI, 140 zu Nr. 138).

Im Briefe an Frau v. Stein vom 11. November 1777 (W. W. IV, 3, 185, Nr. 146; »Chronik« XXIV, 62) gibt Goethe einem nicht näher gekennzeichneten Tonstücke Kaysers, »das er ihr bringen will,« die Bezeichnung: »liebliches Lied«. Wenn dies Lied, wie wir vermuten, das Lied Nr. 68 war, so wäre Goethes Urteil ein neuer Beweis dafür, wie sicher er das Gute aus dem Mittelmäßigen herauszufinden wußte. Ferd. Hiller (Goethes musikalisches Leben, Köln 1883) bemerkt bei Besprechung von Goethes Äußerungen über Kaysers Musik zu »Scherz, List und Rache«, daß mit Goethes Beurteilung der von ihm erwähnten Stücke, obschon sie offenbar aus einer dem Tonsetzer geneigten Stimmung hervorgehe, sich jeder Musiker nur einverstanden erklären könne. Der Freundin Goethes war das Lied zeitlebens lieb. Denn noch viele Jahre nachher — 1786 — als sich ihre Beziehungen zum Dichter gelockert hatten, war ihr Kaysers Melodie zum Mondlied wohl vertraut (vgl. die Bemerkung des Verfassers: »Chronik« XXII, 13) und das Blatt mit Kaysers Noten ist von allen ihren Noten das einzige Musikstück, das sich erhalten hat. (»Chronik« XXII, 30.)

[2]) Vgl. Vers 13, 14:

»Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode schwillt.«

[3]) Im ersten Winterhalbjahr seines weimarischen Aufenthaltes — 1775/76 — hat Goethe nicht an der Ilm, sondern in der Stadt gewohnt, nach Kriesche »Die Stadt Weimar zur Zeit Goethes« (Weimar 1909, S. 205) und Schnaubert, »Weimars Stadtbild« (Weimar 1909, S. 20) im Hause des Kammerpräsidenten v. Kalb auf der Esplanade. Das Gartenhäuschen bezog er erst im Mai 1776. (W. W. IV, 3, 62 u. 66, Nr. 459 u. 463).

[4]) Vgl. Goethes Bemerkung im »Versuch einer Witterungslehre« (1825; A. l. H. Bd. 51, 273 unter »Jahreszeiten«):

»So sehr auch zu jeder Jahreszeit Verdunstung ... der Erdoberfläche ... vor sich geht, so ist sie doch im Sommer bei uns stärker als im Winter.«

Die Nebelbildung entsteht im Sommer bekanntlich dadurch, daß sich auf feuchten Wiesen oder in Flußtälern, wenn die Temperatur der Luft unter die des Wassers sinkt, das letztere infolge seines Überschusses an Wärme zu Wasserdampf verflüchtigt, der sich in den übergelagerten kälteren Luftschichten in schwebende Tröpfchen auflöst.

[5]) Mit der durch den Blick des Mondes dem Tale verschafften Linderung (Vers 5 und 6) ist die Erquickung gemeint, die sich allem Lebenden mitteilt, wenn beim Erscheinen des Mondes die Nebel sich erheben und wohltätige Kühlung bringen.

Über »lindern« im Sinne von »erfrischen«, »beleben«, vgl. Goethes »Erklärung eines alten Holzschnittes« (W. W. I, 16, 123, Vers 165—172):

»Der manches Schicksal wirrevoll
In deinem Aug' sich lindern soll;
Der durch manch wunniglichen Kuss
Wiedergeboren werden muss,
Wie er den schlanken Leib umfasst,
Von aller Müh' er findet Rast,
Wie er ins runde Ärmlein sinkt,
Neue Lebenstäg' und Kräfte trinkt.«

Wie belebend Mond und Nebel auf die Erdgeschöpfe wirkt schildert Goethe schön in den von ihm 1820 gedichteten Versen »Stratus« (Howards Ehrengedächtnis):

»Wenn von dem stillen Wasserspiegel-Plan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erscheins vereint,
Als ein Gespenst Gespenster bildend scheint,
Dann sind wir alle, das gestehn wir nur,
Erquickt', erfreute Kinder, o Natur!«

Die Ansicht, daß der Mond die Nebelbildung fördere, ist durchaus volkstümlich. Auch Goethe bekennt sich zu ihr:

Urfaust, Vers 42, 44.

»Auf Wiesen in deinem Dämmerweben
— in deinem Tau gesund mich baden.«

Vgl. auch Gottfr. Keller, »Stille der Nacht«:

»Willkommen, klare Sommernacht,
Die auf tautrunknen (d. i. vom Mond betauten) Fluren liegt.«

Vgl. Wilh. Hrch. Roscher, »Über Selene und Verwandtes« (Leipzig 1890, S. 49 ff. und Nachträge 1895, S. 24 ff.).

Da der Mond zur Zeit der Dichtung in solchem Glanze strahlte, daß das Tal davon erhellt ward, die Vollmondserscheinung aber in den Monaten Juni bis August 1777 auf den 20., bezw. 19. traf,[6]) kommt für die Entstehung des Liedes nur die zweite Hälfte eines der drei Monate in Betracht.

Diejenige des August ist um deswillen ausgeschlossen, weil nach dem Briefe Goethes an Frau v. Stein vom 11. August 1777 an diesem Tage das Lied bereits gedichtet war. [7]) Da ferner in den Wochen, die der Dichtung vorausgingen, der Dichter durch das Leiden der Freundin bekümmert war — vgl. Verse 3 und 4 und 17—24[8])· — im Monat Juni aber, seinem eigenen Bekenntnis zufolge — vgl. den Brief an die Mutter vom 28. Juni — sich äußerst glücklich fühlte und diesem Glücksgefühl nur durch den Tod der Schwester schmerzlich entrissen ward,[9]) so muß auch der Monat Juni als ausgeschlossen gelten und bleibt nur die Zeit von Mitte bis Ende Juli übrig. In der Tat läßt sich für sie von den beiden im Gedicht zu schöner Harmonie verschmolzenen Motiven:

der Bekümmernis des Dichters über den Lebenshaß der Freundin und — im Gegensatz hiezu — des heiteren Friedens der Mondnacht,

der Einfluß des ersteren Motivs noch deutlich nachweisen.

Wir lesen:

A. in den Briefen an Frau v. Stein (W. W. IV, 3).

S. 164. Weissenburg, Sonnabend, 12. Juli 1777 abends 9 . . . . .

ich habe heut, den Göttern sei Dank, von 8 Uhr früh bis abends 8 Uhr gezeichnet, in Kochberg und hier immer mit gleicher Freude und gleicher Hoffnung, daß es Ihnen auch Freude machen soll, so wenig Hoffnung dazu ist. Denn wenn die Natur Sie nicht mehr freut, wie soll Sie mein Stammeln dran vergnügen? Genug auf dem Papier sind allerlei treue gute Augenblicke befestigt, Augenblicke, in denen immer der Gedanke an Sie über der schönen Gegend schwebte . . . .

Weimar, Donnerstag 17. Juli.

Der erste schöne Tag, seit ich von Kochberg zurück bin . . .

S. 165: Hier kann ich auch nicht zeichnen. Neulich dacht ich so auf der Weissenburg, da ich mir's so angelegen sein liess und so viel Freude dran hatte: Wenn sie nun wieder kommt und sie nichts freut, wozu soll's alles! [10])

---

[6]) Vgl. das »Berliner Astronomische Jahrbuch für 1777«, Berlin 1775, S. 47, 55, 63.

[7]) W. W. IV., 3, 166, Nr. 622.

»Dass ich mich immer träumend an den Erscheinungen der Natur und an der Liebe zu Ihnen weide, sehen Sie an Beikommendem.« (Das Blatt ist nicht mehr vorhanden.) »Ich muss mich festhalten, sonst risse mich Ihr Kummer mit weg, und da ist mir so weh, dass ich das Einzige, was meinem Herzen übrig bleibt, Ihr Andenken, oft weghalten muss.

Adieu Engel. Die Waldner schickt mir eben das Paket.« (Sie hatte es für Goethe von Kochberg mitgebracht, wo sie zwei Tage zum Besuch gewesen war — Aufzeichnung des Fourierbuchs, Schöll-Fielitz I[a], Anm. zu Nr. 175.) »Sie geben mir Speise gegen Schatten« (d. h. etwas Materielles gegen das bloß Immaterielle eines poetischen Ergusses). — . . . .

Der Kummer der Geliebten, der dem Dichter das Herz zerreißt, ist ihre Lebensfeindschaft. Vgl. die S. 8 abgedruckten Äußerungen Goethes vom 12. und 17. Juli: daß die Natur sie nicht mehr freue usw.

Im damaligen Sprachgebrauch bezeichnet »Kummer« häufig so viel wie »Menschenfeindschaft«.

Werther, 1. Buch: »Am 13. Mai . . . . Lieber! Brauch ich Dir das zu sagen, der Du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen?«

Lila, 2. Aufz. (Almaide und Lila.)

Lila: »Der Kummer eines ängstlichen Zustandes raubt mir die Lust zu jeder Speise.«

Schiller:
Der Menschenfeind. (1785—1787.) Sz. 3.

Rosenberg: »Sie haben mir selbst erzählt, wie viele Versuche auf seine Gemütskrankheit schon mißlungen sind. Alle jene unbestellten feierlichen Sachwalter der Menschheit haben ihn nur seine Überlegenheit fühlen lassen und sind schlecht genug gegen die verfängliche Beredsamkeit seines Kummers bestanden. Ihm mag es einerlei sein, ob wir Übrigen an die Gerechtigkeit dieses Hasses glauben.«

S. 7: von Hutten: »Du mißbilligst meinen Kummer Angelika, du wankst zwischen der Welt und deinem Vater — du mußt Partei nehmen, meine Tochter . . .— Einem von beiden mußt du ganz entsagen oder ganz gehören — Sei aufrichtig! Du mißbilligst meinen Kummer?

Angelika: Ich glaube, daß er gerecht ist.

v. Hutten: Bis jetzt gelang mir's, diese schmerzliche Wahl dir zu verbergen. Mit heiterem Blicke siehst du in das Leben und die Welt liegt lachend vor dir.«

Daß das Gedicht »An den Mond« in der Tat die Beilage des Briefes vom 11. August 1777 war, ergibt sich:

einmal daraus, daß Goethes Angabe, das Gedicht sei ein Zeugnis dafür, »daß er sich immer träumend an den Erscheinungen der Natur und an der Liebe zur Freundin weide«, durchaus auf das Mondlied paßt, (vgl. die Inhaltsangabe »Chronik«, XIX, 32)

und sodann daraus, daß es unter den Goethischen Gedichten, soweit sie uns bekannt sind, mit Ausnahme der hier nicht in Betracht kommenden Verse, die Goethe am 17. Juli 1777 der Gräfin Auguste Stolberg sandte (W. W. IV, 3, 165, Nr. 621:

»Alles geben Götter, die Unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz« usw.)

die einzige Dichtung ist, die in den Sommer 1777 fällt.

Das Goethische Gedicht: »Und ich geh meinen alten Gang . . .«, das die Weimarische Ausgabe (IV, 3, 167, Nr. 623) in den Sommer 1777 setzt, gehört nach den Ausführungen des Verfassers (bei J. Wahle, Goethes Briefe an Frau v. Stein[3], 1899, I., S. 508, Anm. 1 zu S. 85, Nr. 183) und nach denen von J. Fränkel (Goethes Briefe an Frau v. Stein, 1908, I, 384, Anm. zu Nr. 79 und 80 und »Marginalien« zu diesen Briefen, 1909, S. 8 zu Nr. 79, 80) in den Sommer 1776.

[8]) Vgl. »Chronik«, XIX, 32.

[9]) W. W. IV, 3, 161, Nr. 617:

»Ich kann Ihr nichts sagen, als dass das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt, dass mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht . . .«

[10]) Der Brief ist nach Pyrmont gerichtet, wohin Frau v. Stein mit ihrem Gatten am 23. Juni gereist war (Goethes Briefe an Frau v. Stein, hrsg. v. J. Fränkel, I, 70, Anm. zu Nr. 178—180). Am 29. Jul. traf sie wieder in Weimar ein (W. W. III, 1, 43, Z. 24 u. 25).

B. Im Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg (a. a. O. IV, 3, 166).

Weimar, 17. Juli 1777

»... . Mir geht alles in allem erwünscht und leide allein um andre ....« [11])

[11]) Frau v. Stein ward erst wieder froh, als Goethe Ende August bei ihr in Kochberg vorsprach.

Vgl. *a*) den Brief an sie vom 27. August 1777 (W. W. IV, 3, 168). »Ich gehe unendlich gelassen weg, denn ich habe nichts hier, was mich hielte. Und Ihre Entfernung macht, dass ich nicht fühle, dass ich mich auch von Ihnen entferne. Leben Sie wohl und schreiben mir was nach Eisenach.«

b) Goethes Tagebuchaufzeichnung vom 27. August 1777 (a. a. O. III, 1, 44, 14—22):

»Ritt ich nach Tische dunkel von W. (Weimar) weg; ich sah oft nach meinem Garten zurück und dachte so, was alles mir durch die Seele müsse, bis ich das arme Dach wieder sähe. Langsam ritt ich nach Kbg. (Kochberg), fand sie froh und ruhig, und mir wards so frei und wohl noch den Abend und wachte an meinem Geburtstag mit der schönen Sonne so heiter auf, daß ich alles, was vor mir liegt, leichter ansah.«

Eine Woche später merkt Goethe in seinem Tagebuch beim Datum des 24. Juli folgende Mondbeobachtung an (W. W. III, 1, 43, 9—11):

».... Im Garten geschlafen; in herrlichem Mondschein aufgewacht, herrliche Mischung des Mondlichts und anbrechenden Tags.« [12])

Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir in der Monderscheinung vom 24. Juli dasjenige Erlebnis sehen, dessen Denkmal das »Lied an den Mond« ist.

c) Den Brief vom 29. August 1777 (a. a. O. IV 3, 169. 170.) »Manebach ... Meinen Weg von Ihnen herüber habe ich gestern glücklich gefunden. Wie wohl ist mirs, daß ich erst bei Ihnen war. Wie lieb ich Sie habe, fühlt' ich erst wieder in den Augenblicken, da Sie vergnügt und munter waren; die Zeit her hab' ich Sie nur leiden sehn, und das drückt mich so, daß ich auch meine Liebe nicht fühle.

Bester Engel, Sie haben mir Reisezehrung mitgegeben.«

[12]) Das Tagebuch enthält über Monderscheinungen nur wenige Aufzeichnungen (in der Zeit vom März 1776 [Beginn derselben] bis 24. Juli 1777 im ganzen sechs an der Zahl). Die mitgeteilte ist die bei weitem ausführlichste.

Vgl. W. W. III, 1: 20, 14; 31, 16, 20; 34, 8, 9; 39, 10, 11.

Über allen Gipfeln ist Ruh . . .

Von Dr. August Nechansky.

Ich will nichts Neues sagen. Ich will nur einiges zusammentragen, um die Entstehung und daraus Sinn und Stimmung eines Goethischen Meisterliedes in Erinnerung zu bringen. Es wäre eine schöne und dankbare Aufgabe, zu zeigen, wie Goethes Gedichte, die alle so stark subjektiv sind, aus seinem Leben entstanden sind. Schöne Ansätze dazu sind schon vorhanden, z. B. in den Büchern der Rose über Goethe (I. »Alles um Liebe.« II. »Vom tätigen Leben.« III. »Über allen Gipfeln.«).

Im September 1780 machte Goethe eine Reise nach dem südwestlich von Weimar gelegenen »Oberland«, in den Thüringerwald, nach Ilmenau, für dessen Bergbau er sich so sehr interessierte. Es war eine Flucht in die Einsamkeit, die Goethe mitunter liebte. Am 6. September schrieb er an Frau v. Stein: »Auf dem Gickelhahn, dem höchsten Berg des Reviers, hab ich mich gebettet, um dem Wuste des Städtchens, dem Klagen, dem Verlangen der Unverbesserlichen, Verworrenheit auszuweichen.« Auf dem Kickelhahn war ein Waldhäuschen, dort wollte Goethe übernachten. Es muß ein schöner Herbsttag gewesen sein. »Es ist ein ganz reiner Himmel,« schrieb er weiter, »und ich gehe des Sonnenuntergangs mich erfreun, die Aussicht ist gros und einfach.« Goethe hatte an diesem Tage die Hermannsteinerhöhle besucht gehabt, wo er einmal mit der Stein gewesen ist und ein S in den Felsen geschrieben hatte. Und er hatte dieses S »geküßt und wieder geküßt, daß der Porphyr seinen ganzen Erdgeruch ausatmete, um mir auf seine Art wenigstens zu antworten«.

Die innere Erregung wirkte noch nach. Aber vielleicht weilten seine Gedanken auch noch bei einer anderen Frau, die ihn vor zehn Tagen besucht hatte, bei der »schönen, überschönen Frau«, bei der Marchesa Branconi. Schon einmal hatte der Zufall Goethe diese beiden Frauen zusammengebracht, in Schattenrissen, die ihm Lavater schickte, und damals las er aus den schwarzen Bildern das Wesen beider Frauen und meinte von der Stein, sie siege mit Netzen, und von der Branconi, sie siege mit Pfeilen. Und nun lag er in dem Netz der einen und war von dem Pfeil der andern geritzt.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, das Kräuseln des Abendwindes verhauchte über den Bergen, die Bäume des Waldes standen regungslos da, als wären sie eingeschlafen, der Vogelgesang verstummte. Da fühlte auch Goethe in sein erregbares Innere Ruhe, Müdigkeit, Schläfrigkeit einkehren. Und er trat zum Jagdhäuschen und schrieb mit Bleistift an die Bretterwand das schöne Gedicht:

»Über allen Gipfeln«.

Noch gab ihm die Sonne genug Licht. Und dann schrieb er weiter an die Stein: »Die Sonne ist unter. Es ist die Gegend jetzt so rein und ruhig und so uninteressant, als eine große, schöne Seele, wenn sie sich am wohlsten befindet.«

Diese Worte waren der Nachklang von dem eben gedichteten Liede. Die Umgegend und das Ich waren in Harmonie gekommen, in die Harmonie der Ruhe, in den Zustand, wo »einer großen, schönen Seele am wohlsten ist«.

Nicht an die ewige Ruhe dachte Goethe, nur an diese Harmonie. Und dann legte er sich nieder und schlief ein, schlief ein mit der Natur.

Als Goethe erwachte, war der Mond aufgegangen. Und er schrieb weiter an Frau v. Stein: »Nach 8. Schlafend hab ich Provision von Ilmenau erwartet, sie ist angekommen, auch der Wein von Weimar und kein Brief von Ihnen. Aber ein Brief von der schönen Frau ist gekommen, mich hier oben aus dem Schlafe zu wecken. Sie ist lieblich, wie man sein kann. Ich wollte, Sie wären eifersüchtig darauf und schrieben mir desto fleißiger.«

Beiläufig sechs Wochen später, am 16. Oktober 1780, schrieb Goethe an die Branconi:

»Ihr Brief hätte nicht schöner und feierlicher bei mir eintreffen können. Er suchte mich auf dem höchsten Berg im ganzen Lande, wo ich in einem Jagdhäuschen einsam über alle Wälder erhaben und von ihnen umgeben, meine Nacht zubringen wollte. Es war schon dunkel, der volle Mond zog herauf, als ein Korb mit Proviant aus der Stadt kam und Ihr Brief wie ein Päckchen Gewürz oben auf.«

Am 4. September 1831, also 51 Jahre nach jenem Besuch des Kickelhahn, schrieb Goethe an Zelter:

»Sechs Tage u. zwar die heitersten des ganzen Sommers war ich von Weimar abwesend und hatte meinen Weg nach Ilmenau genommen, wo ich früher viel gewirkt und eine lange Pause des Wiedersehens gemacht hatte. Auf einem einsamen Bretterhäuschen des höchsten Gipfels der Tannenwälder recognoscierte ich die Inschrift vom 7. September 1783[1]) des Liedes das du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast.

Ueber allen Gipfeln etc.«

Goethe feuchteten sich die Augen, als er die Verse wieder las, dem Greise verschob sich leicht begreiflicherweise der Sinn der Worte. »Warte nur, balde ruhest du auch« wurde ihm zur Mahnung an die Ewigkeit. Ein halbes Jahr später war Goethe eingeschlafen für immer!

[1]) Soll richtig heißen: 6. September 1780. Das Lied erlebte auch ein eigentümliches Schicksal. Es wurde ins Russische übersetzt und von Anton Rubinstein als Duett komponiert. Die Rückübersetzung ins Deutsche lautete nun folgendermaßen:

»Aller Berge Gipfel
Ruh'n in dunkler Nacht,
Aller Bäume Wipfel
Ruh'n, kein Vöglein wacht,
Rauscht kein Blatt im Walde,
Überall ist Ruh',
Warte Wandrer, balde,
Balde ruhst auch du!«

Zu Goethes Stammbuch-Einträgen.

Vgl. Bd. 24, S. 23 ff.

Quis coelum poffet nisi coeli munere noffe

Vind 1 Jul. 1782. — in memoriam Goethe.

In das Stammbuch des Studenten Johann Justus Scherbius aus Frankfurt, eines Sohnes von Goethes ehemaligem Lehrer, dem Prorektor Johann Jakob Scherbius. Das bei Elisabeth Mentzel, Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer, S. 144, faksimilierte Blatt zeigt zwischen dem Datum und der Unterschrift die Silhouette Goethes. Den Vers aus dem Astronomikon des Manilius 2, 115, hat Goethe auch am 4. September 1784 in das Brockenbuch eingetragen.

Angebohrnes Talent wird durch Übung entwickelt, durch Fleiss gefördert, durch Nachdencken gesteigert, durch Empfindung erhöht und so vollendet.

Weimar 3. Juni 1800. — zur Erinnerung Goethe

Stammbuch der Brüder Friedrich Wilhelm Pixis (1786—1842) und Johann Peter Pixis (1788—1874) aus Mannheim. (Katalog 39 von J. Galles Antiquariat in München, S. 8.) — Das Auftreten der beiden jungen Musiker in Weimar wird in Goethes Briefen und Tagebüchern nicht erwähnt.

Dem lieben, unvergleichlichen
weiblichen Proteus,
Henrietten Hendel-Schütz,
danckbar
für sehr schöne, nur zu kurze Stunden.
Goethe.

Blumenlese aus dem Stammbuch der Frau Henriette Hendel-Schütz, Leipzig und Altenburg 1815, S. 7. — Die berühmte mimische Künstlerin war am 26. Januar 1810 abends bei Goethe zu Gast.

Nachträge.

Zu S. 10 dieses Bandes: In dem ersten Brief der Luise v. Ziegler an Karoline Herder ist die Jahreszahl 1772 (nicht 1771) zu ergänzen, vgl.: Aus Herders Nachlaß 3, 182. Max Morris.

Zu S. 4 dieses Bandes: S. Allerlei Z ... Paul Heyse zum 70. Geburtstag (15. 3. 1900), Berlin, 1900. L. L. Mackall.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

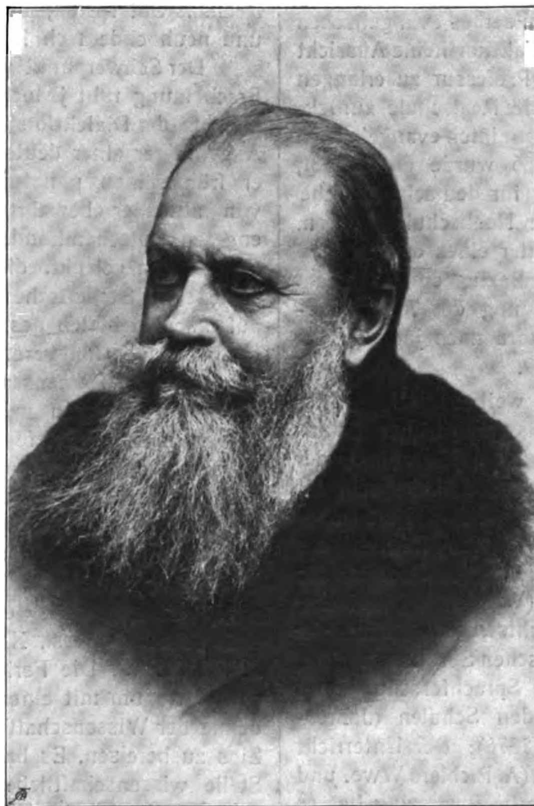
Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer von Thurn, Wien, IV/1, Heugasse 56, zu richten.

XXV. Band. Wien, 30. Oktober 1911. Nr. 5.

INHALT: Fünfundzwanzig Jahre »Chronik«. — Karl Julius Schröer. — Alois Egger v. Möllwald. — Faustisches aus Tirol, mitgeteilt von Dr. Rudolf Payer v. Thurn. I. Das Zingerlesche Faustspiel. II. Die Faust-Bilder im Stubai-Tal. III. Das Zillertaler Faustspiel.

Fünfundzwanzig Jahre »Chronik«.

In der Ausschußsitzung vom 12. April 1886 hatte der damalige Schriftführer Regierungsrat Dr. Alois Ritter Egger v. Möllwald den Antrag gestellt, daß der Wiener Goethe-Verein »eine monatlich erscheinende Chronik herausgebe, die als Beilage zu den Monatsblättern des Wissenschaftlichen Klubs, aber auch einzeln für Vereinsmitglieder und Abonnenten bestimmt sei«. Dieser Antrag wurde angenommen und Obmannstellvertreter Professor Dr. Karl Julius Schröer im Vereine mit dem Antragsteller ermächtigt und beauftragt, denselben durchzuführen. Als Herausgeber und verantwortlicher Redakteur zeichnete Dr. Schröer, dem im ersten Jahre ein Redaktions-Komitee, bestehend aus den beiden Schriftführern Egger-Möllwald und Karrer zur Seite stand. Vom II. Bande an führt Schröer allein die Redaktion.



Professor Dr. Karl Julius Schröer.

Sonntag, den 17. Oktober 1886, wurde die Nr. 1 des ersten Jahrganges der »Chronik des Wiener Goethe-Vereins« als Probenummer mit den »Monatsblättern des Wissenschaftlichen Klub« versendet.

Sie enthielt einen kurzen Abriß der bisherigen Schicksale und Bestrebungen des am 4. Jänner 1878 auf Anregung Dr. Schröers gegründeten Wiener Goethe-Vereines, einen ausführlicheren Bericht über die neu gegründete Goethe-Gesellschaft in Weimar, eine ungedruckte Strophe von Goethes Hand, mitgeteilt und erläutert von Schröer, Referate über neue Erscheinungen der Goethe-Literatur und eine programmatische Erklärung über den Stand der Denkmalfrage von A. v. Egger-Möllwald.

Wenn die »Chronik« heute, nach einem Vierteljahrhundert fröhlichen Gedeihens auf ihre Anfänge zurückblickt, geziemt es ihr in erster Linie, dankbar jener bereits dahingeschiedenen Männer zu gedenken, die an ihrer Wiege Pathe gestanden sind und ihre ersten Schritte in die Welt mit wahrhaft väterlicher Liebe und Sorgfalt geleitet haben.

Karl Julius Schröer [1]),

ist als Sohn des unter dem anagrammatischen Pseudonym Ch. Oeser als Dichter, Ästhetiker und Literarhistoriker bekannten Rektors des evangelischen Lyzeums in Preßburg, Tobias Gottfried Schröer (Wurzbach, XXI, 187) am 11. Jänner 1825 zu Preßburg (Pozsony) in Ungarn geboren. Seine Vorbildung erhielt er auf dem Lyzeum und studierte hierauf an den Universitäten Leipzig, Halle und Berlin; seine wissenschaftliche Richtung erhielt er durch Gottfried Hermann und Moritz Haupt, deren Vorlesungen er 1843/44 hörte. 1846 in die Heimat zurückgekehrt, supplierte er seinen Vater am Lyzeum bis zum Ausbruche der Revolution. Den Feldzug des Jahres 1849 machte er in der Eigenschaft eines Sekretärs des Feldzeugmeisters Baron Haynau mit; die Proklamationen des Feldherrn stammen zum Teil aus Schröers Feder. Vor Beendigung des Feldzuges kehrte er zurück und wurde noch im Oktober desselben Jahres Professor an der Pester Universität. Neben dem Lehramte war er gleichzeitig bei der Bücher- und Theaterzensur tätig. Da er jedoch wegen seines evangelischen Bekenntnisses in der Zeit der Reaktion keine Aussicht hatte, jemals eine ordentliche Professur zu erlangen kehrte er 1852 nach Preßburg an die Realschule zurück, 1861 wurde er als Direktor der vereinigten evangelischen Schulen nach Wien berufen, 1866 wurde er Dozent, 1867 außerordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an der technischen Hochschule in Wien. 1891 erhielt er Titel und Charakter eines ordentlichen Professors, 1894 endlich auch die Bezüge eines solchen. Ende 1895 trat er nach Vollendung des 70. Lebensjahres in den Ruhestand und starb nach jahrelangem Siechtum am 15. Dezember 1900.

Schröer hat eine vielseitige, weit ausgreifende literarische Tätigkeit entfaltet. Als praktischer Schulmann hat er Lehrbücher geschrieben [Geschichte der deutschen Literatur. Ein Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus (Pesth 1853), Erstes Heft eines deutschen Lesebuches für die oberen Klassen der Mittelschulen (1854); Auswahl deutscher Gedichte für die dritte Klasse der Realschule (Wien 1864)] und eine Reihe von Fragen des Unterrichtswesens behandelt: Über den Lehrstoff für den deutschen Sprachunterricht, Progr. Preßburg 1852; Deutsche Sprachforschung und deutscher Sprachunterricht in den Schulen (Jahresbericht des Vereins Realschule, 1876); Der Unterricht im Deutschen als Muttersprache (A. Pichlers Wwe. und Sohn 1877). In die orthographische Bewegung hat er mit einer Reihe von Abhandlungen eingegriffen: Vom Rechte, die bestehende Orthographie zu ändern; Vorschlag zur Einigung in den Grundsätzen der Rechtschreibung (Progr. Preßburg 1855); Die deutsche Rechtschreibung in der Schule (F. A. Brockhaus, 1870); Die Frage der deutschen Schreibung (»Zeitschr. f. d. Volksschule«, Nr. 32—33)] und dabei auch seiner eigentlichen Richtung ferner liegende Gebiete nicht ängstlich gemieden (Zum Unterricht in der Kalligraphie, Wien 1864. Über gymnastische Übungen an den öffentlichen Schulen, Denkschrift des Vereins Mittelschule 1864). Auf dem Gebiete der älteren deutschen Sprache und Literatur rühren von ihm her: Ein Bruchstück des Gedichtes Luarin, Progr. Preßburg 1857; Die Dichtungen Heinrichs von Mogelin nach den Hss. besprochen Sitzungsberichte d. Kais. Akad. d. Wiss. in Wien, LV, 451—520 und: Zu Heinrich von Mogelin (Germania, XIII, 212—214; Bruchstücke des jüngeren Titurel, Germania, XVI, 342—45; Zur Heldensage, ebenda, XVII, 65—74; Zum Fortleben der Kudrunsage, ebenda; S. 208—211 und 425—431; Alpharts Tod, in erneuter Gestalt, Herrigs Archiv, XXVII, 59—82 und separat in Reclams Univ.-Bibl., Nr. 546; Der Weinschwelg, mittel- und neuhochdeutsch 1875.

Der Schwerpunkt von Schröers wissenschaftlicher Erscheinung ruht jedoch in seinen Arbeiten auf dem Gebiete der Dialektforschung und der Volkskunde. Als Angehöriger einer deutschen Enklave in Ungarn fand er früh seinen philologisch geschulten Blick auf die von altersher bewahrten Eigentümlichkeiten seiner engeren deutschen Landsleute in Sprache, in Sitten und Gebräuchen gelenkt, die gerade zur Zeit, als Schröer seine schriftstellerische Laufbahn begann, von dem auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ungestüm vordringenden Magyarentum arg bedrängt wurden. Es war ihm eine Herzenssache geworden, »gerade jenen deutschen Vororten meine Teilnahme zuzuwenden«, wie er in einem Briefe an Miklosich sagt, »die man kaum mehr als dem Namen nach kennt, und die ich gerne — und nicht nur für die Wissenschaft — als unverloren und nicht aufzugeben bezeichnen möchte«. So war zunächst im November 1857 sein »Beitrag zu einem Wörterbuch der Deutschen Mundarten des Ungarischen Berglandes« entstanden (Sitzungsbericht der Kais. Akad. d. Wiss., XXV, 213 ff. und Nachtrag 1859, XXXI, 245 ff.). Die Ferienmonate des Jahres 1858 benutzte er, um mit einer Subvention der Wiener Akademie der Wissenschaften die Krikehajer Orte und die Zips zu bereisen. Es handelte sich darum, an Ort und Stelle wissenschaftliche Sprachproben aufzunehmen, eine Art der Arbeit, bei der damals die Methode erst durch die Erfahrung zu gewinnen war. Das Resultat dieser Reise, der »Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes mit Sprachproben und Erläuterungen« und »Die Laute der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes«

[1]) Aus: »Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog«. Herausgegeben von Anton Bettelheim, V. Band, S. 364, ff. Vgl. auch »Chronik« XIV, 34; XVII, 1.

(ebenda, XLIV, 253 ff. u. XLV, 181 ff.) verhält sich zum »Wörterbuch« ungefähr wie Weinholds »Dialektforschungen« zu seinem schlesischen Wörterbuche. Ein Jahrzehnt später, im Sommer 1867, bereiste er gleichfalls mit einer Subvention der Akademie der Wissenschaften das Gottscheer Ländchen und legte die Resultate seiner Forschungen in dem »Wörterbuch der Mundart von Gottschee« (ebenda, LX, 165 ff. u. LXV 391 ff.) nieder. Durch Karl Weinhold, mit dem ihn eine bis zum Tode ungetrübt währende persönliche Freundschaft verband, angeregt, sammelte er die deutschen Weihnachtsspiele, welche sich in der nächsten Nähe seiner Vaterstadt, in Oberufer, gegenüber von Preßburg, noch erhalten hatten, und verglich und ergänzte sie mit solchen aus anderen deutschen Gegenden Ungarns. (»Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn«. Mit Unterstützung der Kais. Akademie der Wissenschaften gedruckt, Wien 1858). Um diese größeren Arbeiten gruppiert sich eine Reihe kleinerer Abhandlungen zur Dialektforschung und zur Volkskunde: Preßburger Sprachproben (Frommanns Deutsche Mundarten, 1858, V, 50), Wörterbuch der Heanzen-Mundart (ebenda 1859); Sprachliche Erläuterungen (ebenda, VI, 248); Finnische Rune im Preßburger Dialekt (ebenda, VI, 521); ferner: Volks- und Kinderlieder (Wolfs Zeitschrift für Mythologie); Beitrag zur Mythologie und Sittenkunde aus dem Volksleben der Deutschen in Ungarn (Preßburg, 1855); Kremnitzer Weihnachtsspiele; Ein Paradiesspiel (Weimarer Jahrbuch); Mythische Gestalten im Preßburger Volksglauben (Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie, 1855); Die Weihnachtsspiele in Oberufer (Zeitschrift »Faust«, 1860); Totentanzsprüche (Germania XII); Das Bauernhaus auf der Weltausstellung 1873 (offizieller Bericht); Alte Weihnachtsspiele und letzte Meistersinger in Österreich (Die Heimat, 1880, Nr. 14, 15, 18); Rätselfragen, Wett- und Wunschlieder (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde 1893); Die Deutschen in Österreich-Ungarn und ihre Bedeutung für die Monarchie (Holtzendorff, Zeit- und Streitfragen, 1879).

Mit der neueren deutschen Literatur hat sich Schröer erst in den Siebziger-Jahren eingehender zu beschäftigen begonnen. Seine populären Vorlesungen »Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts in ihren bedeutendsten Erscheinungen« (Leipzig, F. C. W. Vogel, 1875) haben seinerzeit zwar eine heftige Polemik hervorgerufen; mit einem Vortrage über »Goethes äußere Erscheinung« (Wien, Hartleben, 1877) aber hat Schröer ein Gebiet betreten, das von nun an fast sein ausschließliches Arbeitsfeld bleiben sollte. Im Jänner 1878 hatte sein Vortrag über »Goethe und Marianne Willemer« (später abgedruckt in »Goethe und die Liebe«, Zwei Vorträge, Heilbronn 1884) die Anregung zur Gründung des Wiener Goethe-Vereins gegeben, dessen Hauptaufgabe die Errichtung eines Goethe-Denkmals in Wien sein sollte. Schröer war als Obmannstellvertreter die Seele des jungen Vereines, der sich im Sommer des Jahres 1878 unter dem Präsidium Karl von Stremayrs konstituierte. 1886 wurde auf Anregung A. Eggers von Möllwald ein eigenes Vereinsorgan ins Leben gerufen unter dem Titel »Chronik des Wiener Goethe-Vereines«. Schröer übernahm die Redaktion und führte sie bis Oktober 1894. Der Streit um den Auftrag zur endgültigen Ausführung des Denkmals, der damals von den Anhängern Viktor Tilgners und Edmund Hellmers mit einer Erbitterung geführt wurde, welche die künstlerischen und literarischen Kreise Wiens wie selten ein ähnliches Ereignis aufregte und in Mitleidenschaft zog, veranlaßten Schröer, aus dem Goethe-Verein auszutreten. Die Verstimmung währte jedoch kaum ein Jahr. Im April 1895 wählte der Ausschuß Schröer zum Ehrenmitgliede. Dem Präsidium erwiderte Schröer bei der Überreichung des Diploms, daß die Bande, welche ihn an den Goethe-Verein knüpfen, unzerreißbar seien. Einen Tag, nachdem das Denkmal enthüllt war, verschied Schröer, der in der letzten Zeit an der Außenwelt keinen Anteil mehr genommen hatte. Die Kaiserliche Anerkennung seiner Verdienste um den Goethe-Verein und die Denkmal-Angelegenheit traf ihn als Sterbenden. Als Goethe-Forscher hat sich Schröer durch seinen Faust-Kommentar (1881), der seither in vierter Auflage erschienen ist, ein bleibendes Denkmal gestiftet. In Kürschners National-Literatur hat er ferner Goethes Dramen in 6 Bänden mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben und in einem eigenen Bändchen »Die Aufführung des ganzen ‚Faust' auf dem Wiener Hofburgtheater« nach dem ersten Eindruck besprochen. (Heilbronn, 1883.)

Neben kleineren Abhandlungen zur Goethe-Literatur, die in der »Chronik« vereinigt sind, wären noch zu nennen: »Die Entstehung von Goethes Faust« (Westermanns Monatshefte, 1879); »Faust in seinem Verhältnisse zur Gegenwart« (Friedjungs Deutsche Wochenschrift, 1885, Nr. 44); »Aus Goethes Glaubenswelt« (Roseggers »Heimgarten«, Dez. 1879); »Minervas Geburt« (Westermanns Monatshefte, März 1885); »An der Pyramide des Cestius« (ebenda, Sept. 1883); »August von Goethe« (»Vom Fels zum Meer«, 1882, S. 297 ff.).

1856 ist er mit einem Bändchen »Gedichte« hervorgetreten, das 1862 in zweiter Auflage erschienen ist; es enthält die Bruchstücke eines Trauerspiels »Siegfrieds Tod« und ein Festspiel zur Schiller-Feier 1859.

Die von ihm gegründete »Deutsche Gesellschaft«, eine freie Vereinigung seiner Schüler nach Art der Universitäts-Seminare, welcher sich auch Studierende der anderen Wiener Hochschulen anschlossen, hat

seinerzeit fruchtbar gewirkt und manchem Techniker ein anerkennenswertes Maß literarischer Bildung vermittelt.

Sch. war Mitglied des Gelehrten-Ausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg, wurde 1871 von der Universität Rostock zum Ehrendoktor ernannt, fungierte 1870—73 als Mitglied des niederösterreichischen Landesschulrates und von 1867 bis 1876 als Mitglied der Prüfungskommission für das Lehramt an Realschulen. Großherzog Karl Alexander verlieh ihm das Ritterkreuz des Falken-Ordens und 1892 die goldene Ehejubiläumsmedaille. Der Musealverein für Krain, der Schillerverein »Die Glocke«, der Verein der Deutschen in Gottschee und der Wiener Goethe-Verein ernannten ihn zum Ehrenmitgliede.

Alois Egger von Möllwald [1]),

ist am 5. Jänner 1829 zu Flattach in Kärnten geboren. Sein Vater Alois war Wirtschaftsbesitzer und lebte mit seiner aus fünf Söhnen und drei Töchtern bestehenden Familie in auskömmlichen Verhältnissen. Unser Alois war das älteste der Kinder und verlebte in der von ihm zeitlebens schwärmerisch geliebten Heimat seine Knabenjahre. Unterricht genoß er in seinem Geburtsort (1840) und zu Lienz. Egger war noch durch das alte Jesuitengymnasium gegangen und konnte später den Fortschritt der neuen Gymnasialorganisation an den Erfahrungen der eigenen Schuljahre abschätzen. Seine Zeugnisse aus der Gymnasialzeit reihen ihn durchwegs unter die »Eminentisten«. Im Herbste 1849 wanderte er mit seinem Freunde und Landsmanne, dem österreichischen Dichter Johann Fercher von Steinwand nach der steirischen Hauptstadt. 1849/50 gehörte Egger der juridischen Fakultät an. Einem inneren Drange folgend, trat er jedoch bereits im Wintersemester 1850/51 an die philosophische Fakultät über und begann unter Weinholds Leitung seine germanistischen Studien. Im Herbst 1851 sehen wir ihn als Supplenten am Staatsgymnasium in Graz und außerdem im Neujahr 1852 als Lehrer am Institute Blumenfeld in Graz. Im Sommersemester 1853 an der philosophischen Fakultät in Wien inskribiert, hörte er Jaeger, Aschbach, Simony, Hahn, Linker, Arneth, Eitelberger und lenkte bald im historischen Seminar, wo er an der Seite Ottokar Lorenz' saß, und im germanistischen die Aufmerksamkeit seiner Professoren auf sich. Im Herbste 1854 nahm er eine Supplentur am Staatsgymnasium in Olmütz, 1855 eine Lehrstelle in Laibach an, von wo er nach Verlauf von zwei Jahren als Lehrer ans akademische Gymnasium in Wien berufen wurde, dem er 1857—1874 angehörte. Ein Leben trotz materieller Beengung reich an innerem Behagen, dem sich eine neue glückverheißende Zukunft erschloß, als Egger 1863 seiner Braut Laura Moser die Hand reichte zu einem Bunde treuester Seelengemeinschaft.

Die naturgemäße Sorge für den eigenen Herd spornte nunmehr seine Arbeitskraft und Schaffenslust noch mächtiger an, und so erschien bereits fünf Jahre nach seiner Verheiratung (1868) der I. Band seines deutschen Lehr- und Lesebuches für Obergymnasien. Im Oktober 1869 führte ihn sein Lebensweg in die Wiener Hofburg, wohin er berufen wurde, den Unterricht des Kronprinzen Rudolf in der deutschen Sprache und der Erzherzogin Gisela in der deutschen Sprache und in Geographie und Geschichte zu leiten. In Anerkennung seiner bei dem Unterrichte der Erzherzogin Gisela geleisteten Dienste wurde ihm 1873 der Orden der Eisernen Krone III. Kl. und der Ritterstand mit dem Prädikate »Möllwald« verliehen.

Das Jahr der Wiener Weltausstellung 1873 zeigt Egger, der inzwischen (1872) in Würdigung seiner verschiedenen literarischen Leistungen von der philosophischen Fakultät der Universität in Tübingen den Doktortitel erhalten hatte, in erhöhter Tätigkeit auf literarischem und praktischem Schulgebiete. Nebst der Redaktion des offiziellen Ausstellungsberichtes über das österreichische Schulwesen wirkte Egger auch in einem Komitee, das sich die dankenswerte Aufgabe gestellt hatte, auf dem Ausstellungsplatze ein modernes Schulhaus samt Zubehör herzustellen, das den durch Wissenschaft und Erfahrung geläuterten Anschauungen über den Volksunterricht entspräche. Dieses »österreichische Musterschulhaus« fand nebst großem Beifall vielfache Nachahmung.

Im Herbste 1873 wurde Egger von den Städten und Märkten Oberkärntens zum Reichsratsabgeordneten gewählt. Seine erste Rede handelte über die Heranbildung des Klerus (1874), eine zweite betraf die permanente Unterrichtsausstellung, später abgedruckt im pädagogischen Literaturberichte von Dr. Kraus (1894). Ende September 1874 finden wir ihn als Teilnehmer an der Philologenversammlung in Innsbruck, ein Beweis, daß die Politik ihn nicht aus der Fühlung mit der Wissenschaft und der Schule brachte.

Am 19. Dezember 1875, also nach zweijähriger Tätigkeit im Parlamente, teilte er in einem Rundschreiben seinen Wählern mit, daß er sein Mandat niederlege, denn er sei nicht in der Lage, für die Predilbahn zu stimmen, wie es Villach wünsche. So ward in dem Parlamentarier die Rückkehr zu dem

[1]) Auszug aus Karl Ziwsa: Alois Egger v. Möllwald. Ein Lebensbild. Sonderabdruck aus dem Jahresbericht des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie 1905, in »Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog«. Herausgegeben von Anton Bettelheim, IX. Band, Seite 152, ff.

eigentlichen Lebensberufe beschleunigt, dem wiedergegeben er sich um die freigewordene Direktorstelle an der k. k. Lehrerinnenbildungsanstalt St. Anna in Wien bewarb. Diese Anstalt sollte er nur ein Jahr leiten. Denn als im Herbste 1878 dem Theresianischen Gymnasium nach dem Ableben seines Direktors Dr. Heinrich Miteis ein würdiger Nachfolger gegeben werden sollte, fiel die Wahl auf Egger Was ihn bewog, nach so kurzer Zeit die Bildungsstätte zu St. Anna zu verlassen, gesteht er ehrlich in seinem curriculum vitae: »Obwohl mich mein Wirkungskreis am Pädagogium St. Anna in jeder Richtung befriedigte, so fühle ich mich doch in der Sphäre des Gymnasialunterrichtes, in der ich so lange Jahre gewirkt, heimischer.«

Im kräftigsten Mannesalter trat er seinen neuen Dienstposten an, der bei der eigenartigen Organisation der Theresianischen Akademie, ihren Zielen und den hierzu gebotenen Mitteln dem Gymnasialdirektor, der zugleich Vizedirektor der Akademie ist, keine leichten Aufgaben stellt. An der Spitze eines trefflichen Lehrkörpers wirkte Egger mit dem vollen Einsatze seiner reichen Erfahrung, seines umfassenden Wissens, seines vorbildlichen Lehrgeschickes, bis die zunehmenden Jahre, insbesondere ein fühlbares werdendes Gehörgebrechen ihn nach fünfzehnjähriger, dem Theresianum 1878—1893 gewidmeter Dienstzeit zwang, um seine Versetzung in den bleibenden Ruhestand einzuschreiten. Unmittelbar vor seinem Scheiden aus der Aktivität konnte Egger, mit sich bereits vollständig einig abzutreten, in glänzender Weise zeigen, über welch organisatorisches Geschick, über welchen Reichtum an Erfahrung und über welche Arbeitskraft er verfüge. Denn als zu Pfingsten 1893 die 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien tagte, war er trotz seiner 64 Jahre mit jugendlicher Rüstigkeit als zweiter Präsident unermüdlich tätig, nachdem er schon vorher sich an den schwierigen Vorarbeiten in Wort und Schrift erfolgreich beteiligt hatte. Kaum war die Festesfreude jener schönen Tage verrauscht, da reichte er sein Pensionsgesuch ein. In einer besonderen Abschiedsfeier ehrte die Theresianische Akademie ihren Gymnasial- und Vizedirektor, dessen Bildnis zu dauernder Erinnerung das Konferenzzimmer des Gymnasiums ziert.



Regierungsrat Dr. Alois Egger Ritter v. Möllwald.

Doch ganz zu feiern, fühlte sich der zeitlebens Nimmermüde nicht veranlaßt, vielmehr trat er neuerdings an die Arbeit als Obmann der österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte sowie als Mitglied der Leitung des Vereines Carnuntum, bis ihn die Zunahme körperlicher Beschwerden und Leiden zu ernstlichem Stillstande zwang. Wie er auch dort der Schule nicht vergaß, so vergaßen seiner nicht seine ehemaligen Schüler, seine Freunde, seine Berufsgenossen. Denn als er in Lovrana sein siebzigstes Geburtsfest 1899 feierte, da wollten im Kreise seiner Familie die nicht fehlen, die ihn dankbaren Herzens als ihren unvergeßlichen Lehrer verehrten, als treuen Freund mit unverminderter Herzenswärme liebten, als vorbildlichen Berufsgenossen hochschätzten. Dem Jubilar wurde nebst einer von nahezu 300 Teilnehmern aus den verschiedensten Ständen unterzeichneten Glückwunschadresse eine Denkmünze verehrt, die auf der Vorderseite das von Scharffs Meisterhand modellierte Bildnis des Siebzigjährigen trug, während die Rückseite — um mit der Adresse zu sprechen — »in nüchternen Namen und nüchternen Zahlen die Erinnerung an die Stätten seiner Lebenswirksamkeit« wecken sollte. Wie diese Kundgebung vom Herzen kam, so fand sie auch den Weg zum Herzen; sie durfte noch einmal mit aller Lebensfreude den Lebensmüden durchsonnen, in dem zwar der Geist mit erstaunlicher Frische regsam blieb, die leiblichen Kräfte aber immer drohender den Dienst versagten. Eine Änderung in der ärztlichen

Behandlung und deren unerwarteter Erfolg vermochte allerdings für eine kurze Spanne Zeit die Hoffnung neu zu beleben, daß noch in weiter Ferne das Ende sei. Doch sein 75. Geburtstag, den er 1904 von Leiden gequält erlebte, war sein letzter — nach wenigen Wochen, am 16. März 1904, stand sein edles Herz stille zur ewigen Rast. Von Lovrana wurde der Leichnam nach Wien gebracht und unter ehrender Teilnahme auf dem Grinzinger Friedhofe am 20. März 1904 in die Erde gebettet.

So einfach sich der äußere Lebensgang Eggers darstellt, so schwierig ist eine erschöpfende Darstellung des Lebenswerkes des Heimgegangenen, dessen Geist eine merkwürdige, von gelehrtenhafter Einseitigkeit völlig abgekehrte Empfänglichkeit eigen war für alles Schöne und Wissenwerte, für Ideales und Praktisches.

Was ihm die österreichische Mittelschule verdanken sollte, ward günstig vorbereitet durch äußere Umstände. Aus bäuerlichen Verhältnissen entsprossen, verbrachte er in Klagenfurt und Graz, in Olmütz und Wien seine Lehrjahre in einer Zeit gärender Umformung der alten, abgelebten Schuleinrichtungen. In der alten Schule unterwiesen, konnte er wie die übrigen Pioniere des neuen Gymnasiums nicht nach bewährten Mustern sich seine Methode einrichten, sondern durch liebevolles Vertiefen in die vielfach neuen, von so mancher Seite als unausführbar verworfenen und bekämpften Grundsätze des Organisationsentwurfes vom Jahre 1849 mußte eine entsprechende neue Methode erst gefunden und durch wachsame Beobachtung erprobt werden. Hierin war es für einzelne Gegenstände, z. B. die klassischen Sprachen, gleich anfangs nicht so schlimm bestellt; die Behandlung der deutschen Sprache als Unterrichtssprache, hingegen die bekanntlich vor 1849 keinen selbständigen Lehrgegenstand des österreichischen Gymnasiums bildete, war besonders in den oberen Klassen den bedenklichsten Mißdeutungen und Schwankungen ausgesetzt, die durch das Erscheinen des dreibändigen Lesebuches für die oberen Klassen von dem Sektionsrate im Unterrichtsministerium J. Mozart (1851—53) zwar gemildert, aber nicht beseitigt wurden. Über diese Verhältnisse verdanken wir ein maßgebendes Urteil Egger selber in dem Berichte über österreichisches Unterrichtswesen anläßlich der Wiener Weltausstellung 1873 (»Mittelschulen II, deutsche Sprache und Literatur«). Nicht das geringste Verdienst Eggers war es, daß sein eigenes, dreiteiliges Lehr- und Lesebuch für Obergymnasien die anziehenden Uhlandschen Darstellungen, bezw. Inhaltsangaben der Dichtungen aus alter Zeit zuerst für die Schule und in ausgiebiger Weise verwertet hat.

1877—1880 entstanden die vier ersten Bände des Eggerschen Lesebuches für die unteren Klassen österreichischer Mittelschulen, die, zwar allseitig auf das freudigste begrüßt, sich neben den immer wieder aufgelegten Lesebüchern von Mozart und Neumann-Gehlen nicht so recht durchzusetzen vermochten.

Um dieses Schulbuch, die Frucht zwölfjähriger Arbeit, lassen sich die in Zeitschriften, Broschüren und in Buchform veröffentlichten literarischen Arbeiten und die zahlreichen Vorträge über mannigfache Stoffe zu einem Gesamtbilde seines äußerst fruchtbaren Wirkens vereinen. Kurz nach der Gründung des Vereines »Mittelschule« (1860) wurde über Eggers Antrag die Verfassung einer »Denkschrift« beschlossen, die den neuen Lehrplan gegen die unberechtigten und unbefugten Angriffe der Gegner verteidigen, zugleich aber auch manchen fachgemäßen Wünschen der Lehrer Ausdruck geben sollte. Mit der Ausarbeitung dieser dem Ministerium vorgelegten Denkschrift wurde der Antragsteller selber betraut. Über die Landtagsverhandlungen in Krain vom 12. Februar 1866 betreffs der Unterrichtssprache an den Mittelschulen hielt er einen Vortrag im Vereine »Mittelschule«, dann 1869 »Über Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung«. In das Jahr 1872 fällt sein Vortrag in der »Mittelschule«: »Über die deutschen Schulen in Wälschtirol«, 1875 »Über die Industrie im Dienste der österreichischen Schule«, 1876 »Bericht über die orthographische Ministerialkommission in Berlin« und »Über deutsche Aufsätze von Abiturienten österreichischer Mittelschulen«, 1877 »Die Überbürdungsfrage« u. a. Ihm, dem Mitbegründer des Vereines »Mittelschule«, an dessen Spitze er wiederholt, zuletzt 1876/77, gestanden war, fiel verdientermaßen die Aufgabe zu, 1887 anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Bestandes den Festvortrag zu halten und ein Jahr später 1888 zur Eröffnung des I. deutsch-österreichischen Mittelschultages in Wien die Versammlung in einer Ansprache zu begrüßen. Im Vereinsjahr 1895 sprach er zum letzten Male in diesem Kreise, als er seinem Freunde Schulrat Dr. Hermann Pick ergreifende Worte der Erinnerung widmete und endlich der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte und ihre österreichische Gruppe Teilnahme und Förderung zu wecken suchte.

Einzelne der angeführten Vereinsvorträge wurden in der »Zeitschrift für österreichische Gymnasien« abgedruckt, an der mitzuarbeiten ihn bereits Bonitz aufgefordert hatte. Von selbständigen, in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsätzen möge erwähnt sein »Über polyglotte Mittelschulen vom didaktischen Standpunkte«, »Das Deutsche bei der österreichischen Maturitätsprüfung«, »Akzent und Quantität in der Theorie der deutschen Verskunst«, »Zur Geschichte der Romanze und Ballade in der deutschen Literatur«, »Der Nachmittagsunterricht in Deutschland«. Außer-

dem lieferte Egger von 1864 bis 1896 eine stattliche Reihe Anzeigen und Besprechungen von Büchern für den deutschen Sprachunterricht, von Schriften zur deutschen Literatur, die österreichische Dialektforschung inbegriffen, und von geographischen Erscheinungen, insbesonders über die heimatlichen Berge und den Großglockner. Egger war ein verläßlicher Kenner der Herrlichkeit unserer Alpenwelt, die er mit edler Begeisterung zu schildern verstand. Das hat er glänzend bewiesen als Mitarbeiter des Kronprinzenwerkes »Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild«, für das er 1890 zum Bande »Kärnten« die landschaftliche Schilderung des Tauerngebietes, des Möll-, Lieser- und Maltatales 1888 lieferte. Schließlich sei noch seiner der Mitwirkung an der »Zeitschrift für das Realschulwesen« gedacht, die wiederholt Beiträge aus seiner Feder veröffentlichte.

Den Übergang zu den in Buchform erschienenen Schriften Eggers mögen seine Gymnasialprogramme bilden, und zwar: »Zur Geschichte des Vertrages von Verdun« (Olmütz 1855), »Abraham a Sancta Claras Redliche Red für die krainerische Nation« (Laibach 1857), »Geschichte der Glocknerfahrten« (Wien, akademisches Gymnasium 1861) und ebenda 1868 »Schiller in Marbach«, eine Arbeit, die er zum Besten der Schiller-Denkmale in Wien und in Marbach in demselben Jahre auch in Broschürenform erscheinen ließ. 1872 erschien seine »Vorschule der Ästhetik«, 1874 begründete Egger unter dem Titel »Volksbildung und Schulwesen« eine Sammlung von Schriften, die gründlich und fachmännisch Angelegenheiten der Bildung und der Schule behandeln sollten in einer auch für das gebildete Publikum berechneten Weise. Egger eröffnete diese bei Hölder in Wien erschienene Sammlung mit der kulturpolitischen Studie »Industrie und Schule in Österreich«, der er als drittes Heft in demselben Jahre seinen weitausblickenden Aufsatz »Ein österreichisches Schulmuseum« folgen ließ. Im Jahre 1875 erschien »Zur Geschichte der österreichischen Schulreform«, 1876 gab er Stelzhamers »Liebesgürtel« heraus, 1877 begründete er Hölders historische Bibliothek für die Jugend, 1878 folgte die anläßlich der Pariser Weltausstellung im Auftrage des österreichischen Unterrichtsministeriums verfaßte »Übersichtliche Darstellung des österreichischen Volks- und Mittelschulwesens 1867—1877«, 1893 bot er eine orientierende Übersicht über die »Wanderversammlungen deutscher Philologen und Schulmänner« und 1894 eine Übersicht über »die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte«.

Seine Kenntnisse der alpinen Gebirgswelt machten ihn zu einem geschätzten Beiträger der Jahrbücher bezw. der »Mitteilungen des österreichischen Alpenvereines«. Erwähnt werde sein Aufsatz »Goethe in den Alpen« (Jahrbuch des österreichischen Alpenvereines 1866), dem ein Jahr später die Studie »Schiller in den Alpen« folgte. Ein bleibendes Verdienst Eggers ist die fruchtbare Anregung zur Herausgabe einer Chronik durch den Wiener Goethe-Verein, in deren Spalten er zur Förderung der Bestrebungen dieses Vereines wiederholt sein maßgebendes Wort vernehmen ließ.

Egger wirkte rege mit zur Errichtung des Schiller-Denkmals in Wien und im Wiener Goethe-Verein, zu dessen Gründern er sich mit Stolz zählte und dessen Schriftführer er viele Jahre war.

Die »Chronik« enthält an größeren Beiträgen aus seiner Feder: Goethes Alpenwanderungen, I, 19, Goethe auf dem Brenner (I 19—20, 51—52, 56, 64; II 29—35; VII 25, 32), Goethe in Heidelberg (I 36), Über einen Platz für das Goethe-Denkmal (I 46—47), Ein Goethe-Denkmal in Amerika (I 64), Anzeige von R. Heinemann, Goethes Mutter (V 37), Wie das erste Goethe-Denkmal in Deutschland zustande kam (VIII 5—10), Bilder zu Goethes Werther (VIII 18—19), Grillparzer unter Goethes Einfluß (VIII 20), Autograph Goethes (»Ursprünglich eignen Sinn«) (VII 40).

* * *

Als im Herbste 1894 nach dem gleichzeitigen Rücktritte Schröers und Eggers die »Chronik« verwaist war und sogar ihr Fortbestand gefährdet schien, hat der damalige Obmannstellvertreter Professor Doktor J. Minor dem Ausschusse den jetzigen Redakteur zur Kooptation vorgeschlagen, ist ihm in den ersten Jahren ununterbrochen mit Rat und Tat zur Seite gestanden und hat auch in der Folge durch sein einflußreiches Wort immer wichtige Beiträge der »Chronik« zugeführt.

* * *

Und noch eines Mannes muß die »Chronik« dankbar gedenken, des am 28. Juni 1908 verstorbenen Obmannstellvertreters des Wiener Goethe-Vereines und Präsidenten des Journalisten- und Schriftsteller-Vereines »Concordia«, Edgar Spiegl v. Thurnsee, der vom ersten bis zehnten Bande, bis zu seinem Rücktritte von der Herausgabe des »Illustrierten Wiener Extrablatt« die Druckkosten bestritten hat und so dem Vereine, der damals alle seine Einkünfte dem Denkmalfonds zuführte, die Herausgabe der »Chronik« ermöglicht hat.

Faustisches aus Tirol.

Mitgeteilt von Dr. Rudolf Payer v. Thurn.

I.

Das Zingerlesche Faust-Spiel.

Im ersten Bande seiner »Schildereien aus Tirol« (Innsbruck 1877, S. 48—60) hat J. V. Zingerle Proben eines von Tiroler Bauern aufgeführten Faust-Spiels in Alexandrinern mitgeteilt, die er durch erzählenden Prosatext verbindet.[1]) Sechs Jahre später hat Elisabeth Klee im Deutschen Dichterheim[2]), IV, Nr. 2—5 (Juni—August 1883) aus demselben Manuskript, das nach ihrer Angabe »aus der ersten Hälfte des vorigen Säkulums stammend durch eines wandernden Studenten Hand in den Besitz des Innsbrucker ‚Ferdinandeum' gelangt war«, in einem wenig zuverlässigen Abdruck reichlichere Proben ausgehoben, in denen jedoch immer noch die Verse 42—45 102 - 107, 134—227, 238—243, 248—257, 279—282, 303, 316—317, 332—352, 356—375, 396—409, 416—425, 438, 468—471, 478, 486, 493—495, 503—522, 531—573, 588—613, 619—623, 626—675, 687, 690—695, 703, 709 734—740, 745—751, 756—759, 764—768, 782, 793—796, 801 fehlen. Der vorausgehenden Publikation Zingerles ist mit keinem Worte gedacht, und doch beruht der Abdruck im Deutschen Dichterheim offenbar auf derselben Abschrift, die den Zingerleschen Proben zugrunde lag, denn er weist Vers 15 denselben, den Sinn der Stelle verdunkelnden Lesefehler auf: Geschrei statt gesprech.

Da das Deutsche Dichterheim heute kaum mehr aufzutreiben ist und sich auch in keiner der öffentlichen Bibliotheken Wiens findet, bieten wir im folgenden zum ersten Male einen buchstabengetreuen Abdruck des ganzen Manuskriptes nach dem Original im Ferdinandeum, dessen Leitung für die entgegenkommende Bewilligung der wärmste Dank ausgesprochen sei.

Die Handschrift (Signatur: F. B. 491) besteht aus 44 Quart-Blättern von 202 mm Höhe und 145 mm Breite und ist mit zwei anderen, einem aus dem 19. Jahrhundert stammenden »Nachspill Betitelt die zum Tod verurtheilten Sonnen Frauen oder Stephan der lächerliche Hochzeiter« und einem »Spill Puch von dem Jüngsten Gericht so Anno 1722 in Dorf-Wattens gehalten worden« zu einem Sammelband vereinigt. Das gelbliche Schöpfpapier trägt als Wasserzeichen einen Schild mit den Buchstaben ${}_{\mathrm{I}}{}^{\mathrm{N}}_{\mathrm{F}}$, überragt von dem Churfürsten- oder Herzogshute.

Die ersten Blätter der Handschrift sind durch Moder vollständig vernichtet, die folgenden am unteren Rande angefressen. Der Eingangsmonolog und die Beschwörungsszene fehlen daher vollständig, der erhaltene Text beginnt mit dem Abschluß des Paktes. Eine zweite Art von Lücken ist offenbar dadurch entstanden, daß dem Schreiber die Vorlage stellenweise nicht mehr lesbar war, oder daß ihn, wenn er einer Vorstellung nachschrieb, das Gedächtnis an einzelnen Punkten der Darstellung im Stiche ließ. Solche Lücken finden sich auf S. 23, wo V. 244 plötzlich mitten im Vers mit den Worten **nun ſeehen hier** eine andere Hand mit blässerer Tinte und schiefer liegenden Schriftzügen einsetzt, die bis zum Schlusse der Seite 24 reicht und später noch, auf Seite 51, den im Text fehlenden Vers 510 **hat mit der Zauberkunſt mich alſo weit getriben** an den Rand schreibt. Mit Seite 25 setzt wieder die frühere Hand mit dunklerer Tinte und steileren Zügen ein. Seite 54 scheint die nach längerem Zwischenraum am unteren Rande der Seite stehende Szenen-Überschrift: **9ter auftritt fauſtus** et meritrix, der keine entsprechende Szene folgt, keine Lücke zu bedeuten, sondern sich auf V. 471—486 zu beziehen, also durch Vertauschung der Vorlageblätter entstanden zu sein.

Nach dem Vorgange Erich Schmidts im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, LI. Jahrgang, 98. Band, S. 241 ff. habe ich die Kurzzeilen zu Alexandrinern vereinigt und die fast vollständig fehlende Interpunktion ergänzt. Außerdem habe ich noch, um die Lektüre und das Verständnis nicht unnötig zu erschweren, eine orthographische Eigentümlichkeit getilgt, die sich durch den ganzen Text hindurchzieht: der Schreiber trennt nämlich durchwegs das Präfix vom Stamme und schreibt z. B. V. 1: **vor trage**, V. 2: **un ver droſſen**, V. 3: **um un geſtoſſen**, V. 19: **ver langſt**, V. 47: **umb faſſen**, V. 57: **zu ruck** usf. Aus dem gleichen Grunde habe ich die altertümliche Schreibung »u« für »v« und umgekehrt nach modernem Gebrauche geregelt.

Der fortlaufende Text schließt mit Seite 83, auf Seite 84 und 85 findet sich das Fragment der parodistischen Beschwörungsszene, Seite 87 enthält das Personenverzeichnis.

Die Puppenspiele enthalten häufig Anspielungen auf Zeitereignisse, die einen Schluß auf die Ent-

[1]) Wieder abgedruckt von Creizenach in seinem »Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust«, S. 23—33, dann in Alexander Tilles Faustsplittern als Nr. 361.

[2]) Organ für Dichtkunst und Kritik (Der »Deutschen Dichterhalle« 13. Band). Herausgeber: Paul Heinze, Dresden. — Nachweis von Dr. E. G. Stumme, Leipzig.

stehungszeit der betreffenden Fassung zulassen und in einem Falle, dem »Volksschauspiel vom Plagwitzer Sommertheater« [1]) bis zur Erhebung des Coburgers auf den bulgarischen Fürstenthron 1887 herabreichen.

In dem Zillerthaler Faustspiel wird »diskurirt, wie lang noch Napoleon die Welt noch regirt«. In unserem Stücke muß Hanswurst V. 148–151 gegen die Preußen ins Feld marschieren. Das zielt auf Ausrüstung und Übungen der Landmiliz, 1744/45, auf die Errichtung eines beträchtlichen Scharfschützenkorps (1758), das in Gebirgsgegenden gegen die preußischen Jäger verwendet werden sollte, oder auf Durchzüge von Truppen, die zum Beginne des Jahres 1759 dem Lande große Auslagen verursachen.[2]) Zu eigentlichen kriegerischen Ereignissen ist es jedoch in Tirol nicht gekommen. Im Jahre 1796 ist die Erinnerung daran jedenfalls durch die französische Invasion völlig verdrängt gewesen. Wir können also unser Faust-Spiel zeitlich zwischen 1745 und 1796, und zwar näher dem ersteren als dem letzteren Jahre festlegen. Dazu kommt noch, daß die Puppenspieltexte durchaus in Prosa überliefert sind, daß sie aber einzelne Alexandriner enthalten,[3]) welche vielleicht den Schluß gestatten, daß die ursprünglichen Volksschauspiele durchwegs in Alexandrinern geschrieben waren, von denen sich nur einige an besonders markanten Stellen in die Puppenspiele hinübergerettet haben. Da unser Stück durchaus in Alexandrinern abgefaßt ist, kann dieser Umstand für sein höheres Alter sprechen. Wenn wir endlich erwägen, daß diese Puppenspieltexte erst im 19. Jahrhundert — das früheste, das sogenannte Geißelbrechtsche, in Goethes Todesjahr — aufgezeichnet und gedruckt worden sind, so hätten wir in unserem Stücke jedenfalls die älteste Handschrift, vielleicht aber sogar den ältesten erhaltenen Text eines deutschen Faust-Dramas überhaupt vor uns.

Dieser Annahme widerspricht nur ein Umstand. Unser Stück hat nämlich eine ganze Reihe wichtiger Motive mit dem 1776 zu Prag und München gespielten und gedruckten »Allegorischen Drama Johann Faust« von Paul Weidmann [4]) gemein, worauf Creizenach sofort nach dem Erscheinen der Zingerleschen Proben aufmerksam geworden ist.[5]) Fausts Eltern, von denen das Volksbuch ausdrücklich hervorhebt, daß sie »dieses Gottlosen Kindes Grewel nit erlebt noch gesehen«, treten mahnend und warnend auf; Helena, hier einfach als »Meretrix« bezeichnet, wird nicht, wie in den Puppenspielen, erst am Schluß vom Teufel herbeigebracht, um Faust in seiner Andacht vor dem Kreuze zu stören, sie ist es, die ihn nach der Meinung des Vaters, V. 25, von Anfang an »gönzlichen verführet« hat. Die Rolle des Schutzgeistes, hier Raphael, bei Weidmann Ithuriel genannt, ist nirgends so ausführlich behandelt, wie gerade hier und bei Weidmann. Als die Zeit des Paktes abgelaufen ist und Helena-Meretrix fleht: »ach, mefistofolus, las ihm noch lenger leben!« (V. 756), erwidert Mephistopheles: »Wenn du seinen Vater (— der dem Bösen offenbar als Mahner zur Buße unbequem ist —) tötest, will ich ihm noch Zeit geben.« Bei Weidmann antwortet Mephistopheles auf Helenas Bitte, S. 60: »Theodor ist mein Feind, geh, nimm diesen Dolch, räche mich! — Ich schenke dir für diese Tat alles, was du liebst.« Hier wie dort vollführt Helena den Mord (V. 792)[1]). Auch hier verlangt Mephistopheles von Faust Selbstmord und stellt ihm die Todesart anheim (V. 753, Weidmann S. 71). Faust wählt das Gift (V. 783, Weidmann S. 74).

Creizenach hat S. 184 ff. gezeigt, daß wir in den Puppenspielen Anklänge an moderne Faustdichtungen von Lessing, Maler Müller, Graf Soden und Klingemann nachweisen können. Das unterliegt für die vom Jahre 1832 an aufgezeichneten Puppenspiele durchaus keinem Zweifel. Anders verhält es sich jedoch, wenn wir eine aus dem 18. Jahrhundert stammende Handschrift vor uns haben. Die ersten Faust-Dichter haben ihre Kenntnis des Stoffes sicher zum großen Teil aus dem Volksschauspiel geschöpft. Von Weidmann speziell wissen wir, daß er vielfach fremde Stoffe bearbeitet hat. Die Frage, ob unser Volksschauspiel auf Weidmann zurückzuführen ist oder umgekehrt, gestaltet sich daher besonders schwierig. Wörtliche Übereinstimmungen, die ein sicheres Urteil ermöglichen, finden sich nicht und können sich nicht leicht finden, da ein versifizierter Text einem Prosatext gegenübersteht. Nach dem Jahre 1776 wären Anspielungen auf Ereignisse des Jahres 1745 oder 1759, die überdies wenig einschneidend waren, sicher nicht mehr aktuell gewesen, und aktuell waren die Anspielungen Hanswursts auf Zeitereignisse immer. Dazu kommt noch die Jahreszahl 1746 auf einem Faust-Bild im Stubai-Tale (vgl. unten S. 60). Ich wage es daher nicht, diese Frage endgiltig zu entscheiden, und begnüge mich damit, einen möglichst genauen Textabdruck vorzulegen.

[1]) Herausgegeben von Alex. Tille als Nummer X der Engelschen Sammlung deutscher Puppenspiele.

[2]) Josef Egger, Geschichte Tirols III., 9—12.

[3]) Creizenach, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust. Halle a. S. 1878, S. 118 ff.

[4]) Weidmanns Faust liegt nunmehr in einem Faksimiledruck nach der Prager Ausgabe mit einer Einleitung von Dr. Rudolf Payer v. Thurn vor. (Wien, Verlag Brüder Rosenbaum, 1911.)

[5]) Vgl. Creizenach, S. 174, Anm. 1.

[1]) Im Deutschen Dichterheim S. 71 ist dieser Vers aus dem Zusammenhange gerissen und dem Mephistopheles in den Mund gelegt

Text der Handschrift:

...... erw[art] [w]as ich vor trage:
Du ſolteſt dienen mir in allen unverdroſſen
Bis 24 Jahr, redlich, um un geſtoſſen,
300 ſechzig täg, und fünfe noch darzue
auch 24 Stund ſoll ſein der Zeiten Ruh
auch 60zig hat die Stund Minuthen dieſer Zeiten;
ierzt kanſt, wies dir belübt, zu einen accord ſchreitten.

Mefiſt ach Fauſte! dieſes iſt ein halbe Ewigkeit,
iedoch wir haben hier nicht lange einen ſtreitt,
du muſt den willen mir und meines Firſts gewehren
.... er Ehelichen ...... allzeit ...
....
[2] .... noch waſchen dein geſicht
auch in ein geiſtlichs geſprech dich wagen niehemals nicht;
alsdan iſt der accord mit unſ gemacht beyſamen,
hier haſt du meine Hand, ich reiſ zu Blutons Flamen
und in ein augenwink werd ich zugögen ſein,
ſobald du mich verlangſt; glaub denen Worthen mein.

In den folgenden Anmerkungen habe ich einzelne dialektische Ausdrücke auf Grund des Grimmischen und Schmellerischen Wörterbuches zu erklären versucht und Anklänge aus den Puppenspielen zusammengestellt. Herangezogen sind die Berichte von Hagen, Horn, Sommer, Leutbecher, sowie das Geißelbrechtische, Ulmer, Augsburger und das Straßburger Puppenspiel nach dem Abdruck im V. Band von Scheibles Kloster, das Leipziger des Puppenspielers Bonneschky (Leipzig 1850), das Weimarer, herausgegeben von Oskar Schade im Weimarischen Jahrbuch, V. Bandes 2. Heft (Hannover 1856), das Oldenburger des Puppenspielers E. Wiepking in Karl Engels Deutschen Puppenkomödien VIII (Oldenburg 1879), das Schwiegerlingische, herausgegeben von A. Bielschowsky (Brieg 1882), das Wiener in »Deutsche Puppenspiele«, herausgegeben von Richard Kralik und Josef Winter (Wien 1885); Das böhmische Puppenspiel vom Doktor Faust. Abhandlung und Übersetzung von Ernst Kraus (Breslau 1891), Ein Tiroler Kinderspiel, herausgegeben von Erich Schmidt, Arch. f. d. St. d. neueren Sprachen etc. LI. Jahrg., S. 241 ff.

8. *Weimar*, V, 289, 9: »Vier und zwanzig Jahre? — Das ist ja eine halbe Ewigkeit.« *Oldenburg*, 32: »Wo denkst Du hin? Das wäre ja eine Ewigkeit.« — **11.** *Oldenburg*, VIII, 33, 25: »Zunächst darfst Du Dich während dieser vierundzwanzig Jahre mit keinem weiblichen Wesen am Altare vermählen.« *Weimar*, 291, 15: »Drittens darfst du dich nie verheiraten.« *Augsburg*, 829: »Da darfst du dich auch nicht in den Stand der Ehe begeben.« *Kralik*, 190: »Der zweite Punkt lautet, du sollst dich niemals verheiraten.« *Straßburg*, 871: »Der zweite Punkt ist, daß du Weib und Kinder verlassen und auch versprechen mußt, niemals mehr zu heurathen.« *Sommer*, 742: »3) er muß den Ehestand meiden.« *Kraus*, 117, 118: »Der vierte Punkt verbietet dir, eine Gemahlin zu nehmen.« — **14.** *Weimar*, 290: »Der erste Punkt ist dieser, daß du dich niemals mehr waschen ... sollst.« *Oldenburg*, 33, 30: »Zweitens darfst Du Dich nicht waschen, kämmen, keine Nägel schneiden.« *Augsburg*, 827: »Und zwar erstens verlangeich, während der Zeit, alsich dir diene, daß du deine Hände nicht waschest...« *Kralik*, 170: »daß du dich unter vierunzwanzig Jahre nicht darfst waschen.« *Straßburg*, 871: »Drittens sollst du dich nicht mehr waschen.« *Kraus*, 116: »Der erste Punkt ist, daß du dich die ganze Zeit nicht waschest.« *Sommer*, 742: »2) er darf sich, während der Teufel ihm dient, weder waschen noch kämmen.« *Hagen*, 735: »während welcher Zeit Faust sich nicht waschen, kämmen ... darf.« — **15.** *Augsburg*, 828: »Zweitens verlange ich von dir, daß du keine Collegia mehr frequentirest ... ich werde deine Person vertreten und in öffentlichen Disputationen deinen Ruhm um ein Merkliches vergrößern.« *Kralik*, 170: »auch dich in keinen geistlichen Disputat mehr hinein begeben.« — **17.** *Weimar*, 295, 2: »Sage mir, soll ich den Contract ... meinem Höllenfürsten übermachen?«

Fauſtus nun Fauſte triumphiere, du biſt iezt ſchon gewonnen,
du ſigeſt alle welt ſamt Sterne, Mond, und Sonnen;
iezt gibeſt unterhalt auch deinen Elteren,
die du in armen Stand bald wirſt vergnüget ſehn.

3ter Auftritt

Orcanus der Vatter ſein Knecht

[3] **Vatter** mein lübſte victorin, der ſohn ſcheint mir verwiret,
Ich glaub ſein lübſte hat ihn gönzlichen verführet.
vor einer kurzen Zeit traumbt mir in ein geſicht,
ich ſehe meinen ſohn vor gottes ſtrengſt gericht,
Er ruffte an die Höll, die geiſter ſolten komen,
Er Zwange ſie durch Craft des Heilign Creizes Stamen,
ja es erſcheinten ihm drey Geiſter aus der quall,
nur einer war ihm recht, der dient ihm als Vassal;
Er heiſt meſiſtof[ol] er fligt nach menſch [gedanken],
[4] und was nur Fauſt befilcht, da kan er nicht mehr wancken.
aniezt erwege nur, was an zu fangen ſey,
geh gib dich ins gebett, das er der höll wird frey.
gott und maria iſt gnedig den menſch auf erden,
iſt er ein ſklav der höll, kon er noch ſelig werden.
Victorin all weiſheit er beſizt nur auf den Himmel Thrau[n].
Fauſtus der haltet ſich in unſer liebe Frau[n],
die er von Jugent auf gelübet hat mit Freiden,
von diſſer wird er ſich ja keines wegs fortſcheiden,
und wan auch meritrix ihme verleithen wolt,
das er als ſklav der höll wirklich einliferen ſolt,
ſo hat er ſchan bey ſ[eiten] ein ſchuz und [ſchirmgeiſt],
[5] der ihne ganz entzieht und auf den abgrund reiſt.
und ſeh, dort kommet er mit munteren geiſt geloffen,
kom laſſe ihn von unſ mit gröſter Freid umbfaſſen.
ach Fauſtus, lübſter ſohn, du biſt mein anders ich,
da ich dich frölich nur vor meinen augen ſich!
dein roſſenfarber mund, der Stirrne munders weſſen
löſt in den ächten Bild mein todte Hofnung leſſen.
ſo ſage, wies dir geht, erzehl mir deinen Standt,
entreiſſe dich der höll, mit der dich gmacht bekant.

4ter auftritt

Fauſtus herzlübſter Vatter mein, fragt nicht nach meinen Stand
denkt, das ihr ar[me Leut] Ich bin euch anv[erwandt]

22, 23. Ein in der Faustsage ziemlich einzig dastehendes Motiv, vgl. Vers 56 ff. — Im Straßburger Puppenspiel, 864: Faust vor Abschluß des Paktes: »in diesem Augenblicke erblicke ich meinen alten Vater, mein Weib und meine Kinder, wie sie in Verzweiflung die Hände ringen; es ist der Mangel, es ist das Elend, das sie in Verzweiflung stürzt.« — 32. kann heißen: Er fliegt so schnell wie des Menschen Gedanke, aber auch: er erscheint, wenn der Mensch seiner gedenkt. Vgl. Anm. zu 249 u. 395. — 37. Handschrift: »ſtau«.

[6] ich kan noch helfen eüch in Eüſſerſter armuth,
ich dencke noch zuruck, wie ich gebohren wurd,
ſo ihr durch mich gehabt, ich werd ſie eüch bezahlen;
friſch zu, her kommerjung, thu mir ein wein herhohlen!
und ſecht, er iſt ſchan da, kamt nur herein mit mir,
wir haben einen ſchmauſ
Vatter geh nur, ich folge dir.
Victorin der himmel wird es ſelbſt an allerbeſten ſchicken;
jedoch was muß ich hier bey diſſen Jung erblicken?
ein geiſſuß zeiget er, diſ iſt kein recht geſtalt.
Vatter ich weiſ es ſelbſten nicht, wie dieſer mir gefalt;
doch ſeye wie [es wo]lt [7] mein ſohn die weiſheit zihrt,
er ibertrift uns beid, diſ macht mich unverwird.

5ter auftritt

Raphael ein ſchirmgeiſt

o ſchöpfer diſer welt, wie lang kanſt noch zuſehen,
o wahrer gottesſohn, ſo hilft dan nicht mein flehen?
ich wag es noch ein mahl, will thuen was ich nur kan:
o Fauſte! geh in dich, verkehre deinen wahn,
ſo gehſt zum untergang, du gehſt zur höllenporthen,
du biſt ein Deiflsgſchläſ, ein Zauberer geworden,
der du ein diene[r gottes], [8] ein kirchenlehrer biſt,
der du die höll verachſt und warſt ein wahrer Chriſt.
ich ſtund an deiner ſeith, ich ſuch deinen ſeelenheill,
ich bitt verlaſſe doch als eine unglickpfeil,
die dich bey tag und nacht nur zu entſelen pflegen;
ach laſſ dir doch mein Bitt dein ſtarres Herz bewegen!
ich geh, und ſuche dich zu bringen aus der ſchlingen,
O! das mein Eüſer mir nur diſes mahl gelingen!

6ter auftritt

Raphael der Engl, mefistofolus der Deifl, Fauſtus, Orcanus der Vatter

Faustus verwegner, ſage an, was ſucheſt du bey mir?
nur gleich geſtehes ein, ſonſt folgt ein . . . ort dir.
[9] **Raphael** der meiſter unſerer herd ein ſchaf verlohren hat,
darum ich ſuch es hier in diſſer ſinden Statt;
ja Ender laſſet Er all 99ig laufen,
Er will das hunderte mit ſeinen blut ſelbſt kauffen;
Er ſtunde vor ihm aus den todt mit ſpott und hohn,
wie es an Creizes Stamm gethan der gottes ſohn.
wann ich es bring zuruck, Er mir entgegen eüllet,

73. Deiflsgschläf = Teufels-Sklave. — 73, 74. *Kralik*, 160: »Warum sollte ich nicht auch das Leben genießen, aus einem Theologo ein Nekromant werden, das heißt, aus einem Doctor der geistlichen Schriften will ich ein berühmter Schwarzkünstler oder Teufelscitirer werden.« Vgl. V. 403 ff. — 84 ff. *Weimar*, 296: »Faust, wach auf vom Sündenschlaf! Ermuntre dich, verlornes Schaf!«

der schon sein leben hat den menschen ausgetheilet.
so sage dann, mein Freund, weist du dis jrrschaf nicht,
so sich auf bössen weg zum untergang gepflicht?

Faustus O! ich versteh dich schon, du bist ein geist der Seelen,
du bist ein schirmgeist, [10] der ruhet ohne quelen,
du stehst an meiner seit, leist meine tritt und gspur,
verfolgst den höllenfeind, schlagst in mein herzensuhr.
doch sey ihm wie ihm woll, ich folge mein begirden,
die schwarzkunst solte mich bei tag und nacht bewirthen,
in 24 jahr kan ich noch enderen mich;
kom, mefistofolus, laſ widerum sehen dich!

Mefistof hier steh ich zu dein dienst, sag, was ist dein befehlen?

Faust meine gelübte solst in augenblick mir stellen,
damit ich sage ihr, wohin geht meine Reiss.

Mefistof ich werde richten auf die Sach mit größten Fleiſ;
[11] es geht noch alles gutt, die Sach nach höll verlangen,
nun werd ich sehen erst, was werd der Faust anfangen.

7ter auftritt

Meretrix dessen gelübte

ach Fauste! lübster mein, mein herze lübte dich,
du bist mein trost und freid, du bist mein anders Ich;
Ich lübte dich ia recht von grunde meines herzen,
du flamtest in mein Sin die achste humen Kerzen;
du bist der Einzige, der mich besizet hat,
du bist die quel der Ruhe, du bist mein herzens Statt.
O! das ich dich ein mahl als gatte könt umfangen!
[12] in dir ich stilte nur mein Einziges verlangen.
du bist der wahre Kopf, der nur mein herz regiert,
du bist mein trost und freid, der meine lüb berührt.
so kome! schönster schaz! du lübe meines leben,
ich werd dir diser Zeit Trost, und mein lübe geben.

8ter auftritt

Mefistofolus Bleib nur, mein Fauste, bleib, fahr fort in deiner Sach,
Du wirst es Enden gwiſ mit einen weh und ach.
Dis lübeskeder solt mir recht das werke gfihlen;
ja! ja! es gehet mir nach meinen gefall und willen.
wir Deifl müesten ja auf allen Seithen wehren
[13] um allen weg zum heill den menschen zu verspehren;
wär es nicht unser schuld, wen die verhoffte Beith
den höllenschlund entgieng durch unsser lauigkeit?
ja Meritrix die solt den Faust die maschen legen,
und sechet eben recht, dorth kamt er mir zugögen;

111. = ächteste Hymen-Kerzen?

ich reiſ iez mit ihm forth zum Barmissaner firſt.
eröffne dich, o höll, du heint beglieket wirſt,
fort mit der Briester Zihr, forth mit der tändeley,
es zeigt ſich Mefistof, das er heint ſieger ſey.

Erſtes Zwiſchengſpill

Hanſwurzlkrammer als Saldat mit 2 melizoten

[14] Boz butterbrodt und käſſ, Boz ratech, ruebn, Ronnen,
Boz Zwiſl nokn und Blenten, das macht uns Bauren Zohnen!
Boz Zwiſl, krautSalat! mein aid das iſt a leben!
Boz Preiß, du mezgerhund, was wirſt dan noch anheben?
iſt heint der dritte tag, das ich gheiroſchzelt han
ein unvergleichlichs menſch, das ichs nit ſagen kan;
zaign darf ich ſie nit, man mecht ſich drein verlieben,
oft manicher Junggeſöll kunt ſich gar ſtarch betrieben,
den dieſes Edle gſchoſſ in ihren eügnen Stock
nä, nä, ich zaigs nicht her, das wär ein grober Bock
Ein weib als wie Zelin, [15] zu fölſ iſt ſie gebohren
bald ich ſie gſehen hab, hab ich mein aid geſchwohren:
das iſt ein räre wahr, die taugnet wohl vor mich,
dis iſt ein edles baar wie arſch und bitterich;
und iez, o! hauſhochs Creiz, ſolt ich ins Feld marſchieren
und vor das Vatterland den ſcharpfen Säbl führen!
guraſchi laſſ mich nit, mein hanſ nur nicht verzag[t]!
wen dir auch ſchan der Preiſ ein ſchniz ind hoſſen jagd;
mein weib, die gflickte haut, thet ihr ein kropf auffingen,
wenn ſie ihm nicht zuvor kent über d'achſel ſchwingen;
ſüe lübt mich alſo ſehr, es hat nur gahr kein ſach,
[16] wenn ſie mich freſſen kunt, läg ich ſchan lengſt in Bach.

Zwey melizioten mit ſcharpfen gewehr und Batron Daſchen

1ſter halt Baur, ſanſt brent man loſ, Boz hogl, Bliz, und Danner!
Hanſ da her, meſt aber wohl, geth loch und loch anander
Ihr kerl braucht Reſon, bin auch bey der meliz,
ein bräfes körzerol, der beſten hoſſen ſchiz.
2ter Baur haſt du guetts quartier, kanſt ſaubers Bett verſchaffen?
Hanſ Bein Eſſl in den Stall habt ihr das beſte ſchlaffen,
iſt enck villeicht zu kalt, gebt ihm nur gutte worth,
er hat ein warmen Bauch er pfeift enck fort und forth.
1ſter kanſt Rindfleiſch, zuegemieſ [17] Zum nachtmahl auch auftragen?

134. Ronen = ein vom Wind samt den Wurzeln ausgerissener Baumstamm (Schmeller, II, 116). — 135. zōnen = auf der Alpe Milch wägen und die Alpenerzeugnisse verteilen (Schöpf, Tirol. Idiotikon, S. 831) oder zaunen = weinen (?) (Schmeller, II, 1127.) Blenten = Polenta, Mus aus Buchweizen. — 144. föls = Völs, entweder Pfarrdorf in der Nähe von Innsbruck, oder in der Nähe von Bozen. — 147. bitterich = Holzfäßchen.

hanſ wür mieſſen hald geſchwind den alten Raml ſchlagen,
Der hat gewiſ ein Fleiſch, das mohriſt von der welt,
das, wan mans beiſſen will, der kopf ind mauren ſchnölt.
2ter kopaüner, ſlieglwerk, gutt wein und bier darneben,
wie auch ein guetts confect muſt uns zum nachtmahl geben.
hanſ ganz recht, mein lübe Herrn, der geür hat hannen zehlt,
die ſchnäbl ſeint noch da, wenn ihr ſie fröſſen wölt,
darzue hat unſſer Fack vill gfuelln ibrig glaſſen,
da habts ein krueg darzue, ihr kent ſie ſelbſt einfaſſen,
und wan der durſcht ſo groſſ, ſo ſchlemt eüch nur geſchwind,
[18] weils nur ein viertl ſtund, beim groſſen Wirths hund Rind.
1ſter morgen, bevor der märſch angeht
das Brot, wurſcht, fleiſch, und krautt zu einen Fruheſtuck ſteht!
hanſ der ſchinder hat erſt heint den millersſchiml kriegt,
der macht eüch wirſcht genueg, da ſeit nur wohl vergniegt.

2ter Music text ſchuzgeiſt

Redlichs ſchaf, geh nicht die Straſſen,
ſiheſt ja ein wolf dort baſſen,
der dich ganz verſchlingen wird.
es wird dich gewiſ nicht ſtraffen,
wan du gehſt zu deinen ſchaffen,
der voll lüb getreye hirt;
ja er lübet dich weit mehr,
wann du gehſt zur widerkehr.

Irrgeiſt

Dreyes ſchaff, geh folg die Straſſen,
[19] Thue dein gegner reden laſſen,
ich zur Freud dich führen würd,
auf die folgen keine ſtraffen,
ſandern dir nur troſt verſchaffen;
denck ich bin dein treyer hirt,
dieſer lübet dich ſo ſehr,
folge du nur meiner lehr.

ſchirmgeiſt

ach, mein ſchaf, laſ dich erbitten,
dencke wie vill hat gelitten
dein getreyer beſter Freind!
du wirſt noch an mich gedencken
und zu meiner herd dich lencken,
wan erkenneſt deinen Feind;
aber es wird ſein zu ſpatt,
geh zurück, folg meinen Rath.

165. Raml = Hund mit schwarzer Schnauze, eventuell auch Schafbock, Widder. — 166. mohrist, vgl. Grimm, 6. 2715: Murfleisch, mürbes Fleisch.

Irrgeiſt

laſſ dich keineswegs erbitten,
folge mehrer meinen ſchritten
[20] und dein ſo getreyen Freind.
du wirſt ſtets an mich gedencken,
dich nach meinen willen lencken,
der mit dir alls gutt gemeint,
ja dir gfolget in der Thatt;
folge ymmer meinen Rath.

3tes

ſchirmgeiſt

ach, mein ſchaf, du irr thueſt gehen,
du wirſt es zu gſpatt erſehen;
noch das leſte mahl dich bitt,
ich will dich von wolf loſſmachen,
will entreiſſen dich ſein rachen,
komm und folge meinen ſchritt,
dich das leſte mahl ich bitt,
ach verſag mir diſe nit!

Irrgeiſt

ach, mein ſchaf, nicht irr thueſt gehen,
du wirſt es ſchan ſelbſten ſehen,
[21] folge mehrer meinen ſchritt;
thue dich von der herd loſmachen,
ſie verſpotten und verlachen
dieſes rath ich dier ich bitt:
gibe ihm gehör nur nit,
geh und folge meinen ſchritt!

Schirmgeiſt

O gott, o höchſter gott, halt doch noch ſ=rach ſchwerd ein
und laſ den ſinder nicht gänzlich verlohren ſein!
ach laſſe ſigen nicht die ſchwarze höllenſchlangen!
zerknirſchtes ſindersherz, der da iſt jrr gegangen,
vertreib das höllengſpenſt, der nur dein ſchaf entfürth!

Irrgeiſt

[22] Da richteſt du nicht aus, heint es ſich zeigen wird:
der ſinder rufet mir, ich hab ihm nicht begehrt,
bell nur ſo lang du wilſt, da wirſt du nicht erhört,
villmehrer laſſen nach, er hat ſich mir verſchriben.

ſchirmgeiſt

hat er ein wahre Rey, wirſt du doch abgetriben.

Zweiter Theill

Erster auftritt

Ernest, grosherzog v Parma, Faustus und sein diener mefistofolus in einen sal

Faustus nun, mefistofolus, was ich dir werd befehlen,
Dis must vollziehen, mir in gringsten nicht verhöllen
was der grossherzog sagt, [23] vollziehe also gleich,
und sieh dorth kammet er, nun auf die Seithen weich.
Eür Durchleicht schaffen sie, ich horch nach dessen dienst[en],
belieben sie zu sehen was von den freyen kinsten?

Ernest kann ich nun seehen hier des samsans heldenthat
Wie er deß lebens rach so gar zerrissen hat?

Fauste in Einen augenblicke soll das vollzogen sein.
yezt mefistofiles zeig dich der kinste dein!

man ziecht auf

Ernest den Davit sambt den haubt deß rissen golliat

Faust ich gedencke an den geist —

auf

[24] **Ernest** nun mecht ich seehn auch der Judit heldenthat,
wie sie den hollofeern das haubt abgschlagn hat.

auf

Fauste ich gedencke an den geist
hier liegt des Helden haubt gebigt vor deinen fissen!
sog wilst du noch was meer von meinen kinsten wissen?

auf

Fauste ich gedencke an den geist

Ernest ich bin schon yberzeigt mer als verlangt ich
nun mecht ich seehen noch den lazerum in grab —

auf

Fauste hier ligt er nach befelch, verlangst du noch was mehr?

Ernest diß ist ein kunst der höllen

[25] **Faust** hä, hab ich diß verdient? entweiche, unmensch, forth!
so macht ich den mit dier ein solchen accort?
wan du schan bist ein firſt, der nicht ist meines gleichen,
ein solchen muß man nur mit ein maulltaschen streichen.
gebiete deinen land nur wider mich ein streit
geh, wage ein Duel und stehe mir zur seith;
ich förchte alles nicht, dich und dein ganze macht,
du und dein Parlament von mir nur wird verlacht.

249, 252, 255. *Leipzig,* 13: »Faust: — Aber, wenn bist Du wieder bei mir?' Mephistophilis: ‚Sobald Du meiner gedenkst, Faust!' (ab.) Faust (allein): ‚Sobald ich seiner gedenke?'« In der Tat erscheint, II. Aufzug, 1./2. Auftritt, Meph., sobald Faust an ihn denkt (in seinem Monolog), ohne ihn ausdrücklich zu rufen. — **249.** *Kralik,* 176, 1: »Faust: ‚Ja, ich gedenke nun an den Geist Mefistofilus!' Mefistofilus (erscheint): ‚Emprezio, mein Faust.'« S. 179, 186: »Ja nun, ich gedenke an den Geist Mefistofilus.« — **248, 250.** *Oldenburg,* 48; *Sommer,* 743; *Leutbecher,* 724; *Horn,* 661; *Leipzig,* 49; *Kraus,* 139. — **250.** *Leipzig,* 51; *Sommer,* 743; *Leutbecher,* 724; *Horn,* 661.

komm, Meſiſtofolus, getreyer diener, kam,
tragt mich in äſſien mit ſchnellen flug davan;
[26] doch nein ich geh nach hauſ, es brauchet hier kein zancken
und ich will dorthen ſein nach wunſche und gedanken.
mein Erneſt lebe wohl und an den Fauſtus denck.
dier ſeind aniezt bekant all ſeine liſt und renck.

Erneſt Wach oder treüme ich, bin ich in mein gemach?
o himmel! ſteh mir bey, bin ich bezaubert ach!
Ich weiß nit wie mir iſt, die kröften mir erſterben
muß ich das todtenreich durch diſe ſchwarzkunſt erben,
bin ich bey leben noch? ach! Freünde helfet mir!

Bedienter was hör ich klegliches [27] in fürſten ſein quartür?
ich Eülle gleich zu hilf, iſt was den Fürſt geſchehen?
ach! leider was iſt dis, was mueſ ich hier da ſehen,
was fehlt Eür Durchleicht doch? ich bring den arzten gſchwind!

Erneſt

halt, ich bin urſach ſelbſt, diſ hat verſebt mein Sind;
mein aberwiz hat mich ſo weit zur luſt getriben,
das ich den Zauberer, den doctor Fauſt, geſchriben;
iez gab er mir den reſt; ſchließ nur dein Salle zu
und laſ mich eine Zeit genieſſen eine Ruh.

[28] **Bedienter** was muſ doch diſes ſein? der Firſt iſt ganz verwirret.
ſo vil das ich verſteh der Fauſt ihm hat verführet;
ja thraue einer nur dergleichen Zauberſachen!
die kenten einen bald den grauſſlich garauſ machen.
und wie ich hab gehört die Deifl auſ der höllen
die muſten Fauſtus thuen, was er wird haben wöllen:
die thonau muſte ihm dienen zur kuglſtatt;
Er farth nicht auf der Boſt, wo er nit pflaſter hat.
mir falt nicht alles bey, was ich van ihm gehört
Er iſt ein ſolcher[er], der gott und himmel ſtöhrt,
[29] der ſ=heiſſe Ellement durch ſeine Zauberſachen
dan ſeine deiflskunſt gahr auch zunicht kan machen.

---

286. Bei *Schwiegerling* sagt der Herzog am Schlusse, S. 10: »So will ich denn den Befehl erteilen, daß Niemand mehr diesen Saal betritt, denn er war von Furien und bösen Geistern in Besitz genommen.« — **294.** *Kralik*, 180: »Faust zu Meph.: ‚Zum allerersten will ich die Donaugegend sehen ..... Und ich wünsche sie nicht nur su sehen, nein, ich will auch denen Leuten verschiedene Wunder auf dem Wasser zeigen. Ich will theils auf dem Wasser spazieren, auch reiten, fahren, Kegel schieben ..‘«. *Oldenburg*, 32: »Zweitens sollst Du ... auf dem größten Strudel der Donau ein Spiel Kegel aufsetzen, jedoch so, daß, wenn wir Kegel schieben, sich keiner einen Fuß naß macht.« *Kraus*, 142: »Dann wirst du mir eine Kneipe auf dem Wasser bauen, woselbst ich Kegel schieben werde, welche du mir immer aufstellen wirst.« — **295.** *Weimar*, 288: »Viertens sollst du das Pflaster vor mir aufbrechen und hinter mir zupflastern, und zwar so geschwinde ich mit vier Pferden fahren kann« und Anm. 48 zu dieser Stelle. *Kraus* 143: »Jetzt gleich das schnellste Pferd herbei; darauf werde ich mich setzen und du musst mir mit lauter Kieselsteinen den Weg pflastern, wo ich reiten werde.« — **300.** Das Volksbuch erzählt von Faust: »name an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ am Himmel vnd Erden erforschen.« (Ausgabe von R. Petsch, Halle a. S., 1911, S. 13 f.)

Er flügt den adler gleich gar zu den Sternenfeld.
bald ſpilt er auf den Meer, bald in der neüen Weld.
ich ſchweige weiters nun, es iſt nicht gut zu ſprechen,
ich will ein wenig iezt zu meinen Herren ſechen.

2ter auftritt

Erneſt et Bedienter

Erneſt in etwas habe ich mich widerumb erholt,
weill docter Fauſtus forth, und wan er komen ſolt,
[30] ſag nur: ich dancke ihm vor ſeine höflichkeit,
ja ich verlang nicht mehr ſein kunſt und luſtbarkeit;
der himmel mich bewahr von all dergleichen Sachen:
diſ Deiflskünſten ſein, ſo nur die höll kan machen.
ja ich erkenne iezt, wie ſehr ich hab gefehlt,
doch gott verzeich es mir, du ſchöpfer diſſer weld!
du biſt der wahre gott, dein allmacht iſt zu breiſſen,
du kanſt all Zauberkunſt zu Stuck und trimmer reiſſen.
bedienter, kom mit mir, hiett dich vor Zauber Roth,
und noch ſo lang ich leb will dienen meinen gott.
wird zuegemacht

[31] **Bedienter** mein herr erkennt es iezt, was eine ſchwarzkunſt ſey,
von der er iſt geheckt, gott mach davan ihm frey.
trit ab

3ter auftritt

Orcanus und Victorinus

Vatter das leben wehr ſchan gutt, doch aber eins mich ſchröcket,
was mir vor kurzer Zeit hat mein herr ſohn endecket:
iezt ſey er herr der höll, doch daurs nur eine Zeit,
hernach ſie meiſter ſey in alle Ewigkeit.
bedencke diſſes nur: Ewig — was ſagen ſoll!
mich ſchaudert diſes worth, [32] mir iſt darbey nicht wohl.
o gott! erhör mein bitt, laſß meinen ſohn nicht ſtecken,
begeiſtere ſeynen Sünn, das er kon Rey erwecken.
Du biſt barmherzig ja unentlich ohne Zihl,
iedoch es gſchech allzeit hierin dein lübſter will.
Ich bitt dich nur darum, ein bit du nicht verſageſt,
da du ein irrends Schaf ſelbſt auf den achſlen trageſt
und hin biſ zu der Herd, die fröhlich auf der weid.

Victorin vergüſſ, mein lübſter Freünd, doch diſſes herzenleid!

4ter auftritt

Mefiſtofolus und Hanſwurſt

[33] **Hanſwurſt** mein ſtofl ſag mir decht, wies mit dem Fauſtl ſteht,
ob Er my nit in dienſt in ſchuz aufnemen deth?
i bin gerichtet ja und diſ in alle Satl,
beſonders bei dein Wein, boſtetn, durtn, Pradl;
ich mechte bey ihm ſein, was van den künſten lehrn,
trag dus ſtatt meiner für, thue mich der bitt gewehrn.

Mefistof ja wan du mein wilst sein, da hast du meine Hand:
so kriegst die wissenschaft und Faustus seün verstand.
Hanswurst ja sag(e) mir zuvor an dein nam und wer du bist.
Mefistof ich bin auf Engeland ein lang vertribner Fürst.
Hanswurst ja wen i dein solt sein, [34] wie ist diß zu verstehn?
solt i vor dier und du hinder meiner nacher gehn?
Mefistof ja ich nach deiner geh, du darffst mit mir krod schaffen,
ich lehrne machen dich meis, Razen und auch affen.
Hanswurst der Deixl, das wär ains, wen i dö Thier kunt machen!
es mecht sich einer ja darbey recht bucklt lachen.
i gib mein willen drein, doch ains versteh i nicht:
dein sein, von disen must du geben mier bericht.
Mefistof wan i den Faustus holl, alsdan dich ohne Zweifl.
Hanswurst wie? laß dy schaugn an, i gläb du bist der Deifl?
Mefistof ja diser bin ich auch; [35] dich hier gleich unterschreibe!
Hänsl nä, nä, i bleib ä so, und du nur Deifl bleibe;
die höll ist vill zu haiß, man thut ein böch eingiessen,
geh nur i will nicht mehr von deinen kinsten wissen;
weich schwarzer mazl forth, i kan dy sehen nit!
Mefist sag nur ob mein wilst sein, sanst weich ich keinen schrit;
du bist aniezt schan mein, dich hier gleich unterschreib,
sanst ich an deiner seit bis zu dein abtruck bleib.
Hansl geh nur nit nochnt her! o was fang i iezt an?
o hänsl steh mir bey, mein heiliger batran,
erret mich van dem gspenst [36] und Ewigen verderben,
lass mich an statt der höll das himmelreich erwerben
und jag das gspenst von mir, sonst ists um mich geschechen.
weich in des hänsl namm! Er will nicht weiter gehn.
mir fallet etwas bey, gläb ä nit das ich irr:
weich durch des Faustls Crafft den augenblick von mir,
du höllisches gespenst, du geissl meiner seelen,
thue du statt meiner nur dein hexenmayster quellen!
Mefistof so wilst nicht sein ein herr? du bist ein rechter dor.
Hansl nä nä verlang mirs nicht, ich zieh den Himel vor.
Mefistof ich kan und will di nicht [37] van meiner Seithn lassen,
besinn dich und thue noch andre gedancken fassen.
Hänsl siehst dorth, der faustl kambt, nun weiche ich van dier.
Mefist geh nur vor dises mahl, wirst nicht entrinen mir.

---

338. *Weimar* 303: »So must du dich mir doch wenigstens verschreiben, daß du willst mein eigen sein.« — 343. *Kralik*, 177: »,Sag du mir amal, wenn du der Teufel bist, warum laufst du denn immer hinter mein Herrn drein?' Mefistofilus: ,Ich bin ein Bedienter deines Herrn.'« — 345. *Weimar*, V., 271, 24: »wie man kann machen Flöh und Läus, Ratten und Mäus.« — 359. Abtruck = Ableben (Vgl. Vers 743).

5ter auftrit

Faustus et Mefistofolus

Faustus Sag, Mefistofolus, wer war der kerl hier?
Mefist ich hate nur ein scherz, da er verlangt zu dier,
als er die wissenschaft van dier auch wolt erlangen;
Ich sagte ihm sie zue, wan er will seün gefangen.
du kanst ihm brauchen zwar zu einen unterhalt,
es ist ein alberer narr, [38] zum gspäss Er mir gefalt.
Faustus wan er kein schwäzer wär und nicht solt sein dein aigen,
so nimme ich ihm auf, wan er kan als verschweigen.
doch, Mefistofolus, wilst mir recht alles halten,
was jmer ich verlang? las nicht dein muth erkalten.
Mefistof begehr du, was du willst, ich halte mein accord,
da darfst du zweiflen nicht, Ich bleibe bey mein worth,
und dis solt unverföltscht von mir vollzochen sein.
o hölle! was ist dis, wer kambt zu uns herein?
ach, Faustus, da entweich, es kamt dein schirmgeist,
nur dises mahl mir folg [39] und ein genügen leist!
Faust du kanst zwar tretten ab, ich aber bleibe hier,
doch kame alsogleich, so bald ich ruffe dir.
Mefistof ja was du nur verlangst, da werd ich niemals wancken,
ich horche dein Befehl und nach des mensch gedancken.
Faustus wer weis, ob diser geist mich nit befreyen kan,
doch noch ist keine zeit, wohlan ich här ihn an.
verstehen kent ichs wohl, wann ich nur selbsten will,
nun will ich hören iezt, was war seün sünn und zihl.

6ter auftritt

Raphael et Faustus

[40] **Faustus** sag an, was machst du hier, was ist dan dein begehrn?
Raphael ach, Fauste, geh in dich, thue meiner bitt gewehren
betracht dein Stand zuvor, wer du gewessen bist:
du warst ein gottesmann, du warst ein gutter Christ,
du legest auf die Text van gott und heiliger schrift,
du warst wie ein Prophet vor gottes angesicht;
sag was bracht dich darzue als deine buhlerin?
durch die sezst gott beyseits, gabst dich der schwarzkunst hin,
o Fauste! geh in dich, iez hast noch gutte Zeit,
mach mit der welt und fleisch ein christlich lübesstreit,
um Christi willen kehr, [41] o lübster Fauste, um,
verlas die schwarze kunst, gib dich zum Christenthum.
Jesus! der hangt an Creiz, gebund mit Strick und Banden,
der vor dich Sinder hat den todt selbst ausgestanden
aus lübe gegen dir, um zu erlessen dich.
o Fauste! Faust! erhör die wort so förchterlich,

bedencke jene qual, ſo du wirſt leiden müſſen
in Ewig heiſſer höll, in ſchwarzen Fünſternüſſen,
— — — wo nichts als weh und ach,
wo du empfinden wirſt die ſchwehre gottes Rach.
ach ſecheſt deinen gott, wie er an Creiz zerfezet,
wie er mit Blut und wund [42] an ganzen leib verlezet,
o ſecheteſt du nur dis wahre ebenbild,
wie ſtröhmenweiſ ſein Blut aus ſeiner ſeite quilt!
ich ſag, du haſt noch zeit, gott [ja] barmherzig iſt;
ich muſ verlaſſen dich, entrinn des Satans liſt.
tritet ab

7ter auftritt

Fauſtus allein

Ich weis nicht wie mir iſt, mich quellen die gedancken,
Es will mich diſe lehr ja allenthalben ſchrancken.
ja! ja! es wär vor mich noch barmherzigkeit;
o Fauſte! geh in dich, weill du noch gutte zeit:
du ſicheſt ſonnenklar, [43] das gott dich hat berufen
und dich noch haben will zu höchſten Ehrenſtuffen;
Er ſchicket dir auch dar ein geiſt, der dich beſchüzet,
weh aber dir, wen dies alles an dir nicht nützet.
o ich erkene nun, wie ſehr ich hab geirret,
wie mich die böſſe welt hat zum verderben gſihr[e]t,
iedoch wie ſtell ichs an, auf das ich loſ kan werden?
an Mefiſtofolus hab ich ein ÿblen gſerden.
doch ſtill — dort komet Er, nun muſ ich mich verſtellen.

8ter auftritt

darzue Mefistofolus kamet

[44] Mefiſtof Friſch auf, ſey gutes muts, gedreüer Freind der höllen,
begeiſtere dich nunmehr, laſſ himmel himmel ſein,
du haſt all luſt und freid, laſſ dir nicht reden ein,
Es iſt nur fantaſey, was diſſer vorgetragen,
oder ſag kanſt du dich wohl wider mich beklagen?
ich thue dir ja als, was du verlangſt van mir,
ſag nur, wo wilſt du hin, ich widerſprich nicht dir.
Fauſt wen du nicht widerſprichſt, ſo mahl mir jenen gott,
wie er an Creizholz ſtarb, verwund durch Juden=Rott,
und diſes in natur, als wie er iſt gehangen.
[45] Mefiſt. O Fauſte! kanſt du dis van mir als freünd verlangen?
was bildeſt da dir ein, was kambt dir da in Sin?
begehr was anderes, der ich dein Diener bin.

437. Vgl. das Wort von dem *Gefährten* in Goethes Faust. Wald und Höhle, Vers 3243. — **446 ff.** Dieses Motiv, auf das wir S. 60 eingehender zurückkommen werden, findet sich bei *Kralik*, S. 186 f., *Kraus*, 145 ff., *Erich Schmidt*, S. 273, V. 259—284, *Rosenkranz*, Zur Geschichte der deutschen Literatur, Königsberg, 1836, S. 102. *Schwiegerling*, 20: *Faust betend vor einem Kreuz im Augsburger Puppenspiel*, 840.

Faust nein nur diß Bild allein begehre ich van dir,
besine dich nit lang und bring dasselbe mir;
du must das titlblatt, die yberschrift drauf schreiben,
mit einen worth es darf kein Pembßlstrich außbleiben.
hast nun vernamen mich? back dich in augenblick!
Mefistof o hölle! steh mir bey, was thue, was mache ich?
[46] kam bluto, höllenfürst, hilf mir auf mitl sinnen!
so will mir den mit gwalt der selengwin entrinen?
ach fauste! thue doch andre gedancken fassen,
sanst brich ich den accord, will lüber dich entlassen.
Faust ha! bist ein solcher gast, heist dises sein mir trey?
gleich bring den kreizigten wie er zuekrichtet sey!
Mefistof verfluchter augenblick, verderbliches verlangen,
hät ich mit solchen gast nühemals was angefangen!
Es soll geschehen gleich, doch, Fauste, bild dir ein,
wie ich dich quellen wird in heüsser höllenpein!
[47] Faustus iedoch wer kamet dorth, ists die gelübte mein?
ach ja, sie ists — die macht mir eine neye pein:
ich mus fast lüben sie, kan sie unmöglich hassen.

9ter auftritt

Meritrix kam, fauste, lübster schaz, laß dich van mir umbfassen,
du bist mein anders ich, du bist mein taussent freid,
mir dir ich geh in todt zu der unsterblichkeit,
dorth leben ewig wir
Faustus ja Ewig wir dorth leben
entweders in der qual oder in himmel schweben;
in himmel leben wir, wen wir gutt glebt auf erden,
[48] doch diese lebensarth uns nicht in himmel führ[e]t.
Meritrix ach fauste! was ist dis, du scheinst mir ganz verwiret,
sag mir was fehlt dir dan, was ist dir leids geschehen?
Faust in kürze wirst van mir ein rechte thraurscen sehen.
Meritrix was solt doch dises sein, was stosset dich hier an?
Faust ein bösse sach, so ich — dir nicht beschreiben kan.
doch geh vor dismahl forth und lasse mich allein.
iedoch wer kammet dorth schon widerum herein?
es ist mein vatter selbst, mit disen will ich sprechen,
ich kan vill gutes nicht aus seinen augen sechen.
Meritrix trit ab

10ter auftritt

[49] Orcanus der Vatter

Ich weis nit wie mir ist, mein fauste, lübster sohn,
das ich bey tag und nacht kein Ruhe finden kan;
wo immer ich hin geh, wo immer ich hin sich,

---

461. *Schwiegerling*, 20. — 466, 467. In dem von *Erich Schmidt* veröffentlichten Kinderspiel antwortet der Teufel auf Fausts Verlangen ganz ähnlich, V. 279: »Jedoch es soll geschehen, Aber 1000fach sollst du diesen Dienst vergolten sehen.«

ſteht mir ein track in weg, wie er verſchlinget dich.
Es datert in mir alls, es zitteren alle glider,
es ſinckt die hofnung all mit meinen muth darnider.
ach, ſohn, beken es mir, wo es dir fehlet doch,
laſſ mich nicht trücken lang ein zentnerſchweres Joch;
villeicht durch mein gebett was wircken kan bey gott.

Fauſtus ja betten kanſt du ſchon, doch leyder vill zu ſpatt,
ich gehe nun van dir [50] in einer kurzen zeit
da wirſt du ſehen mich in heüſſer Ewigkeit. *trit ab*

Orcanus allein

Jch armſeliger! o mich unglicklichen!
ſo muſ ich meinen ſohn faſt gahr verzweifelt ſehn!
weit beſſer wehre es, das er nüe wär gebohren,
ſo gieng doch ſeine ſeel nicht zu der höll verlohren.
iedoch es kan ja noch ein mitl ybrig ſein.
ach ich ertattere, mir ſchaudert marckt und pein.
ich gehe zum gebett, gott iſt ja voll gedult,
wer weiſ ob Fauſtus nicht erlangt noch gnad und huld.

[51] 8 ter auftritt

Mefiſtofolus ſuchet hilf und Rott bein lucifer oder ſein geſellen

Meſiſtof komm, Bluto, kom hervor als Roth und Fürſt der höllen,
kamm, kamm, und laſſe dir die umbſtendsarth erzöhlen:
fauſte, der doctor ſelbſt, der ſich mir unterſchriben,
hat mit der Zauberkunſt mich alſo weit getriben,
das ich ſo dan nit mehr weiſ wie, wan, wo auſ,
darumben rueff ich dich ſelbſt auſ den höllenhauſ
umb hilf, wie doch die ſach nun anzuſtöllen ſey.
beſinne dich dan wohl und ſage es mir frey.
er zwinget mich ſo weith, ich ſollte ihm dermahlen
[52] mitſambt den titlblatt den näzerener hollen,
und zwar auf ſolche art wie man ihm thuet beſchreiben,
an deme ſolte auch kein Penſlſtrich ausbleiben,
wie er an Creizesſtamm warhafftig ſey geſtorben,
der unſ zum ſchaden hat der welt das heill erworben.

Bluto das ſcheinet mir ſo gahr ein ſchlechte kunſt zu ſein,
und hete es mir woll niemahl gebildet ein,
das du nit ſo vill wiz hinter dein langen ohren,
wo ſonſt ein Deiſl biſt auf alle weiſ geſchoren;
[53] ein alberer mueſt ſein, das greift man wohl mit henden,
wan du den fauſte nit auf ſolche weiſ kanſt blenten:
durch deine Zauberkunſt mueſſ diſ alſo geſchehen,
daſ er nach ſein verlangen denſelbigen kan ſechen;
mit ſeinen Cabinet mueſt den Colvari ſtöllen,
ſo wird er ſein vergniegt, diſ iſt ein kunſt der höllen.
nun perit ſag auch du und gib dein meinung drein.

perit mich duncket dises wohl Ein gscheider rath zu sein.
wan du nur, mefistof, dich weist zu schicken drein,
durch deine Zauberkunst [54] dem doctor zu bethören;
darbey zu dencken ist die Reye ihm zu stöhren
und er sodan auch nit durch den gemachten Eid
und Resolution dir werde noch zu gscheid

9ter auftritt

faustus et meritrix

. . . .
. . . .

[55] **Schirmgeist** halt ein gerechtigkeit! ich will noch eines wagen,
ich fihr ihm zu sein gott, der vor ihm glitten hat.
wird er vor seine Sind noch eine Reye tragen,
so kambt er auf der noth und noch erhaltet gnad.
Irrgeist fahr fort gerechtigkeit! wer wolt da eines wagen,
der schimpfet einen gott, der vor ihm glitten hat,
der heiffet Sind mit Sind, und keine Rey kan tragen,
der ihme nur verspott, verhehnt und ausgelacht.
Schirmgeist Wan du in deiner klau oft einen hast vermeinet,
[56] ist er entrunen dir durch eine wahre Rey;
ja, wan er seine sind recht bitterlich beweint,
so glaube sicher mir, das er befreyet sey.
Irrgeist wer wird ein solchen mir aus meiner klauen reissen,
der gott schan hat verflucht und ganz entehrt?
kann die gerechtigkeit ein solches gutt da heissen?
Er hat die höll gesucht, die wird ihm auch beschert.
schirmgeist So solt ich dise frucht mit solchen Fleiß verliehren,
[57] den ich bey tag und nacht an ihr hab angewend?
wie weit kan einen doch der Irrgeist doch verführen!
Er folgt nicht meiner lehr nur der, so ihn verblent.
Irrgeist Ich hab dirs ja gesagt: dein mihe ist verlohren,
an einer solchen frucht, die sich nicht nuzen last.
der war van jugent auf schan zu der Sind gebohren,
ja disse ghöret mein, du dadavon nicht hast.
Schirmgeist o wahrer gottessohn, der du so vil gelitten,
und vor den sindern hast [58] bis in den todt gestritten,
an meiner mühe hats ja keineswegs gefehlt,
ich hab ihm tag und nacht als klar vor augen gstelt:
die schöne himmelsfreüd, die graussameste höll,
Es ware als umsanst, last reden was man wöll.
du aber, höllenknecht, verführerisches liecht,
geh, nim den bratten mit, den[k] aber, dise gschicht
durch deine grausamkeit die wird mir ville seelen
bringen zu meiner Herd, die sich mir anbefehlen.
doch ein verborgnes weh kamt meinen geiste an.
Beide und mir ein solche freid, die ich nit sagen kan.

[59] 3ter theil

Erster auftritt

Faustus und Mefistofolus

Mefistof hier bring ich dier das bild. iezt hab ich als gethan,
verlangst du noch was mehr, so sag mir selbes an;
ich will dich sambt dein gott schon in die falle bringen,
du wirst dich auf mein nez auf keine weis entschlingen.
thrau nur auf disse macht, doch bild dier sicher ein,
das du noch heinte wirst in heüsser hölle sein.

2ter auftritt

Faustus allein

[60] **Faustus** was fang ich armer an, was thue, was mache ich,
da ich den untergang auf meinen nacken sich?
die himmel scheinen mir mit wolckenflor umbzochen
und ich, ich derfte noch mit meiner weisheit bochen?
iedoch wer knopfet dort? Güllfertig da herein,
ich sich, es ist der hans, der bey mir knecht will sein
wer weiß ... die einfalt oft bey gott vill mehrer gilt
in allen seinen thuen, als der die einfalt schild.
sag an, was machst du hier, warumb bist her gegangen?

3ter auftritt

darzu hanswurst

[61] **hanswurst** o fauste! was hast doch mit diser bursch angfangen?
gelt ich habs ihm recht gmacht? Er last mich gehrn laufen.
der spizbue hat mich gwölt sogar der höll verkauffen!
er wolt mich lassen auch auf seinen neze nicht,
aber ich miech mich los, da ich dich hab erblickt.
wen du schan bist gstaudiert, ich bin doch gscheider mehr;
du warst mir nur ein nar, du und der licifer.
Ich bleibe dir gethrey, ich kunt dich wohl erlessen,
schau, wen du nur nie wärst ihm unterschriben gwessen!
ain recht, das host du noch, ich wolt ihms schan noch machen,
auslachen thät ich ihm [62] zu dem geschechen sachen.

Faustus mein narr du hatest recht, wenn ich dir folgen kunt;
ja hät ich nicht gemacht mit ganzer höll den bund!
doch seye wie ihm sey, es ist iezt schan geschehen:
eintweders bin ich sklav und mus zur höllen gehen
Ey was, noch unverzagt! ein einzige Rey und leid
mich noch befreüen kan, das ich nicht wird ein beit
und eine speise gahr der Ewigen höllen wird.
gott ist vor seine schaf ein dreyer seelenhirt;
was meinest du mein hans, was ist noch anzufangen?

hanſw. du kanſt bey gott die gnad ja iederzeit erlangen;
[63] wart nur wie ich es noch den höliſchen tracken mach!
und ſich dorth kamet er, iez ieb an ihm mein Rach.
verberge Fauſtus dich und weiche auf die Seitten,
ich will vor deine Seel und mit den irrgeiſt ſtreiten.

Fauſtus o hanſ du richſt nichts aus, du biſt zu wenig vill,
du kanſt da helfen nicht zu den accord und ſpill.
Eins nur allein mich tröſt: das bild, ſo er gemahlen,
dis kan noch meine Sind und meine fehler zahlen,
das der verhaſte geiſt mir gibet den accord,
anſanſten muſte ich mit jhm zur hölle forth.
ich weiche nun van hier, er kamet wircklich an
und halte mich an Creiz

trit ab

[64] **hanſ** Der gibt dir ſchan bardan,
Ehr nur die mutter ſein, ſye wird dich nicht verlaſſen;
mit gröſter Freid will ich den höllenhund aufbaſſen.

Zwiſchengſpill

Hanſwurſt und der Deifl

Hanſwurſt iezt kerl kimm mir her und zahl mir gleich ein bier,
ſanſt ſchwör ich dier du bringſt kein ganzes glid von hier!
Mefiſtof. wohlan ſo wehre dich — — — —
Hanſwurſt ich muſ zu fauſtl gehn.
Mefiſtof verwegener, was ſagſt? nur bleibe feſt hier ſtehn
und ſag mir alſogleich, was er dir hat geſagt.
hanſ biſt du der einzige, der mit mir eines wagt?
Mefiſtof wohlan ſo wehre dich!
[65] **hanſ** ich kan mich nit aufhalten.
Mefiſtof halt, hund, ſanſt werd dier den Kopf vannander ſpalten!
hanſ das gläb ſch alles wök — — — — —
Mefiſtof halt da, und bleibe ſtehn!
hanſ halt mich nicht lenger auf, kund ſonſt in hoſen gehn.

Mefiſtof gib ihm ein tritt vor den hinderen

Mefiſtof du kerl glaubſt du dan ich treib mit dier nur ſcherz?
hanſ au weh, das gröſte loch Juſt miten auf mein herz!
Mefiſtof du wirſt mich ja mit gwalt nicht in den harniſch bringen

hanſ zihet ein ſchachtl ſtat einer tuwacktoſſen mit ſogmehl heraus
du flögl, wan ich könt, wolt i dich gley verſchlingen
wenn ich nur athen ziech; weils ſein mueſ, eü ſo ſeüſ!
ſo hör der her noch eins: was gibts den ſanſt guets neiſ?
[66] **Mefiſtof** ich ſag dürs ſcherz nicht lang — — — —

635. Hanswurst trägt offenbar auf dem Podex ein großes Herz gemalt. — 637. *Geißelbrecht*, 765: »da schluck ich auf einmal 1000 solche kerls zusammen 'nein.«

hansl bedenck dich aber wohl,
das bald auf disen Spiz dein Sele danzen soll!
mein Sohn der skander Berg hat selbst mit disen gwehr
auf einen hib erlegt das ganze dirckisch her;
der heilige michael wird selbsten müssen sagen,
das er Eüch Engl thet damit zum Deifl jagen,
und du hast noch das herz mit mir herauf zu gehn?
du schwache Creatur, du sollst dü unterstehn!
Ein blick von disen schwert solt dir gnuegsam erklecken
dich armes wirmelein bis in den todt zu schröcken,
und stehst du noch vor mier [67] und bittest nicht um gnad?
danck gott, das dich dein wuth nicht schon verzegert hat,
doch dos ich gschworen hab kein bluet heint zu vergiesen,
sonst wurst du auf der stell mein Rach erfahren müessen.

Mefistof so kame nur anher und Rause da mit mir!

hansl ich hab kein grollen nicht, kein gmeinschaft da mit mir!

Mefistof iezt seht nur dises weib, secht dise lethfeig hier!

hansl und sey ich wehr ich woll, das geht dich als nicht an!

Mefistof gib acht iezt stoss ich zue

hansl allein nur nicht auf mich,
den wan ich schan ein held, so fürcht ich doch die stich.

Mefistof es mues geraufet sein — — —

hansl so seüs in gottes nahmen,
[68] doch du bleib dorten stehn, sanst kemmer z' nachend zammen;
iedoch weist nicht, das man sey Excomuniciert
in Duel sowohl der gwind als der verliehrt?

Mefistof dies acht ich alles nicht

hansl ich aber acht es woll,
weil man sich nit mit fleis in gfahr begeben soll.
hätt dich der Faustl nur also Examiniert,
da wehr er von dir los, war gwessen nicht verfihrt.
gelt, du hätst wohl vermeint, der hanswurst wär so thum?
nä, nä, ich geh nicht leicht mit solchen leithen umb.

Mefistof aniezt erkenne ich, wie du gesinet bist:
du und der faustl nicht entrinet meiner list.

[69] hansl Jesus der hangt an Creiz, den du selbst mahlen müssen,
ob dem die höll erbebt, sich legen mus zu fiessen:
iezt ist verschwunden Er auf disen süssen nahmen,
iezt will ich sehen, das ich kan zum Faustl kamen.

trit ab

4ter auftritt

Fauſtus darzue Mefistofolus

Fauſtus nun iſt der Zeitenbunck, die uhr faſt ausgeloſen,
ieʒt, Fauſte, kanſt noch gnad oder die hölle hoſen.
beſinn dich hin und her: ja wen die höll ſo heiß
und ſolſt derſelbigen ieʒt werden eine ſpeiſ
und diſ ohn end und ʒihl in alle Ewigkeit,
ieʒt Fauſte geh in dich, verlihre keine Zeit.
[70] Ich weiß ſchan was ich thue, den Deifl laſ ich kommen,
er mueſ berichten mich, ob woll ſo heiß die flammen.
den backt, ſo ich gemacht, dem darf er nicht verhellen,
Er muſ in wahrheit mir die beinen klar erʒehlen.
kom, mefistofolus, und ſtelle dich gleich dar.

5ter auftrit

darʒu Mefistofolus

Mefiſtof. ſchaff nur mit mir, weill konſt, da ich noch diener wahr.
Fauſtus ieʒt ſag in wahrheit mir, das mindiſt nicht verhell:
iſt woll in jenner weld ſo grauſam eine höll?
Mefiſt. nichts ʒu erdencken iſt, es gibet kein tiran,
ich ſelbſt die quall und pein dir nicht beſchreiben kon;
[71] ſie thaurt in Ewigkeit, Es kan kein Ende werden,
mit einen wort: die welt hat keine bein auf erden,
ſo in der hölle ſind, du würſt ſie ſchan empfinden,
wenn deine Seele ſteügt ʒu finſteren Erdenſchlinden.
Fauſtus ieʒt ſag mir noch ʒu leʒt, was iſt die gröſte bein?
Mefiſtof das ſchenſte angeſicht Ewig beraubt ʒu ſein,
des gottes glanʒ und ſchein, der nur den himmel ʒihrt,
eine ſolche meyeſtett, die ohne End Regührt.
ich wollte alle pein in heüſſer hölle leiden,
wenn ich nur einmall noch gott ſehen könt mit freiden.
diſ iſt die gröſte pein, da ich dies ſagen muſ.
ich las dich nun allein ohn alle hinternuſ.

[72] 6ter auftritt

Fauſtus allein

ſo iſt alſo die höll in jenner welt beſchaffen,
thut die gerechtigkeit alſo die ſinder ſtraffen?
was fange ich anieʒt Ich armmer Sinder an,
wo wende ich mich hin, wo iſt Verʒeichung dan?
ach warumb frag ich lang: hier iſt die Zufluchtſtatt,
Jeſus der Creiʒigte ſelbſt vor den Sinder bat;

688, 689. *Oldenburg*, 51: »Sage mir einmal, Mephistophiles, ist es denn in der Hölle wirklich so schlimm, wie wir Menschen uns es denken?«

Vatter, verzeich ihnen, ſprach er an Creizesſtammen,
ſo kann wie ſchecher ich zur Rey, und buſſe komen,
[73] O Jeſu ſiche hier einen verlohrnen Sohn,
der kniet in voller Rey, nim ihm als bieſſer an!
ich hab geſindiget vor dir und vor der Erden,
ich hab verdient die höll, ich kann nicht ſelig werden;
vor deinen ſtrengſt gericht, o gott! wie werd ich bſtehn!
du forderſt Rechenſchaft, wan ich zu dir wird gehn.
du haſt mich ſtets gelübt, ich thutt dich allzeit haſſen,
du haſt doch deine lüb nihmahlen unterlaſſen,
ich Eilt mit Rüſſenſchritt den höllengeiſtern nach,
Ich lohnte deine trey [74] mit unverdienter Rach.
o ich erkenne iezt, wie ſehr ich hab geirret,
wie hat das fleiſch und höll mein arme Seel entführet!
wer hat dich ſo verwund, o lübſter Jeſu mein?
O Fauſte! Frage nicht, die ſchuld haſt du allein:
du haſt ihm ſo zerfleiſcht durch deine groſſe Sinden,
o Jeſu laſſe mich gnad und verzeichung finden,
und wan ich ſchan nicht werth, das mich die Erde tragt,
doch dein barmherzigkeit ein büſſer nicht verſagt:
gönn mir noch ville jahr zu einer wahren buſ,
verſchone meiner Seel und falſchen Judaskuſſ,
[75] laſſ mich wie magdalen in voller Reye ſterben,
laſ mich wie Diſſmas auch das Baradeiſe Erben;
o Jeſu du ſolſt nun hinfür mein Jeſus ſein,
hier ſenge, brenn, und ſchneid, nur dorth ſey gnedig mein;
ſieh ich umfange dich, ich laſſe nicht mehr ab,
bis das ich meine Sind ganz abgebüſſet hab.

7ter auftritt

dazu mit der Meritrix Mefistofolus

Mefiſtof ach Fauſte ſcheme dich, was nuzet dich dein pflennen?
ſo wilſt du dich zulezt noch mit dein gott verſehnen?
ſich dein gelübte kamt [76] mit thrennen ganz erfilt,
ſieh wie die lübesRoll ihr aus den augen quilt!
du ſiehſt, der Creizigte, ſo hat vor dich gelitten,
der läßt ſich keineswegs in lezten abtruck bitten.
ſich an dein Meritrix, betracht dein buhlerin,
ſye weint, ſie heült vor dir, ſich dein mitſinderin,
geh iebe noch dein luſt, weill dich gott nicht erhört.
Fauſtus wer iſt hier, welcher mich in meiner Reye ſtehrt?
Mefiſt. ſich dein gelübte da, die dich noch will umfangen.
Fauſtus weil kein verzeichung ich von gott mehr kon erlangen,
ſo kome, theil mit mir die heiſſe höllenpein,
[77] da wollen wir beyſam Ewig unglicklich ſein.

8ter auftritt

Faustus, mefistofolus, meritrix, hänsl.

Mefistof iezt Fauste hast du noch ein ganze viertl stund;
was wilst vor einen todt? ich mach dier diesen kund,
ich geh und lasse diss deinen gedancken yber.
Faustus mach du mit mir was wilst, ich habe nichts darwider.
Meritrix ach, mefistofolus, las ihm noch lenger leben!
Mefistof wan du sin vatter thätst, will ich ihm zeit noch geben.
Meritrix dies thue ich ohn verzug, so halte noch was ein,
ich werd in kurzer Zeit allhier zugegen sein.
[78] **hänsl** was fangest, Faustl, an, so wilst iez den verzweiflen?
Faust dir schenck ich mein gewand, mein sele denen Deiflen. Zieht sich aus
hans nä, nä, der Deifl mecht zu dem unrechten kemmen,
Er kunt woll den Hanswurst anstatt den Faustl nemmen.
Faust so geh mir von gesicht, ich kann kein mensch mehr sehen.
hänsl Faustl, viel glick auf d' reiß, las dir vill guts geschehn,
es bassen schan auf dich d' kohlbrennerbueben dorth.
Faust back dich auf mein gesicht, scher dich zum Deifl fort!
hänsl Zum Deifl geh i nit, woll aber zu mein gott,
ich backe mich von hier, dort steht die höllenroth.

[78] 9ter auftritt

Faustus Ihr furien steugt herauf auf distren höllenschlunde,
in stücke mich zerreist, ihr schwarzen höllenhunde,
ihr berge falt auf mich, ihr fölßen deckt mich zu,
Angst, kumer, furcht läst mir kein augenblick mehr Ruh.
zerspalt dich unter mir, o Erd, mich zu verschlingen,
blüz, donner, hagl, feür solt auf den wolcken dringen

757. = wenn du seinen Vater tötest; Vers 792 meldet sie den Vollzug der Tat, bei *Zoller* (Scheible, Kloster II, 47) verleitet der Teufel den Faust, seinen Vater umzubringen. — 761—763. *Geißelbrecht*, 780, 28: »Faust: ‚. . . ich will dir eins von meinen besten Kleidern geben.‘ Kaspar: ‚Ne! ne! ich bedancke mich recht schöne, wenn ich den rock von euch an hätte, da könte der teufel glauben, ich wäre der Faust, und könte sich vergreifen, und könte mich vor euch abholen.« *Straßburg*, 882: »‚so will ich dir meine Kleidung für die deinige geben.‘ Hanswurst: ‚. . . Da könnt der Meister Teufel den Letzen für den Rechten erwischen!‘« *Kralik*, 191: »Faust: ‚. . . Machen wir einen Tausch. Gib mir deine Kleider, ich geb dir die meinen.‘ Kasperl: ‚Sie glauben, wenn i so anzogen wär, wie Sie und Sie wie i, dann verkennet sich der Teufel und nimmt mi statts Ihnen?‘« *Weimar*, 326 f.: »‚zieh deine Kleider aus und lege die meinigen dafür an, so kommst du zu deiner Bezahlung und ich von meiner Schuld.‘ Hanswurst (schüttelt den Kopf): ‚Na, da möchte der Teufel am Ende gar den Unrechten erwischen.‘« *Kraus*, 155: »‚Wenn du die Kälte fürchtest, so gebe ich dir hier meinen Rock . . .‘ Pimp.: ‚Lasst Ihr Euch nur Euren Rock! Ihr wäret schlau; wenn mir der Schelm von Teufel begegnete, würde er glauben, Ihr wäret es, und holte mich statt Euch.‘« *Hagen*, 737: »Kasperle ‚. . . versagt, die Kleider mit ihm zu tauschen, weil der Teufel so ‚den Unrechten erwischen möchte‘.« *Horn*, 669: »Er bittet Kasparn um dessen Kleider, wofür er ihm die seinigen zu geben verspricht.« *Oldenburg*, 53: »Faust . . ‚Komm, laß uns unsere Kleider wechseln . . .‘ Casperle: ‚. . . Also wenn der Deubel den Doctor Faust holen will, dann kriegt er aus Versehen den Casperle.‘ (Geht zurück.) ‚Daraus kann nichts werden.‘« — 770. *Leipzig*, 67: »Ha! so kommt denn ihr höllischen Furien, zerreißt, zerstümmelt meinen Körper, und bringt mich an den Ort meiner Bestimmung!« — **770 ff.** *Geißelbrecht*, 28, 2, 18: »Kommt hervor ihr verfluchten der hölle, . . . hervor ihr teufel, hervor ihr furien, nehmt mich dahin.« — **772 ff.** *Ulm*, 804: »Brecht, Himmel, Sterne kracht! Spritzt schwefelblaue Flammen, Ihr Lichter jener Welt, Ihr Berge fallt zusammen, Und werft den ganzen Grund der harten Erde ein! O weh! ich sinke schon Und fühl der Hölle Pein!«

kom bleicher, knochenman, komm, raf mich in das grab,
verfluchte göttin schneid dem lebensfaden ab!
das feür verzehre mich, stürzt mich ihr sturmwinde,
[80] Eröfnet eüch einmahl, verborgne wasserschlinde!
was nur ein leben hat, verfolg mich iberall!
bring dolchen, stricke, gift zu Ewig heüsser qual!

10 ter auftritt

Mefistof hier hast was du verlangst, nun fahre weiters forth.
Faust das gift solt tödten mich, kom, o verzweiflungsmord!

Er trinckt gift

o das ich auf einmahl nicht mehrer wörther sag,
so sey dan als verflucht, was nicht verderben mag!
Ihr geister, die ihr dort in feür und schwevel schwizet,
ach macht, daß Faustus bald bei euch in flamen sizet!
o höll, eröfne dich, schick die 3 geister mir,
[81] wo seind sye? Mefistof, kamst du den nicht herfir?

letzter auftritt

3 teüfl, Meritrix, Faustus, hanswurst

Mefistof ach, ich erwart es kaum, iezt hast noch ein minuth.
Faust o gift, mach bald ein End, begrabe mich in schutt!
Meritrix nun habe ich die thatt, wie du gesagt, vollzochen
doch himmel was ist dies — — —
hansl Faust ist ein höllenknochen,
geh weck ihm iezt noch auf, siehst nit den übermuth?
Meritrix ach mir erstarret selbst in aderen mein blutt,
kamt mir niemand zu hilf? ich scheid auf dissen leben!
Mefistof der Faustus hat sein seel mit freid der höllen geben.
2 ter Teifl er hat sich lang genueg [82] von dir bedienen lassen,
iezt laßt uns dieser Seel mit grossen fleis aufbassen;
bey leben ist sie noch, laß sechen dises spill!
Hänsl nä, do lost my umb keith, iezt thue ich was ich will.

schirmgeist mit einer leichbredig

Ihr aber, die ihr hier der thraur habt zugesehen,
was bösses leben kan, wie ist allhier geschehen.
o hätte Faustus sich der lüb nicht zugetrauth,
gewichen von der lehr und nur auf hölle bauth,
ja hött der arme Faust nur eine folg gegeben,
so wurd derselbige beglickt und Ruhig leben,
[83] den in den untergang derjenne selbsten rent,
der sich besinnet nicht, betracht zuvor sein End.
du aber, jugent, dir mercke die leste lehr:
in allen deinen thuen betracht das End vorher;
gott ist sonst giettig stehts. das thraurspill ist iezt aus,
lehrnet, förchts und merckts, dis tragt mit euch nach haus.

Ende

[84, 85] Hanswurscht

hab ich gesechen zu, ich brauch kein Deifl mehr,
will ich zwingen selbst den großen luzifer.
da hab ich schon den Kreiß mit allen seinen Zeichen,
Er muß nach meinen Winck mir kammen und auch weichen.
mein, wie hat Er gesagt? ich muß mich bsinnen recht:
per, per perlick. perlick ja so ists recht.

Die 3 Deifel kammen

Deifel sag was verlangst von uns? wir dienen dir als Knecht
geh nur heraus von dem, wo du darinnen bist.
Hanns na auser geh i nit und seiß der Antenchrist
Mefist schlagt zu in blutons nam, er wird uns nicht entrinen
Hans Oß schwarze Kefer weicht und lost mich nur besinen!
Deifl geh rauß, ansonsten wir dich hohlen auf der stell!
Hans den Kraiß nimm ich um mich iezt horchet mein befehl
ja ja iezt falts mir ein: per loco hat er gsagt;
per loco weichet fort! gelts gelts, ich hob enchs gmacht?
per lick! sie kammen schon i will ench schwizen machen!
per lock! gelts iezt miests horchen meinen Sachen?
iezt kan ich alles schon, was nur der faustl kann,
nun hanswurscht triumfir, iezt stets dir alls wohl an.

* * *

[87] Personale

1	Schutzgeist	6	1 ter } teufl
2	Irrgeist	7	2 ter } teufl
3	Raphael	8	Vatter
4	Faustus	9	Mutter
5	Mefistofolus	10	Meritrix

11	Hanßwurst
12	1 ter } Melizioth
13	2 ter } Melizioth
14	Herzog auß Bärma
15	dessen Diener

5, 6. »Wart, wie hat er gesagt? perlig perlag perlig.« E. Schmidt, V. 218. — 19. Vgl. oben S. 37, V. 20.

II.
Die Faust-Bilder im Stubai-Tale.

Am 8. September 1906 brachte die Neue Freie Presse »Eine Frage an die Kenner der Faust-Sage«. Hofrat Dr. Eduard Leisching hatte in dem zur Ortschaft Neder, Gemeinde Neustift im Stubai-Tale gehörigen, am Eingange in das Pinnistal gelegenen Weiler Schmieden an der Außenwand eines Bauernhauses ein Fresko - Gemälde: Christus am Kreuz, umgeben von Maria und Johannes, entdeckt, wie es auch anderwärts in Tirol nicht selten vorkommt. — (Vergl. »Malerischer Hausschmuck in Tiroler Dörfern« von L. Hornbach in den »Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs« III, 119 ff., IV, 159 ff. V, 27 ff. Darin speziell: Der Gekreuzigte mit Maria und Johannes, Oberhofen Nr. 50, III, 126; Altes Kreuzbild, der Heiland sehr blutüberströmt, Toblaten Nr. 147, III, 125.) Auffallend war nur die Legende unter dem Bilde:



Bild am Hause des Johann Mair, Schmieden Nr. 56.

Faustus doctor stelt vns hier
vor Ein gstalt von Jesu Leiden
welches durch gwalt vom Teifel
gmahlt wie er am Chreitz ver
L schenden G 1746

»Der Sinn dieser Worte ist zweifellos der, daß Faust den Teufel zu der für diesen schwersten und qualvollsten Leistung gezwungen hat, den Tod des Heilands zu malen, durch den die Menschheit vom Bösen befreit wurde.«

Diese Inschrift bezieht sich offenbar auf die Verse 446 ff. unseres Tiroler Faustspiels. Wenn ich oben S. 35 als terminus a quo der Entstehung das Jahr 1745, die Mobilisierung der Tiroler Landmiliz im österreichischen Erbfolgekriege, angenommen habe, so ist die Jahreszahl 1746 auf unserem Bilde nun ein weiterer Beleg für die Richtigkeit dieser Annahme.

Das Motiv, daß Faust vom Teufel, der ihm beim Abschluß des Paktes versprochen hatte, alle Wünsche zu erfüllen, das scheinbar Unmögliche verlangt, in der Hoffnung, daß dadurch der Pakt zunichte werde, findet sich zunächst noch in den beiden anderen Tirolischen Faustspielen, dem sogenannten Prettauer oder Zillerthaler Faustspiel und dem von Erich Schmidt herausgegebenen Kinderspiel, dann aber in dem von Kralik und Winter aufgezeichneten Wiener- und in dem von Kraus übersetzten čechischen Faustspiel, in dem Schwiegerlingschen Puppenspiel, endlich in einem Puppenspiel, das Rosenkranz Anfang der Dreißiger-Jahre in Berlin hat aufführen gesehen. Alexander Tille hat in der »Zeitschrift für Bücherfreunde«, 10. Jahrgang, 1. Band, S. 136 ff., dieses Motiv ausführlich behandelt und überzeugend nachgewiesen, daß hier die Sage von einem anderen Zauberer hineinspielt:

»Der Rationalist des XII. Jahrhunderts, Peter Abälard, der schon bei Lebzeiten wegen seiner moralistischen Auffassung dogmatischer Vorstellungen verketzert worden war, wurde von der katholischen Sage des XIV. Jahrhunderts mit dem ... Teufel in Verbindung gebracht. Aber in echt mittelalterlich kirchlicher Weise bereute er seine Sünde und erlangte noch die himmlische Verzeihung. Mit kirchlicher Ausschmückung erzählt die Geschichte um das Jahr 1600 Alexander Valignanus im zweiten Bande seiner Werke. In deutscher Sprache ist die Historie zwar zuerst hundert Jahre später nachzuweisen, im Jahre 1708, aber sie muß in katholischen Kreisen schon im XVII. Jahrhundert bekannt gewesen sein. In der deutschen Fassung von 1708 erzählt sie Albert Joseph Conlin

von Monning folgendermaßen: »Anno 1741 war zu Salerno ein Teufelsbanner und Hauptzauberer, welcher dem Doktor Faust nichts nachgegeben; dessen Name war Petrus-Abailardus. Wie dieser 93 Jahre seiner Bosheit erreicht, da sind von ungefähr in seiner Abwesenheit zwei seiner liebsten Enkel über die verruchten Zauberbücher gekommen, kraft deren er so lange Zeit die höllischen Larven in seinem Gehorsam hatte. Und weil sie der Zauberkunst unerfahren waren, so sind sie beide von den Teufeln umgebracht worden, welcher unverhoffte Tod dem Abailard so zu Herzen gegangen ist, daß er etliche Stunden fast verstandlos dagelegen hat. Endlich, nachdem er die entwichenen Lebensgeister wieder bekommen hatte, machte er sich ganz schleunig auf. Aber was meinst du, daß er angefangen hat? Etwa: wie in dergleichen Zufällen öfters geschehen, hat er einen Strick ertappt, womit er seinen alten Brotsack zugebunden? Nein, nichts dergleichen. Was hat er denn getan? Abailard, dieser Erzzauberer, wird von der göttlichen Barmherzigkeit getroffen. Sein Herz wird ihm durch einen göttlichen Gnadenpfeil so berührt, daß er den geraden Weg gelaufen nach der Kirche des heiligen Benediktus, wo er mit gebogenen Knien vor einem an der Wand gemalten Kruzifixbild drei Tage und Nächte nacheinander geweint, geseufzt und seine großen und schweren Sünden bereut hat, daß endlich den dritten Tag, den 25. März, damals den Karfreitag, das Kruzifixbild zu ihm das Haupt geneigt und dadurch zu verstehen gegeben hat, daß nunmehr ihm seine Sünden vergeben seien. Hierauf hat er alsobald seinen Geist aufgegeben. Das Bild aber wird noch bis zum heutigen Tag mit geneigtem Haupte gesehen und leuchtet mit großen Mirakel- und Wunderwerken.«



Bild am Hause des Georg Zach, Schmieden Nr. 59.

Wenn nun Tille annimmt, daß diese Geschichte in das Fauststück eingeschoben wurde, »indem man Abailard durch Faust ersetzte und das dem Fauststoff zuwiderlaufende Neigen des Hauptes strich«, so finden wir gerade auf unserem Bilde das Neigen des Hauptes deutlich ausgesprochen. Diese Einschiebung muß aber schon gegen den Anfang des XVII. Jahrhunderts erfolgt sein, das geht aus einem Bilde im Stammbuche des Thielmann Regenstorff aus Bremen hervor, welches Einträge aus dem Jahre 1608 u. f. enthält.[1]) Dort kniet ein Mann, der kein anderer als Faust sein kann, betend vor dem Kruzifix, zur Rechten spricht der Schutzgeist auf ihn ein, links führt ihm Mephistopheles (hier übrigens schon in Teufelsgestalt) die Helena zu, der Tod, als Gerippe dargestellt, schnellt schon einen Pfeil auf den Betenden ab, im Vordergrunde gähnt schaurig der offene Höllenrachen.

Herr Norbert K r a n e b i t t e r, Lehrer in Neder, hat im Juni 1909 auf mein Ersuchen die Faustbilder photographisch aufgenommen. Das Bild auf S. 60 stellt die Kreuzigungsgruppe an dem Hause des Schmiedemeisters Johann Mair in Schmieden Nr. 56 dar, die Abbildung auf S. 61 ein zweites, ganz ähnliches Bild an dem Hause des Georg Zach, Schmieden Nr. 59, das bisher nicht bemerkt worden ist, und auf das mich erst Herr Kranebitter aufmerksam gemacht hat. Auf S. 63 bringen wir eine Ansicht des Weilers Schmieden (im Hintergrunde Neustift) und das gemalte Portal des Hauses von Johann Mair mit der Überschrift:

17 PEHA I H S BA. HV. 92
ALDA IST KEIN HALT bars haus ALE IAG DER TODT HERAVS

[1]) Stammbücher-Sammlung Friedrich Warnecke, Berlin. Beschrieben von Prof. A. Hildebrandt. Versteigerung Dienstag, den 2. Mai 1911, durch C. G. Boerner. Leipzig, Nr. 91, Abbildung auf S. 85

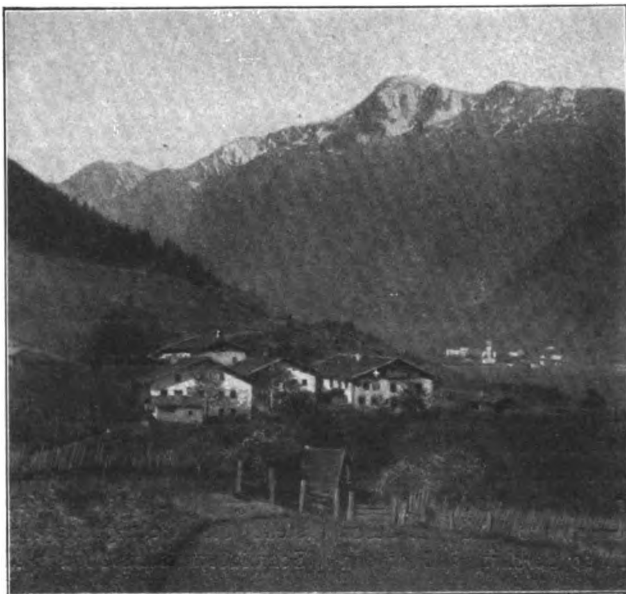
Auf die Notiz in der »Neuen Freien Presse« hat die k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale sofort Erhebungen über den Erhaltungszustand des Bildes an Ort und Stelle angeordnet. Am 16. Oktober 1906 berichtete der Konservator Regierungsrat Johann Deininger an die Zentralkommission:

». . . Das Haus ist mit der Giebelfront, in deren Mitte sich der Hauseingang befindet, nach Nordwest orientiert. Das ganze Haus ist im guten Bauzustand und die Giebelfront, geschützt durch das über 1 m vorkragende Rottdach, ist durch in Gelb und Rot gemalte Umrahmungen der Tür- und Fensteröffnungen sowie der Hausecken geschmückt . . . Über die gemalte Kreuzigungsgruppe ist zu bemerken, daß die Christusfigur im Kolorit auffallend blaurot und dunkel erscheint, auch die Gestalt des Gekreuzigten, mit tief herabgeneigtem bluttriefendem Haupte und mit über den Kreuzbalken teilweise hinausreichenden, fast schwarzen Händen, eine ältere Zeichnung erkennen läßt als sie die beiden Nebenfiguren, links Maria und rechts Johannes (nicht »Magdalena«), beide in sehr bewegter Haltung, aufweisen.

Die Christusfigur ist augenscheinlich al fresco gemalt, doch haben sich deren Farben offenbar infolge ihrer für diese Maltechnik ungünstigen chemischen Zusammensetzung derart verändert, daß ein dunkel blauroter Gesamtton entstand. Im Gegensatze zu diesem Teile des Bildes sind die beiden Nebenfiguren gleich der gemalten Umrahmung in derberer Zeichnung mit grellem Kolorit al tempera hergestellt. Die letztgenannte Maltechnik zeigen auch alle übrigen Partien dieser Fassadenmalerei.



Portal des Hauses Schmieden Nr. 56



Weiler Schmieden
(+ bezeichnet die Stelle des Bildes auf Seite 60.)

III. Das Zillertaler Faustspiel.

Durch die Güte meines verehrten Lehrers Hofrat Prof. Dr. J. Seemüller wurde mir eine Handschrift zugänglich, die außer einem Nikolaus-Spiel und dem Anfang eines Soldaten-Spiels, Seite 6 bis 35 auch ein Faustus-Spiel enthält. Es ist identisch mit dem von Dr. Wilhelm Hein im »Wissen für Alle«, I. Band, 1901, Nr. 36 bis 41 mit einem sorgfältigen Kommentar veröffentlichten »Prettauer Faustus-Spiel, das Alex. Tille in der Zeitschrift für Bücherfreunde, X. Jahrg., S. 157 ff., Juli 1906 als »Zillertaler« Spiel nach einer aus derselben Quelle stammenden Handschrift neuerlich abgedruckt hat, ohne die vorausgehende Publikation Heins zu kennen. Unsere Handschrift ist bezeichnet: »Josef Rb. Feichter gehörig 1898. Mühlwald, am 3. November«, enthält die Anweisung für die Spieler »Feste Kecke Bairische Sprache« und: 5 Spieler mit Kleidung und Stimmgehör der Reime. Gehörige Sprachart. Lieder oder ein Tanz zwischen den Aufzügen« und ist stark abgegriffen. Sie hat also offenbar als Textbuch für Aufführungen gedient. Außer einigen Lesarten, die besseres Verständnis zeigen, als der Gewährsmann Heins und Tilles aufweist, enthält diese Handschrift noch den vom Bajatz gesprochenen Vorläufer-Reim:

»Grüß enck Gott meine liebe Leut, u. geht ein wenig an die Seit, Es kemm noble Herrn, drum wirdts ein wenig lustig wearn, drum bitt i enck um Himmbls will, seit doch ein wenig still, wir brauch'n den Platz zu unserm Spiel u. wenn wir alle gerichtet sein, dann lad ich den Herrn Docktor auch herein. Docktor anklopfen.« und an Stelle des ‚Liedes' am Schlusse bei Hein und Tille als Nr. 62 folgende Moralpredigt des Teufels: »Ein Wort will ich noch reden, zu euch ihr lieben Leut, weil ihr noch alle da, u. vollkommen beisammen seit, wenn ich überblicke in diese Völkerschaar, da lebe ich zufrieden u. muss fast lachen gar. Manche führen ein Leben, als wenns kein Gott u. kein Teufel tät geben, sie leben in den Tag hinein, in lauter Sünd und Schand, entlich fallen sie in mein furchtbare Hand. Sie schwören in schärzen Einen falschen Eid u. zu Besern haben Sie keine Zeit. Von Gott sind sie auserkoren die Pläze einzunemen, die Wir schon längst ferloren u. auch Ebieg nihmer bekomen. Mögen Engel eich Eire Beschiezer sein, die ziehen eich bein Haren in den Schönen Hümmel Ein. U Was mir fast unglaublich u. fast unmöglich scheind: die Merrezal vonn Eich siend meine Besten Freind. Und wen ier einst in Ziegen liegt, dan werdet ir Mich wieder Sehen, da werde ich mit Hongelächter zur lünken Seite stehen; dann werd ich Eich entpfangen mit einen Freiden Kus, und wan der Stab gebrochen und das Urteil geschbrochen, alsdann werden Wir Einziehen in Ein Ewigliches Haus. Die Tiere wird verschlossen auf immer und ale Zeit, eine Uur one Züfferblat zeigt nur auf Ebiekeit. Ebieg, immer Ebieg, Nimmer auf keine Erlössung; einer vileicht in Wenig Tagen, fieleicht in kurzer Zeit. da werdet ir Erfaren, das ir Betrogen Seid. Nun lebet ale Wohl u vergeset nicht Meine Wortte, Vileicht sehen Wir uns Bald Wieder auf einen andern Ortd. Nun mus ich zuriek zu Meinen neien Gast, Sonst möcht im die Zeit zu lang dauern fast.«

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: Dr. Rudolf Payer von Thurn IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK des WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer von Thurn, Wien, IV/2, Heugasse 56, zu richten.

XXV. Band. Wien, 20. Dezember 1911. Nr. 6.

INHALT: Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Plan und Einheit in der ersten Konzeption des Goetheschen »Faust«, von Dr. Ed. Castle. — Adelheid v. Schorn. Das nachklassische Weimar angezeigt von R. v. P.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Vorträge.

Jänner 1912: Dr. Hans Effenberger, Skriptor der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek: Goethes Lyrik in der Entwicklung der Tonkunst. Unter gütiger Mitwirkung von Frl. Grete Mayer (Sopran), Herrn Fritz Zimmermann (Tenor) und Herrn Prof. Carl Lafite (Klavier).

März 1912: Privatdozent Dr. Oskar Ewald: Goethe und Kant.

Oktober 1912: Univ.-Prof. Dr. Robert F. Arnold: Cornelius' Bilder zum Faust (mit Lichtbilder-Vorführung).

Wahlen.

In der Ausschuß-Sitzung vom 14. November 1911 (Vorsitzender: 1. Obmann-Stellvertreter Dr. Viktor W. Ruß. Anwesend die Mitglieder: Dr. R. F. Arnold, Dr. Hermann Brüch, Dr. Friedrich Egger v. Möllwald, Seine Exzellenz Dr. Karl Graf Lanckoroński, Dr. August Nechansky, Dr. R. Payer v. Thurn, Regierungsrat Dr. Gustav Wamiek, Freiherr v. Weckbecker, Hofrat Dr. R. M. Werner, Prof. Kaspar Ritter v. Zumbusch. — Entschuldigt: Hofrat Minor, Hofrat v. Maasburg, Professor Dr. Alexander R. v. Weilen) wurde:

1. Auf Vorschlag des Vorsitzenden, Obmann-Stellvertreters Dr. Ruß, Geheimer Rat Dr. Gustav Marchet, Minister für Kultus und Unterricht a. D., im Sinne des § 4 der Statuten vom Ausschusse kooptiert und per acclamationem zum Obmann gewählt.

2. Auf Antrag des Herrn Hofrates Baron Weckbecker Obmann-Stellvertreter Dr. Ruß, welcher dem Ausschusse seit der Gründung des Vereines im Jahre 1878, und der frühere Obmann Hofrat Professor Dr. J. Minor, welcher dem Ausschusse mehr als 25 Jahre lang angehört, in Anerkennung besonderer Verdienste um den Wiener Goethe-Verein zu Ehrenmitgliedern ernannt.

3. Auf Vorschlag von Dr. R. Payer v. Thurn Herr Hans Feigl, Redakteur der »Österr. Volkszeitung«, kooptiert und gleichzeitig zum zweiten Schriftführer gewählt.

Museum.

Für unser Goethe-Museum gibt sich in weiteren Kreisen ein lebhaftes Interesse kund, das in der letzten Zeit durch einige besonders wertvolle Zuwendungen zum Ausdruck gekommen ist. Herrenhaus-Mitglied Dr. Ruß schenkte ein Bild des verewigten Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach, der dem Wiener Goethe-Verein stets ein wohlwollender Gönner gewesen ist, Frau Hofrätin Ella v. Lang-Littrow entäußerte sich in hochherzigem Entschlusse zweier wertvoller Andenken an Ottilie v. Goethe: einer Athene-Büste, die Ottilie aus Weimar mitgebracht hatte, und eines Lesepultes, das Ottilie ihrem Schwiegervater als Weihnachtsgabe gestickt und später der mit ihr befreundeten Frau v. Lang testamentarisch als Andenken hinterlassen hatte. Dr. Anton Kippenberg in Leipzig spendete einen Abdruck der nur in zehn Exemplaren gedruckten Reproduktion eines Gedichtes von Marianne Willemer an Goethe aus seiner überraschend reichen Goethe-Sammlung, Leopold Uhlmann die Spitze eines Elephantenzahnes, der in ähnlicher Weise beschädigt ist, wie es Goethe, der selbst eine derartige Sammlung besaß, in dem Aufsatze »Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins« geschildert hat. Bildhauer Rudolf Schröer, der Sohn des Gründers des Wiener Goethe-Vereins, überwies dem Museum eine Skizze zu einem Denkmal von Professor Otto König. (Abgebildet in der »Chronik«, IV. Band, S. 28.)

Neue Mitglieder.

H. Ernst Arndt, k. u. k. Hofschauspieler, Wien
H. Dr. Robert Arnold, außerordentl. Univ.-Prof.
H. Ewald R. v. Bekker, Kapitän der englischen Küstengarde, Suakim
H. Dr. jur. G. A. E. Bogeng, Berlin
Brünn, Landesbibliothek
Frl. Hermine Cloeter, Schriftstellerin, Wien
H. Max Devrient, k. u. k. Hofschauspieler und Regisseur
Dresden, Kgl. öffentl. Bibliothek
Frau Baronin Exterde, Wien
Frau Mizzi Feigl, Wien
H. August Froon v. Kirchrath, k. u. k. Reg.-R., Wien
Frau Frieda Froon v. Kirchrath
H. Alfred Gerasch, k. u. k. Hofschauspieler
H. Gustav Gottschalk, Berlin-Wilmersdorf
H. Paul Graupe, Buchhändler, Berlin
H. Dr. Max Hecker, Weimar
H. Dr. Stephan Hock, Privatdozent an der Univ. Wien
H. Dr. Robert Hohlbaum, Wissenschaftl. Hilfsarbeiter der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek
H. Alexander Landesberg, Redakteur, Wien
Leipzig, Universitätsbibliothek
Leipzig, Germanistisches Institut der Universität
H. Viktor Löcker, Hof-Buchhändler, Wien
Se. Exz. H. Dr. Gustav Marchet, Geh. Rat, Minister a. D.
H. Max Roden, Redakteur, Wien
H. Dr. W. Schram, Direktor d. Landesbibliothek in Brünn
H. Dr. Karl Schüddekopf, Professor, Weimar
Frl. Melanie Sivkovich, Wien
H. Ernst Stülpnagel, Inhaber der Firma K. Konegen
Frau Auguste Wilbrandt, k. u. k. Hofschauspielerin.

Um die Werbung neuer Mitglieder haben sich u. a. besonders verdient gemacht: Regisseur und Hofschauspieler Hugo Thimig und Redakteur Hans Feigl.

Plan und Einheit in der ersten Konzeption des Goetheschen „Faust“.

Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 14. November 1911 von Dr. Eduard Castle.

Schon zu Goethes Lebzeiten ist die Meinung geäußert worden, »daß der Dichter gar nicht gewußt habe, was er wollte, als er seinen ‚Faust‘ begann, sondern daß er auf das Geratewohl, daß er in das Blaue hinein gedichtet und sich nur des Namens Faust wie einer Schnur bedient habe, um die einzelnen Perlen aufzuziehen und vor der Zerstreuung zu bewahren«[1]).

Dieser Ansicht hat Goethe selbst am nachdrücklichsten widersprochen durch sein zufälligerweise letztes Zeugnis über den »Faust« in einem Brief an Wilhelm von Humboldt vom 17. März 1832: »Es sind über sechzig Jahre, daß die Konzeption des ‚Faust‘ bei mir jugendlich, von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag«[2]).

Wer sich die Art, wie der Künstler schafft, vergegenwärtigt, wird gewiß an der Richtigkeit dieser Aussage nicht zweifeln, wird sich die Entstehung des »Faust« kaum anders vorstellen können.

Der echte Künstler gestaltet, was ihm als ein ganzes Bild vor die Seele getreten ist, und wenn sein Werk auch ein Torso bliebe, ist es dies doch nur in der Ausführung, niemals in der Konzeption.

Freilich erhebt man einen Einwand, namentlich bei Werken, deren Entstehung sich über einen längeren Zeitraum erstreckt, daß sich die Absichten des Künstlers können verändert haben: gerade die Auffindung des »Urmeister« mag uns lehren, wie die Wissenschaft bei der Annahme solcher zwar möglicherweise geistreicher, aber leider nur allzu häufig irreführender Auskunftsmittel vorsichtig sein sollte.

Vor allem muß man bedenken, daß »Faust« vor die Seele des Dichters als ein für Sinn und Verstand abgeschlossenes Ganzes getreten ist. Es erscheint sehr bezeichnend, daß in »Dichtung und Wahrheit« an der Stelle, wo zum erstenmal des eingewurzelten Interesses an diesem Stoff gedacht wird, von der »bedeutenden Puppenspielfabel« die Rede ist[3]): gewiß hat der junge Goethe auch das Volksbuch von Dr. Faust gekannt, aber zur poetischen Gestaltung hat ihn nicht der zerfahren komponierte epische Bericht, sondern das zu mächtiger Wirkung aufsteigende Volksdrama angeregt.

Die Gestalt und der Text, in dem Goethe das Faustdrama kennen lernte, haben sich bis jetzt nicht feststellen lassen. Wir dürften aber nicht zu weit fehlgehen, wenn wir es uns in jener Form denken, in

[1]) Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen, II. Teil, 2. Band, Nr. 1065, S. 150.

[2]) Gräf, Nr. 1981.

[3]) Gräf, Nr. 1142.

der es im Oktober 1767 durch den »wienerischen Bernardon« Joseph v. Kurtz in Frankfurt aufgeführt ward[1]): »Eine zwar uralte, weltbekannte, auch zum öftern vorgestellte, und auf verschiedene Art schon gesehene Große Maschinen-Komödie. Welche aber von uns heute auf solche Art soll aufgeführet werden, daß es solchergestalten wohl schwerlich von anderen Gesellschaften wird sein gesehen worden; Genannt: In doctrina interitus Oder: Das lastervolle Leben, und erschröckliche Ende des Weltberühmten, und jedermänniglich bekannten Erzzauberers Doctoris Joannis Fausti Professoris Theologie Wittenbergensis. Nach dem Sinnspruch:

Multi de stygia sine fronte palude jocantur
Sed vereor fiat, ne jocus iste focus.

Das ist:

Viel' pflegen von der Höll' nur ein Gespött zu machen,
Bis sich in Weinen kehrt ihr boshaft freches Lachen.

Mit Crispin, Einem Excludirten Studenten-Famulo, von Geistern übelvexirter Reisender, geplagten Kameraden des Mephistopheles, unglücklichen Luftfahrer, lächerlichen Bezahler seiner Schuldner, natürlichen Hexenmeister, und närrischen Nachtwächter. Hier folgen die besondere Auszierungen, Maschinen, Verwandlungen und Vorstellungen. 1. Fausti gelehrte Dissertatio in seinem Musaeo, ob das Studium Theologicum oder Micromanticum (!) zu erwählen. 2. Fausti merkwürdige Conjuration bey Nachtzeit in einem dunklen Wald, wobey verschiedene Höllische Ungeheuer, Geister, Furien, und unter diesen Mephistopheles bei Donner und Blitz erscheinen. 3. Crispin hat in dem Zauberkreyß lächerliche Possen mit denen Geistern. 4. Fausts besonderer Contract mit der Hölle, welchen ein Raab aus der Luft abholet. 5. Crispin, aus Vorwitz, schlägt ein Buch in des Dr. Fausts Bibliotheque auf, aus welchem kleine Teufel herauskommen. 6. Fausts Reisse mit Mephistopheles durch die Luft. 7. Crispin erhält von Mephistopheles einen feurigen Goldregen. 8. Faust präsentiret an dem Hof des Herzogens von Parma verschiedene sehenswürdige Vorstellungen aus der biblischen und Profanhistorie, als nehmlich: 1. Wie Judith dem Holofernes im Bett in seinem Gezelt das Haupt abschlägt. 2. Wie Delila dem starken Simson seine Haarlocken beraubet, und die Philister über Simson siegen. 3. Die Marter des Titius, dem die Raaben das Eingeweid aus dem Leib fressen. 4. Das Lager des Goliath, welcher von dem kleinen David mit einem Stein, aus einer Schleuder überwunden

[1]) Wilhelm Creizenach, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust, S. 11f.

wird. 5. Die Zerstörung Jerusalem, welche gewiß gut in die Augen fallen soll. 9. Wird Faustus sich mit den Hofräthen vom Fürsten von Parma sich belustigen und einem Hörner auf den Kopf zaubern. 10. Zeigt sich ein Freyhof oder Begräbnißort mit vielen Epytaphilis und Grabinschriften. Faust will die Gebeine seines verstorbenen Vaters aus der Erde graben und zu seiner Zauberey mißbrauchen, wird aber von dessen erscheinendem Geist zur Buse vermahnet. 11. Faust bekehret sich, wird aber von Mephistopheles durch verschiedene Blendwercke abermals verführet, wobey sich der traurige Begräbnißort in einen lustvollen Garten verwandelt. 12. Faust erkennet zu spät den höllischen Betrug, wobey sich der angenehme Lustgarten in die offene Hölle verwandelt, und der verzweifelnde Faust von denen Furien nach einer gebundenen Verzweiflungsrede unter Donner und Blitz zur Hölle abgehohlt wird. 13. Wird ein Ballet von Furien. 14. Wird Faustus von Mephistopheles unter einem Feuerwerck in den Höllenrachen gezogen. 15. Machet ein großes Feuerwerk das Ende.«

Kurtz war aus Prehausers Truppe hervorgegangen; sein »Faust« gehört wohl noch in die Überlieferung von Stranitzkys Repertoire, er hat viele alte Züge des Volksdramas treu bewahrt, wenn auch die Verwandlung des Hanswurst in Krispin wie die dem »Don Juan« nachgebildete Kirchhofszene auf eine Modernisierung schließen lassen. Helena wird in dem Theaterzettel nicht genannt, hat aber kaum gefehlt, durch sie wird Faust von Reue und Buße abgezogen. Welche Szenen sich in Goethes Phantasie »eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten« [1]), das unterliegt keinem Zweifel: es sind der Eingangsmonolog, die Beschwörung der Geister, das Teufelsbündnis, die Weltreise, Faust bei Hof, die Verbindung mit Helena, sein klägliches Ende.

Was sich ihm darbot, war viel; was er dazu zu tun hatte, aber unendlich mehr: dem reichen Stoff mangelte der bedeutende Gehalt. »Beim ‚Werther‘ und ‚Faust‘ mußte ich in meinen eigenen Busen greifen«, sagte Goethe später zu Eckermann [2]), »denn das Überlieferte war nicht weit her.«

Zweifellos ist das Studium »mystischer chemisch-alchymischer Bücher«, das Goethe von Leipzig zurückgekehrt bis in die Straßburger Tage betrieb, für die Auffassung der Magie von Wichtigkeit geworden. Das Volksbuch und das Volksdrama betrachten Faust als einen Zauberer, der unerlaubte Operationen ausführt mit Hilfe böser Geister. Die Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts verstanden hingegen unter Magie, wie z. B. Agrippa von Nettesheim, Theophrastus Paracelsus und andere Naturkundige dieser Zeit ausführen, »die tiefste Betrachtung der geheimsten Dinge, die Kenntnis der ganzen Natur. Sie lehrt uns, worin die Dinge voneinander abweichen und worin sie übereinstimmen. Daraus folgen ihre wunderbaren Wirkungen, indem sie nämlich die verschiedenen Kräfte zusammenfügt und überall das Niedrige mit der Macht des Höheren verbindet; sie ist deshalb die vollkommenste und höchste Wissenschaft, ist eine erhabene und heilige Philosophie, ja die absolute Vollendung der edelsten Philosophie. Wie jede wahre Philosophie ist sie deshalb in Physik, Mathematik und Theologie eingeteilt. Die Physik lehrt uns die Natur der Dinge, die in der Welt sind, ihre Ursachen, Wirkungen, Zeiten und Orte, Erscheinungen, Gesamtheit und Teile. Die Mathematik lehrt uns die Natur nach drei Dimensionen kennen und den Gang der Himmelskörper beobachten. Die Theologie endlich lehrt, was Gott, die Seele, die Intelligenzen, die Engel, die Dämonen und die Religion sind. Sie lehrt uns, welche heiligen Einrichtungen, Gebräuche und Mysterien es gibt. Endlich unterrichtet sie uns über den Glauben und die Wunder, die Kraft der Worte und Zeichen, über die heiligen Operationen und die Mysterien der Sigille. Diese drei Wissenschaften fügt die Magie zusammen und vervollständigt sie, weshalb sie auch mit Recht von den ältesten Zeiten her die höchste und heiligste Wissenschaft genannt wird. Wenn jemand deshalb diese Wissenschaft erforschen will und in der Physik nicht bewandert, der Mathematik nicht kundig und in der Theologie nicht gelehrt ist, so wird er die Vernünftigkeit der Magie nicht verstehen. Denn die Magie führt nichts aus und es gibt kein wirklich magisches Werk, das nicht mit den drei genannten Wissenschaften in Verbindung stände«. Diesen Begriff der Magie auf die gegebene Fabel angewandt, erscheint Faust in einem ganz andern Lichte: er ist ein göttlicher Magus, der die verborgenste Kunst und größte Weisheit übernatürlicher Dinge auf Erden besitzt, dem selbst der Teufel Gehorsam leisten muß [1]). Dasselbe Wort, das Goethe an den Schluß seines »Götz« stellte: »Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!« gilt nun auch für Faust: beide Dramen sind von vornherein wohl als Rettungen intentioniert gewesen. Goethe mußte, indem er diese Vorstellungsreihe folgerichtig weiterspann, ganz von selbst, unbeeinflußt von Lessing und Weidmann, zu dem Schluß kommen, daß Faust zwar im leiblichen, aber nicht im geistigen Sinn untergehen könne: es erscheint mir unmöglich, daß

[1]) Gräf, Nr. 1142.
[2]) 16. Februar 1826. Gräf, Nr. 1334.

[1]) Hermann Türck, Magie, Alchimie, Mystik und Saint-Simonismus in Goethes Faust. Jena 1906.

Goethe je die Absicht gehabt hätte, seinen Faust gleich dem des Volksdramas dem Teufel verfallen zu lassen.

In einem Brief an Zelter verlegt Goethe die Konzeption des »Faust« in sein zwanzigstes Jahr,[1]) also 1769, eine Angabe, die auch Riemer und Eckermann aufgenommen haben[2]); in »Dichtung und Wahrheit« wird die Beschäftigung mit »Götz« und »Faust« aneinander geschoben[3]), in einem Gespräch mit Eckermann der zeitliche Zusammenhang mit »Werther«[4]), gegen Zelter die Zusammengehörigkeit mit »Satyros« und »Prometheus« betont[5]): wie immer diese Äußerungen im einzelnen für die Chronologie des »Faust« zu verwerten sein mögen, das eine ergibt sich aus ihnen mit Sicherheit, daß Goethe ihn als ein Produkt der Periode der Empfindsamkeit aufgefaßt wissen wollte.

Er scheint Schiller anfangs 1795 einen ähnlichen Wink erteilt zu haben. Bald darauf setzt der neue Freund in seiner Abhandlung »Über naive und sentimentalische Dichtung« auseinander, wie der naive Dichtergeist — in Schillers Sinn Goethe — mit einem sentimentalischen Stoff verfährt[6]): »Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt und die Wirklichkeit fliehet, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich suchet, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Dasein nur eine Schranke sieht und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt alles, was dem sentimentalischen Charakter Nahrung gibt, im ‚Werther' zusammengedrängt ist: schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Kontemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstre, gestaltlose, schwermütige, Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja, wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von außen her alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem ‚Tasso' des nämlichen

[1]) Gräf, Nr. 1910.
[2]) Gräf, S. 11, Z. 24 bis 27.
[3]) Gräf, Nr. 1142.
[4]) Gräf, Nr. 1696.
[5]) Gräf, Nr. 1212.
[6]) Schillers Werke, hrsg. von L. Bellermann, VIII, 360/1.

Dichters kehrt der nämliche Gegensatz, wiewohl in verschiedenen Charakteren, zurück; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisierende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Verschiedenheit! entgegen; sogar im ‚Faust' treffen wir den nämlichen Gegensatz, freilich, wie auch der Stoff dies erfoderte, auf beiden Seiten sehr vergröbert und materialisiert, wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine psychologische Entwicklung dieses in vier so verschiedene Arten spezifizierten Charakters zu versuchen.«

Man hat Schillers bedeutsame Anregung wenig beachtet, obwohl sie eines der Grundprobleme von Goethes Dichternatur berührt: sein ganzes Leben, in kleineren und größeren Werken, in allen Gattungen, hat Goethe den Typus des empfindsamen Charakters abgewandelt, weil er — was Schiller verkannte — lebenslang bis in sein höchstes Alter selbst ein solcher empfindsamer Charakter war und in stetem hartem Kampf es seiner Natur abringen mußte, daß sie die lebenzerstörende Empfindsamkeit emergiere. Darauf hat zu Goethes höchster Zufriedenheit als erster 1826 J. J. Ampère im »Globe« aufmerksam gemacht[1]), und indem Goethe einen Auszug dieses Aufsatzes in deutscher Übersetzung seiner Zeitschrift »Kunst und Altertum« einverleibte, bestätigte er, daß ihm die Empfindsamkeit seiner Jünglingsjahre den ersten Gedanken an Faust eingegeben habe, daß der Faust als der vollkommenste Ausdruck anzusehen sei, welchen der Dichter von sich selbst gegeben habe, daß dieser Faust ihn ganz enthalte.[2])

Goethe hat die Empfindsamkeit am eigenen Leibe als eine Krankheit erkannt; von ihren wiederholten Anfällen befreite er sich dadurch, daß er seine Schmerzen objektivierte, seine Leiden darstellte, die hergebrachte poetische Beichte fortsetzte, um durch diese selbstquälerische Büßung einer inneren Absolution würdig zu werden. Nur im »Werther« und in den »Wahlverwandtschaften« hat er den Verlauf der Krankheit bis zu ihrem letzten Ende verfolgt, das kein andres sein kann als die Selbstvernichtung des von ihr befallenen Individuums. Die unerwünschte Wirkung seines ersten Romans ließ ihn künftig lieber die Heilung als die Krankheit zum Gegenstand seiner poetischen Darstellungen machen.

Wie der empfindsame Charakter seine typischen Merkmale besitzt, nach denen er bei Goethe immer wieder geschildert wird, so hat sich bei dem Dichter auch eine ganz typische Motivenfolge für die Heilung der Empfindsamkeit herausgebildet. Es gehört mit zu den Symptomen der Krankheit, daß der von ihr Er-

[1]) Gräf, Nr 1380.
[2]) W 41/2, 177—198.

griffene die Sehnsucht seines Herzens immer auf ein Unerreichbares stellt: auf dem Gipfel der Zustände hält man sich aber nicht lang; ja, sobald etwas Ideelles in die Wirklichkeit eintritt, entsteht, wenn man völlig abgeschlossen zu haben glaubt, eine Krise, die der heiter Entsagende, der leicht sich Wiederherstellende rasch zu überwinden vermag; der Empfindsame hingegen hält seinen Verlust für unersetzlich, seine Leiden für unendlich, er glaubt, alles verloren zu haben, käut sein Elend beständig wieder, vervielfältigt es in seiner Phantasie tausendfach, verbringt Tag und Nacht in großer Unruhe, in Rasen und Ermattung, bis eine körperliche Krankheit mit Heftigkeit eintritt. Da ist es denn ein Glück für ihn, wenn ein besonnener Mann, den er liebt und schätzt, dem er sein Leid anvertrauen mag, sich seiner annimmt; schon die Erzählung und Wiederholung der kleinsten Umstände des vergangenen Glückes wird Erquickung, und der verständige Freund spricht dem Kranken zu: »Ermanne dich! Man muß sich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche aus dem Sinn schlagen und sich nach einem neuen Lebensinteresse umsehen. Denk' an das, was noch übrigbleibt! Ist denn die Welt nicht übrig? Die weite Welt, die vor uns liegt, die vielen, die den Verlust ersetzen können? Nimm aufrichtig teil an andern, suche ihre Verlegenheiten zu entwirren und, was sich trennen wollte, zu verbinden, fremde Leiden zu lindern, Freuden zu fördern«[1]). Läßt sich der Empfindsame auf solche Weise aus seinem unfruchtbaren Egoismus herausreißen und zu nützlicher altruistischer Tätigkeit bestimmen, dann ist er für sich, für seine Freunde, für die Menschheit gerettet. Diese Entwicklung, schon für Werther angedeutet, nehmen Tasso, Meister, Faust, nehmen alle die entsagenden Helden der Goetheschen Dichtungen. Wollen wir den Ausführungen in »Dichtung und Wahrheit« keine beweisende Kraft zugestehen, so zeigt doch die Übereinstimmung in Werken aus allen Lebensabschnitten des Dichters, daß wir es hier mit einer seinem Geiste tief eingeprägten Grundvorstellung zu tun haben, die wir auch schon für die erste Konzeption des Faust voraussetzen dürfen.

Dasselbe gilt von Goethes Überzeugung, daß die individuelle Fortdauer nach dem Tode aus dem Begriff der Tätigkeit entspringt: wenn der Mensch bis an sein Ende rastlos wirkt, ist die Natur verpflichtet, ihm eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige seinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag[2]); freilich, fügt er später[3]) hinzu, »sind wir nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie (geistige Wirklichkeit) zu manifestieren, muß man auch eine sein«. Auch können wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade. Es ist wieder zu bemerken, wie Goethe zu allen Zeiten seines Schaffens auf ein Höheres hinweist, von wo ganz allein befriedigende Versöhnung zu hoffen ist[1]): »Wie will man das Obere und Untere trennen? Beides ist eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirksame, Hilfreiche, beides auf einander sich beziehend, in einander einwirkend.« Was Goethe als Schlüssel zu Fausts Rettung bezeichnet hat: »in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe«[2]), möchte ich daher als eine zweite Grundvorstellung von Goethes Denken ebenfalls bereits für einen Bestandteil der ersten Konzeption des »Faust« in Anspruch nehmen.

Aber, wird man einwenden, was wissen wir denn überhaupt von jener ersten Konzeption des »Faust«? Es ist doch mit ihr genau so gegangen, wie mit dem geplanten »Ewigen Juden«. Goethe »gefiel sich in dem Gedanken so wohl und beschäftigte sich im stillen so gern damit, daß er nicht dazu gelangte, etwas aufzuschreiben«[3]). Ja noch mehr, in der zehnjährigen Pause zwischen 1776 und 1786 scheint er den Faden verloren zu haben. Ihn wiederzufinden, ist wenigstens sein erstes Bemühen, da er sich in Italien ernstlich der Vollendung des Dramas zuwendet; und erst da dies gelungen ist, in der Woche vom 24. Februar bis zum 1. März 1788, wird der Plan zu »Faust« gemacht[4]). Dabei erschien es Goethe selbst merkwürdig, wie sehr er sich gleiche und wie wenig sein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten habe. Auch diesen Plan scheint er wieder nur in Gedanken ausgesponnen, aber nicht auf dem Papier festgehalten zu haben, wenigstens begegnet später niemals die Erwähnung eines solchen Schriftstückes. Das im Herbst 1789 zustande gebrachte »Fragment« scheint uns desgleichen keinen Aufschluß geben zu können. Der Gegensatz zwischen Goethes italienischen Anschauungen und dem nordischen Stoff, die Weimarischen Mißverhältnisse nach der Rückkehr aus Italien hemmten die freie poetische Stimmung; Goethe erschien die Vollendung des »Faust« als eine Aufgabe, an der sein Genius keinen Anteil hatte, als eine Last: begreiflich, daß er sich ihr entzog. Aber eines ist für uns wichtig: kein Wort, weder in den Briefen, noch in den Gesprächen,

[1]) Die Belegstellen findet man zusammengetragen in den Anmerkungen zum 5. Aufzug des »Torquato Tasso« in der von mir besorgten Gräserschen Schulausgabe.
[2]) Gespräch mit Eckermann, 4. Februar 1829.
[3]) 1. September 1829.

[1]) Iphigenie, Der Gott und die Bajadere, Pandora, Paria; vgl. auch W 32, 173; 41/2, 102.
[2]) Gräf, Nr. 1914.
[3]) W 29, 12.
[4]) Gräf, Nr. 875.

noch im Fragment selbst, deutet auf einen ersten und zweiten Teil der Tragödie hin; nie wird die Möglichkeit, etwa nur den ersten Teil zu vollenden und den zweiten zurückzustellen, erwogen; die Einheit des Dramas — und wie wir daher auch sagen dürfen, des Planes, der Konzeption -- ist damals noch etwas ganz Selbstverständliches.

Es ist das unbestreitbare Verdienst Schillers, Goethe zur Wiederaufnahme der Arbeit veranlaßt zu haben; als es endlich so weit war, erklärte Goethe unumwunden, daß die Schwierigkeit, die ihn so lange Jahre abhielt, wieder ans Werk zu gehen, darin lag, den alten geronnenen Stoff ins Schmelzen zu bringen [1]).

Bald nachdem Schiller mit Goethe angeknüpft und freundliches Entgegenkommen gefunden hatte, erbat er sich die noch nicht gedruckten Bruchstücke des »Faust«[2]); Goethe lehnte ab, allerdings in der verbindlichsten Form[3]). Ende Dezember 1794 hielt sich Charlotte v. Kalb in Jena auf; auch mit ihr sprach Schiller über den »Faust«. Sie, die etwas davon wußte, machte ihn neuerdings äußerst begierig darnach, so daß er am 2. Jänner 1795 Goethe wieder bat: »Möchten Sie uns doch einige Szenen aus dem ‚Faust' noch zu hören geben.« Aber erst im Frühling 1795 während eines Aufenthalts in Jena scheint Goethe dem Freund nähere Andeutungen gemacht zu haben; Schiller schrieb darüber an Humboldt, leider ist dieser Brief [4]) verloren, wir besitzen nur Humboldts Gegenäußerung[5]): »Für die ausführliche Nachricht von Goethes Faust meinen herzlichen Dank. Der Plan ist ungeheuer, schade nur, daß er eben darum wohl nur Plan bleiben wird.« Vermutlich hat Goethe damals Schiller auf die Verwandtschaft zwischen Werther, Tasso, Wilhelm Meister und Faust verwiesen. Keinesfalls scheint mir Schiller weiter in Goethes Plan eingeweiht gewesen zu sein, als die schon früher herangezogene Stelle aus der Abhandlung »Über naive und sentimentalische Dichtung« zeigt.

Schillers Betreiben hatte doch den Erfolg, daß Goethe für November und Dezember 1795, »wenn es möglich wäre, etwas von Faust« in den Horen zu geben versprach. »Mit diesem letzten,« setzt er hinzu, »geht mir's wie mit einem Pulver, das sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat; so lange Sie dran rütteln, scheint es sich wieder zu vereinigen, sobald ich wieder für mich bin, setzt es sich nach und nach zu Boden.« [6])

[1]) Gräf. Nr. 939.
[2]) 29. November 1794.
[3]) 2. Dezember 1794. Gräf, Nr. 902.
[4]) Vom 6. Juli 1795.
[5]) Vom 17. Juli 1795.
[6]) 17. August 1795. Gräf, Nr. 903.

Erst das »Balladenstudium brachte ihn wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg«, und überraschend genug faßte er in dem Augenblick, da er sich zu seiner Reise nach Italien gürtete, Ende Juni 1797, den Entschluß [1]), an den Faust zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Teil weiter zu bringen. Er wollte das Gedruckte, das schon Fertige und das Erfundene in große Massen disponieren »und so die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereiten. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung,« schreibt er Schiller [2]), »wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig. Nun wünschte ich aber, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal, in schlafloser Nacht, durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine eignen Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten.« Schiller fand diese Aufforderung nicht leicht zu erfüllen[3]): »Soviel ich kann, will ich Ihren Faden aufzufinden suchen, und wenn auch das nicht geht, so will ich mir einbilden, als ob ich die Fragmente von ‚Faust' zufällig fände und solche auszuführen hätte. So viel bemerke ich hier nur, daß der ‚Faust', das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Foderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre eigene Idee ist. Die Duplizität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstand stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anfoderungen an den ‚Faust' sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen.

Aber ich sage Ihnen damit schwerlich etwas Neues, denn Sie haben diese Foderung in dem, was bereits da ist, schon in hohem Grade zu befriedigen angefangen.«

Daß Schiller von dem »Plan, der eigentlich nur eine Idee ist«, oder, wie er selbst sagt, von dem »Faden« nichts wußte, braucht nach dem Wortlaut dieses Briefes nicht weiter bewiesen zu werden; daß Goethe die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit schon im hohen Grade zu befriedigen angefangen habe, stellt Schiller selbst fest; es gehörte zu den

[1]) Gräf, Nr. 906.
[2]) 22. Juni 1797.
[3]) 23. Juni 1797. Gräf, S. 61.

Grundsätzen von Goethes Ästhetik, daß jedes Kunstwerk ein Symbol sein müsse; diesen Gedanken hat ihm nicht erst Schiller eingegeben; dagegen stammt aus Kants Ästhetik die Vorstellung, daß sich die Einbildungskraft zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müsse: Kant wollte die Durchschnittsform, die der Technik der Natur gleichsam absichtlich zugrunde liege (den »Typus«), nur als unnachlaßliche Bedingung der Schönheit gelten, das Ideal aber erst durch Hinzutreten der Vernunftidee entstehen lassen, wenn Seelengüte, Reinigkeit, Stärke und Ruhe in körperlicher Äußerung gleichsam sichtbar werden; dadurch kam wieder ein didaktisches Element in das Kunstwerk, das doch eigentlich sich Selbstzweck sein soll; Goethe hat denn auch immer Zumutungen dieser Art in mehr oder minder schroffer Form abgewiesen: »Die wahre Darstellung hat keinen didaktischen Zweck, sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie.«[1]) In der Theorie, wenn auch nicht in der Praxis, war Schiller in seiner klassischen Periode derselben Ansicht, daher konnte ihm Goethe antworten, ohne ausdrücklich hervorzuheben, worin er ihm hätte widersprechen müssen[2]): »Wir werden wohl in der Ansicht dieses Werkes nicht variieren.« Schiller hatte inzwischen den »Faust«, d. h. das Fragment, wieder gelesen und ihm schwindelte ordentlich vor der Auflösung[3]). »Dies ist indes sehr natürlich, denn die Sache beruht auf einer Anschauung, und solang man die nicht hat, muß ein selbst nicht so reicher Stoff den Verstand in Verlegenheit setzen. Was mich daran ängstigt, ist, daß mir der ‚Faust' seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfodern scheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll, und für eine so hoch aufquellende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält. Nun, Sie werden sich schon zu helfen wissen.

Zum Beispiel, es gehörte sich, meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde, und welches Stück Sie auch aus dieser Masse erwählen, so scheint es mir immer durch seine Natur eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfodern.«

Wir entnehmen auch dieser Äußerung, daß Schiller von der Art, wie Goethe den Faust ausgestalten wollte, nicht mehr wußte, als daß es ihm auf das Problem der Empfindsamkeit und ihrer Heilung, dadurch, daß Faust in das tätige Leben geführt wird, ankam: das ist wohl die Idee, von der Schiller diesmal spricht, und deren Ausführung ihm eine Totalität der Materie

1) W 28, 228.
2) 24. Juni 1797.
3) 26. Juni 1797. Gräf S. 65.

zu erfordern scheint. Allerdings wußte sich Goethe schon zu helfen, um durch einen poetischen Reif die aufquellende Masse des Stoffs zusammenzuhalten; er antwortet Schiller[1]): »Bei dem Ganzen, das immer ein Fragment bleiben wird (d. h. aus dem kein geschlossenes Ganzes zu machen ist, wie etwa Iphigenie oder Tasso), mag mir die neue Theorie des epischen Gedichts zu statten kommen«, d. i. die von Friedrich Schlegel 1796 auf Grund der Wolfschen Untersuchungen über die Homerischen Poesien zuerst entwickelte Lehre, daß die Selbständigkeit seiner Teile einen Hauptcharakter des epischen Gedichts ausmache, was Goethe und Schiller gelegentlich ihrer Arbeit an »Hermann und Dorothea« und »Wallenstein« und bei den gleichzeitigen Untersuchungen »über epische und dramatische Poesie« in Theorie und Praxis als richtig anerkannten. Im Verlauf dieser Erörterungen hat Schiller, freilich erst einige Monate später, ausgesprochen[2]): »Die Dichtkunst, als solche, macht alles sinnlich gegenwärtig, und so nötigt sie auch den epischen Dichter, das Geschehene zu vergegenwärtigen, nur daß der Charakter des Vergangenseins nicht verwischt werden darf. Die Dichtkunst, als solche, macht alles Gegenwärtige vergangen und entfernt alles Nahe (durch Idealität), und so nötigt sie den Dramatiker, die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten und dem Gemüt eine poetische Freiheit gegen den Stoff zu verschaffen. Die Tragödie in ihrem höchsten Begriffe wird also immer zu dem epischen Charakter h i n a u f streben und wird nur dadurch zur Dichtung. Das epische Gedicht wird ebenso zu dem Drama h e r u n t e r streben und wird nur dadurch den poetischen Gattungsbegriff ganz erfüllen; just das, was beide zu poetischen Werken macht, bringt beide einander nahe.« Schiller im »Wallenstein«, Goethe im »Faust« und in der »Natürlichen Tochter« hielten sich nun für berechtigt, das epische Gesetz von der Selbständigkeit der Teile auch auf das Drama zu übertragen: in jenen Junitagen des Jahres 1797 ist Goethe auf den Gedanken gekommen, Faust in zwei Teile zu zerlegen, eine ebenso äußerliche Operation wie die Teilung der zehnaktigen Wallenstein-Tragödie in die »Piccolomini« und »Wallensteins Tod«; die Einheit der Konzeption und des Planes war, wie wir sehen werden, davon gar nicht berührt.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, was Goethe damals Tag für Tag am »Faust« gearbeitet hat: am 21. oder 22. Juni wird die Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und Goethe mit sich selbst ziemlich einig. Am 23. Juni verzeichnet das Tagebuch[3]) die Abfassung eines »ausführlicheren

1) 27. Juni 1797. Gräf Nr. 914.
2) 26. Dezember 1797.
3) Gräf Nr. 908.

Schemas zum Faust«. Am 1. Juli wird Schiller berichtet[1]): »Meinen Faust habe ich, in Absicht auf Schema und Übersicht, in der Geschwindigkeit recht vorgeschoben«; die Arbeit muß Goethe sehr bedeutend und förderlich erschienen sein, da er, als »Faust« in den nächsten Tagen wieder zurückgelegt wird, nochmals hervorhebt[2]): »Ich habe das Ganze als Schema und Übersicht sehr umständlich durchgeführt«; aus einem Brief an Schiller vom 5. Mai 1798 erfahren wir, daß in diesem ausführlichen Schema die Motive mit Nummern versehen waren[3]). Soweit ich sehe, fassen alle neueren Forschungen die gesamte Beschäftigung Goethes am Faust während der Woche vom 22. Juni bis 1. Juli als einen Akt zusammen und betrachten das numerierte Schema als dessen Resultat. Mir scheinen Goethes Äußerungen vielmehr auf zwei Akte hinzuweisen: der erste war die Fixierung des Planes und die Anlage des »ausführlicheren Schemas zum Faust« am 22. und 23. Juni, der zweite die umständlichere Durchführung des Ganzen als Schema und Übersicht mit Nummern vor dem 1. Juli. Bei dieser Annahme ergibt sich auch ein Wachstum der Arbeit, das Goethe wohl eine Woche in Anspruch nehmen konnte.

Überdies haben sich die Dokumente dieser beiden Akte erhalten: das »ausführlichere Schema« vom 23. Juni liegt in dem Paralipomenon 1 vor[4]), die Spuren des numerierten Schemas lassen sich in den handschriftlichen Vorarbeiten zum »Faust« nachweisen, so daß wir dieses Schriftstück wenigstens teilweise rekonstruieren können.

Man hat das Paralipomenon 1 ins Jahr 1773 versetzen wollen[5]): dies ist ausgeschlossen, weil in ihm — und zwar zum erstenmal — von einem ersten und zweiten Teil die Rede ist; auch die Bezeichnung »Schüler« wie im »Fragment« (im Gegensatz zu dem »Studenten« des »Urfaust«) spricht für die Abfassung in den neunziger Jahren[6]); Gräf verlegt es in den Sommer 1799, weil die Erwähnung des Chaos auf die Beschäftigung mit Miltons »Verlorenem Paradies« verweise, die in die Monate Juli bis Oktober 1799 falle: Goethe war jedoch mit Milton seit seiner Jugend bekannt, und gerade der Umstand, daß er der herzoglichen Bibliothek die Miltonübersetzung von Zachariä entlieh und nicht das englische Original, scheint mir darauf hinzudeuten, daß er eine dunkle Jugenderinnerung wieder auffrischen wollte, u. zw. aus dem gleichen Text, in dem er das Werk seinerzeit kennen gelernt hatte. Am lautesten spricht der Charakter des Paralipomenons für unsere Annahme. Auf einem abgerissenem Quartblatt hat Goethe mit sehr flüchtigen Zügen — augenscheinlich in großer Eile — in lauter kurzen Absätzen zunächst die erste große Szene zergliedert und ihre Motive auf allgemeine Formeln gebracht:

Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur (= Eingangsmonolog, Fragment Vers 1—128).

Erscheinung des Geists als Welt- und Tatengenius (= Erdgeistszene, Vers 129—160).

Streit zwischen Form und Formlosen (= Vers 161—164).

Vorzug dem formlosen Gehalt
Vor der leeren Form.
Gehalt bringt die Form mit
Form ist nie ohne Gehalt.
} (= Wagnerszene, Vers 165—248.)

Nun hat sich der Dichter in seinem ursprünglichen Gedankengang schon zurechtgefunden, er notiert:

Diese Widersprüche, statt sie zu vereinigen, disparater zu machen

und es fällt ihm ein, daß er das Komplement und den Kontrast zur Wagnerszene in der Schülerszene schon geschaffen habe:

Helles kaltes wissensch. Streben Wagner
Dumpfes warmes — — Schüler.

Die ganze, in Gegensätzen sich bewegende Gedankenreihe führt ihn mit einem Ruck zu den Hauptgegensätzen, die er in seinem Drama darstellen will:

[Faust strebt nach] Lebens Taten Wesen [-Genuß].

Wegen der Unmöglichkeit, »Wesengenuß« zu sagen, wird die ganze Zeile gestrichen, und an ihre Stelle treten die Bestimmungen:

Lebensgenuß der Person 1. Teil
Tatengenuß zweiter —
Schöpfungsgenuß.

Eine zweite Reihe von Gegensätzen tritt hinzu:

Lebensgenuß der Person 1. Teil von außen gesehen
Tatengenuß zweiter — nach außen
Schöpfungsgenuß von innen;

und endlich kommt die Gedankenreihe dadurch zum Abschluß, daß noch nähere Bestimmungen über die Art des Genusses hinzugefügt werden:

Lebensgenuß der Person von außen gesehen in der Dumpfheit Leidenschaft.

Tatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein. Schönheit.

Mit dem Schlagwort:

Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle

wird der intentionierte Schluß der Tragödie fixiert: damit

[1]) Gräf Nr. 917.
[2]) 5. Juli 1797. Gräf Nr. 918.
[3]) Gräf Nr 942.
[4]) Gräf Nr. 949. Die Paralipomena nach W 14 und 15.
[5]) Goethe-Jahrbuch XVII, 209 ff.
[6]) W 39, 447 f.

ist das Schema zum Faust gewonnen, und vor uns steht eine ganz normal angelegte Dramenkomposition in vier gewaltigen Akten mit einem Nachspiel, und vielleicht auch schon mit einem Vorspiel, von schöner symmetrischer Architektonik.

Den Grund der Handlung legt der erste Akt: er geht aus von Fausts idealem Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Welt; die Unmöglichkeit, dieses Streben zu realisieren, verführt Faust zum Teufelsbündnis; seinem empfindsamen Charakter entsprechend bietet er dem Teufel die Wette, daß er sich nie beruhigt auf ein Faulbett legen werde, daß der Teufel ihn nie werde schmeichelnd belügen können, er (Faust) möge sich selbst gefallen, daß er ihn nie mit Genuß werde betrügen können. Der Teufel nimmt die Wette an und stellt für das Folgende das Programm auf: »Wir sehn die kleine, dann die große Welt.«

Der zweite Akt spielt also in der kleinen Welt; der Teufel bietet Faust Lebensgenuß von außen gesehen in der Dumpfheit, Leidenschaft: zunächst sinnlichen Genuß niederster Art in der Dumpfheit, Schlemmerei und Schwelgerei: Auerbachs Keller, sodann sinnlichen Genuß höherer Art, in der Leidenschaft, Liebesgenuß: Gretchen, die Vergnügungen der Walpurgisnacht. Durch Gretchens Katastrophe verfällt Faust in eine schwere Krise, aber er ermannt sich, zum höchsten Dasein immer fort zu streben. Der erste Versuch des Teufels, die Wette zu gewinnen, ist vereitelt, er muß daher

im dritten Akt Faust in die große Welt geleiten und ihn durch Tatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein, Schönheit zu befriedigen suchen. Tatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein konnte Faust am Kaiserhof finden, Tatengenuß nach außen und Genuß mit Schönheit bei Helena. Über die Handlung dieses Aufzuges berichtet Goethe ausführlich in der für »Dichtung und Wahrheit« bestimmten, später wieder zurückgehaltenen Inhaltskizze[1]). Der Teufel vermag Faust weder zu befriedigen noch ihn zur Verzweiflung, zur Selbstvernichtung zu bringen. So bleibt ihm nichts übrig als

im vierten Akt Faust durch Genuß höchster Art zu versuchen, durch Schöpfungsgenuß von innen. Die früher genannte Inhaltskizze deutet sehr kurz an: Faust gewinnt große Güter. Er sollte zweifellos jetzt in das tätige Leben eingeführt werden. Das Motiv, das Goethe in der vollendeten Dichtung verwertet hat, findet sich schon in den neunziger Jahren in der »Achilleis« (Vers. 377 ff.) und ist wahrscheinlich noch älter; was Achill versagt ist, das ist Faust vergönnt:

»Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie, fernem Gestade
Führt er den Überfluß der Bürger zu; Küsten und Syrten
Wimmeln von neuem Volk, des Ruhms und der Nahrung begierig.«

Fausts praktische Tätigkeit ist die vollständige Palinodie zu seinem idealen Streben nach Einwirkung und Einfühlen in die ganze Welt. Die Zeit und das Alter werden endlich Fausts Herr: dem Teufel gelingt es, nachdem Faust so kräftig widerstanden hat, die Wette zu gewinnen. Aber

im Epilog, im Chaos auf dem Weg zur Hölle — nach Miltons Kosmologie — wird Fausts Seele durch die einwirkende göttliche Gnade dem Teufel entrissen.

Daß der Epilog im Chaos einem »Prolog im Himmel« entsprechen sollte, erscheint mir höchst wahrscheinlich: die Faustfragmente von Lessing und Maler Müller beweisen, daß das alte Vorspiel in der Hölle doch noch hie und da zu dem Volksdrama aufgeführt worden sein muß; da, recht betrachtet, Goethes ganzes Drama sich als Kontrafaktur zu dem Volksschauspiel herausstellt, können wir dem Dichter schon die Absicht zutrauen, daß er dem überlieferten Vorspiel in der Hölle einen Prolog im Himmel entgegensetzen wollte. Das Buch Hiob, dem er die Einkleidung entnahm, kannte er seit seiner Kindheit; eine recht drastische Szene im Himmel sollte auch in einer andern seiner Jugenddichtungen ihre Stelle finden: im »Ewigen Juden«[1]).

Die Spuren des numerierten Schemas bestätigen die vorstehende Entwicklung des Goetheschen Faustplanes. Bei zwei Zeilen (Par. 8), die leicht als Variante zu Vers 1544/5 zu erkennen sind, also zur Paktszene gehören, hat Goethe mit Rötel hinzugefügt: ad 6. Zwölf Zeilen, Mephisto in den Mund gelegt und etwa zur Valentinszene gehörig (Par. 26), sind von Goethe mit Bleistift signiert: ad 16. Par. 50 zur Blocksbergszene trägt die Bezeichnung ad 17, der Chor bei der Hochgerichtserscheinung ad 17a. Eine ganze Reihe von Einfällen für die Szene bei Hof (Par. 65—68) verweist Goethe ad 20. In die Gegend der Helenaepisode dürften zwei Abschnitzel unterzubringen sein: ad 22 und ad 24 (Par. 81, 82, 83). Ein kurzer Dialog zwischen Mephistopheles und Faust nach dessen Erblinden (Par. 91), sowie das Lemurenlied (Par. 92) erscheinen ad 27; eine hämische Bemerkung Mephistos über die Engel, wohl zur Grablegung gehörig (Par. 96), ist mit der Zahl 28 versehen, Nummer 30 für Abkündigung und Abschied (Par. 97, 98) macht den Beschluß.

Behalten wir die sicher identifizierten Nummern als Fixpunkte im Auge, so ergibt sich etwa folgender

[1]) Gräf, Nr. 1185.

[1]) W. 38, 58, Vers 93–108.

Plan: 1 (korrespondierend mit 30) Zueignung, Vorspiel auf dem Theater, 2 (korrespondierend mit 29) Prolog im Himmel, 3 Nacht, 4 vor dem Tor, 5 Studierzimmer, 6 Paktszene, 7 Auerbachs Keller, 8 Hexenküche, 9—16 die Gretchentragödie (wobei es allerdings unklar bleibt, wie die vierzehn Szenen auf acht Nummern verteilt waren), 17 Walpurgisnacht, 18 die beiden überleitenden Szenen: Trüber Tag, Feld — Nacht. Offen Feld, 19 Kerker, 20 bei Hof, 21 Herbeischaffung der Helena, 22 Helena, 23 Euphorion, 24 Rache für den Sohn, 25 Faust im tätigen Leben, 26 Fausts Alter, 27 Fausts Tod, 28 Grablegung, Kampf um Fausts Seele, 29 Epilog im Chaos, 30 Abkündigung, Abschied.

Damit war der Weg, den es hinfort zu wandeln galt, bezeichnet: Goethe hat auch die Hauptrichtung getreulich eingehalten, mochte er sich später noch so oft auf Nebenstraßen begeben. —

Zugestanden, daß dies die Intentionen der neunziger Jahre waren, ist es aber statthaft, wird man mir einwenden, sie ohne weiteres der ursprünglichen Konzeption gleichzusetzen? Ich kann mich zu meiner Rechtfertigung nur auf Goethes eigene, schon früher angeführte Zeugnisse berufen, die immer bloß von einem Wiederauffinden des Fadens, nie von einem neuen Anspinnen sprechen. Ich kann mich nur auf Goethes Äußerung[1]) beziehen, daß sich ihm »gewisse große Motive, Legenden, uraltgeschichtlich Überliefertes so tief in den Sinn drückten, daß er sie vierzig bis funfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; ihm schien der schönste Besitz, solche werte Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiednern Darstellung entgegenreiften.« Ich glaube, wir sollten nur die herkömmlichen unheilvollen Scheidungen zwischen einem jungen und einem alten Goethe, zwischen dem Goethe des Sturmes und Dranges und dem Goethe der klassischen Periode, zwischen dem Goethe, den wir lieben und dem wir anhangen, und dem Goethe, den wir nicht verstehen und mit dem wir nichts zu tun haben wollen, wir sollten diese Scheidungen fallen lassen: dann würden wir auch keinen Anstand mehr nehmen, zuzugestehen, Goethe könne, »das, was er im zwanzigsten Jahre konzipiert hatte, im zweiundachtzigsten außer sich dargestellt und ein solches inneres, lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut bekleidet, auch wohl dem Fertighingestellten noch einige Mantelfalten umgeschlagen haben, damit alles zusammen ein offenbares Rätsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache«[1]).

[1]) W II, 11. 60.

[1]) Gräf, Nr. 1910.

Bücherschau.

Adelheid v. Schorn, Das nachklassische Weimar unter der Regierungszeit Karl Friedrichs und Maria Pawlownas. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar 1911. I. Band, VIII und 391 S. 8°. Geheftet 7 Mark.

»Über Weimars große Zeit besitzen wir unzählige Bücher. Aber von Menschen und Ereignissen in der kleinen Residenz nach Goethes Tode ist nur wenig Zusammenhängendes erzählt worden. Und doch gab es auch in dieser Epoche noch manche interessante Persönlichkeit und manches bemerkenswerte geistige Streben. Davon soll dieses Buch berichten.« Mit diesen Worten entwickelt die Verfasserin des vorliegenden liebenswürdigen Buches, die nicht von außen her, durch archivalische Studien, zu dem Thema ihrer Darstellung gelangt ist, sondern als geborene Weimaranerin, die die Schwelle des siebzigsten Lebensjahres überschritten hat, zum guten Teil miterlebt hat, was sie schildert, ihr Programm. Ein ganz eigener Reiz ruht in der scheinbar so kunstlosen und doch überaus maßvoll abgewogenen Darstellung, die unwillkürlich die Empfindung eines klaren, stillen Herbstabends in uns wachruft. Sie beginnt mit einer Schilderung der Persönlichkeit des Großherzogs Karl Friedrich, Karl Augusts vielfach verkannten Sohnes und Nachfolgers, und seiner Gattin Maria Paulowna, deren Einzug in Weimar einst Schiller durch die »Huldigung der Künste« verherrlicht hatte und die erst 1859 gestorben ist. Ein menschlich ergreifendes Kapitel folgt: Die Hinterbliebenen Goethes. — Die weiteren Abschnitte: Die literarischen Abende am Hofe, Kunstpflege in Weimar, Weimarische Künstler, Gäste in Weimar, Das Hoftheater und seine Künstler, leiten zu dem Gipfelpunkt, zu dem Erscheinen Franz Liszts und Richard Wagners über. Ein Anhang von Briefen Walters und Ottiliens und Goethe, ferner Auszüge aus den Tagebüchern des Kanzlers v. Müller, die von C. A. H. Burkhardt nur bis 1832 benutzt sind, in der Tat aber bis 1841 reichen, ergänzen die Darstellung. P.

* * *

Ganz kurz möchte ich hier noch auf das erst vor drei Wochen im selben Verlage erschienene prächtige Album »Die Goethezeit in Silhouetten« von dem Assistenten am Goethe-Nationalmuseum Dr. Hans Thimotheus Kröber hinweisen, das auf 60 Blättern Silhouetten in ganzen Figuren und Gruppen enthält und sich besonders als Weihnachtsgabe eignen würde. Preis gebunden 6 Mark.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

SECHSUNDZWANZIGSTER BAND.

(JAHRGANG 1912.)

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

DR. RUDOLF PAYER VON THURN.



WIEN 1913.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/₂, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVI. Band. **Wien, 15. März 1912.** **Nr. 1—2.**

INHALT: Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Der Münchener Faust. — Miszellen: Zu K. Heinemanns Goethe-Ausgabe, Bd. 14, S. 462 von Heinrich Funck; Nachträge zum Zingerle'schen Faustspiel (Chronik XXV., Nr. 5, S. 34 ff.).

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Ausschußsitzung

Donnerstag den 11. Jänner 1912, unter dem Vorsitze des Obmannes Sr. Exzellenz Dr. Gustav Marchet. Anwesend: Obmannstellvertreter Dr. Ruß und die Ausschußmitglieder Egger v. Möllwald, König, von Maasburg, Nechansky, v. Payer, Waniek, Freiherr v. Weckbecker, v. Weilen, Werner, v. Zumbusch; Schriftführer: H. Feigl.

Obmannstellvertreter Dr. Ruß begrüßt den Vorsitzenden im Namen des Ausschusses und dankt ihm für die Annahme der Wahl zum Obmanne.

Kassier Dr. Nechansky legt den Rechnungsabschluß über das Jahr 1911 vor, der mit Befriedigung zur Kenntnis genommen wird.

Redakteur Dr. v. Payer berichtet über den Fund interessanter Goetheana im Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Verhandlungen über den Ankauf des Goethe-Hauses durch den Deutschen Bund 1842, Prozeß des Frankfurter Schuhmacher-Handwerks gegen den Gesellen Christoph Justus Goethe, einen leiblichen Vetter des Herrn Rats 1752) die in der »Chronik« zum Druck gelangen sollen, ferner über einen Besuch des Goethe-National-Museums und des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar. Auf seinen Antrag wird beschlossen, der »Vereinigung der Freunde des Goethe-Hauses zu Weimar« mit einem Jahresbeitrage von Mk. 30·— beizutreten.

Neue Mitglieder:

Frau Adolfine Langer.
Frau Grete Links.
Fräulein Beate v. Juraschek.
Herr Dr. Karl Josef Schreiber.
Frau Lucia v. Träger-Rhonhof.

Der Münchener Faust.

In der Nr. 356 der »Beilage zur Allgemeinen Zeitung« vom 22. Dezember 1882 berichtet Ludwig Laistner über »Ein Münchener-Spiel von Dr. Faust aus dem vorigen Jahrhundert«: ». . . Vor kurzem ist die Münchener Bibliothek in den Besitz eines Manuskriptes aus dem vorigen Jahrhundert gelangt, einer Faust-Tragödie, welche vermutlich bestimmt war, vor Mönchen, und wohl auch durch Mönche, rezitiert zu werden. Das Heft gehört nämlich zu einem Stoß von Handschriften, über deren Herkunft weiter nichts bekannt ist, als daß sie ins Reichsarchiv, wo sie bis vor kurzem unbeachtet lagen, aus dem hiesigen Franziskanerkloster gekommen sind. Außer einer Anzahl von Gedichten, worunter eine Beschreibung des Residenzbrandes vom Jahre 1750 in lateinischen Hexametern und deutschen Alexandrinern, enthält derselbe vier ‚Tragödien‘, sämtlich von einer Hand geschrieben. Wichtig für die Zeitbestimmung ist eine, von welcher die ersten acht Blätter fehlen. Sie behandelt das Attentat auf den portugiesischen König Joseph I. Der Epilog bezeichnet das Ereignis als ‚letzthin‘ vorgefallen; da jedoch unter den hingerichteten Schuldigen auch Pater Malagrida erwähnt wird, dessen Verurteilung zum Tode in den September 1761 fällt, so kann das Stück nicht älter als 1762 sein. Vermutlich trug dasselbe, falls nicht etwa die Sammlung ursprünglich größer war, die Bezeichnung ‚Tragoedia I.‘. Dann folgte unser Faust mit dem Titel: ‚Tragoedia II‘ etc. Die dritte Tragödie behandelt den Cartouche, die vierte gibt die Geschichte eines Wucherers, welcher den plautinischen Namen Euclio führt. . . . .

... Die Hanswurst-Partien sind in Versen, das eigentliche Stück dagegen in Prosa. Der komische Effekt, der hierin liegt, wird dadurch erhöht, daß die Verse im Dialekt geschrieben sind, und zwar im oberpfälzischen: statt ‚müd, süß‘ wird gesprochen meid, seiß, statt ‚schlecht‘ schled, statt ‚bleibt‘ bleid, ‚jetzt‘ heißt eitz, aus ‚suchst du‘ wird suechts du, ‚ein solches Pferd‘ ist ein sötlas Pfa, und in dem Stück ‚Joseph von Portugal‘ bezeichnet sich Hanswurst geradezu als Pfälzer; der österreichische Hanswurst ist bekanntlich ein Salzburger.«

Nun folgt eine ausführliche Inhaltsangabe des Stückes. »Die Dürftigkeit des zweiten Aktes,« meint Laistner, »mag ebensowohl daher rühren, daß es an den nötigen szenischen Apparaten fehlte, als daher, daß die weltlichen Szenen ungeeignet oder wenigstens überflüssig schienen für ein geistliches Publikum, dem hauptsächlich an der Strafe des Abfalls von Gott gelegen sein mußte.« ...

»Der poetische Wert dieser siebzehn Quartblätter füllenden tragoedia ist äußerst gering; literarhistorisch dagegen ist sie keineswegs unwichtig, denn sie gewährt uns einen Einblick in die Geschichte des Volksschauspiels von Dr. Faust, der mit Hilfe des weit schöneren und besser abgerundeten Puppenspiels nicht zu gewinnen war. Manches, was den Fachmann interessieren müßte, ist in der vorstehenden Skizze ausgelassen, weil an dieser Stelle doch nicht darauf eingegangen werden könnte. Nur eine Beziehung sei gestattet hervorzuheben, nämlich das eigentümliche Verhältnis, worin der Verfasser des ‚Simplizissimus‘ zu der Faustkomödie zu stehen scheint, und zwar vermöge seiner im Jahre 1684 erschienenen Geschichte vom ersten Bärenhäuter. Der Inhalt derselben ist in kurzem folgender: nach der Schlacht bei Nikopolis entflieht ein deutscher Landsknecht in einen Wald. Ein Geist erscheint ihm und erbietet sich, ihn gut zu halten und schließlich zu einem Herrn zu machen, wenn er ihm sieben Jahre diene, sich jedoch nicht kämme, schere, wasche etc. und kein Vaterunser bete. Er ist es zufrieden und wird durch die Luft auf das Schloß des Geistes entrückt, nachdem er ein Bärenfell als Gewand erhalten hat. Als die sieben Jahre beinah um sind, bekommt er die Erlaubnis und die Mittel, sich in der Welt gütlich zu tun. Bei seinem greulichen Aussehen gelingt es ihm jedoch erst nach mancherlei Mißerfolgen, ein Unterkommen zu finden, in dem Hause eines Gastwirts. Das Zimmer, welches er bewohnt, wird von dem Geist mit Malereien bedeckt; es sind da zu sehen allerlei ‚Contrafet nach dem Leben der berühmtesten Personen, so seit Erschaffung der Welt gelebt haben‘, darunter die schöne Helena, Alexander d. Gr. und viele andere. Bald darauf kehrt, wie der Geist vorausgesehen hat, ein vornehmer Kunstkenner in dem Wirtshaus ein und ist so entzückt über die Bilder, daß er dem Bärenhäuter eine seiner Töchter zur Frau anbietet, falls er das Alter der drei Fräulein richtig rate. Diese Bedingung zu erfüllen ist ihm mit Hilfe des Geistes ein leichtes, und er verlobt sich mit der Jüngsten. Da jedoch die Dienstzeit noch nicht um ist, entfernt er sich, wichtige Geschäfte vorschützend; die Braut ist wenig zufrieden mit dem garstigen Bräutigam, welcher ihr beim Abschied die Hälfte eines Ringes überreicht. Um so fröhlicher ist sie, wie er dann später wohl gewaschen und gekämmt wiederkehrt und sich zu erkennen gibt. Ihre beiden Schwestern, die sie zuvor verhöhnt hatten, werden nun so voll Neid und Ärger, daß sie sich den Tod antun; die eine erhängt sich, die andere stürzt sich in den Brunnen, und der Geist spricht seine Befriedigung darüber aus, daß er nun zwei der Mädchen habe, der Bärenhäuter nur eine.

Grimmelshausen hat diese Geschichte nicht selbst erfunden, sondern aus dem Volksmund aufgenommen; heute noch ist das Märchen lebendig in Holstein, in Oldenburg, im Paderbörnischen, in Hessen, im Voigtland, in Österreichisch-Schlesien, in der Schweiz, in Welschtirol, und aus mehreren dieser verschiedenen Fassungen ergibt sich, daß die eigentliche Meinung des Teufels bei den eben erwähnten Schlußworten die war: Nun hab ich zwei Seelen für deine eine. So anziehend es wäre, mit Hilfe der Volkssage, des mittelalterlichen Epos und der kirchlichen Legende dem Ursprung und der Verwandtschaft des merkwürdigen Märchens nachzugehen, so müssen wir uns doch hier begnügen, nur dieses eine Ergebnis der angestellten Untersuchung mitzuteilen: jener Zug, daß der Teufel das Zimmer des Bärenhäuters mit historischen Bildnissen schmückt, findet sich außer bei Grimmelshausen nirgends. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er denselben erst eingefügt, und zwar nach dem Muster der Faust-Komödie und des Faust-Buches, wo die schöne Helena und andere Größen leibhaftig vorgeführt werden; das lag auch gar nicht so ferne, da beide Geschichten, die vom Faust wie die vom Bärenhäuter, einen Bund mit dem Teufel zum Gegenstande hatten.

Als eine Rückwirkung von Grimmelshausens Darstellung werden wir es möglicherweise zu betrachten haben, wenn in dem leider undatierten Volkslied von Faust der Teufel sich aufs Malen versteht und unter anderem ein Bild der Venus anfertigt. Aber auch auf den Bühnen-Faust läßt sich ein Einfluß derselben nachweisen. Nicht bloß in unserem Stück, sondern auch in den Puppenspielen ist zu den Bedingungen, die Mephistopheles dem Faust nach der älteren Überlieferung stellt, die neue hinzugekommen, daß er sich

nicht waschen und kämmen dürfe, und schon Creizenach in seinem Buch über das Volksschauspiel vom Doktor Faust hat hervorgehoben, es sei dies eine Zutat aus dem achtzehnten Jahrhundert. Daß den Anstoß dazu der ‚Erste Bärenhäuter‘ gegeben habe, ist kaum zu bezweifeln; denn in dem von K. Engel herausgegebenen Puppenspiel sagt Hans Wurst zu Faust in bezug auf sein Bündnis mit dem Bösen: ‚Ihr hättet sollen die Bärenhäuterei mit dem Teufel unterwegs lassen.‘ Die Rede, zu welcher dieser Passus gehört, ist in ihren übrigen Bestandteilen älter und war früher, wie gleichfalls Creizenach gezeigt hat, dem Mephistopheles in den Mund gelegt. Da nun die Einführung des Hans Wurst in den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts fällt und der gegen Ende des siebzehnten erschienene ‚Bärenhäuter‘ auch erst um diese Zeit Einfluß üben konnte, so mögen beide Neuerungen am Bühnen-Faust von der nämlichen Hand herrühren und zu Wien, der Heimat der Hanswurst-Komödie, entstanden sein.

Mit Hilfe unseres Münchener Spiels läßt sich nun aber wahrscheinlich machen, daß die Einwirkung Grimmelshausens noch weiter sich erstreckte. Am Schlusse des ‚Bärenhäuters‘ geben sich, wie wir gesehen haben, die zwei neidischen Schwestern (denen der Psyche vergleichbar) den Tod, die eine am Strick, die andere im Brunnen, der Teufel aber frohlockt: ‚Nun hab' ich zwei Seelen für eine‘; und in einer anderen Schrift desselben Verfassers, dem ‚Galgenmännlein‘, ist von einem Korporal die Rede, der sich ganz in der Weise des Bärenhäuters mit dem Teufel einläßt, demselben jedoch schließlich die Seelen zweier Trommelschläger statt seiner eigenen unterschiebt. Eine Anknüpfung für diese Züge am Faust zu finden, scheint schwer, da hier weder der Held durch Selbstmord enden, noch seine Seele dem Teufel entgehen darf; aber einen Selbstmordversuch wenigstens boten die Faust-Bücher dar (mit Ausnahme des ältesten): Faust will sich mit einem Messer töten, um nicht bei lebendigem Leibe zur Hölle fahren zu müssen, wird aber durch Mephisto daran gehindert. Diesen Versuch mit dem Messer und die vollbrachte Tat im ‚Bärenhäuter‘ hat unser Münchener Stück zusammengebracht: Faust will der Reihe nach mit dem Messer, am Strick, im Brunnen sich den Tod antun, wird aber durch den Teufel davon abgehalten; darauf werden diesem durch Hanswurst zwei Seelen für die eine des Faust angeboten, er nimmt jedoch nicht an. Aus dieser letzteren Szene hat sich dann später der Auftritt im Puppenspiel entwickelt, wo Faust den Hanswurst zu bereden sucht, daß er statt seiner sich vom Teufel holen lasse; mithin wird auch die erste einer allgemein verbreiteten Überlieferung angehört haben. Da jedoch das Puppenspiel nichts von versuchtem Selbstmord weiß [1]), sondern die entscheidende Abkehr von der göttlichen Gnade durch eine Szene mit der schönen Helena herbeiführt, so erhebt sich die Frage, ob nicht das Volksschauspiel beides, sowohl die Helena-Szene als den Selbstmordversuch, enthalten habe; eine sichere Antwort ist bei dem heutigen Stand unserer Kenntnis nicht zu geben.

Wir beschränken uns auf diese kurzen Mitteilungen über das neuentdeckte Stück, da ein näheres Eingehen für ein größeres Publikum wohl kaum von Interesse wäre. In einer Fachzeitschrift wird sich wohl Gelegenheit bieten, ausführlicher darauf zurückzukommen.«

Soweit L a i s t n e r. Die Original-Handschrift war in der Faust-Ausstellung des Freien Deutschen Hochstiftes in Frankfurt am Main 1893 (Katalog Nr. 162) ausgestellt, und ist von E r i c h S c h m i d t in der dritten Sitzung der Gesellschaft für deutsche Literatur zu Berlin am 20. März 1895 in einem Vortrage über »Halbbekannte Faustdichtungen«[2]) besprochen worden.

Am 22. März 1896 ist Ludwig L a i s t n e r gestorben, ohne daß die von ihm in Aussicht gestellten ausführlicheren Mitteilungen, unter denen wohl in erster Linie ein Abdruck des Textes zu verstehen ist, erschienen wären. Da dieser Münchner Faust trotz der Dürftigkeit der Handlung dem Tiroler Faust, den wir in der Nr. 5 des XXV. Bandes der »Chronik« zum Abdruck gebracht haben, räumlich, zeitlich und auch inhaltlich ziemlich nahe steht, glauben wir der Faust-Forschung, die in unseren Tagen einen so bedeutsamen Aufschwung genommen hat, einen Dienst zu erweisen, wenn wir im folgenden einen genauen Abdruck des Textes der Handschrift vorlegen. Unserem Abdruck liegt eine diplomatisch getreue Abschrift aus der Sammlung K i p p e n b e r g zugrunde, die uns Herr Dr. Anton Kippenberg in seltener Liberalität zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt hat. Der Druck wurde nochmals mit der Original-Handschrift (cod. germ. 5478) verglichen, welche die kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München in dankenswertem Entgegenkommen in Wien zu benützen gestattet hat.

Der folgende Abdruck gibt also die Handschrift wieder, lediglich die im Original fast vollständig fehlende Interpunktion wurde vom Herausgeber eingefügt.

[1]) Über Fausts Selbstmord vgl. »Chronik« XXV S. 35, S. 58 V. 781, 783.

[2]) Kurzes Referat in »Deutsche Dramaturgie« I. Jahrgang, 8. Heft, S. 310 f.

* * *

Tragoedia II.
oder
Seltsames Thraurspihl
allwo
vorgestehlt wird iener Wittembergische Doctor, und Weltberuffene Zauberer Faustus.

Protasis
sive actus primus
Faustus verpfändtet Leib und Seel ewig der Höllen.

Scena 1.
Faustus allein wegen gehabten Traumgesicht ganz verwühret.

Ach mich in der schooß Fortuna unglückseelig einschlumerenten Faustum! gleich einen [Schiff] auf dem hochen wellenschäumenten meer wird meine Seele unter denen prausenten Sturmwinden der Verwührungen umbgetriben. Bin dan ich iener unglückseelige Actaeon, dessen ingeweid von verzweiffleten gedancken, gleich denen rasenten [1 v.] Hunden zerrissen wird? Lebet dan keine Ariadne mehr, so mich wie Theseum durch einen Leitfaden auß disen verwückleten ihrgarten heraußführe? was schwärmithiges Traumgesicht hat mir Morpheus mit seiner schlaffruthen vorgezeuget! ich sache meinen sonst so schönen nahmen Faustus noch schöner gleich einer in kunstreichen flammencreyß spihlenten Lustkugl[1]) biß zu denen sternen aufffteigen, aber leyder mitten in ihrem glanzschimmer zerfallen, erlöschen und wie eine schwarze Kollen biß in den abgrund hinunter fallen.[2]) wo ist anitzo ein aegybtischer Joseph, oder persische Daniel der mir dises widrige nachtgesicht auslege? o ihr Himmlen, die ihr die Herrlichkeiten Gottes verkündiget, und du Saphierenes sternenfeld, die ihr dessen werck anrühmet, et nox nocti indicat scientias[3]): warumb schwaiget ihr: hasset ihr mich, zwinget ihr mich, euch zu verlassen und an der Höllenporten anzuklopffen!

Scena 2.
Faustus und Wagner unterreden Sich von einer verpfändung mit den Höllengeist.

[2] **Wagner.** Eur Excellenz vergeben mir. Dero sonst so ausgehaitertes stirn geduncket mich mit ganz schwarmithigen gedancken verrunzlet zusein.

D. Faustus. Lieber gethreuer practicant Wagner, er hat recht. Dan ein centnerschwärer stain trucket mein geschwächtes Herz. ich fühle, die Himmlen sein ob meinen bisher geführten lauen Leben erbitteret. solt ich dan hinführo wie ein angeketterter sclav die rueder ziechen.[3a]) und meinen geist malefizisch an der folter peinigen lassen? nein! nein! flectere si nequeo Superos acheronta movebo.[4])

---

[1]) »Lufft-Kugel, Lat. Globus aereus, ist eine Kugel, die man bey Lust-Feuer-Wercken aus Mörsern wirffet, und zerspringet, wenn sie hoch in die Lufft kommet.« *Zedler, Univer al L xikon* (Hof, 1738), 18. Band, Sp. 1967. — [2]) *Horn* (Kloster V, 660) will in dem Feuerwerk, das sich die Herzogin bei Schütz-Dreher ausbittet, »abermals das siebzehnte Jahrhundert erkannt haben, in welchem prachtvolle Feuerwerke als die höchste aller menschlichen Lustbarkeiten zu gelten schienen«. — [3]) *Psalm* XVIII 3: Dies diei eructat verbum, et nox nocti indicat scientiam. — [3a]) *Straßburger Puppenspiel, Scheibles Kloster* V 862: »Wagner: Was treibt denn Euer Vater für ein Gewerbe? Hans Wurst: Er treibt nicht, er zieht; — er sitzt auf der Galeere.« — [4]) *Virgil.* Aen. 7 v. 312.

Wagner. auch ich lebe gleiches Sihn und willens, bereith Eur Excellenz biß in Todt, biß in die höll zufolgen. fruamur bonis dum sunt, coronemus nos rosis antequam marcescant, ubique reliquamus signa laetitiae, quoniam haec est pars nostra, et haec sors nostra![5]) was zukünfftig, ist ungewiß; auch bey ergrauten Haaren und lezten athenzug können wür noch Barmherzigkeit hoffen, quoniam non est abbreviata manus Dei.[6])

[2 v.] **D. Faustus.** ich lobe deine Threu! seye es dan! fixum est! iuratum est. dum non mihi militat atheo nec coniurati veniunt ad classica Divi. desperans phlegetontaeae Stygis atria pulso. liebster Wagner, dir solle dan obligen solche muntere pürsch, iunge mägdichen in das hauß zubringen, so auch den teuffl nit förchten, unß aber eine lustvolle unterhaltung machen. das ybrige werde ich besorgen.

Wagner dero Befelch werde sorgfältig zuerfüllen geflissniste Sorg tragen.

abeunt.

Scena 3.

Lustige unterredung des Hans Wurst Knofelwofferl gredl und dudl, dan entlich auch des Wagners.

Hans Wurst poz million hundert 99 tausend elementsstern!
räffa möchti heunt mitn toiffl gern.
herauß auß dä höll, mein hinterer muscaton
in der hosn ganz steiff ist gladn schon.

gredl Du dürmischa[7]) hanserl, hast nöt mehr ä gscher!
still! still! däs di der gänckerl[8]) nit hör!

[3] **Hans W.** Halts maul, du stünckes Luedä!
Du zklobnä schredbeutl, und zrissnes kämplfueda!
Herauß Toifl, wanst ä guraschi hast, du moastmä sterben,
i di schled[9]) zsamhau wie än kahlscherbn!

Knoflwofferl schau, schau, schau! no, no, no; i, i, i maihn der toifl kommt scho.
i gschwind lä lä läff dävo.

Hans Wurst Du duderer[10]) läff hi wost wilst, du zorzentes thiergschwöll,[11])
allain alle Toifl förcht nöt auß der Höll.

Wagner schweig mit deinen Trohen, du versoffner bierschlauch!
sonst mein kaltes eisn dir iag herumb in bauch.

Hans W. was, du couion, was thuests sagn?
du wilstmä kalts eisn in Bauch rumbiagn?
poz million! das grimbt mi böslä, khomm herauß,
tritt dir schled d'ärm zum gsäss hinauß.

Wagner. still, oder ich will dir 100 arschkräpffer
anmessen in deinen hinteren dapffer.

Hans W. sötlä kräpffeln möcht i scho,
Ho ohne dem nichts gfressn no.
[3 v.] sänts aber dräf pfeffert und gschmaltzn?

Wagner. ia, ich selbst wills pfeffern und dir einsaltzn.

Hans W. wär alles recht. wans nur bald habn ko,
warlä i maihn schled, i friß scho dro.

Wagner. Dein lustiger humor mir gfahlet sehr;
sag mir, wie haist du, wo khommst her?

---

[5]) *Liber Sapientiae* Cap. II V. 6: Venite ergo, et fruamur bonis quae sunt .... V. 8: Coronemus nos rosis, antequam marcescant: nullum pratum sit quod non pertranseat luxuria nostra. V. 9: Nemo nostrum exsors sit luxuriae nostrae: ubique relinquamus signa laetitiae; quoniam haec est pars nostra, et haec est sors. — [6]) *Isaias* LIX 1: Ecce non est abbreviata manus Domini ut salvare nequeat, neque aggravata est auris ejus ut non exaudiat: sed iniquitates vestrae diviserunt inter vos et Deum vestrum. — [7]) türmisch = wild, ungestüm, zornig, impetuosus. *Schmeller* 922. — [8]) gänckerl = (im Scherz) der Teufel. *Schmeller* 923. — [9]) schled = schlecht = gerade, geradezu, schlechthin, bloß, nur. *Schmeller* II 502. — [10]) dudern = stottern. *Schmeller* 491. — [11]) Thür-Geschwell = Türschwelle. *Schmeller* II 630. Offenbar also = knarrende (Zärrezer *Schmeller* II 1146) Türschwelle.

Hans W. Das ist wohl ä narisch fragn:
von meiner Muedä, di hat mi scho ledig tragn.

Wagner. so bist du lediger weiß gebohrn?

Hans W. Der kärl ist ä nar, hat in hirn ein spohrn
odä in kopff eintredn gar än dorn.

Wagner. Dein Vatter dan, wo war er her?
ist er auch ledig gwest wie dein Mutter?

Hans W. 5 Voadä allain; die ho i ghabt,
Dan d' Muedä beym richtä 5 hot ongsagt:
ainä ist umbkomma durch das schwerdt,
der zwaite ist untern rad blibn auf der erd,
der drit ist hooch in der galgnlaiter gstign auf,
der Viert in der hizign fieba an schindhauffa gangä drauf;
[5] Dem 5ten hat meister auwehe den bukhl abkirt,
und mit den staupböſn in frembde lander gführt.

Wagner. wohl ein schöne genealogi erzellt hast mir.[12])

Hans W. gelt du bist mä gwiß neydi drum allhier?

[Wagner.] wan du wilst in meines Herrn Dienst [12a]) sein aufgenohmen,
gsotten und bratns fressen und sauffen wirst gnueg bekommen.

Hans W. wer ist dein Herr,
so mich begehr?

Wagner. Er ist ein Doctor der schrifft, Faustus genahnt,
aller orthen in ganzen Sachsen bekant.

Hans W. ist mä scho recht! Doctä und d' narn
ghörn ohnedem in einen kharn.
abä schau, i ho no ä gar schöne bitt:
nihm knoflwofferl, gredl und kindä glei mit.

Wagner. wie vill kinder hast du dan?

Hans W. schled 10, sovill ein narr machen kan.[13])

Wagner. folge mir nur mit deiner ganzen gmein,
wo ein narr ist, solln auch die andere sein.

abeunt omnes.

[4 v.] Scena 4.

Faustus beschwöret die Höllen.

Faustus seye es dan, quod statui faciam. Die ganze Höllen solle mir zu Diensten eilen. ihr unterirdische Krufftgeister, ich beschwöre euch durch den klirenten Scepter Luciferi! fern euch meine Seel lieb, kommet herbey.

fit strepitus. subintrat unus.

daemon 1. ich, Beelzebub, einer auß denen fürsten der Höllengeister, erbiethe dir deiner Seelen willen meine gethreuiste Dienst.

Faustus wohl wunderlich, das die fürsten der finsternüssen umb eine einzige Seel [14]) also dienstbahr sich zeigen. sag an wie eilfertig bis du?

1 daemon wie ein von Bogen loßgetruckter pfeil.

Faustus. wie? nur wie ein pfeil? solcher schneckenpost will ich meine unsterbliche Seel nit aufbürden: trette ab und lasse einen schnelleren kommen.

[12]) Eine ähnliche »schöne Genealogie« erzählt Hanswurst im Geißelbrechtschen Puppenspiel (Kloster V 754 f.) und im Straßburger (Kloster V 862). — [12a]) *Handschrift*: wilst. — [13]) Auf seine zahlreichen Kinder spielt auch der Wiener Hanswurst Stranitzky gern an; vgl. Payer, Wiener Haupt- und Staatsaktionen, in den Schriften des Literarischen Vereins in Wien. X. Bd., S. XXX. — [14]) Schon bei *Marlowe* fragt Faust: »Was frommt wohl meine Seele deinem Herrn?«

fit novus flammeus strepitus.

2 **daemon.** mein höchſter flammen kayſer erbiethet dir ſeinen gnädigiſten gruß und mich astaroth zu deinen dienſten. meine eilfertigkeit iſt wie ein von carthaunen loßgebrenete kugl.[15])

[5] **Fauſtus.** groſze, alles in einen Hui zerſchmetterente eilfertigkeit! Doch auch diſe iſt mir ein allzu-langſame ſchildkrott. weiche dan!

iteratur strepitus et advenit
n o v u s d a e m o n.

Fauſtus weſſen nahmen und geſchwindigkeit biſt du?

3. **daemon.** ich, Beelphegor, bin ſo geſchwind alß ein von aufgang biß nidergang die wolcken durchſchneidenter pliz, und iſt auch das feurige Sonnenrad, ſo in einer minuten ſich vill dauſent meill wegs fortwelzet, meiner eilfertigkeit nit zuvergleichen.

Fauſtus. pliz und Sonnenlauff hat den Zweck meiner Herzensbegierdt noch nit ereylet. fern dan Lucifer in ſeinen flammenreich keinen geſchwinderen zehlet, iſt mein Handlung unter-brochen.

innovatur strepitus.

Fauſtus. o ihr unruehige Höllengeiſter, wie köſtlich muß dan ſein in euhren feurigen pful ein einzige Seel! wer biſt du dan?

4 **daemon.** ich, Mephistophiles, bin der allereilfertigiſte auß meinen [5 v.] mitgeſpahnen und ſo geſchwind alß der menſchliche gedancken.

Fauſtus. wie? alß der menſchliche gedancken! vaſt ein göttliche würckung, von welcher geſchriben ſtehet: si ascendero in caelum tu illic es, si descendero in infernum ades, si sumpsero pennas meas diluculo, et habitavero in extremis maris, illuc deducet me manus tua, et tenebit me dextera tua.[16]) Mephistophiles! Mephistophiles! fern du kein Lügengeiſt, dir und keinen anderen verpfandte ich auff ewig meine Seele, eyle hin zu Lucifer und ſag es ihme (NB citissime revehitur.) biſt du ſchon widerumb da? was ſagt Er?

Mephiſt. ich ſolle dir gehorſammiſt in allen beſtändtig dienen. wie lang wilſt es haben? 10 iahr?

Fauſtus. wie? 10 iahr vor eine ewige Verpfandung? ſchäme dich!

Mephiſt. 15 iahr!

Fauſtus. noch zu wenig!

Mephiſt. 20 iahr!

Fauſtus weder diße erklecken mir.

[6] **Mephiſt.** Fauste, wyſſe den willen meines allerhöchſten flammenkayſers Luciferi: 24 iahr, länger nit.

Fauſtus. 24 iahr umb eine unaufhörliche ewigkeit. ſchwärer contract! diße werden wie ein reyſſenter ſtromm voriberrauſchen, und eine unendliche ewigkeit folgen. momentaneum quod delectat, aeternum quod cruciat! Fauste, Fauste, beſihne dich!

Mephiſt. Fauste Fauste quid haesitas? quid titubas?[17]) hic stans delibera.

Fauſtus. ſeye es, dir verpfände ich mein leib und Seel auf ewig, aber zugleich beſchwöre ich dich bey dem feurigen Scepter Lucifers, das du diße 24. iahr tag und nacht nach allen wunſch und begihren auf das allergethreuiſte in allen aufwarthteſt.

Mephiſt. ia! in allen! auf das allergethreuiſt! aber auch [du] mueſt mir folgente puncten bſchwören: 1. dich nihmermehr zuwaſchen 2. keinen gottesdienſt noch predig mehr beywohnen.

Fauſtus. warumben nit mehr waſchen? ich wurde ia mit der zeit mehr einer unflätigen Sau dan menſchen gleich ſehen.

---

[15]) *Kralik* 168: »Ich bin so geschwind, als wie die Kugel aus dem Rohr.« *Schwiegerling* 16: »Ich bin so geschwind wie die Kugel aus der Büchse.« *Kraus* 114: »Ich habe eine solche Schnelligkeit in mir, daß ich einen Schuss in meinen Rachen fange und ihn dir in deine Hände zurück übergebe.« — [16]) *Psalm* CXXXVIII 8—10. — [17]) *Seneca, Tragoediae ed. Ant. Thysius Leyden 1651 Medea* V. 935: »Quid, anime titubas?«

[6 v.] **Mephist.** seye dessen unbekümeret. wür teufflen sehen das waschen nit gern, indem wür an ienen, so sich morgens nit waschen, mehreren gwalt haben.[18])

Faustus. alle kürchen vermeiden ist auch hart, ich wurde entlich bemercket und mehr alß ein abentheur dan mensch verabscheuhet werden.

Mephist. nichts minders, lass es nur mir yber. 3tens wirst kein creutz mehr machen, kein gebett mehr verrichten, die nahmen des Erlösers und seiner Mutter nihmermehr auf deine Zungen nehmen. gott verlaugnen, fluchen, vermaledeuen.

Faustus. ein kalter schauder durchfahret meine glider, das Bluet stocket in den aderen! gott, von deme ich das leben, unzahlbahre Gnaden empfangen, auf ewig verlaugnen hassen maledeuen! des Himmels auf ewig verzeuhen; [18a]) Jesum Mariam . . .

Mephist. halt in mit disen worten!

Faustus. . . . nihmrmehr weder anrueffen noch aussprechen! Harte nuß. seye es aber, wie es wolle! den lasterfaden, so einmahl angeknüpffet, will ich fortspihnen. [7] aber du, Mephistophiles, wüsse, du wirst meine so theur gethanne Seelenverschwörung gwiß auch theur gnueg bezahlen missen.

Mephist. seye es, weillen mein grossherr und ich gegen dir unß verpflichtet. Befelche anizo mit deinen Dienner. und werde dir hinführo in ansehnlicher cavaliersgestalt allein ein schwärtzes flecklein an den wangen tragent an der seithen stehen.

Faustus. weillen es allgemach schon spatt abents, so verlange ich, das nach aufgehobenen nacht-essen mir eine vortreffliche chammer Music vor dem schlaff machest.[19])

Mephist. Das solle nit ermanglen. abeunt.

Epithasis
sive actus secundus.

Verschidene Ergözlichkeiten [19a]) und Begebenheiten Fausti des verruchten Ertzzauberers.

Scena 1.

Wagner erzahlt was ihme mit Fausto vergangene nacht begegnet.
Wagner solus.

Zeit des Lebens hätte ich mir nihmermehr beyfahlen lassen, das die Höllengespenster sich in Englen des liechts, ihr schmerzlichistes weesen in solche lust und freud [7 v.] und ersihnlichiste ergötz-lichkeiten haten verwandlen können. Behalte nur gott vor sich und die Seinige die Himmlen, ich [will] lieber bey den teufl sein, wan es auch in der Höll so lustig hergehet: meine ohren wurden mit einer ybernatürlichen Music ergötzet, meine augen von denen goldschimmerenten pallästen kostbahristen aufzügen ganz entzücket. wür machten eine fahrt durch eine halbe welt zeit einer stundt. hundert postilionen blaseten vorauß, die flambonce erleuchteten alle strassen, wür sachen verschidene nationen, und musten die teuflen vor sich pflasteren und hinter sich das pflaster wider aufheben.[20]) wür giengen auch zu schiff, und segleten gantz sanfft bey denen schönsten inslen und Seehäfen auf dem meer vorbey.[21]) und in einen Hui wurden wür wider in unser nachtlager yber-setzet.[22]) also belohnet die Höll seine Dienner, nihmermehr aber also auf erden der Himmel die seinige: ich verhaare bey Fausto, das ist: glückseeligen.

abit.

---

[18]) Diese Begründung findet sich sonst nirgends in den Puppenspielen. — [18a]) Einer Sache verzeihen = auf dieselbe verzichten, Schmeller, II., 1104. — [19]) Vgl. das Spießsche Faustbuch, 2. Aufl. von R. Petsch, Halle a. d. S., 1911, S. 23. — [19a]) *Hs.*: Erzöglichkeiten. — [20]) Vergleiche »*Chronik*« XXV, S. 44, V. 295, u. Anm. dazu. — [21]) Vgl.: »D. Fausti dritte Fahrt in etliche Königreich und Fürstenthumb, auch fürnembste Länder und Stätte.« Volksbuch a. a. O. S. 58 ff. — [22]) Nach Fausts Fahrt durch die Hölle »wirfft jhn der Geist also schlaffendt in sein Bett hineyn«. *Spieß*, S. 53.

Scena 2.

Hans Wurst und gredl bewunderen auch ihr lustleben.

hans W. Hui dummä geht nöt da so lusti her,
als weni schled bey än nachtgiaid [23]) wer.
[8] ia wohl unsä baurnkiertä wä allzu schlecht,
Ho mit ongschoppt, Däs mit dä Hand schir glangä möcht.
pfeiffä singä, tanzn springä, alles gieng umb und umb,
nur die schönstn menschä träheten sich in crayß herumb.
raiffröck habns ghabt, väbrämt mit silbä und gold,
mächt wüssn, wo der Melchästofl Sie hat hergholt.
Ho gschoffä siessn mett und allerbestn wein,
wans so hergeht, will liebä in da Höll als fegfoia sein.
Hedri hadri in wolckn wie sternpuzn samä rumbgfahrn, [24])
hat mi ganz dämisch gmacht, und schier gar zum narn.

gredl. o liebsta Hanserl, du hast recht,
warlä döß lebn ist nöt schlecht,
wans nur längä ertragn ko
so gläb i, sey in himml scho.

hans W. ia wohl in Himml mag i nöt hinein,
will liebä lustig beym toifl sein.
die Si umb den Himml schärn, und keuä,
müssn wachn, fastn, bettn, Si biß äfs Blut casteuä;
da wär i ä nar, sötles lebn bi nöt gwohnt,
den armen capuzinern sey solches vergohnt.

gredl. bi zwar noch zimmlä meid, doch schadet nit,
ä kleins dänzl mach mit mir, di herzla bitt.

hans W. machts halt ein auf fein geschwind,
ein schwarzmahler enck wirff vorn grind.

saltus.

[9] Scena 3.

Klag 2 chamerdienerinen gegen den H. Practicanten Wagner, alß seye das Hau voll der Gespenster.

Mamselle Luise. Mamselle Lisete haben Sie nichts gehört? warhafftig dise wohnung des Herrn Doctors ist sehr unruhig es muß darin sehr regieren?

Mademoiselle Lisete. Nein Luise. ich kan schon vill nächt nichts mehr schlaffen, es rehnen ia die gespenster ein Zimmer das andre auf. das polderen, stossen, wohl auch gutschen fahren währet tag und nacht. ich höre reden, murmlen, aber verstehe und siche nichts. es ist iüngsthin ein solcher Boldergeist zu mir in die schlaffchammr kommen. ich möchte hieriber vor schröcken verschmachten. Behütt mich gott von einen solchen Dienst! wan man mir iahrlich 1000 Ducaten lohn aufzehlete, möchte ich nit hier verbleiben.

Mamselle Luise. bin gleiches Sihn und willen; wan eine schon ihren Standt verlangt recht zu halten, so lassen ihm allhier die Teuffelsleuth kein ehr, kein ruehe. ich begehre meine entlassung.

[9 v.] NB. Her Practicant Wagner kommet herbey.

Mademoiselle Luise. eben recht, Herr Practicant Wagner. es beliebe ihnen zu Sr Excellenz zugehen, und ihm nebst unser unterthänigen enpfelchung zubedeuten, das wür beede umb unsere entlassung hoffliehist bitten. [25])

---

[23]) Bair. das nachtgejaid = die wilde Jagd, das wilde Heer, Grimm VII, 194. — [24]) Vgl. Kap. 25 des Volksbuches: »Wie Doct. Faustus in das Gestirn hinauff gefahren.« — [25]) Im Geißelbrechtschen und im tschechischen Puppenspiel ist es Wagner, der um seine Demission bittet. Kloster V 772, Kraus S. 154.

Wagner. habt ihr nit füeſſ und Zungen? gehet ſelbſten hin, und begehret es.

Mamſelle Liſete. iſt Er doch Tag und nacht nit zu hauſ, und wan Er ſchon eine kurtze Zeit gegenwährtig, waiß ich nit, wo ihn der Teuffl wider hinholl.

Wagner. gemach mit diſen ſcherzreden, es kommet ſonſt zum ernſt.

Mamſelle Liſete. reut mich gar nit, diſe wort ausgeſtoſſen zuhaben. es iſt ia das polderen eine ganze nacht kein Ende. haben auch nit ein= ſonder offtermahlen kholſchwartze männer in unſeren chammren geſehen, von Truden und andren Zaubergeſchmeiß will nichts melden.

Wagner. ihr einmarginierte ſprizpizen, was wäre es dan, wan mein Herr mit dergleichen ſeinen luſt büſſete? [10] wollet ihr mithalten, könt ihr auch alle nacht außfahren, an ſtatt der pferdt deſ Böſenſtills oder miſtkreul bedienen.

Liſete. Behütte unß gott! wür bedancken uns diſes offerts. wür ſeint ehrliche Jungfrauen, und keine gablfahrerinen.

Wagner. vor euhre Jungfrauſchafft will kein borg nit ſein,
weilln ohne dem bey euch die ſchreiber kehren ein.

Luiſe. das iſt nichts, Sie ſeint iunge ſchöne galants' homes, und keine gſpenſter nit.

Wagner. wie! Sie ſeint keine gſpenſter?
was thuen Sie dan bey euhren chammerfenſter?

Luiſe. Des Tages haben Sie nit Zeit, Sie müſſen ſchreibn,
Darumb Sie mit unß zu nacht artig die Zeit vertreibn.

Wagner. wohl artig, das glaub ich wohl,
habt aber acht, ob nit einmahl euch der ſchwarz gugu höll.

Liſete. wür förchten unß nit, wan znachts der gugu ſchreut,
ſeint nit ſo aberglaubiſch, wie andere leuth.

Wagner. Das glaub ich wohl, drum ihr menſchä nit weit her ſeyt.

abeunt omnes.

[10 v.] Scena 4.

Faustus und Mephistophiles untereden Sich.

Personae

Faustus und Mephistophiles allein.

Fauſtus. Mephistophiles, ich rüehme deine zum mir dienſtbahre Threu, Durch welche du mir eine kleine gottheit eingeflesset. ich würckte in allen elementen wunder ohne wunder: ich ſchwängerte nach gefahlen die wolcken mit regen, ſchnee, pliz, und donner,[26]) bey eißkalten winter brachte ich hervor die ſchönſten gartenbluemen und weintrauben.[27]) verſtaltete die menſchen in löwen, tiger, hund und kazen. izt erhobe ich mich biß zu den ſternen, bald vergrabete mich widerumb in denen minen der erden. ich durchwanderte alle königreich und Landſchafften, trange mich ein in die cabinets der förſten und Monarchen.[28]) reuet mich dan nit, meine Seel auf ewig dir verpfändtet zuhaben. aber ſage mir aufrichtig, warumb bemieheſt du dich ſo ſehr umb meiner einzigen Seelen willen? du bleibſt ia ein höllengeiſt, ha[ſſ]t du ſolche in deinen klauen oder nit. weiß zwar [durchstrichen: auch gott], das der Sohn gottes vor deſſen Hayl [11] noch mehr gethan, er iſt menſch worden und hat den größten ungemach ſchmach, pein, ſchmerzen, bitteriſten todt darvor ausgeſtandten, 33 iahr alß ein gethreuer hirt ſolche in ſeinen ihrgang aufgeſuecht, mit ſeinen fleiſch und bluet ernähret, und auf blutigen ſchultern ſolche liebkoſet.[29])

Mephiſtophiles. was vor ſchnacken und grillen zerritten hier deinen Kopff? Die hochſchätzung deiner Seel vor himl und höllen wirſt ſchon mehrers einſtens erkennen. hindan mit dißen eitlen nachſihnen! wüſſe, die caroſſe ſtehe ſchon in den hof, 6 rappen ſeint eingeſpahnet, gedanckenſchnell dich hinzuführen, wo dich beliebet.

---

[26]) *Pfitzer-Widmann*, II. Teil, 12. Kapitel: »Von einem schönen Gewülck und bald darauf erfolgtem Donnerwetter, welches abermal D. Faustus auf einem Saal angerichtet.« — [27]) Vgl. Volksbuch, S. 105: »Von mannicherley Gewächß, so Faustus im Winter, vmb den Christag in seinem Garten hatte.« Ferner *Pfitzer*, I., Kap. 27, II. Kap. 16. — [28]) Vgl. oben Anm. 24. »Darnach forderte der Keyser den Faustum in sein Gemach.« *Spieß*, S. 76. — [29]) Über das Bild vom guten Hirten vgl. das Zingerlesche Faustspiel, »Chronik« XXV, S. 38, V. 84 ff. S. 41, V. 180 ff.

Faustus. recht. ich verlange nach den chinesischen hof, umb von dem Majestatischen pracht, von welchen die Jesuiter so vill weesen machen,[30]) augenschein einzuhollen. solst auch meine hauß=bedienete mitnehmen, das diße einfältige tropffen, was von der herrlichkeit diser welt sehen.

Mephistophiles. wohl. in einen augenblick wollen wür dort, und nachdeme du alles zu gnüegen gesehen, frist einer stundt wider da sein.

abeunt.

[11v.] Scena 5ta.

gredl und dudl befragen Sich wo ihre liebste hin, finden entlich solche.

Personae

Erstlich gredl und dudl hernach auch Hans Wurst und knopflwoferl.

gredl. Hä, dudl, wo ist dan der wurstl und knoflwoferl hin,
Däs män kommä außn gsicht nit auf den Sihn?
hats ia des Faust toifl nit gholt,
gschachmä beslä, das not sein solt.

dudl. närisch thier, sie sänt spaziern ausgfahrn,
mit 6 pfä auf kholschwarzen postkarn.
das ding gieng durch, das thätn d' wolckä blizn
und s' foia yberall rumb hervor sprizn.

gredl. stünckents luedä, warumb hast mirs nit vonn gsait,
i hät den wurstl nöt a:.lassn ehendä zrissen pfaid.

dudl gredl, baum di nöt so stark auf,
sünst schled mit dir herumb rauf.

[12] **gredl** was? du gaifferter saumlöffl, du alts rafflscheidt,
herauß wans guraschi hast, i bi scho breith.

altercantur.

Hans Wurst. was ist das, gehts ä so zue, wan bin nöt zhaus?
nur gschwindts hörts auf und gebts ä ruehe
odä ich schlag auf beede mit fäustn zue.

gredl. mein wursthanserl, weills no bist da, i ho scho gmaint,
der toifl hat di gholt, ho zächä wie welschnuß gewaint.[31])

Hans W. ös narn, beym toifl ists lusti sein,
hot uns gführt biß in china hinein.

gredl. o wurstl häts mi fein ä mitgnohmä,
wäri zum chinesischn koisä kommä,
hät könna sein leibwascherin wärn.

Hans W. was thät dä koisä mit ä so stüncketen bärn:
Er hot wohl schönerne maidln alß du bist,
du wäst schled dägegn ä hennafist.
gelt, knofflwoferl, wür hobn gsehn sachä,
das ins vor verwunderung thät d' hosn krachä:
gold, silber, perln, edlgstain, und purzalain,
schönste palläst, und hausä groß und klain.

[12v.] **knofflwoferl.** i i i i mi nö nö nöt gnug vä vä vä wundern ko
dä dä dä koisä moa moa moaß sein ä ä ä reichä mo.
wo wo wo wolt gern sei sei sein nachtkini sein,
i i i ihm gern dä dä däs heisl rauhmä allein.[32])

---

[30]) Über die frühen und engen Beziehungen der Jesuiten zu China vgl. Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, 2. Aufl., 3. Bd., S. 151 ff. Im Volksbuch gelangt Faust auf seiner Weltfahrt in alle erdenklichen Länder, nur nicht nach China. — [31]) »hab Zächer (= Zähren, Schmeller II 1100([so groß] wie Welschnüsse geweint.« Im Straßburger Puppenspiel (Kloster V 860) sagt Hanswurst: »es hat sich gar niemand über mich erbarmen wollen, als der alte Schimmel, dem seyn die Thränen das Hinterviertel herabgerollt, accurat wie Pomeranzen so groß.« — [32]) Eine beliebte Unfläterei des Hanswurst vgl. Wiener Haupt- und Staatsaktionen I (Schriften des Literar. Vereins in Wien, Bd. 10), S. 458, Anm. 6.

Catastrophe.
vel actus tertius infelicis
Exitus.

Scena 1.

Thraurige unterredung Fausti mit dem Wagner.

Faustr liebster Practicant Wagner, mein praxis kommt entlich zum endt, ich werde mich von dir scheiden miessen.

Wagner. gleich einen Donnerstrall schlagen mich dise wort nider; hab ich Se Excellenz so sehr wider mich aufgebracht, das Sie meine persohn nit mehr gedulden wollen?

Faustus. ach nein! meine liebe nahmme zu mit ihr threu, wie der tag mit der Sonnen: aber nunmehr will es mit mir spatt abent[32a]) werden. [13] ach mich unseeligen Faustum! lassatus sum in via iniquitatis, ambulavi via difficiles,[33]) et lumen veritatis non illuxit mihi.[34]) mein verruechtes gewüssen zwinget mich gleich dem verzweifleten könig antiocho aufzurueffen: in quantam tribulationem deveni, et in quos fluctus tristitiae, in qua nunc sum, qui iucundus eram, nunc reminiscor malorum quae feci, et ecce pereo prae tristitia magna.[35]) Die stundten meiner wollüsten, zauberstücken und Bosheiten sein wie ein reissenter bach verrauschet. eheu actum est de me conclammatum est! maior est iniquitas mea! quam ut veniam merear. [36])

Wagner. pfui, hin weck mit cainischen verzweifflungsworden! Die unendliche barmherzigkeit gottes yberschwäret alle laster; weit anderst redet gott durch seinen propheten: auferte malum cogitationum vestrarum ab aulis meis, quiescite agere perversae. et si fuerint peccata vestra ut coccinum, quasi nix dealbabuntur, et si fuerint rubra quasi vermiculus, alba erunt.[37]) Dismas hat am creutz vor lezten abtruck gnad und das paradeys erhalten,[38]) David hat mit einen einzigen reumithigen wort peccavi, Magdalena durch [Lücke!] [13 v.] der verlohrne Sohn durch demittige beicht vätterliche Huld erworben. auch Seine Excellenz können dise erlangen. hab ich bishero Eur Excellenz in der Sünd gefolget, folgen Sie mir in der bues, zu welcher mich wende.

Faustus mein Wagner, deine maihnung, deine ermahnung ist gutt! folge du solchen, aber bey mir ist es zuspatt: poenitentia sera raro vera. bitte gott vor mich, und lasse mich mir selbsten yber.

abit Wagner.

[32a]) *Weidmann*, S. 54: Faust, es wird Abend — O schreckbarer Abend! — Welch eine himmlische Warnung! — [33]) *Sapientia* V 7: Lassati sumus in via iniquitatis et perditionis, et ambulavimus vias difficiles; viam autem Domini ignoravimus. — [34]) *Sapientiae* V 6: Ergo erravimus a via veritatis, et justitiae lumen non luxit nobis. — [35]) I. *Machab.* cap. VI, 13: et dixi in corde meo: In quantam tribulationem deveni, et in quos fluctus tristitiae in qua nunc sum, qui iucundus eram et dilectus in potestate mea! 12. Nunc verò reminiscor malorum quae feci in Jerusalem, unde abstuli omnia spolia aurea et argentea quae erant in ea, et misi auferre habitantes Judaeam sine causa 13 Cognovi ergo quia propterea invenerunt me mala ista; et ecce pereo tristitiâ magnâ in terra aliena. — [36]) *Genesis* IV 13: Dixitque Caïn ad Dominum: Major est iniquitas mea, quam ut veniam merear. [37]) *Isaias* I 16: Lavamini, mundi estote, auferte malum cogitationum vestrarum ab oculis meis, quiescite agere perversè. *Isaias* I 18: .... si fuerint peccata vestra ut coccinum, quasi nix dealbabuntur; et si fuerint rubra quasi vermiculus, velut lana alba erunt. — [38]) *Zingerle* V. 733 f: »lass mich wie magdalen in voller Reye sterben, las mich wie Dissmas auch das Baradeise erben.« zu »abtruck« vgl. *Zingerle* V. 359. 743.

Scena 2 da.

Faustus allein.

ach mich unglückseeligen, ewig verruchten Sünder! quomodo habitare potero cum ardoribus sempiternis perdurare in igne devorante in aeternum.[39]) Der laster greul ybersteigt die haar meines haubts. ich mueſ verzweifflen an gottes gnad und barmherzigkeit.

eccho submissa voce: barmherzigkeit.

wie, Barmhertzigkeit! redet der himml oder ſpottet die höllen? nein, nein, rede wer wolle, alles iſt ohnmöglich.

eccho möglich

[14] was, möglich! ſolte mir die gnaden porten noch ſtehen offen?

eccho offen

offenſtehen! mir der himml verſchloſſen ſein annoch nit?

eccho noch nit

was ſolle diſes ſein! kan ich dan noch verzeihung erlangen?

echo erlangen

wie, erlangen! ſo rueffet wohl ſelbſten gott, das ich nit verweille?

echo eyle

das gſchreu meiner Sünden hat ſich wie der Sodomiter biſ zum himml erhoben, verſtockt wie Pharao, flüchtig wie cain, verzweifflet wie Judas, ware ich, und ich ſolte annoch können gnad hoffen?

eccho hoffen

ſo iſt dann die Barmherzigkeit gottes unendlich?

unendlich

und alſ alle meine miſſethäten noch gröſſer?

gröſſer

ſeye es, vermaledeute Höllengeſpenſter, ich künde euch den dienſt auf, ich verflueche, und widerruffe meine dem Lucifer gemachte verzweifflete Seelenverpfändung. cor contritum et humiliatum Deus non despicies![40]) verſchone, ach verſchonne barmherzigigſter gott [durchstrichen: nihme] und alſ ein mildreichiſter vatter deinen verlohrnen ruckkerenten Sohn mich nihme auf!

ich nihme auf

Mephiſtophiles Fauste, undanckbahrer Fauste! was höre ich? ändere [14 v.] alſobald dein thorrechtes ſeuffzen, oder ich zerreiſſe dich an der ſtell in tauſent ſtücken. maior est iniquitas tua quam ut veniam merearis. eitl iſt all dein ſeuffzen und hoffen.

Fauſtus. wo ſeint dan die ſtrück, das ich mich ertroſſle, und mein verpoſtes ingewehd zur höllen auſſchütte? wo meſſer und dolchen,[41]) das mir mein vermaledeutes Herz abſtoſſe? ich eyle in nächſten bronnen mich zu erſauffen.

abit cito.

Mephiſt. eyle nur hin Fauste! mir iſt gnueg, dich auf ein neues in denen verzweiflungsmaſchen verwücklet zu haben. ſueche dich umbzubringen, ich aber wird es verhinderen. ich, Mephistophiles, mueſ auch dein hencker und mörder ſein. Höllencameraden, khommt herbey und laſſet unſ ob den gwihn diſer Seelen erfreuen.

saltus daemonum.

---

[39]) *Isaias* XXXIII 14: Conterriti sunt in Sion peccatores, possedit tremor hypocritas. Quis poterit habitare de vobis cum igne devorante? quis habitabit ex vobis cum ardoribus sempiternis? — [40]) *Psalm* L 19: . . . cor contritum et humiliatum, Deus, non despicies. — [41]) *Zingerle* V. 781: »bring dolchen, stricke, gift zu Ewig heüsser Qual.«

Scena 3.

Hans Wurſt, Melchäſtoffl

Hans W. wo wär i eitz des Fausts ſein toifl den Melchäſtoffl antreffä?
Mephiſtophiles wen ſuechts, du ertzgrober baurenknecht?
Hans W. biſt du dä Melchäſtoffl? wär mir ſcho recht.
[15] Mephiſtophiles. was wilſt dan, du einmarginierter flegl?
Hans W. nöt vill flegl, oda i zaig dir ä andern ſchlögl!
Mephiſtophiles. ſchwaig, oder ich dich in tauſent ſtück zerreiſſ.

Hans W. was, du mi zreiſſn? du generalfeldmarchall yber
alle kolnbrenner, du ſchmuziger ſchierhäckl,
du grunzentes ſpoſäckl, du mi zreiſſen?
gehe probiers, i will dir auf d' naſn [durchgestrichen: beiſſen] ſchmeiſſn!
ſchau, da hintn in dä hoſn ho i ä luckä,
konſt es kuſſen, konſt eini guckä!

Mephiſtophiles hät ich den gwalt yber dich,
wolt fertig gleich ſein ich.

Hans W. den gwalt konſt glei [haben] yber mein ſeel,
verſchon den armen narn, den Faust, führn nöt in d' höll;
züttert der arm tropff, alſ wannä den ſchwindl hät!
ſchau: 3 Seel vor di ſein gib i dir ſchled;
hui wochaſtoffl, gredl, dudl laſt enk ſehn,
villeicht thuet ſi der herr toifl aufn tauſch ehenter verſtehn.
ſchau [durchstrichen: wohl] wochaſtoffl, diſer groſmächti herr,
gelt du ſchenckts ihm dein ſeel, wan ers begehr?

wochäſtoffl ia, ia, ia, ös ös öſ öſ bleit darbey,
i i i ihm mei mei mei ſeel gib glei.

[15v.] Hans W. gredl, dudl, es gebt auch ös gebt euhre ſeeln ä därzue,
ſo iſt der tauſch gmacht, 3 vir aine iſt wärlä gnue.

gredl. was, i ſoll gebn dem toifl mein ſeel?
nä, nä, mag nöt, möcht ers führn in d' höll.

dudl i gei die mein ä nöt her,
mächt er mirs zruckgebn nihmrmehr.

Hans W. ös narn ös, in dä höll könſt ia recht luſti ſein,
könſt freſſn ſchwarzä ſchunckä, roſtbrädln,
ſieſß ſchlangägifft, drakngaal ſchänkt man ein.

gredl ſetläs gſchlämp mag i nöt ſauffä,
geh, dudl, wür davo gſchwind lauffä.

Hans W. ſey halt zfridn mit dä mein, und wochaſtoffls Seel,
vor meines Herrn Faustl haſt gleiwohl zwey,
kanſt führn in d' höll.

Mephiſtophiles. mein groſſher, der Lucifer, verlangt des Fausti ſeel,
nit die euhre, diſe mueſ ich ihm bringen gar bald in d' Höll.

[Hans W.] dein herr mueſ gwiſ in kopff habn ſtroh,
däs er 2 ſeeln vor aine nöt will nehmä o.

Mephiſtophiles abiens. deine ſeel ſeinr zeit will holn auch ſchon.
Hans W. zeig dir d' feign, weit von ſchuſſ iſt gutt davon

abit.

[16] Scena 4 et ultima

Faustus, daemon, mors.

Mors. Fauste, Fauste, cantatum satis est frangitur barbitos. die zeit iſt verfloſſen, dispone domui tuae, quod morieris et non vives.[42])

Faustus. o mors quam amara est memoria tua![43]) iſt dan der bueſ, der gnad kein Zeit mehr?

Mors. nein tempus non erit amplius.[44]) gott hat dich gerueffen, du haſt nit gwolt, ſo wird er izt zu deinen untergang lachen.

an der vhr ſchlagſt ein virtl.

daemon intra scena

Fauste Fauste accusatus es!

Faustus. wie! angeklagt und wegen unzahlbahren zauberlaſteren angeklagt! von denen teufflen ſelbſten angeklagt! o ihr büchl und berg bedecket mich,[45]) ihr ergrimmte elementen verzähret mich, ihr pliz und donner, in ſtaub und aſchen verbrennet mich![46])

die uhr ſchlagt halbe

daemon intra scena

Fauste! Fauste! Iudicatus es.

Faustus. auch verurtheilet. hat gott den gerichtlichen ſtab wider mich gebrochen, gott deſſen einſprechungen ich verachtet, deſſen anerbothene gnad ich miſſhandlet, deſſen [16 v.] gebott ich yberttretten, deſſen nahmen ich geläſteret, deſſen drey Einigkeit ich verlaugnet, deſſen Heiligkeit ich vermaledeuet, meine von ihme zu ſeinen ebenbild erſchaffene, mit ſeinen blut und Todt ſo theur erkauffte ſeel von ihme abgetrennet, und der höllen verpfändet!

die vhr ſchlaget 3 virtl.

daemon intra scenam

Fauste Fauste condemnatus es!

Faustus. auch verdammet bin ich! o elend! o iamer! o unhayl! o greul! was donner wort ſeint diſe! o wehe, o ewiges wehe! o feurige, in haiſſbrennenten flammen ihmer aufwallente, in ewigen finſternuſen behaarente, in ihmerwährenten toben, wietten, peinen, qualen, ſchmerzen, folteren, heulen, wainen, ſeuffzen, zähnklapern, verzweifflen ſich umbwelzente ewigkeit! o grauſame höllenpful ohne Troſt, ohne hilf, ohne Linderung, ohne end! in keiner anderer geſelſchafft alſ der verzweifflenten unter dem ziſchen und gebrüll der hölliſchen dracken und ſchlangen, unter grauſamiſten geſpenſtern, teufflen, tyranen auf feurigen roſt und bratpfahnen in ihmerwahrenten durſt und hunger, brenent und bratent wie wittige Hund an kliennten [Ketten] angefeſſlet ewig ewig ewig leiden! o elend ohne end! o was grauſames, vermaledeutes, verzweiffletes, allerſchrakbahriſtes orth iſt die höll!

[17] die vhr ſchlagt vir viertl, und entlich 12.

daemon apparens.

Fauste pack zuſam, die zeit iſt aus.

Faustus. o zeit! o ewigkeit! weillen dan kein hilff, kein mitl mehr iſt, ſo ſeys! verflucht die ſtundt und augenblick, da ich empfangen, gebohren worden, verflucht die mutterſchooſ, ſo mich getragen, das tagliecht, ſo ich angeſehen. verfluecht vermaledeut, was himml und [geſtrichen: h]

---

[42]) *Isaias* XXXVIII 1: .... Dispone domui tuae, quia morieris tu, et non vives (zu dem kranken König Ezechias). — [43]) *Ecclesiasticus* XLI 1: O mors, quam amara est memoria tua homini. — [44]) *Apocalyps.* X, 6: ... quia tempus non erit amplius. — [45]) *Zingerle* V. 772: »ihr berge falt auf mich, ihr fölßen deckt mich zu.« — [46]) Ebenda, V. 775: »blüz, donner, hagl, feur solt aus den wolcken dringen.« V. 778: »das feur verzehre mich.«

erd in ihren bezürck einschliffet. verfluecht gott, der mich erschaffen und erlöset, verfluecht, vermaledeut meine unsterbliche Seel! kommet, kommet, ihr teuffl! eylet ihr höllfurien, reisset solche herauß auf meinen verruechten und vermal[ed]euten ingewayd!

abripitur a daemonibus

o elendt! o iamer! o marter! o pein! o feurige Ewigkeit! o unaufhörliche, unglück= seligkeit!

Prologus

So vorauf solte gestellet sein.

Spectatores Religiosissimi.

Faustus, iener den nahmen nach zwar glückseelige, in der that aber unglückseeligiste Wittenbergische Doctor und Ertzzauberer, wird an der anheunt eröffneter Schaubihne auftretten, [17 v.] alle zulehren mit seinen Beyspihl: wie ybl und bitter es seye, gott den Herrn verlassen und dessen keine forcht mehr haben. Es wollen zwar einige minder erfahrne unglückseelige geistliche Comici, wie es einer betitlet, allzustreng an die reglen Aristotelis anhalten, umb eine Scenische action vorzustehlen, so der gschicht nach in 2 oder 3 stundten abgeloffen, da Sie doch den werck nach weit auf der lais[47]) tretten, hierinsfahls mit denen artzten und marckschreueren einstimment, so mit ihrer schönen margarith und spihlewerck auf allen Stattmärckhen herumbziechen, also auch wie allzubekant, ihr Scholastische Endtscomedi dises iahr in diser, in anderen iahr in einer anderen Statt alß einen alten wohl 50 iährigen Schlendrian aufführen, und doch vor grosse Lehrhansen paßieren wollen, sich selbsten sehr betriegent, alß wären der gschicht nach, wie Sie es doch vorstellen, lange rahtbschlagung, grosse gesandtschafften, kriegsrüstungen, fridensstüfftungen, belagerungen, schlachten, triumphierliche einzug geschehen. wer sicht nit hier das diser schwartzen scharfschützen absehen himmelweit von dem scheiben centro abgewichen, weillen ihr gwähr nur mit gringen und groben pulver geladen war. will es also mein Herr Comicus mit denen mehr einsichtigen, bevor welschen operisten halten, welche gwis mehr dan iene erfahren, in ihren vill 1000 gulden kostenten und mit allgemeinen beyfahl auch höchster fürsten und Potentaten ihre schauspihl vorstellen, und wo nit eine ganze gschicht, doch zihmliche haubttheil dessen unter die augen legen. das zur nothwendigen vorbericht.

Spectate, favete, valete.

Miszellen.

Zu K. Heinemanns Goethe-Ausgabe Bd. 10, S. 462. Unter den Anmerkungen zu den „Bekenntnissen einer schönen Seele" in K. Heinemanns Goethe-Ausgabe Bd. 10, S. 459 ff. bedürfen S. 462 folgende zwei einer Berichtigung;

1. »S. 428, Z. 5. Hier ist ein Goethescher Zusatz offenbar; denn der Agathon (1766—1767) ist erst nach dem Tode des Fräuleins v. Klettenberg erschienen.« Fräulein v. Klettenberg hat das Erscheinen von Wielands Agathon erlebt; sie starb am 13. Dezember 1774. Im Sommer 1774 sah und sprach sie noch Lavater auf seiner berühmten Emser Reise, wovon ja in „Dichtung und Wahrheit" und ausführlich in Lavaters Tagebuch erzählt wird.

2. »S. 433, Z. 4. Ein Gedicht der Klettenberg auf Fresenius' Tod findet sich bei Lappenberg, S. 123 ff.« Das hier angeführte Gedicht hat nicht die schöne Seele, sondern deren jüngste Schwester Maria Magdalena zur Verfasserin, was übrigens Lappenberg a. a. O. (Reliquien der Fräulein Susanna Katharina v. Klettenberg S. 122, 129, 231) richtig angibt. Susanna Katharina hatte sich schon frühzeitig von ihrem geistlichen Lehrer Fresenius entfremdet. Sie schreibt den 20. Dezember 1764 an Trescho: »Ich habe mich im Anfang meiner Erweckung der Räte des sel. Fresenius, bedient, allein in die Länge wollte es nicht gut tun.«

Gernsbach. Heinrich Funck.

Nachträge zum Zingerleschen Faustspiel (»Chronik«, XXV, Nr. 5, S. 34 ff.) V. 345 f (vgl. die Anmerkung dazu) dürfte auf Marlowe (Pandora-Ausgabe S. 66) zurückgehen: Wagner: Ja Kerl, ich will dich lehren, dich zu verwandeln in einen Hund, oder in eine Katze, oder was du sonst willst. Rüpel. Ein Hund, eine Katze, eine Maus, eine Ratze! O braver Wagner!

V. 134: Hofrat Prof. Dr. R. M. Werner macht mich darauf aufmerksam, daß Ronnen hier offenbar Rote Rübe (beta vulgaris rubra L.) bedeutet. Schmeller II 103 (nicht 211, wie es irrtümlich im Alphabetischen Register S. 1293 heißt).

[47]) Vgl. Studien zur vergl. Literaturgeschichte III. Bd. S. 58.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/₁, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVI. Band. Wien, 20. November 1912. Nr. 3—4.

INHALT: Unsere Toten: Dr. August Nechansky — Dr. Alfred Freiherr v. Berger — Dr. Jakob Minor. — Aus dem Wiener Goethe-Verein: Die XXXII. ordentliche Jahres-Vollversammlung — Neue Mitglieder — Rechnungsabschluß für 1911. — Vor hundert Jahren. Eine Nachlese von Dokumenten zu Goethes Aufenthalt in den böhmischen Bädern von Dr. R. Payer v. Thurn.

Unsere Toten.

Seit die letzte Nummer der »Chronik« ausgegeben worden ist, hat der Tod eine reiche Ernte gehalten unter jenen, die dem Wiener Goethe-Verein besonders nahe gestanden sind.

Am 24. Juli 1912 starb

Dr. August Nechansky,

der vom 14. Mai 1901 bis zu seinem Tode das Amt des Kassiers mit besonderer Sorgfalt und Treue verwaltet hat. Dr. Nechansky hat nicht nur die mitunter gar nicht leichten administrativen Aufgaben seines besonderen Amtes mit Umsicht und Geschick erfüllt, sondern auch zur Erreichung des allgemeinen Zieles des Wiener Goethe-Vereins sein redlich Teil beigetragen. Er hat wiederholt Vorträge gehalten, die jedesmal wegen ihres rednerischen Schwunges und der sympathischen Persönlichkeit den lebhaften Beifall einer zahlreichen Zuhörerschaft fanden. Am 27. Februar 1904 sprach er über »Mephisto« (»Chronik«, XVIII. Band, S. 25 ff.), am 24. Februar 1906 über »Goethe in der Darstellung von Möbius«, am 5. November 1909 brachte er Mitteilungen »Aus dem Leben der Frau Rat« (»Chronik«, XXIV. Band, S. 19 f). Auch an Bodes »Stunden mit Goethe« hat er gelegentlich mitgearbeitet.

Dr. August Nechansky war als der Sohn des fürstlich Liechtensteinschen Hofrates Rudolf Nechansky am 17. Juli 1851 in Wien geboren. Von seinem Vater hat er den gewissenhaften bureaukratischen Zug, die Charakterstärke und Treue der Gesinnung, die er später im politischen Leben betätigt hat, von der Mutter, einer Landwirtstochter, den Sinn für Poesie und Naturschönheit geerbt. Im Jahre 1882 wurde er Advokat, 1890 berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in den Gemeinderat, in dem er bis zum Zusammenbruch des liberalen Regimes im Jahre 1900 seine ganze Kraft und seine rednerische Begabung in den Dienst der freiheitlichen Ideale gestellt hat. Selbst dichterisch veranlagt, hat er im Jahre 1906 ausdrücklich nur »Seiner Frau, seinen Kindern, seinen Freunden« ein Bändchen seiner Dichtungen gesammelt, das manches fein Empfundene und formell Vollendete enthält.

Am 24. August starb

Dr. Alfred Freiherr v. Berger,

der hochverdiente Direktor des Hofburgtheaters. Er hat am 20. März 1891 einen Vortrag über »Eine juridische Frage aus Goethes Faust« gehalten (»Chronik«, V, 17 f.) und vom 21. Oktober 1894 bis zu seinem Abgange nach Hamburg im Jahre 1897 als erster Schriftführer fungiert.

Der schwerste Verlust, der den Wiener Goethe-Verein treffen konnte, war der Tod unseres Ehrenmitgliedes

Hofrat Prof. Dr. Jakob Minor,

der am 7. Oktober d. J. von uns gegangen ist, nach mehr als halbjähriger Krankheit, die er, den unvermeidlichen Ausgang klar vor Augen, mit stoischer Ruhe ertragen hat.

Was Minor für den Wiener Goethe-Verein bedeutet hat, haben wir in dem Schreiben vom 23. November v. J., in welchem ihm seine Ernennung zum Ehrenmitgliede mitgeteilt wurde, auszusprechen versucht:

Hochverehrter Herr Hofrat!

Im Laufe dieses Jahres ist ein Vierteljahrhundert vorübergegangen, seit dem Tage, an welchem Sie zum ersten Male in unserer Mitte erschienen sind, um mit uns die Angelegenheiten des Wiener Goethe-Vereins zu beraten und zu fördern. Ihre Tätigkeit im Ausschusse des Wiener Goethe-Vereines läuft also parallel mit Ihrer Wirksamkeit an der Wiener Hochschule, an der Sie damals das Erbe eines Wilhelm Scherer und Erich Schmidt nicht nur als treuer Hüter, sondern als sorgsamer und erfolgreicher Mehrer des alten Ruhmes angetreten haben.

Während dieses langen Zeitraumes haben Sie jederzeit gern Ihre reichen Kenntnisse und Erfahrungen uneigennützig in den Dienst unserer schönen Aufgabe gestellt.

Ganz besonders müssen wir es Ihnen aber danken, daß Sie im Jahre 1894, vor nunmehr 17 Jahren, als der Goethe-Verein durch den Rücktritt Schröers in seinem Lebensnerv getroffen schien, mit dem ganzen Ansehen Ihres Namens und Ihrer richtunggebenden Tätigkeit in die Bresche getreten sind, vor allem die »Chronik«, auf deren 25 Bände der Verein heute mit Stolz zurückblicken kann, wieder in die Wege geleitet haben und dem von Ihnen vorgeschlagenen Redakteur mit Rat und Tat an die Hand gegangen sind. Öfter noch, als Ihr Name in der »Chronik« erscheint, sind ihr in der Folge wichtige und umfangreiche Beiträge anderer auf Ihre wirksame Empfehlung hin zugeflossen.

In diesen 17 Jahren haben Sie ferner durch die Leitung des Vortragswesens einen wesentlichen Teil der statutenmäßigen Aufgaben des Vereins unter schwierigen Verhältnissen in glänzender Weise gelöst.

Seiner dankbaren Anerkennung dieser fünfundzwanzigjährigen, von den besten Intentionen getragenen und von den schönsten Erfolgen gekrönten Tätigkeit äußeren Ausdruck zu geben, hat der Ausschuß des Wiener Goethe-Vereins in seiner Sitzung vom 14. November d. J. Sie zum

Ehrenmitgliede

im Sinne des § 4 der Statuten ernannt.

Von diesem Beschlusse erlaubt sich der Unterzeichnete Euer Hochw. mit der Bitte in Kenntnis zu setzen, dem Wiener Goethe-Verein auch in Zukunft Ihre wohlwollende Fürsorge nicht vorenthalten zu wollen.

Für den Ausschuß des Wiener Goethe-Vereins:

Dr. Ruß m. p.

Minors Persönlichkeit und wissenschaftliche Bedeutung ist bis jetzt von berufener Seite gewürdigt worden: von Alexander v. Weilen (»Wiener Abendpost Nr. 233 vom 9. Oktober), Stephan Hock (»Neue Freie Presse« Nr. 17292 vom 13. Oktober), Oskar Walzel (»Frankfurter Zeitung« Nr. 286 vom 15. Oktober, Erstes Morgenblatt), Jonas Fränkel (»Neue Zürcher Zeitung« Nr. 285 u. 286 vom 13. u. 14. Oktober).

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Die XXXII. ordentliche Jahres-Vollversammlung

wurde Freitag, den 22. März 1912, im Anschlusse an den Vortrag des Herrn Dr. Oskar Ewald über Goethe und Kant unter dem Vorsitze des Ersten Obmann-Stellvertreters Sr. Exzellenz des Herrn Dr. Viktor W. Ruß abgehalten. Der vom Ersten Schriftführer Dr. Hermann Brüch erstattete Jahresbericht sowie der Rechnungsabschluß des Kassiers Dr. August Nechansky, der von den beiden Revisoren Dr. Immanuel Brüch und Prof. Ignaz Pölzl geprüft und richtig befunden worden war, wurde ohne Debatte zur Kenntnis genommen. Da sowohl Dr. Hermann Brüch, wie Dr. Nechansky durch Krankheit am persönlichen Erscheinen verhindert waren, referierte im Auftrage des Vorsitzenden Dr. R. Payer v. Thurn über Jahresbericht und Rechnungsabschluß.

Dem Jahresberichte entnehmen wir, daß im Winter 1911/12 drei Vortragsabende veranstaltet wurden:

Am 14. November 1911 sprach Privatdozent Prof. Dr. Eduard Castle über »Plan und Einheit der ersten Konzeption des Goetheschen Faust«. Der Vortrag ist vollinhaltlich abgedruckt in der Nr. 6 des XXV. Bandes der »Chronik«.

Am 10. Februar 1912 sprach Dr. Hans Effenberger über »Goethes Lyrik in der Entwicklung der Liedkomposition«. Illustriert wurde dieser Vortrag durch eine Reihe von Liedern: 1. Herzogin Anna Amalia: Veilchen (1776), Mozart: Veilchen (1785). Beethoven: Wonne der Wehmut (1810). 2. Schubert: An den Mond (1815). Brahms: Dämmrung senkte sich von oben. Zelter: Wer sich der Einsamkeit ergibt (1795). Hugo Wolf (Derselbe Text). 3. Schubert: Mignon. »So laßt mich scheinen« (1821). Liszt: Mignon. »Kennst du das Land . . . « Hugo Wolf (Derselbe Text). 4. Schumann: Freisinn. Schubert: Geheimes (1821). Schubert: Schwager Kronos (1823). Löwe: Totentanz. 5. Ansorge: Der du von dem Himmel bist. Vriesländer: Irischer Klagegesang. 6. Rich. Wetz: Kophtisches Lied. Max Brod: Brasilianisch, von denen Fräulein Grete Mayer die Gruppen 1, 3 und 5, die übrigen Konzertsänger Robert Korst in vollendeter Weise zum Vortrag brachte.

Der letzte Vortragsabend wurde wie alljährlich zur Erinnerung an Goethes Todestag Freitag, den 22. März 1912, abgehalten. Privatdozent Dr. Oskar Ewald sprach über »Goethe und Kant«.

Neue Mitglieder:

Gotha, Bibliothek des herzoglichen Hauses.
Hünich Fritz Adolf Dr., Gautzsch bei Leipzig, Ritterstraße 1.
Kettner Gustav Dr. Professor, Weimar, Bismarckstraße 19.
Koppay Josef, Prof., akad. Maler, IV., Goldegggasse 3.
Kuffner Wilhelm, XIX/1, Gymnasiumstraße 85.
Neureiter Ferdinand, stud. med., XVIII/1, Hochschulstraße 4.
Nunnenmacher v. Röllfeld Marie Edle, XVIII., Staudgasse 13.
Schaumann Franz v., k. u. k. Rittmeister a. D., Korneuburg.
Susanka Leopold, IV., Frankgasse 9.
Zeitler Julius Dr., Leipzig-Gohlis, Kaiser Friedrichstraße 3.

Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins

Vereinsjahr 1911

Einnahmen:	K	h	K	h
Guthaben:				
bei der Postsparkasse samt Zinsen pro 1910			2276	89
Effekten-Zinsen:				
a) von der Giselabahn-Aktie	20	—		
b) vom Theißlos	8	—	28	—
Zinsen der Postsparkasse:				
pro 1911			47	44
Mitgliedsbeiträge:				
a) bei der Postsparkasse . .	826	10		
b) beim Kassier	122	26		
c) beim Wissenschaftlichen Klub	24	—	972	36
»Chronik«:				
Subvention durch das Unterrichtsministerium	298	74		
für Verkauf von »Chroniken« durch Alfred Hölder	54	24		
dto. von Buchhandlung Ed. Beyers Nfg.	3	—		
dto. von Buchhandlung Saeng, Darmstadt	4	—		
dto. von der Mähr. Landesbibliothek	132	—	491	98
Guthaben:				
des Kassiers Dr. Nechansky .			7	84
			3824	51

Ausgaben:	K	h	K	h
Guthaben:				
des Kassiers ex 1910			20	14
des Wissenschaftlichen Klubs			103	25
»Chronik«			1053	08
Museum			221	02
Gebühren-Äquivalent			19	21
Diverse Auslagen:				
Beitrag an die Goethe-Gesellschaft in Weimar	12	—		
Porti für Mitgliedskarten, Versendung durch den Kassier	25	—		
Porti, Drucksachen, Remunerationen u. Manipulationsgebühren	309	95	346	95
Guthaben:				
bei der Postsparkasse samt Zinsen pro 1911: K 2013·42 + 47·44			2060	86
			3824	51

Bestand an Wertpapieren in Verwahrung des Kassiers:
1 Giselabahn-Aktie III. Em. Nr. 36966 Nominale . . . . K 400·—
1 Teißlos Nr. 3449/81 Nominale . . . . » 200·—
zusammen Wertpapiere Nominale . . . K 600·—

Dr. Immanuel Brüch
Rechnungsrevisor.

Prof. Ignaz Pölzl
Rechnungsrevisor.

Dr. August Nechansky
Kassier.

Vor hundert Jahren.

Eine Nachlese von Dokumenten zu Goethes Aufenthalt in den böhmischen Bädern.

Von Dr. **Rudolf Payer v. Thurn.**

Die folgenden bisher ungedruckten Berichte, welche einen intimen Einblick in das Badeleben von Karlsbad, Teplitz und Marienbad zur Zeit von Goethes Anwesenheit in den Jahren 1810, 1812 und 1822 gewähren, und in denen sein Name mehr als einmal vorkommt, stammen zum größten Teile aus dem Archiv der k. k. Polizei- und Zensur-Hofstelle, dessen Benützung zum vorliegenden Zwecke mir von Herrn Staatsarchivdirektor Univ.-Prof. Dr. Heinrich Kretschmayr auf das entgegenkommenste gestattet worden ist.

Die Berichte des Jahres 1810 konzentrieren sich auf die Person der Kaiserin Maria Ludvika Beatrix, deren Beziehungen zu Goethe Eugen Guglia in seinem Vortrage vom 15. Dezember 1893 (»Chronik«, VII. Bd., S. 42—45) so meisterhaft dargestellt hat. In den Kreis, der die Kaiserin umgab, führt uns mit einer Fülle von Anschauung R. M. Werners treffliches Buch »Goethe und Gräfin O'Donell« (Berlin, W. Hertz, 1884) ein.

Gleich der erste der unten mitgeteilten Berichte gibt ein recht lebendiges Bild von dem leutseligen Wesen der Kaiserin, das Goethe offenbar schon seit zwei Jahren aus einer mündlichen Schilderung der Marianne v. Eybenberg kannte (vgl. Tagebuch vom 29. Juli 1808), und das er in seinen Briefen aus dem Jahre 1810, an Karl August (Briefe, W. A., 21. Bd., S. 323, an Christiane, ebenda, S. 326, an Knebel, ebenda S. 328) nicht genug rühmen kann.

Wenn wir uns — namentlich bei dem letzten Marienbader Berichte von 1822 — erstaunt fragen: Wie kommt die österreichische Polizei in die Lage, so intime Details aus Goethes Privatleben berichten zu können? so gibt uns kein Geringerer als Karl August eine Antwort, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Er schreibt an die Gräfin O'Donell (Werner, S. 57): »Göthe . . . dicktiert . . an zwey Schreibern, die er sich hier von der Polizey geliehen hat seine Lebens u. Liebes Geschichte, u. ist eben jezt an der Epoke Wo Er Ew. Excellenz — sah! er frägt mich dabey öfters um rath ob er auch nicht zu viel dem papiere anvertraue?«

Mag diese Bemerkung auch scherzhaft gemeint sein, so bleibt doch die Tatsache unbestritten, daß Goethe sich die Organe der österreichischen Polizei durchaus nicht immer geflissentlich vom Leibe gehalten hat. Im Gegenteil: aus dem dienstlichen Verkehre mit dem Polizeirate Ignaz Grüner in Eger entspann sich im Laufe der Jahre eine Art vertrauter Freundschaft, und mit dem Karlsbader Badeinspektionskommissär Josef v. Hoch, den er schon am 5. August 1808 an der Tafel des Herzogs von Gotha kennen gelernt und bei dem er am 28. August 1808 vor seiner Abreise von Karlsbad »wegen der Pässe« vorgesprochen hatte, unterhält er sich am 24. Mai 1810 »über verschiedene Wiener und Carlsbader Angelegenheiten«. Ein paar Tage darauf, am 31. Mai, erscheint »Herr von Hoch mit dem Ansuchen eines Gedichts bezüglich der Ankunft der Kaiserin«, am 30. Juni verzeichnet das Tagebuch wieder einen Besuch Hochs, und am 25. Juli 1810 geht Goethe »Auf der Wiese spatzieren. Mit Herrn von Hoch und einem jungen Manne aus Wien, der einen Gruß von Friedrich Schlegel brachte«.*)

Das Gedicht auf die Ankunft der Kaiserin, um dessen Abfassung Hoch am 31. Mai ersucht hatte, war nach Angabe des Tagebuches schon am 2. Juni vollendet und am 3. gedruckt unter dem Titel: »Ihro Majestät der Allerdurchlauchtigsten Frau Frau Maria Ludovica Kaiserinn von Oesterreich am Tage Ihrer höchst beglückenden Ankunft zu Karlsbad — allerunterthänigst überreicht von der Karlsbader Jugend den 6. Juny 1810.« (Ein Exemplar auf Atlas gedruckt in der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek Nr, 14928)

Nicht so gut wie Hoch in Karlsbad, dem ein berühmter Dichter zur Hand war, ging es seinem Kollegen in Teplitz, dem k. k. Rate und Polizei-Oberkommissär Eichler. Dieser berichtet über den Empfang der Kaiserin in Teplitz am 23. Juni 1810:

»Von der untersten Stiegenstaffel bis gegen das Appartement Ihrer Majestät bildeten 60 Mädchen aus der Stadt, weiß gekleidet mit Guirlanden von Eichenlaub, eine Reihe zu beiden Seiten, welche Blumen streuten, und wovon ein Mädchen ein gedrucktes Bewillkommungsgedicht, und das andere einen Blumenstrauß, auf dessen Band gleichfalls ein Gedicht ab-

*) Josef v. Hoch, von dem die meisten der folgenden Berichte herrühren, war ein Bruder des Theater-Direktors Leopold von Hoch, der in den Zwanziger- und Dreißiger-Jahren die Bühnen von Prag, Brünn, Baden bei Wien und Preßburg geleitet hat. Er wurde 1813 Polizeidirektor und Stadthauptmann in Linz, und 1823 als Nachfolger des zum wirklichen Hofrate bei der geh. Hof- und Staatskanzlei ernannten Joachim Freiherrn von Münch-Bellinghausen, eines Oheims des Dichters Friedrich Halm, Gubernialrat und Stadthauptmann in Prag, 1836 erhielt er den Hofratstitel, 1837 wurde er zur Obersten Polizei- und Zensurshofstelle in Wien einberufen und starb 1840.

gedruckt war, Ihrer Majestät in tiefster Ehrfurcht zu überreichen die höchste Gnade genossen hat . . .

»Die Gedichte werden sub Nr. 1, 2, 3 und 4 gehorsamst beigeschlossen und in Hinsicht jener sub Nro 1, 2, 3, die ich selbst in aller Eile und bei dem Mangel an Zeit fast im Schlafe verfertigen mußte, um gnädige Nachsicht gebeten.«

1810

Gehorsamste Meldung.

Ihre Majestät die Kaiserinn sind gestern nirgend gewesen, und kamen abends um 7 Uhr nur in den Schloßgarten, wo die Frau v. Brösigke aus Leipzig*) mit einigen Freundinnen eben beim Theetisch saß. Ihre Majestät geruhten dort Platz zu nehmen, und zu fragen, wer die Hausfrau von dieser Gesellschaft mache, worauf sich Frau v. Brösike durch die Frau Obersthofmeisterinn Gräfin v. Althann präsentieren ließ. Aus dieser kleinen ward bald eine große Gesellschaft, bei welcher Ihre Majestät bis 8 Uhr blieben, dann sich in den Saal begaben und bis halb 10 Uhr Sich mit Räthseln oder Charaden unterhielten.

Allgemein aber heißt es, daß Ihre Majestät sich hier in Teplitz sehr ennuyren, und den Aufenthalt in Karlsbaad vorziehen. — Ein gleiches sagten mir des Herrn Obersthofmeister Grafen v. Althan Exzellenz selbst. Der Fehler scheint darinn zu liegen, daß Ihre Majestät nicht genug Menschen sehen, da doch die Liste um die Helfte mehr zeigt, als in Karlsbad. Folgende zwey allerhöchste Außerungen scheinen dies zu bekräftigen. Als Ihre Majestät Sonntags nach Topperlburg kamen, sagten Sie: Es ist hier schön, allein ich finde keine Leute. — Prinz Deligne antwortete: Heute ist der Zutritt für Alle verboten, denn dieser Belustigungsort ist nur Mondtags und Freytags fürs Publikum offen. — Da thut es mir leid, versetzten Ihre Majestät, daß man mich an einem verbotenen Tage anher geführt hat.

In der vorgestern im Schloßsaal gegebenen französischen Komödie (: welche, wie man sagt, auf die Gegenwart der jungen Erzherzogin Leopoldine nicht gepaßt hat —:) bemerkten Ihre Majestät ebenfalls gleich, daß so wenig Kurgäste geladen, und Ihre Majestät fast einzig von dem gewöhnlichen Zirkel, in welchem die fürstl. Klarische Familie lebt, umgeben waren. Bei einer anderen Gelegenheit äußerten Ihre Majestät, daß man in einem Badeorte nicht immer den Stammbaum suchen müsse.

— — — — — — — — — — — — — — —

Teplitz den 27. May 1810. Eichler

*) Großmutter der Ulrike von Levetzow.

Gehorsamste Meldung.

Ihre Majestät unsere allergnädigste Frau geruheten noch gestern Abends die im sächsischen Saale versammelte Gesellschaft der hier anwesenden Fremden in Begleitung Ihrer Kais. und Königl. Hoheit der Frau Erzherzogin Therese, des Prinzen Anton und der Prinzessinnen Maria Anna und Amalie von Sachsen mit Höchst Ihrer Gegenwart zu beglücken, wowei Höchstdieselbe sich besonders mit der Gräfinn Potocka gebornen Lubomierska auf die herablassendste Art unterhielten. Ihre Majestät geruheten auch den anwesenden Dichter Göthe Ihrer gnädigen Aufmerksamkeit zu würdigen, und durch Ihre geistvolle Huld zur höchsten Bewunderung zu verleiten.

. . . .

Heute geruheten Ihre Majestät das Schauspielhaus mit Höchst Dero Gegenwart zu beglücken, wo Dieselben von den sehr zahlreich versammelten Inn- und Ausländern mit dem lebhaftesten Freudenzuruf empfangen wurden. Es wurde das von Ihro Majestät selbst gewählte Lustspiel: Die Organe des Gehirns*) gegeben — nach dessen Beendigung Ihre Majestät sich unter Trompetenschall und lautester Freudensbezeugung aus dem Schauspielhause wieder in den Sächsischen Saal begaben, und die dort versammelte Gesellschaft mit Höchst Ihrer Gegenwart zu beehren geruheten.

Karlsbad am 7. Juny 1810.

Hoch.

Dieser Bericht wird vom Vizepräsidenten der Polizeihofstelle Hager am 13. Juni dem Kaiser vorgelegt, der ihn unter dem 12. Juli zu Laxenburg mit den Worten resolviert: Ich nehme diese Darstellung der Meiner Gemahlin erwiesenen Aufmerksamkeit zur erfreulichen Wissenschaft.

Erzherzogin Maria Theresia (1767—1827), die älteste Schwester des Kaisers Franz, war seit 1787 mit dem späteren König Anton von Sachsen (1755—1836) vermählt.

Maria Anna (1799—1832) und Amalia (1794—1870) waren die Töchter des Herzogs Maxmilian von Sachsen, des jüngeren Bruders des Königs Anton. Erstere wurde 1817 die Gemahlin des Großherzogs Leopold II. von Toskana, letztere ist als dramatische Dichterin unter dem Pseudonym Amalie Heiter aufgetreten (A. D. B. I, 383 f.).

Goethes Tagebuch verzeichnet am 6. Juni 1810: »Abends im Saal und der Kaiserin vorgestellt.« Am 7. Juni: »Abends im Saal, mit der Kaiserin gesprochen«.

*) Von Kotzebue. Leipzig, Kummer, 1806.

»Der Kaiserin Ankunft.«

(Weim. Ausg. I. Abt. 16. Bd. S. 311 ff.)

Euer Exzellenz!

Heut zwischen zwei und drei Uhr trafen Ihre Majestät unsere allergnädigste Kaiserin begleitet von den Segenswünschen des auf dem ganzen Straßenzuge zugeströmten Volkes hier in Karlsbad glücklich ein.

. . . .

Noch größer war der Zusammenfluß von Menschen bei Karlsbad, wohin das Volk aus allen Gegenden und zum Theil schon Tags vorher eilte, um ja den Augenblick der Ankunft nicht zu versäumen. An der Gränze der Stadt erwartete in aller Unterthänigkeit der karlsbader Magistrat Ihre Majestät, Höchstwelche die allda in der Absicht in Bereitschaft gehaltene Portechaise um unsere angebetete Landesmutter sanft über die abwärts in die Stadt führende gepflasterte Straßenstrecke zu geleiten, zur gränzenlosen Freude der karlsbader Bürgerschaft auf die allerunterthänigste Bitte des Magistrats huldreichst anzunehmen geruhten.

Unter ununterbrochenem Freudengeschrey wurden Ihre Majestät von der Bürgerschaft herabgetragen und bestiegen sodann wieder den Wagen, um nach den während Höchst Ihres Aufenthalts in Karlsbad bestimmten Hause abzufahren, vor welchem eine Kompagnie von dem ausgezeichneten Graf Erbachischen Infanterieregimente als Ehrenwache aufgestellt war, an die sich das den Wagen begleitete Karlsbader Schützenkorps anschloß.

Am Eintritt des Hauses war das k. k. Militär, das Kreisamt, die Geistlichkeit und die übrigen Behörden versammelt um Ihre Majestät allerunterthänigst zu bewillkommen.

Im Hauße bis zum Eintrittszimmer des ersten Stockes bestreuten weis gekleidete mit Eichenlaube gezierte junge Mädchen unter dem ununterbrochenen Vivatruffen des Volkes die Stuffen der Treppe und vor dem Eintrittszimmer übergab auf weis atlassenen Küßen das eine Mädchen Ihrer Majestät einen Blumenstrauß, das andere das hier Euer Exzellenz ehrfurchtsvoll überreichende (sic!) von dem bekannten Dichter Göthe verfaßte Gelegenheitsgedicht

. . . .

Karlsbad am 6.ten Juny 1810.

Weyhrother.

Damit vergleiche man den Bericht Goethes an den Herzog vom 10. Juni 1810, Briefe W. A., 21. Bd. S. 321, 18 ff., und die Schilderung im »Österr. Beobachter« Nr. 46 vom 15. Juni 1810 (Werner S. 23 f.)

»Der Kaiserin Becher.«

(Ebenda S. 314.)

Gehorsamste Meldung.

. . . .

Nach geendigtem Gottesdienste besuchten gestern Ihre Majestät sowohl die Sprudelquelle als auch die übrigen Brunnen, und nahmen nicht nur selbe in genauen Aug enschein, sondern versuchten auch jede dieser Quellen. Der Becher, woraus Ihre Majestät zu trinken geruhet haben, wird zum steten Andenken dieses seit beinahe einem Jahrhunderte nicht stattgehabten glücklichen Augenblicks auf dem hiesigen Rathhause aufbewahrt.

. . . .

Heute Mittags wurde nebst den k. sächsischen Hoheiten, welche täglich bei Ihrer Majestät zu Tische speisen, auch der in verflossener Nacht hier angekommene Prinz Bernhard von Sachsen Weimar sammt dessen Kammerherrn dem Major v. Rühle zur Tafel gezogen, nachdem Selbe früher durch Se. K. Hoheit den Prinzen Anton Ihrer Majestät vorgestellt worden sind.

. . . .

Der Prinz von Weimar, welcher dem Allerhöchsten Erzhause Österreich von ganzer Seele ergeben zu seyn scheint, geht übermorgen bereits von hier nach Weimar zur Vermählungsfeyer seiner Schwester mit dem Erbprinzen von Meklenburg-Schwerin.

Karlsbad den 11. Juny 1810.

Hoch.

Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach ist der jüngere Sohn Karl Augusts, vgl. »Chronik«, XXIII. Band, S. 24, Anm. 19. Goethes Tagebuch verzeichnet am 11. Juni: »Früh am Brunnen, mit der Gräfin Chotek auf und ab gegangen. Vorher beym Prinzen Bernhard. Kam derselbe hernach zu mir mit Herrn von Rühle«

Der Aufzug der Bergleute.

Gehorsamste Meldung.

Obschon die Witterung seit drey Tagen wieder nicht die angenehmste war, so hat sich doch das Wohlbefinden Ihrer Majestät der Kaiserinn seit dem 15. d. nicht geändert, und Allerhöchst Dieselbe äußern fortdauernd Ihre besondere Zufriedenheit mit dem hiesigen Aufenthalt.

Ungeachtet des ungünstigen Wetters geruheten Ihre Majestät dennoch am verflossenen Freitag Abends abermals die im sächsischen Saale versammelte Gesellschaft mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Samstags

— an dem letzten Tage der Anwesenheit Sr. K. Hoheit des Prinzen Anton von Sachsen, Ihrer K. Hoheit der Erzherzoginn Therese und der Prinzessinn Amalie von Sachsen unterhielten sich Ihre Majestät blos in dem Familienzirkel dieser höchsten Herrschaften, und am Abend ward bei Hof das Kotzebuesche Lustspiel der Wirrwarr gegeben, wobei Ihre Majestät selbst die Rolle der Frau v. Langsalm übernommen hatten.

Nach dem Soupée hielten die Bergleute der benachbarten k. Städte zur Bezeugung ihrer Ehrfurcht und Freude einen feyerlichen Aufzug. Mehr als 700 an der Zahl hatten sich in dem nahegelegenen Dorfe Fischern versammelt, und zogen unter Anführung ihrer Beamten mit Anbruch der Nacht in ihrem Costume und mit den zustehenden Emblemen und Symbolen versehen — in drey aneinander sich anschließenden Chören mit dreyfacher Musik und fliegenden Fahnen über den Schloßberg nach Karlsbad ein, wo sie sich auf dem Platze vor der Wohnung Ihrer Majestät in einem Dreyecke aufstellten. Der Schall der Mörser und die außerordentliche Helle — welche die helleuchtenden Grubenlichter verbreitete — verkündigte schon in der Entfernung ihre Ankunft.

Nachdem sie die Ehrenbezeugungen gemacht hatten, wurde an einem in der Mitte des Dreyecks aufgestellten Felsen von zwey Häuern ihre Grubenarbeit vorgestellt, und als einer derselben den Felsen angebohrt, geladen und losgebrannt hatte, erschien plötzlich auf den erfolgten Schuß ein Transparent, worauf oben der österreichische Adler mit Ihrer Majestät Namenszuge und unter demselben die flammenden Worte standen: Dir danken wir unsere Erhaltung.

Etwas tiefer waren die Worte zu lesen: Es lebe unsere beste Landes- und erhabenste Bergmutter.

Ganz unten stand: Aus tiefster Ehrfurcht.

Trompeten und Paukenschall, und ein allgemeines tausendfältiges Vivat Sie lebe hoch – wobei das Schwingen der helleuchtenden Grubenlichter einen ganz besonders schönen Anblick gewährte — erscholl durch die Lüfte, und der Wiederhall der donnernden Mörser auf den Karlsbad umgebenden Bergen verkündigte den Jubel des versammelten Volks auch der ganzen umliegenden Gegend.

Zum Beschluß wurde der beigeschloßene Chor abgesungen, worauf die sämmtliche Mannschaft mit klingendem Spiele vor Ihrer Majestät vorbei defilierten und unter allgemeinem Jubel sich wieder aus der Stadt entfernten.

Ihre Majestät geruheten in Gesellschaft der bei Aller Höchst Derselben versammelten höchsten Herrschaften diesem Schauspiele mit Vergnügen bis an das Ende am Fenster zuzusehen, und dabei mehrmals Ihren allergnädigsten Beifall zu erkennen zu geben.

Gestern am Sonntage den 17. d. M. wohnten Ihre Majestät der Messe in der Dechanteykirche bei, wo sich das aus der ganzen umliegenden Gegend versammelte Volk an der erhabenen Andacht im höchsten Grade erbaute.

Abends beehrten Ihre Majestät die zahlreiche Gesellschaft auf dem Balle im böhmischen Saale mit Allerhöchst Ihrer Gegenwart, und verweilten daselbst mit sichtbarer Theilnahme an dem allgemeinen Vergnügen bis um 10 Uhr.

Heute Vormittags besuchten Ihre Majestät das Gewölbe des Wiener Handelsmanns Franz Mayer, und besahen die darinn vorfindigen geschmakvollen innländischen Galanterie und Bronze Arbeiten.

Abends wohnten Ihre Majestät abermals der im sächsischen Saale versammelten Gesellschaft bei, und unterhielten sich mit den anwesenden Badegästen auf die herablassendste Weise.

Karlsbad den 18 Juny 1810

Hoch

* * *

Beschreibung

Des zur Verherrlichung der allerhöchsten Anwesenheit Ihrer k. k. Majestät der Kaiserin von Oesterreich am 16 Juni l. J. in Karlsbad statt gehabten bergmännischen Aufzuges.

Am 16. Juny l. J. Vormittags rückte die Bergmannschaft von Joachimsthal und Platter dann jene von Schlaggenwald unter der Anführung des Joachimsthaler k. Herrn Berggerichtsbeisitzers und Bergverwalters Grim bei und in Fischern zusammen und marschirte sodann Abends in größter Stille über einen Seitenweg vor Karlsbad, wo sich die ganze gegen 700 Mann starke Mannschaft in zwei Kolonnen vor dem Schlaggenwalder Thor aufstellte. Die Joachimsthaler und die Schlaggenwalder k. H. Bergbeamten waren als Ober- und die Steiger als Unteroffiziere unter die Bergmannschaft eingetheilt, welche letztere nach der Verschiedenheit ihrer Bestimmung die Insignien des Bergbaues so wie auch jeder der Bergleute ein Grubenlicht trug. Um 9¼ Uhr Abends kündigte der Donner der nahe an Karlsbad auf zwei gegen einander stehenden Bergen angebrachten Pöller den Einmarsch der k. Bergmanschaft an. Die erste Kolonne marschirte mit ihrer Fahne und Musik drei Mann hoch mit brennenden Grubenlichtern längst dem Rathhause herunter; zog sich rechts bei dem Posthause bis zu Ende des Hauses zum weißen Löwen,

wo Ihre Majestät die Kaiserin wohnen, hinab. Die zweite Kolonne, welche mit doppelten Chören von Musik und zwei Bergfahnen sechs Mann hoch und gleichfalls mit brennenden Grubenlichtern anrükte, theilte sich bei dem von Schönauischen Hauße in zwei Abtheilungen, wovon die eine bei 7 Kurfürsten hinabmarschirte und mit der untern bereits aufgestellten Kolonne in einem Winkel zusammenstieß, die zweite aber längst dem Rathhause hinabzog und so mit der ersten Kolonne bei Anfang des Posthauses das Dreiek schloß.

Es erfolgte eine dreimalige Salutation der H. Bergoffiziers während dem die Fahnen geschwungen wurden und die drei Musikchöre abwechselnd ertönten und die aufgestellten Pöller mit ihrem Donner die Feyer verherrlichten.

In der Mitte des Dreieks war ein Berg vorgestellt, in welchem ein Stollen angebracht war, wo zwei Bergleute sich beschäftigten um ein Stück Felsenerz zu sprengen. Nachdem sie das Loch gebohrt und mit Pulver gefüllt hatten, wurde es angezündet, das Stück Felsen fiel unter heftigem Krachen herab und es ließ sich der Kaiserliche Adler und unter demselben auf einer länglichten Tafel die Innschrift erleuchtet mit dem schönsten Feuerglanze lesen: Dir danken wir unsere Erhaltung: Weiter unten stunden mit Verzierungen umgeben die Worte: Es lebe unsere beste Landes- und edelste Bergmutter. Endlich am Fuße der Tafel laß man den Spruch: In tiefester Ehrfurcht geweiht. Während dem der Felsen gesprengt wurde, ertönte ein dreimaliges Vivat Ruffen für das allerhöchste Kaiserpaar von der sämtlichen Bergmannschaft unter den zahlreichen Salven der Pöller und Schwingung der Grubenlichter; dann Pauken und Trompetenschalle; während die dreifachen Musikchöre abwechselnd sich hören ließen.

Den Beschluß machte ein Berglied, welches hier in Abschrift beiliegt und von Bergknappen unter Begleitung einer vollständigen Harmonie Musik abgesungen wurde. Nach diesem wurde das Dreiek gebrochen, vor der Wohnung Ihrer Majestät reihenweis vorbei defillirt, wobei ein immerwährendes Vivatruffen der Bergleute hoch in die Luft erscholl und im fröhlichsten Jubel die Feyer endigte.

1.

Glück auf! komm, liebe Cyther komm!
  Ertönen mußt du heute
Du bist allhöflich, bist so fromm,
  Wie meines Herzens Freude
Glück auf! verfahren ist die Schicht
  Und an des Tages goldnen Licht
[: Kann ich mich heute sonnen :]

2.

Sie, die dort hängt in Strahlenpracht!
  Wir sehn sie selten schimmern
Denn unser Tag im stillen Schacht
  Ist nur Kikatenflimmern
Doch bei dem blaßen Grubenlicht
  Sehn wir auch manche Thorheit nicht
[: Die frech zu Tage blendet :]

3.

Wer reicht der Welt die Schätze dar
  Verdienst und Fleiß zu lohnen?
Wer giebt dem Pflüger seine Schaar
  Wer Herrschern ihre Kronen?
Wo ist ein Volk, wo ist ein Land
  Das nicht der Fäustl unsrer Hand
[: Mit Segen überschüttet? :]

4.

Jauchzt, die ihr führt, was edel heißt
  Ihr Klüfte, hallts ihr Wände
Der König und der Bettler preißt
  Die Arbeit unsrer Hände
O! würde nur dem Stolze nie
  Und nie dem Geiz was unsre Müh
[: So schwer gewinnt, geschmolzen :]

* * *

Der Aufzug der Bergleute, den Goethe, nach Angabe des Tagebuches (4. Band, S. 133, 1 ff.) »aus den Fenstern des Herrn von Tümpling angesehen« hat, dürfte sein lebhaftes Interesse erregt haben. Hat er sich doch selbst — wie kürzlich erst Julius Voigt mit liebevoller Versenkung in die Urknnden so anschaulich dargestellt hat *) — jahrzehntelang mit der Wiederherstellung des Ilmenauer Bergbaues vergeblich abgemüht, und schon in »Wilhelm Meisters Lehrjahren« (Jub.-Ausg. 17, 105 f., 338) vor Wilhelm und Philine ein ähnliches, allerdings volkstümlich urwüchsigeres Bergmannsspiel vor der Mühle aufführen lassen. Und als er 1831 seinen letzten Geburtstag in Begleitung seiner beiden Enkel in Ilmenau verbrachte, hat man ihm zu Ehren wieder ein Bergmannsspiel zur Aufführung gebracht. Hören wir darüber den Bericht des Berginspektors Mahr (bei Voigt, S. 304 ff.): »Da Goethe im Lauf des Gespäches bei meinen frühren Besuchen Goethes in Weimar Gelegenheit genommen hatte, desjenigen Bergmannsspieles zu gedenken, welches er in früherer Zeit in Ilmenau gesehen hatte, hielt ich es nicht für ungeeignet, an diesem Geburtstag Goethes ein solches Bergmannsspiel wiederholen zu lassen. Zufällig war es möglich, daß diesmal neben dem alten bekannten Gedichte

*) Goethe und Ilmenau. Unter Benutzung zahlreichen unveröffentlichten Materials dargestellt von Julius Voigt. Im Xenien-Verlag zu Leipzig 1912. S. 59.

noch ein Zweites über das Leben des Bergmannsstandes sich aussprechendes sehr altes Liederspiel angeknüpft werden konnte ...... Er war überhaupt heute ausnehmend frisch und munter, sprach wiederholt seinen Dank darüber aus, daß ich den Festzug der Bergleute gestern veranlaßt hatte, namentlich auch im Interesse seiner Enkel, welche über das von den Bergleuten vorgebrachte mancherlei Auskunft erbaten. Dabei erwähnte Goethe: daß ihm das zweite Liederspiel wohl früher nicht vorgeführt worden sei, wohl aber erkenne man, daß auch dieses Lied den Beweis eines hohen Alters an der Stirn trage, daß auch die Melodie einer Beachtung werth sei, um durch solche Produkte früherer Jahrhunderte allmähliches Fortschreiten der Kunst nachweisbar zu machen.«

Zwei Jahre später, als Kaiser Franz mit seiner Tochter Marie Louise, der Kaiserin der Franzosen, in Karlsbad weilte, wurde am Abend des 3. Juli 1812, wie der Historiograph Karlsbads, P. Leopold Stöhr berichtet, ein ähnlicher Aufzug von 900 Bergleuten veranstaltet. (Vgl. unten S. 31). Dabei ereignete es sich, daß zur Begrüßung der Gemahlin Napoleons im Transparent als das französische Wappen — die bourbonischen Lilien erschienen.*) Dieser Bergmannsaufzug ist in Goethes Tagebuch mit keinem Worte erwähnt.

»Der Kaiserin Platz.«

(Weim. Ausg. I. Abt. 16. Bd. S. 315 f.)

Gehorsamste Meldung.

Ihre Majestät haben letztverflossene zwey Nächte nicht so wohl geruhet, als sonst. Dieß hinderte jedoch Allerhöchstdieselben nicht, sowohl gestern als vorgestern der Abendgesellschaft im sächsischen Saale beizuwohnen, und eben so geruhen Allerhöchstdieselbe den Ball im puppischen Saale heute Abends mit Ihrer Gegenwart zu beehren.

Am verflossenen Dienstag den 19. d. Nachmittags fuhren Ihre Majestät auch auf die Promenade, welche nach dem Posthofe führt, und wurden daselbst von einer Gesellschaft der vorzüglichsten anwesenden Badegäste empfangen, welche Ihre Majestät baten, einen in diesem romantischen Thale sehr schön gelegenen — und eben so geschmakvoll ausgewählten als niedlich vorgerichteten Ruheplatz mit Aller Höchst Ihrer Gegenwart zu beglücken.

Ihre Majestät nahmen diese Einladung huldvoll an, und begaben sich unter der abwechselnden Harmonie zweyer blasenden Musick Chöre nach dem ländlich geschmückten und mit dem Allerhöchsten Namenszuge gezierten Orte, welcher itzt mit Ihrer Majestät allergnädigsten Erlaubniß: Der Kaiserinn Platz genannt wird.

Göthes Meister Hand hat hiezu die beiliegende Ode verfaßt, welche auf diesem Platze mit messingenen Lettern in natürlichen Felsen eingegraben den spätesten Nachkommen das Glück verkünden soll, dessen sich Karlsbads Bewohner während der Alles beseeligenden Anwesenheit der angebeteten Landes Mutter zu erfreuen hatten.

Morgen Früh ist die Abreise Ihrer Majestät nach Schönhof bestimmt, wo zu Aller Höchst Ihrem glänzenden Empfange alle Anstalten getroffen werden.

Karlsbad den 21 Juny 1810 Hoch

Dieser Bericht ist benützt im »Österreichischen Beobachter« Nr. 53 vom 2. Juli 1810, S. 209 (vgl. Werner, S. 24 f.).

Goethes Tagebuch meldet: 14. Juni: »Graf Corneillan wegen des Platzes, der der Kaiserin gewidmet werden sollte. Überlegung der Inschrift und eines Gedichtes. Beredung an Ort und Stelle. An den Zeichnungen beschäftigt.« 15. Juni: »Gedicht zu der Einweihung des Platzes der Kaiserin.« 16. Juni: »Das Gedicht auf den Platz der Kaiserin revidirt und bey Corneillans Abrede über diese Feyerlichkeiten.« 17. Juni: »Die Abschrift des Gedichtes wurde besorgt.« 18. Juni: »Zu dem neuen Platze. Einige Anstalten. Abschriften des Gedichts.« 19. Juni: »Früh am Brunnen. Nachher auf den Platz der Kaiserin, zu arrangiren..... Nach Tische...... auf dem Spatziergang, zur Dedication des Platzes.« Das Gedicht ist in einem Einblatt-Drucke erschienen unter dem Titel:

Der
Kaiserinn
Platz.
Den 19. Juny 1810.

(Original-Abdruck in der Sammlung des Herrn Dr. Anton Kippenberg in Leipzig.) Vgl. Weimarer Ausg. I. Abt. Bd. 16. S: 489.

In dem auf S. 27 faksimilierten Briefe vom 20. Juni 1810 (vgl. Weimarer Ausg., I. Abt., 16. Bd., S. 489), den wir der Güte unseres Ersten Obmannstellvertreters, Sr. Exzellenz des Herrn Dr. Ruß, verdanken, berichtet die Kaiserin über ihre Erlebnisse in Karlsbad an ihren Gemahl. »Die Gegend von Karlsbad, von ihm selbst gezeichnet«, die Graf Corneillan der Kaiserin schenkte, befindet sich in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek (K. 928). Sie besteht aus vier kolorierten Kupferstichen (Plattengröße 57×48 cm) »Dessine d'après nature par Mr. le Cte. de Corneillan« »Se vend à Dresde chez Chr. God. Schultze, au Fauxburg près de la porte dite Seethor Nr. 412«, und zwar: *1. Vue de Carlsbad prise du bord de la rivière dite Toepel près la Salle de Bohème, 2. Vue prise dans le Temple du Comte de Findlater, 3. Vue du Rocher dit le Parnasse sur le chemin du Temple du Comte de Findlater,*

*) Vgl. Prof. Dr. Karl Ludwig in »Deutsche Arbeit«, XI. Jahrgang, 11. Heft (August 1912), S. 649.

4. *Vue du Pont de l'Archiduc Charles*, und aus neun Original-Gouache-Bildern (63×48 cm Bildgröße), von denen zwei sich mit den Stichen Nr. 2 und 3 decken, die übrigen *L'Intérieur du temple de Dorothée, La pole de pierre, Vue prise du grand chemin de l'autre coté de la rivière, Vue prise de la terasse de Theresienbrunn, Vue du temple de Findlater*« darstellen. Zwei dieser Gouache-Bilder, »*Vue generale de la Wiese prise de la petite chapelle de St. Laurent*« und »*Placc de l'Impératrice*« sind auf S. 28 und S. 29 in starker Verkleinerung wiedergegeben. Die Tagebucheintragung vom 14. Juni, wo sich an die »Beredung an Ort und Stelle«, d. i. an »Der Kaiserin Platz« unvermittelt: »An den Zeichnungen beschäftigt« anschließt, läßt die Vermutung aufkommen, daß Goethe wenigstens an der Herstellung des Blattes »Place de l'Impératrice« nicht ganz unbeteiligt war, zumal er sich bei seinem letzten Aufenthalt in Karlsbad im Jahre 1808 im Verkehre mit dem Maler Katz für die Technik der Gouache-Malerei lebhaft interessiert hatte. (Tagebuch vom 10. August 1808, 3. Bd., S. 370, 23 f.)



»Der Kaiserin Abschied.«

(Ebenda S. 317.)

Hochlöbliches k. k. Landes-Praesidium!

. . . .

Am 22. dieses als am Tage der Abreise Ihrer Majestät versammelten sich früh um 8 Uhr vor dem von Ihrer Majestät bewohnten Hause gleich wie bei Höchst Ihrer Ankunft das k. k. Militär, wovon der Herr Brigadier und Generalmajor von Reinwald Ihre Majestät zu Pferd bis auf den Berg begleitete, das Kreisamt, die Geistlichkeit, der Karlsbader Magistrat und alle übrigen hier befindlichen Beamten verschiedener Ämter. Eine Kompagnie des k. k. Infanterieregiments Erbach, dann die Karlsbader bürgerliche Schützenkompagnie waren vor dem Hause en parade aufgestellt und als der Magistrat Ihrer Majestät vor dem Einsteigen in den Wagen für die dem hießigen Badeorte zu Theil gewordene allerhöchste Gnade, solchen mit Höchst Ihrer Gegenwart zur gränzenlosen Freude aller hießigen Stadtbewohner zu beglücken in tiefster Unterthänigkeit den Dank abstattete, geruhten Höchstdieselben in den huldreichsten Ausdrücken sich gegen den Magistrat zu äußern »daß Sie für alle empfangenen Ehrenbezeugungen der Karlsbader Bürgergemeinde sehr verbunden seyen; daß Sie die hier verlebten Tage sehr vergnügt zugebracht haben, daß Sie künftiges Jahr Karlsbad ganz sicher wieder besuchen und auch Se. Majestät den Kaiser bitten werden, in Ihrer Gesellschaft anher zu kommen.

. . . .

Als Ihre Majestät auf der Route nach Buchau die Straße bei Espenthor paßirten, wurden Höchstselbe von den versammelten Bewohnern der an der Straße liegenden Dörfer der Gießhübler und Petschauer Herrschaft mit einem herzlichen Vivat empfangen, wohlgekleidete Mädchen streuten Blumen und der Donner der an dem nahen Wald postirten Pöller verkündigte unter Trompeten und Paukenschall die Ankunft der Erhabenen. Alles rief der allgeliebten Landes Mutter das herzlichste Lebewohl zu und bat den Allmächtigen um Ihre Erhaltung.

. . . .

Ihro Majestät geruhten wärend der Umspannung gegen den unterzeichneten Kreishauptmann der Abends vor der Abreise von Karlsbad veranlaßten Beleuchtung

Brief der Kaiserin Maria Ludovika an Kaiser Franz vom 20. Juni 1810.

Original im Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

allergnädigst zu erwähnen und sich huldvoll zu äußern: daß Höchstdieselben auf die flammenden Worte: Lebe wohl und kehre wieder«, das Wort »Ja« gleich sichtbar zu machen gewunschen hätten.

. . . .

Übrigens übergiebt Unterzeichneter einige Abdrücke des verewigten Platzes der Kaiserinn, sowie auch vorläufig die von Göthe verfaßten Oden: »Der Kaiserin Becher« und »Der Kaiserin Abschied« zu welch letzterer die huldvolle Äußerung ihrer Majestät der Kaiserin: Höchstselbe wünschte Dichterin zu seyn, um ihr Wohlwollen und die Zufriedenheit der in Karlsbad zugebrachten Tage zu erkennen zu geben, Anlaß gab, in Abschrift ehrfurchtsvoll zur hohen Kenntniß gebracht werden.

Karlsbad, den 26 Juny 1810.

Weyhrother.

Aus dem vorliegenden Berichte ergibt sich, daß die Verse in dem Gedichte »Der Kaiserin Abschied« (Jub.-Ausg., 3. Band, S. 122):

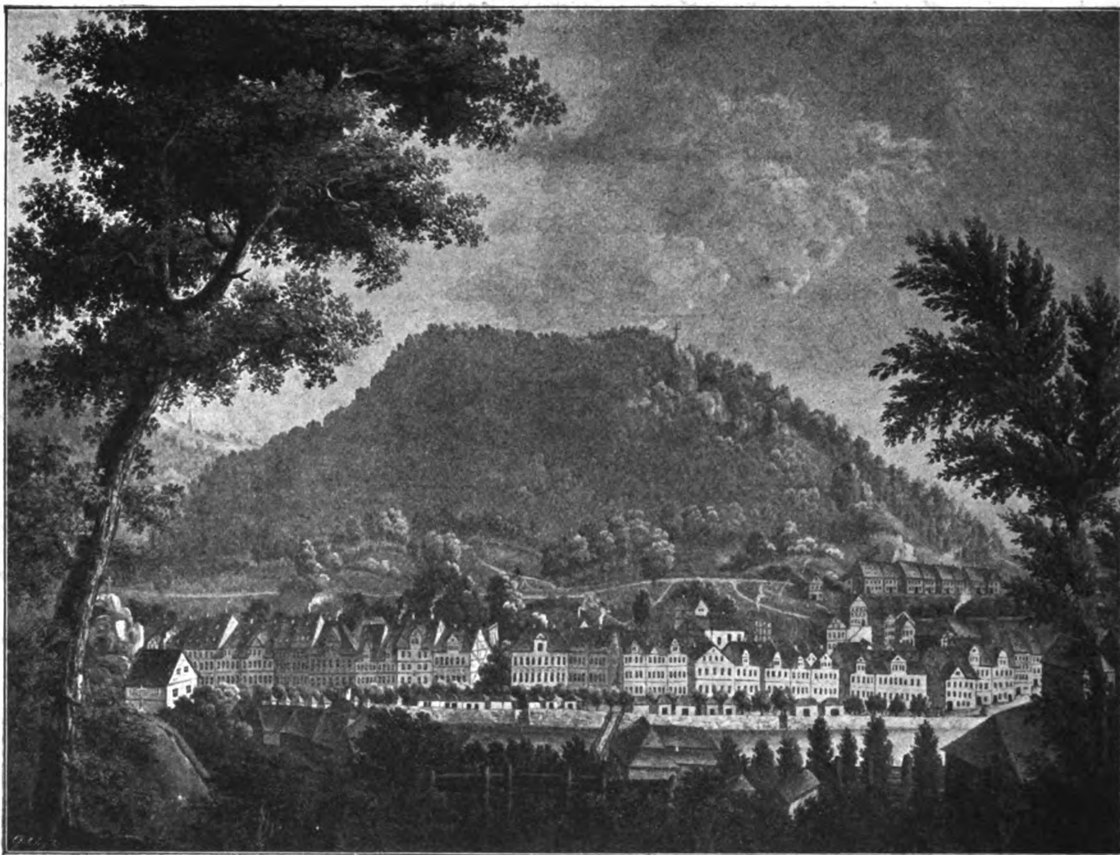
Doch auf euren Lippen schwebet
Jener Wunsch, der mich belebet,
Wenn ihr lispelt: Kehre wieder!
Habt ihr gleich mein offnes Ja.

nicht eine poetische Fiktion darstellen, sondern auf eine tatsächliche Äußerung der Kaiserin zurückgehen.

Auf ihr Versprechen, im nächsten Jahre in Begleitung des Kaisers wiederzukommen, spielen die Verse in Goethes Begrüßungsgedicht aus dem Jahre 1812 an (Jub.-Ausg., 3. Bd., S. 123):

»Noch schwebt sie vor, die unwillkommne Stunde,
Da uns die Frau, die herrliche, verließ
Und uns das letzte Wort vom Gnadenmunde
Die Wiederkehr, die baldige, verhieß;
Wir sollten ja in diesem stillen Thale
Sie wiedersehn, sie sehn mit dem Gemahle.»

Zu der Bürgerdeputation, die am 4. Juli 1812 um Gnade bat für die bei der Ankunft der Majestäten vorgekommenen Tumulte sagte der Kaiser nach dem Berichte Stöhrs: (bei Ludwig S. 650): »Ich habe mich auf Karlsbad



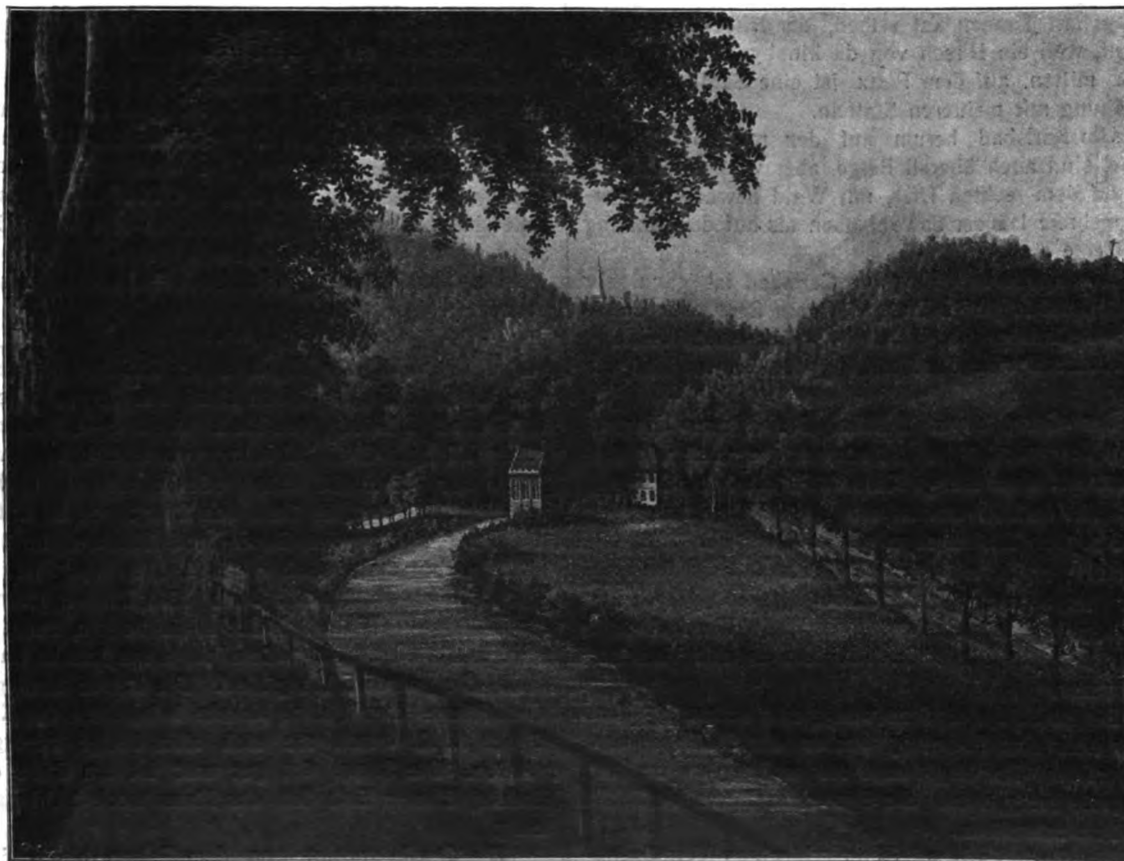
Vue generale de la Wiese prise de la petite chapelle de St. Laurent.
Original-Gouache-Gemälde von Grafen Corneillan.

gefreuet, denn ihr Karlsbader seyd mir als brave Leute selbst von meiner Frau bestens anempfohlen worden.«

Über die Entstehung des Gedichtes berichtet Goethes Tagebuch: 21. Juni: »Früh am Brunnen. Auftrag wegen des Abschiedsgedichtes der Kaiserin.« 22. Juni: »Gedicht zum Abschied. Abreise der Kaiserin früh um 7 Uhr. Abdruck der Stanzen auf den Platz der Kaiserin.« 23. Juni: »Am Brunnen und Gedicht auf den Abschied der Kaiserin.«

durchlauchtigsten Frau Frau Maria Ludovika Kaiserinn von Österreich bey Ihrer höchst beglückenden Anwesenheit in Karlsbad allerunterthänisst zugeeignete Gedichte 1810.

Die Rückseite des Titelblattes ist leer, Seite 3—6 enthält »Der Kaiserin Ankunft«, Seite 7 »Der Kaiserin Becher«, Seite 8—9 »Der Kaiserin Platz«, Seite 10—16 »Der Kaiserin Abschied«. Seite 7—9 ist in etwas kleineren Typen gedruckt, dagegen ist die 4., 5. und 6. Strophe



Place de l'Impératrice.
Original-Gouache-Gemälde von Grafen Corneillan.

24. Juni: »Gedicht auf die Abreise der Kaiserin.« 25. Juni: »Vollendung und Einband der Abschrift der Gedichte auf die Kaiserin.«

Diese, offenbar für die Kaiserin selbst angefertigte Reinschrift der vier Gedichte ist bisher nicht zum Vorschein gekommen. (Vgl. W. A., 1. Abt., 16. Bd. S. 488.) Sie wurden jedoch gedruckt. Goethes Tagebuch berichtet darüber: 1. Juli: »War der Abdruck der Gedichte im Werk.« 3. Juli: »Gesammtabdruck der Gedichte an die Kaiserin.« Am 4. Juli sendet er bereits einige Exemplare an Christiane nach Lauchstädt. Dieser Druck, von dem Dr. Anton Kippenberg in Leipzig ein Exemplar besitzt, besteht aus zwei Quartbogen und trägt den Titel: Ihro Majestät der Aller-

von »Der Kaiserin Abschied« (S. 13—15 des »Gesammtdruckes«) durch noch größere Typen hervorgehoben.

1812.

Über Goethes Aufenthalt in Karlsbad im Sommer 1812 finden sich im Archiv der Polizeihofstelle keine Akten, es möge daher der betreffende Abschnitt aus dem Reise-Tagebuch des Kaisers Franz hier Platz finden, und zwar nicht nach der verballhornten Reinschrift, die Ludwig beim teilweisen Abdruck in der »Deutschen Arbeit« S. 651 vorgelegen hat, sondern nach dem allerdings nicht leicht zu entziffernden Original-Konzept des Kaisers im Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Reisen, Carton 38):

[1. Juli.]

Nach 2 Stunden kamen wir von Buchau hier an. Ich wohnte in einem Privathaus, welches von einer Seite die Gasse hat, wo wir kamen, von der andern eine Gasse, die bis an die Töpl geht, worinnen eine lange Feuerlöschrequisiten Hütten ist, hinten läuft am Hause die Töpl.

Hinter den Häusern gegenüber dem Haus, wo ich wohnte, ist ebenfalls ein sehr hoher steiler Berg von Felsen mit Tannen auf selben, der Hirschsprung genannt, weil ein Hirsch von da hinabgesprungen seyn soll: mitten auf dem Platz ist eine Säule auf einer Erhöhung mit mehreren Staffeln.

Um Karlsbad herum auf den rechten Ufer der Töpel sind auch überall Berge, aber weniger schroffe, als auf dem rechten Ufer, mit Wald bewachsen, worauf mehrere Häuser sowohl oben als auf dem Abhang der Berge sind.

Die Straße von Prag bis Carlsbad ist ganz sehr gute chaussée gar prächtig die vom Berg ober Carlsbad bis Carlsbad ein wahres ehremachendes Werk

Karlsbad vide Beschreibung des August Leopold Stöhr

Der Gang beym Müllen Brunn zum Herumgehen der gedeckt ist ist schlecht. er wird nun umgebaut mit einer Menge Kamerl für die Retiraden und ein Stock darüber worauf ein gedeckter Spaziergang mit 3 reyhen Säulen seyn wird zu welchem man mit einer Stiegen auf einem Ende hinauf und an dem andern hinab zu die Retiraden gehen wird. Die Brunnen bleiben im untern Theil bey den Retiraden hiezu hat die Stadt 30.000 fl. vom aerario Vorschuß bekommen

Die Badbäder sind zu wenig und schmutzig. Das Dach über dem Säuerling ausser der Stadt ist zum zusamfallen Der Nagl sagt sie wollen ihn in kein Renomée bringen um die Egerer in ihrem Verdienst nicht zu schmälern.

Die Stadt Karlsbad ist in schlechten Vermögensumständen und was sie schon gemacht ist meistens durch schulden gemacht.

Hier werden sehr schöne Arbeiten in Stahl, Nadeln, Zinn- und eingelegter Metallarbeit vorzüglich gemacht dann auch in Tischlerarbeiten und Feuergewöhr.

Die Karlsbader Salzerzeugung ist ganz einfach: Das Wasser vom Sprudel wird in irdenen Geschirren wie Töpf in einem 4eckigen Bassino der nach den Töpfen untergeteilt ist in kleine 4ecke die keinen Boden haben und in welchem Bassin Wasser vom Sprudel und ebenso heiß wie selber ist, entspringt, eingesotten, dann dieses Wasser in Gefäße gegossen und in Keller gestellt wo nöthig ehennoch einmal ausgelauget in den Kellern schießt dann das Salzen welches weiß ist und wie ein Allaun aussieht und kühl auf der Zunge ist. Das Karlsbader Laugensalz wird auch so erzeuget.

Der Sprudel geht nun wieder gut. Es ist der Antrag selben so wie die neue Quelle die nun in eine Boding ohne Boden verschlagen ist und sehr heftig heraussspringt unter ein zierliches Dach mit 4 Reihen Säulen wie eine Gallerie zu bringen. Die Weiber schöpfen das Wasser in eigene erdene krügel für die Trinker heraus die in einer maschine an einer Stange ist die wie die sparbüchse der Stoßvögel aussieht Derselbe sowie das Wasser der anderen Brunnen hat den Geschmack einer schlechten Suppe nur ist es in der einen gegen der anderen Quelle mehr oder minder warm.

Der Säuerling ist ein Selterwasser dem Geschmack nach nur etwas schwächer das Wasser ist in sich selbst ein schlechtes aber was aus den Felsen herausgehet ist echter Sauer Gay welchen die Leute hier nicht achten aber gut benutzen könnten.

Der Saal beym Sprudel ist eben nicht am säubersten.

Spital

am linken Ufer der Töpel unter Karlsbad bestehet aus einem 2 Stock hohen Hauß am Berge. Ebener Erde sind 3 Bäder von Holz worin 3—4 Personen baden können. Die sind sehr warm und dumpfig weil jedes nur ein nicht sehr großes Fenster nicht weit vom Platfond hat. Im 1ten und 2ten Stock ist mitten ein Gang auf beyden Seiten sind Zimmer. im 1ten Stock wohnt der Aufseher des Hauses und ist die Kuchel in einem Zimmer dann sind Zimmer kleinere für die kranke herrschaftliche Dienstbothen, sonst im 1ten und 2ten Stock größere für arme kranke Badegäste, die gut und luftig sind. Die Betten sind gut. Vom Hause diese arme Kranke bekommen der Kopf täglich 12 Xr womit sie sich alles übrige besorgen müssen. Die Stiege ist gut und ist am Ende des Hauses, Ebener Erde ist das Haus noch nicht ganz fertig

Die Quelle springt aus dem Felsen hinter dem Hause stark heraus und wird in das Haus geleitet sie ist so warm, daß man nicht gleich in selber baden kann, ohne sie auskühlen zu lassen, übrigens ist sie sehr stark.

Der Fond des Hauses besteht aus Almosen und den von mir hiezu gewidmeten Gründen des Posthofes, die 5000 fl. jährlich tragen

Die Spaziergänge sind prächtig, die Wege sehr gut besonders jene des Lord Findlaters so auch die chaussee zum Hammer die nur über einen kleinen Berg geht Beym Hammer ist ein Dörfel von guten Häusern anfangs eine Sägmühle zuletzt der Eisenhammer. Wenn man von Töplitz hinaus fahrt geht beym anfang des Dorfs ein enges Thal links hinein hinter dem Hammer teilt sich das Thal in 2 Theile zwischen

Bergen mit Wald wovon jenes rechts zwischen mehr felsigten Bergen geht. auf Aich kann man nur fahren wenn die Töpl nicht angeschwollen ist

Das ganze Thal bis zum Hammer ist der schönste englische Garten.

Die Stadt Karlsbad ist rein und schön, Häuser aber viel riegelwänd und Holz. Die Inwohner sind gut sehr sittlich und ehrlich, sie sind auch fleißig aber ist viel Luxus unter ihnen so daß sie den Fleiß ihrer Arbeit wieder durchbringen.

Kirche

ist schön mit einem presbiterio in welchem der Hochaltar ist, dann sind mehrere Seitenkapellen, auf welchen Oratorien in Gestalt von Balkons sind. Um zur Kirche von der Seite der Töpl zu kommen muß man eine Stiege von vielen Staffeln steigen, weil die Kirche auf dem Abhang des Berges ist.

den 3ten July

Von Carlsbad fuhren wir im Thal der Töpel am rechten Ufer derselben ... nach Schlackenwerth

Das in seiner schlichten Sachlichkeit so ansprechende Tagebuch des Kaisers, der nur die administrativen, sanitären und wirtschaftlichen Verhältnisse der bereisten Gegenden ins Auge faßt und von den festlichen Veranstaltungen gar keine Notiz nimmt, wird in dieser Richtung ergänzt durch das

Hof-Ceremoniell-Protokoll (1812 fol. 151).

»Den folgenden Tag (Donnerstag 2 Juli 1812) geruhten Ihre Majestäten . . . die Reise über Libkowitz nach Carlsbad fortzusetzen, wo Allerhöchstdieselben Abends um 8 Uhr eintrafen. Die Ankunft wurde durch Böllerschüsse und Glockengeläute angekündigt. Gleich bei der Einfahrt in die neue Straße, zu welcher ein mit Geschmack errichteter Triumphbogen führte, wurden Ihre Majestäten von der erwachsenen weiblichen Jugend, mit Blumen und Kränzen festlich geschmückt und reihenweise aufgestellt und von den versammelten Magistrate ehrfurchtsvoll empfangen und unter dem lautetesten Freudenrufe von dem sehr zahlreich zugeströmten Volke durch die Stadt begleitet, wo sodann Allerhöchstdieselben in dem zur Aufnahme vorbereiteten Gasthofe zum blauen Löwen abtratten, und von den gesamten Hofstaate, dem Oberstburggrafen, mehreren Militär und Civilbehörden in Allerhöchst ihr Appartement eingeführet wurden.

Am Freitag den 3ten July besuchten Ihre Majestäten in der Frühstunde mit Ihrem ganzen Gefolge die Carlsbader Mineralquellen, und geruhten zugleich eine vollständige Beschreibung der Sprudelquelle sich vorlegen zu lassen. Nachmittags wurde eine Spazierfahrt zum sogenannten Milord's Tempel unternommen, und die anmutigen Schattengänge des Kreuzberges zu Fuß durchwandelt. Bei dem Austritte in die puppische Allee wurden die Wege von der weiblichen Schuljugend mit Blumen bestreut und Allerhöchstihnen die von dem herzoglich Weimarischen geheimen Rathe von Goethe für die Gelegenheit eigends verfaßten Huldigungsgedichte ehrfurchtsvoll überreicht. Abends um 9 Uhr hatte der feierliche Aufzug der Bergmannschaft statt. Ganz in der Eigenheit der ursprünglichen Verfassung wurde solcher in der vollkommensten Ordnung auf das Glänzendste vorgestellt. Mehr als tausend Bergleute hatten sich in der Nähe bei Carlsbad versammelt. Um die besagte Stunde zogen sie unter Anführung ihrer Beamten mit brennenden Grubenlichtern und Lösung der Pöller und Erschallung mehrerer Musikchöre nach Karlsbad ein und stellten sich auf den Platz, vor den Wohnungen Ihrer Majestäten in einen Dreieck auf: Die gesamte Mannschaft blieb nach erfolgter Salutirung und Senkung der Fahnen unter abwechselnden Musikchören eine Zeitlang aufgestellt, worauf dieselbe unter allgemeinen Vivatrufen und Schwingung der hellleuchtenden Grubenlichter mit klingendem Spiele reihenweise abmarschierte. An diesem Abend war die Stadt Carlsbad und die Gipfel der sie umgebenden hohen Berge erleuchtet.«

Über die Entstehung der Begrüßungsgedichte berichtet Goethes Tagebuch:

Juni 5. Antrag des Herrn Kreishauptmanns wegen der Gedichte zur Ankunft der Majestäten. Überlegung derselben auf einem Spatziergange in der Puppischen Allee und nach der Carlsbrücke. 6. Früh das Gedicht an den Kaiser. 7. Gedicht an die Kaiserin. Dasselbe ins Reine geschrieben. 8. Gedicht an die Kaiserin von Frankreich . . . . Rath Sauer und der Buchdrucker wegen der Gedichte. 9. Gedicht an die Kaiserin von Frankreich vollendet und ins Reine geschrieben. 21. Früh der Herr Kreishauptmann wegen der Gedichte. 30. Brief an August nebst den Gedichten an den Kaiser von Österreich und die Kaiserin von Frankreich. Juli 1. Das Packet an Frommann mit . . . den Gedichten an den Kaiser von Österreich und die Kaiserin von Frankreich. Abschrift der Gedichte für die Kaiserin von Österreich fortgesetzt und das Einbinden besorgt . . . . . . Die Gedichte aus der Druckerey. 4. Fortgesetzte Abschrift der Gedichte für Ihro Majestät die Kaiserin. 5. Fortsetzung der Abschrift der Gedichte. Kaiserlicher Kammerherr, der die Zufriedenheit Ihrer Majestät wegen der Gedichte ausdrückte. Expedition nach Teplitz. Packet an Durchl. den Herzog von Weimar, nebst den Gedichten für Ihro Majestät die Kaiserin.«

Von den drei Begrüßungsgedichten wurde diesmal nur das für den Kaiser (vgl. das Faksimile des Titelblattes nach dem Exemplare Dr. Kippenbergs auf S. 34) und jenes für seine Tochter Maria Luise, die Kaiserin

5

Chronologische Nr.	Namen, Karakter und Wohnung der angekommenen Kurgäste.	Tag der Ankunft.
	Im Monate April	April
1.	Frau von Kaminska, mit	
2.	Frau von Konarzewska; wohnen zum goldenen Apfel auf dem Markte	17.
	Im Monate May	May
3.	Se. Exz. Herr J. W. von Goethe, Herzoglich Sachsen-Weimarischer Geheimerath, und	
4.	Herr Christian John, Doktor der Philosophie; w. zu den 3 Mohren auf dem Markte	4.
5.	Herr Fried. Renner, Doct. Med. aus Moskwa; w. zur gold. Krone auf der Wiese	8.
6.	Herr Nellemann, k. dänischer Kammerrath, und	
7.	Herr Er. Ramus, Litterat aus Copenhagen, woh. zum braunen Rehe in der Sprudelgasse	11.
8.	Herr J. A. F. Steinwachs, Kaufmann aus Riga, mit Familie; w. zum rothen Herz auf der Wiese	13.
9.	Herr Heinrich von Roenner, ruß. kais. Kammerherr aus St. Petersburg; w. zu den 3 rothen Rosen auf der Wiese	17.
10.	Herr Fried. Baron von Groß, aus Bamberg; w. zum Wallfisch auf der Wiese	18.
11.	Herr F. T. Sonneschmidt, Bergdirektor aus Jena, mit Sohn; w. zur Melone auf der Wiese	19.

Karlsbader Kurliste 1812.

der Franzosen, das letztere unter dem Titel; »Blumen auf den Weg Ihro Majestät der Kaiserin von Frankreich am Tage der höchst beglückenden Ankunft zu Karlsbad allerunterthänigst gestreut von der Karlsbader Bürgerschaft den 2. Juli 1812.« *) gedruckt. Von der Strophe 6—8 des Gedichtes an den Kaiser ist noch ein ganz merkwürdiger Einblatt-Druck gemacht worden, der auf S. 35 nach dem anscheinend einzigen erhaltenen Exemplar der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek (Nr. 46250) faksimiliert ist. Der Druck des Gedichtes auf die Kaiserin Maria Lndovika Beatrix unterblieb, weil die Kaiserin gar nicht nach Karlsbad kam.

Die Reinschrift aller drei Gedichte, die Goethe eigens für die Kaiserin durch seinen Sekretär John anfertigen und ihr durch des Herzogs Vermittlung überreichen ließ, ist erst kürzlich in der k. und k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek aufgefunden worden.

Die Handschrift ist in lichtvioletten Atlas mit goldgepreßten Rändern und Ecken gebunden und umfaßt eine Lage von sechs ineinandergehefteten Foliobogen mit scharf beschnittenem Rande. Die einzelnen Blätter tragen als Wasserzeichen eine reich verschnörkelte Umrahmung, das erste Blatt trägt in der Mitte eine (Kaiser-?) Krone in einer barocken Umrahmung, das zweite Blatt die Buchstaben I G H. Das erste und die zwei letzten Blätter der Lage sind leer, das zweite Blatt trägt den Titel:

Ihro Majestaeten

allerunterthaenigst

zu ueberreichende

Gedichte

Karlsbad

den 2ten Juli

1812.

Die Rückseite des Titelblattes ist leer, auf der Vorderseite des dritten Blattes steht die erste Stanze des Gedichtes mit der Aufschrift: »Ihro der Kaiserinn von Oestreich Majestaet« die folgenden Seiten enthalten mit Ausnahme der Überschriftseiten und der Schlußseite des ersten Gedichtes immer zwei Stanzen, Seite 9 die letzte Stanze allein, Seite 11 ist leer, auf Seite 12 beginnt mit der ersten Stanze: »Ihro des Kaisers von Oestreich Majestaet,« auf Seite 17 »Ihro der Kaiserinn von Frankreich Majestaet«.

Da im Goethe-Schiller-Archiv nur eine Abschrift Kräuters vorhanden ist (W. A., 16. Bd., S. 491), stellt die vorliegende Handschrift die älteste erhaltene Fassung der Gedichte dar, die in vielen Punkten den Karlsbader Erstdrucken näher steht, als den späteren Ausgaben.

Geschrieben ist sie, wie Prof. Dr. Wahle festgestellt hat, von der Hand Ernst Karl Christian Johns (über ihn vgl. »Chronik«, Beilage zu Band XII, Nr. 8, S. 3), der



Das Haus zu den drei Mohren, im Herbst 1908 demoliert.
Aus den »Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege, Dritte Folge, VIII (1909) Sp. 74.

*) Wortlaut nach dem Antiquariats-Katalog Nr. 99 von Adolf Weigel in Leipzig, Seite 23, Nr. 167.

Blumen
auf den Weg
Ihro
des
Kaisers
Majestät

am Tage
der höchst beglückenden Ankunft
zu Karlsbad

---

allerunterthänigst gestreut
von der
Karlsbader Bürgerschaft
den 2. Juli 1812.

Es hat fortan, mit immer regem Streben,
Natur und Kunst viel Tausenden genützt,
Was Gott dem Bürger in die Hand gegeben,
Wenn es der Fürst begünstigt und beschützt,
Dann bleibt fürwahr ein unverwüstlich Leben,
In dem der Sohn dem Vater nachbesitzt.
Geschlechter widerstehn der größten Plage,
Und blühn und wachsen bis zum spät'sten Tage.

Vollständig ist jedoch kein Glück zu nennen,
Wenn bei so manchem Gut das Höchste fehlt;
Wir durften das nur in der Ferne kennen,
Und Jahre haben wir umsonst gezählt.
Erst heute mögen wir getrost bekennen
Wie solch ein Mangel uns bisher gequält,
Heut fühlen wir empörter Regung Wonne,
Der Blick des Herrn, er ist die zweite Sonne.

Erhabne Gegenwart die heute gründet
Was lange schon der Wunsch im Stillen war,
Beamte, Bürger, wechselseits entzündet
Beeifern sich im neuen Jubeljahr,
Und jeder macht die Kraft die er sich findet,
Nach allen Seiten offenbar,
Und nun erscheint, damit der Herr sich freue,
Das Alte fest, und liebevoll das Neue.

Goethe damals nach Karlsbad begleitet hatte (vgl. die Kurliste auf S. 32), und zwar durchaus mit lateinischen Lettern.

Die Kollationierung mit dem Druck in der Weimarer Sophien-Ausgabe, 16. Bd., S. 320 ff., ergibt nur ganz wenige abweichende Lesarten von einiger Bedeutung. Vor allem ist das Fürwort Sie, Er, Ihr etc., wenn von den Majestäten die Rede ist, in der Handschrift gerade so wie in den Karlsbader Einzeldrucken immer mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben und überdies durch kräftigeren Duktus hervorgehoben. Ferner steht in den Überschriften Oestreich für Österreich, wozu bemerkt werden muß, daß auch Grillparzer in Prosa durchaus konsequent Östreich, östreichisch schreibt. In Vers 57: »Nun endlich meldet würdevoll Geläute« hat die Handschrift »Geleite«, was ja dem Sinne nach immerhin möglich wäre. Daß aber tatsächlich ein Glockengeläute gemeint war, ergibt sich aus dem Bericht des Hof-Zeremoniell-Protokolles S. 31. Darum hat auch Goethe die von Riemer für die spätere Ausgabe vorgeschlagene Änderung in »Geläute« gebilligt (W. A., 16. Bd., S. 492).

In dem Gedicht an den Kaiser V. 46 hat die Hs. »In dem« statt Indem, V. 64 mit dem Karlsbader Druck gemeinsam »lebevoll« statt lebenvoll, V. 80 »Wandlen« statt Wandeln. Zu dieser Stanze vergleiche man übrigens das Tagebuch des Kaisers S. 30, Z. 23 ff von oben.

In dem Gedichte an die Kaiserin von Frankreich steht V. 15 »uns'rem Auge« für unsern Augen, V. 52 »daurenden« für dauernden, V. 53 »Düstren« für Düstern.

Die durchwegs reichlichere und kräftigere Interpunktion der Handschrift beeinflußt den Sinn nicht, sie scheint eher für den mündlichen Vortrag berechnet gewesen zu sein.

Karl Augusts Namenstag.

Unterthänigste Meldung.

Ihre Majestät erfreuen sich wieder eines bessern Wohlseyns als die vorhergehenden Tage, und vergnügen sich itzt täglich durch längerdauernde Spazierfahrten, woran der Herzog von Weimar jederzeit Theil nimmt. Dieser ist von der Gnade Ihrer Majestät, womit ihn Aller Höchstdieselbe auszeichnet, so lebhaft durchdrungen, daß er mehrmals erklärt hat: Er würde mit Vergnügen für diese göttliche Frau sein Leben wagen. Erst vorgestern wurde er von Ihrer Majestät wieder auf das angenehmste überrascht, indem Allerhöchstdieselbe in dem Garten Häuschen zunächst an der Wohnung des Herzogs, wo er gewöhnlich zu frühstücken pflegt, insgeheim ein Dejeuné arrangiren ließen. Göthe empfieng den Herzog mit einem kleinen Gedichte zu seinem an diesem Tage eingefallenen Namensfeste und führte ihn so wie unversehens zu dem Garten-Häuschen, wo sich die Thüre öfnete, und Ihre Majestät die Kaiserinn, die Prinzessinn Maria Anna und deren Hofstaat den Herzog mit ihren Glückwünschen empfingen.

Der Herzog war bis zu Thränen gerührt. Am künftigen Freitag erwartet er den Erbprinzen von Weimar der Ihrer Majestät seine Verehrung bezeugen, und dieserwegen eigens hieher kommen will.

An demselben Tage Abends wird Se Kgl. Hoheit der Prinz Anton von Sachsen erwartet.

Teplitz den 5. August 1812 Hoch.

Goethes Tagebuch notiert am 3. Juli 1912:

»Nahmenstag des Herzogs gefeyert. Die Kaiserinn und Prinzess Mariane waren im Gärtchen.« Welches das »kleine Gedicht« gewesen sein mag, läßt sich nicht feststellen. Das Tagebuch notiert nur am 1. August: »Wirckung in die Ferne.«

Die Wette.

Unterthänigste Meldung.

. . . .

Vorher wurde im fürstlichen Theater von einigen hohen Herrschaften, worunter sich auch die Fürstin Esterházy befand, eine französische Komödie gegeben, wobei nur eine beschränkte Anzahl Zuseher eingelassen waren. Das deutsche Stück, welches nebst dem gegeben werden sollte, mußte wegbleiben, weil Göthe krank geworden ist, und seine Rolle nicht mehr ersetzt werden konnte.

Teplitz den 9 August 1812 Hoch

»Das deutsche Stück«, welches wegbleiben mußte, da Goethe krank geworden ist, kann kein anderes sein als »Die Wette«, welche Goethe nach einer Idee der Kaiserin verfaßt hat. R. M. Werner hat in seinem Buche über die Gräfin O'Donnel S. 52—56 alle erreichbaren Nachrichten über das Stück sorgfältig zusammengestellt, aber am Schlusse seiner Ausführungen die Frage, ob das Stück tatsächlich aufgeführt worden ist, offen lassen müssen. Damals (1884) lagen allerdings Goethes Tagebücher noch nicht vor. Die auf das Stück bezüglichen Eintragungen lauten: 28. Juli: Ihro Majestät, Gräfin O'Donel. Der Herzog, Fürst Lichnowsky Aufgabe, das Betragen zweyer durch eine Wette getrennter Liebender. 29. Juli »Kleines Stück zur Auflösung der gestrigen Aufgabe 30. Das kleine Stück dictirt. 31. Vogel fing an die Rollen auszuschreiben.... Dorns Rolle von Vogel 2. August: Mit Gräfinn O'Donel zu Clary's Leseprobe« 4. August: »Die Rolle . . . Probe im Schloß. 5. August Die Rolle mit dem Souffleur durchgegangen 6. August: Rolle . . . . Repetition.... Befand mich nicht ganz wohl 7. August Meist im Bette . . . Kam der Erbprinz von Weimar 8. August Brief im Bette dicktirt . . . . . Vorstellung der franz. Comoedie.« — An Christiane schreibt er am 5. August: »In dem Stücke der Kayserinn habe ich zuletzt noch die Hauptrolle übernehmen müssen, wenn es zu Stande kommen sollte. Nun kannst du wohl dencken daß es Zeit ist zu enden« [nämlich den Teplitzer Aufenthalt]. (Briefe W A 23. Band S. 52, 7 ff). Auch aus den Tagebüchern ergibt sich also nicht mit voller Sicherheit, daß die Aufführung unterblieben ist. Erst der vorliegende Polizeibericht löst endgiltig jeden Zweifel.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: Dr. Rudolf Payer von Thurn IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/₂, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVI. Band. Wien, 25. Jänner 1913. Nr. 5—6.

INHALT: Goethe-Abende. — Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Zehn Jahre später: Marienbad 1822. Eine Nachlese von Dokumenten zu Goethes Aufenthalt in den böhmischen Bädern von Dr. R. Payer v. Thurn. — Zur Spiraltendenz der Vegetation Mit einem ungedruckten Briefe von Martius an Goethe. Von Dr. Julius Zellner. -- Bücherschau.

GOETHE-ABENDE.

I. Mittwoch, den 29. Jänner 1913: **Frau IDA ORLOFF,** Mitglied des Hofburgtheaters: **Goethes »Geschwister« (Rezitation).** Eingeleitet von **Prof. Dr. Alexander v. Weilen.**

II. Samstag, den 22. Februar 1913: **Professor Dr. EDUARD CASTLE: Der theatergeschichtliche und autobiographische Gehalt von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung.**

III. Dienstag, den 18. März 1913: **Dr. RUDOLF PAYER v. THURN: Das Goethe-National-Museum in Weimar und seine Vorgeschichte.** (Mit Lichtbildern.)

Im Anschluß an diesen letzten Vortragsabend wird die XXXIII. ordentliche Jahres-Vollversammlung abgehalten

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Ausschußsitzung.

Freitag, den 22. November 1912, unter dem Vorsitze des Obmannes Sr. Exzellenz Dr. Gustav Marchet. Anwesend: Obmann-Stellvertreter Prof. Dr. v. Weilen, und die Ausschußmitglieder: Prof. Dr. Arnold, Dr. Friedrich v. Egger-Möllwald, Hans Feigl, Dr. Hock, Dr. R. Payer v. Thurn, Prof. Kaspar v. Zumbusch, Schriftführer: Dr. Hermann Brüch.

Der Vorsitzende widmet den im Laufe des Jahres 1912 verstorbenen Mitgliedern des Ausschusses: Dr. Alfred Freiherr v. Berger, Dr. August Nechansky und Hofrat Prof. Dr. Jakob Minor, einen warmen Nachruf, der von den versammelten Ausschußmitgliedern stehend angehört wird.

Dr. v. Payer berichtet, daß Hofrat Minor dem Goethe-Museum ein Exemplar der vierbändigen »*Works of Ossian Francfort and Leipzig Printed for J. G. Fleischer 1783*« mit dem von Goethe radierten Titelblatt letztwillig zugewendet hat. Das Exemplar stammt aus dem Besitze Lotte v. Schillers und trägt auf den Titelblättern der beiden ersten Bände ihren eigenhändigen Namenszug.

An Stelle des verstorbenen Dr. August Nechansky wird Herr Dr. Immanuel Brüch, der bisher als Revisor fungiert hat, im Sinne des §7 der Statuten kooptiert und gleichzeitig zum Kassier gewählt.

Dr. v. Egger-Möllwald stellt den Antrag: »Der Vereinszweck, ‚das Verständnis von Goethes Leben und Schaffen zu fördern und zu verbreiten', wäre dadurch kräftiger zu fördern, daß in ähnlicher Weise, wie dies von dem Schiller-Verein ‚Die Glocke' seit 50 Jahren geschieht, auch durch den Wiener Goethe-Verein Goethes Werke — etwa die sechsbändige Ausgabe der Goethe-Gesellschaft — an Mittelschüler zur Verteilung gelangen.« Gegen diesen Antrag, dessen Grundgedanke von allen Seiten auf das wärmste begrüßt wird, können lediglich finanzielle Bedenken geltend gemacht werden. Die endgiltige Beschlußfassung wird daher bis zur Vorlage des Rechnungsabschlusses vertagt.

Neue Mitglieder:

Karlsbad, Stadtbibliothek.
Köster, Albert, Dr., Geh. Hofrat, Professor an der Universität Leipzig, Gohlis, Bismarckstraße 6.
Rumpler, Siegfried N., Dr., Hof- u. Gerichtsadvokat, Wien, I., Singerstraße 32.
Schlesinger, Ernst, Dr., Hof- u. Gerichtsadvokat, Wien, I., Rotenturmstraße 19.
Schlösser, Rudolf, Dr., Prof. an der Universität Jena, Schäfferstraße 2.
Wald, Viktor Heinrich, Dr., Wien, III., Arenberggasse 1.
Wald, Elsa, Frau, Wien, III., Arenberggasse 1.

Zehn Jahre später: Marienbad 1822.[1])

Eine Nachlese von Dokumenten zu Goethes Aufenthalt in den böhmischen Bädern.

Von Dr. Rudolf Payer v. Thurn.

Bericht der Marienbader Bade-Polizeiinspektion an den Oberstburggrafen Franz Grafen Kolowrat:

Die Wünsche der hiesigen Bewohner nach einem vermehrten Zuströmen von Kurgästen scheinen sich dermalen von Tag zu Tag zu realisiren. — Beinahe alle Fremde, welche diesen Kurort bereits seit einigen Jahren besuchen, loben sehr die Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Regierung, welche in das Gedeihen dieses Kurplatzes durch die zweckmäßigsten Verfügungen so wohlthätig einwirkt, und dabey die Herstellung der Gesundheit in Verbindung mit den Annehmlichkeiten des Aufenthaltes für die Brunnengäste bezielt.

Nicht minder zufrieden äußern sich die Fremden darüber, daß die hohe Landesregierung die Aufsicht über Ordnung, Ruhe und Sicherheit einem Beamten aus der Hauptstadt übertragen hat, wodurch den früherhin geherrschten Spaltungen einer zwischen der Grundobrigkeit und der Militärinspekzion getheilte, häufige Reibungen veranlassende Aufsicht Schranken gesetzt, und die allenfalls zu beachtenden Wünsche der Fremden unmittelbar zur Kenntniß der hohen Regierung gebracht, so wie auch die Collisionen der Kurgäste entweder unter sich, oder mit den Bewohnern ohne Partheilichkeit für die Letzteren beigelegt werden.

Unter den hier anwesenden Fremden verdienen außer dem rußischen General Yermaloff, ...

Göthe, der Nestor unter den gegenwärtig lebenden deutschen Schriftstellern, behauptet in seinem Alter noch immer jenen Ernst und geistige Solidität, welche in seinen Schriften herrscht. Still und zurückgezogen in seinem Betragen ist derselbe nur für Wenige aus der Badegesellschaft zugänglich: darunter gehören der Professor Höger aus Prag und der Stift Tepler Prämonstratenserpriester Priester Stanislaus Zaupper, Professor der zweiten Humanitätsklasse am pilsner Gymnasium. Auf seinen Spatziergängen mineralogisirt Göthe fleißig und unermüdet, zu welchem Ende er jederzeit mit einem Hammer versehen ist. — Die Abende bringt derselbe größtentheils in Gesellschaft der Familie Levetzow zu, und er scheint vorzüglich an der Seite des ältesten Fräuleins Ulrike v. Levetzow, die ihn entwerder mit Gesang oder einigen scherzhaften Gesprächen unterhält wenigstens für einige Augenblicke die Unbilden zu vergessen, welche er durch die verunglückte Heirath seiner ehemaligen, unter dem Namen. Madame Vulpius bekannten Wirthschafterinn zu dulden hat. — In Gesprächen über die Litteratur der verschiedenen Völker läßt er seine besondere Neigung für die Griechen nicht verkennen, und aus mehreren Aeußerungen konnte man seine Theilnahme an dem noch ungewissen Schicksale der Hellenen wahrnehmen. Indessen dürfte jedoch vorzüglich der Umstand zu bemerken seyn, daß Göthe dermalen für die katholische Religion nicht blos sehr gemäßigte Gesinnungen, sondern recht viele Zuneigung blicken läßt: insbesondere lobt er die Erbaulichkeit des katholischen Ritus gegenüber dem protestantischen. Gleiche Lobsprüche ertheilt auch der weimarische Kriminalrath Schumann der katholischen Liturgie. Doktor Tzschirners neueste Schrift: Uiber Protestantismus und Katholizismus beurtheilen Göthe und Schumann strenge und erklären solche für ganz überflüssig, indem sich in gegenwärtigen Zeiten der Verstand auf keine Weise durch das Ansehen eines Schriftstellers, sondern nur allein durch die Wahrheit einnehmen läßt . . . .

K. k. Badepolizeyinspection
Marienbad den 30 Juny 1822
Kopfenberger

Dieser Bericht wird vom Oberstburggrafen unter dem 4. Juli 1822 dem Grafen Sedlnitzky vorgelegt, der ihn am 8. Juli »Ad acta« legt. [Archiv der k. k. Polizei- und Censurshofstelle (k. k. Ministerium des Innern) Nr. 6199/4334 vom J. 1822.]

* * *

Am 19. Juni 1822 war Goethe »Bey'm herrlichsten Sonnenuntergang und frischem Nordwind« in Marienbad angekommen. Am 22. meldet sich bei ihm »Civil-Polizey-kommissär . . . .«. Für den Namen, den Goethe offenbar bei der ersten Vorstellung nicht behalten hat, ist im Tagebuch (8. Band, S. 209, Z. 19) ein leerer Raum gelassen, den wir nun ausfüllen können: Es war Herr Ignaz Kopfenberger, Ober-Commissär der prager k. k. Stadthauptmannschaft, damals »Von Seite des Civils« der Badepolizey-Inspektion in Marienbad zugeteilt, wie auf der ersten Seite der offiziellen »Liste der angekommenen Brunnengäste im Marienbad im Jahre 1822« (Eger, gedruckt bei Josef Kobrtsch) zu lesen ist.

Am 21. Juni notiert Goethe in sein Tagebuch: »Graf Yermaloff kehrte ein.« und am 23.: »Müller, Arzt. begleitend Grafen Yermaloff.«

Daß er für die Kurgäste nicht ohne weiteres zugänglich war, ergibt sich aus folgender Briefstelle an seinen

[1]) Vgl. »Chronik« XXVI., S. 20 ff.

Sohn: »Indessen füllt sich der Badeort immer stärker; doch ist der Raum zu groß und man wird sich weniger gewahr. Ich suche freylich die Gelegenheit nicht auf ...« (Briefe, W A, 36. Bd., S. 94.)

»Johann Höger, Doctor der Arzneykunde, Professor der speziellen Therapie der innerlichen Krankheiten und der medizinischen Klinik, Primararzt im allgemeinen Krankenhause« in Prag (Hof- und Staats-Schematismus. 1822, II. Theil, S. 184) hat Goethe offenbar nur als Arzt konsultiert. Im Tagebuch kommt sein Name nicht vor. Die Kurliste verzeichnet ihn unter Nr. 92 am 2. Juni.

Davon, daß Christiane damals schon sechs Jahre lang tot war, hatte Herr Kopfenberger offenbar keine Ahnung.

Dabei muß man sich jedoch gegenwärtig halten, daß das Verhältnis zu Ulrike v. Levetzow, das heute unseren Obergymnasiasten aus dem Schulunterricht geläufig ist, damals naturgemäß nur wenigen Näherstehenden bekannt war, ein neuer Beweis also, wie tief die vormärzliche Polizei in das Privatleben einzudringen verstand.

Spuren von Goethes Beschäftigung mit den Neugriechen finden sich in den Tagebüchern am 22. und 23. Juni.

Die Äußerung über den Katholizismus mag vielleicht auf den ersten Blick ein wenig befremdend wirken und sogar den Verdacht aufkommen lassen, daß der österreichische Polizeikommissär Goethe da Ansichten unterschoben habe, die seinem Denken und Empfinden meilenweit entfernt lagen. Wenn wir jedoch Goethes Tagebücher durchblättern, gewinnen wir unwillkürlich den Eindruck, daß er gerade während seines Aufenthaltes in einem katholischen Lande, im regen Verkehr mit intellektuell und sozial hochstehenden Katholiken sich recht eingehend mit diesen Fragen beschäftigt hat.

Was Goethes Stellung zum katholischen Kultus im allgemeinen anbelangt, so sind seine sarkastischen Äußerungen in den Römischen Elegien, in den Venetianischen Epigrammen und in den Zahmen Xenien genugsam bekannt. Diesen steht der wundervolle Hymnus auf die katholischen Sakramente im siebenten Buch von Dichtung und Wahrheit entgegen, der mit der Betrachtung schließt: »Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im Protestantismus zersplittert, indem ein Teil gedachter Symbole für apokryphisch und nur wenige für kanonisch erklärt werden! und wie will man uns durch das Gleichgültige der einen zu der hohen Würde der andern vorbereiten?«

Besonders kräftig setzen diese Äußerungen und Betrachtungen während seines Karlsbader Aufenthaltes im Jahre 1807 ein. Allerdings lagen diese Fragen damals gerade in der Luft: Es war die Zeit, in der der Übertritt Friedrich Schlegels und Zacharias Werners sich vorbereitete. Am 1. Juni spricht er »mit Advocat Mener aus Dresden über ... den androhenden Katholicismus«, am 22. Juni »mit Oberhofprediger Reinhard, besonders über die Aussichten des Protestantismus und der Litteratur«, am selben Tag »mit Hrn. von Ompteda ... über ... Katholiken in Irland«, am 29. Juni wieder »mit Oberhofprediger Reinhard: über Protestantismus, Katholizismus«, am 24. Juli erwägt er mit dem Geheimen Rat von Faßbinder über die gegenwärtige Lage der Dinge. Argument derjenigen, die eine bessere und höhere Bildung aversiren, »daß ja den Protestanten ihre Cultur ebenso wenig bey Jena als den Katholiken ihre Uncultur bey Austerlitz geholfen oder geschadet habe«. Am 7. September sucht er sich »Über die Differenz der katholischen und protestantischen Religion« klar zu werden und schaltet die ganze umfangreiche Betrachtung gegen seine sonstige Gewohnheit vollinhaltlich in das Tagebuch ein: »Es kommt darauf an, daß der Mensch immerfort an seine drey idealen Forderungen: Gott, Unsterblichkeit, Tugend erinnert und sie ihm möglichst garantiert werden. Der Protestantismus hält sich an die moralische Ausbildung des Individuums, also ist Tugend sein erstes und letztes, das auch in das irdische bürgerliche Leben eingreift. Gott tritt in den Hintergrund zurück, der Himmel ist leer, und von Unsterblichkeit ist bloß problematisch die Rede. Der Katholicismus hat zum Hauptaugenmerk, dem Menschen seine Unsterblichkeit zuzusichern, und zwar dem Guten eine glückliche. Dem Rechtgläubigen ist sie ganz gewiß, und wegen gewisser kleinerer oder größerer Differenzien setzt er noch einen Mittelzustand, das Fegefeuer, in den wir von der Erde aus durch fromme und gute Handlungen einwirken können. Ihr Gott steht auch im Hintergrunde, aber als Glorie von gleichen, ähnlichen und subordinirten Göttern, so daß ihr Himmel ganz reich und voll ist. Da an eine sittliche Selbstbildung nicht gedacht, oder vielmehr in früheren roheren Zeiten nicht daran geglaubt worden, so ist statt derselben die Specialbeichte eingeführt, da denn niemand sich mit sich selbst herumzuschlagen braucht, eine empfundene Entzweyung nicht selbst zu vereinen und in's Ganze herzustellen aufgefordert ist, sondern darüber einen Mann von Metier zu Rathe zieht.« Zwei Tage später am, am 9. September, kommt er auf der Heimreise in Schleiz wieder auf den Gegenstand zurück und hat einen »Disputat mit August und Riemer über die katholische Religion, insonderheit den Bilderdienst und Ohrenbeichte betreffend«, am 13. und 14. November liest er »Henry's Schrift über das Cölibat der katholischen Geistlichen«, und am 9. Dezember hat er bei Knebel in Jena mit Zacharias Werner »Viel disputirt über Heidenthum, Protestantismus, Katholicismus u. s. w.«,

Am 9. Juli 1812 unterhält er sich in Karlsbad »Mit Fürst Lichtenstein auf der Wiese über die neueste Lust der Protestanten zum Katholicismus überzugehen.« (Tageb., 4. Bd. S. 301, 26 f.), wobei er in erster Linie an Friedrich Schlegel und Zacharias Werner gedacht haben mochte, und auf der Heimreise, am 14. September 1812, notiert das Tagebuch: »Über die katholische Religion.«

Wenige Wochen vor seiner Abreise nach Marienbad, am 6. April 1822, spricht er abends mit Oberbaudirektor

Condray »Über katholische Religion, deren Forderungen und Einfluß.« (Tageb., 8. Bd., S. 183, 6 f.), am 24. April erzählt ihm Ulrike v. Pogwisch »die Geschichte der gestrigen Nonnen-Einkleidung in Erfurt« (ebenda, S. 189, 15 f.)

An den Großherzog und die Großherzogin berichtet er aus Eger am 1. August 1822 (Briefe W A, 36. Bd., S. 101, 5 ff.): Ein bey dem Prälaten [Abt Reitenberger von Tepl] in großer Gesellschaft, von schönem Wetter begünstigt, eingenommenes Mittagsmahl gab, des schrecklichen Weges ungeachtet, Vergnügen und Belehrung. Er theilte mir einige französische Missionsreden, von Fraisinon de la Mennai, in Übersetzung mit, die mein Erstaunen erregten. So mächtige Schritte nach entschiedenem Ziel, so viel Umsicht, Übersicht und Methode im Ganzen, so viel redekünstlerische gewandte Kühnheit im Einzelnen finden sich nicht leicht beysammen. Ich begriff nun jene große Wirkung und die erregte gewaltsame Gegenwirkung. In diesen Reden ganz päpstlich-royalistischen Inhalts findet sich keine Spur von Mönchthum und Pfäfferey. Der Prälat ließ mich in die Wiener ähnlichen, zwar nicht so geistreichen, aber doch genugsam wirkenden Bemühungen hineinsehen, von denen mündlich zu referieren mir vorbehalte.« Unter den »Wiener ähnlichen, zwar nicht so geistreichen . . . Bemühungen« ist jedenfalls die Wirksamkeit des am 15. März 1820 verstorbenen, am 20. Mai 1909 heiliggesprochenen Klemens Maria Hofbauer und seine Einführung des Redemptoristen-Ordens zu verstehen.

An seinen Sohn hatte er schon am 11. Juli 1822 in ähnlichem Sinne geschrieben: »Zugleich habe von den modernen Religiositäten in Frankreich und Teutschland manche Wunderlichkeiten vernommen. Auch von solchen Seiten ist es gut, daß man sich in der Welt umsieht.« (Ebenda, S. 93, 8 ff.)

Fünf Jahre später, am 21. Juli 1827, sagt er zu Eckermann in bezug auf Manzoni: »Zweytens ist ihm die katholische Religion vortheilhaft, aus der viele Verhältnisse poetischer Art hervorgehen, die er als Protestant nicht gehabt haben würde.«

Die Streitschrift: Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet von D. H. G. Tzschirner, Professor der Theologie und Superintendent in Leipzig, 1822 erschienen, muß großes Aufsehen erregt haben, denn noch im Jahre 1822 erschien eine zweite, 1823 eine dritte und 1824 eine vierte Auflage, außerdem wurde sie von Ch. de Ricow ins Französische übersetzt. Sie will das von Karl Ludwig v. Haller anläßlich seines Übertrittes zur katholischen Kirche an seine Familie gerichtete öffentliche Sendschreiben, in welchem die protestantischen Kirche als eine Pflanzschule des revolutionären Geistes und der Katholizismus als das sicherste Mittel, ihn zu dämpfen, bezeichnet wird, widerlegen und geht von der Verteidigung des Protestantismus allmählich zu den heftigsten Angriffen auf den Katholizismus über. Stellen wie die folgende auf S. 51 der 2. Auflage kommen darin vor: »Ja verderblich ist euer Rath und Plan, Verfinsterung heißt er und Unterdrückung, nicht wie ihr ihn nennet, Restauration und Einigung; das Licht wollet ihr auslöschen in der Welt, damit es fein dunkel werde und der Mensch schweigsam und dumm in den Schatten des Aberglaubens gehe. Das rege Leben der Geister wollet ihr dämpfen, damit es fein still werde wie's auf den Gräbern ist, nur kein Laut die Priester und die Herrscher störe, welche allein wachen sollen in der schlafenden Welt. Ihre theuersten Güter wollet ihr den Menschen nehmen, das Recht der Prüfung und die freye Mittheilung der Gedanken, das selbstständige Urtheil, die erleuchtende Wissenschaft, die freye Kirche, den Schutz gegen Willkühr und Gewalt. Und wenn die Welt nicht gutwillig zurückgiebt was ihr von ihr fordert? Was dann? So muß man ihr nehmen, werdet ihr sagen, was ihr nicht frommt . . . So wird denn Verfolgung beschlossen und Gewalt geübt werden.« Daß ein solches Buch im Metternichschen Österreich den höchsten Anstoß erregen mußte, ist klar. In Goethes Tagebüchern, die sonst seine Lektüre sorgfältig buchen, erscheint der Name Tzschirners im Jahre 1822 nicht Das Tagebuch des Kanzlers Müller verzeichnet jedoch — allerdings erst unter dem 15. Januar 1823 —. »Bei Goethe mit Röhr und Meyer . . . Tschirners Protestantismus.« (Biedermann, Goethes Gespräche, 2. Aufl., V, 131.) Der Goethe so nahe befreundete Graf Reinhard dachte anders: »Auch Tschirners unvollendete, posthume Schrift (»Briefe eines Deutschen an Chateaubriand«) und Kühlwes Broschüre über die Taschenspielerei den Katholizismus zu idealisieren, hab' ich mit Interesse gelesen. Der Kampf auf Leben und Tod des Kirchenthums hebt sich jetzt überall als prädominierendes Moment der Zeitgeschichte hervor, und von seiner Seite gar nicht ohne Hoffnung und Möglichkeiten des Siegs,« schreibt er am 30. Juli 1828 an den Kanzler Müller (GJB XI, 50).

Tzschirner, von dem Kaysers Bücherlexikon (5. Teil, Leipzig, 1835, S. 485) 48 Schriften, deren polemischer Inhalt sich meist schon aus dem Titel ergibt, aufzählt, hat auch 1821 bei W. Vogel in Leipzig eine anonyme Broschüre: »Die Sache der Griechen, die Sache Europa's« erscheinen lassen. Im Jahre 1814 hatte er fortgerissen von der allgemeinen Begeisterung den sächsischen Heeresteil unter Karl August als Feldpropst bis Tournay begleitet. (ADB, 39, Bd., S. 62 ff.)

»Christoph Wilhelm Schumann, großherz. sachsen-weimarischer Kriminalrath, aus Weimar,« war nach Angabe der Kurliste (Nr. 172) am 16. Juni in Marienbad angekommen. In Goethes Tagebüchern erscheint Schumann während des Marienbader Aufenthaltes nicht.

Zur Spiraltendenz der Vegetation.

(*Mit einem ungedruckten Briefe von K. v. Martius an Goethe.*)

Von Prof. Dr. Julius Zellner.

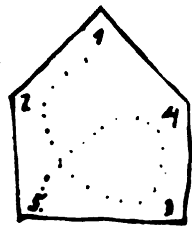
Goethe hat sich in seinen letzten Lebensjahren unter anderm auch mit einem botanischen Problem beschäftigt, welches er selbst als die »Spiraltendenz der Vegetation« bezeichnete. Seine darauf gerichteten Studien wurden nach seinem eigenen Bericht angeregt und befördert durch den bekannten Botaniker Karl Freiherrn v. Martius, der, wie manche Aufzeichnungen und Briefe beweisen, in mehr als einer Hinsicht dem greisen Meister nahestand. Der Verkehr der beiden Männer, dessen Beginn ins Jahr 1823 fällt, ist begreiflicherweise hauptsächlich ein brieflicher gewesen. Dieser Briefwechsel[1]) betraf wohl vorwiegend aber nicht ausschließlich botanische Gegenstände und enthält noch Dinge genug, die es begreiflich erscheinen lassen, daß Goethe nicht nur dem Forscher mit Hochachtung, sondern auch dem Menschen Martius mit warmer Zuneigung entgegenkam. Sehr wesentlich gefördert wurde jedoch dieser freundschaftliche schriftliche Verkehr durch zwei Besuche, welche Martius in Weimar abstattete und von denen besonders der zweite (vom 4. bis 6. Oktober 1828) für Goethes botanische Studien belangreich war. Martius hatte auf zwei Naturforscherversammlungen (zu München 1827 und zu Berlin 1829) zwei Vorträge über die Architektonik der Blüten gehalten, über welche Referate in Okens Zeitschrift »Isis« erschienen (1828 und 1829).[2]) In diesen für die botanische Systematik bedeutungsvollen Vorträgen hatte Martius unter anderem auch die Ansicht entwickelt, daß die Bestandteile der Blüte (Kelch und Blumenblätter, Staubgefäße und Stempel) in sehr flachgängigen Schrauben (»in ineinanderliegenden Spirallinien«) angeordnet seien, während man sonst jene Organe als in Kreisen gestellt betrachtet hatte. Diese Ansicht, welche übrigens nur sehr beschränkte Richtigkeit hat, wurde von Martius anläßlich seines Besuches in Weimar an der Hand einer schematischen Zeichnung erläutert und erregte Goethes Aufmerksamkeit in hohem Grade, wie aus den folgenden Stellen eines Briefes[3]) deutlich zu ersehen:

».. nur fühlt ich nach Ihrer Abreise allzusehr, daß Sie mich mit der spiralen Tendenz des Pflanzenwachstums, der Sie eine so geistreiche Entwickelung gegeben, nicht genugsam bekannt gemacht. Nach Anleitung der kleinen zurückgelassenen Skizze bin ich indessen weiter geschritten und finde die merkwürdigsten Zeugnisse und liebenswürdigsten Analogien zu dieser Ansicht, habe manches notirt, einzelnes stehen lassen, anderes zusammengereiht. Nun aber wünscht ich zu Beschleunigung meiner Forschung, daß Sie mir die Entwickelung Ihrer Gedanken auf die Weise mittheilten, wie Sie es in Berlin getan.. Da hiebey auch von einem Modell die Rede war, so würde solches gut eingepackt mit dem Postwagen, unfrankirt, zu meiner höchsten Zufriedenheit je eher je lieber anlangen. Dieß soll mir mit Ihnen, mein Werthester, eine neue mentale Geselligkeit werden, wie es jetzt schon durch die übersendete brasilianische Reise geworden ist.«

Dieses Modell wurde nun von Martius an Goethe übersandt mit einem Schreiben, welches eine Erklärung des Apparates enthielt. Es befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar und ist uns von dem derzeitigen Direktor Geheimrat Dr. Wolfgang v. Oettingen, der dem Wiener Goethe-Verein gleichwie seine beiden Vorgänger im Amte ein stets hilfsbereiter Gönner ist, in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt worden. Bei Geiger ist es nicht abgedruckt.

Euer Excellenz

beehre ich mich hier beifolgend das Modell vorzulegen, durch welches ich versuche, meine Vorstellungsweise vom Blüthenbau anschaulich zu machen. Schon viel früher würde die Sendung erfolgt seyn, wenn ich nicht gehofft hätte, die Maschine durch einfache Springfedern in der Art zu verbessern, daß man die Stellung der verschiedenen Blätter auf einmal und zwar durch einen Druck verändern könnte. Es erwieß sich jedoch. daß eine solche Komplication das Instrument schwerfällig machen und niemals ohne große Kunstmittel herstellbar seyn würde, und ich muß daher Euer Excellenz bitten, mit diesem unvollkommenen Versuche vorlieb zu nehmen. Das Schlimmste ist, daß ich selbst die Orte, an denen die Blätter sitzen, nicht genauer angeben konnte, so daß diese jedesmal, je nachdem man diese oder jene Blumenform darstellen will, geordnet werden müssen. Die grüne Blätter bedeuten den Kelch, die rothen die Krone, dann folgen zwei Kreise Staubfäden und endlich fünf Fruchtknotenblätter, letztere von blauer Farbe. Bei den Dicotyledonen fängt der Kelch oben an der Achse an, und seine Blätter folgen sich so:



bei den Monocotyledonen ist der Umlauf einfacher und gleichsam nur eine Spiralwindung.



Die darauffolgenden Kreise wechseln immer mit den untern ab und fangen auf der gegenüberstehenden Seite an. pp die weiteren Entwickelungen sind in meinen beiden Vorträgen zu München und Berlin, welche sich in der Isis gedruckt finden, gegeben. Ich füge nur die Bemerkung bei, daß die Stellung der wahren Blätter an den Zweigen stets eine gesetzmäßige Beziehung zu den Zahlen in der Blüthe zu haben scheine. So ist sie z. B. bei den Scrophularinen mit abwechselnden Blättern z. B. Digitalis, Virgularia 14, was den 5 Kelch-5 Kronenstücken und 4 Staubfäden

[1]) Bratranek I., S. 333 ff. Goethe und Martius. Ludwig Geiger, Goethe-Jahrbuch 1907. S. 59.

[2]) Goethes Tagebuch verzeichnet unter dem 26. Dezember 1829: »Ich hatte die Lehre von der Spezialtendenz der Pflanzen im Sinne«. Die Eintragung vom 27. beginnt: »Las die auf vorgemeldete Angelegenheit in der Isis befindlichen Aufsätze«. Am selben Tage noch schreibt er an Martius: »nur will ich bemerken: daß ich Ihre Mittheilungen in der Isis von 1828 und 1829 diese Tage wiederholt betrachtet habe.«

[3]) Geiger, Nr. 5.

entspricht. Die Zahlen 5, 9, 14, 21 kommen am häufigsten vor, und wenn sie da, wo sie überschritten worden sind, durch das Plus ein Vorwalten des Vegetationstriebes anzeigen, ist auch erklärlich, warum es dann in solchen Zweigen zu keinen Blumen kommen kann.

Leider bin ich in diesem Sommer durch andere Geschäfte verhindert worden, die hierhergehörigen Studien zu erneuen und fortzusetzen; um so glücklicher macht mich der Gedanke, daß selbst Ew Excellenz es nicht verschmähen, diesen Weg der Untersuchung einzuschlagen.

Wir besitzen nun auch Rauch hier, dessen Persönlichkeit Alle, die ihn kennen mit Achtung und Neigung erfüllet. Mit Vergnügen sehe ich ihn bisweilen bei mir, aber seine Tochter, der wir, nach dem Wunsche Ihrer Frau Schwiegertochter, die beste Aufnahme gewidmet haben würden, ist, wiederum verheurathet, noch nicht hierher gekommen. Ich bitte Ew Excellenz dieß unter den hochachtungsvollsten Empfehlung[en] von uns Allen hochdero Frau Schwiegertochter anzudeuten, damit Sie Sich überzeuge, daß der von Ihr ausgesprochene Wunsch mir Befehl sey.

Das Jahr führt uns nun bald wieder den 28ten August zurück, an welchem Tausende von Ew Excellenz Verehrern dankbar zum Himmel blicken, und dessen Segen für Sie auf viele Jahre noch heraberflehen. Wie herzinniglich meine ganze Familie mit mir diesen Ehrentag der Deutschen feiert, darf ich nicht versichern. Wir vertrauen aber auch überdieß einer lebendigen Überzeugung in uns, die mit lauter Stimme versichert, daß Euer Excellenz noch viele Jahre in ungetrübter Kraft und Heiterkeit unter dem jüngeren Geschlechte wirken werden, das Sie dankbar segnet.

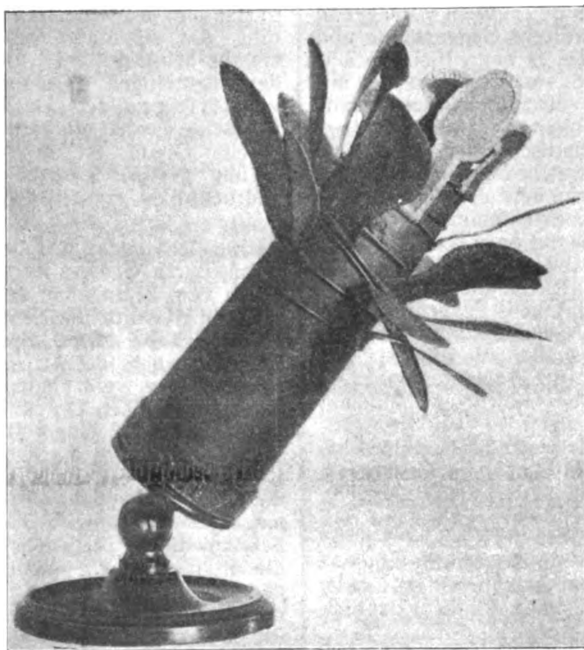
Im Gefühl tiefster Verehrung
Euer Excellenz
unterthäniger Martius
München d. 20. Aug. 1829.

Goethe erwidert am 22. Dezember 1829[1]:
»mich hat der Gedanke von gesetzlicher Spiralwirkung beym Entfalten und Ausbilden der Pflanzen, vom ersten Augenblick an als ich ihn vernommen, beschäftigt und seit dem schönen auslangenden Modell nur destomehr bis auf den heutigen Tag«

[1]) Geiger Nr. 6.

Und weiters in der Schrift »Zur Spiraltendenz der Vegetation«[1]):

»In zweien nach Jahresfrist auf einander folgenden Vorlesungen hatte er (Martius) in München und Berlin sich umständlich und deutlich genug hierüber (Architektonik der Blüten) erklärt. Ein freundlicher Besuch desselben, als er von dem letzteren Orte zurückkam, gewährte mir in dieser schwierigen Sache eine mündliche Nachweisung, welche sich durch charakteristische, wenn schon flüchtige Zeichnung noch mehr ins Klare setzte. Die in der Isis Jahrgang 1828 und 1829 abgedruckten Aufsätze wurden mir nun zugänglicher, und die Nachbildung eines an jenem Orte vorgewiesenen Modells ward mir durch die Geneigtheit des Forschers und zeigte sich zur Versinnlichung, wie Kelch, Krone und die Befruchtungswerkzeuge entstehen, höchst dienlich.«



Das Martius'sche Modell. (Seitenansicht.)

Goethe hat den Gedanken der schraubenförmigen Anordnung der Pflanzenorgane, welchen Martius lediglich mit Bezug auf den Blütenbau ausgesprochen und verfolgt hatte, sehr verallgemeinert und zur Hypothese der Spiraltendenz erweitert. Näheres darüber wäre in der eingehenden Schrift Hansens[2]) einzusehen.

Trotz des mehrfachen Wechsels der Besitzer befindet sich das Modell in einem tadellos erhaltenen Zustand. Die Art seiner Ausführung zeigt, daß Martius dieses Geschenk für Goethe mit besonderer Sorgfalt hatte herstellen lassen. Zur Erläuterung der nebenstehenden Abbildung sei folgendes bemerkt: Auf dem runden, braun politierten Sockel ruht — in einem Gelenke drehbar — eine konische Säule aus Pappe, welche die Blütenachse repräsentiert. Auf derselben sind nun fünf sehr flachgängige Spiralen aus starkem Messingdraht, lose drehbar angeordnet, auf welchen sich je fünf gleichgefärbte, aus Papier geschnittene mit Leinwand oder Leder eingesäumte blattartige Figuren verschieben lassen.

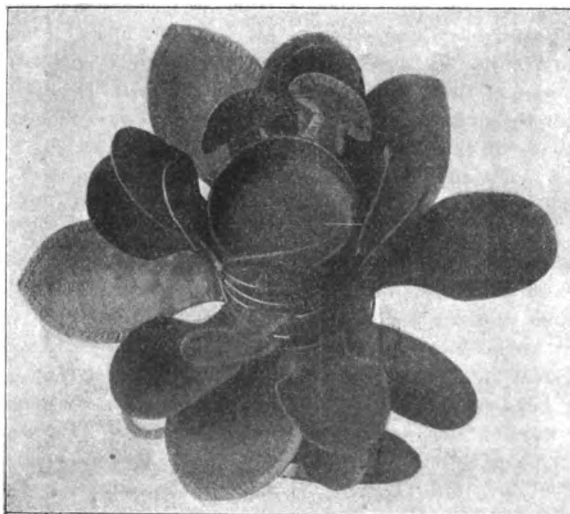
Die Erklärung dafür, daß Martius je fünf gleiche Blätter in einer Spirale und zwei solche Spiralen für die Staubgefäße verwendet, ergibt sich aus folgender Stelle der »Isis« 1828, Band XXI, Sp. 524: (er nimmt an) »daß in den Monocotyledonen die Drey- in den Dicotyle-

[1]) WA II. 7. Bd. S. 48.
[2]) Goethes Metamorphose der Pflanzen. Gießen 1907. S. 415 ff.

donen die Fünfzahl gesetzmäßig sei, und er glaubt mit Robert Brown, daß die Zahl der Staubfäden in der regelmäßigen Bildung gleich sei der Zahl der Kelchteile, plus der der Kronenteile; daher scheinen ihm bey den Monocotyledonen sechs, bei den Dicotyledonen zehn Staubfäden der Urtypus«.

Dadurch daß sich die einzelnen Blätter jeder Spirale beliebig verschieben oder von dem Draht ganz herabziehen lassen, ist es möglich Blütenformen mit verschiedener Stellung der einzelnen Organe oder mit anderer (geringerer) Zahl derselben zu veranschaulichen. Dieser Zweck des Modells erhellt auch aus folgender Stelle:

»Martius erläuterte übrigens seine Ansicht durch ein Modell, worin er auf der Achse mehrere Umläufe befestigt hatte, und womit er nach den verschiedenen Stellungen und Reduktionen, welche er mit den Blättern der Umläufe vornahm, verschiedene Pflanzenfamilien darstellte.« (»Isis« 1828, Sp. 529.)



Das Martius'sche Modell. (Vorderansicht.)

Was endlich die Bedeutung der gelenkigen Verbindung zwischen dem Modell und dem Untersatz betrifft, so hat sich Martius in seinem Begleitschreiben nicht darüber ausgesprochen; doch kann die folgende Stelle aus dem oftzitierten Referat einen Anhaltspunkt für die Erklärung geben: »er (Martius) betrachtet Zahl der Teile (Blütenteile), Reduktion derselben (welche Teile und wo sie sie trifft) und das Achsenverhältnis, welches sich noch besonders darin mannichfach gestaltet, daß die Achsen der Blüten nicht immer vertikal aufsteigen, sondern sich von der (Hauptachse des Blütenstandes) bald abwärts bald aufwärts neigen; wodurch insbesonders die unregelmäßigen Blumenbildungen von ihm abgeleitet werden«. (»Isis« 1828, Sp. 529.)

Man kann also dem Blütenmodell eine geneigte Lage geben und durch entsprechende Verschiebung der Blätter auf den einzelnen Drahtspiralen auch die unregelmäßigen Blüten in ihrer charakteristischen Stellung zur Hauptachse versinnbildlichen.

Das Martiussche Original-Modell nun, dessen Besitz Goethe so große Freude bereitet hat, bildet heute eines der wertvollsten Schaustücke des Wiener Goethe-Museums. Goethes Schwiegertochter Ottilie hatte es dem ihr innig befreundeten Professor Dr. Romeo Seligmann geschenkt, dessen Sohn Prof. R. F. Seligmann das Modell nebst zahlreichen Briefen von Ottilie und ihren Söhnen Walther und Wolfgang v. Goethe an seinen Vater in hochherzigem Entschlusse dem Wiener Goethe-Museum überwiesen hat.

Bücherschau.

Goethes Werke, vollständige Ausgabe in 40 Teilen, auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben von Karl Alt. 36.—38. Teil, herausgegeben von S. Kalischer.

Dieser kürzlich erschienene Band enthält Goethes naturwissenschaftliche Schriften mit Ausnahme der auf Optik und Farbenlehre bezüglichen. Der Herausgeber, S. Kalischer, gibt zunächst in einer allgemeinen Einleitung ein sorgfältig ausgeführtes Bild von der Stellung Goethes zur Naturwissenschaft, von dem Werdegang seiner Studien und seinem Verhältnis zu den zeitgenössischen Naturforschern, die seine Gedankenwege nur zum geringsten Teil zu verfolgen vermochten. Großes Gewicht wird auf den Nachweis gelegt, daß Goethe, durch verwandte Ideen Spinozas, Herders und Kants angeregt, einer der Hauptbegründer der Entwicklungslehre geworden und als ein Vorläufer Darwins zu betrachten ist. Wenn schon das retrospektive Verfahren, später gewonnene Erkenntnisse in Aussprüchen und Andeutungen früherer Autoren wiederzufinden, häufig etwas Mißliches an sich hat, besonders dann, wenn sich aus den älteren Arbeiten keine weiteren Konsequenzen ergeben als solche, welche bereits auf anderem Wege gefunden worden sind, so hat der Herausgeber doch verstanden, unter Zuhilfenahme einer Reihe sorgfältig gewählter und geistreich interpretierter Zitate seine Anschauung dem Leser nahezurücken. An die allgemeine Einleitung schließen sich nun spezielle, zu jeder Gruppe sachlich verwandter Arbeiten gehörige an, u. zw. zunächst in solche über Morphologie, welche sich in zwei Unterabteilungen: »zur Botanik« einerseits, »zur Osteologie und Zoologie« andrerseits gliedert. In diesen wird auf die Geschichte der diesbezüglichen Studien und Arbeiten

Goethes näher eingegangen, deren wissenschaftliche Bedeutung hervorgehoben und das Verhalten späterer Gelehrter zu Goethes Forschertätigkeit kritisch beleuchtet. In allen diesen Darlegungen wird das Streben des Herausgebers nach objektiver Beurteilung angenehm fühlbar, die man in anderen Arbeiten über den gleichen Gegenstand — selbst in solchen neuesten Datums — häufig vermißt. Das gleiche gilt für die beiden weiteren Essays, welche den Goetheschen Arbeiten über Mineralogie und Geologie sowie über meteorologische Gegenstände vorausgehen. In diesen wie in den früheren Besprechungen vertritt der Herausgeber den Standpunkt, daß das naturwissenschaftliche Lebenswerk Goethes weniger durch seine einzelnen Ergebnisse als durch die Forschungsmaximen und allgemeinen Anschauungen Wert und Bedeutung gewinnt.

Auf den Text selbst ist alle Sorgfalt verwendet worden, die Anordnung ist zunächst vom sachlichen, daneben auch vom historischen Gesichtspunkt aus durchgeführt. Was die Auswahl betrifft, so wird der Freund von Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten nichts Wesentliches vermissen, höchstens die Schrift »Zur Spiraltendenz der Vegetation«, welche uns trotz ihres geringen Umfanges bedeutungsvoll erscheint, schon deshalb, weil in ihr das reiche Forscherleben des Dichters harmonisch ausklingt.

Dr. Julius Zellner.

Entlegene Spuren Goethes. Goethes Beziehungen zu der Mathematik, Physik, Chemie und zu deren Anwendung in der Technik, zum technischen Unterricht und zum Patentwesen. Dargelegt von Max Geitel, Geheimer Regierungsrat im kaiserl. Patentamt. Mit 35 Abbildungen. VIII u. 215 S. 8°. Geb. Mk. 6·—. Verlag von R. Oldenburg, München und Berlin.

Immer wieder ist in kleineren Zeitschriftenartikeln Goethe als Vorläufer oder richtiger Vorahner moderner und modernster Erfindungen und Einrichtungen dargestellt worden. Der Verfasser des vorliegenden vom Verlage prächtig ausgestatteten Buches, der ziemlich abseits vom Kreise der Goethe-Philologie steht, dafür aber das gediegene Rüstzeug aus dem Schatze der exakten Wissenschaften mitbringt und Goethes Werke und Briefwechsel, und zwar nicht nur für den Zweck des vorliegenden Buches, eingehend studiert hat, würdigt zum ersten Male im Zusammenhange jene Seite der Tätigkeit Goethes, welche »insbesondere demjenigen Zweige menschlichen Schaffens angehört, der unter dem Begriff ‚Technik' zusammengefaßt wird, auf eine praktische Ausnutzung der Naturwissenschaften abzielt und ein neues Zeitalter in die Wege geleitet hat«.

Kurz, aber recht anschaulich und für den angestrebten Zweck völlig ausreichend orientiert der erste Abschnitt über den Stand der induktiven Wissenschaften und der Technik zu Goethes Zeit. Für den Goethe-Forscher, der selbst in der Lage ist, Goethes Äußerungen und Beziehungen zu den einzelnen Zweigen der Technik aus seinen Werken, Briefen und Tagebüchern zusammenzustellen, ist dies unstreitig das wertvollste Kapitel, denn es gibt ihm erst den Maßstab an die Hand, Goethes Äußerungen richtig zu verstehen und zu beurteilen. Weiter lesend in dem prächtigen Büchlein, in dem zahlreiche gute Abbildungen den Text begleiten, wird er immer mehr staunen über die Fülle der Gesichte. Von zahlreichen Erfindungen, die das Leben in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts von Grund aus umgestaltet haben, hat Goethe schon Kenntnis gehabt: Leuchtgas, Dampfmaschinen, Eisenbahnen, ja sogar Elektrizität und Luftschiffahrt haben in ihren Anfangsstadien sein lebhaftes Interesse erregt, und die Entdeckung der Photographie in natürlichen Farben geht, wie wir staunend erfahren, auf eine Anregung Goethes zurück.

Den von Alexander v. Humboldt angeregten Gedanken eines Durchstiches der Landenge von Panama hat er mit Feuereifer aufgegriffen, er hätte gern eine Verbindung der Donau mit dem Rhein und die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez gesehen, und diesen drei Dingen zuliebe es wohl der Mühe wert gefunden, es noch einige 50 Jahre auszuhalten. Bautechnische Fragen haben ihn von frühester Kindheit — dem Umbau des väterlichen Hauses — bis in seine letzten Lebensjahre begleitet, und jahrzehntelang ist er der oberste Chef eines Bergwerksbetriebes gewesen.

Dem ungemein lesenswerten Büchlein, das wohl niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird, hätten mit einer leisen Variation des Sinnes Goethes Worte aus den Paralipomena zu den »Wanderjahren« als Motto vorangestellt werden können: »Bei Ausbreitung der Technik hat man keine Sorge; sie hebt nach und nach die Menschheit über sich selbst und bereitet der höchsten Vernunft, dem reinsten Willen höchst zusagende Organe: hingegen ‚die Ausbreitung der Künste bewirkt Pfuscherei'.« *P.*

A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg, Beiträge zur Kenntnis der Physiognomischen Fragmente J. C. Lavaters, mit unveröffentlichten Briefen an Goethe und Herder. »Nord und Süd«, Band 126, S. 90/102.

Die in dem oben angeführten Aufsatz auszugsweise mitgeteilten und ausdrücklich als »ungedruckt« bezeichneten Briefe an Goethe sind alle längst bekannt. Vgl. Beilage zur »Allg. Z.«, 1898, Nr. 131 (Schriften der Goethe-Ges. 16, 1901, S. 5—7).

Von den sechs Briefen an Herder, die Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg zum erstenmal zu veröffentlichen erklärt, sind fünf schon längst, zum Teil schon seit 50 Jahren, bekannt. Vgl. Beilage zur »Allg. Z.« 1900, Nr. 179, und Heinrich Düntzer, Aus Herders Nachlaß II, 1857, Nr. 10, 15, 18, 39. — Nur die letzten acht Druckzeilen des in Rede stehenden Aufsatzes enthalten von Lavater an Herder gerichtete Worte, die bis jetzt nicht gedruckt waren; sie sind vom 3. Februar 1776 datiert, fehlen in Herders Nachlaß, haben sich nur in Lavaters handschriftlichem Nachlaß erhalten. Vermutlich wurden sie nie an Herder abgeschickt; vgl. Pfenningers und Lavaters Brief an Herder vom 5. bis 27. Februar 1776.

Gernsbach. *Heinrich Funck.*

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

SIEBENUNDZWANZIGSTER BAND.

(JAHRGANG 1913.)

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

DR. RUDOLF PAYER VON THURN.



WIEN 1914.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/2, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVII. Band. Wien, 1. April 1913. Nr. 1—2.

INHALT: Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Richard Maria Werner †. — »Die Geschwister« von Alexander v. Weilen. — Zu Goethes Stammbuch-Einträgen von Max Morris. — Faustisches: I. Clavicula Salomonis von Agnes Bartscherer. II. »Plutus« und III. »Schwedenkopf« von R. F. Arnold. IV. »Hascht nach dem nächtgen Wetterleuchten« von Karl Kaderschafka. — Goethes Faust in der bildenden Kunst.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Neue Mitglieder:

Bohaczek Elisabeth, Frau, IX., Schwarzspanierstraße 22.
Bohaczek Gertrud, Fräulein, IX., Schwarzspanierstraße 22.
Bohaczek Johanna, Fräulein, IX., Schwarzspanierstraße 22.
Dessauer Ernst, Dr., XVIII., Colloredogasse 35.
Frankl Adolf, I., Eßlinggasse 17.
Fuchs Adele, XIII/2, Penzingerstraße 121.
Gajšek Stephanie v., Phil. Dr., IV., Resselgasse 3.
Groag Ernst, Ingenieur, IX., Kolingasse 20.
Herzer Viktorine, XIII/6, La Rochegasse 22.
Heyszl Erich, II/1, Taborstraße 75.
Krassa Hans, Dr., VIII., Kochgasse 16.
Löwy Hans, VII., Mariahilferstraße 96.
Markus Gustav, I., Rudolfsplatz 3.
Meißner Helene, VI., Schmalzhofgasse 24.
Molitor Marianne, Dr. IX., Alserbachstraße 10.
Müller Minna, V., Franzensgasse 2.
Neeser Marga, IX., Bleichergasse 4.
Schrutka Wilhelm, Dr., k. k. Notar in Pohrlitz.
Sontag K., III., Ungargasse 42.
Strauß Ludwig, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Schottenbastei 16.
Strakosch Siegfried, Großindustrieller, XVIII., Sternwartestraße 56.

Um die Werbung neuer Mitglieder haben sich besonders verdient gemacht die Herren Doktoren Brüch, Frau Adele Fuchs, Herr Dr. Otto Lorenz.

Richard Maria Werner †.

Am 31. Jänner 1912 ist Hofrat Prof. Dr. Richard Maria Werner, den wir am 20. März 1911 in den Ausschuß gewählt haben, in seinem 59. Lebensjahre einem alten Leiden erlegen, das ihn gezwungen hatte, vorzeitig vom Lehramte zurückzutreten. Wir können die Persönlichkeit des Verewigten nicht besser würdigen, als indem wir hier die Worte wiederholen, die der Obmann-Stellvertreter des Wiener Goethe-Vereins, Professor Dr. Alexander v. Weilen, am offenen Grabe Werners gesprochen hat:

»Der Tod ist schrecklicher, als wir glauben. Er verdüstert die Lichter, die so bunt und lustig um uns hin schimmern, aber im Herzen zündet er ein Licht an, da wird's hell.«

So spricht Hebbel in seiner »Maria Magdalena«. Auch in uns wird's hell, trotz der tiefen Trauer, wenn wir uns den gütigen, lieben Mann und Freund vorstellen, wenn wir noch einmal in sein treues Auge zu blicken wähnen. Und hell war's in ihm, erhellt war das ganze Dasein trotz Krankheit und Leiden von dem Lichte seiner sanften, ruhigen Wissenschaft. Früh vom geliebten Katheder abzutreten gezwungen, hat er sich eine Welt in seiner Werkstatt gebaut, in die er große Geister und Menschen geladen. Hier klang ihm vieltönig das deutsche Lied herein. Goethe mit seinen Genossen suchten ihn heim, halbvergessene Schatten wurden zu neuem Leben beschworen, der lustige Wiener Hanswurst und seine Theatersippe sprang ihm entgegen, über alle stieg riesengroß und übermächtig jener Genius empor, dem sich der Knabe schon im Elternhaus verschrieben. Friedrich Hebbels treuester Diener zu sein war unseres Freundes größter Stolz, für ihn zog er zu Felde, und er eroberte ihm das Ehrenzeichen des deutschen Klassikers: die kritische Ausgabe. Nunmehr, wo sie zum vierten Male in die Welt hinauszieht, schließt er die müden Augen, die noch mit ihren letzten Blicken auf den geliebten Texten geruht. Mit dem Namen des unsterblichen Dithmarschen ist der seine untrennbar vereinigt. Friedrich Hebbel — Richard Maria Werner. Der Dritte in dem Bunde ist der Tod, wie Hagen von Tronje spricht. Im Säkularjahr der Geburt seines Dichters ist sein Herausgeber von uns gegangen. »Redlich und ohne Prunk«, so hat er selbst im Motto eines Essays sein Schaffen gekennzeichnet. So will auch ich redlich und ohne Prunk ihm danken im Namen des Wiener Goethe-Vereins, der Gesellschaft für Theatergeschichte und des Literarischen Vereins, denen er mit Rat und Tat beigestanden, und als bescheidener Vertreter im Namen seiner Wissenschaft, der seine besten Kräfte sich erfolgreich geweiht.

I. Goethe-Abend

(Mittwoch, den 29. Jänner 1913.)

»Die Geschwister.«

Einleitender Vortrag. Von Alexander v. Weilen.

Ihrem Umfange nach sind »Die Geschwister« eines der kleinsten Dramen Goethes. Wenige Szenen, die sich im einfachsten bürgerlichen Kreise abspielen, drei Personen, nach tragischen Anläufen eine Lösung, die zu dem jedem Publikum erwünschtesten Ziele, der Heirat, führt. Aber in dieser Armut, welche Fülle von Poesie, so reich, daß man kaum wahrnimmt, wie sich unter den duftenden Rosen, die der Dichter darbringt, eine gar giftige Schlange birgt. Das Werk ist ein wahres und echtes Bekenntnisdrama Goethes, wie die Iphigenie und der erste Faust, zwischen denen es zeitlich liegt.

Vergegenwärtigen wir uns die Daten der Entstehung. Am 26. Oktober 1776 hat Goethe auf einer Reise das Stück »erfunden«, am 28. und 29. niedergeschrieben. Ein Jahr nach seiner Ankunft in Weimar. Der wilde Titanismus, das Streben nach dem Kolossalischen ist vorüber, er sucht und findet sein Glück in der Beschränkung. Er faßt die kleine Umwelt nicht mehr so sentimentalisch wie im Werther — mit der innigsten Freude am Gegenständlichen stellt er sich in die enge Häuslichkeit seines Gretchen und Klärchen, und die ersten Worte des Stückchens rufen den Segen im Kleinen über Wilhelms ehrliche Tätigkeit herab. Ein Genrebild rein bürgerlicher Behaglichkeit tut sich vor uns auf, so wie Goethe in einem kleinen Aufsatze an Rembrandt und Rubens anknüpfend dem Künstler die Einschränkung auf das, was er um sich sehe, eingeschärft und ihm zugerufen hatte: »Geh vom Häuslichen aus und verbreite dich, wenn du kannst, über alle Welt.«

Kleine Reisen von Weimar aus hatten ihm den Zauber des deutschen Städtchens und seines Tagesgetriebes erschlossen. Wie sein Wilhelm nicht achtlos an der Käsefrau vorübergeht, die bei einem Lichtstümpfchen ihre Ware abwiegt, so schildert er am 30. Oktober 1776 seinen morgendlichen Aufbruch von Frankfurt: »Am Kornmarkt machte der Spenglersjunge rasselnd seine Laden zurecht, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmernden Regen.« Sein Herz öffnet sich für die Klasse von Menschen »die man die niedre nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit«. Und in diese Welt führen uns auch die ersten Bücher von »Wilhelm Meisters Theatralischer Sendung«. Weit eingehender als in der endgiltigen Fassung wird das Leben der Kleinstadt und des Vaterhauses geschildert und mit Liebe die Poesie der Ziffer, des Handels entwickelt. Was Goethe da an Wilhelm Meister tadelt, »die Liebe zu Zahlen und besonders die Liebe zu Brüchen, in denen so vieles zu stecken pflegt, ging ihm ab, Aufmerksamkeit auf kleine Vorteile, Gefühl von dem hohen Werte des Geldes«, das ist dem andern Wilhelm des kleinen Stückes wohl geläufig. Der enge Kreis und die engen Menschen seines Dramas sind ihm zu wahrer Poesie geworden, eben weil sie sich aus den realsten Grundlagen des menschlichen Daseins entwickeln. So bilden »Die Geschwister« eines der wichtigsten Dokumente für Goethes dichterischen Realismus und für sein helles Auge ist gesprochen, was Fabrice sagt: »Jeder bemerkt in seiner Art. Ich glaub', es sind viele die Straße gegangen, die nicht nach den Käsemüttern und ihren Brillen geguckt haben.«

Die Nähe des Wilhelm Meister offenbart sich schon in der Namengebung. Der Held heißt Wilhelm, wie bereits der Korrespondent Werthers, es ist der Vorname Shakespeares, den er als »Stern der höchsten Höhe« angerufen; das Mädchen heißt Marianne, ein Lieblingsname des Sturms und Drangs, der auf Hallers schöne dichterische Huldigung für seine entschlafene Gattin zurückgeht, und ebenfalls im Romane für die erste Liebe des Jünglings verwendet wird. Und noch eine Frau spielt in dem Stücke mit, wenn sie auch die Szene nicht betritt, die entschlafene Mutter Mariannens, die Goethe mit jenem Namen nennt, der ihm damals das »Glück der nächsten Nähe« schuf: Charlotte. Es ist der Name Frau v. Steins, und sie ist es, die dem Stücke seinen Inhalt gegeben hat.

Die äußere Gruppierung der Personen entspricht einer Reihe anderer Werke Goethes: der Bruder stellt sich schützend zwischen die Schwester und den sie begehrenden Freier. Man denke an Götz, Clavigo, Faust, ja auch an den Egmont, wo Brackenburg bei Klärchen nur brüderliche Liebe findet. Hier handelt es sich aber um ein weit tieferes Problem: Marianne ist nicht die Schwester Wilhelms, sondern die Tochter seiner Jugendliebe, ihm von der Sterbenden anvertraut. Die vermeintlichen Geschwister lieben sich, der Mann mit wohlbewußter Zurückhaltung, das Mädchen mit einem weit tieferen Gefühle, dem sie, ohne sich Rechenschaft geben zu können, nachhängt. So stellt sich das gefährliche Thema der Geschwisterliebe, das noch später in den vollendeten »Wilhelm Meister« andeutungsreich hineinspielt.

Es hat seine literarische Tradition. Schon Wieland hatte es gestreift, Lessing war im »Nathan« kühl daran vorbeigeglitten, der Sturm und Drang nahm es mit Leidenschaft auf, Goethes Jugendfreund Lenz hatte es zwei Jahre vor den »Geschwistern« auf die Szene gestellt im »Neuen Menoza« mit tragischem Ausgang, der Roman »Woldemar« seines Freundes Jacobi gibt ein Jahr nach Goethes Drama eine Art Gegenstück, indem zwei junge Leute, die in geschwisterlichster Zuneigung miteinander leben, eine Heirat eingehen sollen, die das Mädchen als eine Abscheulichkeit zurückweist. Es ist begreiflich, daß gerade der Dichter unseres Stückes diese Wendung als verlogen entrüstet zurückweisen mußte. Und der Stoff kehrt in der Literatur immer wieder, von Kotzebue bis auf unsere Tage, bis auf Hermann Bahrs »Kinder«.

Jedenfalls ist diese literarische Überlieferung für Goethe wichtiger als ein oft herangezogenes französisches Stück »La pupille« von Fagan (1735), das oft ins Deutsche übersetzt, ein beliebtes Repertoirestück der Bühnen war. Hier handelt es sich um die Liebe zwischen Vormund und Mündel, die sich beide nicht zu gestehen wagen, das Mädchen ergreift schließlich die Initiative, aber der etwas schwachsinnige alte Herr versteht die handgreiflichsten Anspielungen nicht. Da stellt sie ihn vor einen Spiegel und sagt ihm, hier werde er den Mann sehen, den sie liebe. In dem Augenblick tritt der junge Mensch ein, der um sie angehalten, und er muß ihn für den Begünstigten halten. Selbst nachdem sie schon ausgesprochen, ihr Herz gehöre einem älteren Manne, fällt sein Verdacht auf einen fast achtzigjährigen Onkel, und was dergleichen sinnige Verwicklungen mehr sind, bis endlich die Erklärung erfolgt. Die Ähnlichkeiten mit Goethes Werk sind nur rein äußerlich: auch hier hat der Mann das Mädchen aus der Hand der sterbenden Mutter empfangen, und der Freier setzt mit seinem Antrage das junge Geschöpf in eine Verlegenheit, die die offene Aussprache herbeiführt. Goethes Wilhelm ist jedenfalls, wie schon seine Beziehungen zu Charlotte zeigen, nicht mehr in der ersten Jugend: aber dieses Motiv des Altersunterschiedes, das ja dann nach Fagan in Kotzebues »Mann von vierzig Jahren« und in Goethes Novelle »Der Mann von fünfzig Jahren« wie bis in die neueste Theaterliteratur wiederkehrt, spielt in den »Geschwistern« gar keine Rolle, sie basieren ausschließlich auf dem geschwisterlichen Verhältnisse, und dieses ist für Goethe weit mehr als Tradition, es ist innerlichstes, tiefstes Erlebnis des Dichters.

Für den Jüngling Goethe hat die Schwester Cornelie eine bedeutsame Rolle gespielt, sie ist die Adressatin der intimsten Leipziger Geständnisse, die Schönen von Klein-Paris müssen oft hinter dem Mädchen im Frankfurter Elternhause zurückstehen. Er weiht ihr eine Zuneigung, die über ein verwandtschaftliches Gefühl fast befremdlich hinausgeht, wie noch Dichtung und Wahrheit bekennt: »Manche Sorgen und Verwirrungen bestanden die Geschwister Hand in Hand und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie nur immer gewaltiger auseinanderhielt«. Und aus persönlichster Erfahrung klingt es, wenn Goethe noch 1827 gegen Eckermann äußert, daß zwischen Bruder und Schwester gar oft die sinnlichste Neigung stattfinde. Als er nach Weimar kam, hatte er, wie Wilhelm von sich erzählt, bunt gewirtschaftet, verschwendet, manche leichtsinnige Gefälligkeit erhalten und erwiesen. Da trat Frau v. Stein in sein Leben. Auch hier gabs Stürme, die sie zu schlichten wußte durch zarte Führung, sie schafft in ihm die Genügsamkeit, den zarten Frieden, die den Unterton der Geschwister bilden, und wie Wilhelm ausruft, er sei durch Charlotte ein anderer Mensch geworden, so schreibt Goethe die wundervollen Verse für Frau v. Stein nieder:

»Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.«

Die scharfe Grenze, die sie gezogen, die er nur zu oft zu überspringen willens war, bezeichnet sein resigniertes Wort: »Adieu Schwester, weils denn so sein muß«. Sie tritt an Stelle Corneliens: gerade zu Anfang des Jahres 1776 kamen Briefe aus der unglücklichen Ehe der kränkelnden Schwester, die Goethe das Herz zerrissen, er bittet die Stein, nachdem er einige Schreiben unterschlagen, um sie nicht zu quälen, sich ihrer anzunehmen »O, hätte doch meine Schwester einen Bruder ähnlich wie ich an Dir eine Schwester habe.« Sie tut es und Cornelie erwähnt in einem einige Tage, bevor Goethe sein Stück schrieb, eingelangten Dankbriefe, daß man zwischen ihrer Silhouette und der Frau v. Steins eine gewisse Ähnlichkeit gefunden habe. So wird Frau von Stein zur Schwester und das Verhältnis heißt »das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt habe.« Sie nimmt eine Doppelgestalt an:

»Denn Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester — oder meine Frau.«

Er sagt von ihr einmal, sie habe bei ihm Mutter, Schwester und Geliebte beerbt. Gar manche fantasiereiche Menschen haben in ihrer Jugend, wo sie andere Mädchen noch nicht kannten und ihnen daher die so Nahestehende das Weib überhaupt repräsentierte, ähnliche Empfindungen durchgemacht, man

denke an Schiller, Mörike, namentlich an Byron, auch Grillparzer hat seinen Empfindungen für eine Frau Ausdruck gegeben, mit: »O Frau, Du warst die Schwester mir . . . O Frau, Du warest Mutter mir . . . O Frau, Du hast mich wohl gelehrt, was eine Gattin sei.«

»Meine Schwester — oder meine Frau«. Diese Zweiteilung führt zu den Geschwistern. Sie wurzeln in dem schweren Kampfe zwischen leidenschaftlichem Begehren und abgeklärter Neigung, ein Kampf, der, damals noch nicht durchgefochten, in der Iphigenie seine reine Lösung erhalten, die kein begehrendes Wort durchklingt, um dann wieder ungestüm hervorzubrechen; wo der verbitterte Dichter das Verhältnis als ein egoistisches von Seite der Frau brandmarkt, ist es im Tasso zur Parodie im höchsten Sinne des Wortes ausgestaltet.

Zur Zeit der Geschwister hat Goethe ganz anders empfunden. Seine Liebe hat den Unbehausten nicht mehr in Zelten und Hütten sein flüchtiges Lager aufschlagen lassen, sondern ihm, wie er glückselig schreibt, ein wohl gegründetes Heim zum Geschenke gemacht, zu leben und zu sterben. Mit jener bewußten Kunst der ersten Weimarer Jahre, die ihm der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit gegeben, rückt er das Erlebte in dämmerige Ferne, in die Vorgeschichte, »In abgelebten Zeiten«: Die Charlotte der Dichtung, ebensowenig eine junge Frau wie die um einige Jahre ältere Stein, sieht aus Himmelshöhen nieder auf ihr Kind, zwischen ihr und Wilhelm herrschte ein Verhältnis, das unsicher von Mütterlichkeit zur Liebe und wieder zurück schwankte, wie es so stark in der Romantik bei Karoline Schlegel und dem jungen Schelling wiederkehrt. Wilhelm ruft sie als »heilige Frau« an, mit einem Beiwort, das später auch die Iphigenie erhält, Goethe vergleicht die Frau v. Stein mit einer aufschwebenden Madonna und meint nicht ohne bittere Ironie: »Wenn das so fort geht, so werden wir zu lebendigen Schatten.« Im Drama lernen wir Charlotte, die längst ins dunkle Reich hinabgestiegen, nur aus dem Briefe kennen, den Wilhelm vorliest, in dem man wohl mit Unrecht einen echten Brief der Frau v. Stein erkennen wollte. Sie hat ihm ihr Kind hinterlassen als teuerstes Vermächtnis und so hoffnungs- und ahnungsvoll in die Zukunft geschaut. Schon von einer Frankfurter Jugendfreundin hatte Goethe verlangt, daß sie ihm eine Frau aussuche, die ihr recht ähnlich sei, und der Frau von Stein berichtet er einen Traum, in dem sie ihn mit einem artigen Mädel verheiratet. Charlotte ist, wie das Stück beginnt, Vergangenheit, Marianne Gegenwart und frohe Zukunft, wie sie ihm damals in der jugendfrischen Amalia Kotzebue entgegentrat, mit der er ja auch das Stück, »nicht ohne wechselseitige Neigung«, wie er noch 1823 bekennt, zur Aufführung gebracht.

So gibt die Dichtung die phantasievolle Lösung eines merkwürdigen Verhältnisses, wie sie ihm das Leben nicht bieten konnte. Freilich, etwas Konstruiertes, fast Unangenehmes liegt über der Vorstellung der gegenwärtigen Geliebten als Verstorbenen und ihrem Ersatze durch eine jüngere Nachfolgerin. Wohl mag auch hier wieder die literarische Tradition entschuldigend hinzutreten; wir sind der Zeit noch nicht allzu ferne, wo Klopstock seine höchst lebendige Fanny ins Jenseits versetzte und ihre künftige Vereinigung in himmlischen Sphären elegisch beseufzte. Aber Frau von Stein muß eine große Natur gewesen sein, um eine derartige Huldigung nicht mißzuverstehen.

Marianne ist die, wie man gut sagte, »poetische Hypostase seiner Wünsche«, die Schwester, die mit Fug und Recht seine Frau werden darf. Ihr Gefühl für Wilhelm ist unbeirrbar, es bedarf eines nur Dritten, um die Erkenntnis und Lösung zu bringen. Goethe gibt diesem den französischen Namen Fabrice, andeutend, wie fremd er eigentlich der Traulichkeit, in der die Geschwister für einander leben, von vornherein sei. Man kann nicht sagen, daß Goethe, wenn er das Mädchen zwischen diese zwei Männer stellte, ihr die Wahl sehr schwer gemacht. Aber so sehr wir uns mit dem Publikum des guten Ausgangs freuen, erheben sich doch eine Menge kitzliche Fragen: wie, wenn nun die Stimme des Blutes, mit Kotzebue zu reden, gelogen hätte? wenn das Mädchen mit solchen Gefühlen in der Brust doch nur die Schwester wäre? wenn ein anderer als dieser öde Herr Fabrice in ihre Unerfahrenheit getreten wäre? Was Goethe gibt, ist und bleibt ein sehr ausgedachter Ausnahmefall mit einem sehr angenehmen, aber keineswegs nach den schwerwiegenden Voraussetzungen unbedingt überzeugenden Schlusse. Man vergleiche, wie z. B. Ibsen das Motiv in »Klein Eyolf« im Verhältnis zwischen Asta und Alfred in ganz anderer psychischer Tiefe erfaßt hat.

Doch alle derartigen Bedenken besiegt Goethe leicht mit der einen Gestalt der Marianne, der würdigen Schwester eines Gretchen, eines Klärchen. Fast scheut man sich den durch Theaterpuppen heruntergekommenen Titel einer »Naiven« für dieses lebensvolle Geschöpf zu verwenden. Aber sie ist die echte unverfälschte Naive, ohne jedes Mätzchen, in bezauberndster Natürlichkeit. Sie bemuttert den kleinen Jungen, so wie Gretchen vom toten Schwesterchen erzählt, so wie Lotte ihren kleinen Rangen Brot schneidet, sie darf von den Strümpfen, die sie dem Bruder anmißt, erzählen, ein Zug, an dem Auerbach ganz ungerechtfertigt Anstoß nahm. Sie ist gar nicht literarisch

angekränkelt, das unterscheidet sie von Werthers Lotte, die von Klopstock tränenvoll schwärmen muß, während Marianne Moderomane der Zeit liest, wie die Geschichte der Julie v. Mandeville von Frances Brooke, eine sehr rührende Liebeshistorie, oder die Geschichte der Miß Fanny Wilkes von Hermes, wo die Heldin die Schwester des Mannes ist, den sie heiraten soll. Daß Marianne über diese Lösung weint, ist der einzige schiefe, ihre Unbefangenheit beeinträchtigende Zug in ihrer Gestalt, den man gerne getilgt sähe. Ein Wertherisches Element steckt auch in Wilhelm, ist er auch weit kräftiger und praktischer. Züge Goethes sind nicht zu verkennen, doch ist er weit älter gedacht, als der Dichter damals war. Auch dem nicht gerade mit Liebe bedachten Fabrice fehlt es nicht an feinen Einzelheiten, die den nüchternen Egoismus des alten selbstgefälligen Junggesellen charakterisieren. Wiederholt hat Goethe das Stück im Kreise der Frau von Stein vorgelesen, auch es der Herzogin Luise und seiner Mutter, Tante Fahlmer und anderen mitteilen lassen, aber immer mit der Bitte, es nicht weiterzugeben oder abzuschreiben: »Es muß uns bleiben,« schreibt er an die Freundin, den intimen Charakter des Werkes bezeichnend.

Schon am 21. November 1776 war es auf dem Weimarischen Liebhabertheater gespielt worden, den Wilhelm gab Goethe selbst, den Fabrice der Registrator Schmidt, die Marianne die bereits genannte Kotzebue, den Briefträger der damals 16jährige Bruder, der spätere Lustspieldichter. Der Diener Goethes, Philipp Seidel, schreibt über die Aufführung: »Ich habe, Fabricens Rolle ausgenommen, die sehr elend war, doch nichts so liebes gesehen. Das Mädel, ich hätte es nur auffressen können. Sie war eben ganz Marianne, wie der Herr Geh. Rat ganz Wilhelm.« Auch in Gotha wurde es 1781 von Dilettanten, an deren Spitze das Ehepaar Gotter stand, vorgeführt. Karoline Böhmer, die spätere Schlegel, erhält darüber Bericht durch Nicolai, sie meint nach dem ihr mitgeteilten Plane, der Stoff sei nicht sehr interessant, offenbar mache die Ausführung das Verdienst des sehr gerühmten Werkes. »Schade,« setzt sie hinzu, »daß Goethe, der so herrlich und hinreißend schön schreibt, so sonderbare Gegenstände wählt.« 1785 hat eine Liebhaberaufführung in Goethes Vaterstadt stattgefunden. Nachdem 1787 das Stück in Goethes Werken wie in einer Separatausgabe erschienen war, bemächtigten sich die deutschen Bühnen desselben. Im Oktober 1787 berichtet Körner an Schiller über eine Darstellung in Leipzig, am 18. Dezember folgte schon das Burgtheater, wo das Stück bis vor wenigen Jahren mit geringfügigen Unterbrechungen auf dem Repertoire blieb und die stattliche Zahl von mehr als hundert Aufführungen erreichte. Berühmte Wiener Darstellerinnen der Marianne sind: Toni Adamberger, die merkwürdigerweise die ganze Rolle in langen weißen Handschuhen spielte, die Goßmann, Baudius, Wessely, Medelsky. In Weimar wurde es von Bellomo 1789 gegeben, 1792 nahm es Goethe in seinen Spielplan auf, in dem es bis 1816 dreißigmal figuriert, auch am Berliner Hoftheater erhielt es seinen ständigen Platz. Welch gute theatralische Qualitäten das Stück hat, das beweist am besten, daß es sich die findigen Franzosen ausliehen, natürlich unter diskretester Verschweigung ihrer Quelle. Im Jahre 1823 erfuhr es gleichzeitig zwei Bearbeitungen, eine mir unbekannte von Goyard unter dem Titel: »Guillaume et Marianne« und die andere von Scribe und Mellesville: »Rodolphe ou frère et soeur«. Hat Goethe den abgewiesenen Freier zu einem Fabrice gemacht, so revanchiert sich Frankreich damit, daß in dem in Danzig angesiedelten Stücke Rodolphe gleich in der ersten Szene einen Bewerber um seine Schwester Therese, als deutscher Offizier Mr. Muller bezeichnet, abweist. Er schreibt ihm einen langen Brief, den er den Zuschauern selbst vorliest, damit sie gleich erfahren, wie es mit der angeblichen Verwandtschaft stehe. Es meldet sich aber noch ein zweiter Bewerber in Gestalt des Freundes Arnolphe, die Szenen entwickeln sich ganz nach Goethes Vorbild, nur wird noch eine Schwester Arnolphes hinzugefügt, hauptsächlich zu dem Zwecke, damit Therese sich über ihre Gefühle aussprechen kann. In welch plumper Weise dies geschieht, mag eine Stelle bezeichnen: »Ich weiß nicht, warum, im Augenblicke, wo er mich in die Arme schloß, war ich ganz aufgeregt, mein Herz schlug heftig, unwillkürlich war ich vor ihm zurückgewichen, ich glaubte etwas Böses zu tun — Was ist das? Bin ich närrisch? Ist es Unrecht, seinen Bruder zu umarmen?« usw. Vollständig verloren geht in dieser Behandlung eine der wundervollsten Feinheiten Goethes, daß das Mädchen ihre Liebe ausspricht, bevor sie um das Geheimnis weiß. Noch kurz vor seinem Tode machte Goethe eine Übersetzung des Stückes ins Tschechische viel Freude.

So war das Stückchen nicht ihnen geblieben, es gehört der Welt und sie wird es festzuhalten wissen. Wir fühlen die Grazie und Anmut desselben wie unsere Vorfahren, wir blicken aber tiefer in seinen innersten Kern. Und gerade dadurch spricht es uns an wie nur ein modernes Werk.

* * *

Im Anschlusse an den Vortrag brachte Frau Ida Orloff vom Burgtheater das Goethesche Stück selbst zu eigenartiger, höchst eindringlicher Wirkung. Sie charakterisierte besonders die Gestalt der Marianne äußerst fein mit den einfachsten Mitteln und fand am Schlusse ergreifende Töne der Empfindung. Der reiche Beifall, den sie fand, erschien wohlverdient.

Zu Goethes Stammbuch-Einträgen

von Max Morris

Vgl. Bd. XXIV, S. 23 ff; Bd. XXV, S. 26.

Consiliis hominum pax non reparatur in orbe.
Vinariae 9 Mart. 1806. Memoriae
Goethe

An Achim v. Arnim übersandtes Stammbuchblatt. (Steig, Goethe und die Brüder Grimm, S. 25; Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 14, S. 337). Die Herkunft des Hexameters ist nicht ermittelt, der Gedanke klingt wieder in Goethes Vers: Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten.

Superi dant bona paratis.
Dem thätigen Künstler.
Weimar d. 11. Mai 1811. Goethe

Stammbuchblatt für den Maler Karl Joseph Raabe. (Zarncke, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1886, Nr. 13.) Da Zarncke nur den Text und das Datum angibt, so ist im vorliegenden Druck die Ortsangabe und die Unterschrift ergänzt worden. Ebenso auch bei dem voranstehenden Stammbuchblatt für Arnim.

Der ächte Deutsche
bezeichnet sich
durch mannigfaltige Bildung
und Einheit des Charackters
Weimar d. 10 ten Jan.
1817 J W v Goethe

Widmungsblatt für einen Unbekannten. Auf der anderen Seite des Blattes steht der Rest einer Abschrift von Walther von der Vogelweides Lied: »Ir sult sprechen willekomen.« (»Deutsche Größe«, ein unvollendetes Gedicht Schillers, herausgegeben und erläutert von Bernhard Suphan, Weimar 1902, S. 19.)

Fräulein Louise Müller
zum Andencken
herrlicher Stunden
für thätig-anmuthige
Theilnahme
danckbar
Weimar
d. 11. Jun.
1819 Goethe

Widmungsblatt für die Sängerin Frau (nicht Fräulein) Luise Müller (1763—1829). Handschrift auf der Stadtbibliothek zu Lübeck. (Gaedertz, Bei Goethe zu Gaste, Leipzig 1900, S. 364.)

Beatitudo non est virtutis praemium, sed ipsa virtus.
Vin. 12 Sept. 1785. Memoriae
Goethe.

Stammbuch von Christian Hill aus Königsberg, im Besitze des Herrn Geh. Justizrat v. Simson in Berlin. Das Zitat stammt aus Spinozas Ethik, Pars 5, Propos. 42. Vgl. Goethe an Fritz Jacobi, 11. September 1785: »Hill der wandernde Philolog, den Haman in die Welt sandte, ist bey uns auf seiner Rückkehr von Rom.« Das Stammbuch befand sich früher im Besitz Eduards v. Simson, der es mit einigen literarhistorischen Notizen versehen hat, und wurde 1899 von Mommsen in der Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur vorgelegt. Auf seiner Wanderung hat Hill viele bedeutende Menschen besucht und ihnen sein Stammbuch überreicht. Es ist ein schmuckloser Duodezband, auf dessen erste Seite Hill selbst den Stiftungseintrag geschrieben hat:

Locus est et pluribus umbris.
Horat. Epist. Lib I. V.
quibus se commendatum velit
Viator Hill.
Regiomonti d. XIX Julii 1784.

Noch in Königsberg hat sich außer den Professoren Bernhard Köhler und Christian Jakob Kraus auch ihr großer Kollege Immanuel Kant eingetragen:

Quod petis in te est,
Ne te quasiueris extra. Persius

I. Kant
Log: et Met. Prof: Ord.
Regiom. D. 21 Julii 1784

Hill reiste dann über Hamburg und Süddeutschland nach der Schweiz, wie die folgenden Einträge zeigen:

Gellert
Wie ruhig ist der Christ, wenn sich der Unchrist quält!
Ihm genügt bey wenigem, wenn diesem alles fehlt.
Zum geneigten Andenken
C. P. E. Bach.
Hamburg d 20. Aug. 1784.

Willst du Gott dienen; so laß dirs einen Ernst seyn, auf dast du Gott nicht versuchest.
Wandsbeck d. 21 Aug. 1784.
Matthias Claudius.

Wir haben hier keine bleibende Stadt.
Zelle d. 26 Aug 1784.
J F Jacobi.

In Gießen trägt sich am 13. September der Physiokrat Schlettwein, in Darmstadt Merck ein (Ea quae scimus, sunt pars minima eorum, quae ignoramus), in Heidelberg am 22. der Baron Knigge und der Pädagog J. M. Afsprung, in Speier am 25. der Domherr v. Hohenfeld und das mit ihm befreundete Ehepaar von La Roche. Sophies Eintrag lautet:

Der Himmel führe Sie auf dem schönen weg, alter und neuer Kenntnisse Zu einem dauerhaften glük
Speyer d. 25 7br 1784
Sophie v. La Roche

In Straßburg gesellt sich zu Hills Gönnern am 1. Oktober der Theologe J. C. Blessig und in Emmendingen am 3. J. G. Schlosser mit Vers 535 ff. aus dem Προμηθεὺς δεσμώτης. In Zürich besucht Hill den ganzen Lavaterkreis: Konrad Pfenninger, Rudolf Schintz, Joh. Jakob Heß. Lavaters Eintrag lautet:

Wer gut ist, wo Er ist, wird glücklich seyn, wo Er seyn wird.
Zürich. Donnstags, den 21. Oct. 1784.
wo dem zärtlichsten Sohne Hamans eine für Ihn bereitete, und den 20. Oct. gerade nach seiner Ankunft in Zürich versigelte Freude — verkündigt ward.
Johann Caspar Lavater
Helfer am St Peter.

Am 25. Oktober schreibt sich in Richterswyl der Arzt Hotze ein, den Goethe im 18. Buch von Dichtung und Wahrheit erwähnt hat, am nächsten Tage in Schwyz Theodor Reding und in Einsiedeln der Professor Hertzog. Am 1. Dezember finden wir Hill in Padua, wo sich der Präsident der Akademie Marcus Graf Caoburi (?) einträgt, am 12. Dezember in Mailand (Eintrag des Bibliothekars v. Cronthal) und im nächsten Frühling in Rom:

Bleib nicht was du bist, Sey was du kanst.
Rom d. 1. Mertz jahr 1785.
W. Tischbein.

Auf der Rückreise besucht Hill in Pisa am 13. März den Lehrer der politischen Geschichte beim Erzherzog von Toskana Sigismund Graf v. Hohenwarth, am 20. März in Florenz einen nicht näher bekannten Voigt und am 20. April in Triest den Prediger der dortigen evangelischen Gemeinde J. G. Arnold. In Wien verweilt er längere Zeit, gewinnt aber für sein Stammbuch nur die Einträge des Bücherzensors Joseph v. Retzer (10. Juni) und des Astronomen Maximilian Hall (6. Juli). Hamann berichtet am 22. Juli an Fritz Jacobi: »Von meinem Wanderer Hill habe ich aus Wien einen Brief erhalten, wo er ganz zerlumpt ohne einen vollen Gulden im Sack angekommen. Hippel schickte mir gleich 12 Ducaten. Vorigen Sonntag die 5 Kronen-Loge ein versiegelt Päckchen von 17 Ducaten bey Gelegenheit ihrer Johannisfeyer, ohne die einzelnen, welche mir fast aufgedrungen worden. Der arme Schelm hat die ganze Reise von hier bis Rom mit 16 Ducaten gethan, und das Unglück gehabt, 18 in Welschland zu verlieren, mit denen er sich, der Himmel weiß wie weit, vielleicht bis nach Constantinopel oder nach Spanien verloren haben würde. Nun hab' ich Hoffnung, ihn bald hier zu sehen, und mich herzlich gefreut über eine Mildthätigkeit, die ich in meinem Vaterlande kaum zu finden geglaubt hätte.« Über Dresden, wo sich am 1. September der Professor und Kunstschriftsteller W. G. Becker eintrug, ging Hill nach Weimar und es gelang ihm, die Weimarer Großen sämtlich in sein Stammbuch einzufangen. Außer Goethes Eintrag finden wir:

Ερομενου τινος Σωκρατην, τι δοκοιη αυτῳ κρατιστον ανδρι επιτηδευμα ειναι, απεκρινατο ευπραξιαν.
Xenophon. Memor.
III. 14.
C. M. Wieland.
Weimar. 12. Septemb. 1785.

Του βιου καθαπερ αγαλματος παντα τα μερη καλα ειναι δει. Σωκρατ.
Hillio suo peregrinanti lineas has, amicitiae et memoriae pignus, scribebat
Io. Gottfr. Herder
Vimar. d. XII. Sept. LXXXV.

Glaube, Liebe, Hoffnung seien die Begleiterinnen auf der Wallfahrt Jhres Lebens.
Caroline Herder.

Vgl. dazu Herder an Fritz Jacobi, 16. September 1785 (Aus Herders Nachlaß, 2, 280): »Ein junger Freund von ihm [Hamann], der Deutschland, die Schweiz und Italien zu Fuß durchwandert hat, ist dieser Tage hier gewesen.« Außer den Weimarer Großen hat nur noch der Literat J. J. C. Bode am 12. September einen Eintrag in dem Stammbuch hinterlassen. Von Weimar begab sich Hill nach Dessau. In Wörlitz schreibt sich am 19. der aus der Schweiz stammende Hofkaplan J. C. Häfeli ein, am nächsten Tage ein anderer Schweizer, der Bauer Heinrich Boshard aus Rümikon, den der Fürst von Anhalt-Dessau zur Einrichtung eines Gutsbetriebs nach Schweizer Art berufen hatte. Damit schließt die Reihe dieser Stammbuch-Einträge. Einen Monat danach traf Hill wieder in

Königsberg ein. Hamann schreibt an Fritz Jacobi, 23. Oktober 1785: »Am letzten Sonntag ließ die Baronesse meine Lisette Reinette einsegnen, oder wie man es hier nennt, confirmiren. Ich hielt meine Andacht, . . . dachte mit Wehmuth an Hill, der seine Schülerinn wohl nicht mehr sehen würde. Den Montag beym Erwachen dachte ich wieder mit Kummer an ihn, weil ich seit seiner Abreise aus Wien nichts mehr erhalten hatte. Donnerstags gegen Abend kommt Hill selbst, dicker, feister und gesünder, mit lauter guten Nachrichten, worunter die zärtliche Sorgfalt, welche Lavater und Herder und besonders des erstern Freunde in Welsch- und dem halben Deutschland ihm erwiesen, mich bis in die Seele gerührt.«

Der folgende ebenfalls im Besitz des Herrn Geh. Rat v. Simson befindliche Brief Hamanns zeigt ihn recht anschaulich als Hills väterlichen Gönner:

Kgsberg d. 3. Oct . . 84.

Nun mein lieber Freund Hill! Gestern frühe übersandte mir Herr Jacobi Ihre Einlage durch Herrn Kelchner, der sich beklagt, daß Sie keine Höflichkeiten von Ihm hätten annehmen wollen. Warum nicht? Erklären Sie sich darüber, auch Herr Jacobi wünscht den Grund davon zu wissen. Da Sie besonders ihm . . . empfohlen worden: so wäre vielleicht dieser Mann zu unserm fernern Briefwechsel beförderlich gewesen. An Claudius werde nächstens schreiben und Ihren Auftrag auf das genaueste erfüllen. Wenn Sie mit der feinern Sprache des Umgangs nicht fortkönnen: so reden Sie die lautere herzliche Wahrheit, und beichten Ihre Schwäche, und versäumen Sie nicht, so bald Sie Gelegenheit haben, dieser allerdings an einem jungen Gelehrten und künftigen Volkslehrer schimpflichen und schmählichen Blöße abzuhelfen — durch aufmerksames Lesen bewährter Schriftsteller unserer lieben Muttersprache, und guten Umgang mit Leuten von Stande und vom andern Geschlechte, den ein junger Mensch allerdings seiner vorzüglichen Aufmerksamkeit würdig schätzen muß. Bey guten Menschen, die Gott noch allenthalben auf der Erde ausgesäet hat, werden Sie durch bloße Sprach- und Wohllautsfehler nichts verlieren; diese Selbstkritik muß Sie aber nicht niederschlagen, noch entfernen, sondern aufmuntern und anziehen zur Geselligkeit. Übersetzen und Schreiben hilft zur Fertigkeit. Wenden Sie jede Muße und Gelegenheit an sich darin zu üben, und wo Sie Zweifel haben, merken Sie sich selbige. Ein kleiner Adelung wäre Ihnen heilsamer gewesen als Copenius. Um Ihre Aufmerksamkeit ein wenig zu schärfen, weiß ich kein beßer Mittel als Ihnen die vitia anzustreichen z. E. mir gelabet, mir tractirt. Der allgemein bekannte Theolog, welcher das wahre Christentum und das Paradiesgärtlein geschrieben, heist Arndt, nicht Arend. Welcher Leser [?] der Litteratur kennt die liebenswürdigen Schriften der Frau La Roche nicht, und vor allem Ihre Pomona. Ist das Mädchen in Schlötzers Hörsaal nicht seine gelehrte Tochter gewesen? Was Sie mir nicht haben jetzt schreiben können, thun Sie für sich selbst, als wenns an mich gerichtet wäre; und heben es dahin auf, um es persönlich oder durch sichere Gelegenheit übermachen zu können. Wie kann ich Ihnen einen Rath geben zu Ihrem Verhalten gegen Herrn Bölling — die Lage Ihrer Umstände wird Sie [leiten], den redlichen Mann aufzusuchen und ihn an sein Versprechen zu erinnern. Von Ihrer Bescheidenheit und Behutsamkeit bin ich überzeugt, und melden Sie ihm die Wahrheit, die reine Wahrheit ohne Wendungen des Witzes, sondern mit Einfalt des Herzens. Bitten Sie um seinen Rath, ehe Sie noch Hülfe nöthig haben. Wenn Sie dem ersten folgen, können Sie letztere mit gutem Gewissen annehmen. Ihrem Oncle habe ich zuerst den Brief und Grus mitgetheilt; er ist auch erbötig zu einer Unterstützung, will aber erst warten, bis die Noth recht groß seyn wird, um vielleicht um desto größern Dank zu verdienen, den ich ihm nicht recht gönne. Seyn Sie ruhig und versichert, daß Gott niemanden mit seinem Vertrauen auf Ihn läßt zu schanden werden. Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht — würde Dr. Becker in Oelsen hinzusetzen.

Diese Einlage geht nach Schaffhausen an Herrn Joh. Ge. Müller, ohne zu wissen, ob Sie von Zürch über Winterthur wo Sie dem alten Kaufmann von mir als einem Freunde und Gevatter seines Sohns einen Gruß bringen könnten; denn so viel ich weiß hab ich schon Ihrentwegen nach der Schweiz geschrieben. Ihre Eltern und Geschwister haben auch gestern den Inhalt Ihres Briefes mitgetheilt; war auch heute Nachmittags in der Altst. Kirche auf der Orgel um Herrn Richter von Ihnen zu grüßen, fand ihn aber nicht. Bey Herrn Kr.[iegsrath] Hippel werde erst diese Woche auf seine Einladung das Nöthige bestellen. Der frommen und guten Großmutter habe den 7 September zu Ihrem Geburtstage Glück gewünscht. Sie freute sich ungemein sehr. Den 15 hat sie ihre letzte Mahlzeit in Pilzchen gethan und den 16 Mittags plötzlich verschieden. Den 19 Sept. Dom. XV. . wurde sie beerdigt und die 5 Schwestern haben den Leichenschmaus mit allem Leichtsinn der lieben Jugend gefeyert. . . .

Vergessen Sie nicht mit der Balance ihrer Reise fortzufahren. Wie viel war der Fonds? wie viel ab Hamburg — und von Frankfurt ab — Halten Sie Ihre Gesundheit zu Rath' und stürmen Sie nicht drauf los. Gottes guter Geist und seine Engel begleiten Sie!! — Warum weht jetzt der Nord statt des Ostwindes. Bleib im Lande und nähre dich redlich. . . . . Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht Ihren alten Freund. Kommt Zeit, kommt Rath; nur treu mit beyden umgegangen!

Joh. Georg Hamann.

Adresse: Herrn Christian Hill Candidat der Gottesgelahrtheit.

Faustisches.

I. Clavicula Salomonis.

In meinem Buche »Zur Kenntnis des jungen Goethe« (Dortmund 1912, Druck und Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus) habe ich unter anderm die These verteidigt, Goethe habe bei dem »geheimnisvollen Buch von Nostradamus' eigner Hand« weder an Werke Herders, noch Swedenborgs, noch Spinozas oder an Schriften neuplatonischer Philosophen gedacht, sondern tatsächlich an eine Handschrift des französischen Propheten und Wunderarztes. Das zweite Zauberbuch, von dem im »Faust« die Rede ist, hat keinen Anlaß zu solchem Für und Wider gegeben, da sein Titel genannt ist und ein bekanntes Werk bezeichnet. Es steht in allen Faustkommentaren zu lesen, daß die Clavicula Salomonis, die der Gelehrte nach der Heimkehr vom Spaziergang zur Hand nimmt, als er die dämonische Natur des Pudels erkannt hat, ein kabbalistisches Beschwörungsbuch ist, das ursprünglich in hebräischer, später auch in lateinischer und deutscher Sprache gedruckt worden war und die Beherrschung der Naturdämonen lehrte.

Die Frage aber ist kaum erörtert worden, wie Goethe darauf gekommen, den Schlüssel Salomos, der in der älteren Faustliteratur noch keine Verwendung gefunden, an die Stelle von »Fausts Höllenzwang« zu setzen. Zwar weist Günther Jakoby in »Herder als Faust« (Leipzig, Verlag von Felix Meiner, 1911) S. 454 darauf hin, daß Lessing sich für sein Faustschauspiel 1767 von seinem Bruder jene Clavicula Salomonis bestellte, deren sich auch Goethes Faust gegen Mephisto bedient; doch legt er selbst diesem Umstand, den er nebenbei erwähnt, wenig Beweiskraft für seine Hypothese bei, daß Lessings Faustplan durch Herders Vermittlung für Goethe Anlaß zu seinem eigenen Faustdrama wurde.

Wir verlassen den Boden der bloßen Vermutungen, wenn wir die Literatur prüfen, die der junge Goethe in der Rekonvaleszentenzeit 1769/70 durchforschte. Da finden wir, daß der Dichter in den Werken, die er in »Dichtung und Wahrheit« nennt, nicht e i n m a l, sondern wiederholt auf Erörterungen über die Clavicula Salomonis stieß. Gottfried Arnolds »Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie« enthält ein umfangreiches Kapitel über Nostradamus und seine prophetischen Bücher — Salomo und seine magischen Schriften werden von Paracelsus, van Helmont und Georg von Welling mehrfach genannt, die letzteren freilich in einer Beleuchtung, die es Goethe kaum nahelegen konnte, sie sich von vornherein im Besitze seines Magiers zu denken.

Ich habe bereits in meiner ersten Qellenstudie gezeigt, wie entschieden Paracelsus und seine Nachfolger alles magische Zeremoniell verwarfen; kein Wunder, daß die Cabbala practica der Juden ebensowenig Gnade vor ihren Augen fand, wie die neuplatonische Theurgie. Paracelsus stellt die Wunderkraft des durch den Heiligen Geist wiedergeborenen Christen der Beschwörungskunst der Hebräer entgegen, so in »De Natura Rerum«, der wegen des Kapitels vom Homunkulus öfter in Faustkommentaren erwähnten Schrift, in der es heißt (Husers Ausgabe der Werke des Paracelsus 1616, I, 917 A. B.): »Bey uns Christen in der neuen Geburt sollen die Ceremonien und Coniurationes nimmermehr gebraucht werden, als bey den Alten, im Alten Testament, so in der ersten Generation gestanden: Dann dasselbig seind nur Praefigurationes gewesen, auff uns Christen im Neuen Testament. Darumb sollen wir wissen, was die Alten, im Alten Testament durch ihre Ceremonien und Coniurationes erlangt, sollen wir Christen, so in der andern Generation seind, durch das Gebett, das ist, Bitten, Suchen und Anklopffen, im Glauben alles erlangen. In diesen dreyen Hauptpunkten stehet all unser Grund der Magischen und Cabbalistischen Kunst.«

Dieser allgemeinen Ansicht entspricht es, daß er die Clavicula Salomonis in einem Kapitel der »Philosophia occulta« verdammt: (a. a. O. II, 286 B): »Derhalben die Ceremoniae nich sollen daher gezogen oder gebraucht werden, wie dann der Jud Salomon beschriben hat in seinem buch, welches die Nigromantici Claviculam Salomonis nennen. Dann Gott wills nicht haben.«

Ähnlich urteilt Johann Baptist van Helmont, der niederländische Naturforscher und Arzt, der sich im 17. Jahrhundert durch wunderbare Heilungen Ruhm erwarb und für Paracelsus eintrat. Er schreibt (Opera omnia S. 756) in dem Traktat »De Virtute magna Verborum ac Rerum« über der Juden verba scripta in pergameno virgineo, ordine, serie etc, sub certis positionum angelis, horis, corporis jejuniis, vigiliis, lectionibus, suffitu, veste etc. — das alles sei erdichtet und eitel und zeuge von einem geheimen Pakt mit dem Satan. Er meint, nur um größern Glauben zu erwecken, habe man Salomo zum Verfasser der Zauberbücher gemacht.

Warnungen vor der Clavicula Salomonis finden sich auch in Georg von Wellings »Opus Mago-Cabbalisticum et Theosophicum«, das außerdem die Bedeutung dieses Buches für die Beherrschung der

Naturgeister lehrt. So redet Welling einmal von boshaften Erdgeistern, die vergrabene Schätze an sich nehmen und sich nur durch einen wahren Magus, Kabbalisten und Theosophen entreißen lassen; dazu bemerkt er (Seite 218): »Alles andere Unternehmen in dieser Sache ist Necromantisch, teufflisch, und geschicht durch grausame Beschwerungen und gotteslästerlichen Mißbrauch des allerheiligsten Namens Gottes; Wie dann dergleichen teufflische Schrifften und Bücher, darunter die so genannte Clavicula Salomonis nicht die geringste, heimlich und öffentlich zu bekommen.« Noch schärfer klingt es, wenn er an anderer Stelle (a. a. O. Seite 422) einen jeden Gottliebenden und der wahren Magie Begierigen mahnt, sich vor den Schriften, die die Geister zu beschwören lehren — »als da sind die so genannte Clavicula Salomonis, Faustens Höllenzwang, item schwartzer Mohren-Stern etc. und was dergleichen Teuffeleyen mehr« — mit höchstem Fleiß zu hüten. Diese alle, so erklärt der Mago-Kabbalist des 18. Jahrhunderts, seien verfluchte und aus des Teufels Triebe zusammengeschriebene Schriften, die von den verderbten jüdischen Synagogen in der Chaldäer Schulen erlernt, in der Welt ausgebreitet und in dem verfallenen Christentum zur Vollkommenheit ausgebildet worden seien.

Gekannt hat also der junge Goethe den Schlüssel Salomonis dem Namen und Wesen nach schon in der Zeit, in die er die Konzeption des Doktor Faust setzt; vielleicht hat er sich auch damals in neugierigem Wissensdrang das Zauberbuch verschafft und zum Teil daraus jene Vertrautheit mit der Welt der Naturdämonen gewonnen, von der außer dem Faustgedicht seine Geisterballaden zeugen; auf jeden Fall hat der geheimnisvoll klingende Titel »Clavicula Salomonis« zu jenem vielgestaltigen und mannigfach gefühlsbetonten Vorstellungskreise gehört, mit dem sich für Goethe die Erinnerung an seine frühesten Faustpläne verknüpfte.

Es fragt sich nur, ob bereits in diesen frühesten Faustplänen dem kabbalistischen Geisterbeschwörungsbuche ebenso seine Verwendung zugedacht war wie Nostradamus' astrologischen Manuskripten.

Man scheint es nicht annehmen zu dürfen, wenn man erwägt, wie Goethes Gewährsmänner von der Clavicula sprachen. Einstimmig war das Verdammungsurteil, das Mystiker und Magier von Paracelsus' Richtung über das alte Zauberbuch fällten. Kann Faust, der doch nach dem Eingangsmonolog kein gemeiner Nekromant, sondern ein gewürdigter Seher sein soll, ein Buch in Händen haben, das gottloser Teufelsbanner Rüstzeug ist? Man möchte darum mit zahlreichen Faustforschern annehmen, daß die Szene, in der Faust mit Hilfe des Schlüssels den Teufel im Pudel beschwört, sowohl der Form als dem Inhalt nach erst der dritten Periode der Arbeit am »Faust« ihre Entstehung verdankt.

Und doch gibt es eine Möglichkeit, dieser Annahme eines Widerspruchs in der Charakterzeichnung Fausts aus dem Wege zu gehen. Georg von Welling behauptet nämlich an einer Stelle [a. a. O. Seite 422] von den Zauberbüchern, vor denen er warnt: »Wahr ist, daß in diesen Schrifften die wahre Kunst, Magia und Cabbala, mit enthalten, allein mit dem allersündlichsten Mißbrauch des allerheiligsten Göttlichen Nahmens besudelt, daß ein wahrer Gottliebender sie ohne Erschütterung nicht anschauen kan; darum dann eine jede Gottsuchende Seele gewarnet seye, solche Schrifften weder zu lesen noch zu gebrauchen, sie habe dann ein kleines Lichtlein von der Magie und Cabbala und seye in der wahren Theologie gegründet, alsdann wird sie mit großem Nutzen das Gute von dem Bösen abscheiden und das Gute gebrauchen können.«

Goethe bezeugt in »Dichtung und Wahrheit«, daß er das »Opus Mago-Cabbalisticum« mit besonderem Eifer studiert und immer eine Stelle zur möglichsten Erhellung der andern benutzt habe. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß ihm die eben zitierte Einschränkung der Warnung und die Anweisung zu rechtem Gebrauch der Zauberbücher nicht entgangen ist. Hat die Kenntnis derselben die Urkonzeption des »Faust« mitbestimmt, so stände der Annahme, der Schlüssel Salomos sei von vornherein ebenso zur Benützung in der zweiten Beschwörungsszene bestimmt gewesen wie das Manuskript des sternkundigen Nostradamus für die erste, nichts im Wege, ja man könnte die Clavicula Salomonis als einen Bestandteil des geheimnisvollen Buches von der Hand des französischen Juden fassen, gerade, wie das kleine Buch »Von denen uns unsichtbaren Creaturen in den vier Elementen« einen Bestandteil von Wellings vornehmlich alchimistischem und astrologischem Sammelwerk bildet. Die Clavicula lehrte die Naturdämonen beherrschen; so mochte sie der Mago-Kabbalist bei der Flucht ins weite Land, wo die Natur ihn unterweisen sollte, wohl mitnehmen. Wie eng der Zusammenhang zwischen Naturkenntnis und Meisterschaft über die Geister ist, den Georg von Welling nicht genug betonen kann, läßt der Dichter den Magier aussprechen:

»Wer sie nicht kennte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre kein Meister
Über die Geister.«

Hätte Goethe sich von vornherein den Schlüssel Salomos im Besitz seines Doktors gedacht, so wäre auch für die Zeile:

»Die Geisterwelt ist nicht verschlossen«

die Anregung gefunden: das Bild der verschlossenen Geisterwelt ergäbe sich dann von selbst aus Titel und Inhalt des alten Buches. Damit wäre aber nicht eben viel gewonnen; denn dasselbe Bild findet sich, wie ich an andrer Stelle gezeigt habe, in der Sprache der Mystik wieder und wieder, und von Wert ist doch ein Quellennachweis erst, wenn er Widersprüche lösen und das Verständnis der Dichtung gewinnen hilft oder die Kenntnis des Dichters und seiner Schaffensweise fördert. Können die aus Paracelsus, van Helmonts und Georg von Wellings Werken zitierten Stellen irgend etwas davon leisten?

Die Faustforscher kennen die Bedenken, die Wilhelm Scherer gegen den Umstand erhob, daß Faust zu Beginn der ersten Szene das Zauberbuch bereits besitzt, ohne es bisher zur Geisterbeschwörung benützt zu haben. Gegen diesen Einwand können wir nun anführen, daß der junge Goethe in seinem Opus Mago-Cabbalisticum las, zur Vorbereitung auf den rechten Gebrauch der heiligen Zeichen, die die Geister bezwingen, gehörten sowohl die Magie als die Kabbala. Um ein kleines Lichtlein von beiden zu haben, konnte Faust sehr wohl schon manche Mitternacht an seinem Pult durchwacht und über geheimnisvollen Blättern peinvoll gebrütet haben, ohne doch den Ruf in die Geisterwelt zu wagen. Und das ist ja längst festgestellt, daß der Faust des ersten Monologs und der Erdgeistszene sich ganz in der Terminologie der Kabbala bewegt; er muß sich also bereits längere Zeit in mago-kabbalistische Bücher versenkt haben. Das erklärt auch den Gebrauch des Perfektums

»Drum hab' ich mich der Magie ergeben«,

an dessen Stelle Düntzer gern ein »Ich will« oder »Ich werde« gesetzt hätte.

So führt die Untersuchung darüber, was Goethe bereits 1769/70, ehe er nach Straßburg ging, von der Clavicula Salomonis wußte und über dies Buch zu denken gelehrt wurde, zu denselben Schlüssen wie die Prüfung der Abschnitte, die Nostradamus behandeln, in Morhofs Polyhistor und Gottfried Arnolds Unparteischer Kirchen- und Ketzergeschichte. Beide bedeuten einen kleinen Schritt weiter auf dem Wege, den ich mit meiner ersten Quellenuntersuchung »Paracelsus, Paracelsisten und Goethes Faust« (Dortmund 1911, Druck und Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus) eingeschlagen habe und auf den schon vor Jahren ein bekannter Faustforscher hinwies: des Weges Ziel ist die gründliche Kenntnis der Lektüre des Knaben und Jünglings Goethe im Elternhause, die Zusammenstellung der Motive, die aus dieser Lektüre in die Faustdichtung geflossen sein können, damit zugleich die Ausfüllung der Lücken in unserer Kenntnis des jungen Goethe, seines Lernens und inneren Erlebens, und ein tieferes Verständnis dessen, was ihn zur Gestaltung der alten Puppenspielfabel trieb.

Agnes Bartscherer.

II. Plutus.

Vers 5552 ff. Für »Plutus, des Reichtums Gott genannt«, der in der sogenannten »Mummenschanz« so stark hervortritt, findet sich in den bekannten Quellen derselben (Grazzini, Valentini, Goethe selbst im »Römischen Karneval«) kein Vorbild, und so wäre man geneigt, diese Gestalt als vom Dichter frei erfunden anzusehen: um so mehr, als sie nicht episodische Geltung hat, sondern die Mummenschanz trefflich mit der vorausgehenden wie mit der nachfolgenden Szene verknüpft. Immerhin begegnet uns dieser Gott des Reichtums ganz ähnlich fungierend in zwei Dichtungen, die unserer Szene chronologisch nicht eben weit vorausliegen und die Goethe wohl bekannt gewesen sein können.

In Fouqués vielgelesenem Roman »Der Zauberring« (erschienen 1811 mit der Jahreszahl 1812) wird im Hause des reichen Frankfurters Tebaldo vor dem Helden, Ott' von Trautwangen, eine Art Schauspiel aufgeführt (Teil I, Kapitel 9); »in der Mitte des Schauplazes« sitzt »ein reichgeschmückter, prächtiger Mann auf einem erhöhten Lehnsessel, mit vielen Goldsäckeln in der Hand, und auf seiner Brust mit goldnen Lettern den Namen Plutus tragend, wie bei den alten römischen Heiden der Gott des Reichtums war«. Diesem nähern sich schutzheischend Vertreter der verschiedenen Stände, auch ein Ritter: hier tut Ritter Ott' empört Einsprache und das Schauspiel wird abgebrochen. Die Ähnlichkeit dieses Plutus mit Goethes »Prachtmann« (Paralipomenon 68) ist vielleicht nicht bloß zufällig. — Damit der (freilich in jeder Hinsicht armselige) Faust, den Julius v. Voß (1823) schuf, seine materielle Armut recht stark empfinde, läßt ihm der aus Klingers Roman herübergenommene Teufel Leviathan (S. 15 des Originals; S. 10 des Ellingerschen Neudrucks) unter anderm auch Plutus erscheinen, »eine köstlich drappirte Mannsgestalt mit einem Füllhorn«; Plutus schildert seine eigene Macht und demonstriert sie an weiteren Erscheinungen.

III. »Schwedenkopf.«

Vers 6734. »Heut schau ich euch im Schwedenkopf,« sagt Mephistopheles zum Bakkalaureus, der als »Schüler« im ersten Teil (wenigstens auf einem Taschenbuchkupfer Rambergs 1828) einen Lockenkopf (6731) und »wohl niemals einen Zopf« (6733),

wie doch Goethe selbst, trug. Erich Schmidt erklärt (Jubiläums-Ausgabe 14: 329) den »Schwedenkopf« als »kurz geschoren« und fragt »Woher der Ausdruck? Soldatisch?« Das Wort stammt offenbar aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts und spielt auf die Haartracht König Karls XII. an, der im gewollten Gegensatz zu seinen perückenumwallten Rang- und Zeitgenossen, auf solchen wie auf allen andern Putz verzichtete (vgl. etwa das Gemälde Krafts von 1717 in Brückners »Peter dem Großen« [1879] S. 358), wiewohl er selbst wenig eignes Haar besaß (Voltaire, Histoire de Charles XII, livre 8). Wie mir mein ehemaliger Hörer Dr. H. Sperber in Upsala freundlichst nachweist, berichtet Jöran A. Nordberg in »Konung Carl XII. Historia« (1740) S. 686 (hier übersetzt): »Als Se. Maj. Anno 1700 uns Schweden verließ, trug er noch eine Perücke, da sein Kopf von Kindheit an an sie gewöhnt und sein Haarwuchs ohnedies nicht sehr stark war. Aber während der ersten Expedition nach Pernau blieb die Perücke fort; das Haar wurde kurz geschnitten und von Sr. Maj. fortan hinaufgekämmt, was ihn unglaublich gut [otroligt väl] kleidete.« Überhaupt trug er sich geflissentlich »comme un simple soldat« (Voltaire a. a. O., livre 2). Das fragliche Wort hat also ähnliche, obgleich nicht ganz dieselbe Bedeutung wie der bekanntere, gelockte »Tituskopf«.

Robert F. Arnold.

IV. „Hascht nach dem nächtgen Wetterleuchten."

Das 144. Paralipomenon zu Faust II. (zit. nach E. Schmidt, bei Witkowski Nr. 167 unter den jüngeren Skizzen) mit dem Wortlaut: »Hascht nach dem nächtgen Wetterleuchten«, wurde von Morris als ein Ausspruch Chirons gedeutet, womit dieser das unmögliche Begehren Faustens nach Helena bezeichnen will. Witkowski hielt diesen Erklärungsversuch — meiner Ansicht nach mit Unrecht — durch das Beiwort »nächtgen« für ausgeschlossen; er wies vielmehr diese Zeile der Szene »Thales und Anaxagoras« zu, unterließ es aber nicht, ein Fragezeichen hinter seine Annahme zu setzen. Durch Zufall ist es mir nun vor kurzem geglückt, die richtige Beziehung des Satzes herauszufinden. Er gehört nämlich der Erichtho an und stammt aus Lucans Pharsalia VI. Vers 507 beginnt die Beschreibung der Zauberin, die von Goethe nicht nur gekannt, sondern wohl auch benützt wurde. (Das Epos wurde von G. anfangs April 1826 gelesen.) Für uns sind wichtig die Verse 518—20:

. . . . Si nimbus et atrae
Sidera subducunt nubes, tunc Thessala nudis
Egreditur bustis, nocturnaque fulgura captat.

Das Paralipomenon erscheint als wörtliche Übersetzung (vgl. captare: haschen) aus Lucan, übrigens kein vereinzelter Fall. Wir ersehen daraus (und das mag die Mitteilung an dieser Stelle rechtfertigen), daß G. auch diesen Zug in Erichtho unterbringen wollte, davon aber später Abstand nahm, vielleicht bloß deshalb, weil ihm der Zettel (auf dem sich noch fünf andere Skizzen finden, siehe E. Schmidt) nicht im richtigen Augenblick in die Hände kam.

Karl Kaderschafka.



Goethes Faust in der bildenden Kunst.

Am 11. April d. J., um ½8 Uhr abends beginnt in der »Wiener Urania« ein für sechs aufeinanderfolgende Freitage berechneter Vortrags-Zyklus unseres Ausschußmitgliedes Universitätsprofessor Dr. Robert F. Arnold über »Goethes Faust in der bildenden Kunst«. Es wird sich darin nicht so sehr um die allerdings auch zum Ausdruck gelangenden reichen Einflüsse der bildenden Kunst auf die Goethische Tragödie handeln, als vielmehr um die Illustrationsgeschichte derselben. Das ungemein reiche Bildermateriale und die bekannte lebendige und fesselnde Darstellungsweise des Vortragenden werden diesem Zyklus voraussichtlich einen besonders regen Zuspruch sichern.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/2, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVII. Band. **Wien, 15. September 1913.** **Nr. 3—4.**

INHALT: Erich Schmidt †. — Aus dem Wiener Goethe-Verein: XXXIII. ordentliche Jahres-Vollversammlung; Rechnungsabschluß; Neue Mitglieder. — Der theatergeschichtliche und autobiographische Gehalt von »Wilhelm Meisters theatralischer Sendung« von Dr. Eduard Castle. — Euphrosyne von Marie v. Röllfeld. — Polizeiliches Verbot eines Nachdruckes von Wilhelm Meisters Lehrjahren 1824. — Ein Nachdruck von Goethes Werken 1826 in Graz geplant. — Funck H.: Zu Graf Dürckheim, Lillis Bild. — Bücherschau: Goethes Werke 39. — 40. Teil, herausgegeben von S. Kalischer, angezeigt von Julius Zellner. — Goethes Erste Weimarer Gedichtsammlung, herausgegeben von Albert Leitzmann.

Erich Schmidt †.

Ein halbes Jahr nach Jakob Minor, dessen früher Heimgang in Forschung und Lehre eine tiefe Lücke hinterlassen hat, die sich noch lange nicht schließen wird, ist Erich Schmidt an der Schwelle seines 60. Lebensjahres am 29. April 1913 gestorben, nachdem der Tod, der sich als gewiegter Forstmann gern die höchsten und kräftigsten Stämme des Waldes aussucht, ihn schon vor drei Jahren mit seiner Axt gezeichnet hatte. Was Erich Schmidt für die Wissenschaft bedeutete, hat Minor, der ihm unter den Lebenden an Bedeutung wohl am nächsten kam, im »Literarischen Echo« vom 1. Oktober 1910 (XIII, 39 ff) eingehend gewürdigt, seine überragende Persönlichkeit hat unser Obmannstellvertreter Professor Doktor Alexander v. Weilen im Feuilleton der »Wiener-Zeitung« vom 4. Mai 1913 uns wieder recht lebendig vor Augen geführt.

Dem Wiener Goethe-Verein ist Erich Schmidt besonders nahe gestanden. Ein Lustrum hindurch, von seiner Berufung nach Wien 1880 bis zu seinem Abgang an das neuerschlossene Goethe-Archiv in Weimar 1885, hat er dem Ausschusse, und speziell dem Komitee zur Veranstaltung der Goethe-Abende als tätiges und eifriges Mitglied angehört. Er selbst hat fast jedes Jahr im Wiener Goethe-Verein einen Vortrag gehalten: am 5. Februar 1881 über »Goethe in Sesenheim«, am 15. März 1883 über »Clavigo«, am 1. Dezember 1883 über »Goethe und Frau von Stein«, am 20. November 1884 hielt er als Vertreter des Wiener Goethe-Vereines den Festvortrag bei der Feier von Marianne Willemers 100. Geburtstag in Linz, am 7. März 1885 sprach er zum letzten Male: »Aus der Wertherzeit«. Bis Ende Oktober 1882 hat er auch das Amt des Schriftführers bekleidet. In dankbarer Würdigung seiner Verdienste um den Wiener Goethe-Verein wurde er am 5. Jänner 1886 zum Ehrenmitgliede ernannt. Sein Name stand mit unter dem ersten, von Goethes 50. Todestage, dem 22. März 1882, datierten Aufrufe zur Errichtung eines Goethe-Denkmals in Wien, und bei der Enthüllung des Denkmals am 15. Dezember 1900 konnten wir ihn mit besonderer Freude als Vertreter der Weimarer Goethe-Gesellschaft auf dem Festplatze begrüßen.

Die »Chronik« durfte ihn mit ganz besonderem Stolze zu ihren gelegentlichen Mitarbeitern zählen: Im ersten Bande S. 5 und S. 22 berichtete er über die Arbeiten im Goethe-Archiv, XI, 23 publizierte er zwei wunderschöne Briefe über Minna Herzlieb, zur »Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals« (XIV. Band Nr. 9) steuerte er (S. 29 ff) »Auch einen humoristischen Beitrag zur Goethe-Literatur« bei, XVI 29 ff teilte er ungedruckte Briefe über Lotte Kestner und Anton Matthias Sprickmann mit.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Dienstag, den 29. April 1913, fand im Anschlusse an den Vortrag des Redakteurs der »Chronik« Doktor Rudolf Payer v. Thurn über »Das Goethehaus in Weimar« die

XXXIII. ordentliche Jahres-Vollversammlung

unter dem Vorsitze des Obmannes, Sr. Exzellenz Dr. Gustav Marchet, statt. Der vom Schriftführer Dr. Hermann Brüch erstattete Jahresbericht wurde ohne Debatte zur Kenntnis genommen und dem Kassier Dr. Immanuel Brüch auf Antrag der Revisoren Prof. Ignaz Pölzl und Hofrat Dr. Josef Winter das Absolutorium erteilt.

Der Jahresbericht des Schriftführers widmete dem im abgelaufenen Vereinsjahre verstorbenen früheren Obmanne und Ehrenmitglied Hofrat Prof. Dr. Jakob Minor, ferner dem verstorbenen Kassier Dr. August Nechansky, dem früheren Schriftführer Dr. Alfred

Freiherrn v. Berger und dem Ausschußmitgliede Hofrat Prof. Dr. Richard Maria Werner einen warmen Nachruf. Im abgelaufenen Vereinsjahre wurden drei Goethe-Abende veranstaltet: Am 29. Jänner 1913 schilderte Obmannstellvertreter Prof. Dr. Alexander v. Weilen die Entstehung der »Geschwister«, und Frau Ida Orloff vom Burgtheater brachte das Stück selbst mit ausgezeichneter Wirkung zum Vortrage. Am 22. Februar erschöpfte Professor Dr. Eduard Castle in einem gediegenen Vortrage, der in der vorliegenden Nummer der »Chronik« zum Abdruck gelangt, den theatergeschichtlichen und autobiographischen Gehalt von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung, Dienstag, den 29. April, verfolgte der Redakteur der »Chronik« die kaum ein Jahrzehnt nach Goethes Tod einsetzenden Bestrebungen, Goethes Haus und Kunstsammlungen durch den Deutschen Bund anzukaufen und zu einem Nationaldenkmal zu gestalten, an der Hand der von ihm im Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufgefundenen Verhandlungsakten und führte die Zuhörer durch eine Reihe von 32 Lichtbildern in Goethes Gartenhaus am Stern und in das Stadthaus am Frauenplan ein.

Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins

Vereinsjahr 1912.

	K	h	K	h		K	h	K	h
Einnahmen:					***Ausgaben:***				
Guthaben:					**Diverse Auslagen**			271	65
bei der Postsparkasse . . .	2855	35							
Zinsengutschrift bei der Postsparkasse	52	92	2908	27	**»Chronik«**			847	76
Mitgliedsbeiträge:					**Museum**			57	01
a) bei der Postsparkasse . .	746	18							
b) beim Kassier	537	58	1283	76	**Goethe-Abende**			141	50
Couponerlöse:					Saldo (Postsparkasse)			2691	62
					» (bar beim Kassier) . . .			236	49
Giselabahnaktie: Jänner, Juli 1912, Jänner 1913	30	—							
Theißlos: April, Oktober 1912, Jänner 1913	12	—	42	—					
»Chronik«:									
drei Jahrgänge			12	—					
			4246	03				4246	03

Bestand an Wertpapieren in Verwahrung des Kassiers:
1 Giselabahn-Aktie III. Em. Nr. 36966 Nominale . . . . K 400·—
1 Theißlos Nr. 3449/81 Nominale . . . . » 200·—
zusammen Wertpapiere Nominale . . . K 600·—

Wien, 16. April 1913.

Dr. Immanuel Brüch
dzt. Kassier.

Neue Mitglieder:

Frau Berta v. Hardt-Stremayr, die Tochter unseres unvergeßlichen ersten Obmannes und Ehrenmitgliedes Dr. Karl v. Stremayr, hat neuerlich den Stifterbeitrag erlegt.

Außerdem sind dem Wiener Goethe-Verein als Mitglieder beigetreten:

Dessauer Ernst, Dr., XIX., Colloredogasse 33.
Herold Alfons, Gemeinderat, I., Stubenring 20.
Kaderschafka Karl, phil., XVI., Kollburggasse 8.
Kinsky Karl, Graf, VIII., Lenaugasse 10.
Pfannenstiel Marie, Frl., Schulvorsteherin, Hamburg 24, Schwanenwik 35.
Schaafs G., Dr., Dozent an der Universität St. Andrews (Schottland) 42, South Street.
Schoenberg Gustav, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Freiung 6.

Um die Werbung neuer Mitglieder haben sich verdient gemacht: Dr. Brüch und Landgerichtsrat Dr. Schopper (Gera).

Der theatergeschichtliche und autobiographische Gehalt von »Wilhelm Meisters theatralischer Sendung«.

Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 22. Februar 1913 von Dr. Eduard Castle.

Über die Urgestalt von »Wilhelm Meisters Lehrjahren« ist lang und viel hin und her geraten worden. Goethe selbst hatte zwei Weiser aufgestellt: das eine Mal spricht er gegenüber Frau von Stein von seinem geliebten dramatischen Ebenbilde (24. Juni 1782), das andere Mal bittet er Merck, ihm weder direkt noch indirekt ins theatralische Gehege zu kommen, indem er das ganze Theaterwesen in seinem Roman vorzutragen bereit sei (5. August 1780[1]).

Übersehen hat man diese Äußerungen wohl nie, aber was war bei der vorliegenden Gestalt der »Lehrjahre« mit ihnen anzufangen? Das Theaterwesen fand man behandelt, aber doch nicht das ganze; und mit dem dramatischen Ebenbild wußte man weder aus noch ein, nicht einmal den ursprünglichen Titel: »Wilhelm Meisters theatralische Sendung« konnte man sich zurechtlegen.

Jetzt sind wir mit einemmal aus den schwankenden Vermutungen herausgerissen. Nichts ist es mit der Annahme einer älteren Philologenschule, Goethe sei bei seinen Jugendwerken in die Ausführung mitten hineingesprungen, ohne das Ganze zu Ende gedacht zu haben, seine dichterischen Absichten und Pläne hätten sich entsprechend der Weite und Geschwindigkeit seines Wesens unablässig verändert, und ein scharfer Blick könne allenthalben in den vollendeten größeren Werken noch die Brüche, Widersprüche, Antinomien, die daher stammen, wahrnehmen; vielmehr gilt Goethes Versicherung, daß er gewöhnlich erst etwas im Sinne beisammen haben mußte, ehe er zur Ausführung geschritten sei (28, 297), auch von »Wilhelm Meister«, der, wie die neugefundene Züricher Abschrift lehrt, in seinen Umrissen Goethe schon als Ganzes vor Augen stand, als er zu schreiben begann; nur im einzelnen konnte hier etwas wegfallen, dort etwas zugesetzt werden: späterer Zusatz scheint das Motiv von den Mächten des Turms; gestrichen wurde, wie sich nun ergibt, gerade vieles von dem, was Wilhelm zu Goethes dramatischem Ebenbild machte, und vieles, was mit dem Theaterwesen zusammenhing.

Wir wußten durch Herder, daß man in »Wilhelm Meisters theatralischer Sendung« den jungen Menschen von Kindheit auf kennen lernte, sich für ihn allmählich interessierte und an ihm teilnahm, auch da er sich verirrte[1]). Wir wissen heute, daß es Goethe darauf ankam, Wilhelms Theaterleidenschaft aus dem Keim sich entwickeln zu lassen. Und dieser Wilhelm ist kein anderer als Goethe selbst. Die »Theatralische Sendung« tritt in vielen Einzelheiten als autobiographische Quelle »Dichtung und Wahrheit« an die Seite, wo Goethe manches kürzer darstellte, nicht nur weil er den Jugenderinnerungen um dreißig Jahre und mehr ferner stand, sondern weil er sich auch nicht wiederholen, sich nicht in die poetische Werkstatt gucken lassen wollte.

*

Der alte Goethe weist darauf hin, daß »die Keime zu allen seinen späteren künstlerischen Richtungen und Bedürfnissen sich ohne große Mühe in seinen jugendlichen Leidenschaften und Liebhabereien auffinden lassen«. So hebt er in »Dichtung und Wahrheit« hervor, wie das unerwartete Schauspiel, das die gute Großmutter zu Weihnachten 1753 ihren Enkeln bereitete, die jungen Gemüter mit Gewalt an sich zog; »besonders auf den Knaben machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine große langdauernde Wirkung nachklang« (26, 19).

Wilhelm müssen wir uns etwas älter als Goethe denken. Die Großmutter hat ihn die letzte Messe ins Puppenspiel geschickt und ihre Freude daran gehabt, was er ihr alles erzählt hat und wie er's begriffen hat. »Kinder müssen Komödien haben und Puppen«, darum bereitet sie für den Christabend die Puppenkomödie von David und Goliath vor, die Wilhelm lange zu keinem Schlaf kommen läßt; »er lag allein, dunkel über das Vergangene, nachdenkend, unbefriedigt in seinem Vergnügen, voller Hoffnungen, Drang und Ahndung«. Hatte Wilhelm das erstemal die Freude der Überraschung und des Staunens, so hat er zum zweitenmal die Wollust des Aufmerkens und Forschens. Er sieht, wie die Puppen in einen Schiebkasten gepackt werden, findet nach einiger Zeit seine Helden- und Freudenwelt in der Speisekammer, bemächtigt sich des geschriebenen Büchelchens, darin die Komödie aufgezeichnet war, und lernt das Schauspiel auswendig. Wieder ist es die gute Großmutter, die ihm beim Vater die Erlaubnis auswirkt, daß er vor einer Kinderversammlung in Gesellschaft des hilfreichen Artillerieleutnants das große Drama selbst aufführen darf. Die

[1]) Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen, I/2, Nr. 1151, 1137. — Die Zitate aus Goethes Werken beziehen sich auf die Weimarer Ausgabe.

[1]) Gräf, a. a. O. S. 757,$_{1}$.

Vorstellung geht trefflich vonstatten, außer daß Wilhelm in dem Feuer der Aktion seinen Jonathan fallen läßt und genötigt ist, mit der Hand hinunter zu greifen und ihn zu holen, was ein großes Gelächter verursacht. Aber diese Kränkung hat er den kommenden Morgen schon wieder verschlafen, indes ihn auf die Dauer der Gedanke selig macht, trefflich deklamiert zu haben.

Von nun an bleibt das Theater aufgeschlagen, und Wilhelm läßt in seinen Frei- und Spielstunden die Puppen wacker durcheinander spielen, oft vor Geschwistern und Kameraden, öfter allein. Schon macht ihm die Wiederholung des ersten Stückes keine Freude mehr. Da findet er unter den Büchern seines Vaters Gottscheds »Teutsche Schaubühne« und verschiedene italienisch-deutsche Opern. Jetzt läßt er seine Puppen die »Banise« (von Grimm), den »sterbenden Cato« (von Gottsched), den »Darius« (von Pitschel) aufführen, meistenteils nur die fünften Akte, wo's an ein Todstechen geht. Mehr als die Trauerspiele ziehen ihn übrigens die Opern mit ihren mannichfaltigen Veränderungen und Abenteuern an. Er verfertigt sich selber Puppen, schafft sich nach und nach eine neue Theatergarderobe, so daß er für das größte Stück versehen ist, probiert und bereitet ewig, ohne etwas zustande zu bringen, baut tausend Luftschlösser und spürt nicht, daß er noch keinen Grund zum ersten gelegt hat. — Soldatenspiel und Lesen alter Romane, namentlich des »Befreiten Jerusalem« in der Übersetzung von Kopp, bringen ihn auf den Gedanken, Tankred und Reinalden mit seinen Gespanen zu spielen, er entwickelt ihnen in der Lebhaftigkeit seiner Vorstellung den Plan, es kommt zur Aufführung, da zeigt sich's, daß er in der Hitze der Erfindung vergessen hat, einem jeden vorzuschreiben, was und wo er's zu sagen habe; sie stehen alle erstaunt, fragen einander, was zuerst kommen sollte; Wilhelm als Tankred tritt auf, muß alsbald unter großem Gelächter seiner Zuschauer wieder abziehen, und in der Verlegenheit führt man schließlich — David und Goliath auf, und ein kleiner drolliger Junge verspricht, allenfalls eine Lücke als Hanswurst auszufüllen (Th. S., Erstes Buch, 1.—10. Kap.).

Wir besitzen für die Lebenswahrheit dieser Erzählung einen einwandfreien Zeugen. Frau Rat Goethe schreibt ihrem Wolf nach der Übersendung der »Lehrjahre« am 19. Jänner 1795: »Lieber Sohn! Den besten und schönsten Dank vor Deinen Wilhelm! Das war einmal wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger — sahe Dich und die andern Knaben drei Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen —, sahe, wie die Elise Bethmann Brügel vom ältesten Moors kriegte u. dgl. m.«

*

Wenn der siebzehnjährige Leipziger Student Goethe auf seine dichterischen Anfänge zurückblickt, gesteht er (DjG 1, 159): »Ich habe von meinem zehenten Jahre angefangen, Verse zu schreiben, und habe geglaubt, sie seyen gut«, und in »Dichtung und Wahrheit« (26, 167) erzählt er, daß er damals den Terenz nachzuahmen wagte. In einem Leipziger Brief an seine Schwester (27. September 1766) beklagt er es als einen Fehler der französischen Sprachmeister, daß sie ihren Schülern den Terenz in der Übersetzung der Madame Dacier in die Hand geben. Wie die Lektüre des »Télémaque« zu einer verstiegenen Ausdrucksweise anleite, so nehme durch die Lektüre des Terenz alles ein lächerliches Ansehen an, und man würde von einem großen Herrn keine Gnade erbitten können als in lauter Witzworten. Von den Terenzianischen Versuchen des Knaben Goethe ist nichts erhalten. Aber unter Wilhelms Papieren finden sich einige Aufzüge und Szenen im Geschmack des Plautus. »Wir explizierten ihn bei dem Magister«, erklärt er seinem Freunde Werner (51, 118), »denn ich sollte auch ein wenig Lateinisch lernen. Er war der erste Theaterdichter, den ich zu sehen bekam, und somit wurde er auf der Stelle nachgeahmt. Du kannst denken: da ist ein mürrischer geiziger Alter, der betrogen wird, ein Bedienter, der betrügt, ein verliebter junger Mensch, der sich nicht zu helfen weiß. Du kannst Dir vorstellen, daß der Alte nicht alt, der Junge nicht jung, der Knecht nicht knechtisch ist, sondern daß sie ohngefähr das Gröbste von dem tun und sagen, was sie Plautus tun und sagen läßt.« Dieses vernichtende Urteil hat Goethe doch wohl über seine eigenen Anfänge gesprochen.

*

Mehr Eindrücke der lebendigen Bühne, als Wilhelm in seiner Heimat zu M—, einer mittleren Reichsstadt, erfahren kann, bot dem Knaben Goethe das bewegtere Treiben in Frankfurt. Freilich muß es immer als ein einzigartiger Zufall bezeichnet werden, daß es Goethe vergönnt war, in einem frühen, aber doch schon aufnahmsfähigen Alter im Herzen Deutschlands, in der Vaterstadt, ja im eigenen Vaterhaus, mit französischem Wesen und französischem Theater aufs genaueste bekannt zu werden. Aus »Dichtung und Wahrheit« ist erinnerlich, wie im Verlauf des siebenjährigen Krieges 1759 französische Truppen und französische Komödianten nach Frankfurt kamen. Durch ihre Aufführungen lernt Goethe das ältere und das neue Repertoire der Franzosen kennen. »Die Meisterwerke der französischen Bühne«, sagt er zwei Jahre vor seinem Tode zu dem Grafen Kozmian, »bleiben Meisterwerke für immer. Ihre Darstellung hat mich selbst in jungen Jahren, noch in Frankfurt, höchst interessiert; damals faßte ich zuerst den Gedanken,

Dramen zu schreiben«[1]). Er verfaßt ein französisches Nachspiel, Derones korrigiert es und verspricht, es aufführen zu lassen. Er liest französische Theaterstücke, besonders die Vorreden, die Entschuldigungen der Autoren, ihre Kontrovers mit dem Publikum, Corneilles Abhandlung über die drei Einheiten, die famose Kritik des »Cid« (26, 352). Er eilt wieder zu dem lebendig Vorhandenen, besucht das Schauspiel weit eifriger, liest gewissenhafter und ununterbrochener, so daß er in dieser Zeit Racine und Molière ganz und von Corneille einen großen Teil durchzuarbeiten die Anhaltsamkeit hat (26, 171). Nach diesem, was er sowohl in der Ausführung gesehen, als auch was er hier theoretisch vernahm und sich eigen machte, bildete sich in ihm der französische theatralische Typus, nach welchem viele untergegangene Stücke, von den überbliebenen später »Die Laune des Verliebten« und »Die Mitschuldigen« gebildet worden. Er fängt sogar ein französisches Trauerspiel in Alexandrinern an, das freilich nicht zustande kommt (26, 352). Die Gesetze, wonach Theaterstücke zu schreiben und zu beurteilen seien, glaubt er sich aber ziemlich eigen gemacht zu haben und durfte es sich bei der Bequemlichkeit wohl einbilden, womit er jede kleinere und größere Begebenheit in einen theatralischen Plan zu verwandeln wußte (36, 224).

Die Ergänzung und Ausführung der Andeutungen in »Dichtung und Wahrheit« finden sich wieder in der »Theatralischen Sendung«. Hier entwickelt Wilhelm die Gedanken, die er sich über die drei Einheiten gemacht hat, bei deren jeder das Kunstwort »Einheit« etwas anderes bedeutet — ein Kerbholz, wo Dinge von ganz ungleichem Werte in einer Reihe eingeschnitten sind (51, 108). Hier entwirft er ein Bild Corneillens — wenn man will, ein Ideal Corneillens und der tragédie classique, wie es sich in keiner anderen Schrift Goethes findet. »Seine Landsleute haben ihn den Großen genannt; einige, wenn ich mich nicht irre, haben ihm diesen Ehrennamen streitig gemacht. So viel weiß ich, ein großes Herz hatte er gewiß. Eine tiefe innere Selbstständigkeit ist der Grund aller seiner Charaktere, Stärke des Geistes in allen Situationen ist das Liebste, was er schildert. Laß auch, daß sie in seinen jüngern Stücken manchmal als Rodomontade aufschlägt und in seinem Alter zu Härte vertrocknet, so bleibt es immer eine edle Seele, deren Äußerungen uns wohltun« (51, 113). »Müssen nicht die Situationen des „Cinna" jede Menschenseele gewaltig angreifen? Im Ganzen so sonderbar, so einfach und schön! Es ist so groß und scheint so natürlich, man nimmt den innigsten Teil und wagt doch nicht, sich selbst in die Lage zu denken, man ist und bleibt Zuschauer und erwartet von den höhern Wesen, wie sie sich benehmen werden« (51, 112). »Corneille hat, wenn ich so sagen darf, große Menschen dargestellt und Racine vornehme Personen. Ich kann mir, wenn ich seine Stücke lese, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Besten umgeht und in die Geheimnisse der Menschheit dringt, wie sie sich hinter kostbar gewürkten Tapeten verbergen. Wenn ich seinen „Britannicus", seine „Berenice" studiere, so kommt es mir wirklich vor, ich sei am Hofe, sei in das Große und Kleine dieser Wohnungen der irdischen Götter eingeweiht, und ich sehe durch die Augen eines feinfühlenden Franzosen Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die über viele Tausende beneidet werden, in ihrer natürlichen Gestalt mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine sich soll zu Tode gegrämt haben, weil Ludwig der Vierzehnte ihn nicht mehr angesehen, ihn seine Unzufriedenheit fühlen lassen, ist mir ein Schlüssel zu allen seinen Werken, und es ist ohnmöglich, daß ein Dichter von so großen Talenten, dessen Leben und Tod an den Augen eines Königes hängt, nicht auch Stücke schreiben sollte, die des Beifalles eines Königes und eines Fürsten wert seien« (52, 145 f.). — Wie Goethe kann auch Wilhelm nicht umhin, was er von Romanen liest, in seinem Sinn zu Schauspielen umzubilden. »Er war in dem Wahn, daß alles, was in der Erzählung ergötze, vorgestellt noch viel treffender sein müsse. Auch wenn er etwa den Abriß einer Welt- und Staatengeschichte in der Schule durchlesen mußte, zeichnete er sich sorgfältig aus, wo einer auf eine besondere Weise erstochen oder vergiftet wurde, weil sich, nach seiner Vorstellung, dieses zu einem fünften Akt gar trefflich qualifizierte, denn die vier vorhergehende bracht' er in seinen Kompositionen nicht leicht in Anschlag, weil er sie in keinem Stück jemals gelesen hatte« (51, 33). So schrieb er denn Komödienzettel, »worauf er eigene Stücke, die nicht gefertiget noch zu fertigen waren, mit prächtigen Titeln ankündigte. Wenn er nachher die Personen eines Stückes und die ersten Szenen davon schrieb, dachte er sich, wie schön es sein müsse, dies dereinst in so zierlichem Formate wie die erste Ausgabe von Lessings Schriften gedruckt zu sehen. Wenn er im Parterre saß und die angefangene Symphonie die Gemüter der Zuschauer erhob, ach, dachte er, wenn du so glücklich sein solltest, vor dem Vorhange zu sitzen, die Ouvertüre zu hören und dein eigen Stück zu erwarten! Der gute Knabe hoffte damals, es würden ihm alsdann seine eigene Sachen so außerordentlich und er sich selbst so ehrwürdig vorkommen als ihm gegenwärtig die über ihn erhabene Schriftsteller und ihre Werke« (51, 270).

[1]) Biedermann, Goethes Gespräche. IV², 270.

Nicht lange nach dem Abzug der Franzosen veranlaßte der Schöff v. Olenschlager Goethe und dessen Altersgenossen, von Zeit zu Zeit ein Schauspiel aufzuführen; denn man hielt dafür, daß eine solche Übung der Jugend besonders nützlich sei. Sie gaben den »Kanut« von Schlegel, worin ihm die Rolle des Königs, seiner Schwester die Estrithe und Ulfo dem jüngeren Sohn des Hauses zugeteilt wurde, den ein andermal Ludwig Moors spielte. Sodann wagten sie sich an den »Britannicus«, denn sie sollten nebst dem Schauspielertalent auch die Sprache zur Übung bringen. Goethe erhielt den Nero, seine Schwester die Agrippine und der jüngere Sohn den Britannicus. Sie wurden mehr gelobt, als sie verdienten, und glaubten, es noch besser gemacht zu haben, als wie sie gelobt wurden (26, 249; 170).

Auch Wilhelm und seine Kameraden finden Geschmack am Agieren. »In einigen Häusern sah man's als eine nützliche Beschäftigung an, lud Gesellschaften drauf. Ein verwandter Hagestolz, der sich Kenner zu sein ausgab, mischte sich drein, lehrte sie wie sie sich stellen, deklamieren und abgehen sollten« (51, 34). Sie fallen gar bald aufs Trauerspiel. Nicht lange, beginnt sich bei den Knaben und Mädchen die Natur zu regen, man spielt Komödie in der Komödie. Es gibt Neid, Trotz und Schadenfreude, wobei sich Wilhelms Direktorialqualität in ihrem Glanze zeigt; denn wenn er in den Proben nachgiebig war und über manches ein Auge zutat, so verstund er doch am Tage der Ausführung keinen Spaß: »Wehe dem, der ihm etwa in einer neronischen Stimmung in die Quere kam, der wurde gewiß mit so einem gräßlichen Blick, mit so viel Würde des Arms und Festigkeit der Stimme in seine Schuldigkeit zurückgeschröckt, daß für diesmal wenigstens Ruhe ward« (51, 35 f.).

*

Höchst anmutig war der Eindruck der ländlichen Singspiele, die die französischen Schauspieltruppen (1759—1764) zur Aufführung brachten. Von Rousseaus »Devin du village«, von Mme. Favarts »Anette et Lubin« schreibt Goethe in »Dichtung und Wahrheit«: »Ich kann mir die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückrufen« (26, 143). Nach einigen halbmythologischen, halballegorischen Stücken im Geschmack des Piron stellte er sich bald ein solches Stückchen in seiner Phantasie zusammen, wovon er nur so viel zu berichten weiß, daß die Szene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königstöchtern noch Prinzen noch Göttern fehlte (26, 167). Ackermann mag 1762 deutsche Schäferspiele, die »welsche Opera buffa Gesellschaft« von 1764, die den jungen Enthusiasten zu einer welschen komischen Opernkomposition »La sposa rapita« aufgeregt haben dürfte, vielleicht auch Metastasios »Il rè pastore« auf die Szene gebracht haben: damals hörte Goethe etwa von der Bühne die Arie »Solitario bosco ombroso« vortragen, die er schon als kleines Kind kennen gelernt und auswendig behalten hatte, ehe er sie noch verstand, als die Mutter sich und den italienischen Sprachmeister Giovinazzi täglich mit dem Klavier dazu akkompagnierte (26, 18). Ein Schäferspiel »Amine« blieb in den Händen seines Freundes Brevillier zurück, als Goethe 1765 die Universität Leipzig bezog. »Die ausgestopfte Lämmchen, Wasserfälle von Zindel, die pappene Rosenstöcke und die einseitigen Strohhütten« rühren in dem verliebten Wilhelm die lieblichsten Bilder, die er je in Dichtern von Schäferwelt gelesen hat: »So ist es gewiß, daß Liebe, die selbst Rosen- und Myrthenwäldchen und Mondschein erst beleben muß, auch Hobelspäne und Papierschnitzeln beleben kann« (51, 58).

Von allerlei Versuchen in einer verwandten Gattung bringt uns die »Theatralische Sendung« die erste Nachricht. Es ist das »heroische Schäferspiel«, das Wilhelm so übermäßig ergötzt, daß zwei völlig fertig sind und unvollendet eine Schar folgt. »Meine Hauptpersonen, aus fürstlichem Stamm geboren, durch seltsame Schicksale ihres Reiches verlustig, irrend und unbekannt, halten sich in den stillen Wohnungen gastfreier Hirten auf. Welch ein Kontrast in Leidenschaften und Charaktern! Welcher Reichtum an Bildern! Welche Abwechslungen von Erzählungen und Beschreibungen! Gewiß, diese Gattung ist recht für den Autor als Kind gemacht, der gerne alles überall anbringt. Was die Tragödie Hohes und Rührendes, was das Lustspiel Ergötzendes, was das Schäferspiel Liebliches hat, kannst Du hier in einem Bund zusammenraffen« (51,119). »Was in frühern Zeiten bloß Puppe, Theater, Maske gewesen war, wurde nun mit einem sanften Geiste angehaucht, die Gestalten wurden schöner, reizender, und du kannst denken, daß es der Geist der Liebe war, der hier auch seine belebende Kraft zeigte« (51, 120). Wir erhalten eine Probe aus der »Königlichen Einsiedlerin«, eine von den sogenannten »schönen Stellen«, die Wilhelm nur leider »an denen Plätzen, wo sie stehen, nicht verantworten kann: dies ist ein Fehler, in den man so leicht fällt, daß man sich in elegischen Empfindungen ausbreitet, daß man sich mit Beschreibungen und Gleichnissen aufhält, die doch eigentlich der Tod des Dramas sind, welches allein nach seiner immer fortgehenden Handlung geschätzt werden kann« (51, 134).

*

Neben den vornehmen französischen, italienischen und deutschen Truppen, die im Junghof auftraten, spielte der Frankfurter Bürgerssohn Johann Ludwig Ludwig

1762 mit Marionetten, 1764 in dem »neuerbauten Komödienhaus auf der großen Bockenheimergaß in der (Säu)allee« mit Schauspielern »veraltete ungezogene Zottenspiele und läppigte Lachkomödien, an denen man sich wohl vor langen Zeiten ergötzen, aber dermalen nicht mehr gouttiren konnte.« Erhalten hat sich nur die Ankündigung einer Aufführung von Molières »Le festin de Pierre oder Das steinerne Totengastmahl mit Hanswurst«, als Nachkomödie: »Frau Sibylla trinkt kein Wein«. Hier mag Goethe die alten Bandenstücke kennen gelernt haben, deren er in der »Theatralischen Sendung« gedenkt: schon der alte Benedikt Meister hat seine Mutter um manchen Batzen gebracht, um den »Doktor Faust« und das Mohrenballett zu sehen (51, 5); »Karl XII. wird an seinen Stiefeln und zugeknöpftem Rock, vorzüglich aber an seinen straupigen Haaren, Heinrich IV. (im »Marschall Biron«) an seinem Knebelbart und Halskrause erkannt, und man nimmt die widersprechendsten Repräsentanten gerne für die abgeschiedne Majestät (51, 151 f.).«

*

In dem ältesten biographischen Schema zu »Dichtung und Wahrheit« hebt Goethe für das Jahr 1764 neben der Krönung Josephs II. nur noch das Erscheinen von Klopstocks »Salomo« hervor (26, 355). Nach diesem hochverehrten Muster wählte sich Goethe die Helden für seine nächsten Tragödien aus der Bibel: Belsazer, Isabel, Ruth, Selima usw. wurden sogar als das Beste unter seinen Jugendarbeiten mit nach Leipzig genommen, teils weil er sich einige Ehre dadurch zu verschaffen hoffte, teils um seine Fortschritte desto sicherer prüfen zu können (27, 68). Die seltsame Wahl biblischer Helden rechtfertigt die »Theatralische Sendung«: »Die erste Geschichte, die unsere jugendliche Aufmerksamkeit reizt und in Verwunderung setzt, erzählt uns von jenen heiligen Männern, an welchen Gott einen besondern Anteil zu nehmen geruhte. Wir hören von ihnen gleichsam als von unseren eigenen Stammvätern sprechen, und die vorzüglichsten Männer der vorzüglichsten Nation müssen für uns die ersten in der Welt werden. Wir untersuchen nicht, wie interessant ihre Handlungen sind, sondern ihre Handlungen sind uns merkwürdig, weil sie von ihnen erzählt werden. Dabei wirst du dich vielleicht wieder recht wundern, wenn du die Feinde des Volks Gottes als Hauptpersonen meiner Stücke auftreten siehst; ich kann dir aber versichern, es war in der rechtgläubigsten Absicht, denn die Propheten taten darinne sehr ihre Schuldigkeit und sagten ihnen vorneherein derb die Wahrheit; schröckliche Träume, Ahndungen regten ihre Gewissensbisse auf und ließen ihnen keine ruhige Stunde, daß sie wirklich recht matt und abgehetzt waren, als ihnen der fünfte Akt den Fang gab« (51, 138 f.). Durchgedacht waren, wie dies auch Wilhelm zu tun pflegt, wohl nur die Pläne. »Ganz geendigt«, sagt dieser zu Werner (51, 137), »findest du nicht über drei bis vier Stücke. Mehrere aber zum größten Teil und angefangen eine ganze Schar«: dasselbe gilt von Goethes jugendlichen Schöpfungen.

Wir verwundern uns geradeso wie Werner, wenn wir als Wilhelms Helden die berüchtigten Namen von Jesabel und Belsazar hören. »Eine Königin vom Fenster gestürzt! eine Hand, die aus der Wand reicht! (wir dürfen hinzusetzen: die Erschlagung der Erstgeburt in Ägypten durch den Engel! in dem geplanten »Thronfolger Pharaos«) das als theatralische Gegenstände zu denken, dazu gehört viel Mut der Einbildung« (51, 139). Offenherzig gesteht Wilhelm, daß ihn die Spekulation einer besondern Todesart auf das Sujet von der Jesabel gebracht habe, aber seine Sachen sollten vor dem besten Geschmack ausführbar sein. »Der Schauplatz ist in einem großen Saal, von da er sich nicht wegwendet, und in dem fünften Akt, wo Jesabel vergebens den Überwinder durch erkünstelte Reize und Schmeicheleien zu bewegen, durch Drohungen zu erschüttern sucht, endigt der Held in gerechtem Eifer, mit Vorwürfen und Verwünschungen, und schneidet ein sehr wohlgeführtes Gespräch ziemlich rittermäßig kurz ab, indem er der Wache befiehlt, sie herabzustürzen. Diese greift zu — und der Vorhang fällt« (51, 140 f.[1]).

Vom »Belsazar«, an dem Goethe von 1765—1767 arbeitet, kannten wir nur zwanzig Zeilen aus einem Brief an die Schwester; die »Theatralische Sendung« bietet noch weitere vierundvierzig; was aber mehr ist, ihr können wir den Plan der ganzen Tragödie entnehmen (51, 241 ff.); sie klärt uns über die Auffassung des jungen Königs auf, eines Menschen, deren es viele in jedem Stande gibt: »Er will das Gute, hat ein Gefühl für Rechtschaffenheit und Tugend, eine dunkele unbehagliche Ehrfurcht vor dem strengen Gotte der Hebräer, einen bequemen hergebrachten Dienst seiner eigenen Götter, leichtsinnig über sein Reich, beschäftigt durch seine Leidenschaften, eifrig bei Festen und Gelagen, am liebsten in der Zerstreuung, wozu seine Hofleute das Ihrige willig beitragen« (51, 142). Schließlich kommt der strenge Kritiker zu Wort, der sich gegen die Schwester äußerte (11. Mai 1767): »Mein „Belsazer" ist zu Ende, aber ich muß von ihm sagen, was ich von allen meinen Riesenarbeiten sagen muß, die ich als ein ohnmächtiger Zwerg unternommen habe«: im Drama ist die Handlung, insofern sie vorgeht und vorgestellt werden kann, die Hauptsache, und Gesinnungen und Empfindungen müssen dieser fort-

[1]) Vgl. die Sterbeszene der Adelheid in der »Geschichte Gottfriedens von Berlichingen« (DjG 2, 263 f).

schreitenden Handlung völlig untergeordnet werden, ja die Charaktere selbst dürfen nur in Bewegung und durch Bewegung sich zeigen; daran aber fehlt es allen seinen bisherigen Arbeiten: sie sind Leute, die niemand schätzt, weil sie viel schwätzen und wenig tun (51, 146f.). Mit welcher Liebe trotzdem selbst der Mann Goethe gerade an diesem »Belsazar« hing, lehrt wieder die »Theatralische Sendung«, die die Aufführung dieses Jugendwerkes auf dem Theater zu einer wichtigen Stufe in Wilhelms Entwicklung macht.[1])

*

Ein paar Streiflichter fallen noch auf Theaterstücke, die Goethe nachweisbar in Leipzig gesehen hat. In der Gesellschaft von Schauspielern, in der Wilhelm zum erstenmal mit Mariane zusammentrifft, bietet man ihm an, daß jeder einen Monolog deklamiere; da dringt der eine, der im tragischen Affekt weder Vater noch Bruder kennt und das Kind im Mutterleib nicht schont, vor und setzt mit dem belobten Selbst- und Geistergespräch aus (Weißes) »Richard III.« sich in Schweiß und seinen Gast in Schröcken; Wilhelm und Mariane probieren »Miß Sara Sampson«; »Wilhelm zog sich so viel möglich in unbehagliche Düsternheit zusammen, Sara schwebte in sanften Klagen und trug den fürchterlichen Traum recht ängstlich vor, wußte es auch dabei so gut zu machen, daß in den schmeichelnden Stellen zu unterscheiden schwer war, ob sie dem Helden des Stücks oder dem Schauspieler schöne tat; darüber war Wilhelm von ihrer Aktion so bezaubert, daß er sie für die erste Aktrice von Deutschland hielt« (51, 52f.). Frau Professor Böhme machte dem jungen Studentlein die »Poeten nach der Mode« von Weiße ganz entsetzlich herunter, die soeben mit großem Beifall öfters wiederholt wurden und ihn ganz besonders ergötzt hatten (27,64f.); ähnlich erzählt Werner: »So kam ich mit großem Vergnügen aus dem „Lustigen Schuster oder Der Teufel ist los" und hatte gesehen, daß sich die ganze Welt recht sehr daran ergötzt hatte; das nahmen mir gewisse Personen sehr übel, die man für Kenner hält spotteten über meinen schlechten Geschmack und bewiesen mir ihr Recht der Länge nach« (51, 110).

*

In Leipzig, vielleicht durch Öser, ward Goethe auf Shakespeare aufmerksam. Nachweislich seit März 1766 beschäftigte er sich mit dem Studium einer Anthologie aus Shakespeare, später nahm er Wielands Shakespeareübersetzung zur Hand.

Auch für Wilhelm macht die Lektüre Shakespeares Epoche. Auf Jarnos erste Frage, ob er denn niemals ein Stück von Shakespearn gesehen habe, wiederholt er nur das übliche geringschätzige Urteil der Anhänger des französischen Geschmacks: »Was ich noch gehört, hat mich nicht neugierig gemacht, diese seltsame und unsinnige Ungeheuer näher kennen zu lernen, wo der Wahrscheinlichkeit und des Wohlstandes so wenig geschont ist.« Aber Jarno rät ihm dringend, einen Versuch zu machen: »Sie können Ihre Zeit nicht besser anwenden, als wenn Sie gleich sich von allem losmachen und in der Einsamkeit Ihrer alten Wohnung in die Zauberlaterne dieser unbekannten Welt sehen« (52, 146 f.).

Alsbald kommt Wilhelm gar nicht mehr zum Vorschein. In seinem Zimmer verschlossen, lebt und webt er in der Shakespeareschen Welt, so daß er außer sich nichts kennt noch empfindet. »Man erzählt von Zauberern, die durch magische Formeln eine ungeheure Menge allerlei geistiger Gestalten in ihre Stube herbeiziehen. Die Beschwörungen sind so kräftig, daß sich bald der Raum des Zimmers ausfüllt, die Geister, bis an den kleinen Kreis hinangedrängt, um denselben und über dem Haupte des Meisters in ewig drehender Fortwandlung sich bewegend vermehren. Jeder Winkel ist vollgepfropft, jedes Gesims besetzt, Eier dehnen sich aus und Riesengestalten ziehen sich in Pilzen zusammen. Unglücklicherweise hat der Schwarzkünstler das Wort vergessen, womit er diese Geisterflut wieder zur Ebbe bringen könnte. So saß Wilhelm, und indem eine so große Bewegung in ihm vorging, wurden tausend Empfindungen und Fähigkeiten rege, von denen er keinen Begriff und keine Ahndung gehabt hatte« (52, 153 f.). Seine ganze Seele gerät in Bewegung, so daß er nach der Lektüre einiger Stücke außer stande ist, darin fortzufahren (52, 160). »Ich erinnre mich nicht«, sagt er zu Jarno, »daß ein Buch, ein Mensch oder irgendeine Begebenheit meines Lebens so große Würkungen auf mich hervorgebracht. Diese köstlichen Stücke scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte, man glaubt vor den aufgeschlagnen ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, über die Gewalt und Ruhe gleich erstaunt und so außer aller Fassung gebracht, daß ich nur mit Sehnsucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zustande

[1]) Bei der Umarbeitung und Vollendung des »Wilhelm Meister« in den Neunzigerjahren strich Goethe die ganze Episode der Belsazar-Aufführung; nicht einmal vorlesen lassen mochte er die Alexandrinertragödie: so veraltet war diese Gattung inzwischen geworden; an ihre Stelle trat eines der »deutschen Ritterstücke«, von denen es heißt, daß sie »damals eben neu waren und die Aufmerksamkeit und Neigung des Publikums an sich gezogen hatten« (21, 197), wodurch die Begebenheiten der »Lehrjahre« um ein paar Jahre später fallen als die der »Theatralischen Sendung«, aber der Endpunkt, die Hamburger Hamletaufführung, nicht verschoben wird.

befinden werde, weiterzulesen. Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die mich von Jugend auf, nur mir selbst unwissend, begleiteten, durch die mir nach und nach die Menschen, die mir im Leben vorkamen, die Fälle, in die ich mich und die andere versetzt sah, nur gleichsam als alte Bekannte begegneten; diese Ahndungen finde ich in Shakspears Stücken wie erfüllt und entwickelt. Es scheint, als wenn er uns alle Rätsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: hier oder da ist das Wort der Auflösung. Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu sein, und sie sind es doch nicht. Die geheimnisvollsten und zusammengesetztesten Geschöpfe der Natur handeln vor uns in seinen Stücken, als wenn sie Uhren wären deren Zifferblatt und Gehäuse man von Kristall gebildet hätte, sie zeigen nach ihrer Bestimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das sie treibt.« Der lustige Prinz Heinz in »Heinrich IV.« wird das Ideal womit er seinen eigenen gegenwärtigen Zustand vergleicht (52, 172). »Lear« gibt rührende Beispiele treuer Diener, die sich für ihre Herren aufopfern. «Ich sehe die Treue in diesem Falle als ein Bestreben einer edlen Seele an, einem Größern gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener seinem Herrn gleich, der ihn sonst nur für einen bezahlten verachteten Sklaven anzusehen berechtigt ist« (52, 178). Von Tag zu Tag ergibt sich Wilhelm mehr den Shakespeareschen Schriften, besonders zieht »Hamlet« alle seine Aufmerksamkeit an (52, 223), und er teilt sein Interesse der ganzen Gesellschaft mit. Sie nimmt sich vor, das Stück unter sich selbst zu versuchen, Wilhelm wird die Rolle des dänischen Prinzen zugeteilt (52, 189), und die Übung der Rolle verschlingt sich schließlich dergestalt in sein Leben, daß endlich er und Hamlet eine Person zu werden anfangen (52, 223). Die Aufführung des Hamlet durch Serlo in H***, das Gegenstück zur Belsazarvorstellung der Madame de Retti, hätte uns Wilhelm zum zweitenmal auf der Bühne gezeigt, diese und ihn auf einer zweiten, höheren Stufe der Entwicklung, von der aus ihm die Erkenntnis hätte aufdämmern müssen, was es mit seiner theatralischen Sendung für eine Bewandtnis haben könne.

*

Wiewohl ich nur eine kleine Auslese aus einer großen Zahl von äußeren Übereinstimmungen zusammengestellt, die vielen inneren Bezüge so gut wie ganz übergangen habe, wird man doch nicht verkennen, daß Goethe seinen Romanhelden den Entwicklungsgang hat nehmen lassen, den er selbst durchlaufen hat. Dieser Entwicklungsgang ist zu gleicher Zeit auch der des deutschen Theaters. Man übersehe nicht, daß der erste Satz der »Theatralischen Sendung« den Anfang des Romans in die Vierzigerjahre des 18. Jahrhunderts verlegt, die in der Geschichte des deutschen Schauspielwesens Epoche machen. Schon war der Sieg von Gottscheds Theaterreform entschieden und das regelmäßige Repertoire durch die »Teutsche Schaubühne« (1740—1745) allen Prinzipalen zugänglich geworden. Die deutsche Bühne trat in die Krise der Übergangsjahre: »Man warf die Kinderschuhe weg, ehe sie ausgetreten waren, und mußte indes barfuß laufen« (51, 39). Durch mehr als ein Jahrzehnt herrschte nun »der ungeheure Plunder teutsch- und französischen Theaters« (51,44). Allmählich bekam man Selbstgefühl. Um 1760 sprach man in der Gesellschaft der Schauspieler und Theaterliebhaber »vom deutschen Theater, daß wir's dem französischen bald gleich täten, daß es Sünde sei, nur übersetzte Stücke drauf zu spielen, daß große Herren anfingen, sich seiner anzunehmen, und vom Stande der Schauspieler, daß er täglich ehrbarer und geehrter werde« (51,50). Je drückender die Jugend die Enge der kleinbürgerlichen Verhältnisse empfand, desto glücklicher pries sie in ihrem Herzen den Komödianten, den sie im Besitz so mancher majestätischer Kleider, in steter Übung eines edeln Betragens sah, dessen Seele einen Spiegel des Herrlichsten und Prächtigsten, was die Welt je an Gesinnungen und Leidenschaften hergebracht, darstellte; sie dachte sich dessen häusliches Leben als eine Reihe von würdigen Handlungen und Beschäftigungen, davon die Erscheinung auf dem Theater nur die äußerste Spitze sei (51, 60). Die Nicolai, Lessing, Löwen reden jetzt von dem »Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt« (51, 62). Wieviele junge Leute sahen damals gleich Wilhelm »den werdenden vollkommensten Schauspieler und den Schöpfer eines großen Nationaltheaters (also einen deutschen Shakespeare), nach dem sie so vielfältig hatten seufzen hören, und niemals ohne einige zufriedene Wendung auf sich selbst« (51, 69 f.).

So ergreift denn Wilhelm zum zweitenmal die Schauspielerei, zu der er von Kindheit auf die Sendung zu haben meint, oder besser gesagt: er wird in echter Romanenweise fast ohne sein Zutun von ihr ergriffen. Er lernt die Verhältnisse kennen, wie sie tatsächlich bei den Wandertruppen herrschen, etwa um die Mitte der Sechzigerjahre, da man in den angenehmen Zirkeln Gellert auswendig kann, Rabeners Spässe nicht ungeschickt anbringt und Zachariäs Lieder singt (51, 263). Unser junger Held wird mit einer Prinzipalin zusammengeführt, die man gern für die berühmte Neuberin in der letzten, beinahe schon unrühmlichen Phase ihrer Laufbahn halten möchte: der Umstand, daß die Ruhelose bereits 1760 gestorben war, brauchte dem Romandichter wenig Kummer zu machen. Für Wilhelms Entwicklung ist es wichtig,

daß er die Gelegenheit bekommt, sein Ideal zu verwirklichen: er tritt als Dichter und Darsteller vor das Publikum, freilich nur unter einem angenommenen Namen, als Ersatz für den erkrankten Mosje Bendel und nach der Zusicherung, daß sein Auftreten seinen Verwandten ein Geheimnis bleibe. Dem Rausch, in den ihn sein Erfolg versetzt, folgt nur zu rasch die Ernüchterung: ein Theaterskandal, der finanzielle Zusammenbruch des Unternehmens, die gesellschaftliche Verachtung des Schauspielerstandes zerstreuen den Wahn seiner Jugend, er bedauert sich, das Theater und die Dichtkunst. »Ach!« ruft er aus, »möchten doch so viele törichte Jünglinge durch mein Beispiel klug werden, die diesem Irrlichte nachlaufen, die sich von dieser Sirene aus der vorgeschriebenen Fahrt ihres Wandels locken lassen!« (52, 34.)

Ganz unerwartet kommt die Nachricht eines ausbrechenden Krieges: man mag an die Truppenverschiebungen denken, die der ersten Teilung Polens vorausgingen. Nach Wilhelms Rat faßt die Gesellschaft den Entschluß, sich nach H*** zu wenden, worunter wohl Hamburg zu verstehen ist. Aber die Gesinnungen der Hauptfigur halten neuerdings das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung auf. Wilhelm läßt sich auf das Grafenschloß mitziehen, er bekommt einen ersten flüchtigen Einblick in das Treiben der adeligen Gesellschaft, die die Mittel hat, nach außen zu wirken und im Tatengenuß Befriedigung zu suchen. Die Shakespearesche Welt erschließt sich ihm und drängt ihn zum drittenmal aufs Theater. Er lernt es auf der höchsten Stufe kennen, zu der es ein Schröder, eine Charlotte Ackermann — denn an diese müssen wir bei Serlo und Aurelie denken — erhoben haben; hier kann er, losgelöst von seiner Familie, von dem lästigen Zwang seines bürgerlichen Standes, sich »seinem Beruf, seiner Sendung« ergeben; hier kann er »Hamlet« in würdiger Besetzung auf die Bühne bringen — was bekanntlich wirklich 1776 unter Schröders Direktion geschehen ist —, und doch weist auch hier alles den Helden und die Leser des Romans schon über die Sphäre des Theaterwesens hinaus; soviel ist nun klar: das Theater macht keine Nation, das Theaterpublikum ist nicht die Nation. Nation, das ist eine Masse von Menschen, unter die eine Menge von Anlagen und Kräften verteilt ist, ohne daß sie eigentlich einen gemeinen Endzweck haben, ohne daß sie einzeln interessant sind; denn dadurch werden sie eben zusammen zu einem Elemente, auf das ein vorzüglicher Mensch würken kann (52, 264). Diesen vorzüglichen Menschen, ihren geborenen Anführern, wird sich Meister zugesellen, wenn er in den Kreis jener liebenswürdigen Amazone, jener vollkommenen Sterblichen, jener Heiligen tritt, die zu retten ein vorsichtiger Genius ihn zum Opfer auserkoren hatte.

Um den Zeitpunkt, da sich die Begebenheiten der »Theatralischen Sendung« in der Zürcher Handschrift endigen, schreibt Lavater an Zimmermann (20. Oktober 1774): »Goethe wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten. Dahin gehört er. Er könnte König sein. Er hat nicht nur Weisheit und Bonhomie, sondern auch Kraft«. Drei Jahre später hat Goethe den Bereich für ein tätiges Leben schon gefunden, und er beginnt »als Nachtwandler« an seiner »Pseudokonfession« zu arbeiten: auch er blickte zurück auf manchen falschen Weg, der ihn zu falschem Zwecke getrieben, indes doch alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hingeführt; er selber stand da »wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand.«

Euphrosyne.

Von Marie v. Röllfeld.

Am Rollplatz zu Weimar, rings um die alte Jakobskirche, in deren Sakristei am 19. Oktober 1806 der Oberkonsistorialrat Günther dem Lebensbunde Goethes und seiner kleinen Freundin auch den kirchlichen Segen gab, hat pietätvolle Pflege sichtbarer Erinnerungen an eine große Zeit die Reste eines denkwürdigen Friedhofs mitten im Herzen der heutigen Stadt erhalten.

»Schillers erste Begräbnisstätte,« lautet in Goldlettern die Inschrift innerhalb der Konturen, die an der kahlen Seitenwand eines die östliche Gräberreihe begrenzenden Hauses, dem Fries des ehemaligen Kassengewölbes nachgezeichnet sind, und darunter derzeit leider der Würdigkeit des Ortes wohl wenig angemessen, nur mit Brettern verdeckt, schauerlich wie der Weg zum Acheron, die infolge der neuesten Forschungen wieder geöffnete Gruft, in die man einst den toten Sänger der Glocke gesenkt.

An der rechten Seitenwand der Kirche, unweit des Grabmals von Lukas Cranach, schlingt sich grünes Geranke um den Denkstein eines Mannes, dessen Name, wenn auch nicht als einer der Großen, so doch in liebenswürdiger Eigenart zu uns herüberklingt aus Weimars goldener Zeit — derjenige des Pagenhofmeisters und Gymnasialprofessors Musäus, des Märchenerzählers.

Inmitten des Friedhofs, überragt von uralten Bäumen, fast eingesponnen in dichtes Buschwerk, kennzeichnen Kriegsembleme auf granitnem Sockel ein Soldatengrab. Der da unten ruht seit Napoleons

Siegestagen, ist jener preußische General Schmettau, der, zum Tode verwundet, während der Plünderung der Stadt durch die Franzosen im Hause der Frau v. Stein Schutz und Rettung suchte, aber auch von dort durch die zügellose Schar der Eroberer verjagt, tags darauf im herzoglichen Schlosse seinen Wunden erlag.

Nur wenige Schritte weiter ein schlichtes Grab, ohne Blume, ohne Schmuck — fünf Worte nur auf der kahlen Steinplatte, die es deckt — doch diese sind ihm Blume, Schmuck und Denkmal für alle Zeiten, denn sie lauten: »Christiane von Goethe, geb. Vulpius.«

Und noch eine andere aus dem Strahlenbereich des Weisen von Weimar schließt die Erde des ehemaligen Jakobsfriedhofes ein: Christiane Neumann-Becker, die, »von s e i n e m Liede verkündet«, unter dem Namen Euphrosyne ein ewiges Leben lebt.

Kaum zwanzig Jahre alt, riß sie der Tod aus einem lieberfüllten Dasein, und doch ist's eine Glückliche, die da unten der Ewigkeit entgegenschläft. Denn was das Leben an Höchstem zu bieten vermag, das wurde ihr in dieser kurz bemessenen Frist zuteil: Künstlerruhm und Liebesglück und die väterliche Freundschaft eines Großen der Erde wandelten ihr die Welt zu einem blühenden Frühlingsgarten. Als die Sonne am hellsten schien, als die Blumen am süßesten dufteten, mußte sie fort durchs dunkle Tor des Namenlosen, aber sie ging ohne Reue, ohne Enttäuschung, den Abglanz des Frühlings, den Nachklang seiner Lieder im Herzen.

Euphrosyne! Kein anderer als der Name der Grazie, in deren Wesen sich Anmut und Frohsinn paaren, paßt besser für die zarte Gestalt der mädchenhaften Frau, der kindlichen Mutter, deren Stirne so früh die Doppelkrone des Lorbeers und der Myrte schmückte.

Sie war ein echtes Theaterkind, die Kleine mit dem heißen Herzen, mit den lachenden Augen und dem rührenden Lächeln — denn diese drei Dinge müssen wohl derjenigen eigen gewesen sein, die in gleicher Vollendung einem Klärchen, einer Minna, einer Ophelia Leben von ihrem Leben zu geben vermochte.

Als Goethe im Jahre 1791 nach dem Abgang der Bellomoschen Gesellschaft das neu gegründete Hoftheater übernehmen sollte, hatte er den von der abgezogenen Truppe zurückgebliebenen Schauspieler Neumann zum Regisseur ausersehen, doch dieser starb, ehe er die ihm zugedachte Stelle antreten konnte, kurz vor Eröffnung des Theaters, kaum 35 Jahre alt.



Das Euphrosynen-Denkmal im Park zu Weimar.

»Er hinterließ uns,« so erzählt Goethe selbst, »eine vierzehnjährige Tochter, das liebenswürdigste, natürlichste Talent, das mich um Ausbildung anflehte.«

Unter den mancherlei lockenden und zum großen Teil ja auch lohnenden Aufgaben, die an den Meister während seiner vieljährigen Tätigkeit als Leiter des Theaters herantraten, war ihm die Erfüllung d i e s e r Bitte vielleicht die liebste und leichteste, gewiß aber eine Quelle reiner Freude und eine Erfrischung, wenn ihn die reale Kehrseite der idealen Scheinwelt der Bühne zuweilen allzusehr verärgerte.

Weimars geniale Iphigenie, Korona Schröter reizvollen Andenkens, war der kleinen Christiane, des besonderen Schützlings der Herzogin Anna Amalia, erste Lehrerin gewesen, so daß die Zehnjährige schon unter Bellomo in Kinderrollen sich Beifall holte.

Als Artur Plantagenet in Shakespeares König Johann wurde sie, erst 14 Jahre alt, zum erstenmal von Goethe selbst vor eine große Aufgabe gestellt. Wie sie diese löste, wissen wir von ihrem großen Lehrer selbst: »Christiane Neumann als Arthur, von mir unterrichtet, tat wundervolle Wirkung; alle die Übrigen mit ihr in Harmonie zu bringen, mußte meine Sorge sein.«

Was mag das aber auch für ein Unterricht gewesen sein! War ihm doch das Talent der Kleinen der größten Mühe, der zärtlichsten Sorgfalt wert — und war sie doch auch die holdeste Verkörperung der rührenden Gestalt des unglücklichen englischen Königskindes.

Die Elegie »Euphrosyne«, eine der schönsten Totenklagen, die je ein liebes Andenken geheiligt haben, erwähnt eine Episode aus jener Zeit, die auch der Schauspieler Franz Eduard Genast in seinen Erinnerungen an Weimars klassische Zeit wiedererzählt.

Es war auf der Generalprobe des Shakespeareschen Dramas. — König Johann, der sich widerrechtlich der Krone Englands bemächtigt hat, will den unbequemen echten Thronerben Arthur unschädlich machen, und um dies zu erreichen, ihm in unmenschlicher Grausamkeit beide Augen ausglühen lassen.

Das Entsetzliche eines solchen Vorgehens mag für Christiane außer dem Bereiche ihrer Fassungsmöglichkeit gelegen sein, und es wollte ihr nicht gelingen, die atemraubende Angst des so gräßlich bedrohten Kindes in ihren Mienen wiederzugeben. Da riß Goethe selber dem Darsteller des Hubert, der das Henkeramt auszuüben hat, das Eisen aus der Hand und schwang es vor den entsetzten Augen der Kleinen, die erschrocken zu Boden fiel, gleich darauf aber die Hand des Meisters ergriff, um sie zu küssen, und mit der Bitte um Vergebung ihres Ungeschicks ihm, kindlich vertrauend, die Lippen zum Kusse bot.

So innig und herzlich, als wären sie Vater und Tochter, war das Verhältnis der beiden von Anfang an und blieb es bis zu Christianens frühem Tod. — Hatte doch sie so bald den eigenen Vater verloren, war es doch ihm, dem feinfühligen Kenner und Schätzer der Frauenpsyche, versagt, bei einer leiblichen Tochter Zeuge des holden Sichentfaltens einer Mädchenseele zu sein.

Von jenem Debut als Artur an begann der glänzende Aufstieg der jungen Schauspielerin. Das Tor des vollen Lebens flog auf und die Welt lag vor ihr in aller Glut und allem Glanz, wie sie nur den Augen Auserwählter sich zeigt. Der Ruhmeskranz, jenes vielumstrittene Gut, nach dem sich mancher in Sehnsucht verzehrt sein Leben lang, er legte sich wie von selber um die weiße Mädchenstirn, sein dunkles Laub sanft um die lichten Blüten der Myrte schlingend, die sich gar bald als Brautkrone ihm zugesellten. — Wie wäre es denn auch möglich gewesen, daß ihr die Liebe fremd geblieben, ihr, deren Seele mitschwingen mußte mit all den großen, süßen, wonnigen Gefühlen, die die Herzen der edlen Frauengestalten erfüllen, die Deutschlands größte Dichter geschaffen. Und so war's denn auch ein heißgeliebter Mann, mit dem sie, fast ein Kind noch, 1792 zum Altar trat und bis zum letzten Atemzug in glücklichster Ehe verbunden blieb. Ein Kunstgenosse wohl war der Erwählte, aber keiner ihrer Partner, mit dem sie auf der Bühne Liebesworte tauschte, sondern der Schauspieler Becker, der den Alba, den Antonio im Tasso und andere, mehr oder weniger ins Gebiet des sogenannten Intriganten fallende Rollen spielte; es muß eben eine echte rechte, nicht nur aus der Suggestion der Dichtung entsprungene Liebe gewesen sein, die die beiden verband.

Goethe, der, wenn es einen Prolog oder Ähnliches zu sprechen gab, seine Worte am liebsten seinem und des Publikums auserkorenen Liebling in den Mund legte, hatte die kleine Neumann schon am Sylvesterabend des Jahres 1791, inmitten einer Schar von Kindern, als Repräsentantin der Jüngsten, mit einem reizenden Neujahrswunsch an die Weimaraner auf die Bühne gestellt, und am 6. Oktober 1794 erschien sie zum erstenmal als junge Mutter wieder im Theater, um den Prolog zu Ifflands Lustspiel »Alte und neue Zeit« zu sprechen. Wieder war sie als Knabe gekleidet wie vor drei Jahren in ihrer ersten großen Rolle, und die Worte, die ihr der Dichter diesmal zu sprechen gegeben, sind in ihrer rührenden Herzlichkeit der schönste Beweis der Innigkeit des Verhältnisses zwischen Goethe, seiner Lieblingsschülerin und dem Weimarer Publikum:

»Ja, alt'«, und neue Zeit, das sind fürwahr
Besondre Worte. — Seh' ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen: auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zumute. — Jakob soll ich heißen?
Ein Knabe sein? — Das glaubt kein Mensch.
Wie viele werden nicht mich seh'n und kennen,
Besonders die, die mich, als kleine Christel,
Mit ihrer Freundschaft, ihrer Gunst beglückt.«

Die Amalia in den Räubern, Luise Miller, Ophelia, Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, die Marianne in Goethes Geschwistern, das waren ihre glänzendsten Rollen. Ein Festabend muß es gewesen sein, als sie 1796 bei der ersten Aufführung des Egmont unter Goethes Leitung das Klärchen gab und in Iffland einen gleich ausgezeichneten Partner fand.

Die Frau des geliebtesten Mannes, die Mutter seiner Kinder und überdies noch eine Künstlerin von Gottes Gnaden, die als Erste den berauschenden Duft der schönsten Blüten des deutschen Dichtergartens atmen, die unter den Auspizien der Geistesfürsten von Weimar deren edle Frauengestalten verkörpern durfte — wahrlich ein Schicksal, des Neides der Götter wert.!

Aber der Stern ihres Lebens stand schon im Zenit, — nur eine kurze Weile noch und er neigte sich zum Untergang. Das Doppelfeuer der Kunst und der Liebe hatte ihre Seele schon auf Erden mit Himmelslicht durchglüht, ihren zarten Körper aber verzehrt. —

Nach einem letzten Aufraffen zu einem Gastspiel in Lauchstädt kehrte die junge Frau, die seit

der Geburt ihres zweiten Kindes kränkelte, von Karl Augusts bestem Reisewagen heimgeholt, sterbend nach Weimar zurück, wo sie am 22. September 1797 die für alles Schöne leuchtenden Augen schloß. —

Goethe weilte um diese Zeit fern in den Schweizer Bergen. Wie tief ihn die Nachricht ihres Todes getroffen, kündet uns seine herzbewegende Elegie; wenn etwas diesen Trauergesang voll ewiger Schöne ergänzen kann, so sind es nur des Dichters eigene Worte: »Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich gewiß sie vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Tränen, und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten; ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge.«

Als »Euphrosyne« in Weigls Zauberoper »Das Petermännchen« war Christiane Becker noch im Ma ihres Todesjahres aufgetreten, wohl nicht ahnend, daß sie unter diesem Namen in die Reihen der Unsterblichen aufgenommen werden sollte.

* * *

Im Jahre 1800 wurde in treuem Gedenken an die holde Frauengestalt, die dahingegangen war wie eine Frühlingsblume, die die Sonne zu heiß geküßt, am Rosenberge zu Weimar ein Euphrosyne-Denkmal errichtet. Aber ein Jahrhundert mit seinen Stürmen vernichtet mehr als eine schwache Säule, und so zerfiel auch diese in Schutt und Staub, bis im Mai 1912 Frau Marie v. Wildenbruch, einem Wunsche ihres verstorbenen Gatten folgend, das vergessene Denkmal in aller Lieblichkeit — zwar nicht an seiner alten Stelle, aber an einem sehr glücklich gewählten Platz im Park von Weimar — wieder auferstehen ließ.

Auf einem sanft ansteigenden Hügel, an derselben Straße wie Goethes Gartenhaus gelegen und nicht weit von diesem entfernt, nahe seinem Gartengitter und der dichten Baumgruppe, deren Zweige die Glückskugel, das Heiligtum der Agathe Tyche, überwölben und für die einst auch die Worte gegolten:

»Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein«,

steht die schlanke, sich nach oben verjüngende Säule, um deren Rund sich die holden Gestalten der Grazien im Schwebeschritt die Hände reichen.

Der Sockel aber trägt auf der einen Seite die Goetheschen Verse:

»Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche massenweis Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von Deinem Liede verkündet!« —

auf der anderen die Worte Wildenbruchs:

»Sterben ist nur eines Tages Enden,
Tod nur Schlaf der niemals wach Gewesnen.
Nie entschlafet, wer einmal wach gelebt.
Wache Seelen haben Sonnenaugen,
Sonnenaugen blicken in das Ew'ge.
Vor dem Ewigen ist kein Vergangnes,
Kein Zukünft'ges, gestern nicht und morgen,
Tag und Nacht, kein Stufengang der Zeiten,
Alles Gegenwart und ew'ges Heut'!«

»Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehen!« — diese letzte Bitte hat er ihr erfüllt, diese letzte imaginäre, wie einst ihre erste — er hat sie bewahrt vor dem Vergessenwerden, vom Heer der Schatten getrennt, sie den Unsterblichen zugesellt.

Denn ob auch die Tempel des Zeus seit Jahrtausenden in Trümmern liegen, Persephoneias Schattenreich besteht noch heute — es ist das Nebelland unserer Erinnerung an die Millionen Erdenkinder, die vor uns dahingegangen, die uns nichts sind und nichts sein können, als namen- und wesenlose Schatten.

Nur jene Auserwählten, die entweder Geburt oder Schicksal auf einen historisch bedeutsamen Platz gestellt, oder die menschliche Dankbarkeit und menschlicher Enthusiasmus emporgehoben über den Alltag, über die Niederungen der Erde hinaus, und endlich auch jene, die ein Dichter gerühmt im Liede, sie leben fort im Gedächtnis der Kommenden, und ihre Namen klingen weiter von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Geschlecht zu Geschlecht.

Neben Euphrosynens sehnsüchtiger Stimme, durch die das Erdenheimweh der geschiedenen Seele zittert, klingen die Worte Wildenbruchs wie ein jubelndes Siegeslied des unzerstörbaren Lebens und geben einer Überzeugung Ausdruck, die einst auch Goethes durchdringender Geist uneingeschränkt geteilt hat. — Welch sichere Zuversicht und heitere Ruhe liegt doch in den Worten, die er an einem Maienabend des Jahres 1824 zu seinem treuen Eckermann sprach, als er auf dem Wege von Tiefurt nach Weimar mit ihm der untergehenden Sonne entgegenfuhr: »Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser

Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.«

Und im gleichen Sinne äußerte er sich, ebenfalls zu Eckermann, im Verlauf eines Gespräches über Tiedges Urania: »Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen.«

Und doch stand auch bei ihm hinter der unerschütterlichen Überzeugung von der Fortdauer und Unvergänglichkeit des menschlichen Geistes ein Etwas, das an die hellenische Vorstellung vom Leben nach dem Tode mahnt — der Glaube an den Einfluß der geistigen Beschaffenheit des Menschen in seinem irdischen Leben auf den Grad seiner Entwicklungsmöglichkeit in einem künftigen.

In diesem Sinne lauten auch seine Äußerungen nach Wielands Tod: »Ich sehe wirklich nicht ab, was die Monade, welcher wir Wielands Erscheinung auf unserm Planeten verdanken, abhalten sollte, in ihrem neuen Zustande die höchsten Verbindungen dieses Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geist, womit sie so viele weltgeschichtliche Zustände in sich aufnahm, ist sie zu allem berechtigt. Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesen Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte.«

»Wache Seelen haben Sonnenaugen, Sonnenaugen blicken in das Ew'ge!« — Wildenbruchs Verse verfolgen dieselbe, das Edelste und Gottähnlichste im Menschen wachrufende Idee.

»Nie entschlafet, wer einmal wach gelebt« — nur wenn der Geist den Körper überwindet, nur wenn sich die Sonnenaugen der Seele auftun, besiegt das Leben den Tod, schließt sich das Tor der Ewigkeit vor uns auf.

Und es war eine große, wunderbare Zeit des »wachen Lebens«, als der Dichter des Götz und des Werther, der schöne geniale Freund des jungen Herzogs von Weimar Hof und Stadt nach seinem feurigen Geiste regierte, und auch noch Jahrzehnte später, als Ratbegehrende aller Herren Länder in der kleinen Stadt in Thüringen das Ziel ihrer Sehnsucht sahen, als die Jugend des neuen Jahrhunderts ehrfürchtig und gläubig zu dem Weisen am Frauenplan pilgerte.

Unter allen aber, die aus jenen Tagen noch heute, wesenlos und doch gestaltet, in den stillen Straßen, in den alten Häusern von Weimar, im Schatten des Parkes, auf den Wiesen von Tiefurt und Belvedere und an den Ufern der Ilm dem entgegentreten, der andächtig jene Orte betritt, ist Euphrosyne eine der anmutigsten und eine der lieblichsten unter jenen, die zu Goethes Zeiten mit Sonnenaugen ins Leben geschaut.

Zwei Aktenstücke zur Geschichte des Nachdrucks Goethischer Werke in Österreich.

(Aus dem Archiv der Obersten Polizei- und Zensurs-Hofstelle, jetzt im Archiv des k. k. Ministeriums in Wien.)

Hochlöbliche k. k. Oberste Polizey- und Censur-Hofstelle!

Dem Vernehmen nach soll in Wien und in Grätz ein Nachdruck Goethe'scher Werke eingeleitet werden, zu welchem Endzweck auch allbereits der hiesige unbefugte Buchhändler Aloys Krammer, unter dem Schutze der Firma des Buchdruckers Schade, Wilhelm Meisters Lehrjahre von Goethe beym hiesigen k. k. Central-Bücher-Revisions-Amte eingereicht und das Imprimatur ohne Anstand zum Nachdrucke erhalten hat.

Da aber der gehorsamst Unterzeichnete im Einverständnisse mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart, hier in Wien eine Original-Ausgabe von Goethe's Werken in 26 Bänden veranstaltet hat, und dieselbe aus dem Grunde unter dem Schutze der Gesetze stehet; weil sie im Manuscripte zur Censur eingereicht und erweislich im Lande (hier bey Ant. Strauß) gedruckt worden ist, so wagt derselbe die ehrfurchtsvolle Bitte: Eine hohe Hofstelle wolle dem hiesigen k. k. Central-Bücher-Revisions-Amte die Weisung ertheilen, daß es ihn in seinem Verlagsrechte schütze, und alle etwaigen Versuche Goethe's Werke im Einzelnen oder im Ganzen im Lande nachzudrucken, ernstlich abweise.

Zur Unterstützung dieses seines Gesuches erinnert Gefertigter an die bereits unterm 4ten April 1816 erfloßene hohe Entscheidung, wodurch der Nachdruck

der einzelnen und der sammtlichen Goethe'scher Werken im ganzen Lande verbothen worden ist.

Wien den 5ten November 1824.

Carl Armbruster
B. Buchhändler.

Das B. R. A. hat das mit dem Imprimatur versehene Mpt einzuziehen und wie geschehen, anher anzuzeigen.

den 9. 9ber 824

Ohms.

Hochlöbl. k. k. Polizey und Census Hofstelle!

Dem hohen Auftrage vom 9. Nov. d. J. gemäß hat das unterfertigte Amt augenblicklich den Nachdruck von Göthe's Wilhelm Meisters Lehrjahren eingestellt und das Imprimatur abgefordert, das sich gegenwärtig in den Händen des Amtes befindet.

Vom k. k. Centr. Büch. Rev. Amt.

Wien am 11. Nov. 1824.

Sartori.

Hochlöbliche k. k. Ober Polizey- und Censurs-Hofstelle in Wien!

Endes Genannter bittet demütigst um die Druckerlaubniß von Kotzebues Romanen und Theater nach der Auflage von Kaulfuß u. Kramer in Wien, welche bereits durch die k. k. Censur verbessert ist, und derselbe als Fortsetzung seiner Classiker-Taschenausgaben zu liefern wünscht, worüber er einer baldigsten gnädigen Entscheidung entgegensieht, um die Papierbestellung baldigst besorgen zu können, nachdem der Winter am Besten zur Druckpapiererzeugung geeignet ist.

Uibrigens wage ich in Erinnerung zu bringen, daß ich vor drei Jahren schon um diese Druckerlaubnis, wie auch um Göthes und Wielands Werke, wie die Wiener Ausgaben gedruckt sind, einkam, allein die Entscheidung darüber noch immer nicht erhalten habe.

Grätz, 15. Novbr 1826

H Greiner
Besitzer der Ferstlschen Buchhandlung in Grätz.

Ad acta, nachdem dieses veraltete Gesuch später nicht mehr erneuert worden ist.

Wien den 4ten May 1828.

Zu Graf Dürckheim, Lillis Bild, S. 164.

In »Lillis Bild« von Graf v. Dürckheim 1894² merkt Bielschowsky S. 164³⁶ an: »Lavater besuchte auf einer Reise nach Offenbach, die er im Juli 1783 unternahm, die Familie Türckheim; auf der Rückreise traf er in Heidelberg mit Reichardt zusammen und kehrte mit diesem noch einmal bei Türckheims ein.«

Bielschowskys Annahme eines zweimaligen Aufenthaltes Lavaters in Straßburg auf der Offenbacher Reise entspricht nicht dem wahren Sachverhalt. Dieser ist vielmehr folgender:

Lavater kam auf seiner Offenbacher Reise, die er Pfingstdienstag den 10. Juni antrat, am Samstag den 14. Juni in Straßburg an. Er stieg bei Pfarrrer Stuber ab und blieb daselbst bis zum Dienstag den 17. Juni »vielbesuchend und vielbesucht«. »Die herzlichste Bekanntschaft,« schreibt Lavater in dem »Urkunden meiner Lebensgeschichte« überschriebenen Manuskript, »war die neue mit der Frau Liese Türckheim, geb. Schönemann, die mich bei Stuber besucht und nicht angetroffen hatte, die ich nachher auf ihrem Landhause traf, nie allein sah, nur für ein paar Augenblicke ans Fenster nahm und ihr mein Herz oder vielmehr ihr Herz für mich aufschloß.«

Auf der Rückreise von Offenbach traf Lavater Montag den 23. Juni in Heidelberg mit Reichardt zusammen, der ihn ins schwäbische Bad Teinach begleitete. Mittwoch den 25. Juni kamen sie in Teinach an. Für Teinach, den 2. Juli 1783, notiert Lavater im Tagebuch seiner »Reise nach Süddeutschland«: »Reichardt reiste ab nach Straßburg, dort seine Brief- und Geldsachen in Richtigkeit zu bringen. Ich gab ihm Billets viele mit.« (Darunter eines an Liese Türckheim.)

In einem »Straßburg den 6. Juli 1783« datierten Briefe, der in Lavaters brieflichem Nachlaß in Zürich liegt, schreibt Fräulein v. Rathsamhausen an Lavater: »Bei Herrn Reichardt habe ich eine zusammengeschmierte Figur gemacht. Heute morgen, da sah ich ihn zum zweitenmal.«

Lavater war am 3. Juli noch in Teinach; am 5. und 6. Juli hielt er sich bei dem Markgrafen von Baden in Langensteinbach auf, den 7. und 8. Juli war er in Ludwigsburg, Stuttgart, Eßlingen, dann in Tübingen, den 13. in Schaffhausen. Am 15. Juli langte er — allerdings mit Reichardt zusammen — in Zürich an. Diese letzteren Data sind zum größten Teil der »Sammlung von Anekdoten aus Lavaters Leben« entnommen, die Anna Barbara v. Muralt für Lavater niedergeschrieben hat.

Gernsbach. Heinrich Funck.

Bücherschau.

Goethes Werke, vollständige Ausgabe in 40 Teilen, auf Grund der Hempelschen Ausgabe, neu herausgegeben von Karl Alt. 39. — 40. Teil, herausgegeben von S. Kalischer. — Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

In den vorliegenden letzten Band der Ausgabe sind die Beiträge zur Optik und die Farbenlehre nebst den dazugehörigen Nachträgen, jedoch ohne den polemischen Teil aufgenommen worden. Bezüglich der Hinweglassung des letzteren äußert sich der Herausgeber in einer Vorbemerkung dahin, daß er, genötigt durch die Rücksicht auf den noch verfügbaren Raum, jenen Teil der Farbenlehre ausgeschieden habe, welcher für den sachlichen Inhalt des Werkes von geringerem Belange sei, und rechtfertigt dies Vorgehen damit, daß Goethe selbst eine Zeitlang sich mit dem Gedanken getragen habe, diesen Teil der Farbenlehre in der Ausgabe letzter Hand zu unterdrücken. In der Tat können wir, insofern es sich nicht um eine vollständige Ausgabe handelt, das Verfahren des Herausgebers nur gutheißen. Denn in dem polemischen Teil sind die Schwächen der Goetheschen Farbenlehre, was Inhalt und Form betrifft, gewissermaßen konzentriert, und die Lektüre bietet auch dem bereitwilligsten Leser heute, da die Akten über die Angelegenheit längst geschlossen sind, kaum etwas Ersprießliches. In einer ausführlichen Einleitung kommt der Herausgeber sodann auf die Entstehungsgeschichte, den sachlichen Inhalt und die Bedeutung der optischen Arbeiten Goethes zu sprechen und behandelt diese Gegenstände mit jener gründlichen wissenschaftlichen Kenntnis und parteilosen Sachlichkeit, welche wir schon bei der Besprechung des vorletzten Bandes hervorzuheben Gelegenheit hatten.

Dies ist hier um so höher anzuschlagen, als gerade die Farbenlehre Gegenstand sehr weitläufiger, im ganzen wenig fruchtbarer und oftmals gehässiger Polemik gewesen ist. Gegen die letztere wendet sich der Herausgeber mit Recht in sehr entschiedener Weise. Ohne die speziellen Fehler der Goetheschen Forschungsweise: den Widerwillen gegen die Anwendung des mathematischen Kalkuls und komplizierterer Apparate zur Lösung optischer Fragen, die häufige Vermengung der physiologischen und physikalischen Seite der Phänomene und die Abneigung gegen ein begriffliches Bearbeiten des Tatsachenmaterials zu beschönigen und ohne das Scheitern der physikalischen Lehren Goethes an der so feindselig bekämpften Newtonschen Theorie zu verschweigen, weist der Herausgeber auf die große Bedeutung, welche die von Goethe beobachteten und beschriebenen subjektiven Gesichtsphänomene für die Entwicklung der physiologischen Optik besitzen, mit gebührendem Nachdruck hin. Eine geistvolle Analyse der seelischen Prozesse, die Goethe zu seinen Erfolgen, aber auch zu seinen Irrtümern auf wissenschaftlichem Gebiet führten und führen mußten, macht den Beschluß. Dem historischen Teil der Farbenlehre ist noch eine kurze Einführung, hauptsächlich die Entstehungsgeschichte der Schrift betreffend, vorangestellt.

Schließlich kann der Referent nicht umhin, sein Bedauern darüber auszusprechen, daß die beiden Bände der vorliegenden Ausgabe, welche die naturwissenschaftlichen Werke Goethes enthalten, nicht separat im Buchhandel erhältlich sind. Nicht jeder, der sich mit Goethes naturwissenschaftlichen Schriften beschäftigen möchte, hat die Möglichkeit, sich eine vollständige Goethe-Ausgabe oder die zweite Abteilung der Weimarer Ausgabe zu beschaffen, und so würde eine Separatausgabe in kompendiöser Form, mit sorgfältig revidiertem Text und wirklich aufklärenden Erläuterungen, wie die beiden von Herrn S. Kalischer herausgegebenen Bände sie bieten, gewiß einem vielfach geäußerten Wunsche entgegenkommen.

Julius Zellner.

Goethes Erste Weimarer Gedichtsammlung. Mit Varianten. Herausgegeben von Albert Leitzmann (Kleine Texte für theologische und philologische Übungen, herausgegeben von Hans Leitzmann, 63. Bonn, A. Marcus und E. Weber, 1910. M. 0·80.)

Dem vorliegenden Abdruck der ersten, zunächst für Charlotte von Stein 1777 zusammengestellten Weimarer Gedichtsammlung Goethes liegt die Faksimile-Wiedergabe im Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft zugrunde. Der dort vorliegende Text ist ganz getreu wiedergegeben worden. Der Herausgeber hat „nur einige Punkte bei Satz- und Strophenschlüssen eingesetzt, andererseits aber völlig ausgemerzt, was eine oder mehrere Freundeshände in Wortlaut und Zeichensetzung, wohl einem Abdrucke vorarbeitend, an Goethes originaler Niederschrift geändert haben. Die Varianten unter dem Text verfolgen die sonstige handschriftliche Überlieferung, soweit sie neben der zugrunde liegenden Niederschrift selbständigen Quellenwert beanspruchen kann, und die ältere Drucküberlieferung bis zur ersten Aufnahme in eine vom Dichter selbst autorisierte Sammlung seiner Werke." Auf diese Weise gestaltet sich das vorliegende Bändchen zu einer ausgezeichneten Grundlage für textkritische und Interpretations-Übungen im Seminar, welche die mühevolle Vorarbeit, in der der Anfänger sonst leicht stecken bleibt, vorwegnimmt und es dem Lehrenden wie dem Lernenden ermöglicht, ohne Zeitverlust auf das Wesen der Sache einzugehen.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/1, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVII. Band. **Wien, 15. März 1914.** **Nr. 5—6.**

INHALT: Goethe-Abende. — Von vornherein. Von Dr. G. Schaaffs, St. Andrews. — Zum Urfaust (Vers 169 f; »Landstraße«) Von Dr. Robert Petsch, Liverpool. — Zur Entstehung der klassischen Walpurgisnacht von Karl Kaderschafka. — Miszellen: Aus Lavaters Reisetagebuch und Zirkularschreiben vom Jahre 1783 von H. Funck. — An Gräfin Rapp von Ed. Castle. — Eine österreichische Stimme über Goethe 1818. — Das Euphrosynen-Denkmal.

GOETHE-ABENDE.

Außer den beiden bereits abgehaltenen Goethe-Abenden finden noch folgende Vorträge statt:

Samstag, den 21. März 1914
(Vorabend von Goethes Todestag):

Erwin und Elmire,

ein Singspiel von Goethe, gelesen von Frl. **Tilly Kutschera**, Mgld. des Hofburgtheaters. Eingeleitet von Universitätsprofessor Dr. **Alexander Ritter von Weilen.**

Im Anschlusse an diesen Goethe-Abend wird die XXXIV. ordentliche Jahres-Vollversammlung abgehalten.

Freitag, den 17. April 1914:

Universitätsprofessor Dr. **R. F. Arnold** (Wien): **Goethe und Cornelius.**
(Mit Lichtbildern).

Von vornherein.

Im ersten[1]) seiner Aufsätze über »Faust und Moses« hat Burdach die Anmerkung angebracht, jene wichtige Äußerung Goethes im Briefe an Humboldt (17. März 1832), die erst August Fresenius durch Aufdeckung des darin enthaltenen Frankfurter Idiotismus »von vornherein« verstehen gelehrt habe, bezeuge für eine über sechzig Jahre zurückliegende Zeit (also vor 1772) ein Vorliegen der Konzeption des ganzen Faust, aber mit der Einschränkung, daß diese Konzeption nach der Weise der Jugend in den vorderen Partien dem Dichter klar, dagegen für die Fort- und Durchführung des ganzen Dramas nur skizziert gewesen sei. Ich stocke schon bei dem Ausdruck »Frankfurter Idiotismus«. Fresenius jedenfalls gebraucht ihn nirgends, geschweige beweist er, daß es sich um einen solchen handelt: dürfte er sich dabei auf die Beobachtung von Goethes Sprachgebrauch beschrän-

[1]) Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. 1912, XXXV, 640.

ken? Daß auch die Deutung selbst,[1]) obwohl den Faustforschern allmählich zum Dogma geworden, falsch ist, soll im folgenden gezeigt werden.

Die Stelle in Goethes Brief lautet: »Es sind über sechzig Jahre, daß die Conception des Faust bey mir jugendlich von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen einzeln durchgearbeitet, so daß im zweyten Theil Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verbinden.«[2]) Aus dem Zusammenhang dieser beiden Sätze ist zu erkennen, daß die Begriffe: »die Conception .... klar« und »Absicht« beinahe identisch sind. »Absicht« ist gleich »worauf es abgesehen«, oder, um es noch goethischer auszudrücken, »worauf das Absehen gerichtet war«; und das ist mit der Konzeption eines Werkes oder vielmehr ihrem Resultat, der auszubildenden Idee, gleichbedeutend. Der Begriff »Konzeption« aber schließt die Erläuterung, die Fresenius und Burdach den Worten »von vorne herein« zuteil werden lassen, von vorneherein aus; denn von vorderen Partien einer geistigen Konzeption[3]) kann man ebenso wenig sprechen, als von solchen der physischen. Man zeige mir die Stelle, wo Goethe die Begriffe »Konzeption« und »Entwicklung« oder »Ausführung« gleichsetzt. Letztere würden sich in dem selben Moment substituieren, wo man ersteren weniger streng zu nehmen begönne. Diese Ausführung aber, ihre ganze Stufenfolge, ist mit den Worten »die ganze Reihenfolge hin« gemeint. Fresenius müßte hier, wenn er recht hätte, betonen: »die gánze Reihenfolge hin«, was zugleich — da er sie ja den vordern Partien gegenüberstellt — eine abgeschwächte Bedeutung des »ganz« im Sinne von »die weitere Reihenfolge hin bis zum Schluß« notwendig machen würde, denn Reihenfolge ist etwas anderes als Folge, wie er dies Wort meint. Bei meiner Betonung »die gànze Reihenfolge hin« behält das Adjektiv seine volle Bedeutung. Auch das »jugendlich« muß anders aufgefaßt werden, als es die früheren Erklärer getan haben. Was insbesondere Fresenius und Burdach darunter verstehen, würde Goethe meinem Gefühl nach etwas vollkommener — etwa »nach Art der Jugend« o. ä. — ausgedrückt haben, könnte sich aber auch dann nur auf den zweiten Teil des Gegensatzes — »die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich« — beziehen, womit der erste konzessive Bedeutung erhielte; denn für die Klarheit einer Konzeption ist es gleichgiltig, ob sie von einem Zwanzig- oder Achtzigjährigen herrührt. Goethe sagt, das glänzende Ziel sei ihm in jugendlicher, in absoluter Klarheit und Vollendung vor der Seele gestanden, während er in bezug auf den dort hinführenden Weg mit seinen einzelnen Stationen weniger bestimmte Vorstellungen gehabt habe. Auf diesem Wege — in solchem Sinne schließt sich der nächste Satz an — sei sein Blick, zwar nie von jenem Ziele abgewendet, aber doch nicht immer mit der gehörigen Energie darauf gesammelt gewesen, d. h. ohne inkonsequentes, sprunghaftes Arbeiten, bei dem gewisse Partien zu gut, andere zu kurz wegkommen; und er gibt selbst zu, daß infolge solcher Arbeitsweise im zweiten Teile Lücken geblieben waren, die auszufüllen ein schwierig Unternehmen geworden sei. Natürlich waren solche Lücken überall, also auch im ersten Teil, vorhanden gewesen und noch vorhanden[1]), aber ihre Ausfüllung, soweit sie geschehen, lag im Jahre 1832 schon um mehrere Jahrzehnte zurück; soweit sie nicht geschehen, wurde sie vom Gefühl[2]) besorgt; und vor allem paßte nur auf den zweiten Teil die Kennzeichnung der neuen Arbeitsweise, wie sie der nächste Satz des Briefes enthält: »Hier trat nun freylich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freywillig thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so langen, thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre.« Ein anderer Grund dafür, daß Goethe nur vom zweiten Teile spricht, sei einstweilen beiseite gelegt.

[1]) Goethe-Jahrbuch 15, 271.

[2]) Wozu die Worte »mit dem Uebrigen« gehören, zeigt besser die frühere Fassung des Relativsatzes: »welchen durchaus gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verleihen war«. Statt »verbinden« stände also besser »ausfüllen«, wie in dem Brief vom 20. 7. 1831 (s. weiter unten) und vom 1. 12. 1831 (WA 49, 166, 23).

[3]) Burdach ist vorsichtiger und setzt — doch so, daß es in der ersten, dem Wort »Konzeption« näheren Hälfte seines Satzes nicht auffällt: »daß diese Konzeption ... in den vorderen Partien . . . klar, dagegen für die Fort- und Durchführung des ganzen Dramas nur skizziert« — er setzt so ür »der Konzeption« geschwind »des Dramas« ein. Aber das hilft nichts: von einer Konzeption, die in gewissen Partien eines Dramas klar oder nur skizziert sei, kann man ebenso wenig sprechen, als von gewissen Partien einer Konzeption; sie ist etwas Ganzes, Unteilbares, sie ist ein Akt, dessen Ergebnis, ebenfalls ein Unteilbares — mathematisch ausgedrückt ein Punkt — hier der Grundgedanke des Dramas wurde. Wenn Goethe das gemeint hätte, was die beiden Erklärer herauslesen, würde er zum mindesten von einem Plane gesprochen haben, was aber an meiner Auffassung auch nichts ändern könnte; dazu müßte noch der übrige Wortlaut anders aussehen. Schließlich vermag ich mir auch nicht zu denken, wie selbst ein Projekt im Innern des Dichters anders als skizziert vorliegen könnte — und nun gar die Konzeption!

[1]) Dies für Fresenius a. a. O. 254 oben. Er scheint nicht bedacht zu haben, daß Goethe (an Boisserée, 8. September 1831) selbst bekannt hat: »Nun sollte und konnte dieser zweite Theil nicht so fragmentarisch seyn als der erste. Der Verstand hat mehr Rechte daran.«

[2]) Vgl. Goethe an Humboldt, 1. XII. 1831: »Nun hat der Verstand an dem zweiten Theile mehr Forderung als an dem ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser mehr entgegengearbeitet werden, wenn ihm auch an Übergängen zu supplieren genug übrig blieb.«

Ich verbinde also das Wort »jugendlich« mit »von vorne herein klar«, oder koordiniere es damit, woran mich das Fehlen eines Interpunktionszeichens nicht irre machen würde, obwohl die Wendung, die Goethes Ausdruck »jugendlich von vorne herein klar« zum Modell diente, ein Komma hatte, »Jugendlich, von allen Erdenmaalen frey, in der Vollendung Strahlen Schwebet hier der Menschheit Götterbild«; auch hier könnte man es ruhig weglassen und »jugendlich« adverbiell nehmen. Die Parallele ist wirklich eine solche. Die Darstellung der Verklärung war schließlich die »Absicht«[1]) des Faust geworden, die Goethe, wie schon die ursprüngliche Absicht, nur zu oft hatte »sachte neben sich hergehen« lassen; und er stellt dem leichten Konzeptionsakt die schwerere Mühe der Ausführung gegenüber, die nur in beharrlichem Ringen zu überwinden ist; er denkt an Schillers Verse: »Nicht der Masse qualvoll abgerungen, Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, Steht das Bild vor dem entzückten Blick,« und wiederholt jene Gedankenfolge, der unlängst die Schlußpartie des Faust entsprungen war[2]):

Biß der Gott, des Irrdischen entkleidet,	Sieh! wie er jedem Erdenbande
Flammend sich vom Menschen scheidet,	Der alten Hülle sich entrafft,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.	Und aus ätherischem Gewande
	Hervortritt erste Jugendkraft,
	Vergönne mir ihn zu belehren,
Froh des neuen ungewohnten Schwebens	Noch blendet ihn der neue Tag.
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens	Komm! hebe dich zu höhern Sphären
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.	Wenn er dich ahnet, folgt er nach.

Denn die Faustverse[3]) verraten aufs deutlichste noch eine weitere Beziehung:

Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freye Tochter der Natur.

hervorgerufen durch die mit den Versen »Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, Steht das Bild vor dem entzückten Blick« sich ergebende Erinnerung an die beiden Worte des Meisters[1]):

Nun zerbrecht mir das Gebäude,	Freude hat mir Gott gegeben!
Seine Absicht hat's erfüllt,	Sehet wie ein goldner Stern
Daß sich Herz und Auge weide	Aus der Hülse, blank und eben
An dem wohlgelungnen Bild,	Schält sich der metallne Kern.

und ich zweifle keinen Augenblick, daß Goethe bei den Worten »die ganze Reihenfolge hin« an Schillers Werk gedacht hat, das in doppeltem Sinne die in einer Reihenfolge sich entwickelnde Ausführung einer Idee vorführte, geradeso wie sich der Vers »Seine Absicht hat's erfüllt« in der Fassung der nächsten Worte spiegeln, »Nun hab' ich die Absicht immer neben mir hergehen lassen.« Denn die Form hat beim Glockenguß dieselbe Bedeutung wie »das Bild« vor der Seele des Künstlers bei seiner Ausführung. Beiden kommt mithin ein Doppeltes zu. Erstens sind sie vor aller Ausführung da[2]) und »von vorne herein« bedeutet dasselbe, was mit den Versen »von allen Erdenmaalen frey«, »in der Vollendung Strahlen« und »Wie aus dem Nichts gesprungen«, letzten Endes such mit »ehe noch zum traurgen Sarkophage Die Unsterbliche hinunterstieg« ausgedrückt war: die absolute Klarheit, in der »das Bild« aus dem Konzeptionsakt hervorgeht. Zweitens aber sind sie etwas

[1]) Goethe nennt sie mehrfach ein »inneres Märchen« (Pniower 267, 269 u. s.)

[2]) Faust hatte manchen Herakleischen Zug angenommen, ich erinnere z. B. an das Trockenlegen pestaushauchender Sümpfe ... Die Worte der Seligen Knaben: »Er überwächst uns schon An mächtigen Gliedern ...« mögen die Interpreten von Schillers Gedicht nachdrücklich auf eine sorgsame Untersuchung der Bedeutung des Herakles-Torso und der Winckelmannschen Arbeit darüber für die dort niedergelegten Anschauungen hinlenken!

[3]) Vgl. noch Faust 11265 f. mit dem Inhalt des ganzes Liedes von der Glocke, dann 11243 ff. mit 135 ff., 11308 ff. mit 174 ff. und so fort.

[1]) Ähnlich wie die Faustverse sind die folgenden Strophen gebaut:

Was drunten tief dem Erdensohne	Was in des Dammes tiefer Grube
Das wechselnde Verhängnis bringt,	Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Das schlägt an die metallne Krone,	Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Die es erbaulich weiterklingt.	Da wird es von uns zeugen laut.

Über ihre und der Verse 233 ff. — »Wenn der Guß mißlang? Wenn die Form zersprang?« usw. — Beziehung zu den Versen 67 ff. des Faustvorspiels wird an anderer Stelle zu reden sein, einstweilen vergleiche man noch das weiter unten Gesagte.

[2]) Natürlich darf man nicht gar zu scharf hinsehen: Im einen Fall handelt es sich doch schließlich nur um einen handwerksmäßig hregestellten Gegenstand, im andern um ein Kunstwerk. Doch kann man ruhig die Form, in die hinein die Glocke gegossen wird, der künstlerischen Idee vergleichen. Letzterer geht der Konzeptionsakt voraus, ersterer der einfache Entschluß, die Glocke zu gießen.

Bleibendes: Wenn die Geburt der Idee in der Seele des Künstlers stattgefunden hat und er nun an ihre Ausführung geht, so bleibt sein innerer Blick auf jene, von ihrer jugendlichen Klarheit und Vollendung nichts einbüßende, gerichtet; stehen doch auch die Verse »Schlank und leicht ... usw.« in einer Gegenstrophe, nachdem in der Strophe von des Fleißes Nerve die Rede war, von des Meißels schwerem Schlage, der allein des Marmors sprödes Korn bezwingen könne! Dementsprechend ergänzt sich die Bedeutung des Ausdrucks »von vorne herein«: nicht allein ein »aus dem Nichts«, von Anbeginn, sondern zugleich ein »bis zur Vollendung hin« ist darin begriffen, bis das Ideal erreicht, die Idee ausgeführt, das Unzulängliche Ereignis geworden ist[1]). Und das ist durchaus die auch heute gebräuchliche Bedeutung: Wer z. B. konstatiert, er habe etwas von vorne herein gewußt, der geht im Gefühl vom Endpunkt der ganzen Strecke als etwas Selbstverständlichem aus; darum die unvollkommene Art, mit der dieser Endpunkt im Wort »herein« Ausdruck findet. Konsequenterweise verlangen auch die Worte »Es sind über sechzig Jahre, daß ...« eine vollere Deutung, nicht nur als »vor —«, sondern zugleich als »seit sechzig Jahren«. Erst dazu scheint mir das Tempus des folgenden Satzes zu passen: »Nun hab' ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen«, obwohl es dem Schillerschen Wort »Seine Absicht hat's erfüllt« nachgeahmt ist: Wenn Fresenius recht hätte, würde Goethe etwa gesagt haben: »Später aber ließ ich die Absicht immer neben mir hergehen«, womit wie jenes »ganz« so auch das »immer« wieder eingeschränkte Bedeutung angenommen hätte.

Den deutlichsten Ausdruck für die hier festgestellten Beziehungen finde ich in den Worten des Dichters im Faustvorspiel:

Ach! was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
Oft wenn es erst durch Jahre durchgedrungen
Erscheint es in vollendeter Gestalt.

Hier haben sich Reminiszenzen aus Schillers beiden großen Gedichten verbunden, um die Geschichte des Faust zu kennzeichnen.[2])

Daß zwischen den Adjektiven (»klar« und »ausführlich«), wenn sie sich auf zwei so grundverschiedene Dinge wie Konzeption und Ausführung beziehen, gewechselt wird, ist zu erwarten, hier aber auch notwendig: Das zweite paßte nicht zu dem ersten Begriff und das erste nicht zu dem zweiten, zumal »klare Reihenfolge« einen ganz falschen Sinn ergeben hätte; auch empfahl sich ein Wort, das den Begriff Ausführung andeutete. Warum nicht gleich das Substantivum — »die ganze Ausführung weniger klar« — gebraucht wurde, ist ebenfalls leicht einzusehen. Stellt sich Goethe bei dem Begriff Konzeption auf den einen, sozusagen abstrakten Pol der ganzen Entwicklung des Kunstwerks, so bei dem Begriff Reihenfolge auf den entgegengesetzten, den konkreten, von dem das Zustandegekommene selbst, in einer Reihenfolge, hier von Szenen, Akten, Teilen, ausläuft. Dabei gerät er nicht zu weit ab von dem bildlichen Ausdruck: Reihenfolge erinnert noch deutlich genug an die der Konzeption folgende, mehr oder weniger stetig, und stufenweise fortschreitende Entwicklung eben nach der »Konzeption« hin. Denn Goethe gebraucht hier, wie schon oben angedeutet worden ist, das Wort nicht im Sinne von Konzeptionsakt, sondern -gegenstand, vgl. fetus, partus, Nachgeburt usw. Das zugesetzte »hin« muß sich natürlich auf etwas schon Erwähntes und eben erst Erwähntes beziehen, und das ist eben diese Konzeption, bei Schiller »das Bild«, das dem Künstler vor dem Blicke steht, das am Ende der »Reihenfolge« verkörpert, das Ereignis werden soll[1]). Da ich nun oben festgestellt habe, die Worte »es sind nun über sechzig Jahre, daß ...« bedeuteten nicht nur »vor«, sondern auch »seit«, so ergibt sich konsequenterweise auch für die Auffassung von »die ganze Reihenfolge hin« eine Ergänzung: Die Unsicherheit in bezug auf die Ausgestaltung der Idee im einzelnen, war nicht etwa mit Beginn der letzteren verschwunden, sondern blieb noch auf lange Zeit hin.

Es sind also die Worte »die ganze Reihenfolge hin« Subjekt, und ich verstehe nicht, weshalb sich die Erklärer damit abquälen: Mit einem Substantiv darf ein es näher bestimmendes Adverb ohne weiteres verbunden werden, vgl. die Leute dort, der Weg dahin, oder das hübsche Beispiel aus dem weiter unten zu besprechenden Brief vom 18. 9. 1802, »die wenigen Blätter vorn herein«. Fresenius und Burdach fassen den Ausdruck abverbiell, und wenn man ihn außerhalb des hier vorliegenden Zusammenhangs zu

[1]) Vgl. G. an Boisserée, 24. XI. 1831: »Was sich viele Jahre im Kopf und Sinn herum bewegte, bis es endlich diese Gestalt angenommen.«

[2]) Vgl. die oben S. 31, Sp. 2. Anm. 1 erwähnten Meistersprüche und die Worte »Wie aus dem Nichts gesprungen«, »In der Vollendung Strahlen« und »Frey von jeder Zeitgewalt, .. Wandelt ... Göttlich unter Göttern, die Gestalt«, sowie WA 27, 321, 13ff.

[1]) Vgl. auch Goethe an Zelter, 1. VI. 1831: »Es ist keine Kleinigkeit, das was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweyundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig Hingestellten noch einige Mantelf. lten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Räthsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze« (Schiller: »daß sich Herz und Auge weide an dem wohlgelungnen Bild«).

deuten hätte, so würde der eine oder andere vielleicht zuerst in diesem Sinne entscheiden; anderseits könnte kein Mensch an einer Fassung »daß die Conception klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag« Anstoß nehmen, zumal wenn das Ziel, wonach das »hin« zeigt, wie hier zum Greifen nahe läge.

In seiner ganzen Schwäche enthüllt sich der genannten Interpreten Standpunkt, wenn man die beiden kontrastierenden Sätze unter sich vergleicht. Angenommen, man könnte Birnen von Äpfeln substrahieren: Bliebe, wenn man dementsprechend den Begriff »ausführlich« von »klar« abzöge, ein Plus? Nur dann, wenn man letzteres in der Bedeutung von »fertig« nehmen könnte, womit man eben für die Konzeption das Konzeption, meinetwegen den Plan, unterschöbe. Wiederum also ergibt sich, daß klar und ausführlich, Konzept und Reihenfolge einander koordiniert sein müssen und zu dem vergleichslosen Komparativ »weniger ausführlich« zu ergänzen ist »als die Konzeption klar« oder »als man hätte erwarten dürfen« o. ä. So deutlich wie möglich spricht auch der Wortlaut. Dem Schreiber hatte Goethe folgendermaßen diktiert: »daß die Conception des Faust bey mir jugendlich von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich«. Punktum. Hier lag kein Versehen vor: im Gefühl zog Goethe das Prädikat des formell regierenden Satzes, der in Wirklichkeit gar nicht regiert, sondern nur eine Zeitangabe enthält, von der Stelle, wo es überflüssig, dorthin, wo es eher am Platze war. Daß es nicht auch formell geschah, hatte seine Gründe. Erstens wären zwei verschiedene Präteritalformen nötig gewesen, konform der oben erkannten doppelten Bedeutung der Zeitangabe, des »von vorne herein« und der dritten Angabe. Zweitens wäre die Wahl auch dann noch schwierig gewesen, da die ganze Entwicklung, von der die Rede, sich nicht bis zu dem Momente, da Goethe schrieb, sondern da er das Drama vollendet hatte, erstreckte. Drittens war das »bey mir« so kräftig, [1]) daß ein Verbum als darin enthalten empfunden wurde. So gehört denn das in mehrfacher Beziehung schlechte Riemersche »v o r l a g« [2]) nur äußerlich, grammatisch zu den beiden von »daß« abhängigen Sätzen, für das feinere Gefühl ausschließlich zum zweiten, stört aber hier auch wegen des folgenden »n e b e n mir hergehen lassen« und des Tempus »h a b i c h«. Riemer hat den Brief auch sonst noch verballhornt. [3])

Irre ich nicht, so hatte schon Bratanek die Stelle richtig verstanden; er setzte, offenbar ebenfalls an Schillers Worte sich erinnernd, nach »jugendlich« ein Komma und schrieb »von vorneherein«, wie die moderne Schreibung es für die von »von vórne herein« zu unterscheidende Wortverbindung verlangt. Er hatte sich dabei gewiß auch auf den innigen Zusammenhang unseres Satzes mit den in Goethes Briefe vorhergehenden gestützt, worin ihm die späteren Erklärer leider nicht gefolgt sind. Goethe schreibt:

> Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird e i n A n g e b o r n e s gefordert, das v o n s e l b s t wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch s o g e r a d e h i n f o r t w i r k t, daß, o b e s g l e i c h d i e R e g e l i n s i c h h a t, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann.
>
> Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er . . .
>
> Hier treten nun die mannigfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten; denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtseyn und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß, das ich so gerne brauche . . .

Ich habe denjenigen Gedankenzug, der unmittelbar auf die Beantwortung von Humboldts Frage nach Goethes bewußtem Produzieren hinzielt, zum größten Teil beiseite gelassen — Goethe stellt darin den lediglich aus sich selbst schaffenden Künstler dem »besten Genie« gegenüber, das alles in sich aufnehme, sich alles zueigne, ohne doch an dem ihm Eigensten, seinem »Charakter«, Einbuße zu erleiden — und habe mich darauf beschränkt, den andern Gegensatz herauszuheben: Ein Mensch hat eine gewisse Anlage erhalten, ist a priori mit etwas versehen, das dann »geradehin«, [1]) ohne weiteres [2]) — alles in allem: das von vorne herein wirken kann, und zwar [3]) für den Menschen selbst, ohne g r e i f b a r e Früchte hervorzubringen. Genau so steht es mit der »Konzeption«, sie ist und bleibt, sie ist »von vorne herein«, natürlich innerhalb eines Lebensabschnittes des schaffenden Künstlers. Der Begriff Künstler setzt das voraus, wovon Goethe zu Anfang seines zweiten Abschnittes spricht: Der Mensch wird gewahr, daß es ein Handwerk, eine Kunst gibt, an der er seine An-

[1]) Vgl. das »Her zu mir« des Mephisto, obwohl es imperativisch ist.

[2]) Es ist mir sehr fraglich, ob Goethe ihm wirklich zugestimmt hat.

[3]) Vgl. oben die zweite Anm., wozu gar noch eine dritte Lesart kommt.

[1]) Vgl. Faust 3174; das Wort gehört seiner Bedeutungsentwicklung nach in e i n Kapitel mit »von vorne herein«.

[2]) Natürlich heißt das, auf den a n d e r n Gegensatz bezogen, soviel als »ohne Einwirkungen von außen zu erfahren«.

[3]) Sehr treffend ist der Ausdruck »ziel- und zwecklos ablaufen«: das Verbum bedeutet sowohl die Beendigung wie das Abirren des Fadens; wenn ersteres zwecklos, so kommt es im Effekt dem zweiten gleich.

lagen weiterbilden und vermittelst deren sie greifbare Früchte erzielen kann. Schiller spricht in ähnlicher Weise, wobei sich freilich sein Gedankengang schon in dem gegebenen engeren Kreise bewegt, von der Vermählung des Genius mit dem Stoffe. — Wir dürfen im Vergleichen noch etwas fortfahren: Wie sich bei der Weberei der Einschlag zum Zettel, beim bewußt schaffenden großen Künstler das unbewußte zum bewußten Gestalten verhält. so ungefähr steht die Idee der Ausführung gegenüber, letztere kann der ersteren ebensowenig wie erstere der letzteren entraten, sie würden sonst »ziel- und zwecklos ablaufen«; im zweiten Falle muß, mit Goethe zu reden, die Idee mindestens n e b e n hergehen. Wer die musterhaft klare Disposition des Briefes und die Korrespondenz ihrer verschiedenen Glieder unter sich erkennt, kann wohl nicht mehr zweifeln, daß Goethes vielumstrittener Satz oben richtig gedeutet worden ist.

Doch wollen wir Fresenius noch weiterhin folgen.

Er hat seine Theorie durch eine Anzahl von Beispielen zu stützen versucht, die ihr in Wirklichkeit auch den letzten Halt entziehen würden, wenn sie einen solchen noch besäße. Wer will bestreiten, daß die Magd, die den Hintertürschlüssel nicht finden kann, dem Bäckerjungen zuruft, er solle vorne hereinkommen? Zu diesem Paradigma gehören drei Fünftel von den Beispielen, die Fresenius, Hecker und Leitzmann [1]) zusammengetragen haben. Einem naheliegenden Einwand sei gleich hier begegnet. Man wird sagen, wenn die Magd im H a u s e drin, dann sei es natürlich, daß sie den Jungen h e r e i n rufe, dort aber handle es sich um Bezirke, auf die ein solches Verhältnis im doppelten Sinne nicht zutreffe: weder sei das Buch mit dem Hause noch der davon Sprechende mit der Person drin zu vergleichen. Aber es kommt hier nicht auf unser Gefühl an, sondern darauf, wie Goethe die Sache aufgefaßt hat. Er macht, wenn er es räumlich nimmt, keinen Unterschied zwischen dem Buch und jedem andern räumlichen Gegenstand und dann versetzt er sich immer in der ihm eigenen objektiven Art in den letzteren hinein, identifiziert seinen Standpunkt damit. Das hat zur Folge, daß er in den meisten Fällen, wo wir ein »hin« empfinden, »her« sagt. Beschreibt er z. B. die Aussicht von einem Berge, auf dem er selbst gestanden hat, so sagt er etwa: »Wo herunter man das ganze Land ausgebreitet sieht.« Auf solcher Objektivierung beruht es auch, daß er so häufig das den Ausgangspunkt bezeichnende »von« wegläßt: er stellt sich dann am Ziel auf. Und diese Eigenheiten bringen eine weitere mit sich: er empfindet Bewegung, Richtung, wo wir Ruhe sehen. Die Beispiele also, [1]) von denen ich spreche, unterscheiden sich in Goethes Empfinden in nichts von jenem andern, obwohl Goethes Zeitgenossen so gut wie wir statt »die Blätter vornherein« sagten »die Blätter am Anfang, die ersten Blätter, eine Reihe von Blättern am Anfang« oder ähnliches. [2]) In allen diesen Beispielen erscheint nun die Form ohne »von« und mit gutem Grunde: Es kam nichts darauf an, ja es wäre direkt falsch gewesen zu konstatieren, daß das betreffende »von vorne herein«, d. h. gleich von der ersten Seite an, geschehen sei. Nur dort, wo dies Moment betont werden sollte, braucht Goethe das »von«, mit der natürlichen Konsequenz, daß die Strecke, die mit dem »herein« bezeichnet wird, sich auf ein Minimum reduziert und letzterem nur eine Zahlenangabe abhelfen kann! Angenommen nun, Fresenius hätte recht, »von vorne herein« wäre in Goethes Brief an Humboldt rein räumlich zu verstehen, dann würde er also haben sagen wollen, daß nach der Weise der Jugend seine Konzeption von der ersten Szene, vom ersten Wort an klar gewesen sei und vielleicht schon von der zweiten an weniger ausführlich. Und dennoch versteht Fresenius unter den vorderen Partien den ganzen ersten Teil, wie aus seiner Frage nach den Gründen, warum Goethe nur vom zweiten spreche, klar hervorgeht! Für den Unbefangenen ergibt sich, daß ein »von vorne herein« nicht räumlich gemeint sein kann, und er wird darauf gespannt sein zu wissen, ob die vier anderen Beispiele für »von vorne herein« zu unseren obigen Aufstellungen stimmen.

Vorweg eins zur Demonstration. Im ersten Briefe Werthers (WA 19, 7, 10) heißt es: »Der Garten ist einfach und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet.« Ist der Ausdruck »gleich bei dem Eintritte« räumlich oder zeitlich zu nennen? Wie man will: Der eine wird sagen, die beim Eintritt beginnende Besichtigung messe sich zeitlich; der andere, das besichtigte Objekt räumlich; es kommt also darauf an, ob man »beim Eintritt« mit dem Subjekt oder mit dem Objekt der Besichtigung verbinde. Anders wenn man für »Eintritt« etwa einsetzte »Eingang« im Sinne von Tür: Hier wäre nur an räumliche Bedeutung zu denken. Nach Fresenius würde nun für ein »beim Eingange« trefflich das »von vorne herein« passen. »Man fühlt gleich von vorne herein,

[1]) Hecker WA IV, 49, 451. Leitzmann in der neuen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe (Leipzig 1912) 3, 20. Übrigens will ich nicht etwa gesagt haben, daß sie Fresenius zustimmen.

[1]) Unten sind sie zusammengestellt.

[2]) Es liegt also nicht ein Frankfurter, sondern ein Goethischer Idiotismus vor. Auch müßte man Beispiele, und zwar in größerer Anzahl, aus der Frankfurter Zeit oder bald darauf, nicht erst zwanzig Jahre jüngere gesammelt haben.

daß ... ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet.« Welcher Unbefangene wird aber den Ausdruck räumlich nehmen? Ein jeder nimmt ihn zeitlich und denkt sich hinzu »bei der Besichtigung«, die durchaus nicht mit dem räumlichen Eintritt zu beginnen, mit dem dem Eintretenden zunächstliegenden Teilen des Gartens den Anfang zu machen braucht.

In einem Punkte weicht dies Beispiel von unserm Falle ab: insofern ein »gleich« die Bedeutung des »von vorne herein« modifiziert. Von Fresenius Standpunkte aus ist es absolut nicht zu entbehren, denn sonst würde die Folge sein, daß man im nächsten Augenblicke eine Korrektur des ersten Gefühls erwartete. Wir dagegen hätten die Möglichkeit, einfach durch Verschieben des Tones von »vorn« auf »herein« den Verlust auszugleichen. Letzteres ist sogar notwendig: Empfinden wir hier das »gleich« nur als pleonastisch, so gilt uns »gleich von vórne herein« tatsächlich als rein räumlich, wobei aber das »gleich« eine andere Bedeutung erhält, die Abkürzung des Weges bezeichnet. Ziehen wir dies »gleich« ab, so muß darum auch dem »von vórne herein« für uns rein räumliche Bedeutung bleiben. Und so ist es. Aber zugleich bietet diese Betonung — sie ist durch das Gegenteil leicht zu sichern — den einzig möglichen Fall eines »von vorne herein« im räumlichen nne. Als Gegenteil kommt natürlich nur ein solcher in Betracht, wo einem einzigen von den komponierenden Bestandteilen widersprochen wird, also der im »von« oder im »vorne« oder im »herein« liegenden Angabe. Nach Fresenius besteht das Gegenteil in einem »Weiterhin«: dem könnte nur ein »vorne herein«, d. h. in den vorderen Partien, entsprechen; tatsächlich steht aber ein »v o n vorne herein« da, was nach unserer rüheren Feststellung etwas nach der einen Seite viel genaueres nach der anderen hin engeres bezeichnet; also könnte keine räumliche Bedeutung vorliegen. Dem »v o n vorne herein« kann nur ein »v o n hinten, v o n oben usw. herein« entsprechen, zu welchen Möglichkeiten natürlich auch eine die v o n einem Punkte im Innern in gleicher Richtung auslaufende Strecke bezeichnende Angabe gehören würde — oder nur ein »vorne herein« oder »von vorne heraus«. Man sieht, auch auf rein logischem Wege kommt man zu denselben Ergebnissen wie oben, vorausgesetzt, daß die sprachlichen Grundlagen richtig erkannt worden sind.

Indes wird der Sprachkenner sich mit unserer Deutung des Beispiels: »Man fühlt usw.« nur dann zufrieden geben, wenn die Fassung auch wirklich so lautet. Denn angenommen, das »gleich« stände nicht da, es hieße: »Man fühlt von vorne herein, daß ... ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet«, so würde , die Besichtigung eines Gartens setze sich aus einer Kette einzelner Beobachtungen zusammen. so daß jenes »von vorne herein« sich nicht nur auf die von Anfang an, gewissermaßen quer durchgehende Richtung zu beziehen brauche, sondern auch die bei jeder einzelnen Beobachtung sich zu allererst einstellende und auf die Art zum Grundton des Ganzen werdende Erkenntnis im Auge haben und logischen statt zeitlichen Sinn oder beides zusammen annehmen, also neben der Bedeutung »durchweg« auch die von »prinzipiell, a priori, absolut, überhaupt« einschließen könne, für welch letzteres Goethe mitunter das heute nur räumlich gebrauchte »überall« setze. In der umfassendsten Bedeutung haben wir es oben in Goethes Brief ausgelegt. Die Betonung[1]) würde etwa sein »von vórne herein«, im rein logischen Falle »von vòrne herein«,[2]) im rein zeitlichen »von vórne herein«, im räumlichen »von vórne herein«. Man sieht, im letzten Falle ist der Ton am stärksten auf e i n e n Begriff konzentriert. Dieser Umstand hat es zuwege gebracht, daß das einfache »vorne herein« in Wirklichkeit nur räumlich gebraucht wird.

Bei allen Beispielen handelt es sich um Bücher, und wie dort der Garten, so kann auch das Buch innerhalb eines logischen Gefüges entweder Subjekt oder Objekt sein, z. B. kann es gewisse Eigenschaften an sich, oder der Leser, wenn er es liest, kann gewisse Empfindungen haben. Ferner ist auch das Buch an sich ausschließlich räumlich, das Lesen zeitlich zu messen; man sagt nur im Scherz, das Buch sei drei Stunden, oder das Lesen dauere drei Seiten lang. Also handelt es sich, wenn das Buch logisch Subjekt ist, immer um räumliches, wenn der Leser logisch Subjekt, immer um zeitliches Verhältnis. Wenn es »von vórne herein« oder »vórne herein« heißt, wird immer das Buch, wenn »von vórne herein«, »von vòrne herein« oder »von vórne herein«, immer der Leser logisches Subjekt sein usw. Die Ausdrücke »logisches Subjekt und Objekt« verstehen sich natürlich im Hinblick auf die Zugehörigkeit des »(von) vorne herein«: Gehört es zu einem grammatischen Objekt, so nenne ich dies eben logisch ein Subjekt. In dem Satz: »Ich habe Goethes Werke von vorne herein gelesen« ist nach solcher Terminologie »Goethes Werke« logisch Subjekt, aber im Satze: »Von vorne herein habe ich Goethes Werke gelesen« auch logisch Objekt. Der erste Satz bedeutet nichts anderes als:

[1]) Daß die Frankfurter bei der Aussprache feinere Unterschiede gemacht hätten, will ich weder behaupten, noch kann es ein anderer füglich bestreiten, obwohl man weiß, daß ein »von vórnherein« ihnen an sich am nächsten liegt. Die Aussprache hat mit der logischen Betonung und dem Gebrauch des Wendung nichts zu tun: Im Gegenteil, sie mahnt eher zur Vorsicht. Ebenso ist es bei der Schreibung.

[2]) Heute wohl durchweg »von vornherein« geschrieben, Goethe beobachtet aber keine feste Regel.

»Ich habe mit dem ersten Bande angefangen, bin aber nicht weit gekommen«, wogegen »vorne herein« bedeuten würde: »Ich habe in den ersten Bänden gelesen.« Der zweite Satz: »Von Anfang an habe ich . . . gelesen und lese sie noch immer« oder »die Lektüre von . . . bildete die Grundlage« (vielleicht bei einer philologischen Untersuchung) oder beides zusammen: »Die Lektüre von . . . hat von Anfang an die Grundlage gebildet und ist es geblieben.«

Solche Unterschiede waren Fresenius nicht aufgegangen: er hat seine Beispiele kunterbunt durcheinander geworfen. Im folgenden werden sie in zwei Gruppen geordnet.

Vorn herein.

1. So ist mirs auch mit den Institutionen mit der Historia Juris gegangen, die Narren schwätzen im ersten Buche einem zum Eckel die Ohren voll und im letzten da wissen sie nichts, das macht, weil die Herren vornherein ihren Autorem etwas ausgearbeitet haben, aber nicht sonderlich weit gekommen sind. (14. 10. 1767.)

2. Bei der Zusammenstellung habe ich zwar die zusammengehörigen hintereinander rangiert, dabei aber, um alle Steifheit zu vermeiden, vornherein unter das venetianische Lokal Vorläufer der übrigen Arten gemischt. (17. 8. 1795.)

3. Ich könnte nicht sagen, daß ich sehr auferbauet worden wäre. Vorn herein hat das Buch wirklich einigen Schein der uns bestechen kann, in der Folge aber leistet es doch gar zu wenig. (17. 12. 1795.)

4. Für die überschickten Hefte der Menechmen danke recht sehr . . . Auf den wenigen Blättern vorn herein, die ich durchlesen konnte, scheint mir die Sprache . . . nicht gewandt . . . doch vielleicht giebt sich das in der Folge, und es läßt sich der Anfang aldann noch einmal durcharbeiten. (18. 9. 1802.)

5. Hier die Stelle aus Lucrez. Vorneherein habe ich der beliebten Deutlichkeit willen einiges verändert. (25. 2. 1805.)

6. Geschichte der Farbenlehre. Vornherein schematisirt. (2. 8. 1808.)

Es brauchten eigentlich keine weiteren Anmerkungen gemacht zu werden, aber ich möchte doch zeigen, daß diese Beispiele zu den Ergebnissen obiger Untersuchung stimmen. Überall gehört das »vorne herein« zu dem betreffenden Werke, ist also räumlich zu verstehen. Nirgends kam es darauf an, festzustellen, daß die betreffende Erscheinung gleich auf dem ersten Blatt beginne, nur daß es vorne geschehe und sich auf geringe Distanz fortsetze, sollte konstatiert werden, darum durchweg die Form ohne »von«. Lehrreich ist das vierte Beispiel: Es zeigt, wie leicht aus der räumlichen die zeitliche Bedeutung werden kann. Denn das »in der Folge«, dem »vorn herein« gegenüberstehend, ist rein zeitlich: Goethe denkt daran, daß Schellings Gewandtheit, natürlich über seiner Arbeit, allmählich mehr und mehr zunehmen werde; Zeit und Ort fallen dabei gewissermaßen zusammen, weil der Übersetzer nicht nach Gutdünken einmal hier und einmal da Hand anlegt, sondern mit der ersten Seite anfängt und so fortschreitet. Hätte Goethe sein »in der Folge« nicht zeitlich gemeint, dann brauchte er nur die Hefte weiterhin durchzusehen, um sich zu überzeugen, ob Fortschritte gemacht seien oder nicht. Fallen unter die Rubrik »Vorn herein« lauter Beispiele derselben Art, so ist es, wie nach unserer Untersuchung zu erwarten, durchaus verschieden unter der anderen.

Von vorne herein.

7. Zu der Deutschen Andria lege ich das erste Buch meines Cellini, mit Bitte gelegentlich einen Blick hineinzuthun. Besonders etwa von vornherein ein halb Dutzend Lagen zu lesen und zu beurtheilen, ob das so gehen kann. (15. 9. 1802)

8. Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen, allein ich stieß von vornherein gleich auf so viele schwache und trübselige Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleidet wurde. (21. 10. 1823).

9. Wie reich des Werkes Inhalt sein müsse, ergibt sich aus folgendem Verzeichniß der von vornherein handelnden Personen, das umso nöthiger ist, als im gedrängten Gange des Werks diese Gestalten öfters wiederkommen und sich dermaßen kreuzen, daß nur ein aufmerksames wiederholtes Lesen eine deutliche Vorstellung von den wechselseitigen Einwirkungen verschaffen kann. (Mai 1824).

10. Nachher den Proceß der französischen Minister von vorn herein gelesen, bis zu der Deposition des Herrn Arago gelesen und überdacht. Alles war beschäftigt mit Heiligenchrist-Angelegenheiten . . Ich blieb für mich . . . (24. 12. 1830).

Den Ausdrücken »von vórne herein« und »vórn herein« ist es eigen, daß das Ende der damit bezeichneten Strecken unbestimmt gelassen wird, wobei es aber, wie oben gezeigt worden ist, bei dem ersten weiter zurückbleibt als bei dem zweiten. Diese Eigenheit macht mitunter einen berichtigenden und bestimmenden Zusatz erforderlich. Nehmen wir Beispiel 2. Wenn hier hätte stehen dürfen »dabei aber . . . . . von vórne herein . . . Vorläufer gemischt«, dann wäre die Angabe »unter das venetianische Lokal« weggeblieben. Da nun nur das »vorne herein« gebraucht werden konnte, so entstand die Vorstellung, die Interpolationen reichten weiter als sie es wirklich taten; Somit ergab sich für Goethe die Veranlassung, mit

einem deutlich markierenden Zusatz den Pflock zurückzustecken. Umgekehrt liegt die Sache bei den Beispielen 7 und 10. Hier hatte die Form »von vorne herein« ihren Platz: Es kam Goethe darauf an, daß Schiller die Revision seines Cellini für die Buchausgabe von der ersten Seite an prüfte, und den Prozeß der französischen Minister hatte er von der ersten Seite an mit tiefstem Interesse gelesen. Damit aber Schiller dies »von vórn herein« nicht wörtlich nehme und nur ein paar Seiten hin sorgsam prüfe, steckt er mit der Angabe »ein halb Dutzend Lagen« den Pflock gehörig vor. Ebenso bei Nr. 10. Wenn hier stand »deu Prozeß ... von vorn herein gelesen und überdacht« und er sah später in der Absicht die Lektüre fortzusetzen, im Tagebuch nach, so hätte er sagen wir Seite 10 aufgeschlagen und auch beim Fortblättern überall ihm schon bekanntes Terrain erblickt, und es wäre ihm schwer gefallen die Stelle wieder zu finden, wo er damals aufgehört. Darum fügt er hinzu »bis zu der Deposition des Herrn Arago gelesen«. So deutlich wie möglich erkennt man es auch an der Fassung der Notiz, daß Goethe etwas nachträglich verbessert hat: sonst hätte — vorab im Tagebuch wo mitunter mehr als lakonische Kürze herrscht — das »gelesen« nicht wiederholt werden können. Er will schreiben »den Proceß ... von vorn herein gelesen und überdacht«, bemerkt aber erst nach »gelesen«, daß er die berichtigende, das »von vorne herein« erweiternde Angabe vergessen, fügt sie darum schnell ein und muß wegen des sonst nachhinkenden »überdacht« das »gelesen« wiederholen.

In einem Punkte macht sich zwischen den beiden Beispielen 7 und 10 der Übergang bemerkbar. Das erste Buch des Cellini, das in der Weimarer Ausgabe 180 Seiten umfaßt, wird aus einer stattlichen Anzahl von »Lagen« — wohl zu je vier Quartblättern — bestanden haben: Eine Fortsetzung der sorgsamen Durchsicht über das »halbe Dutzend« hinaus verlangte Goethe nicht, die nähere Angabe sollte ein Minimum vorschlagen, ohne aber freiwillige Erweiterung auszuschließen. Bei einer Lektüre des französischen Werks hinwider eröffnet die Marke zugleich die sichere Aussicht auf eine Fortsetzung der Lektüre im Sinne des »von vórne herein«, der nichts übergehenden Gründlichkeit dieser den Menschen und Minister gleich nahe angehenden Lektüre. Man blicke des Maßstabs halber einmal auf die Beispiele 1 und 4 — ich empfinde gradezu die Bedeutung aufs gründlichste,« »mit nie erlahmendem Interesse.« Auch in den beiden noch übrigen Fällen ist dem »von vorne herein« dieser Zug des Ausblicks auf eine Fortsetzung im selben Sinne eigen, so daß sich die ganze zweite Gruppe nicht nur äußerlich und nicht nur wegen der Übereinstimmung in der einen im »von vorne herein« zum Ausdruck kommenden Richtung (»von«), sondern auch in der anderen (»herein«) zusammenschließt und Fresenius' Deutung auf beiden Seiten widerlegt.

Nr. 9 muß durch eine Briefstelle (WA 41, II, 432) ergänzt werden: »Fände sich jemand, unterrichtet genug und von guten Willen, der die Personen des Dramas noch weiter auszöge, so wäre dadurch viel gewonnen, man übersähe gleich Anfangs[1]) die Menge der zu erwartenden Charaktere und das Buch würde lockender.« Meinem Gefühl nach liegt hier der umgekehrte Fall wie in Nr. 4 vor: Das »noch weiter« ist entschieden räumlich, das »von vornherein« zeitlich aufzufassen, denn Goethe meint die Handlung, nicht das Buch, und ein Blick hinein zeigt, daß er nicht im Traume daran denken kann, zu sagen, der betreffenden Personen hauptsächliches Wirken falle in die vorderen Partien, sondern nur, daß sie gleich von Anfang an — natürlich ist dies in der hier gebotenen sinngemäßen Beschränkung zu nehmen — auftreten wie denn mehrere Hauptpersonen der ganzen Geschichte bereits darunter sind.

Wenn ich oben gesagt hatte, sei das Buch logisch Subjekt, dann liege immer räumliches Verhältnis vor, so hat der Satz keine Ausnahme erlitten im Falle das Gefühl die darin dargestellte Handlung substituiert. Rein zeitliches Verhältnis aber liegt im Beispiel 8 vor, wo der Leser logisch Subjekt ist. Zum Vergleich stelle ich eins von den ersten Beispielen daneben:

Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen, allein ich stieß von vornherein gleich auf so viele schwache Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleitet wurde.	Vorn herein hat das Buch wirklich einigen Anschein, der uns bestechen kann, in der Folge aber leistet es doch gar zu wenig.

Fresenius bemerkt zu dem links stehenden, »von vornherein« das heißt hier »auf den ersten Seiten des Buches«. Nein, es heißt »gleich beim ersten Blick hinein«, wo immer er hingefallen sein mag! Und wenn er fortfährt »läßt doch Uhland selbst seine Lieder sagen, anfangs seien sie fast zu kläglich«, so könnte daraus, wenn überhaupt ein Argument dann nur eins für das Gegenteil gezogen werden: Kein Kritiker hebt, wenn es sich nicht um eine fun-

[1]) Warum Goethe hier keine von unseren Wendungen gebraucht hat, vermögen wir auf Grund unserer Untersuchung leicht zu beantworten: »Vorne herein« paßte überhaupt nicht, »von vórne herein« hätte einen schiefen Sinn ergeben wegen der in diesem Falle beschränkenden Bedeutung des »herein«, »von vórne herein« kam nicht in Betracht, »von vórne herein« hätte vorzüglich gepaßt, wenn der Satz lautete: »man übersähe gleich Anfangs die Menge der Charaktere«, also die Worte »der zu erwartenden« fehlten.

damentale Schwäche handelt, das vom Autor selbst aufgedeckte Manko hervor, sondern prüft das übrige auf Herz und Nieren. Und wenn Goethe von der ersten Seite an gelesen hat, und seine Kritik sich auf die ersten Gedichte bezieht, dann ändert das an dem rein zeitlichen Sinne des »von vornherein« nicht einen Deut: So eng grammatisch das »weiter« mit dem »lesen« verbunden ist, so eng gehört es auch logisch mit ihm, nicht mit den Blättern des Bandes zusammen [1]).

Leicht wird man auch mit den Beispielen fertig, die Fresenius aus anderen Autoren herbeiholt. Schillers Xenion, beginnend »V o r n h e r e i n liest sich das Lied nicht zum besten, ich les' es von hinten . . . .,« sollte eigentlich ausfallen: In Prosa hätte Schiller »von vorne« gesagt [2]). Aber es gehört durchaus zur ersten Gruppe, und »von hinten« bezieht sich auf »es«. In dem Beispiel aus Mörike bedeutet unser Wort nichts anderes als »durchaus« oder »es sei vorweg bemerkt,« und ich warte die Mitteilung des authentischen Texts der Rolle ab. Ebenso steht es um das nächste, aus Strauß' Leben Jesu, ich setze gleich die Umschreibung ein: »In der Versuchungsgeschichte spricht J. J. Heß g r u n d s ä t z l i c h nur vom Versucher . . . bis er bei dem zweiten Versuchungsakt auf einmal mit der Bezeichnung desselben als Satan hervortritt.« Fresenius begeht hier den Fehler, den Satz »bis er . . . hervortritt« mit ins Auge zu fassen: »von vorne herein« bezieht sich nur auf die erste Strecke, aber hier vom Anfang bis zum Ende. Würde man ihm den anderen Sinn unterlegen — »In der Versuchungsgeschichte spricht Heß in den vorderen Partieen (oder: zuerst) nur vom Versucher« — dann ginge die Hauptsache von dem, was Strauß hervorheben wollte, verloren: Denn das »nur« bedeutet hier nicht »ausschließlich«, sondern »nicht mehr als«, der unbestimmten Bezeichnung »Versucher« tritt dann das Mehr, die bestimmte, »Satan« gegenüber. Wie man schließlich in dem Beispiel aus Grillparzer räumliche Bedeutung erkennen kann, ist mir unverständlich: »Das Stück von vornherein sehr gut . . . Auf diese ganze löbliche Grundlage kommt nun die Vorliebe des Publikums für übertriebene und märchenhafte Vorfälle, und der vernünftige Autor hört wie ein verworrener Marionettenspieler auf.« Offenbar setzt Fresenius dies »hört auf« dem »von vornherein« statt dem zu »v e r n ü n f t i g e Autor« zu ergänzenden oder vielmehr darin enthaltenen »an und für sich« entgegen, wofür man ebenfalls »von vornherein« sagen könnte: Beidemal handelt es sich um ein durchaus gutes, vernünftiges Fundament, das eben unter den gekennzeichneten Auswüchsen verschwindet; »von vornherein« bedeutet also »im Grunde«.

Und nun zu den Beispielen, die für den Ausdruck der entgegengesetzten Richtung vorgewiesen werden. Einmal k ö n n e n sie gar nicht anders als räumlich sein: Bei der Zeit gibt es eben nur e i n e Richtung, und der Historiker, der rückwärts schreitet, behandelt wie auch sonst immer die Zeit als Ort. Dazu aber beschränkt und vereinfacht der Umstand, daß auch die räumliche Rückwärtsrichtung exzeptionell ist, die Entwicklung der betreffenden Ausdrücke, zumal wenn es sich um Bücher handelt, wo ein Rückwärtsarbeiten oder -lesen nur immer die a l l g e m e i n e Richtung anzeigen kann, deren einzelne Abschnitte in der gewöhnlichen Richtung, d. h. von vorne nach hinten, verlaufen: was zugleich den Fall, daß der letzte, vorletzte, drittletzte usw. Abschnitt auch genau so aufeinander folgen, zur Ausnahme macht. Wenn also Goethe schreibt, er habe »von hinten hervor« gearbeitet, so wird man dies nicht so auffassen, als ob er erst das letzte, dann das vorletzte, drittletzte usw. Kapitel bearbeitet habe, und als Gegenteil ergibt sich überhaupt keiner von den oben behandelten komplizierten Fällen, sondern lediglich etwas, was man für gewöhnlich überhaupt nicht ausdrückt, weil es die Regel ist. Auch wäre »hinten hervor« zweideutig gewesen und hätte nicht ausgereicht, während ein »von hinten herein« ohne begrenzenden Zusatz schlechterdings ausgeschlossen war: Der größere Teil der Italiänischen Reise war in der gewöhnlichen Ordnung entstanden. Es läßt sich keine treffendere Bestätigung aller dieser Dinge denken als das letzte, uns zum Faust zurückführende Beispiel. Goethe schreibt, er habe »bedeutende Zwischenlücken ausgefüllt und »v o m E n d e h e r e i n, v o m A n f a n g z u m E n d e das Vorhandene zusammengeschlossen«. Das heißt doch, von Z bis A und von A bis Z! Weil im g a n z e n zweiten Teil Lücken vorhanden gewesen waren, darum die beiden Enden »von — herein«; weil ihre Ausfüllung in umgekehrter Folge vorgenommen war, darum zuerst das von Z bis A; sonst hätte es heißen müssen »vom Anfang herein« oder »vom Anfang zum Ende«, wonach selbstverständlich die umgekehrte Angabe als überflüssig weggeblieben wäre. Und warum sagte Goethe hier, wo es doch an sich — weil es sich um die ganze Strecke des zweiten Teils handelte — trefflich gepaßt hätte, nicht »von hinten herein«? Nun, weil er damit das von ihm in anderem Sinne gebrauchte »von vorne herein« auftauchen sah. Das Beispiel liegt dem im Briefe an Humboldt von allen zeitlich am nächsten (20. 7. 1831

---

1) Steht übrigens das betreffende Uhland'sche Gedicht am Anfang? Wenn nicht, dann könnte Fresenius' Hinweis nur den Zweck haben, u n s über die Qualität der ersten Gedichte zu belehren. Sonst würde er seiner eigenen Deutung den Boden entziehen.

2) In keinem Sinne »von vorne herein«, darauf hätte ein anderer Satz folgen müssen.

und 17. 3. 1832), betrifft genau denselben Gegenstand, ist von demselben Standpunkt, dem des vollendeten Faust, aus gedacht: Darum entnehme ich schließlich auch aus diesen Kleinigkeiten, daß ich Goethes Worte in seinem letzten Briefe richtig gedeutet habe.

Der einzige Zweck meiner vielleicht etwas zu gründlich geratenen Untersuchung war: in einer wichtigen Frage die Forschung wieder auf völlig neutralen Boden zu stellen. Ich werde mich hüten, Goethes Ausführungen nun meinerseits kritiklos hinzunehmen und irgendwelcher Art Schlüsse daraus zu ziehen: nicht wie es sich zu den Tatsachen verhalte, sondern nur was Goethe **gesagt** hat, galt es zu erläutern. Gewiß war die Idee des Faust von vornherein, d. h. schlechthin klar gewesen, aber hinterher hatte sie eine dermaßen grundstürzende Veränderung erfahren, daß man nur von einer **neuen** Konzeption sprechen darf, bei deren **Ausführung** das in Ausführung der ersten Geschehene verwendet werden konnte. Welchem Künstler aber ist es zu verdenken, wenn er so etwas für sich behalten will? Es geschah den Leuten grade recht: ihre völlige Verkennung des Zieles, auf das jeder Satz in dem Fragment von 1790 eingestellt war, nicht Lessings Faust, war es gewesen, was Goethen den ersten Anstoß geliefert hatte, seinen Faust am Weiblichen nicht zugrunde gehn, sondern genesen zu lassen.

St. Andrews, Schottland.

G. Schaaffs.

Zum »Urfaust«.

Vers 169 f.

Auf die Erklärung der Auseinandersetzungen zwischen Faust und Wagner über die Beredsamkeit ist viel Mühe verwandt worden, und vor allem hat Minor in seinem Kommentar die inhaltlichen und zum Teil auch terminologischen Berührungen zwischen unserem Gespräch und Gottscheds »Redekunst« eingehend und umsichtig erörtert. Unerklärt ist, so viel ich sehe, bisher die Anspielung auf das griechische Drama als Übung in der Beredsamkeit geblieben. Nun findet sich aber in I. G. Sulzers lexikalischem Werke: »Allgemeine Theorie der schönen Künste«[1]) außer anderen Artikeln über die Redekunst, die ziemlich alles dasselbe enthalten, was Goethe bei Gottsched lesen konnte, ein besonderer Abschnitt über den »Vortrag« als den »wichtigsten und gewiß auch schwersten Punkt« der Beredsamkeit; hier finden wir an der Spitze der technischen Ratschläge einen Hinweis auf die antiken Rhapsoden mit den Worten eingeführt: »Es scheinet, daß die Griechen eine besondere Kunst daraus gemacht haben, die Werke der Dichter (vielleicht auch der Redner) geschickt vorzutragen.« Da hätten wir vielleicht eine Erklärung für Wagners Worte: »Ich hört' euch deklamieren! Ihr last gewiß ein griechisch Trauerspiel« aus den Vorstellungen der Zeit heraus.

*

»Landstraße«.

Zwischen Auerbachs Keller und der Gretchenhandlung zeigt der Urfaust die kleine Szene »Landstraße« — die einzige, die in die spätere Dichtung nicht eingegangen ist, die einzige auch, zu der uns ein karges Geschick das Original neben der Göchhausenschen Abschrift erhalten hat. Die paar Zeilen haben die Faustforschung nicht eben viel beschäftigt. Erich Schmidt sieht darin ein »flüchtiges Situationsbild unterwegs auf der ersten, zu Gretchen führenden Weltfahrt, mit zeichnerischer Skizze der Landschaft«, fügt aber vorsichtig hinzu: »Vielleicht nur der Eingang eines größeren Auftrittes, den niemand mehr erraten kann.«[1]) Minor[2]) erinnert mit Recht an ein Motiv der Volkslieder vom Dr. Faust, das späterhin von einigen Puppenspielen aufgenommen wurde und Goethe jedenfalls bekannt war: Faust verlangt von seinem höllischen Gefährten, daß er ihm das Bild des Gekreuzigten male und auch den Namen hinzufüge; der Teufel will ihm eher seinen Pakt zurückgeben, als dies Verlangen erfüllen. Im übrigen sieht auch Minor in dem Ganzen nur eine Reiseszene, welche die Perspektive auf Fausts Reisen überhaupt und damit auf seine Umwandlung zum Weltmann eröffnen soll. Aus der Erwähnung eines alten Schlosses und eines »Bauernhüttchens« in der (übrigens im Original durchgestrichenen) Bühnenanweisung schließt er auf Beziehungen zu der späteren Philemon- und Baucis-Handlung, worin wir ihm nicht folgen können. Aber Minor weist darauf hin, daß die Beschwörungsszene der fertigen Dichtung, wo Faust dem höllischen Pudel das Kreuz vorhält, ein Motiv unserer Szene näher ausführt. Dagegen nimmt Ernst Traumann in seinem neuen, in mannigfacher Hinsicht so förderlichen Faustkommentar[3]) eine ältere Erklärung Collins[4])

[1]) In der mir vorliegenden, »neu vermehrten zweyten Auflage« von 1794: 4. Teil, S. 692 a, unten.

[1]) Goethes »Faust« in ursprünglicher Gestalt, 5. Abdruck, S. XLVI.

[2]) Goethes »Faust« I (1901), S. 128 ff.

[3]) Goethes »Faust« I (München, Beck, 1913), S. 82.

[4]) Goethes »Faust« in seiner ältesten Gestalt (1896), S. 170 f.

wieder auf; er sieht in der Antwort des Mephistopheles auf Fausts Frage eine weltmännische Selbstironisierung, die »den alten Glauben und Aberglauben in das Bereich leicht zu überwindender Gedanken verweist.«

Ich möchte der kleinen Szene doch eine tiefere Bedeutung für die Entwicklung der Handlung im »Urfaust« zuschreiben. Die Antwort des Mephistopheles mag immerhin einen frivol-witzigen Ton anschlagen — daß er vor dem Kreuz die Augen niederschlägt, zeigt ihn nicht als Weltmann, sondern als Teufel und Gegner Gottes. Als solchen aber hat Faust ihn kennen zu lernen bisher keine Gelegenheit gehabt; der böse Geist ist ihm, wie die Szene: »Trüber Tag, Feld« erzählt, zunächst in Hundesgestalt als ein Kobold erschienen, der sich gefiel, »dem harmlosen Wandrer vor die Füße zu kollern und dem Umstürzenden sich auf die Schultern zu hängen«, aber damit ist noch nicht seine diabolische Art angezeigt: wie scharf unterscheidet der spätere Faust zwischen den Elementargeistern und dem »Flüchtling der Hölle«! Ebensowenig hat sich die Natur des »alt bösen Feindes« in der Auerbachszene enthüllt, worin ja zudem im Urfaust der Held selbst als eigentlich handelnde Figur auftritt. Dagegen muß sich Faust über die Natur seines Begleiters klar werden, ehe er Gretchen gegenübertritt; erst wenn er weiß, wer ihm rät und hilft, kann er für seine Handlungsweise voll verantwortlich gemacht werden. So benutzt denn Goethe das erwähnte Volksliedmotiv als Prüfstein für Mephistopheles wahre Natur.

Als 1790 das »Fragment« erschien, konnte die kleine Szene wegfallen, da der Dichter sicherlich der so abrupt einsetzenden zweiten Hälfte der heutigen Paktszene eine unmißverständliche Erklärung über das Wesen des Mephistopheles vorausschicken sollte; einstweilen sagte ja die neue Szene »Hexenküche« alles Erforderliche. Daß aber Goethe in Italien eine Fortsetzung der Szene bedacht hatte, scheint sich doch aus der Originalaufzeichnung zu ergeben; das betreffende Blatt der Urhandschrift enthält nämlich außer unseren vier Zeilen auch noch die Paralipomena 6 und 7, die nach Erich Schmidts ansprechender Vermutung in Italien hinzugefügt worden sind; daß sie nicht zufällig auf jenem Blatt stehen, zeigt schon der Umstand, daß der erste der beiden Schnitzel sich dem Gedächtnis von Karl Philipp Moriz in enger Verbindung mit unserer Szene »Landstrasse« fest, wenn auch ungenau eingeprägt hat. Tatsächlich knüpfen aber die beiden Paralipomena 6 und 7 an die Pointe dieser Szene an, wie wir sie oben gedeutet haben. Mephistopheles muß seine teuflische Natur halb widerwillig zugestehen:

»Mich darf niemand auf's Gewissen fragen
Ich schäme mich offt meines Geschlechts
Sie meynen wenn sie Teufel sagen;
So sagen sie was rechts.«

Augenscheinlich sollte Faust dann auf die christliche Auffassung des Teufels eingehen, indem er auf den durch Satan ans Kreuz gebrachten Erlöser hinwies, Mephistopheles aber den Vergleich mit dem zweifelhaften Troste abwehren:

»Mein Freund wenn je der Teufel dein begehrt
Begehrt er dein auf eine andre Weise
Dein Fleisch und Blut ist wohl schon etwas werth
Allein die Seel ist unsre rechte Speise.«

Als Goethe endlich die große Lücke ausfüllte, nahm er alle hier angeschlagenen Motive in die Einführungsszene des Mephistopheles auf, ohne an die Herstellung einer besonderen Erkennungsszene mehr zu denken. Die höllische Natur des Pudels enthüllt sich nun gleich bei der Beschwörung, wo ihm, wie Minor richtig betont, das Kreuz so viel zu schaffen macht; dämonisch-ironische Erörterungen bringen die Selbsteinführung des Mephistopheles und seine Sophismen über Licht und Nacht; und was er von Faust begehrt, erklärt er ihm selbst in der Paktszene — deutlicher aber dem Herrn (und auch dem Leser) im »Prolog im Himmel«.

Liverpool.

Robert Petsch.

Zur Entstehungsgeschichte der klassischen Walpurgisnacht.

Von Karl Kaderschafka.

Ähnlich wie Klopstocks »Messias« und Wagners gewaltiger »Ring des Nibelungen« ist auch der zweite Teil von Goethes Faust nicht in arithmetischer Reihenfolge entstanden; was ihn gerade reizte, das griff der Dichter an und so sehen wir ihn abwechselnd bald mit dem, bald mit jenem Akte beschäftigt. Eine solche Arbeitsweise ist im allgemeinen nur dann möglich, wenn dem Künstler sein Werk bis in die Einzelheiten scharf vor Augen steht; bei Goethe war dies eigentlich nicht der Fall. Nur die Grundlinien zeichnete er sich vor, die nähere Ausführung überließ er nicht selten der Gunst der Stunde. Schon als Lebenswerk, das seinen Schöpfer zwei Menschenalter hindurch begleitete und alle Wandlungen seiner

Kunst- und Lebensanschauungen durchmachte, hat die Fausttragödie so manche Änderungen im Plan erfahren. Oft trat aber auch, während Goethe an dem einen Punkte schuf, ein anderer Teil des Dramas plötzlich in ein helleres Licht, neue, für den Dichter selbst überraschende Ideen tauchten auf, die sofort in den Plan eingefügt und nun selbst wieder Ausgangspunkt für neue Intentionen wurden. Erst in seinen späteren Jahren — für den Faust läßt sich ungefähr das Jahr 1800 als Grenze ansetzen — gewöhnt sich Goethe daran, Schemata zu entwerfen, d. h. die Szenen, die er zunächst zu bewältigen gedenkt, in Schlagworten zu skizzieren. Ein gütiges Geschick hat uns mit wenigen Ausnahmen diese »Paralipomena« zum Faust aufbewahrt; aus ihnen gewinnen wir nicht nur ein Bild vom Schaffen des Dichters, sondern wir erhalten auch über die mannigfachen Verschiebungen im Plan und hie und da, wie im folgenden gezeigt werden soll, sogar über die Entstehung von Szenen Aufschluß. Von den für die klassische Walpurgisnacht in Betracht kommenden Entwürfen sind für uns an dieser Stelle bloß zwei von Interesse, Paralip. 124 und 125 [42 und 43.*] Zu größerer Bequemlichkeit seien die beiden Schemata hier abgedruckt, aber, um Raum zu ersparen, bloß soweit, als es für unsere Zwecke notwendig ist.

124 [42].

Schema.

Pharsalische Ebene Mond und Sternhelle Nacht. Erichto Zelte Bivouak der beyden Heere als Nachgesicht Erichto Erichtonius Der jüngere Pompejus. Die Luftwandler. Faust auf klassischen Boden Sie trennen sich Mephistoph. umherwandelnd Kommt zu den Greifen und Sphynxen Ameisen und Arimaspen treten auf, Mephist. die Sphynxe und Greife, Fortsetzung. Die Sirenen Faust, in Betrachtung der Gestalten Hinweisung auf Chiron Die Stymphaliden Köpfe der Lernäa Meph. und Lamien Faust am Peneus Rohr und Schilf Weidengeflüster und Pappelzweige, Faust und Chiron Sirenen sich badend Erderschütterung Seismos Flucht nach dem Meere eingeleitet. Beschreibung des Bergwachsens. Sphynxe zum Entstehen des Berges. Steinregen Thales und Anaxagoras . . . . . .

125. [43.]

Schema den 6. Februar 1830.

Pharsalische Ebene Links der Peneus Rechts das Gebirg Erichto Zelte, Bivouac der beiden Heere Wachfeuer rötlich flammend Das Ganze als Nachgesicht. Erichto führt sich ein commentirt die Erscheinung Der jüngere Pompejus Die Zelten verschwinden Die Feuer brennen fort blaulich Aufgang des Mondes, Anrede der Erichto. Die Luftwandler sencken sich Faust auf klassischen Boden Anfrage und Unterhaltung Sie trennen sich.

Faust am Peneus Rohr und Schilfgeflüster Weidenbusch und Pappelzweig Gesäusel Faust und Chiron sich entfernend. Sirenen sich badend Erderschütterung Flucht nach dem Meere eingeleitet Sphynxe incommodirt. Anaxagoras Steinregen veranlassend Thales den Homunkulus zum Meere einladend . . . . Chiron über Manto sprechend . . . . .

Paral. 125 [43] ist datiert; es stammt vom 6. Februar 1830; dagegen trägt Paral. 124 [42] kein Datum, es ist jedoch, wie schon Pniower und Morris vermutet haben, höchstwahrscheinlich mit jenem Entwurfe identisch, von dem das Tagebuch (=Tgb.) am 16. Jänner 1830 meldet. Konzipiert wurde die kl. Walpurgisnacht, soweit dies aus den uns erhaltenen Zeugnissen ersichtlich ist, im Jahre 1826; aus diesem Jahre sind uns die ältesten großen Entwürfe überliefert, Paral. 99 und 123[1] [40 und 41[2]]. Ausgeführt wurde sie aber erst ungefähr drei Jahre später, von Mitte Jänner bis Ende Juni 1830. Der erste Vermerk findet sich im Tgb. am 16. Jänner; es heißt dort: »[Morgens] Poetisches aus den Konzepten geordnet, ein neues Schema diktiert . . . (Darunter dürfte, wie bereits erwähnt, Paral. 124 [42] gemeint sein.) [Nachmittags] Ich beschäftigte mich mit einigem Poetischen.« — Für die kl. Walpurgisnacht erscheint nun gerade damals längere Zeit hindurch im Tgb. der Ausdruck: Poetisches. Man kann infolgedessen wohl annehmen, Goethe habe einmal in Feuer versetzt, noch am selben Tage begonnen, den am Morgen entworfenen Plan (=Paral. 124 [42]) dichterisch auszuführen. Da uns vom folgenden Tage, vom 17. Jänner, ein Tagebuchblatt Eckermanns erhalten ist, mit der Notiz: Mephistopheles bei den Sphinxen, worunter jedenfalls die Verse 7080—7180 zu verstehen sind, so liegt die Vermutung doch ziemlich nahe, daß die unmittelbar vorausgehenden 75 Verse, also der Monolog Erichthos und die Ankunft der Luftwandler, eben am 16. Jänner nachmittags gedichtet worden wären. Mit Hilfe des Paral. 125 [43] läßt sich jedoch der Beweis erbringen, daß diese Annahme, die sich beim ersten Anblick als sehr einleuchtend aufdrängt, eine irrige wäre; daß also die erste Szene der Walpurgisnacht der Stellung nach nicht auch die erste der Zeit nach gewesen sei. Was uns vor allem am Schema 125 [43] auffällt, ist, daß hier der Auftritt Erichtho ausführlicher skizziert ist als im Entwurf 124 [42] vom 16. Jänner. Ich möchte dies als den ersten Beweis hinstellen, daß

*) Da den meisten Lesern der »Chronik« die Weimarer Ausgabe nicht zur Hand sein dürfte, ist in eckigen Klammern stets auch die Zählung Witkowskis in seinem bei Hesse erschienenen Faustkommentar (1908 und 1910) beigefügt.

die Szene zur Zeit der Niederschrift dieses Paral., a so am 6. Februar, noch nicht gedichtet war. Man könnte mir allerdings einwenden, daß gerade die Genauigkeit des Entwurfes darauf hindeute, die Szene sei damals schon wohlausgeführt auf dem Papiere gestanden. Darauf kann ich jedoch erwidern, daß sich unter den Schlagworten eines findet, das diesen Einwand sofort hinfällig macht Dieses Schlagwort heißt: Der jüngere Pompejus. Aus Lucans Epos »Pharsalia« wissen wir, daß Sextus Pompejus, der Sohn des Triumvirn, Erichtho über den Ausgang der Schlacht bei Pharsalus befragt habe. Goethe wollte diesen Zug, wie sich klar aus Paral. 124 [42] und 125 [43] ergibt, in sein Drama aufnehmen, tatsächlich hat er es aber nicht getan. Wenn nun schon der Monolog Erichthos am 6. Februar bestanden hätte, wie sollte man dann das Vorkommen dieses Motivs, das ja von Goethe in Wirklichkeit fallengelassen wurde, in der Inhaltsangabe des Ausgeführten erklären? Meine Behauptung geht vielmehr dahin, daß G., wenn diese Szene wirklich damals schon vorhanden gewesen wäre, sie entweder überhaupt nicht erwähnt oder höchstens angedeutet hätte. Ich kann dafür aus demselben Paralipomenon einen Beweis erbringen. Wir wissen, daß der Auftritt: Mephistopheles bei den Sphinxen und die sich daran anschließenden Szenen, um nur eine noch zu nennen, Faust und Chiron, am 6. Februar bereits fertig vorlagen (Chiron ist laut eines Zeugnisses bei Eckermann um den 24. Jänner herum geschrieben). Sehen wir uns nun das Paral. 125 [43] an, so finden wir die Szene: Mephistopheles bei den Sphinxen überhaupt nicht erwähnt, und, was Faustens Begegnung mit dem Kentauren betrifft, so finden wir bloß den einen Satz: Faust und Chiron sich entfernend. Daß dieser Auftritt hier doch wenigstens angedeutet ist, ließe sich etwa so erklären, daß G. durch diesen Vermerk bloß die Reihenfolge der Szenen, wie er sie damals plante, festsetzen wollte. Ich hoffe, daß meine Ausführungen doch soviel Überzeugungskraft besessen haben, daß ich als terminus a quo den 6. Februar ansetzen kann. Einen sicheren terminus ad quem zu finden, ist allerdings unmöglich. Wahrscheinlich sind aber die Eingangsverse noch vor dem 7. März, vor dem Abbruch der Arbeit bei Vers 8338 gedichtet worden, so daß wir für die Erichthoszene als Entstehungszeit etwa die 4 Wochen zwischen dem 6. Februar und dem 7. März gewännen.

Wenden wir uns nunmehr den folgenden Szenen zu. Es hat sich unter den Papieren zu Faust auch ein vom 20. Jänner 1830 datierter Zettel gefunden, auf dem von der Szene die Rede ist, wo Faust nach Helena fragt und der Berg entsteht. Das wären also die Verse 7180 ff. Man könnte aus dem Umstand, daß G. nach den Sphinxen nicht die anschließende Szene: Am oberen Peneios, sondern den »Seismos« vorgenommen hat, den Schluß ziehen (vgl. Pniower, S. 244), es sei damals von ihm eine andere Szenenfolge geplant gewesen. Ganz abgesehen aber davon, daß sich dafür aus den Paralipomena gar kein Anhaltspunkt gewinnen läßt, erschiene diese Annahme jetzt schon dadurch hinfällig, daß G., wie sich soeben bei der Erichthoszene gezeigt hat, auch innerhalb der Walpurgisnacht, genau so wie bei der ganzen Dichtung, nicht in arithmetischer Reihenfolge geschaffen hat, sondern stets so, wie es ihn freute. Eine Datierung des Auftritts: Faust am Peneios läßt sich, da alle Angaben mangeln, leider nicht durchführen. Aus dem Vorhandensein des Paralip. 44 (zit. nach Witk.) dürfen wir aber wohl schließen, daß G. in diese Szene ursprünglich mehr hineinlegen wollte und daß ihre Ausführung ihm auch, wahrscheinlich im Zusammenhang damit, etwas schwer gefallen ist.

Durch einen vergleichenden Blick auf die Paralipomena können wir endlich noch für die Chironszene eine gewiß nicht uninteressante Tatsache feststellen. Es war bereits Gelegenheit zu erwähnen, daß Eckermann unter dem 24. Jänner 1830 berichtet, G. sei damals mit dieser Szene beschäftigt gewesen. Da kein Grund vorliegt, diese Nachricht irgendwie anzuzweifeln, so müssen wir die Entstehungszeit um den 24. Jänner herum annehmen. Aus Paral. 125 [43] ergibt sich aber, daß nur ein Teil der Szene, vielleicht bis Vers 7445, damals entstanden sein kann; der Rest muß erst nach dem 6. Februar hinzugedichtet worden sein. Denn im Schema 125 [43] heißt es nach der Peneiosszene: »Faust und Chiron sich entfernend«, dann folgt die ganze Seismos- und Homunkulusepisode und dann erst wird die Chironszene wieder aufgenommen mit den Worten: »Chiron über Manto sprechend Fausten bey ihr einführend Übereinkunft.« Wann Goethe diese beiden Szenen in eine verschmolzen hat, läßt sich natürlich nicht vollkommen genau bestimmen, es spricht aber doch vieles dafür, daß er die Vereinigung erst vornahm, als er endgiltig darauf verzichtete, die Walpurgisnacht mit der Hadesszene zu schließen. Das wäre also knapp vor dem 18. Juni gewesen; an diesem Tage nämlich zog er, wie sich aus Paral. 157 [46] ergibt, den Gedanken in Erwägung, die Hadesszene als »Prolog des dritten Acts« der Helenatragödie unmittelbar voranzustellen. Hingewiesen sei schließlich noch darauf, daß die Begegnung Mephistos mit den Phorkyaden in Paral. 124 [42] gar nicht erwähnt, in Paral. 125 [43] nur gestreift ist (»Findet die Sphinxe wieder Verwandelt sich in ihrer Gegenwart. Abscheu und Abschluß.«) Aus dem Bisherigen würde sich eigentlich ergeben, daß das Zusammentreffen damals bereits ausgeführt war, doch diese Vermutung wäre wohl etwas zu gewagt.

Das Ergebnis der obigen Betrachtungen ist, daß Goethe auch in der Walpurgisnacht, wenigstens teilweise, die einzelnen Szenen nicht in der von ihm vorher festgesetzten Reihenfolge geschrieben hat, was meines Wissens bisher noch nirgends deutlich ausgesprochen worden ist.

Miszellen.

Aus Lavaters Reisetagebuch und Zirkularschreiben vom Jahre 1783.

Im 16. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft »Goethe und Lavater« wird S. 322 aus Lavaters Handschrift »Urkunden zu meiner Lebensgeschichte« die Notiz vom 22. Juni 1783 mitgeteilt: »Wir aßen mit Stolz, Thurneysen, Piel bei Frau Rat Goethe zu Nacht und goethisierten die meiste Zeit.« Ergänzt wird diese Bemerkung durch folgende Notiz, die sich in einem nachträglich aufgefundenen Bruchstück von Lavaters Original-Manuskript »Reise nach Süddeutschland 1783« findet:

Frankfurt, Sonntag den 22. Junius 1783.

Nach dem Nachtessen war ich ein paar Augenblicke bei Frau Rat Goethe allein. — So gut sie war, sie zog mich doch auch gar nicht an. Ich empfahl ihr den Heinrich (den Lavater damals nach Offenbach zu Pfarrer Stolz brachte). Dann von meinen Feinden und Freunden. »Wie viele Menschen ich heute glücklich gemacht hätte!« (Lavater hatte an diesem Sonntag in Offenbach gepredigt.) Es rührte mich so wenig, als ein Wort in der fremdesten Sprache gesprochen; denn leiblich oder geistlich amüsieren heißt noch nicht glücklich machen.

In demselben Tagebuchfragment notiert Lavater für Teinach den 26. Juni 1783: »Ich schrieb ein Zirkularschreiben über meine Reise an meine Freunde in Zürich.« Aus diesem Zirkularschreiben, das sich im Original in Lavaters handschriftlichem Nachlaß in Zürich erhalten hat, sei hier folgende Stelle angeführt: »Den 20. Juni langten wir (Lavater und sein Sohn Heinrich) abends in Frankfurt an, wo wir die Familie Piel, Passavant, Thurneysen und Frau Bernus und Goethe besuchten. Noch denselben Abend kamen wir mit Thurneysen und Frau Goethe nach Offenbach.« — Eine ganz wertlose, äußerst fehlerhafte Kopie dieses Zirkularschreibens findet sich in der im Besitz der Leipziger Universitätsbibliothek befindlichen Hirzelschen Handschrift (H .G. B. B. 36), die auch fehlerhafte Abschriften von einigen Heftchen des Emser Reisetagebuchs von Lavater enthält. Vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft 16, 1901, 380 und Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig IX, 2, 1902, 133 ff.

Ferner veröffentlichen wir hier aus dem Bruchstück des Lavaterischen Original-Reisetagebuches von 1783 noch folgende Aufzeichnungen:

Teinach, Freitags den 27. Junius 1783.

Reichardt (er war mit Lavater gleichzeitig Teinacher Badegast) spielte auf dem Klavier ein paar Lieder von mir, einige Oden von Klopstock, einige Stücke von Goethe. — Ich las nachher die zwo von Goethe zum ersten Male gründlich beantworteten Fragen über die Gesetzestafeln und die Geistessprache.

Ich las auf dem Gange vor meinem Zimme Goethes Brief eines Pastor an einen Pastor.

[Sprachen] von Nicolai, von dem Goethe sagte, er sei ein Unteroffizier, der nie, wie im Preußischen, Oberoffizier werden könne.

Teinach, Samstag den 28. Junius 1783.

Um ½7 Uhr zum Brunnen, mit Goethes Schriften IV. Teil. Ich las Über deutsche Baukunst und die Fragmente. Immer Hauch und Funke des Genius — nie festgesetzt, mitteilbar, zerlegbar.

Wir sprachen von Goethes Veradeligung; vom Verhältnisse der Fürsten und Gelehrten oder vielmehr würdiger geist- und kraftvoller Männer. Ich las noch Goethes Vierten Teil zu Ende.

Teinach, Montag den 30. Junius 1783.

Ich schrieb an Goethe, daß ich unmöglich nach Weimar komme, wozu ihm Frau Schultheß Hoffnung gemacht zu haben scheint. Reichardt schrieb ein paar Zeilen und die Melodie bei: Ein Veilchen auf der Wiese stand.

Gernsbach. Heinrich Funck.

An Gräfin Rapp, geb. von Rotberg.

(W. A. I. 4, 279.)

Zu dem Guten, zu dem Schönen
Werden wir uns gern gewöhnen,
An dem Schönen und dem Guten
Werden wir uns frisch ermuten:
So bedarf es deinen Wegen
Weiter keinen Reisesegen.

Diese Zeilen wurden 1833 im 7. Bande der »Nachgelassenen Werke«, S. 191, zum erstenmal abgedruckt mit der falschen, von Eckermann eingetragenen Überschrift: »An Gräfin Julie von Egloffstein.« In der zweibändigen Ausgabe von 1836/37 erscheinen sie unter der oben angeführten Überschrift mit dem Datum: »Den 7. Juli 1827.«

Die Berichtigung geht wohl auf den Kanzler v. Müller zurück, der unter seinen Gesprächen auch ein Blatt fand mit dem Datum 7. Juli, in dem es heißt: »Goethe war sehr mild, freundlich und mitteilend. Viel über die Gräfin Rapp. Lob meines Gedichts. Auslieferung des Stammbuchblattes für sie . . .«

Er selbst mag diese Aufzeichnung in das Jahr 1827 versetzt haben; in der dritten Auflage seiner »Unterhaltungen« (1904) findet sie sich als Nr. 219 in die Gespräche von 1826 gereiht, was Biedermann (Gespr. 2. Aufl. Nr. 2430) unbesehen übernimmt. Es ist aber auch diese Jahreszahl falsch. Müller notiert nämlich weiterhin: »Eckermann war da. Goethe sandte ihn mir zuliebe weg.« Am 7. Juli 1826 kann Eckermann nicht bei Goethe gewesen sein, denn er befand sich seit 6. Juni auf einer Reise nach Hamburg, Stade und Hannover, von der er erst am 14. Juli zurückkehrte. Müllers Bericht bezieht sich vielmehr au den 7. Juli 1825; für diesen Tag verzeichnet Goethes Tagebuch (W. A. I I. 10, 76): ». . Frühstück im unteren Garten zu Ehren der Generalin Rapp. Es fiel Regen ein. Mittags Dr. Eckermann. Nach Tische mit demselben das Verzeichnis der Denksprüche. Kanzler von Müller, das heutige Frühstück besprechend . . .« Die weiteren Gesprächsgegenstände hat Müller aufbewahrt.

Ich füge noch hinzu, daß Goethes Tagebücher weder am 7. Juli 1826 noch am 7. Juli 1827 der Gräf. Rapp Erwähnung tun.

Es kann demnach kein Zweifel obwalten, daß der Reisesegen für sie mit dem »7. Juli 1825« zu versehen ist und unsere Ausgaben in diesem Teil der Gedichte eine Umstellung vornehmen müssen.*)

Wien. Eduard Castle.



Das ursprüngliche Euphrosynen-Denkmal.

Eine österreichische Stimme über Goethe.

Unserem verehrten Ehrenmitglied und Obmann-Stellvertreter, Exzellenz Dr. Ruß, verdanken wir den Hinweis auf die folgende Stelle in »Oesterreichs Tibur. Herausgegeben von Dr. Franz Sartori. Wien, 1819 S. 250/51«.

»Eine Merkwürdigkeit anderer Art sind die Sammungen des verstorbenen Wapen- und Edelstein-Schneiders, Joseph Müller in Carlsbad, wozu Herr v. Goethe eine wissenschaftliche Beschreibung geliefert hat. Goethe's Verdienste um deutsche Sprache und Dichtkunst sind längst über alles Lob erhoben, aber nicht so sehr dürfte es wenigstens in Österreich bekannt seyn, wie dieser auf ferne Decennien wohlthätig wirkende Geist, als Präsident der herzoglich-sächsischen mineralogischen Societät in Jena, auch dieser Wissenschaft sein Augenmerk auf die vielwirkendste Weise schenkt. Wenn ich, wie alle Österreicher, die Mitglieder dieses Vereines sind, den Nahmen dieses Präsidenten unserer Gesellschaft mit Stolz ausspreche, so meinen wir dabey nicht den Ruhm, den er sich als Dichter, sondern das Verdienst, das er sich als Mineraloge und Geognost erworben hat.«

Euphrosyne.

Aus Weimar wird uns geschrieben: »M. v. Röllfeld sagt S. 25 von dem alten nach Goethes Entwurf von Döll ausgeführten Denkmal: »Ein Jahrhundert mit seinen Stürmen vernichtet mehr als eine schwache Säule, und so zerfiel auch diese in Schutt und Staub«. Ich weiß nicht, wodurch die Vf. zu dieser Angabe verleitet ist; in Wahrheit befindet sich das echte Denkmal, das in dem neuen nur abgeformt ist, noch durchaus wohlerhalten in dem alten Musäusschen Garten, und die Besitzerin Exc. Busch gestattet gern jeden Goethefreunde die Besichtigung. In den grauen Seeberger Sandstein treten die Konturen des Horenreliefs*) noch mit voller Schärfe hervor; nur an wenigen Stellen haben unbedeutende, kaum wahrnehmbare Ausbeßerungen stattgefunden. Mit seinem einfachen, von Grün umsponnenen Postament, auf einem abgeschiedenen, von alten Bäumen beschatteten Gartenplatz wirkt es viel stimmungsvoller als die moderne Nachbildung auf halber Höhe einer offenen, schräg abfallenden Wiese neben Goethes Gartenhaus.«

*) Die obigen Ausführungen bestätigen neuerlich das, was wir schon XXII. Bd., S. 10f. und S. 19 gelegentlich der Briefe des Kanzlers Müller an den Grafen Reinhard beobachtet haben. *Anm. d. Red.*

*) Vgl. Goethe an Döll 18. April 1799.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

ACHTUNDZWANZIGSTER BAND.

(JAHRGANG 1914.)

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

DR. RUDOLF PAYER VON THURN.



WIEN 1915.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/2, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVIII. Band. **Wien, 10. Juni 1914.** **Nr. 1—2.**

INHALT: Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereines. Vereinsjahr 1913. — Zu Goethes Familiengeschichte von Dr. Rudolf Payer von Thurn. (Mit einem farbigen Bilde des Herrn Rat aus Lavaters Sammlung.) — Das Rats-Diplom für Johann Caspar Goethe. — Goethes Quellen und seine Darstellung der Krönung Josef II. Von Dr. Siegfried Sieber. — Zwei Bilder zur Krönung Joseph II. — Wie Goethe-Anekdoten zustandekommen.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Samstag, den 21. März 1914, am Vorabende von Goethes Todestag, wurde im Anschlusse an den Vortrag des Obmannstellvertreters Dr. Alexander Ritter v. Weilen über Goethes Erwin und Elmire, der in nächster Nummer der ‚Chronik' zum Abdruck gelangt, die

XXXIV. ordentliche Jahres-Vollversammlung

unter dem Vorsitze des Obmannes, Geheimen Rates Dr. Gustav Marchet abgehalten.

Der Jahresbericht und der Rechnungsabschluß wurde ohne Debatte zur Kenntnis genommen und dem Ausschusse auf Antrag der Revisoren Prof. Ignaz Pölzl und Dr. Siegfried Norbert Rumpler das Absolutorium erteilt.

Da die dreijährige Funktionsperiode des in der Jahres-Vollversammlung vom 7. März 1911 gewählten Ausschusses abgelaufen war, wurde auf Antrag des Mitgliedes Prof. Dr. Karl Haas der Ausschuß in seiner bisherigen Zusammensetzung, bestehend aus den Herren: Univ.-Prof. Dr. Robert Franz Arnold, Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Hermann Brüch und Dr. Immanuel Brüch, Kustos Dr. Friedrich Ritter v. Egger-Möllwald, Schriftsteller Hans Feigl, Hofrat Dr. Eugen Guglia, Privatdozent Dr. Stephan Hock, Hofrat Karl König, Oberstkämmerer Dr. Karl Graf Lanckoroński, Hofrat Dr. Friedrich v. Maasburg, Geheimer Rat Dr. Gustav Marchet, Bibliothekar Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Geheimer Rat Dr. Viktor W. Ruß, Hofrat Prof. Dr. I. Schipper, Regierungsrat Dr. Gustav Waniek, Sektionschef Wilhelm Freih. v. Weckbecker, Univ.-Prof. Dr. Alexander Ritter v. Weilen, Herrenhausmitglied Prof. Kaspar Ritter v. Zumbusch per acclamationem wiedergewählt.

Im Namen der Generalversammlung sprach der Vorsitzende hierauf den Funktionären, insbesondere dem Schriftführer Dr. Hermann Brüch und dem Kassier Dr. Immanuel Brüch den besonderen Dank für ihre Mühewaltung aus.

Hierauf konstituierte sich der neugewählte Ausschuß und wählte zum Obmanne Geheimen Rat Dr. Gustav Marchet, zu Obmannstellvertretern Geheimen Rat Dr. Viktor W. Ruß und Univ.-Prof. Dr. Alexander Ritter v. Weilen, zu Schriftführern Dr. Hermann Brüch und Hans Feigl, zum Kassier Dr. Immanuel Brüch, zum Bibliothekar, Leiter des Museums und Redakteur der »Chronik«, Dr. Rudolf Payer v. Thurn.

Dem Jahresberichte entnehmen wir, daß in dem abgelaufenen Winterhalbjahre bisher drei Goethe-Abende abgehalten wurden: Am 10. Jänner 1914 sprach Univ.-Prof. Dr. Karl Siegel über: »Goethe und die spekulative Naturphilosophie«, am 28. Februar 1914 sangen Frau Annie v. Haager und Fräulein Jaroslava Simaček, auf dem Klaviere begleitet von Frau Mathilde v. Egger-Möllwald, Goethe-Lieder von Beethoven (»Mignon«, »Mailied«), Goldmark (»Mailied«), Brahms (»Serenade«), Mendelssohn (»Die Liebende schreibt«, »Suleika«), Johanna Müller-Hermann (»An die Entfernte«) Rubinstein (»Wanderers Nachtlied«), Schubert (»Wanderers Nachtlied«, »Geheimes«, »Rastlose Liebe«, »Lied der Mignon«), Spohr (»Gretchen«), Hugo Wolf (»Die Bekehrte«), am 21. März sprach Univ.-Prof. Dr. Alexander v. Weilen über Goethes Erwin und Elmire, und Fräulein Tilly Kutschera vom Hofburgtheater brachte das Goethische Drama selbst durch ihren vollendeten Vortrag, der die naiven Töne meisterhaft beherrschte und auch den sentimentalen und pathetischen Stellen voll gerecht wurde, zu tiefer Wirkung auf die Zuhörer.

Nachgetragen sei an dieser Stelle, daß auch am 17. April noch ein weiterer Goethe-Abend stattfand. Unser Ausschußmitglied Univ.-Prof. Dr. R. F. Arnold sprach über »Goethe und Cornelius« und erschloß uns in seiner lebendigen und anschaulichen Darstellungsweise aus der gesamten kunstgeschichtlichen Entwicklung der Zeit heraus an der Hand einer Reihe von Lichtbildern das Verständnis für das Wesen dieses großen Faust-Illustrators.

Unser Goethe-Museum hat im abgelaufenen Jahre manche wertvolle Bereicherung erfahren. Angekauft wurden u. a. Gipsabgüsse der Goethe-Büsten von Martin Klauer (1783) aus Weimar und Gottfried Schadow (1816) aus Berlin, geschenkt wurde von Herrn Kunsthändler Alfred Wawra ein prächtiges Aquarell des Alt-Wiener Malers Johann N. Geiger, Goethe in seinem Arbeitszimmer, von Geheimen Rat Dr. Viktor W. Ruß das Schreibzeug von Ulrike v. Levetzow und das Original von Goethes Brief an den Hofmechanikus Körner vom 10. Juli 1813.

Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins
Vereinsjahr 1913.

Einnahmen:	K	h	K	h
Guthaben:				
bei der Postsparkasse	2691	62		
Zinsengutschrift bei der Postsparkasse	23	67		
beim Kassier	236	49	2951	78
Mitgliedsbeiträge:				
a) bei der Postsparkasse	888	—		
b) beim Kassier	171	52	1059	52
Couponerlöse:				
Giselabahnaktie: Juli 1913, Jänner 1914	20	—		
Theißlos: Oktober 1913	4	—		
Couponerlöse von 3300 K Nom. Renten (b. d. Postspark.)	68	—	92	—
»Chronik«:				
Erlös für »Chronik« von Adolf Hölder			50	40
Subvention:				
(abzüglich des Quittungsstempels)			498	12
Guthaben des Kassiers			148	08
			4799	90

Ausgaben:	K	h	K	h
Diverse Auslagen	129	73		
Ankauf von Renten durch die Postsparkasse	2767	22	2896	95
»Chronik«			664	12
Museum			253	19
Goethe-Abende:			335	12
Guthaben bei der Postsparkasse			650	52
			4799	90

Bestand an Wertpapieren:

1 Giselabahn-Aktie III. Em. Nr. 36966 Nominale . . . . K 400·—
1 Theißlos Nr. 3449/81 Nominale . . . . » 200·—
4% Mairente samt Coupon Nominale . . . . » 3200·—
4% Novemberrente samt Coupon Nominale . . . . » 100·—
zusammen Wertpapiere Nominale . . . K 3900·—

Wien, 21. März 1914.

Prof. Ignaz Pölzl, Dr. Siegfried Rumpler
Revisoren.

Dr. Immanuel Brüch
dzt. Kassier.

Neue Mitglieder.

Boschan, Dr. Eugen v., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Oppolzergasse 4.

Blume Heinr., Dr., Professor, V., Gassergasse 9.

Doller Leo Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Hansenstraße 6.

Engel Felix, Bankbeamter, XVIII., Hofstattgasse 25.

Fiala Franz, Prokurist, XVII., Jörgertraße 7.

Geiershöfer Ida Frau, XV/1, Pouthongasse 9.

Goedl Ernst, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Operngasse 8.

Hann Martha v., Frl., XIX., Felix Mottlstraße 11.

Koch Max, Prof. Dr., Geheimrat, Breslau, XIII., Kaiser Wilhelmstraße 105.

Koller Marie, Baronin, IV., Gußhausstraße 3.

Schön A. B., Redakteur, XVII/1, Ottakringerstr. 48.

Thaler, Dr. Hans, Dozent, IX., Spitalgasse 27.

Willig, Dr. Ludwig, Notar, I., Petersplatz 14.

Wertheimer Paul, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, Wipplingerstraße 35.

Zu Goethes Familiengeschichte.

Von Dr. Rudolf Payer von Thurn.

(Mit einem farbigen Bilde des Herrn Rat aus Lavaters Sammlung.)

Vor mehr als einem Vierteljahrhundert hat unsere »Chronik« zum ersten Male eine Abbildung des Hauses gebracht, das Goethes Urgroßvater, der Hufschmied Hans Christian Göthe (geboren um 1623, begraben am 6. August 1694) in Artern an der Unstrut in der Grafschaft Mannsfeld erworben und bewohnt hat.[1]) Seither hat sich die Forschung eingehend mit Goethes Vorfahren beschäftigt: 1894 hat Heinrich Düntzer seine 1888 in den »Grenzboten« veröffentlichte Arbeit über das Geschlecht Textor, vermehrt durch die Ergebnisse seiner Forschungen über die Familie Goethe, die eine Menge Neues brachten, unter dem Titel »Goethes Stammbäume« in Buchform herausgegeben, 1900 hat Friedrich Schmidt, Volksschullehrer in Sangerhausen, »Goethes Vorfahren in Berka, Sangerhausen und Artern«[2]) auf Grund sorgfältiger Forschungen in den Kirchenbüchern und Gerichtsakten nachgewiesen, 1908 endlich hat Dr. Karl Knetsch[3]) nach den Grundsätzen der modernen Genealogie auf 30 Tafeln nicht weniger als 350 Personen zusammengestellt, von denen je ein Tröpflein Blut in Goethes Adern rann. Unter ihnen begegnet uns kein Geringerer als Lukas Cranach der Ältere, der in so naher Beziehung zu Weimar und seinem Fürstenhause gestanden ist. Was würde wohl der junge Goethe dazu gesagt haben, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte in dem weihevollen Augenblicke, als er zum ersten Male in der Weimarer Stadtpfarrkirche vor dem herrlichen Altarblatt des Meisters stand und die Empfindung hatte, daß dieser Anblick ihm allen Staub von der Seele wusch?[4])

Karl Kiefer hat sogar herausgebracht, daß Goethe und Charlotte Buff, die Werther-Lotte, einen gemeinsamen Ur-Ahnherrn, den Bürgermeister Henritze Kornmann in Kirchhain (um 1500) hatten, also eigentlich Blutsverwandte waren,[5]) wovon sich die beiden jungen Leutchen gewiß nichts träumen ließen. In der nächsten Nummer des »Deutschen Herold« (S. 192) hat Dr. Stephan Kekule v. Stradonitz sofort den Nachweis hinzugefügt, daß zwischen beiden außerdem eine Verschwägerung eingetreten ist, denn Charlottens ältere Schwester Karoline hat 1776 den Reichskammergerichtsprokurator Johann Jakob Dietz geheiratet, dessen Mutter, Susanna Lindheimer, eine leibliche Schwester von Goethes Großmutter, Anna Margarete Lindheimer, die Frau des Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor war.[1])

Vor drei Jahren endlich ist es G. Lutze gelungen, die direkten Vorfahren des Namens Goethe bis in die fünfte Generation hinauf zu verfolgen und mit dem Großvater des Hufschmiedes Hans Christian, Hans Göthe dem Ältern, der zwischen 1627 und 1630 in Berka gestorben ist, die Wurzeln des Goetheschen Stammbaumes bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts bloßzulegen.[2])

Im Jahre 1686 — hundert Jahre bevor Goethe seine italienische Reise antrat — hatte sich in »des Heiligen Römischen Reichs Freyen Wahl- und Handels-Stadt Frankfurt am Main« ein wandernder Schneidergeselle niedergelassen. Er war am 5. September 1657 zu Artern als Sohn des eingangs genannten Hufschmiedes Hans Christian Göthe auf den Namen Friedrich Georg[3]) getauft worden, war von dem groben Handwerk seines Vaters zu einem feineren übergegangen und hatte das Schneiderhandwerk, zu dem er »eine besondere Inclination und Lusten verspüret«, in seiner Vaterstadt erlernt, und dann, »umb sich weiter zu versuchen und in seiner erlernten Profession zu perfectioniren, löbl. Handwerksgebrauch nach sich in die Fremde und auf die Wanderschafft begeben«. Nach zwölfjähriger Wanderschaft, deren letztes Drittel er im Gelobten Lande der Kleiderkünste, in Frankreich, verbracht hatte, war er ins Vaterhaus zurückgekehrt. Aber dem weltgewandten Manne, der jahrelang in Paris und Lyon gearbeitet und mit höherer Kunstfertigkeit auch höhere Ansprüche von der Wanderschaft mit heimgebracht hatte, wurde es in dem thüringischen Landstädtchen gar bald zu enge. »Mit Konsens und Einwilligung seiner lieben Eltern« hat er, wie er selbst in seinem Gesuche um das Frankfurter Bürger- und Meisterrecht sagt, seinem Vaterland (= seiner Vaterstadt) »als einem geringen Ort, woselbsten wenig zu verdienen ist, valediciret«, und sich in Frankfurt, das er schon aus einer früheren Zeit seiner Wanderschaft kannte, häuslich niedergelassen. Durch seine Verheiratung mit der Schneidermeisterstochter Anna Elisabeth Lutz hat er das Bürger- und Meisterrecht erworben, durch

[1]) 2. Band (3. Jahrg.), Nr. 6 und 7 vom 20. Juni 1888, S. 25.

[2]) Druck von A. Schneider, Sangerhausen, Selbstverlag des Verfassers.

[3]) Goethes Ahnen, Leipzig, Klinkhardt & Biermann, 1908.

[4]) Brief an Herder vom 10. Juli 1776. Briefe, W. A. 3. Band, Seite 86.

[5]) »Der Deutsche Herold«, XXXVIII. Jahrg. Nr. 9, S. 149.

[1]) Vgl. Robert Sommer, Goethes Wetzlarer Verwandtschaft. Leipzig 1908.

[2]) Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, 9. Heft, Leipzig, Ludwig Degener, 1911, S. 63 ff.

[3]) Friedrich Georg Goethe, des Dichters Großvater Von Dr. R. Jung, in der »Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift«. Frankfurt a. M. 1899, S. 211 ff.

Fleiß und Tüchtigkeit — er war einer der gesuchtesten Damenschneider, der nicht nur für die vornehmsten Familien der Reichsstadt,[1]) sondern auch für die benachbarten Höfe, z. B. den Hessen-Darmstädter[2]) arbeitete — hat er es zu Ansehen und Wohlstand gebracht, so daß er 1705 in die höchste Steuerstufe eingerückt war. Seine erste Frau starb 1700. Durch seine zweite Heirat mit Kornelia Schelhorn, der Witwe des reichen Weidenhof-Wirtes an der Zeil in Frankfurt, hat er seinen Wohlstand noch vermehrt, und als er 1730 starb, zog sein jüngster Sohn Johann Kaspar von der Bahre des Vaters weg in die Fremde, aber nicht mehr wie Vater und Großvater als wandernder Handwerksbursche mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Ziegenhainer in der Hand, sondern als vornehmer Studiosus juris an die Universität Gießen. Es ist der spätere »Herr Rat«, der Vater des Dichters, dessen Bild in einer meisterhaften Reproduktion der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt nach dem Originale in Lavaters Sammlung in der k. und k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek (Nr. 6042) unserer heutigen Nummer beiliegt. Das prächtige Aquarell, das offenbar die Vorlage zu dem Stiche in den Physiognomischen Fragmenten gebildet hat, ist um dieselbe Zeit entstanden, wie das Bild des jungen Goethe, das wir vor einem Jahrzehnt[3]) zur Freude aller Goethe-Freunde der »Chronik« beilegen konnten. Es rührt von der Hand desselben Künstlers, des Malers Georg Friedrich Schmoll aus Ludwigsburg her. Seine Entstehung können wir auf den Tag genau festlegen: »Montag den 27 Juny [17]74« notiert Lavater in seinem Reisetagebuch:[1]) »Goethe war den Abend mit Schmoll, der Rath Goethe portrait heut kenntlich gezeichnet hatte, spazieren gefahren.« Es stellt also den Herrn Rat, der am 31. Juli 1710 getauft worden ist, knapp vor seinem 64. Geburtstage dar. Die »9. X. 1793« datierten holprigen Hexameter Lavaters sind mehr als zehn Jahre nach dem Tode Johann Kaspar Goethes († 25. Mai 1782) hinzugefügt worden.



Johann Kaspar Goethe.
Kupferstich. Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten, III, S. 221.

Während das zwei Tage vorher angefertigte Bild der Mutter,[2]) das wir uns für einen späteren Zeitpunkt vorbehalten, namentlich im Stich für die Physiognomischen Fragmente (Oktav-Ausgabe, Tafel CXLVII) den heftigen Widerspruch des Sohnes herausfordert,[3]) wird uns das Bild des Vaters als gelungen bestätigt: »Meinen Vater lass ausschneiden und brauch ihn als Vignette, der ist gut.«[4]) Das ist tatsächlich geschehen. Der Stich, den wir hier in der Größe des Originals wiedergeben, wurde auf S. 221 des Dritten Versuches als Schlußvignette verwendet. Lavater führt ihn mit den Worten ein: »Hier ein ziemlich ähnliches Bild des vortrefflich geschickreichen, alles wohl ordnenden,

[1]) Eine Rechnung des Schneidermeisters Friedrich Georg Goethe über Toiletten für die putzsüchtige Gattin des Syndikus Dr. Wolfgang Textor, die sogar das Reichskammergericht in Wetzlar beschäftigte, stellt den ältesten urkundlichen Beleg für die Berührungen der Familien Goethe und Textor dar. (Jung, S. 221 ff.)

[2]) Schmidt, S. 18.

[3]) XVIII. Band, S. 1 ff.

[1]) Heinrich Funck, Goethe und Lavater. Schriften der Goethe-Gesellschaft, XVI. S. 290, 34. und Goethe-Jahrbuch, XXIII, 192 f.

[2]) Ebenda, S. 28 f: »25 Jun. 74«: »Fr. Rath Goethe da. Große Freude über mitgebrachte Zeichnungen., Den Christus wolle sie in Copie er koste was er wolle — ich besahe ihr Miniatur Gemählde viel für sie. Schmoll fieng an sie zu zeichnen.«

[3]) »Cassir doch, ich bitte dich, die Familien Tafel von uns, sie ist doch scheuslich .... nur meine Mutter soll nicht so dastehn« an Lavater am 24. Juli 1775, Funck 47, 10 ff.

[4]) Ebenda.

bedächtlich — und klug — anstellenden — aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Vaters des großen Mannes.« Am 1. November 1776 schreibt der Herr Rat an Lavater: »Nun eine Bitte auch vor mich und meine Frau, d. i. einige Abdrücke unserer beyder Angesichter von Schmoll im Profil schattirt.« Drei Jahre später, am 13. Juni 1777, erbittet sich Frau Rat von Lavater Abzüge »von des Herrn Raths und meinem Gesicht«,[1]) und am 23. Februar 1779 »noch einige von des Herrn Raths Gesichter, die Herr Schmoll gezeichnet hat«.[2])

Dem Wesen des Herrn Rat sind die Biographen seines großen Sohnes nicht immer gerecht geworden. Neben dem leuchtenden Bilde der Mutter ist das seine — hier und dort sogar ohne Liebe gezeichnet — vielfach zu dunkel geraten, wozu freilich manche Briefstelle des Sohnes und seiner Jugendfreunde die Farbentöne geliehen hat. »Fast alle Angaben der Zeitgenossen über ihn stammen aus seinen früheren Lebensjahren und sind zumeist von jüngeren Leuten verfaßt, die für manches Herbe des Alters noch wenig Verständnis haben.«

Lebensdokumente von ihm selbst waren so gut wie gar nicht zugänglich. Erst seit uns P. v. Bojanowski einen Blick in das Tagebuch seiner italienischen Reise, von dem der Sohn in Wahrheit und Dichtung erzählt, hat tun lassen,[3]) seit Karl Ruland uns »Des Herrn Rat Haushaltungsbuch« erschlossen hat,[4]) sind helle, freundliche Töne in sein Bild gekommen. Einer Wienerin, Felicie Ewart (= Frau Hofrat Exner)[5]) war es vorbehalten, die Gestalt des Herrn Rat lebendig vor uns erstehen zu lassen und sie uns zugleich menschlich näher zu bringen. Vor wenigen Wochen erst ist Rudolf Glaser in den »Grenzboten«[6]), vielfach auf Felicie Ewarts Darstellung fußend, zu dem Ergebnis gelangt, daß Goethe sich nicht trotz seines Vaters, sondern wesentlich mit Hilfe desselben zu dem entwickelt hat, was er geworden ist.

Die Geschichte der Familie Goethe stellt uns das Bild eines langsamen, aber stetigen und wohlbegründeten Aufsteigens in immer höhere Gesellschaftsschichten dar: Von dem »rotzigen Bauern«, wie der Pastor von Berka den ersten urkundlich nachgewiesenen Stammvater Hans Goethe schalt,[1]) zum ehrsamen Handwerksmeister Hans Christian Goethe, dem Hufschmied, der neben dem Hammer auch die Feder zu führen versteht und in den Rat der Stadt Artern gewählt wird, von diesem zu seinem Sohne, dem feinen Damenschneider Friedrich Georg Goethe, der seine Kundschaft in fürstlichen Kreisen hat, und als einer der vornehmsten Hoteliers der Reichsstadt Frankfurt stirbt, um endlich in dem Juris Doktor und Seiner römisch-kaiserlichen Majestät wirklichen Rat Johann Kaspar Goethe die höchste Stufe deutschen Bürgertums zu erreichen.

Daneben aber blühten einzelne Zweige des Geschlechtes im Handwerkerstande fort, und reichten als Zeitgenossen, ja als Bruder und Vetter des Herrn Rat in Frankfurt selbst wohnend, noch in die Kinderjahre des Dichters hinein. Da war vor allem Hermann Jakob Goethe, der ältere Stiefbruder des Herrn Rat (getauft am 15. Mai 1697, begraben am 31. Dezember 1761), Zinngießermeister und Mitglied des Rats der Stadt Frankfurt auf der dritten, der Handwerkerbank, dessen Goethe in Wahrheit und Dichtung nirgends gedenkt, obwohl er ihn gekannt haben mußte, denn der Oheim war offenbar, wie aus der Gleichheit der Taufnamen hervorgeht, der Pate seines jüngeren, im zartesten Alter verstorbenen Bruders Hermann Jakob (1752 bis 1759). Besonders rege wird der verwandtschaftliche Verkehr zwischen den Familien der beiden Stiefbrüder allerdings kaum gewesen sein, das brachte schon der verschiedene Bildungsgrad, das brachte aber vor allem die grundverschiedene Herkunft der Frauen mit sich. Dazu kommt, daß die Quellen von der Gemütsart und den Umgangsformen des Zinngießermeisters, und namentlich seiner Frau Susanne Elisabeth Hoppe (1704—1778) wenig Erbauliches zu berichten wissen.[2]) Dennoch dürfen wir annehmen, daß der aufgeweckte Knabe wohl das eine oder andere Mal dem Oheim in die Werkstätte geguckt hat, und merkwürdig berührt es uns, wenn wir in dem Tagebuche des Geheimrates gerade um die Zeit, als der Plan zu Wahrheit und Dichtung in ihm zu reifen begann, lesen, wie er in Karlsbad am 4. Juni 1808 die Werkstätte eines Zinngießers besucht, beim Brennen der Zinnasche zusieht, und dann ein Handbuch der Technologie zur Hand nimmt, um sich eingehend über die Vorgänge zu unterrichten.

Die Akten des Reichshofrates im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien (Decisa 1808, Frankfurt, Schuhmacher contra Johann [*sic*] Göthe und Magistrat) wissen aber noch von einem anderen Goethe zu

[1]) Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster, Leipzig, 1904. I, 18.

[2]) Ebenda. I, 47.

[3]) Weimars Festgrüße zum 28. August 1899, Weimar, Hermann Böhlaus Nachf., 1899, S. 1 ff.

[4]) Ebenda, S. 55 ff.

[5]) Goethes Vater. Eine Studie von Felicie Ewart. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1899.

[6]) 73. Jahrgang, Nr. 6 vom 11. Februar 1914.

[1]) Lutze, S. 68.

[2]) Grotefend, Zur Geschichte der Familie Goethe. Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M., VI. Band, S. 227.

erzählen, von dem die Literatur bisher nur wenig Notiz genommen hat.[1])

Um das Jahr 1738, 53 Jahre später als Goethes Großvater, hatte sich wieder ein wandernder Handwerksbursche des Namens Goethe in Frankfurt niedergelassen. Er war ein Enkel des Hufschmiedes Johann Christian Goethe in Artern, also ein leiblicher Vetter des Herrn Rat und des Zinngießermeisters Hermann Jakob Goethe. Aber während Friedrich Georg Goethe, des Dichters Großvater, ein weltgewandter Mann mit guten Umgangsformen war, der ein feines Handwerk betrieb, war Christoph Justus Goethe nur ein »Schuhknecht«, d. h. ein Schustergeselle.[2]) Während des Dichters Großvater ein gesunder, kräftiger Mann war, der ein Alter von 73 Jahren erreichte und eine lebenstüchtige Nachkommenschaft hinterließ, war Christoph Justus Goethe »kleiner und schwächlicher Statur« und auch mit der Heirat scheint es ihm nicht geglückt zu sein. Sogar bei seinem Handwerk selbst hat er keine freundliche Aufnahme gefunden. Wie dies zugegangen, mögen die Akten selbst berichten:

Mit einer am 13. April 1750 beim Reichshofrat präsentierten Appellation wendet sich der Advokat Johann Friedrich Fischer von Ehrenbach »in Sachen der Geschwohrnen des Schuhmacher-Handwercks zu Franckfurth contra den Schuh Knecht Johann [sic] Justus Göthe und den löblichen Magistrat daselbsten« an Kaiser Franz I. und führt aus:

»Alß jezt gedachter Schu Knecht Göthe in dem abgewichenen 1749. Jahr bey denen Geschwohrnen des Handwercks sich umb das Meister-Recht gemeldet, haben letztere sich erkläret, daß Sie keinen Anstand hätten, Ihn darzuzulaßen, sobald er sich der Ordnung nach mit einem Geburths- und Lehr Brieff legitimiren würde. An beyden scheinet es dem Gegner zu fehlen, dahero derselbe hinter dem Handwerck mit einem Memoriale bey dem Franckfurther Magistrat eingekommen und gebetten, daß Er in so lange auff seine Hand arbeiten dürffe, biß sein Geburths- und Lehr-Brieff ankomme, worauff von gedachtem Magistrat laut der Anlaage sub Num. 1 den 18ten December ein Decretum dahin ergangen: daß man Ihm, wann Herr Göthe deß Raths, (So ein Zinngießer und wie aus der Gleichheit des Nahmens zu urtheilen, ein Verwanndter des Supplicanten ist) wegen des Supplicantens ehrlicher Geburth attestiren werde, mit dem Bürgerrecht willfahren, und ohne weiteren Anstand zum Meister Recht admittiren solle.

Hier ist nun gleich anzumercken, daß der Schu Knecht Göthe bey dem Magistrat solchen unverdienten Favor gefunden, daß Ihm würcklich mehr zugestanden worden, alß er selbsten gebetten, indeme aus besagter Anlaage sich ergiebet, daß Er zu Beybringung eines Geburths- und Lehrbrieffs sich schuldig erkennet, und nur verlanget, daß biß zu dessen Anlangung Ihm auf seine Hand, das ist, so viel, alß er selbsten, ohne Gesellen verdienen könne, zu arbeiten erlaubet werden möge, der Magistrat aber ist noch weiter gegangen und hat anstatt des erforderlichen Geburths-Briefs mit dem Zeugnuß eines einigen Zeugens, des Zinngießers und Rathsverwandtens Göthe, sich begnüget, und auff desselben Aussage Ihn nicht allein das Bürgerrecht gestatten, sondern auch ohne einige Erforderung eines Lehr-Brieffs zu dem Meister-Recht zulassen wollen.

Über letzteres hätte es sich wenigstens gebühret, das Handwerck vorhero zu hören, indeme nicht der Magistrat, sondern das Handwerck die sich meldende Gesellen zu Meistern macht, ein jedes Handwerck aber, wie in allen wohlbestellten Republiquen, also auch in Franckfurth zu Erhaltung guter Ordnung seine besondere von der Landes-Obrigkeit genehmigte Gesätze hat, nach welchen das Meister-Recht erlanget werden muß, welche in denen vorkommenden Fällen pro arbitrio et favore nicht aufgehoben und übergangen werden können,[1]) es ist aber die Göthische Supplic dem Handwerck niemahlen communiciret, noch dasselbe mit seiner erheblichen Gegen-Nothdurfft vernommen . . . . . worden.« Obwohl die Geschworenen des Handwerks »den Magistrat unterthänig gebetten haben, Sie mit des Rathsverwandtens Göthe ungenugsamen Attestation zu verschonen und den Schuh-Knecht, Johann [sic] Justus Göthe nicht allein zu einer ordnungsmässigenBeybringung eines Geburths- und Lehr-Brieffs, sondern auch zugleich dahin anzuweisen, daß er, bis solches geschehen, sich des Arbeitens auf seine Hand enthalten, und entweder feyerig oder bey einem Meister als Gesell in Arbeit gehen solle«, so seien sie doch nicht angehört, sondern einfach auf das dem Göthe erteilte Conclusum verwiesen worden. Darum wendet sich das gesamte Handwerk (eine Vollmacht mit den eigenhändigen Unterschriften von 155 Meistern ist dem Akte beigeheftet) mit der Bitte an den Kaiser, daß »der Ma-

[1]) G. L. Kriegk, Die Brüder Senckenberg, Frankfurt 1869, S. 332 f. Düntzer, Goethes Stammbäume, Gotha 1894, S. 112, 117, 120 ff.

[2]) »Lebensart hatte er weniger als ein Schuhknecht,« sagt der Höfling Friedrich Dominikus Ring von Klopstock. Charakteristiken von Erich Schmidt. Erste Reihe. 2. Aufl., S. 168.

[1]) § 4 der »von dem löbl. Magistrat der Stadt Frankfurth den 6ten Martij 1617 gegebenen Articuln« sagt: »Soll kein Fremder, der allhier nicht gebohren, zu einem Meister aufgenommen, noch zum Meisterstück zugelassen werden, er habe dann seinen ehrlichen Geburts und Lehrbrief, auch seiner Eltern Wohlverhalten und dass er drey Jahr bey einem redlichen Meister gelernet, auch in der Stadt drey Jahr continue bey einem oder mehrern Meistern gearbeitet und zum wenigsten noch 6 Jahr gewandert, genugsam beschienen.«

gistrat in die Schranken, aus welchen Er getretten zurück gewiesen werden möge«.[1])

Mit Reichs-Hofrats-Beschluß vom 8. Mai 1750 wurden »Burgemeister und Rath der Stadt Frankfurth«, aufgefordert, über den Inhalt dieses Rekurses umständlichen Bericht zu erstatten.

Am 17. September wurde der vom 18. August 1750 datierte Bericht des Magistrates beim Reichhofrate präsentiert. Der Rat will in dem Vorgehen des Schuhmacher-Handwerks »nichts anders, als eine sündliche Bedrückung seines ohne dem beklemmten unschuldigen Neben-Menschen und schnöde Verachtung der dießfalls interponirten in Recht und Billigkeit gegründeten obrigkeitlichen Erkänntnüssen« sehen und bittet zum Schlusse, der Kaiser wolle »dieße so frevelhaffte Appellanten ein vor allemahl von sich ab- und c u m c o n d e m n a t i o n e i n p o e n a m f r i v o l e a p p e l l a n t i u m zu gehorsamer Befolgung unserer gerechten obrigkeitlichen Decretorum . . . . zurückzuverweisen geruhen«. Um zu beweisen, daß seine Entscheidung »in Recht und Billigkeit gegründet« war, legt er zunächst ein Protokoll vom 6. Februar 1747 vor, in dem es heißt:[2]) »Comparebat Christoph Justus Göthe, Schuknecht von Mannsfeld, und zeigte an, wie Er vernommen, daß die bey Einem Hoch Edlen Magistrat eingekommenen Schuhknechte nunmehro in der Ordnung nach einander geschrieben werden sollten. — Nachdem nun aber Er Comparent in Anno 1745 bereits sich ebenfalls gemeldet, dato im 37ten Jahre stehe 9. Jahre in der Fremde, und würklich 9 Jahre dahier gearbeitet, und keinen ältern vor sich hätte, so wolle Er gehorsamst gebethen haben, auch auf ihn hochgeneigtest zu reflectiren. — Nachdem auch darauf die geschworne des Schumacher Handwerks vorbeschieden worden, und erschienen, so declarirten dieselbe, wie allerdings sich jetzt meldender Göthe für einen der qualifizirtesten anzusehen, wie dann besonders der Geschworne Müller attestiret, daß Er in der Zeit von 3 Jahren, da Er bey Ihm in Arbeit gestanden, sich allezeit ehrlich und redlich bey ihm aufgeführet. Wann anhero bey so bewandten Umständen in Errichtung der Classification beliebt worden, Supplicanten Göthe, als den ältesten und der denen Artikeln am Besten satisfaciret denen andern in so weit vor zu ziehen, daß Er immediate nach dem Ackermann und also in die 2te Classe eingeruckt werden solle.« Es sei also gar nicht einzusehen, warum das Handwerk plötzlich anderen Sinnes geworden sei, zumal es Christoph Justus Göthe an einem Geburts- und Lehrbrief nicht ermangle, was überdies »unser Mit Raths-Freund Göthe (als ein t e s t i s o m n i e x c e p t i o n e m a j o r)« bezeugen könne.

Beilage D besagt: Christoph Justus Göthe habe sich sogar mit einem Immediat-Gesuch an den König von Preußen gewendet, »daß Ihm zu Vollziehung seiner Heyrath in Frankfurt am Mayn seine Geburths- und Lehr-Brieffe vom hiesigen (d. i. Mansfelder) Magistrat gegen die gewöhnliche Gebühren ausgefertiget werden mögten, wogegen Er sein allhier zu hoffen habendes Väterliches Erbe, so überhaupt 100 Rthr. betragen soll, der Recruten Casse cediren wolle.«

Daraufhin erstattet Schultheiß und Rat von Mannsfeld an den »Königl. Preuß. Kriegs- und Domainen Rath des Herzogthums Magdeburg und der Grafschaft Mannsfeld« v. Fuchs, am 9. Jan. 1750, folgenden Bericht:[3]) »Ew. Hochwohlgeb. berichten Wir hierdurch auf Erfordern gehorsamst, daß der Schuknecht Christoph Justus Göthe zu Frankfurth am Mayn ad 1) zu seinen väterlichen Erbtheile mit denen gesamleten Interessen 102 Rthr. 23 Gr. 17 Pf. haben sollen, dieses Geld aber bereits den 25ten octobris 1746 an die Königl. Preusische Invaliden Casse nacher Berlin eingesendet worden, . . . dahero 2) demselben in Seinen Gesuch ganz wohl gefüget werden könnte, in Betracht derselbe schon vor Errichtung der Cantons weggewandert, und nur, wiewohl mit einem unrechten Nahmen, Adam, enrolliret worden, auch sonsten von Statur klein und kränklich gewesen; welches dann ad 3) . . . hinlänglich seyn wird, dem guten Menschen, welcher hier bey Meister Rangen gelernet und ein gutes Lob mit sich weggenommen, zu favorisiren . . . .« Trotzdem entscheidet Friedrich der Große (Berlin, 27. Februar 1750), »daß demselben der Lehr- und Geburts-Brieff zurückgehalten und nicht nachgeschicket werden soll, weil lezteres die Leuthe verwahret, außer Landes zu gehen«. Am interessantesten ist jedoch der folgende Auszug aus dem Mannsfeldischen Kirchenbuche, der als Beilage Lit. C. in Abschrift vorliegt:

Salutem L.(ectori) B.(enevolo) a fonte Salutis J.(esu) C.(hristo).

Anno 1697 d. 6. 8bris ist Meister Hanß George Göthe, Hufschmidt bey Ihro hochgräffl. Gnaden Johann Georgen, Graffen und Herrn zu Manßfeld, mit der damahligen Jungfer Maria . . . . , Mädgen bey hochgedachten Graffens Frau Gemahlin nach dreymahligem ordentlichem Aufgebott, ehrlich und honett in die Schloßkirche zu Artern geführet und daselbst copuliret worden;

[1]) Diesem Akte ist als Beilage Nr. 7 ein Notariats-Instrument vom 12. Februar 1750 aus der Kanzlei des Notars Johann Georg Eybinger angeheftet, dessen Schriftzüge eine große Ähnlichkeit mit denen der Frau Rat aufweisen; namentlich das sonderbare G der Frau Rat (vgl. »Chronik«, IX. Band, S. 44 f.) zeigt genau denselben Duktus. Sollte dieser Notariatsschreiber etwa der Schreiblehrer der Frau Rat gewesen sein? — [2]) Beilage Lit. B. — [3]) Beilage Lit. D. in Abschrift.

Nach diesem ist selbiger sogleich von dem Herrn Graffen auf das Mannsfeldische Schloß zum Huff-Schmidt daselbst genommen worden, und hat Er darauf folgende Kinder taufen und begraben laßen, ist auch endl. in Mannsfeld selbst mit seinem Weibe seel. verstorben, Wie solches folgender Extract aus dem Mannsfeldischen Kirchenbuche besaget:

Extract aus dem Manßfeldischen KirchenBuche:

A° 1699 d. 10ten 8br. ist Mstr Hanß George Göthens, Huffschmidts auf dem Schloße Mannsfeld ein Töchterlein in der Schloß-Kirche getaufft worden, Nahmens Amalia Dorothea

Die Pathen waren

1.) Die hochgebohrne Comtesse Erdmuth Amalia, Gräffin von Solms
2.) Herr Carl Heinrich von Wildenstein, hochgräffl. Forstmeister
3.) Jungfer Anna Dorothea Scholininßen, des gräffl. Amts Schreibers Tochter.

A° 1701. d. 3t Januar: ist Mstr Hanß George Göthen dem gräffl. Huff-Schmidt ein Söhnlein in der Schloß-Kirche getaufft worden, Nahmens Johann Haubold,

Die Pathen waren

1.) Herr Johann Haubold von Einsiedel, Hoff Cavallier.
2.) Frau Scholininßen, des gräffl. Amts-Schreibers Eheliebste
3.) H Jacob Priller, gräffl. Amts-Rath zu Closter Manßfeld

A° 1702 d. 27t 8br. ist Mstr Hanß George Göthen, dem Manßfeldischen gräffl. Huff-Schmiede ein Töchterlein in der Schloß Kirche getaufft worden, Nahmens Maria Margaretha

Die Pathen waren

1.) Herr Theodorus Jasche, gräffl. Küchen Schreiber
2.) Jungfer Maria Christiana Prillerin, des gräffl. Amts-Raths Tochter
3.) Frau Margaretha Müllerin, H. Mathias Müliers, Rathsherrns alhier Ehefrau

A° 1707 d. 5ten Januar: ist Mstr Hans George Göthens, Huffschmidts auf dem Schloß Manßfeld Söhnlein getauft worden, Nahmens Heinrich Andreas:

Die Pathen sind geweßen

1.) Jungfer Sophia Crusiußin, der Fr. Gräffin von Mannsfeld Cammer-Mädgen
2.) Monsieur Heinrich Rödiger von Horn, des hießigen königl. Preußischen Kriegs-Commis-sarii jüngster Sohn
3.) H Friederich Andreas Tieman, Gräffl. Consistorial und Regierungs-Secretarius auß Eißleben

A° 1711 d. 19ten Julii Wurde Mstr. Hanß George Göthen in der Schloßkirche zu Manßfeld, weilen Er ein Hoff-Bedienter und der verwittibten Frau Gräffin Huffschmidt ist, ein Söhnlein getaufft, Nahmens Christoph Just

Die Pathen waren

1.) Ihro Hochgräffl. Gnaden die Verwittibte Frau Gräffin von Mansfeld, geb. Gräffin von Stollberg Louisa Christina
2.) Der hochgebohrne Graff und Herr Just Christian von Stollberg, Oranienburg Roßla p. p. iüngster Bruder der Fr. Gräffin von Mansfeld, deßen Stelle, weilen Er abweßend, vertrat, H Johann Jacob Priller gräffl. Manßfeld. Amts-Rath
3.) Der hochgebohrne Graff und Herr Christoph Friederich Graff von Stollberg, Wernigerode, Hohenstein p. p. ältester Bruder der Fr. Gräfin von Manßfeld, deßen Stelle, weilen Er abweßend, vertrat der gräffl. Hoffmeister Herr Haubold von Einsiedel.

A° 1699 d. 3 9bris ist Mstr Hanß George Göthens einziges Töchterlein: Nahmens Amalia Dorothea auf hiesigen Gottesacker begraben worden.

A° 1703 d. 21ten Jan: ist Mstr. Hans George Göthens des Huffschmidts Töchterlein mit der halben Schuhl begraben worden, Nahmens: Maria Margaretha.

A° 1709 ist Mstr. Göthens des Hufschmidts Söhnlein, Nahmens: Heinrich Andreas gestorben und den 23t Aug. auf hießigen Gottesacker mit der halben Schuhl begraben worden.

A° 1726 d. 30t Xbris ist Mstr Hanß George Göthe, geweßener Huff- und Waffenschmidt auf dem Schloß Manßfeld mit der halben Schuhl begraben worden.

A° 1727 d. 31t Januar ist Mstr Hanß George Göthens hinterlaßene Wittib mit der halben Schuhl begraben worden.

A° 1731 d. 22t Januar ist Mstr. Johann Haubold Göthe, Burger Huff- und Waffen-Schmidt alhier mit der halben Schuhl begraben worden.

Daß nun Vorstehendes aus obged. Kirchen-Buche von Wort zu Wort extrahiret worden, auch solchergestalt von des seel. Mstr Hans George Göthens mit seiner Ehefrau aus einen reinen und keuschen Ehebette gezeigten Kindern, keines mehr als deßen iüngster Sohn Christoph Just Göthe noch am Leben, sich auch sonst gar keine Freunde mehr hießiges Ortes befinden, und der noch lebende Christoph Just Göthe ehrlich gebohren, sich auch in seinen Lehr Jahren und so lange Er sich hier aufgehalten, from, ehrlich und christl. verhalten; Solches habe hierdurch unter meiner eigenen Hand und Siegel attestiren sollen und wollen.

Manßfeld d. 1t Junii 1750

(L. S.)

M: Johann Nicolaus Rosenhayn
general Decanus der Graffschaft Mansfeld,
Assessor Consistorii primarius des Manß-
feld. Consistorii und Pastor zu Schloß und
Thal Mansfeld.

Der Hufschmied Hans Georg Goethe, von dessen Nachkommenschaft Friedrich Schmidt, S. 16, gar nichts Zuverlässiges zu berichten weiß (wohl deshalb, weil sie schon 1731 bis auf den auf der Wanderschaft befindlichen Christoph Justus Göthe ausgestorben war), war ein Sohn des Hufschmiedes Hans Christian Göthe, somit ein jüngerer Bruder von Goethes Großvater. Während aber die Nachkommenschaft eines älteren Bruders, des Tischlers Hans Philipp Goethe, die in Friedberg in Hessen lebte, in Verbindung mit der Familie des Dichters gestanden zu sein scheint (Goethes Großmutter steht Pathe, der Name des Herrn Raths erscheint in der Konkursmasse),[1]) während in Dichtung und Wahrheit von den armen Verwandten in Friedberg ausdrücklich die Rede ist, findet der Schuster Christoph Justus Goethe ebensowenig als der noch näher stehende Zinngießer Hermann Jakob Göthe Erwähnung.

Dagegen tauchen in dem Matriken-Auszug wiederholt zwei Namen auf, die im Leben des Dichters eine Rolle gespielt haben, die Namen Stolberg und Einsiedel.

Von den drei Geschwistern Stolberg, der Gräfin Louise Christine (geboren 1675, gestorben am 16. Mai 1738), am 11. Dezember 1704 vermählt mit Johann Georg III. Grafen v. Mannsfeld, der 1710 stirbt; am 11. Mai 1712 zum zweiten Male vermählt mit Christian Herzog zu Sachsen-Weißenfels, Justus Christian (geboren 24. Oktober 1676, gestorben 17. Juni 1739) und Christoph Friedrich (geboren 18. September 1672, gestorben am 22. August 1738), ist der Letzgenante der Großvater der Brüder Leopold und Christian und der Gräfin Auguste. Das fünfte von den neun Kindern aus seiner Ehe mit Henriette Katharina Freiin v. Bibrau und Modlau ist nämlich der am 9. Juli 1714 geborene Graf Christian Günther, der Vater der Dichter-Brüder. (Zedler, Universal-Lexikon, 40. Band, S. 362 f.)

Von der weitverzweigten Familie v. Einsiedel verzeichnet Zedler (3. Band, S. 589 f.) zwei Mitglieder mit den Vornamen Hans Haubold: Hans Haubold von Einsiedel auf Vatterode, Anhalt-Zerbstischer Vizepräses und Landrichter, geboren 1679, und Hans Haubold v. Einsiedel auf Kesselshayn und Eula, geboren 1676. Ob und wie diese mit dem Oberhofmeister der Herzogin Anna Amalia Hildebrand v. Einsiedel zusammenhängen, ist mir augenblicklich nicht möglich festzustellen.

Mit Reichshofrats-Beschluß vom 24. November 1750 wurde der Bericht des Magistrates der Schuhmacher-Zunft zur Gegenäußerung »communicirt«. Diesmal tritt für das Handwerk ein anderer Anwalt, Achatius v. Klerff ein, der in seiner am 26. März 1751 präsentierten Gegenschrift eine besonders scharfe Feder führt und die volle Schale der Ironie über den Magistrat wie über den Zeugen Jakob Hermann Göthe ausgießt:

[1]) Schmidt, ebenda.

»In der Stadt Frankfurt ist eine eigene besondere Verfassung, welche man nicht leicht anderwärts antrifft: die Consulenten oder Syndici werden zu denen deliberationibus des ganzen Raths nicht zugelaßen, und also haben alle Sachen, so daselbst vorkommen, keinen Referenten, sondern sobald eine Supplic verlesen, wird auf gut Glück, und nach eines jeden Einsicht und Leidenschafft votirt, und wann sich jemand durch ein ausgefallenes Conclusum beschweret erachtet, und dargegen ein in Rechten erlaubtes Remedium ergreiffet, so werden alsdann erst die Acta einem derer Syndicorum zu dem Ende zugestellet, daß er defendiren soll, was bey Rath die Majora überschnellet, es mag der Schluß lauten wie er will. Da nun einem solchen Mann keine rationes decidendi an Hand gegeben werden, sondern er dieselbe erst aussinnen muß, so wird gar öfters ein Argument mit Haaren herbeygezogen, von welchem der Concipient als ein vernünftiger Mann in seinem Gewißen überzeuget ist, daß es den Stich nicht halte, es gehet aber niemahlen anders, wann man aus Tag Nacht, und aus krum gerad vi officii machen, oder deutlicher zu sagen, etwas defendiren soll, was nicht zu defendiren ist.«

Nachdem er die vom Magistrat vorgebrachten Argumente zu widerlegen versucht hat, fährt er fort: »Nicht besser siehet es um den angezogenen testem omni exceptione majorem, den Feuer-Handwercks-Raths Verwandten und Zinngießer Goethe aus. Vermuthlich wird die demselben beygelegte Eigenschafft einer Unverwerfflichkeit in dem Raths Glieds axiomate liegen sollen, welches man auf seinem Werth beruhen läßet, und nur so viel dabey anmercket, daß ein Raths-Glied kein doppelter, sondern einfacher Mann seye, mithin dessen Aussage allezeit unzulänglich bleibe, unus enim testis nullus testis, et manifeste sancitum est, ut unius testis responsio non audiatur, etiamsi praeclarae curiae honore praefulgeat,[1]) das ist, wann er schon ein Frankfurter Rathsherr ist.« Wem würde bei diesem kecken Einwand nicht die Stelle aus Dichtung und Wahrheit in den Sinn kommen, wo Goethe uns durch das Frankfurter Rathaus, den Römer, geleitet und das Sessionszimmer des Rates beschreibt: »Bis auf eine gewisse Höhe getäfelt, waren übrigens die Wände so wie die Wölbung weiß, und das ganze ohne Spur von Malerei oder irgend einem Bildwerk. Nur an der mittelsten Wand in der Höhe las man die kurze Inschrift:

Eines Manns Rede
Ist keines Manns Rede:
Man soll sie billig hören Beede.«

[1]) Corpus Juris Cap. 9 de Testibus.

Aber auch der Dekan Rosenhayn geht nicht leer aus: »Des Mansfeldischen General Decani Rosenhayn Attestat aus dem Kirchenbuch würde mehreren Glauben verdienen, wann derselbe es blos bey dem Auszug aus gedachtem Buch gelaßen, und kein Vor- und Nachrede vor sich dazu gemacht hätte, welche die Sache selbst um so mehr verdächtig machen, als der Extract aus dem Kirchen-Buch erst von denen Kindern, und wann dieselbe getaufft worden, anfängt, von welchen gar nicht zu zweifflen, daß sie gebohren und getaufft worden, da hingegen die Verheyrathung des Hanß Georg Göthe, als des Appellati angegebenen Vatters, worauf es doch vornehmlich ankommt, aus keinem Buch genommen, sondern von dem General-Decano aus seinem Kopff darzu gesezt zu seyn scheinet, weilen nicht gebräuchlich, daß andere Lebens-Umstände in dergleichen Bücher getragen werden, wie zum Exempel derjenige ist, daß Hanß Georg Göthe nach seiner Verheyrathung sogleich von dem Grafen auf das Manßfeldische Schloß zum Huff Schmid daselbst angenommen worden, ja wann dieses, und die Copulation in einem beglaubten Kirchen-Buch stünden, würde die rubric

Extract aus dem Mansfeldischen Kirchen-Buch

gleich vornen, und nicht erst nach der relation über die Copulation gesezet worden seyn.«

Zum Schlusse behauptet der Anwalt der Schuhmacher-Zunft, daß »der Appellat, wenn ihm schon das Lob eines tüchtigen Arbeiters nicht abgesprochen werden kann, dannoch theils wegen der offenbaren bösen Folgen, theils auch um deswegen keinen favorem verdienet, weilen derselbe nach der beglaubten Anlag Sub Nr. 14 bey der Einschreibung sich freywillig schrifftlich anheischig gemacht, in das Handwerk zu heyrathen, nunmehro aber dem ganz sicheren Vernehmen nach eine andere Person zu ehelichen gesonnen seyn soll, welches Appellantes bei dem Unterrichter nicht einmahl anführen mögen, damit es nicht den Schein gewinne, als ob es Ihnen mehr um Unterbringung einer Tochter, als um die Handhabung der Geseze zu thun seye.«

Am 9. September 1752 wies der Reichshofrat im Namen des Kaisers die Beschwerde der Schuhmacherzunft als unbegründet ab. »Als dieser Spruch dem Handwerk verkündigt wurde, wäre beinahe ein Aufruhr entstanden: eine Anzahl von Meistern that sich zusammen und drohte laut, man werde dem Goethe das Leder in Stücke schneiden. Erst als diese Meister in Haft genommen worden waren, hörte der Widerstand auf. Nun erst (Januar 1753) wurde Christoph Justus Göthe als Bürger und Meister aufgenommen.«[1])

[1]) G. L. Kriegk, Die Brüder Senckenberg, S. 333.

Das Rats-Diplom für Johann Caspar Goethe.

(Nach einer beim Nobilitierungs-Akte Johann Wolfgang Goethes im Adels-Archive des k. k. Ministeriums des Innern in Wien erliegenden Abschrift.)

Kayserlicher Raths Titul

für Johann Caspar Goethe J: U: D: Frankkfurth den 16ten May 1792 Strauß

Wir Carl der VIIte (totus titulus) Bekennen offentlich mit diesem Brief, und thun kund allermännig-lich, wie wohl Wir aus Römisch-Kayserlicher Höhe und Würdigkeit, darein der allmächtige Gott Uns gesetzet hat, auch angebohrner Güte und Mildigkeit allezeit geneigt seynd, aller und jeder Unserer und des heyl: Reichs, auch Unserer Erb-Königreich, Fürstenthumen, und Landen Unterthanen und getreuen Ehr, Nutz, aufnehmen, und Bestes zu betrachten, und zu befördern: So seynd Wir doch billig mehr gewogen, diejenige, welche Uns, dem Heyl: Reich, und Unserem Chur Haus vor anderen mit getreuer Dienstbarkeit anhängig seynd, mit sonderbaren Kay: Gnaden zu bedencken.

Wann Wir nun gnädiglich angesehen wahrgenommen und betrachtet die Ehrbarkeit, Redlichkeit, gute Sitten, Vernunfft, Fähig- und Geschicklichkeit, Wormit vor Unserer Kay: May: Unser und des Reichs lieber getreuer Johann Caspar Goethe angerühmet, und dabey allergehorsamist vorgebracht worden, was gestalten Er durch den auf verschiedenen Teutschen Academien in denen Studiis gelegten Grund, und deren völligen Vollendung sowohl als nachhero bey Unsern und des Reichs Cammer-Gericht zu Wetzlar, dem Reichstag zu Regenspurg, und Reichs-Hof-Rath viele Jahre hindurch verlehrnete Reichs Praxeos, soffort auf Reisen geschöpfte Einsicht verschiedener vornehmen Staaten Sitten und Gebräuche, die erforderliche Eigenschafften und Erfahrenheit Uns und dem gemeinen Weesen nützlich- und erspriesliche Dienste leisten zu können löblich erreichet und überkommen habe, auch davon werckthätige Proben abzulegen und bis in seine Grube damit gegen Uns und das wehrte Vatterland fortzufahren des allerunterthänigsten Erbiethens ist, wie Er dann wohl thun kann mag und soll,

So haben Wir demnach aus jetztbemeldten und anderen Uns bewegenden Ursachen obernannten Johann Caspar Goethe auf sein unterthänigste Bitte, die Gnad gethan und ihn zu Unsern würckl: Kayserl. Rath gnädiglich gewürdiget an- und aufgenommen, Thun auch solches mit wohlbedachtem Muth, gutem Rath und rechtem Wissen hiermit in Krafft dieses Briefs, und meinen, setzen, und wollen, daß mehrberührter Johann Caspar Goethe nun und hinfüro Unser würkl: Kayserl: Rath seyn, sich also nennen und schreiben, auch von männiglich dafür erkennet, geehret und gehalten werden, auch sonsten allen Vorgang, Ehr, Würde, Vortheil, Recht und Gerechtigkeit, wie andere Unsere Kayserl: Räthe haben, sich derselben freuen, gebrauchen. und genießen solle und möge, von allermänniglich ohnverhindt. Doch solle Er Unsere geheime, wo und wie die von Uns oder sonsten denen Unserigen, an ihn gelangen werden, nicht allein bis in seine Grube verschwingen, sondern auch nach seinem besten Wissen und Vermögen, Unser und des Vatterlends Beste und Frommen beförderen, Schaden warnen, und durch sich selbsten oder andere, was darzu gereichen kann, fleissig berichten, auch zu Beobachtung Unsers Kayserlichen Ansehens jederzeit dahin bedacht seyn, sich ehrbarlich, nach Teutscher Redlichkeit zu halten, und keinen in Königlichen oder deren Churfürsten und Ständen des Reichs Diensten stehenden Räthen gleiches Stands weichen, und sonst alles anders thun und leisten, was einem getreuen Rath gegen seinen Kayser, Oberhaupt und Herrn zu thun gebühret, und wohl eignet, immassen dann wie gemelt, Unser Kays: gnädigstes Vertrauen in sein des Johann Caspar Goethe Persohn ohne dem gestellet ist, getreulich und ohne Gefährde.

Mit Urkund dieses Briefs besiegelt mit p.
Frankfurth den 16. May 1742.

Goethes Quellen und seine Darstellung der Krönung Josefs II.

Von Dr. Siegfried Sieber (Aue in Sachsen.)

Goethes Schilderung von der Krönung Josefs II. ist in erster Linie Darstellung, nicht Quelle. Das wird uns sofort deutlich, wenn wir uns erinnern, daß Dichtung und Wahrheit nach längeren Vorarbeiten erst seit 1811 niedergeschrieben wurde. Nach den Feststellungen von Karl Alt[1]), der sich auch mit Goethes Krönungsbeschreibung eingehender beschäftigt hat, ist der Abschnitt über die Krönungsfeierlichkeiten im April und Mai 1811 verfaßt worden, also bald 50 Jahre nach den Ereignissen. Es ist von vornherein klar, daß Goethe eine so umfassende und bis ins einzelne gehende Darstellung nur auf gründliches Quellenstudium basieren konnte. Wie überhaupt in

[1]) Karl Alt, Stud. z. Entstehungsgesch. v. Gs. D. u. W. Münch. 1878. S. 66.

Dichtung und Wahrheit »strenge Bücherarbeit steckt«.[1]) Wir treffen hier also auf den Historiker Goethe, dessen Bedeutung ja durch die Farbenlehre, die Biographie Winckelmanns, oder die Schilderung seiner Vaterstadt und des Reichskammergerichtes gekennzeichnet wird. Von unserm besondern Standpunkt aus dürfen wir aber auch des Folkloristen Goethe gedenken, der mit seinen Bildern vom römischen Karneval »Beachtenswertes in der Geschichte objektiver Völkerbeschreibung«[2]) geleistet hat, und der so gern die Volksbelustigungen darstellt.

Die Quellen, aus denen Goethe schöpfte, sind zum größten Teile schon von Alt[3]) geprüft worden. Namentlich hat er die Abhängigkeit Goethes vom Sergerschen Krönungsdiarium[4]) bemerkt und hauptsächlich für die Schilderung des Einzuges des Herrschers oft wörtliche Übereinstimmung nachgewiesen. Dafür, daß Goethe das »Ehrengedächtnis«[5]) benutzt hat, ist anzuführen, daß dort die kurpfälzische Illumination erwähnt ist und ebenso die »Waldrappen«[6]) vorkommen. Lersner[7]) und Kirchner[8]) haben vermutlich den allgemeinen historischen Zusammenhang und den Hintergrund geliefert, wenn auch ihre unmittelbare Einwirkung nicht speziell für unsere Stellen nachzuweisen ist. Letztere beiden Bücher befanden sich unter den zur Abfassungszeit für Goethe aus der Weimarer Bibliothek entliehenen Werken[9]). Ebenso verhält es sich mit Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges, den Goethe auch sonst benutzt hat und wo I S. 35 die Szene zwischen Plotho und dem Notar Aprill zu finden ist. Die rührende Begegnung zwischen Kaiser Franz und dem Landgrafen von Hessen stammt vielleicht aus dem (mir nicht zugänglichen) »Ehrengedächtnis des Landgrafen Ludwig IX.« (gleichfalls der Weimarer Bibliothek entlehnt). Aus Johann Friedrich Seyfarts Buch »Geschichte Kaiser Franz I. Nürnberg 1766« sind wahrscheinlich einzelne von Alt angeführte Stellen benutzt worden. Weiter hat Goethe sicherlich die Diarien von der Krönung Karls VII. und Franz I. gekannt, aus letzterem stammen namentlich die Bemerkungen über Maria Theresia[10]) und die Überbringung des Krönungsdekrets durch den Landgrafen von Hessen.[11]) Eben daher leitet sich seine Kenntnis von dem Ochsenschädel, den die Weinschröter in ihrem Schrothaus aufgehängt hatten[1]). Auf das Diarium von Karls VII. Krönung geht vermutlich die Erwähnung der sechs isabellfarbigen Pferde zurück, die dort eine große Rolle spielen. Eine besonders wichtige Quelle für Goethe war die Skizze, die sein Großoheim Johann Michael v. Loen in seinen »Kleinen Schriften«[2]) von der Krönung Karls VII. entworfen hat. Die Verrichtung der Erbämter fand er bei Loen so lebhaft gezeichnet, daß er sich lieber daran hielt, als an die langweiligen und breiten Aufzählungen der Diarien. Von dem preisgegebenen Haber (Goethe schrieb ursprünglich Haber wie Loen, änderte das später in Haferhaufen[3])) heißt es bei Loen[4]), »einige faßten ihn in Säcke, worinnen andre Löcher schnitten« Vgl. Goethe W A 26, 325), oder vom Verteilen des Geldes »man sah um den Erbschatzmeister herum nichts als Hände und Gesichter. Je mehr die Münzen durch die Luft flogen, desto mehr regte sich der dicht zusammen gepreßte Hauffe[5]).« Vgl. Goethe: Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden.« Bei Loen ist ferner das Abbrechen der Ochsenküche sowie andere Vorgänge ähnlich wie bei Goethe geschildert. Besonders beweiskräftig ist aber eine Stelle, nach deren Herkunft schon Alt vergeblich gesucht hat: Das Ausheben des Pflasters unterm Tor für die Einfahrt des kaiserlichen Wagens. Bei Loen[6]) gilt es der Staatskutsche des Kurfürsten von Köln: »Ihr Gebäude ist eigentlich nicht größer, als andere Kutschen auch, allein die geschnitztem Zirrathen, die man oben auf der Decke angebracht hat, haben sie dermaßen erhöht, daß man . . . ein Thor in dieser Stadt hat tiefer graben und das Pflaster aufnehmen müssen.« Diese Stelle verwendet Goethe, benutzt aber zur weiteren Illustrierung (Spiegelglas, Krone, Adler, Genien usw. am Wagen des Kaisers) Angaben des Diariums, woher auch die Bemerkung über die Kramladendächer stammt. Man sieht also schon hier, wie eigenartig Goethe verschiedene Quellennotizen ineinander gearbeitet hat. Wahrscheinlich hat er noch mehr von Loen entnommen als bloße Schilderung der Vorgänge. Loen hat einmal während der Festzeit »Hausarrest«,[7]) allerdings wegen eines Schnupfens. Da kommen Freunde und erzählen ihm, was sich inzwischen zu-

1) G. Roethe, D. u. W.; Ber. d. Fr. deutsch. Hochstiftes. N. F. 17. 1901. S. 8.
2) Kurt Jahn, Goethes D. u. W.; Halle 1908. S. 53.
3) Alt, 31.
4) Diarium d. Wahl u. Krönung Josefs II. Mainz 1769/71. F. E. Serger.
5) Ehrengedächtnis von der Wahl u. Kr. J. II. Augsburg 1768.
6) Weimarer Ausgabe 26, 299.
7) A. A. v. Lersner, Chronik d. Fr. Reichsst. Frankf. 1734.
8) A. Kirchner, Gesch. v. Frankf. a. M. 2. Teil 1810.
9) Alt, Tabelle.
10) Krönungsdiarium Franz I. I. T. 271.
11) II. T. 61.

1) II. T. 64.
2) II. Bd. 3. Aufl Frankfurt 1756.
3) W. A. 26, 375.
4) II, 220.
5) II, 224.
6) II, 174 u. 183.
7) II, 201.

getragen hat. Genau so hat Goethe Hausarrest nach Entdeckung von Gretchens Gesellen, und das gibt den Anlaß, das inzwischen Vorfallende in wenige Worte zusammenzufassen. Auch wird Loen von einem Befehlshaber der sächsischen Schweizergarde in den abgesperrten Raum durchgelassen, ähnlich wie der wißbegierige Knabe einen pfälzischen Hausoffizianten bewegt, ihm nach dem Römersaal Zutritt zu gewähren. Schließlich erzählt Loen viel und mit Vorliebe von dem preußischen Gesandten und hebt dessen schlichtes Auftreten im Gegensatz zu dem der andern Botschafter hervor, genau so wie wir bei Goethe öfters vom Baron Plotho hören.

Auffällig ist mitten in der Erzählung die Erwähnung Lavaters. Er ist allerdings um die Krönungszeit durch Frankfurt gereist [1]), Goethe hat offenbar nach näheren Angaben geforscht über den ihm bekannten Zusammenhang zwischen dem Einzug des Mainzer Erzbischofs und dem des Antichrist in dem Epos »Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn,« (1780. 19 Gesang) und zu diesem Zwecke in der Weimarer Bibliothek [2]) Geßners Leben Lavaters entliehen.

Mündliche Berichte von den letzten Krönungen, etwa durch Senator Willemer, der 1790 bei der Krönung beteiligt war, und Frau Aja, sind nicht notwendig anzunehmen, ergeben sich aber als anregend von selbst. Frau Rat, [3]) die 5 Krönungen mit angesehen hatte, erzählte ja gern davon und besaß nicht nur in Bettinen [4]), sondern ebenso im Erbprinzen von Mecklenburg und seinen Schwestern eifrige Zuhörer.

Für die eigene Erinnerung Goethes bleibt dann wenig Gelegenheit zur Betätigung. Abgesehen von allgemeinen Zügen und darstellerischen Umbildungen und Verzierungen sind nur folgende Erwähnungen bis jetzt nicht nachweisbar aus Quellen:

1. Die Schilderungen aus Persönlichkeiten der Wahlbotschafter, des Kurfürsten Emmerich Joseph und des Grafen Pappenheim, der »schön, schlankgebildet und mit gestrählten fliegenden Haaren« auftritt.

2. Einzelheiten vom Aussehen des Kaisers und des jungen Königs beim Krönungszug.

3. Die Erzählungen von Plotho, namentlich die Szene, wo er seinen ungeschickten Vordermann auslacht, sowie die Illumination des Saalhofs.

4. Die Behauptung, daß die Gesandten moderne Beinkleider, weißseidene Strümpfe und modische Schuhe trugen zu ihrem spanischen Habit und den großen Hüten.

[1]) Georg Geßner, Joh. Kasp. Lavaters Lebensbeschreibung Winterthur 1802/3. I, 274.

[2]) Alt, Tabelle.

[3]) K. Heinemann, Goethes Mutter, 10.

[4]) Oehlke, Bettina v. Arnims Briefromane. 1905. 176.

Für alles übrige hatte Goethe seine Vorlagen. Aber auch die hier erwähnten Einzelheiten sind fast alle derart, daß er sie kaum seinem Gedächtnis entnommen haben wird.

Andererseits sind ihm gegenüber den Angaben in seinen Quellen eine Reihe Fehler und Versehen nachzuweisen; die Tischordnung der Kurfürsten gibt er nicht richtig an, als Träger des Baldachins nennt er 12 Schöffen statt 10, die Nürnberger Insignien wurden in einem offenen Wagen gebracht, [1]) wobei die Krondeputierten nicht »in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz saßen«, sondern nebenher gingen, und der Krönungstag verlief durchaus nicht so harmlos wie Goethe es darstellt, vielmehr schoß das Militär auf die Menge und tötete ein 18jähriges Mädchen. [2]) Der Erbschenk ist nicht zum Weinbrunnen geritten, um dort zu schöpfen, sondern holte den gefüllten Becher von einem Tisch, [3]) und das Auswerfen von Broten [4]) erwähnt Goethe überhaupt nicht. Dagegen hat er die Nachricht vom »banenweisen« Zusammenwickeln und Verteilen des Brückentuches, (nur Kriegk [5]) hat es noch, offenbar aber erst von Goethe), in Wirklichkeit wurden Tuch und Brücke genau wie zu anderen Zeiten sogleich zerstückelt und preisgemacht. [6])

Besonders merkwürdig ist seine Entschuldigung, er wüßte nicht, ob Metzger oder Schröter den Ochsen erbeutet hätten. Im Diarium steht das ganz genau, mitten unter Angaben, die Goethe benutzt hat. Vermutlich liegt eine absichtliche Auslassung vor: Goethe stellt sich, als habe er eine Kleinigkeit vergessen, um das Ganze desto mehr als Produkt seines Gedächtnisses erscheinen zu lassen. Er wollte die Spuren seines Quellenstudiums verwischen. Auf ähnliche kleine Feinheiten in der Darstellung hat schon Alt [7]) hingewiesen.

In jeder Hinsicht müssen wir das kunstvolle Gewebe bewundern, wo Selbsterlebtes mit den Extrakten aus den verschiedensten Vorlagen in einer Weise vereinigt erscheint, die uns gar nicht zu Bewußtsein kommen läßt, wie heterogen die Bestandteile vielfach sind. Gerade der novellistische Einschlag, der durch die Gretchenszenen in die Krönungsbeschreibung kommt, worin »das Auf und Ab der zer-

[1]) Serger III, 62 u. 79.

[2]) Historisches Archiv Frankfurt. Handschriften aus Kriegks Nachlaß, Tom. XI, 369 u. A. v. Arneth, Maria Theresia, VII. Bd. 1876, S. 86.

[3]) Sieber, Volksbelustigungen bei deutschen Kaiserkrönungen. Archiv f. Frankfurts Geschichte und Kunst. 3. Folge, Bd. IX. S. 79.)

[4]) Ebenda S. 89.

[5]) G. L. Kriegk, Die Deutsche Kaiserkrönung. Z. f. d. Kulturgesch. 1872. S. 138.

[6]) Serger III, 139.

[7]) Alt, 34.

streuten Interessen den höchsten künstlerischen Eindruck«[1]) erzeugt, verhindert allerdings eine Entfaltung rein historischer Darstellungskunst. Das Memoirenhafte, wie es auch im historisch gemeinten Literaturkapitel von Dichtung und Wahrheit nicht unterdrückt ist, wird ja durch die innige Verflechtung mit persönlichen Erlebnissen des Knaben energisch betont, aber beidemal einzig der Eigenart des ganzen Werkes zuliebe. In Wirklichkeit sind beide Darstellungen unmittelbar aus Quellen geschöpft.

Kann man also die Krönungsschilderung nicht als rein historisches Gebilde ansprechen, so ist in Einzelheiten immerhin eine beachtenswerte Kunst der geschichtlichen Erzählung zu finden, so in der meisterhaften Skizzierung des Hintergrundes, wo durch flüchtigen Hinweis auf Friedrich den Großen, Maria Theresia, den Hubertusburger Frieden und das künftige Regiment Josefs II., durch Rückdeutung auf die letzten beiden Krönungen und Charakterisierung des politischen Elends im alten durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher beinah verschütteten Deutschen Reich mit den einfachsten Mitteln die wichtigsten allgemeinen Beziehungen gegeben werden. Hinsichtlich des Aufbaus ist vor allem die sorgfältige Vorbereitung bemerkenswert. Bereits im ersten Buch weist Goethe mehrfach auf die große Nationalfeier hin und setzt im fünften wiederholt an, ehe er zu der wundervoll gesteigerten Erzählung kommt, die er dann mit dem Krönungstage jäh abschneidet. Die Feierlichkeiten und Funktionen gleichen in seiner Darstellung wirklich einem Schauspiel, wo der Vorhang nach Belieben herunter gelassen wird, indessen die Schauspieler fortspielen, d. h. mit sorgfältig gewählten Kunstmitteln weiß er Spannung zu erzielen und vermeidet dabei allzu breite, gleichmäßige Ausführlichkeit. Erreger der Spannung sind namentlich die verschiedenen Einschiebsel der Gretchenepisode, die Reminiszenzen an frühere Krönungen oder das Eingehen auf Lavater, womit zugleich eine bessere Vorstellung von der Dauer der Krönungszeit hervorgerufen wird. Die verschiedenen Schauplätze werden durch kleine Kunstgriffe gleichzeitig zugänglich: Bald läuft der Erzähler vom Fensterplatz in den Römersaal und umgekehrt, bald legt er den Bericht der Vorgänge anderen Leuten in den Mund. Schließlich sei noch auf die feine Vertiefung und Verlebendigung der Quellenangaben (wieviel anschaulicher ist die Schilderung bei Goethe gegenüber der des Augenzeugen Loen!) sowie deren unauftrennbare Verflechtung aufmerksam gemacht.

Zwei Bilder zur Krönung Josefs II. 1764.

Dank dem gütigen Entgegenkommen des Kommandos der Ersten Arcièrenleibgarde Seiner Majestät des Kaisers und Königs können wir unserer heutigen Nummer zwei interessante zeitgenössische bildliche Darstellungen der vor hundertfünfzig Jahren erfolgten Krönung des unvergeßlichen Volkskaisers als besondere Beilage mit auf den Weg geben. Sie sind mit Genehmigung des Verfassers dem kürzlich erschienenen prächtigen Jubiläumswerke: »Die Erste Arcièrenleibgarde Seiner Majestät des Kaisers und Königs Ein Rückblick auf ihre hundertfünfzigjährige Geschichte von Garde und Major Emil Paskovits« (Wien, Friedrich Jasper, 1914) entnommen. Die Originale befinden sich in einer Serie von sechs großen Ölbildern im sogenannten Stöckelgebäude in Schönbrunn. Bei dieser Krönung, die einen so gewaltigen Eindruck auf den fünfzehnjährigen Knaben Wolfgang Goethe gemacht hat und ein halbes Jahrhundert später von ihm in »Dichtung und Wahrheit« auf Grund eines sorgfältigen Quellenstudiums ausführlich geschildert worden ist, hat er zum ersten Male zwei Generationen des Hauses Habsburg-Lothringen gesehen, dem er bis zu seinem Tode treue Verehrung bewahrt hat.

Wie Goethe-Anekdoten zustandekommen.

»Am 15. Oct. 1826 fuhr ich mit dem damals sogenannten Eilwagen aus meiner Vaterstadt Baireuth, wohl versehen mit Empfehlungsschreiben nach der Universität Jena, um daselbst meine Studien zu beginnen.

Die Universität Jena hatte mir mein Vater gewählt, weil daselbst ein naher Verwandter und sein Freund, der geh. Rath und Präsident des Schöffenstuhles in Jena Ernst Schmid als Profeßor lebte und mich daselbst ein in jeder Beziehung vortheilhafter und angenehmer Aufenthalt erwartete.

Unsere Erwartungen täuschten uns auch nicht, da ich im Schmidschen Hause nicht nur wie zu Hause gut aufgehoben war, sondern auch durch die Verwandtschaft mit Schmid, damals der Staatschmid bei den Studenten genannt, weil er seit Jahren allgemeines Staatsrecht tradirte, eine zuvorkommende freundliche Aufnahme fand.

Mir jedoch war eine andere Empfehlung beinahe mehr werth weil ich durch sie hoffte mit Göthe, der in meinem älterlichen Hause wie ein halber Gott verehrt wurde, auf irgend eine Weise in Berührung zu kommen, ihn wenigstens sehen zu können.

[1]) Roethe, 19.

Es lebte damals in Baireuth ein altes Fräulein, Henriette von Knebel, die viel in meinem älterlichen Hause verkehrte und die eine nahe Verwandte des Majors Knebels des bekannten Freundes von Göthe war. Knebel lebte seine letzten Jahre in Jena, wo er auch starb, und es war also keine schwere Sache Göthe bei einen Besuche, den er Knebel machte, zu sehen.

So dachte ich, allein es hatte denn doch einen großen Haken, denn Göthe war zu jener Zeit schon schwer zugänglich. Ich gab aber getrost meine Empfehlung von Fräulein Henriette an Knebel ab. Knebel war freundlich mit mir, nannte mich Landsmann und duzte mich. Den mir so wichtigen Empfehlungsbrief aber nahm er in die Hand, sah ihn an und steckte ihn in die Westentasche mit den Worten »ich weiß schon was darinn stehen mag. Die alte Henriette ist eine gute Person. Er frug nach meinem Vater, den er persönlich kannte und sprach gewiß eine Stunde lang mit mir.

Ich studirte indeßen die philosophischen Vorbereitungswißenschaften Logik, Physik u. dgl. bei Fries, war fleißig, aber von einer Folge der Empfehlung der »guten Henriette« war nichts zu spüren. Endlich nach langen 4 Monathen als ich mich schon darein ergeben hatte, die Empfehlung der »guten Henriette« sey unberücksichtigt geblieben, schickte der alte Knebel wie er gewöhnlich genannt wurde, den Erzieher seines Sohnes Theophil Baier zu mir, mich zum Speisen einzuladen.

Ich war freudig überrascht und fand mich natürlich zur Zeit ein. Die Frau Majorin empfieng mich zuckersüß in einer fantastischen Toilette mit einem roth und blauen Turban auf dem Kopfe. Bekanntlich war sie das Original zu Philinchen. Sie entschuldigte sich 1000 mal »daß sie es sich nicht schon früher von mir ausgebeten habe aber so ist der Alte, er ließ den Brief Brief sein, und ich fand ihn erst bei der Wäsche in seiner Westentasche. Das Eßen war gut, der Wein ebenfalls, aber dem alten Knebel war alles schlecht, er wollte gar den guten Rehbraten dem Hunde geben: »Die Alte kann nichts« sagte er.

Sie aber replicirte: Der Kritikus versteht's nicht beßer, das ist so immer seine schöne Art. Knebel selbst war freundlich, ließ sich von mir aus einer Zeitschrift etwas vorlesen, ich glaube es war das Morgenblatt von Menzel, und da ihm mein Vorlesen gefiel, so lud er mich ein, öfter zu kommen, und ich versäumte auch nicht dies wöchentlich dreimal zu thun. Göthe ließ sich ein ganzes Jahr nicht bei Knebel sehen. Auch nicht in Weimar selbst hatte ich das Glück und ich konnte meinem Vater nicht sagen als ich auf den Ferien zu Hause war, daß ich unsern Abgott gesehen.

Doch bereitete sich damals in Baireuth die Freude vor den großen Mann zu sehen und dazu half »die gute Henriette«. Als ich abreiste, gab sie mir eine Antike, einen Stier von Bronce, den ich dem alten Knebel bringen sollte. Am Tag meiner Ankunft in Jena packte ich meinen Stier auf und eilte zu Knebel. Als ich das Haus betrat, lief mir Philinchen entgegen und rief »er ist da, Sie werden ihn sehen; das trifft sich glücklich! Ich gab ihr die Sendung von Henriette, da war sie außer sich vor Freude. Sie werden ihn jetzt sicher sehen und sprechen das ist etwas für ihn. Sie eilte in den Salon und ich hörte sie rufen: Exc: ein Freund unseres Hauses bringt von Cousine Henriette eine Antike für den Alten da. Nur herein Landsmann, rief Knebel, nur her damit.

Schüchtern mit klopfendem Herzen trat ich ein: aber beschreiben kann ich den Eindruck nicht, den die Augen Göthes oder eigentlich ihr Anschauen auf mich machten, ich fühlte so recht, wie ich nichts war, dem Mann gegenüber und doch konnte ich ihn mit Vertrauen anblicken.

Knebel stellte mich vor. Das ist mein lieber Landsman, und mein Vorleser, er liest gut. Freut mich, sagte Göthe, und ich kramte meine Sendung aus. Ich richtete Knebel Grüße von meinem Vater aus, mit der Versicherung »der Stier ist ächt. »Der ist ein bekannter Kunst und Alterthumskenner apostrophirte Knebel. Das weiß ich, sagte Göthe. Höre Alter, du mußt mir den Stier mitgeben, ich habe eine Idee, die muß ich weiter verfolgen! das ist Jupiter, der die Europa entführt, ich sehe wo sie geseßen. Es war bei Göthe so, daß er ohne Nachdenken plötzlich durch bloses Anschauen auf manches kam, was andre, oft auch sehr begabte Männer mit vielem Nachdenken nicht eruirten. Doch war es auch bekannt, daß er wenn er irgend einen Kunstgegenstand aus Freundeshand zum Anschauen bekam, schwer zum Zurückgeben zu bewegen war. Dies mochte Knebl augenblicklich durch den Kopf gefahren sein, denn er raufte sich entsetzt seine langen Haare und rief: Wehe! wehe! Apollo der Hirt hat mir meinen Ochsen gestohlen! worauf ein allgemeines Gelächter folgte: Es waren noch einge Herrn aus Weimar da, auch Zelter und Langerman aus Berlin. Alter, sagte Göthe, du bekommst ihn wieder, dem Freunde die Hand reichend.

Die Zeit verlief so unter Scherzen und geistreichem frohen Gespräche. Nach cirka einer Stunde stand Göthe auf mit den Worten: Ade, ade, es ist spät ich fahre mit dem Ochsen ab. Alle empfahlen sich und ich blieb in Verlegenheit stehen und getraute mich nicht den Mann anzureden. Knebel, der das bemerkte, sagte nun: Landsmann empfehle dich bei deinem Herrgott! Ich weiß nicht, wie es kam, ich trat auf Göthe zu und wußte nicht, was ich vor-

bringen sollte. Da erinnerte mich mein guter Genius an Götz von Berlichingen und ich sagte: Ich kann nur wie Göthe den Bruder Martin im Götz sagen läßt auch sagen: Es ist doch eine Wonne einen großen Mann zu sehen! Gut mein Junge, sagte Göthe, indem er mir lächelnd die Hand reichte, sollst auch ein Andenken haben. Er hatte vorher einige Büsten von sich, die ihm von Loos in Berlin zugeschickt waren, gezeigt. nahm eine aus dem Etui, gab sie mir mit den Worten »Zum Andenken an Apollo den Hirten, der den Ochsen gestohlen! Mit diesen Worten trat er rasch zur Thür hinaus. Das war das einzige Mal, daß ich den großen Mann sprach und überhaupt sah. Bald darauf starb in Rom sein Sohn und er ward dadurch so erschüttert, daß er sich selten vor Jemand mehr sehen ließ und sich von aller Welt zurückzog. Ich bezog bald die Universitat Berlin, sah dort auch große Männer als Humbold Rauch Schinkel u. a. mehr und ward von ihnen mit Ansprachen geehrt, doch muß ich gestehen, daß keiner von ihnen den Eindruck auf mich machte wie Göthe, der jugentliche Greis.«

Diese Aufzeichnung, in der auf den ersten Blick kaum ein Zug den Verdacht des Goethe-Kenners erweckt, fand sich — nicht unterschrieben und nicht datiert — im Nachlasse eines Mannes, der das, was er hier mit so lebendiger Anschaulichkeit erzählt, ganz gut erlebt haben konnte: Christian Heinrich W u c h e r e r war am 5. Oktober 1807 in Bayreuth als Sohn des dortigen königl. bayerischen Regierungskanzleidirektors und Rates beim K. bayerischen Pupillen-Kollegium geboren und wurde tatsächlich am 18. Oktober 1828 (nicht 1826) an der Universität Jena als Theologe immatrikuliert. Sein Name kommt, wie Herr L. L. M a c k a l l festzustellen die Güte hatte, in den Studentenverzeichnissen vom Winter-Semester 1828/29 bis zum Sommer-Semester 1830 vor, aber nicht später. Nach seinem Abgange von der Universität lebte er 6 Jahre als Erzieher in Böhmen, wandte sich dann der im Aufschwung begriffenen Rübenzucker-Fabrikation zu, in der er — vorübergehend sogar in leitenden Stellungen — bis zum Jahre 1871 tätig war, und starb am 13. Februar 1899.

Herrn Leonard L. M a c k a l l s gründlicher Goethe-Kenntnis ist es jedoch gelungen, nachzuweisen, daß der Erzählung zwar ein wahrer Kern zugrunde liegt, daß sich die Sache aber unmöglich so zugetragen haben kann, wie sie Wucherer erzählt:

Goethe hat tatsächlich einen antiken Bronzestier, den Knebel von seiner Bayreuther Nichte Henriette erhalten hatte, an sich gebracht in einer Weise, mit der Knebel nicht ganz einverstanden war. Aber das war im Jahre 1810 geschehen, zu einer Zeit, als Wucherer noch nicht drei Jahre alt war. Am 15. Mai 1810 schreibt nämlich Knebel[1]) an seine Schwester Henriette, Erzieherin und später Hofdame der Weimarschen Prinzessin Karoline: »Henriette (die Tochter seines verstorbenen Bruders) hat mir durch Langermann den bronzenen Stier geschickt, den ich ehemals bei unserem Bruder schon bewunderte. Er ist vortrefflich. Goethe hat ihn sich eben ausbitten lassen, um ihn näher zu besichtigen. Ob er gleich ein Präsent sein soll, so will ich doch suchen, ihn zu Geld zu machen, um der guten Henriette etwas zu schicken.« Vorher heißt es im selben Briefe: »Goethe wird morgen in aller Früh abreisen, und diesen Abend nebst Seebeck und Langermann noch bei mir zubringen.« Drei Tage später, am 18. Mai 1810,[2]) bricht er in die Klage aus: »Der schöne Stier ist fort. Goethe hat ihn mit sich genommen nach dem Karlsbad. Ich kann zwar nicht sagen, daß ich ganz damit zufrieden wäre, doch mit Freunden seiner Art muß man nicht rechnen. Er ließ ihn von mir abholen und schickte mir ihn nicht wieder zurück. Nach seiner Abreise erhielt ich beiliegendes Billet von ihm.[3]) Nun muß ich zwar sagen, daß ich selbst den Stier nicht ganz antik glaube und nicht von der vollendetsten Arbeit, aber das Ganze war doch geistig gedacht, und vermuthlich nach einem größern Original. Ich nahm mir sogleich vor, als ich den Stier erhielt, ihn zu verkaufen, und das Lösegeld dafür unsrer Niece als meinen Beitrag zu ihrer Karlsbader Reise zu schicken. Ich sagte deshalb an Goethe, ich glaubte, unser Bruder habe ihn für 12 Dukaten erstanden. Er taxierte ihn etwas leichter, doch sagte er mir nicht, daß er ihn kaufen wolle. Nun muß ich damit zufrieden sein, und unsre Niece mag es auch sein . . .«

Einen Monat später, am 12. Juni 1810, schreibt Goethe aus Karlsbad an Knebel: »Über den ehernen Stier, den ich dir verdanke, habe ich mir eine eigene Hypothese ausgebildet. Ich halte nämlich dafür, daß es Jupiter in dieser Gestalt sey, der Europen trägt, oder vielmehr trug, da leider diese Schönheit verloren gegangen ist. Das Majestätische und Pferdehafte klärt sich dadurch am besten auf; zu den äußeren Kennzeichen scheint mir eine auf dem Rücken befindliche, nunmehr aber zugelöthete Öffnung zu gehören.«

[1]) Aus Karl Ludwig v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (1774—1813). Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Jena 1858. S. 446.

[2]) Ebenda S. 447.

[3]) Briefe, 21. Bd., S. 303, Nr. 6000: »Mit tausend Danck für alles erzeigte Gute sende Ich dir 20 rh. Sächs. für den Halbgott, du wirst hoffe ich im Nahmen deiner Committenten damit zufrieden seyn. Ich will das Werck weder rühmen noch herab setzen, es kostet mich aber noch 10 rh. bis ich es wieder auf die Beine bringe und dann ist es just der rechte Preis. Lebe recht wohl! Gedencke mein. Von Carlsbad vernimmst du das Weitere

d. 16. May 1810. G.«

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler. I., Rothenthurmstraße 25.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.
Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/2, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVIII. Band. Wien, 10. Juni 1915. Nr. 3—6.

INHALT: Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Jakob Schipper †. — Karl König †. — Erwin und Elmire, Vortrag, gehalten im Wiener-Goethe-Verein am 21. März 1914 von Alexander von Weilen. — Karl Friedrich Zelter und die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien von Richard Smekal. — Goethe an Ferdinand Kobell. (Mit einer Beilage in Photolithographie.) — Goethe an Carl August Böttiger. — Goethe über seine Dichtungen.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts sind nicht in der glücklichen Lage Goethes, der im Jahre der Völkerschlacht bei Leipzig in seine Tag- und Jahres-Hefte schreiben konnte: »Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervortat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste.« Obwohl uns Goethes Leben und Schaffen gewiß nicht ein »Entferntes« ist, so werden unsere Mitglieder es begreiflich finden, wenn in einer Zeit, in der »Nord und West und Süd zersplittern«, auch die Tätigkeit des Wiener Goethe-Vereins aus mannigfachen Gründen ein wenig eingeschränkt werden muß, und die vorliegende Nummer der »Chronik« verspätet in ihre Hände gelangt. Auch die diesjährige ordentliche Jahres-Vollversammlung soll erst im Spätherbste abgehalten werden.

Darum wurden im vergangenen Winter auch nur zwei Goethe-Abende veranstaltet: am 28. Jänner 1915 sprach Dr. Otto Brechler, Assistent der k. k. Hofbibliothek, der kurz vorher von der Front beurlaubt worden war, und seither wieder Kriegsdienst leistet, über den Feldzug in den Argonnen 1792, und am 24. Februar 1915 Prof. Dr. Eduard Castle über Goethes Gespräche mit Eckermann.

Seit die letzte Nummer der »Chronik« erschienen ist, hat der Ausschuß zwei seiner ältesten und hervorragendsten Mitglieder durch den Tod verloren. Am 20. Jänner 1915 starb im Alter von 72 Jahren

Jakob Schipper,

k. k. Hofrat, emer. ordentlicher Professor der Universität Wien, wirkliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. 1842 zu Friedrich-Augusten-Groden im Großherzogtum Oldenburg geboren, war er nach kurzer Lehrtätigkeit an der Universität in Königsberg 1877 nach Wien berufen worden, wo er bis zu der ihm durch die gesetzlichen Bestimmungen gezogenen Altersgrenze die Lehrkanzel der englischen Philologie, die er mit kaum 30 Hörern angetreten hatte, zu mächtiger Entfaltung brachte. Schippers Bedeutung als Forscher und Lehrer hat unser Obmann-Stellvertreter Prof. Dr. Alexander v. Weilen in der »Wiener Abendpost« vom 22. Jänner d. J. eingehend gewürdigt.

Kaum ein Jahr nach seiner Berufung nach Wien war Schipper in der ersten Vollversammlung des Wiener Goethe-Vereins vom 5. Mai 1878 in den Ausschuß des Wiener Goethe-Vereins gewählt worden, dem er bis zu seinem Tode, somit 37 Jahre lang, ununterbrochen angehört hat. Bis ihn im letzten Jahrzehnte das vorschreitende Alter zwang, mit seinen Kräften hauszuhalten und sich auf sein engeres Gebiet zurückzuziehen, hat er sich durch Abhaltung von Vorträgen, durch gelegentliche Mitarbeit an der »Chronik« und durch eifrige und sachkundige Teilnahme an den Beratungen des Ausschusses um den Verein hervorragend verdient gemacht.

Am 27. April 1915 starb Architekt

Karl König,

k. k. Hofrat, emer. Professor der technischen Hochschule in Wien.

König, dessen architektonische Bedeutung von seinem Schüler Professor Dr. Max Fabiani in der von der Zentralvereinigung der Architekten Österreichs am 14. Mai d. J. veranstalteten Gedenkfeier eingehend und großzügig geschildert worden ist, war in gewissem Sinne der Antipode Otto Wagners. Die hervorragendsten seiner Werke, jedem Wiener bekannt und durch ihre monumentale Wirkung den Beschauer gefangennehmend, sind der Ziehrer-Hof in der Augustinerstraße und die Frucht- und Mehlbörse in der Taborstraße. Im Dezember 1892, als die Vorarbeiten für die Errichtung das Goethe-Denkmals greifbarere Gestalt anzunehmen begannen, wurde König als künstlerischer und technischer Beirat in den Ausschuß berufen, dem er bis zu seinem Tode ununterbrochen angehört hat. König hat mit warmem Interesse und offenem Blick jederzeit an der Leitung der Vereinsangelegenheiten teilgenommen.

»Erwin und Elmire.«

Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 21. März 1914 von Alexander v. Weilen.

Kein großes, unsterbliches Werk der höchsten poetischen Kraft oder der Altersweisheit Goethes wollen wir Ihnen heute vorführen; wir wenden uns in die Tage der leichten dichterischen Produktion des Sturms und Drangs, wo ihm alles zum Drama wird, wo er ausruft: »Wenn ich nicht Dramas schriebe, ginge ich zu Grunde.« Da hat er denn auch neben übermütigen Farcen und kecken Improvisationen einer Modegattung seiner Zeit gehuldigt und Singspiele geschrieben, Operetten, wie wir heute sagen würden. So ferne sie unseren bühnenbeherrschenden Spielen stehen, auch sie sind berechnet auf die Vereinigung von Gesang, Musik und etwas Tanz, und die Sympathie des Publikums, wie der Darsteller gehörte ihnen schon im 18. Jahrhundert, wenn auch der Erfolg sich noch nicht in dreistelligen Ziffern wie heutzutage ausdrückte.

Aus England zunächst, dann aus Frankreich war diese leichte Gattung importiert worden. Christian Felix Weiße war der Hauptlieferant der Texte, Johann Adam Hiller der melodienreiche Vertoner geworden. In Leipzig, wie in Frankfurt erfreute sich Goethe daran und einem Freunde, dem Musiker Johann André brachte er seine Gabe dar.

Mit Rousseaus: »Devin du village« war das Urbild des Singspiels gegeben: Zwei Liebende geraten in einen Zwist, ein Dorfwahrsager versöhnt sie wieder. Ein beratender Freund, eine warnende Mutter treten oft hinzu. Schauplatz und Personen sind ländlich, die Form ist — in Deutschland wenigstens — Prosa mit eingelegten Liedern, meist volkstümlichen Charakters, über Terzette und kleinere Chöre geht man selten hinaus.

Diesem Bild entspricht nun jedenfalls schon der ursprüngliche Plan von Goethes »Erwin und Elmire«. Wir haben das uneinige Liebespaar, das durch den Einsiedler, den hier der Liebende selbst spielt, vereint wird, die Mutter Elmires, Olympia, den besuchenden Freund. D n Stoff fand Goethe in einem Lieblingsbuche, das ihm durch Herder vertraut geworden, und dem er noch in späten Lebensjahren einen bedeutsamen Einfluß auf sein poetisches Schaffen selbst zuspricht: es ist der, für Dichtung und Wahrheit ja so maßgebende Vikar of Wakefield von Goldsmith. Dort steht die Romanze von Edwin und Angelina. Sie erzählt ungefähr folgendes: Angelina, die schöne vielumworbene Tochter eines reichen Adeligen, wird vom armen Edwin in stiller, inniger Liebe verehrt. Sie aber spielt grausam mit ihm, bis er sie verläßt, er ist verschollen. Nun lernt sie seine tiefe Empfindung schätzen, sie bereut und begibt sich als Page verkleidet in den Wald, um einsam zu sterben. Dort begegnet ihr ein Eremit, der sie gastlich aufnimmt; sie beichtet ihm ihre Schuld und Todesabsicht, da gibt er sich als Edwin, sie sich als Angelina zu erkennen und sie werden ein glückliches Paar.

Goethe nimmt die Hauptfiguren der beiden Liebenden getreu herüber, er ändert nur ihr Zusammentreffen: durch einen Freund wird Elmire dazu gebracht, den als Einsiedler verkleideten Erwin im Walde aufzusuchen; so wird in dramatischer Weise, was im Gedichte Zufall war, zur Absicht. Eine Einleitungsszene führt die Mutter ein, in köstlich-derber Manier gehalten, so daß sie an Frau Aja gemahnt: namentlich das Schelten über den Vater und seine verkehrte Erziehung läßt an die pädagogischen Grundsätze denken, die der Herr Rat der Schwester Wolfgangs gegenüber durchzuführen beabsichtigte. Eine Reihe von Zügen, wie der scharfe Tadel der Überklugheit der heutigen Jugend ist traditionell, man denke aber auch an Dichtungen des Leipziger Liederbuchs wie: »In großen Städten lernen früh die kleinsten Knaben was.«

Der Ton ist durchaus sentimental: Erwin wie Elmire sind Schwärmer in Art von Lotte und Werther, Natur und Kultur erscheinen kontrastiert, man schwelgt Rousseauisch in Wald und Flur, das Hüttchen wird im Geiste Gleims und der Anakreontik gefeiert, der Einsiedler ist Lieblingsfigur der Zeit. Möglich, daß auch Motive aus dem Verkehre Herders und seiner Braut mitgespielt haben, daß in dem Vertrauten, der auch Elmires Sprachlehrer war, Merck vorschwebte, neuerdings hat man auch auf Goethes Jugendfreund Crespel hingewiesen. Ein Lied, wie »Das Veilchen«, das nachweislich zum ältesten Bestand des Singspiels zählt, entstammt jedenfalls dem Geiste des Darmstädter Kreises. Dort seufzte man wohl: »Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch, durch sie zu ihren Füßen noch«; echt Goethesch dagegen das Heidenröslein mit seinem: »Und der wilde Knabe brach's Röslein auf der Heiden.« So muß man sich auch hüten, Goethe mit dem Erwin zu identifizieren. Der Name wurde sichtlich im Hinblick auf den geliebten Meister Erwin v. Steinbach geändert; der Name Elmire ist schon von Molière her bekannt.

So mag das Stückchen wohl im Jahre 1773 ausgesehen haben, als Goethe es, »ohne großen Aufwand von Geist und Gefühl auf den Horizont unserer Akteurs und unserer Bühnen gearbeitet«, ja, es direkt für die Marchandsche Truppe in Frankfurt bestimmt hat. In dieser uns unbekannten Gestalt hat er es auch Lavater auf der Rheinreise im Juni 1774 vorgelesen.

Doch bis zum Abschlusse erfuhr es noch eine, zwar äußerlich jedenfalls unbeträchtliche, doch innerlich

außerordentlich reiche Erweiterung. »Erwin und Elmire,« heißt es in Dichtung und Wahrheit, »war aus Goldsmiths Romanze entstanden, die uns in den besten Zeiten vergnügt hatte, wo wir nicht ahnten, daß uns etwas Ähnliches bevorstehe.« Die Dichtung war dem Leben vorausgeeilt. Und der erste Druck des Singspiels in der »Iris« von 1775 bringt schon die Widmungsverse:

»Den kleinen Strauß, den ich dir binde,
Pflückt' ich aus diesem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig auf, Belinde,
Den kleinen Strauß, er ist von mir.«

Belinde, Elmire, Lili — überall hören wir den kosenden hellen Vokal — ist Anna Elisabeth Schönemann, und ihr Verhältnis zu Goethe gibt auch diesem kleinen Werkchen die tiefe Färbung des Erlebten.

Tochter einer vermögenden Bankierswitwe, hatte sie Goethe, wie er in Dichtung und Wahrheit erzählt, in ihrem Hause, am Klavier kennen gelernt. Die schön gewachsene sechzehnjährige Blondine mit ihren wundervollen blauen Augen, dem reizvollen Lächeln, übte auf ihn sofort die größte Anziehung, die sie wohl bemerkte, wie sie ihm bei näherem Verkehre bald gesteht. Er kann nicht mehr ohne sie, sie nicht mehr ohne ihn sein. »Herz, mein Herz, was soll das geben?« fragt er und weiter:

»Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?«

An ihrem »Zauberfädchen« hält sie ihn in ihrem »Zauberkreise« fest. Er schreit auf: »Liebe! Liebe! Laß mich los!« Es ist die erste Dame der Welt, der Gesellschaft, die in Goethes Kreis getreten. Das hatte einen großen Reiz für ihn, aber auch unangenehme Seiten, soziale Verpflichtungen und Folgen, denen sich gerade der Stürmer und Dränger nicht fügen wollte. Ironisch schildert er sich selbst in einem Briefe als den »Fastnachts-Goethe«, der »mitten unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltisch festgehalten, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht«. Und der Dichter fragt ebenso:

»Bin ich's noch, den du, bey so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?«

Und spätere Erinnerungen reden noch von den »hundert Lichtern, die dich umglänzen, und all den Gesichtern, die dich umschwänzen«. Er wurde ungeduldig, oft unerträglich, sie blieb sich gleich in ihrer Liebenswürdigkeit. Im Frühjahr zog sie zu ihren Verwandten nach Offenbach, und in der Intimität des Landlebens reißt sie ihn vollends hin. »Sie war schön wie ein Engel, und liebster Gott, wie viel ist sie noch besser als schön«. Einer Vereinigung stand äußerlich nichts im Wege; ein alterndes Mädchen greift da ein; eines Abends rief sie ihnen zu: Gebt Euch die Hände! »Nach einem tiefen Atemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.« Goethe war Bräutigam. Ein reizvoller, aber auch ein peinlicher Zustand! Jetzt traten die gesellschaftlichen Verpflichtungen erst in ihre vollen Rechte. Goethe wird wütend über die vielen Verwandten und Onkels mit ihren täppischen Zutraulichkeiten, die sich bis zu Küssen steigern. Er quält sie, er quält sich. Was in seinem Innersten vorgeht, dafür haben freilich er und seine Zeit noch nicht den literarischen Ausdruck scharf geprägt, den unsere Epoche der gesteigerten Seelenanalyse zur Verfügung hat. Goethe hatte Angst vor dem Gebundensein, er sucht den »Weg ins Freie«, wie es die »Stella« viel deutlicher ausspricht.

Er flieht vor ihr; keine drei Wochen nach der Verlobung reißt er ohne Abschied aus, um zu versuchen, ob er sie entbehren könne; er bleibt zehn Wochen fort. Aber am Zürcher See seufzt er auf: »Wenn ich liebe Lili dich nicht liebte, welche Wonne gäb' mir dieser Blick«, und auf der Höhe des Gotthard folgt er nicht dem Zuge nach Italien, an Lilis Geburtstage küßt er das goldene Herzchen, das sie ihm geschenkt:

»Flieh' ich Lili vor dir! Muß doch an deinem Bande
Durch fremde Lande
Durch ferne Täler und Wälder wallen!«

Und zurück geht's nach Deutschland. Ende Juli ist er in Frankfurt. Das alte Verhältnis wollte sich nicht wiederherstellen. In der Familie der Braut machten sich feindselige Strömungen gegen Goethe geltend, der keine Stellung habe, sein Vater war dem modischen Wesen des ganzen Schönemannschen Hauses, das auf die altväterliche Wirtschaft des Herrn Rat verächtlich sah, gram, auf der Reise hatte er Schwester Kornelie besucht und die eindringlichsten Warnungen vor der Heirat hören müssen. Der Unterschied der Religion fiel schwer ins Gewicht, Goethe deutet auf die Intrigen eines Dritten hin — alles Hindernisse, die er am Abende seines Lebens »nicht unübersteiglich« nannte. Die Hauptsache bleibt sein »Dämon«, der ihn fort treibt.

Ist er bei ihr, foltert er sie mit Launen und Eifersüchteleien, er stürmt dann wieder, »was kann wohl tollers sein, wie Kain in die Welt hinein«, wie es in einem Briefgedicht heißt. Und da denkt er ihrer und der Augenblicke, da

»Ich Hand in Hand mit Engeln saß,
Mich in des Himmels Blau vergaß,

Das aus dem süßen Auge winkt,
Drin Lieb' und Treu' wie Sternlein blinkt.«

Wie Faust sitzt er einsam im Zimmer des Liebchens und klagt sich an: »Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich!« Oft macht ihn ihre Gegenwart weich, er vergleicht sich mit einem — Käse: »Der Kerl ist wie ich, so lange er die Sonne nicht spürt und ich Lili nicht sehe, sind wir feste, tapfere Kerls!« Und doch gestaltet wieder Entfernung »das Band noch fester, das mich an sie zaubert«. Er trotzt mit ihr und meidet sie in Komödie und Konzert, er stürzt sich in neue Liebe, doch zittert er vor dem Augenblicke, wo sie ihm gleichgiltig, er hoffnungslos werden könnte, dann wieder, ganz wie bei Gretchen, regt sich's in seinem Herzen zu ihrem Vorteil. So durchlebt er, wie er im Oktober 1775 schreibt, »die zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, lauesten, kräftigsten und läppischsten drei Vierteljahre« seines Lebens. Er muß loskommen. Sehnsüchtig harrt er der versprochenen Einladung zum Weimarschen Hofe, da sie zu lange ausbleibt, verläßt er Frankfurt, um nach Italien zu gehen. Wieder ohne eigentlichen Abschied. In den Mantel gehüllt, schleicht er abends unter ihr Fenster, eine Situation, die noch im Wilhelm Meister vorschwebt, es hört sie sein ihr geweihtes Lied »Warum ziehst du mich so unwiderstehlich Ach! in jene Pracht« singen, er sieht ihren Schatten am Fenster; — so trennt er sich von ihr für immer. Im Reisetagebuch ruft er ihr zu: »Lili, Adieu Lili, zum zweiten mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsre Rollen ausspielen . . . O Lebe wohl! Bin ich denn nur in der Welt mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden.« Unschuldige Schuld! Es ist sein Verhältnis zu Friederike, das drohend wieder vor ihm aufgestiegen. Auch dort hatte er süße Hoffnungen erweckt und vernichtet, sein »Dämon« hatte ihn von Sesenheim vertrieben wie von Frankfurt.

Aber so rasch schwand Lili nicht aus seinem Herzen. Wehmütig verklärt erscheint sie ihm in »Jägers Abendlied«, wo ihm ihr liebes, süßes Bild den Frieden des Mondes bringt; in einer Nacht, in der er durchs Fichtelgebirge reitet, singt er vor sich hin:

»Holde Lili, warst so lang
All mein Lust und all mein Sang,
Bist ach nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.«

Deutlich tritt ihre Gestalt in der »Stella« hervor, deren glückliche Lösung ebenso wie die von »Erwin und Elmire« sichtlich auf sie zurückgeht; ein projektiertes Drama, »Der Falke«, soll sie in der weiblichen Hauptfigur verherrlichen. Und die »Stella« geht an sie mit den Widmungsversen:

»Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah,
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen
Im Herzen war mir's da!

Empfinde hier, wie mit allmächtigem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.«

Erst nach und nach wird er ruhiger unter der zwingenden Gegenwart der Frau v. Stein, April 1776 erklärt er sie für »abgetan«, mit Haß gedenkt er des »Volkes«, das sie umgibt, und bedauert »das arme Geschöpf, daß sie unter so einer Race geboren ist«. So atmet er bei der Nachricht ihrer Verlobung erlöst auf. Volle Befreiung fand er erst, als er, ebenso wie Friederike in Sesenheim, nunmehr sie, die inzwischen Frau v. Türckheim geworden war, in Straßburg aufsuchte. »Ich fand« — berichtet er September 1779 — »den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen und ihre Mutter bey ihr. Erkundigte mich nach allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Creatur recht gut verheiratet ist.« Er scheidet mit schöner Empfindung . . . »Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft traten mir in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind.« Goethe ist jedenfalls fertig mit dieser Episode seines Lebens, und in den etwas verächtlich ironischen Bezeichnungen für die einst Geliebte liegt die ganze Distanz, die Goethe zwischen sich und Lili aufrichtet.

Und Lili selbst? Welche Rolle spielte sie in dem Verhältnisse? Es hält nicht so leicht, ein sicheres Bild zu gewinnen. Beweis dafür, daß man es oft völlig verzeichnet hat. Man stützte sich dabei viel zu sehr auf eine Dichtung wie »Lilis Park«, ohne zu beachten, daß Goethe selbst erklärte, das Gedicht drücke den zarten Zustand nicht aus, sondern trachte »mit genialer Heftigkeit das Widerwärtige zu erhöhen und durch komisch ärgerliche Bilder das Entsagen in Verzweiflung umzuwandeln«. Humor und bitterster Ernst, Tändelei und wilder Aufschrei mischen sich hier. Als Fee erscheint sie, der alle Geschöpfe huldigend zu Füßen stürzen, so wie Goethe in dem schon erwähnten Briefgedichte die Kinder ihrer Verwandten aufruft, ihr auf den Schoß zu klettern, sich an ihr Knie zu schmiegen. Und Goethe selbst, er ist der Bär, wie er sich damals öfter in Briefen nennt, der sich an einem Seidenfädchen lenken läßt, zu entlaufen versucht, aber sich wieder vor ihr wälzt und mit Wollust ihre Liebkosungen und Neckereien hinnimmt. Aber in ihm begehrt's wild auf, er droht

mit dem Rufe: »Ich fühl's, ich schwör's, noch hab' ich Kraft!« So haben Goethe-Biographien von ihren »kleinen Künsten« geredet, sie unwürdiger Koketterie geziehen. Das ist ganz unrichtig: Der beste Zeuge Goethe selbst, der nicht nur in den verklärenden Erinnerungen von Dichtung und Wahrheit, sondern auch in den leidenschaftlich bewegtesten Briefen dieser Zeit kaum ein Wort des Unmuts gegen sie vorbringt. Ihr Wesen war natürliche sonnigste Liebenswürdigkeit, es war ihr Bedürfnis zu beglücken und zu entzücken; aber immer, das hebt Goethe ausdrücklich hervor, weiß sie ihn besonders mit einem Blicke, einem Worte auszuzeichnen, auf daß er sehe, wie teuer er ihr sei. Und sie hat, unter dem hetzenden Ansturm der Verwandten, fest zu ihm gehalten, sie hat sein innerstes Wesen begriffen wie keine zweite, wenn sie sagte: man dürfe Goethe nicht mit einem anderen, wenn auch noch so ausgezeichneten Liebhaber vergleichen, weil sich eine Welt von Ideen und Gefühlen in ihm bewegte, und er mehr dem Genius, der ihn beherrschte, als sich selbst angehörte. In ihr lag eine Kraft, die alle Schwierigkeiten überwältigt hätte. Sie war bereit, erzählt Goethe, mit ihm zu fliehen und nach Amerika zu gehen. Sie hat sich erst langsam ihren Seelenfrieden erobert. Auf Drängen ihrer Mutter verlobte sie sich mit einem Manne in anscheinend sehr guten Verhältnissen, aber sie erwiesen sich als zerrüttet, und er floh aus Europa; nach langem Krankenlager gab sie der Werbung des Straßburger Bankiers und Politikers v. Türckheim Gehör, und hatte ihre Wahl niemals zu bereuen. Sie wird glückliche Frau und Mutter, freilich sind die ersten Jahre ihrer Ehe noch von trüben, sehnsüchtigen Stimmungen durchzogen, die von einem verlorenen größeren Glücke zu träumen scheinen.

Mag auch Entstellung in dem Berichte herrschen, den Gräfin Egloffstein über ihre Begegnung mit Lili niederschrieb, der Kern ist gewiß wahr mit dem Geständnisse Lilis über ihre Leidenschaft, die mächtiger gewesen sei als Pflicht und Tugendgefühl; sie dankt ihm allein ihre geistige Ausbildung, sie betrachtet sich daher als sein Geschöpf. Der Ausdruck ist gewiß übertrieben, wenn auch Goethe ihn akzeptiert, doch ebenso hat sie zur selben Zeit zu Bäbe Schultheß gesprochen: »Ich... freue mich beim Andenken an ihn das reine Bild, das er durch sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren und auch es durch nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen zu lassen.«

In den ersten Zeiten des Liebesglückes und Liebesleides hat »Erwin und Elmire« die Gestalt angenommen, in der das Stück veröffentlicht wurde. Goethe stellt noch ein zweites Singspiel daneben, in dem wir ihre Gestalt vielleicht noch deutlicher erkennen: »Claudine von Villa Bella«. Hier setzt er ein mit einer Geburtstagfeier Claudinens, bei der ihr jung und alt seine Huldigungen darbringt, die sie mit entzückender Anmut aufnimmt. So hat er in später Erinnerung ein Gelegenheitsstück »Sie kommt nicht!« skizziert, das er, wie er wohl irrtümlich meint, für diesen Anlaß geschrieben. Die Romanze Goldsmiths hat sich ihm vertieft: Sie hatte uns, meint er noch 1816, »früher herzlich gerührt. Aber sanft, weil sie befriedigend endigte. Später, wo wir die Auflösung der Verhältnisse befürchten mußten, waren es schmerzliche Töne zu Begleitung meines gefürchteten Schicksals.«

Handlung, Figuren, Charakteristik sind vorgezeichnet. Aber, was Merck ihm einmal sagt, tritt auch hier ein: »Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben.« Goethe freut sich beim ersten Abdruck im Frauenzimmertaschenbuch Iris Jacobis, wie gut es sich da schicke: »Es ist gewissermaßen ein Stück zur Erziehung der Töchter.« Vielmehr, einer ganz bestimmten Tochter. Wie in Lilis Park, schildert er die Heldin unbeständiger, als sie wirklich war, um ihr zu zeigen, was ihrem Verhältnisse drohe. Als das Stück während seiner Schweizerreise in Frankfurt gegeben wurde erkundigt er sich eifrig, ob Lili auch dabei war. So hat erst hier das Stück die Akzente tiefer Leidenschaft, bohrender Selbstanklage erhalten. Gewisse Einzelheiten können erst jetzt hineingekommen sein: so die Schilderung ihres Benehmens gegen Erwin, wenn er Blumen und Früchte brachte, die Erwähnung ihrer Reitkunst — »Du solltest den Engel im Reitkleid zu Pferd sehen,« schreibt er einmal — Erwins Bemühungen um ein Amt, zu denen man Goethe immer nötigte, die Anklagen gegen die »Zerstreuungen ihrer bunten Welt«, der Vergleich mit dem Hunde, den sie neckt und wegstößt, wie in ihrem Parke den Bären. Und der Vertraute, eine recht unsicher gezeichnete Figur, die bald einen Diener, bald einen Hausfreund vorstellt, dieses »Alltagsgesicht« hat erst jetzt seinen Namen erhalten: Bernardo, nach dem Onkel Lilis Bernard, den Goethe als wahrhaft ruhig und vernünftig bezeichnet.

Schon die erlebten Momente heben das Werk weit über den spielerigen Bannkreis des Weisseschen Singspiels hinaus. Die Form ist ihm geblieben: aber Goethe führt schon einmal ganz aus dem ländlichen Milieu heraus, und seine Lieder entspringen durchwegs aus der Situation und aus dem Prosadialoge, wo Weisse sie meist recht willkürlich einklebt. Es sind Dichtungen tiefster Empfindungen · neben das »Veilchen« tritt Erwins Sang »Ihr verblühet, süße Rosen«, ein Lieblingslied Lilis. Noch weiter von

Weisse entfernt sich die Claudine, ein echtes Sturm- und Drangstück, in dem auch das Volkslied eine bedeutsame Rolle spielt.

»Erwin und Elmire« erschien 1776, im selben Jahre auch die Komposition Andrés. Für Weimarer Aufführungen vom Mai 1776 schrieb Anna Amalia die Musik, Goethe gibt dazu zwei neue Arien, teilt das »Veilchen« als Terzett ab und läßt zum Schlusse die Mutter wieder auftreten, eine entschiedene Verbesserung. Auch Stegmann und Kayser haben es vertont, der zahlreichen Kompositionen des »Veilchen« ist hier nicht zu gedenken. In Prosa löste ein gewisser J. C. Huber 1776 die Gesänge auf, und in dieser Form erschien es in München und schon am 13. Juli 1776 als erstes Goethesches Werk auf dem Burgtheater, wo es bis 1794 gegeben wurde.

Zu dieser Zeit hatte Goethe aber schon längst das Stück in andere Form gekleidet. Auf der italienischen Reise wurden »Erwin und Elmire« sowie »Claudine« ganz im Sinne und Stile der italienischen »opera buffa« umgestaltet, der er sich unter dem Einflusse des Musikers K. Ph. Kayser eifrig zuwendet. Einiges Lyrische in den Stücken, bekennt er, ist ihm lieb und wert, wo es »von vielen, gar thörigt, aber glücklich verlebten Stunden« zeugte, »wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unbewußten Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt«. Ihn stört aber der prosaische »äußerst platte« Dialog, der ihm als »eingebürgerter Italiener« nicht mehr entspricht; und er redet wegwerfend von der »Sudelei«. So hat er das Werk vollkommen umgewandelt. Olympia und Bernardo fallen gänzlich, an ihre Stelle tritt, getreu nach italienischem Typus, ein zweites Paar Rosa und Valerio. Dieser zieht, gereizt durch Eifersüchtelei des Mädchens, zum Einsiedler, an dessen Stelle er Erwin findet; die beiden Mädchen kommen hin, Erwin spielt seine Rolle und eine Doppelversöhnung beschließt das Stück.

Gewiß ist die Form vollendeter und der Stil durch den Vers ausgeglichener, wenn auch nun die alten Gesänge etwas wunderlich gegen die Tasso-artige Tonart des Ganzen abstechen; aber der Reiz der Unmittelbarkeit und des Persönlichen ist weggewischt, der Bezug zur Wirklichkeit ist getilgt. Goethe selbst warnt seine Freunde, diese Arbeiten als Dichtungen zu betrachten, sie müssen gespielt und gesungen sein. »Zum Lesen, auch zum bloßen Aufführen hätte man sie viel besser machen müssen.« In dieser Form wurden beide Stücke vereint 1787 in die Göschensche Ausgabe aufgenommen und von Reichardt zur großen Befriedigung Goethes komponiert.

So wird ihm das alte Singspiel wieder lebendig »Diese Recapitulation von Gegenständen, von denen ich immer getrennt zu sein glaubte, zu denen ich fast mit keiner Ahndung hinreichte,« machte ihm große Freude, wie er schreibt. Auch von Lili sollte er noch hören. Ihr Schicksal hatte sich merkwürdig gestaltet. Das glänzende Haus, das sie in Straßburg geschaffen, wurde durch die Revolution zerstört, ihr Gatte mußte fliehen, von Saarbrücken aus forderte er seine Frau auf, ihm nachzukommen. Als Bäuerin verkleidet, macht sie sich auf den Weg, mit ihren fünf Kindern, deren jüngstes sie auf dem Rücken gebunden trug, wanderte die Nacht durch, mußte sich gegen die Zudringlichkeiten französischer Soldaten wehren, bis sie zu Tode ermattet die Stadt erreichte, mit dem Gatten traf sie erst in Mannheim zusammen. Wie sie später nach Straßburg zurückkehrte, lebt sie ganz der Erziehung ihrer Kinder; ihre Briefe, die in nächster Zeit vollständig herausgegeben werden sollen, zeigen ihre tiefe Empfindung, feine weibliche Klugheit und echten Humor. Sie verwaltet Hof und Haus mit Energie und Kraft, und wie einst Goethe von ihrem Zauber sprach, so rühmen die Söhne das »Zauberstäbchen«, mit dem sie alles gestalte.

Ob sie Goethe, der von ihrem Schicksal — nur wissen wir nicht bestimmt wann — genau Kenntnis erhielt, bei seiner Bäuerin Dorothea vorschwebte, ist zweifelhaft, mag auch ein oder der andere Zug der Tapferkeit des Mädchens durch sie angeregt worden sein, deren »entschlossenen Mut« er in einem Briefe von 1801, der ein Schreiben von ihr erwidert, bewundert. Sechs Jahre später sollte nochmals eine schriftliche Begegnung stattfinden. Ihr Sohn hatte ihn besucht, ohne sich als Sohn Lilis kundzugeben, erst aus Dresden schickte er ihm ihren Brief, in dem sie sagte: »Lassen Sie des Gedankens mich froh werden, daß Ihr belehrender Umgang eben so glücklich auf meine Kinder wirken wird, als die in meinem Herzen unauslöschlich tief eingegrabene Erinnerung an Ihre Freundschaft«, und Goethe erwidert mit einem Tone der Innigkeit, wie wir ihn nicht oft bei ihm vernehmen: »Zum Schluß erlauben Sie mir zu sagen, daß es mir unendliche Freude machte, nach so langer Zeit, einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu sehen, die ich tausendmal küße, in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle. Leben Sie wol und ruhig nach so vielen äußern Leiden und Prüfungen, die zu mir später gelangt sind und bey denen ich oft Ursache habe an Ihre Standhaftigkeit und ausdauernde Großheit zu denken.« Und er schließt als »Ihr ewig-verbundener Goethe«.

Dies sind keine leeren Floskeln. Als er daranging, die letzten Bücher von Dichtung und Wahrheit auszuarbeiten, da wird ihm die fernste Erinnerung greifbarste Gegenwart und der Gedanke an die noch lebende Geliebte hält ihn von der Fortsetzung seiner

Selbstbiographie lange zurück. »Ich wäre stolz gewesen,« meint er, »der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt, und ich glaube, sie wäre nicht erröthet, zu gestehen, daß meine Neigung erwidert wurde. Aber hatte ich das Recht es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung?«

1817 war Lili gestorben, doch erst aus Goethes Nachlasse trat der 4. Teil von Dichtung und Wahrheit ans Licht. Und noch 1830, während er daran schrieb, fühlt er »den Hauch ihrer beglückenden Nähe«. »Sie war,« spricht der Greis, »die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen. Denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge berührten, waren mit jener ersten verglichen, leicht und oberflächlich«.

So steigt alte Lieb' und Freundschaft in überwältigender Macht vor ihm auf; und mit ihr auch ein Werk wie »Erwin und Elmire« in seiner ersten Gestalt, wie wir es heute vorführen wollen.

Auch dieses kleine Werk in seiner traditionellen Form, in seinem spielerigen Gehaben birgt einen tiefen echt Goetheschen Gehalt: es ist ein Bekenntnisdrama, ein Stück Dichtung und Wahrheit.

Karl Friedrich Zelter und die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien.

(Mit ungedruckten Briefen Zelters.)

Von Richard Smekal.

Einmalig in seiner Art, wie vieles im Leben Goethes, ist auch das Dokument seiner Alterfreundschaft mit dem Musiker Zelter. Als sie einander zum erstenmal trafen, lag hinter beiden der eigentliche Kampf um die ihnen angemessenen Lebensbedingungen, und es breitete sich ihnen ein Herbst aus, der tagtäglich neue Früchte brachte. Nicht von ungewissen Plänen und Erwartungen sind die Briefe, die sich Goethe und Zelter in den letzten drei Jahrzehnten ihres Lebens schrieben, erfüllt, sondern von reifen Beobachtungen, genauen Programmen und den Berichten der beiderseitigen Erfolge. Und wie Goethe die äußeren Lebensformen stets genau im Auge behielt und sich an Ehrungen, die ihm der Tag zubrachte, gerne erfreute, so hielt es auch Zelter, der vom Handwerk emporgestiegene Selfmademan. Von einer solchen Ehrung des Goethefreundes soll im folgenden berichtet werden; sie enthält zugleich einen, wenn auch schwachen Faden, der von Wien zu dem Titanen in Weimar leitet.

Am 9. Februar 1828 schrieb Zelter an Goethe: »Es ist Sonnabend, die Post will fort. Doch will noch melden, daß die Gesellschaft der Musikfreunde des Kaiserl. Oesterreichischen Kaiserstaates mich unverhofft zu ihrem Ehrenmitglied ernannt und mir darüber ihr Diplom zugesandt.«

Etwa im Jänner 1828 war die Zusendung der Urkunde an Zelter erfolgt. Sein Dankschreiben, das beiliegend (nach einem Faksimiledruck in der Geschichte der k. k. Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, herausgegeben von Rich. v. Perger und Robert Hirschfeld, Wien 1912) wiedergegeben ist, trägt das Datum vom 26. Jänner 1828. Es wurde dem leitenden Ausschusse der Gesellschaft am 13. Februar präsentiert. Die Adresse lautet:

An
Ein hohes Praesidium
der von Sr. Kaiserlichen Majestaet
Franz dem Ersten bestätigten
Gesellschaft der Musikfreunde
des Oesterreichischen Kaiserstaats
zu
Wien.

Eine Absicht des leitenden Ausschusses der im Jahre 1812 gegründeten »Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates« (wie der offizielle Titel lautete), den Direktor der königlichen Singakademie in Berlin und den weltberühmten Komponisten Zelter durch eine Ernennung zum Ehrenmitgliede auszuzeichnen, findet sich schon im April 1827 in den Akten des Archives der Gesellschaft. Damals wurde ein Entwurf zu einem Begleitschreiben des Diplomes angefertigt und von dem damaligen Präsidenten der Gesellschaft, dem Grafen Goes, am 27. April begutachtet. Es lautet:

»Die Gesellschaft der Musikfreunde des Oesterreichischen Kaiserstaates erkennt und ehrt die seltenen Verdienste, welche sich Euer Wohlgeboren als Tonsetzer und thätiger Beförderer um die Tonkunst erworben haben. Sie schätzt dieses edle Streben um so mehr, als die Emporbringung der Musik in allen ihren Theilen ihr eigener Zweck und beständiges Augenmerk ist. Als Beweis ihrer ausgezeichneten Achtung übersendet sie Euer Wohlgeboren im Anschlusse das Diplom als Ehrenmitglied der Gesellschaft.

Wien, am . . . . 1827.«

Denselben Text sollte das Begleitschreiben an Friedrich Rochlitz, den großherzoglich Sachsen-Weimarschen Hofrat und Musikschriftsteller, auch einen Mann aus dem engeren Goethekreis, enthalten. Nur statt »Tonsetzer« wäre ein »Schriftsteller« einzusetzen

gewesen. Gleichzeitig war die Zusendung des Diploms an Ludwig Spohr, an Cherubini, Rossini und Jean François Lesueur vorgesehen.

Die Ehrung Zelters aus Wien war wohlberechtigt und wurde von dem Musiker mit Stolz aufgenommen. Seine Beziehungen zur österreichischen Kaiserstadt waren gelegentlich einer Reise im Sommer 1819 enger geknüpft worden, wenn Zelter auch schon früher mit Wienern korrespondierte. Damals jedoch lernte er während eines zweimonatlichen Aufenthaltes in Wien und Baden das österreichische Wesen kennen. Sein Tagebuch, das er Goethe sandte und aus dem sich dieser über Wiener Art unterrichten konnte, ist nicht gerade glücklich in der Charakteristik der Eindrücke.

Berlin den 26ten Januar 1828.

Zelter

Obwohl Zelter mit Carpani, Weigl, Salieri, dem Abt Stadler und dem jungen Grillparzer in persönlichen Verkehr trat, weiß er nicht viel Bedeutendes von diesen Bekanntschaften zu berichten; und was er von Beethoven erzählt, ist eine jener originellen Anekdoten, die freilich Goethe, der diesen Zweig der erzählerischen

Begabung an Zelter besonders schätzte, erfreuen mußte. Das Urteil Bauernfelds, daß die österreichische Literatur und Kunst von den Deutschen nicht voll beachtet wurde und daß selbst Grillparzer lange Zeit im Schatten stand, schließt mit einer an Zelter geübten, nicht ganz ungerechten Kritik: »Die Wiener Briefe des derben Maurermeisters und Strophenliedlers Zelter, der von Poesie soviel wie nichts verstand (von Musik nur wenig), waren nicht geeignet, dem Groß-Kophta von Weimar eine bessere Meinung von unserem Wiener Tragiker beizubringen.«[1]) Dieses Reisetagebuch in Briefen, das Goethe auf das sorgsamste studierte und umschreiben ließ, hätte wirklich berufen sein können, den Anteil Goethes an den künstlerischen Bestrebungen in Wien zu wecken. Es war jedoch von einem Manne geschrieben, dem das österreichische Wesen gänzlich verschlossen blieb.

Die drei nachfolgenden, bisher unveröffentlichten Briefe Zelters stammen aus dem Archive der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde, in welchem auch das Danksageschreiben aufbewahrt ist. Prof. Dr. Eusebius Mandyczewsky stellte sie mir in liebenswürdiger Weise für einen Abdruck zur Verfügung. Sie sind sämtlich an Musiker gerichtet: Der erste an den eigentlichen Schöpfer der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde, den wohlbekannten Josef Sonnleithner, einen Oheim Grillparzers; der zweite an die Sängerin Anna Milder, welche zum erstenmal den »Fidelio« auf der Bühne geschaffen hat und von 1816 bis 1829 in Berlin wirkte; und der dritte an den Vater des später in weitesten Kreisen berühmten musikalischen Kritikers und angesehenen Liederkomponisten Karl Banck; es handelt sich darin um die Aufnahme des jungen Musikers in die Berliner Singakademie.

An Joseph Sonnleithner.

Ich habe weder einen Brief vom 26. April, noch einen Auftrag von Ihnen mein werther Freund erhalten, die Glocke im Großen anfertigen zu lassen. Deßen ungeachtet, ist dieses Instrument hieselbst schon vorbeynahe 2 Monathen angefertiget, von S. M. Levy mit 24 rh. conv. bezalt und unterm 28 März von hier nach Breslau an die HE Gebrüder Kuh abgegangen; von denen auch Antwort zurück ist daß es am 2 April daselbst angekommen sey, und fordersamst nach Wien an das Haus Arnstein abgehen solle. Ich wundere mich daher nicht wenig über die Verschwiegenheit unserer Dame Glocke, wenn sie Ihnen ihre gewaltigen Töne noch nicht hat hören laßen, woran aber hier niemand schuld ist.

W. Voitus hat in einem vornehmen sächsischen Hause als Erzieherinn eine vortheilhafte Stelle angenommen und ist also jetzt nicht mehr in Berlin. Der junge Fischer gab am Ende seines Hierseins Hoffnungen ein guter Sänger zu werden; im Fall er es geworden ist wünsche ich Glück dazu. Schreiben Sie mir doch Gelegentlich, welchen Proceß seine Schwester, die Mlle. Fischer in Wien hat; auch sie gab Hoffnungen obgleich ihre Stimme nicht von übergewöhnlicher Bedeutung ist. Freilich ist der Lärm um solche Dinge immer gleich groß um so gespannte Erwartungen zu erfüllen und das Publikum auf der andern Seite will sich nicht mehr am Schönen, Guten, Rechten begnügen; es will ergriffen werden, erstaunen und bewundern, da kann den freilich keine Zufriedenheit entstehen, wenn die beyden Partheien nicht in der Mitte zusammen treffen wollen.

Leben Sie fein wohl und denken

Ihres

Berlin 19 Mai 1808 Zelter

Herrrn Sonnleithner Wohlgeboren
Secretair bey der Hoftheater-
Direction
zu Wien.

An Frau Anna Milder-Hauptmann.

Von verschiedenen Seiten aufgefordert wünschen wir den Judas Makkabaeus zu wiederholen und zwar künftige Woche Donnerstags den 31ten Januar.

Und nun ergeht meine Bitte an unsere schöne edle Freundin Madame Milder um ihren Beystand auf den wir alle bauen

Ihr

Berlin den 23 Januar 1828. unveränderlicher Zelter.

An den Rektor Banck in Magdeburg.

Berlin 6 April 1828.

Auf Ewr. Wohlgeboren sehr geehrtes Schreiben vom 4 April das ich so eben erhalten kann ich in diesem Augenblick nur kurz antworten, da diese Woche noch bey mir zur Marterwoche gehört.

Von unserem Königl. Ministerio habe bereits die Anweisung erhalten Ihren Sohn aufzunehmen. Das Rescript zirkulirt indeß noch bey den Lehrern der Anstalt — doch kommen Sie nur mit Ihrem Sohn so bald es Ihnen beliebt da dann sicher das Fernere besorgt werden soll. Die Empfehlung eines so von mir geschäzzten Mitkünstlers wie Hr. Wachsmann ist, wäre schon allein genug gewesen Ihren braven Sohn zu empfehlen.

Da Sie selbst mitzukommen versprechen so wird sich das Übrige mündlich besprechen lassen. Mit größter Hochachtung

Ew Wohlgeboren

ergebenster Zelter.

Herrn
J. E. G. Banck Wohlgebohren
Lehrer am Domgymnasium
und Domorganist
nach Magdeburg.

[1]) Bauernfelds Aufsätze. Herausgegeben von Stephan Hock. (Schriften des Literarischen Vereines in Wien, Band 4.)

Goethe an Ferdinand Kobell.

(Mit einer Beilage in Photolithographie.)

Der wunderschöne Goethe-Brief, den wir dank dem so oft bewährten gütigen Entgegenkommen des hochverdienten Direktors der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt, Hofrates Prof. Dr. J. M. Eder, in photolithographischer Reproduktion unserer heutigen Nummer beilegen können, ist in der Weimarer Sophien-Ausgabe von Goethe-Briefen, 5. Band, S. 46, abgedruckt, aber nicht nach dem Original, das damals verschollen war, sondern nach einer Abschrift Strehlkes. Das Orginal befindet sich jetzt in der k. k. Hofbibliothek in Wien (Autograph XIII, 46.), die es in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts von einer »Witwe Kuffner« erworben hat.

In der Weimarer Ausgabe ist er einer der wenigen an andere Personen gerichteten Briefe, die damals in der Zeitfolge die Tag für Tag aufeinander folgenden Briefe und Billette an Frau v. Stein unterbrechen. Darum wird es uns auch nicht wundernehmen, daß er durchaus auf den Ton dieser Briefe gestimmt ist.

Gerichtet ist er an den Maler Ferdinand Kobell (1740 bis 1799), ein Mitglied der weitverzweigten Künstlerfamilie dieses Namens, damals Sekretär und Professor der Akademie zu Mannheim. Goethe dürfte ihn durch Sophie La Roche kennen gelernt haben, die im zehnten ihrer Mannheimer Briefe eine anziehende Schilderung von Kobells Wesen im Hause, »in dem es jedem gutgesinnten Menschenkinde so wohl ist«, entwirft. Kobell ist der erste deutsche Meister, welcher die landschaftliche Radierung bezüglich der äußern Elemente der Darstellung zu einer vollendeten Durchbildung gebracht hat. Er suchte sich absichtlich die einfachsten landschaftlichen Situationen, den schlichtesten menschlichen Verkehr; indem er das stille Wirken der Natur in ihrer Reinheit und Einfalt wiedergab, leitete er den Aufschwung unserer Kunst ein, welche sich auf diesem Wege allmählich von den Fesseln des französischen Geschmacks befreite. In den Arbeiten seiner dritten Periode ist namentlich die Luft in so meisterhafter Art behandelt, wie man es auf Radierungen selten wieder findet. Im Jahre 1809 erschien bei Frauenholz in Nürnberg unter dem Titel: »Oeuvre complet de Ferdinand Kobell« eine Sammlung von 170 Kobellschen Radierungen, 1842 bei Cotta in Tübingen eine neue Auflage, zu der Kugler ein einleitendes Vorwort schrieb.[1])

Kobell hatte eine Reihe von Bildern und Zeichnungen auf Bestellung für die herzogliche Familie geliefert. Am 3. Dezember 1780 schrieb ihm Goethe:

»Ihre Gemälde, mein lieber Kobell, sind richtig angekommen und haben viel Vergnügen verursacht. .... Ich habe dieser Tage her wie mit einem Stäbchen dabei gestanden, und einem jeden, der es hören wollte, die Auslegung davon gemacht.... Mir hat es ein grosses Vergnügen gemacht, daraus auch wieder Ihren Reichthum an Erfindung zu sehen, zu beobachten wie gewiss Sie Ihrer Sache sind, und dass Sie eben machen können was Sie wollen.... Ich habe auch für mich eine kleine Zeichensammlung angefangen, wenn Sie mir dazu etwas aus Ihrer Fülle gönnen wollten, würden Sie mich sehr verbinden.... Der Musikus Kranz von hier, der einige Zeit in Mannheim bleiben soll, wird Sie besuchen, und ich bitte Sie um einige Gefälligkeiten gegen diesen guten Menschen.«[2])

Daraufhin hat Kobell offenbar einige Blätter gesendet, für die Goethe im vorliegenden Briefe seinen Dank ausspricht.

Schuchardts Katalog von Goethes Kunst-Sammlungen verzeichnet von Kobell

Unter den Radierungen, Kupferstichen usw.:

1129 Nr. 254. Landschaft mit einer Mühle. qu. 8. Ferd. Kobell à Manheim f. 1771. Guter Abdr.

Nr. 255. Gebirgige Landschaft. 4 to. Aquat. id. fec.

Unter den Handzeichnungen:

1271 Nr. 387. 9 Bl. verschiedene Landschaften, meist sehr ausführlich mit der Feder oder Bleistift gezeichnet, einige getuscht. Versch. Format, sämmtl. bez.

Nr. 388. 2 Bl. eine Bauernschlägerei und musizierende Bauern mit zwei dabeistehenden Frauen, in Ostades Manier. Ausführliche Federzeichnung. Sehr kl. 4 to.

Diesen Blättern liegt eine kurze Charakteristik Kobells von Goethe bei.

»Ganz fürtrefflich und rechte Stärkung für den Künstler-Sinn« nennt Goethe noch vier Jahre später, am 12. Jänner 1785, Kobellsche Zeichnungen, die ihm F. H. Jacobi gesandt hatte. (Briefe VII, 8, 15.)

Johann Friedrich Kranz, geboren um 1754 zu Weimar, bildete sich unter dem Konzertmeister Göpfert zu Weimar zum Violinisten, erhielt 1778 eine Stelle in der Hofkapelle, wurde 1781 vom Herzog zur weiteren Ausbildung nach Italien geschickt und muß wohl eine Zeitlang in Wien den Unterricht Haydns genossen haben. In Rom ist er mit Goethe zusammengetroffen. »Kranz war heute bei mir,« schreibt er am 17. Jänner 1787 an Frau v. Stein aus Rom, »er geht das Neapolitanische Carneval zu besuchen. Er ist dick und fett geworden.« Durch ihn versucht Goethe Fritz v. Stein und den kleinen Herders Spielsachen, Frau v. Stein Zeichnungen, Knebel Mineralien zu übersenden. Aber Kranz scheint sich seines Auftrages schlecht entledigt

[1]) Eisenhart in der »Allgemeinen Deutschen Biographie«, 16. Band, S. 353.

[2]) Briefe. V. Bd., 11, 12.

Goethe an Ferdinand Kobell.

Nehmen Sie einen recht aufrichtigen Dank für die schönen Zeichnungen die Sie mir geschickt haben. Mir scheint unmöglich die Wahrhaftigkeit höher zu treiben. Ich habe mich herzlich hingesetzt und einige nachgekrizzelt, man fühlt die Höhe, die der Künstler erreicht hat, nicht lebhafter, als wenn man versucht ihm einige Schritte nachzuklettern. Alle meine Freunde sind auch zur Bewunderung aufgefordert, und meine kleine Sammlung erhält ein neues Leben. Ich wünsche mich von dieser Schuld auf einige Weise befreyen zu können. Erhalten Sie mich in gutem Andenken, und grüßen Sie die Ihrigen. Sobald der Frühling eintritt, sollen Sie nicht nur Zeichnung, sondern auch der [illegible] haben, weil [illegible] ich [illegible] Natur und Kunst, Geist und den Künstler verehre. Weimar d. 9 Febr. 1781.

Goethe

zu haben: »Kranzen hab ich eine Schachtel mitgegeben die er nicht einmal den Verstand gehabt hat auf eine fahrende Post zu geben, da er nicht nach Hause ging. Es ist nichts von Werth drin, aber Samen und Späße für die Kinder, die mich doch verdrießen wenn sie verlohren gehn,« schreibt Goethe am 10. November 1787 recht unwillig an seinen getreuen Diener Seidel.

In Rom war es auch, wo Goethe den Versuch machte, ihn als Komponisten für seine Singspiele zu gewinnen: »Kranzen habe ich gesprochen, zu Tische und zu einem kleinen Concert gehabt. Er war nach seiner Art vergnügt. Auch hab ich über Musik mit ihm geredet, ihm, da er von komischen Opern als einem Lieblingsfache sprach, eine von meinen neuen angeboten. Er ließ sich aber nicht recht ein. War es Zerstreuung, Verlegenheit oder sonst was,« schreibt er am 3. Februar 1787 an Seidel. Kranz soll die Musik zum »Großkophta« geschrieben haben. Robert Eitners »Biographisch-Bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten«, dem die Lebensdaten entnommen sind, verzeichnet von ihm (5. Band, S. 428): »Romanze aus der Oper: ‚Theatralische Abenteuer' von Goethe [1]). Kl.-A. Weimar, Fol. (Vgl. Briefe XIII, 127, 6.)

Nach seiner Rückkehr wurde er 1789 Musikdirektor in Weimar. 1791 erwarb er vom Direktor Bellomo käuflich das Schauspielhaus zu Lauchstädt (Briefe, IX, 245). Am 18. März 1802 wurde er wegen einer bei einer Aufführung des »Don Juan« begangenen Ungebühr gegen die fürstliche Hofsängerin Jagemann suspendiert. Karl August hob diese Entlassung später jedoch dahin wieder auf, daß Kranz zur Musikdirektion nur bei solchen Opern nicht gebraucht werden solle, in denen die Jagemann mitwirke. (Pasqué, »Goethes Theaterleitung«, II. 178.)

Damals schrieb Goethe an die Hoftheaterkommission (Jena am 8. Mai 1802): »... wenn er sich untersteht ein gleiches [Promemoria] an die Theatercommission zu bringen, und zu fragen: ob seine Sache vergessen werden soll, so will ich ihm den Kopf waschen daß er Zeitlebens an mich denken wird.« [1])

1803 ging Kranz als Kapellmeister an das Stuttgarter Hoftheater, wo er bis 1808 erwähnt wird. Sein Todesjahr vermag Eitner nicht anzugeben.

Was unter dem »Stosgebet« zu verstehen ist, vermag auch der kundige Gräf nicht sicher zu deuten.[2])

Goethe an C. A. Böttiger.

Die »Neue Freie Presse« vom 4. April 1915, Nr. 18081, bringt folgenden bisher ungedruckten Goethe-Brief:

»Ew. Wohlgeboren erhalten hierbey ein Blatt, welches Herrn Eisert vorzulegen bitte; er hat bisher schon das meiste von diesen Bedingungen erfüllt, es ist nur gut, daß ausgesprochen werde, was man wünscht; ich bin zum voraus für die gütige Vermittlung dankbar.

Auf Ihre Beute von der Schlangen- und Drachenjagd verlange ich sehr. Hier kommen die Milinischen Schriften zurück,

Die Mitteilung der Klopstockischen Oden macht mir viel Freude. Zusammen werden sie ein herrliches Denkmal eines seltenen Mannes bleiben. Auf mich machen sie immer denselben Effect, es ist alles hoch und tief, aber in der Breite wird mirs eng und bänglich. Ich hoffe, Sie bald zu sehen und vor meiner Wanderschaft nach den Schweitzer Bergen noch manches zu besprechen. G.«

Das Original, ein Oktavblatt von Schreiberhand, mit der eigenhändigen Signatur »G« befindet sich in Wiener Privatbesitz.

Der Brief ist gerichtet an Carl August Böttiger und begleitete das »Blatt«, welches in der Weimarer Sophien-Ausgabe der Briefe, 12. Band, S. 176, abgedruckt ist und die Bedingungen enthält, unter denen Eisert als Erzieher für Goethes Sohn August aufgenommen worden war. Die »Milinischen Schriften« sind offenbar die 1797 erschienene »Introduction à l'étude de l'archéologie, des pierres gravés et des médailles« des französischen Archäologen Aubin Louis Millin.

Goethe über seine Dichtungen.

Von dem monumentalen Werke Hans Gerhard Gräfs, dessen Erscheinen wir vor mehr als 14 Jahren so freudig begrüßt haben (»Chronik«, XIV. Bd., S. 45, XV. Bd., S. 52, XX. Bd., S. 9), sind inzwischen vier weitere inhaltreiche Bände erschienen. Der fünfte Band (Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1906, VIII und 597 S., Mk. 16·—) bildet den dritten Band des zweiten Teiles: Die dramatischen Dichtungen, und enthält (in alphabetischer Folge) die Zeugnisse über: Götter, Helden und Wieland, Götz von Berlichingen, Groß-Cophta, Hanswursts Hochzeit, Iphigenie auf Tauris, Iphigenie in Delphi, Isabel, Jery und Bätely, Künstlers Erdewallen, Künstlers Vergötterung, Laune

[1]) Eine Bearbeitung der komischen Oper „L'impresario in angustie" mit Musik von Cimarosa, die Goethe in Rom mit großem Vergnügen gesehen hatte. Der Text ist in dem soeben erschienenen 53. Bande der Sophien-Ausgabe S. 102 ff. abgedruckt.

[1]) Briefe XVI, 82.

[2]) Gräf Hans Gerhard: »Goethe über seine Dichtungen«, III. Teil, I. Band, S. 66.

des Verliebten, Lila, Löwenstuhl, Mädchen von Oberkirch, Mahomet, Mann von fünfzig Jahren, Maskenzüge, Mitschuldigen, Natürliche Tochter, Nausikaa, Nero, Neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel. Der sechste Band (Ebenda, 1908, VIII u. 711 S., Mk. 20·—) bringt die dramatischen Dichtungen zum Abschluß. Er enthält: Paläophron und Neoterpe, Pandora, Prolog zum Medon von Clodius, Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, Prometheus, Proserpina, Requiem dem frohsten Manne des Jahrhunderts, Romeo und Julie, Ruth, Satyros, Scherz, List und Rache, Schillers Todtenfeier, Selima, Sie kommt nicht! Sokrates, Sposa rapita, Stella, Theaterreden, Thronfolger Pharaos, Torquato Tasso, Tragödie aus der Zeit Karls des Grossen, Triumph der Empfindsamkeit, Tugendspiegel, Ungleichen Hausgenossen, Unglück des Jacobis, Vögel, Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters› Was wir bringen, Die Wette, Ynkle und Jariko. Der I. Anhang umfaßt: Namenlose dramatische Pläne; Motive und Unbestimmtes, der II.: Fortsetzung von und Anteil an dramatischen Dichtungen Anderer. Tabelle I gibt eine sehr aufschlußreiche Übersicht der dramatischen Dichtungen nach den Jahren ihrer Entstehung, der am Rande rechts das Jahr des ersten Druckes hinzugefügt ist, Tabelle II läßt die Verteilung der dramatischen Dichtungen Goethes in den verschiedenen zu Goethes Lebzeiten erschienenen Gesamtausgaben überblicken. Ein sehr eingehendes, nahezu 200 Seiten umfassendes Register erleichtert die Benützung dieser Abteilung.

Mit Band 7 (Ebenda, 1912, XXII u. 640 S., Mk. 20·—) und 8 (Ebenda, 1914, IV u. 668 S., Mk. 20·—) beginnt nach längerer Pause, in der die Fortführung dieses unentbehrlichen Werkes in Frage gestellt war, schließlich aber durch einen namhaften Beitrag aus den Mitteln der Weimarer Goethe-Gesellschaft gesichert worden ist, der Dritte Teil: Die lyrischen Dichtungen. An Stelle der alphabetischen Anordnung nach den Überschriften, die sich bei den epischen und dramatischen Dichtungen als die zweckmäßigste bewährt hat, bei den Gedichten aber nicht durchführbar war, schon aus dem Grunde, weil viele Gedichte überhaupt keine Überschrift haben, tritt hier die rein chronologische Anordnung der gesamten Masse. Schnelles und sicheres Zurechtfinden in ihr ermöglichen, außer den Registern, zahlreiche Verweisungen bei den einzelnen Zeugnissen, die den Benutzer in den Stand setzen, von jeder beliebigen Stelle aus rückwärts oder vorwärts, ohne große Mühe, das Zusammengehörige zu finden. Lieder und Arien aus den Romanen, Dramen, Singspielen und Opern sind in diesem dritten Teil nur dann mit behandelt worden, wenn Goethe sie auch, losgelöst aus dem Organismus der Dichtung, als für sich bestehende lyrische Gebilde betrachtet hat; im übrigen haben sie bereits in Teil I/II ihre Behandlung gefunden.

Das vorliegende Werk ist, wie wir schon oft und nachdrücklich hervorgehoben haben, für jeden, der sich in irgend einer Weise wissenschaftlich mit Goethes Werken beschäftigen will, als Nachschlagewerk geradezu unentbehrlich. Aber auch denjenigen, der — einigermaßen mit Goethes Werken vertraut -- ohne einen derartigen Zweck darin blättert, wird es gar bald anziehen und zu fortlaufender Lektüre verlocken, denn es ist ja durch die Unmittelbarkeit der Äußerungen die anziehendste und zugleich die authentischeste Darstellung der Entwicklung eines Kunstschaffens, wie wir es mit ähnlicher Sicherheit und Vollständigkeit von den ersten Keimen bis zur letzten Vollendung wohl nirgends sonst in gleicher Weise überblicken können. Trotz seiner scheinbar mechanischen Anordnung ist das Werk, aus einer innigen Durchdringung des Goetheschen Schaffens heraus entstanden, das ureigenste Werk seines Verfassers, ein Werk, das nicht überholt werden und niemals veralten kann. Die Worte aber, mit denen der Verfasser sich im Vorwort zum siebenten Bande gegen die von sehr gewichtiger Stimme ausgesprochene Prophezeiung, daß man seine Arbeit auf das unverschämteste ausbeuten werde, als habe man seine Mühe (und welch eine Mühe!) selber angewandt, zu verwahren sucht, kann ich mir nicht versagen, hierherzusetzen: »Ich muß offen gestehen, daß ich diese Befürchtung im Grunde niemals habe teilen können, und daß mir vor allem jenes Bedauern über die durch das Werk herbeigeführte Erleichterung der Arbeit für andere noch heute vollkommen unverständlich ist. Gerade im Gegenteil möchte ich sagen: Wollte der Himmel, wir hätten oder bekämen noch recht viele derartige Erleichterungs- und Zeitersparungsmittel! Ist denn nicht die Wissenschaft, so gut wie Staat und Gesellschaft, angewiesen auf ein großes gegenseitiges Hilfeleisten? Und für wen arbeitet denn unsereiner? Freilich nicht für die Trägen und Schmarotzer (was schadet es aber schließlich, wenn auch wirklich ein paar Faule mit Hilfe unserer Bücher unverdient und mühelos etwas fabrizieren?), sondern für die ehrlichen, fleißigen Arbeiter, vor allem aber für die wahrhaft großen Geister, deren eigenes Werk durch solche zeitsparende Hilfsmittel wesentlich beschleunigt und gefördert wird.« Diese Worte, zwei Jahre vor Ausbruch des großen Krieges niedergeschrieben, sind in ihrer Art ein echter Ausdruck jenes wahren deutschen Geistes, dem auf den Schlachtfeldern in Frankreich und in Polen der endgiltige Sieg zufallen muß.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 25.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND.

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

DR. RUDOLF PAYER VON THURN.



WIEN 1916.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/₂, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXIX. Band. Wien, 21. März 1916 Nr. 1.—6.

INHALT: Das Bild der Frau Rat (mit einer besonderen Beilage). — Kaspar Ritter von Zumbusch †. — Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Rechnungsabschluß des Wiener-Goethe-Vereins für die Jahre 1914 und 1915. — Zur Entstehungsgeschichte von Schillers Demetrius von Eduard Castle. — Eine Anklage gegen Goethes Altvater Infimus Werner von Ewald Engelhardt.

Das Bild der Frau Rat.

Die beständig wachsenden Kosten von Druck und Papier, die eine hoffentlich nur vorübergehende Begleiterscheinung des Krieges bilden, sowie der Umstand, daß der Druckkostenbeitrag, den wir seit nunmehr zehn Jahren alljährlich vom hohen k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht erhalten haben, seit Kriegsausbruch nicht mehr flüssig gemacht worden ist, nötigen uns, dem Beispiele anderer wissenschaftlichen Zeitschriften zu folgen und den Umfang des laufenden Jahrganges der „Chronik“ auf die vorliegende stärkere Nummer zu beschränken Einigen Ersatz hoffen wir unseren Mitgliedern durch das wunderschöne Bild der Frau Rat aus Lavaters Sammlung in der k. und k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek zu bieten, das wir dank dem gerade im gegenwärtigen Augenblick nicht hoch genug zu schätzenden Entgegenkommen des hochverdienten Direktors der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt Hofr. Prof Dr. J. M. Eder in einer außerordentlich gelungenen Reproduktion unserer heutigen Nummer beilegen können. Wir lösen damit das Versprechen ein, das wir auf S. 4 des XXVIII. Bandes der „Chronik“ gegeben haben. Demjenigen, was dort von der Entstehung des Bildes gesagt ist, haben wir hier nur noch hinzuzufügen, daß der Stich nach dem Bilde, den Goethe als „scheuslich“ bezeichnet, im dritten Bande der sogenannten Oktavausgabe von Johann Caspar Lavaters Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, Winterthur. In Verlag Heinrich Steiners und Compagnie 1787 als Tafel CXLVII. dennoch erschienen ist. Er ist auf S. 20 der vorliegenden Nummer in Originalgröße reproduziert. Auf S. 312 versucht Lavaters das Bild mit folgenden Worten zu charakterisieren: „Gutes, mütterliches, regierungsfähiges, originelles Weib — die in sehr vielem seyn kann, was sie will — Der untere Theil hat viel Einfalt, Kindersinn, Adel — Die Stirn ist sanguinisch, das Auge sanguinisch-cholerisch, die Nase und der Mund sanguinisch-phlegmatisch.“

Kaspar Ritter v. Zumbusch †.

Der Wiener Goethe-Verein, der in der letzten Nummer der „Chronik“ das Ableben zweier vieljähriger, hochverdienter Mitglieder des Ausschusses, der Hofräte Jakob Schipper und Karl König, beklagen mußte, hat inzwischen einen weiteren, sehr empfindlichen Verlust erlitten: am 27. September 1915 starb zu Rimsting in Bayern Kaspar Ritter v. Zumbusch. Er war am 23. November 1830 zu Herzebrock in Westfalen geboren. In seiner frühen Jugend wurde der berühmte Bildhauer Christian Rauch, derselbe, der den überall verbreiteten und allgemein anerkannten plastischen Typus des alten Goethe in lebhaftem persönlichem Gedankenaustausch mit dem Altmeister selbst geschaffen hat, auf sein Talent aufmerksam. 1853 vollendete Zumbusch seine Studien an der Modellierschule des Münchener polytechnischen Institutes und ging hierauf nach Italien. 1873 wurde er Professor der Plastik an der Akademie der bildenden Künste in Wien und trat 1901 nach Vollendung des 70. Lebensjahres vom Lehramte zurück. Gleichzeitig wurde er vom Kaiser als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus des Reichsrates berufen. Die Denkmäler Beethovens, der Kaiserin Maria Theresia und des Erzherzogs Albrecht, sowie die Reiterfigur Kaiser Franz Josef I. an der Fassade des Rathauses vergegenwärtigen uns Wienern das Schaffen dieser durch und durch vornehmen Künstlernatur. Kurz vor seinem Tode arbeitete er noch an einem Denkmal für Rudolf von Habsburg, das ein würdiges Gegenstück zu seinem Maria Theresia-Denkmal werden sollte.

Dem Ausschusse des Wiener Goethe-Vereins gehörte Zumbusch ohne Unterbrechung seit 15. Juni 1897 an. Unschätzbar war uns seine Autorität in allen künstlerischen und technischen Fragen der Denkmalerrichtung, aber auch nach Enthüllung des Denkmals blieb der gefeierte Künstler ein treues Mitglied des Ausschusses, das ungeachtet seines hohen Alters gern an unseren Sitzungen und Vortrags-Abenden teilnahm und die Interessen des Wiener Goethe-Vereins wahrnahm und förderte, wo er nur konnte.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Auch die Veranstaltung der Goethe-Abende mußte eingeschränkt werden. Lediglich am 21. März 1915 sprach zur Erinnerung an Goethes Todestag unser Ausschuß-Mitglied Universitäts-Professor Dr. R. F. Arnold, der gegenwärtig als Oberleutnant im Militärdienste steht, über Goethes Faust, II. Teil im Bilde. Während der erste Teil zahllose Illustratoren gefunden hat, haben den zweiten Teil bisher nur drei Künstler in fortlaufender Folge mit ihren Schöpfungen begleitet. Der zu seiner Zeit stark überschätzte Dresdner Moritz Retzsch hat viel dazu beitgetragen, die Dichtung in den Ländern angelsächsischer Zunge populär zu machen. Seine dürftigen Umrißzeichnungen, die gern das Häßliche und Groteske betonen, sind jedoch weit davon entfernt, den Gehalt der Dichtung auszuschöpfen. Etwas höher steht der Kaulbach-Schüler Seibertz, der seine Kompositionen mit recht hübschen Blumen- und Blatt-Arabesken umrahmt. Keiner dieser beiden Vorgänger hat sich jedoch zu jenem Verständnis der Dichtung aufzuschwingen vermocht, das in den Zeichnungen unseres Zeitgenossen Franz Stassen (geb. 1869 zu Hanau) zum Aus-

druck kommt.
bildern erläut
lebensvoller I
je nach dem A
Könnens und i
Szenen der Di
Im Ansch
ordentlich

Rechnu

E

Guthaben:
bei der
Zinsengu
sparka

Mitgliedsb
a) bei d
b) beim

Couponerlö
Giselaba
Theißlos
Coupone
(b. d.
den R

»Chronik«:
Erlös für
Hölder

Prof

Zu

Vortrag,

»Bluthoc
in einem Ve
wissen nich
mann ihm »
schen Deme
soviel i
vornhe
Mordf
D
bald
die

goethes Mutter.

Derbe, wagsame Frau voll Frohheit,
Klugheit und Leichtsinn –

21.XII.1787

…er Wolzogen betriebene — und …lich zustand gebrachte —, für …narischen Lande so unendlich

statt tun. Treuer Familiensinn hat die Hauptmasse der Nachlaßpapiere sorgsam bewahrt und schließlich an einem würdigen und sichern Ort — dem

Goethe- und Schillerarchiv in Weimar — hinterlegt. Es sind drei Hefte: das Szenar mit der Seitenbezifferung 1—114, das Studienheft Seite 115—176, Collectanea Seite 177—208, und dann lose Bogen und Blätter Seite 209—442.

Die Bezifferung erfolgte, wie es scheint, vor der Übergabe der Papiere an Goedeke, den ersten Herausgeber, ganz mechanisch nach der zufälligen Aufeinanderfolge der Blätter.

Weder Karl Goedeke [1]) noch nach ihm Gustav Kettner [2]) ist es gelungen, die Entstehung des »Demetrius« vollkommen aufzuhellen. Eine Dissertation aus Kösters Schule [3]) hat, wie ich glaube, den Ausgangspunkt verfehlt und vermag auch richtig aufgefundene Spuren nicht immer festzuhalten.

Es gilt, einen Faden zu finden, der uns durch die labyrinthischen Gänge dieses Unterbaus von monumentaler Größe führt: ein Versuch ist lockend und lohnend.

I.

Die erste Arbeitsperiode am »Demetrius« währte 18 Wochen, vom 10. März bis 11. Juli (1804), mit einer dreiwöchigen Unterbrechung durch die Reise nach Berlin (26. April bis 21. Mai).

In diese Zeit fällt die Lektüre der Quellenschriften zur russischen Geschichte von Treuer, Müller, Levesque und der »Beschreibung des Königreichs Polen« durch Connor. Aufzeichnungen aus ihnen machen einen Teil der Collectanea aus, deren Entstehen ich im einzelnen hier nicht verfolgen will.

Den höchsten Wert für Schiller bekam Müller, der wieder die Identität des Prätendenten mit dem entlaufenen Mönch Grischka Otrepiew vertrat.

Aufzeichnungen aus Müller stehen an der Spitze des Studienheftes, das Schiller zunächst aus sechs ineinandergelegten Bogen herstellte. Der Rohstoff, den Schiller dieser Quelle entnimmt, regt sogleich seine Phantasie zu Fragen, Gegensätzen, Erfindung von Motiven an, die er auf dem Papier festhält, während er in dem Buch weiterliest. Schon tauchen einzelne Situationen, einzelne Szenen, einzelne wirksame Bühnenbilder auf (materielles Erkennungszeichen an oder bei Demetrius, Marina und ihre Schwestern, polnischer Reichstag, Kosaken, Heiratskontrakt — aus »König Lear« assoziiert sich später dazu das Motiv der Landkarte —, Dorfszene, Demetrius in Tula, der Fabricator doli, Einzug in Moskau, Axinia, Marfa, Zusammenkunft mit der Mutter, des Demetrius Sturz, die Ankunft der Marina): aber alles noch chaotisch, ohne Zusammenhang, ohne Ordnung. Da Schiller zur Katastrophe des Demetrius gelangt — am Ende der siebenten Seite seiner Notizen (S. 117—123)—, kommt mit einemmal die große Erleuchtung, wie aus diesem Rohmaterial das Kunstwerk hervorgehn könne:

»Die polnische Braut, welche das Glück des Demetrius zuerst gegründet, bringt auch das Unglück mit sich.

Demetrius wird eine tragische Person, wenn er durch fremde Leidenschaften, wie durch ein Verhängnis, dem Glück und dem Unglück zugeschleudert wird und bei dieser Gelegenheit die mächtigsten Kräfte der Menschheit entwickelt, auch die menschliche Verderbnis zuletzt erleidet.«

Schiller läßt fünf Seiten zu späteren Nachträgen frei und fährt fort (S. 165):

»Das Glück, welches den einen emporträgt und den andern zugrund richtet.

Dmitri zeigt sich wirklich fürstlich sowohl im Unglück als im Glück.«

Der Schlüssel für die rätselhafte Persönlichkeit des Prätendenten ist gefunden. Es ist, mit Goethe zu reden, das geniale Aperçu, einmal das Glück die Rolle des »großen gigantischen Schicksals« spielen zu lassen. Darum ist »des Demetrius Glück« das immer wiederholte Stichwort in den Entwürfen wie in den ausgeführten Szenen. Seltsamerweise hat man dies bis jetzt fast ganz übersehen und mit allzu geringer Meinung von Schillers Originalität die Tragik des Stoffes in der Verletzung des Legitimitätsprinzips oder der sittlichen Wahrheitsforderung gesucht.

Der angeschlagene Faden wird nun weiter gesponnen. (S. 166—170:) »Alles beruht auf einer glücklichen Eröffnung der Handlung. 1.) Um das Fremdartige, Seltsame und Abenteuerlich-Unwahrscheinliche des Stoffes objective möglichst zu überwinden und 2.) um die Neigung und das Interesse, subjektiv, dafür in Bewegung zu setzen.« In raschem Fluß folgt die Erfindung der Samborszenen: alle die Hauptmotive, zu denen Schiller immer wieder zurückgekehrt ist, sind schon hier vorhanden, aber im einzelnen noch unbestimmt. (Marinas Bräutigam wird nicht getötet, er reizt Grischka nur, den Degen zu ziehen. Grischka kann etwas Versiegeltes haben. Wenn die ungeheure Entdeckung geschehen, so folgt sogleich etwas, welches zu ihrer Bestätigung dient: ein russischer Großer erscheint. Eine Polin von niedrigem Stande liebt den Demetrius: sie wird gleich darauf Lodoiska genannt.) Ein Zweifel bleibt; von wem die Hauptintrige ausgeht.

---

[1]) Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. 15. Teil. 2. Band. Stuttgart 1876.

[2]) Schillers Dramatischer Nachlaß. Nach den Handschriften herausgegeben. 1. Band. Weimar 1895. Vgl. A. Köster im Az. f. d A. XXIII (1897), 185—196; A. Leitzmann im Euphorion IV (1897), 508—537. Da die Bezifferungen Kettners zweifellos verfehlt sind, greife ich auf die ursprüngliche Seitenbezifferung des Nachlasses zurück.

[3]) Arthur Hordorff, Die Entstehungsgeschichte des Schillerschen »Demetrius«. Ein Versuch zur kritischen Sichtung der Fragmente. Weida i. Th. 1909.

Diese drei Blätter hat Schiller wiederholt durchgelesen und mit zahlreichen Randbemerkungen versehen, die die Erfindung weiterführen.

Der Stoff schwoll zusehends, das Heft mußte durch eine Einlage von neun Bogen (S. 129—164) erweitert werden (geheftet wurden die Bogen vermutlich erst später). Schiller setzte seine Eintragungen jetzt wieder im Anschluß an die erstbeschriebenen Seiten fort.

Er nimmt auf S. 125 Gedanken von S. 165–170 auf, um das Problem, von wem die Hauptintrige ausgeht, weiter zu erwägen. Wieder gestaltet sich sogleich eine Situation: Wann kommt der Fabricator doli selbst zum Vorschein? Und der geborene Dramatiker antwortet: »Womöglich bleibt die Maschine ganz verborgen, bis auf den Moment, wo Demetrius in Moskau will einziehen. Und jetzt enthüllt sich ihm derjenige, welcher gleich von Anfang unerkannt ihm als ein Genius zur Seite gestanden. Kurz vor dieser Eröffnung ist der Glaube an den Demetrius und sein eignes Vertrauen zu sich aufs höchste gestiegen, es ist alles vollendet, man hat ganz vergessen, daß er nicht der Zarowitz sein könnte. Sein anschwellendes Glück trägt ihn in hohen Wogen zum Thron.«. Damit ist der Wendepunkt der Tragödie und auch schon das Wesentliche der aufsteigenden Handlung gefunden und nach dem Gesetz des Gegensatzes bildet sich gewissermaßen von selbst die absteigende Handlung heraus (S. 127): die Entdeckung »bringt eine schnelle, unglückselige Veränderung im Charakter des Betrogenen hervor. Der Entdecker wird das erste Opfer derselben. Von jetzt an ist Demetrius Tyrann, Betrüger, Schelm. Boris ist durch ein Verbrechen Zar geworden . . . . . Das Schicksal straft ihn durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge, welche aus seinem Verbrechen selbst hervorgeht . . . Der ermordete Demetrius stürzt ihn vom Thron.« Aber »der Betrüger ist in den Händen der Polen, die ihn als ihr Werkzeug gebrauchen.«

[Was den Rest der Seite 127 (»Interessante Figuren sind« — Besetzungsversuche) ausfüllt, ist vermutlich später nachgetragen worden.]

Schiller hatte damit alle Teile seiner Tragödie bereits in der Hand und auch das geistige Band. Auf der frei gebliebenen Seite 126 entwirft er den ersten Grundriß des neuen Werkes (A). Er ist vollständig mit sich im reinen über die Hauptpersonen und die Hauptsituationen, nur ihre Folge ist ihm im einzelnen noch vielfach zweifelhaft. Die Szenenreihe gliedert sich in fünf Akte, die Glückswendung fällt allerdings in den vierten Aufzug: dies ist ein Mangel, denn der Höhe- und Schwerpunkt des Dramas ist dadurch allzu stark dem Ende zugeschoben. Überdies ist die Glückswendung durch den Einzug in Moskau von der Zusammenkunft mit der Mutter getrennt.

Schiller versucht sogleich auf S. 128, da er sich die »theatralischen Motive« (B) klar macht, dem letzten Übelstande abzuhelfen, indem er die Szene des Glückswechsels an die Spitze des vierten Aktes stellt. Aber auch diese Anordnung verbessert das Hauptgebrechen nicht und raubt außerdem noch einen höchst wirksamen Aktschluß.

Überzeugt, daß sich ein Ausweg finden werde, wendet sich Schiller dem »Ersten Akt. Zu Sambor in Galizien« zu. Er notiert auf S. 129 Motive für die Expositionsszenen, vermutlich gleichzeitig auf S. 131 Nebeneinfälle. Der Gedanke: »Es kommen mehrere Umstände zusammen, welche die vorgebliche Geburt des falschen Demetrius außer Zweifel zu setzen scheinen. Der Faden eines Planes« erfordert weitere Überlegung. Schiller läßt sechs Seiten freien Raum und macht sich S. 138 die Geschichte des Demetrius nach dessen eigener Erzählung klar: sie bietet natürlich die fingierte Geschichte — welches ist die wahre Geschichte? (S. 139:) Da muß »befriedigend für den Verstand zweierlei dargetan werden. 1. Wie jemand darauf kommen kann, eine so abenteuerliche, weit aussehende und kühne Betrügerei mit der Person des falschen Demetrius zu unternehmen. 2. Wie dieser Betrug dem Demetrius selbst und allen übrigen, Beweis fodernden, Personen glaublich werden konnte.« Eine Übersicht über die geschichtlichen Daten, auf denen sich die Intrige aufbaut, wird rasch aus dem Gedächtnis auf dem vorhergegangenen Blatt S. 137 entworfen, und nun entwickelt Schiller S. 141—144 mit Verwertung der von dem Prätendenten selbst gemachten, in den Akten überlieferten Angaben die Intrige, die die Annahme zuläßt, daß Demetrius im guten Glauben handelt, daß er das Opfer eines Selbstbetruges ist.

Zurückschauend und zusammenfassend verdeutlicht sich Schiller alle Punkte, die den derart mit Gehalt versetzten Stoff für ein Drama geeignet erscheinen lassen (S. 145—147 »Pro«), vergegenwärtigt er sich in einem bezifferten Schema (C) alle »Auftritte des Demetrius« (S. 140): es sind 25. Genau in die Mitte gestellt wird als Nr. 13 »Erfährt seine Geburt«, wenn es Schiller vorläufig auch noch offen lassen muß, wie durch zwei Situationen (Nr. 20, 21) der vierte Akt erweitert werden könne. Zugleich beschäftigen ihn wieder die Besetzungsmöglichkeiten nach dem Stand des Weimarischen Personals Ende Mai (1804), ein wichtiger Anhaltspunkt für die Chronologie.

Auf Grund von C wurde A (S. 126) neu durchgesehen und auf S. 124 ein Schema mit wesentlich verbesserter Szenenfolge (D) entworfen: die Glückswende tritt unmittelbar vor der Einholung der Zarin Marfa ein, mit der gemeinsam Demetrius seinen

Einzug in Moskau hält. Damit ist auch der großartige Schluß des vierten Aktes wiederhergestellt. Um die Zeit zwischen den Samborszenen und dem polnischen Reichstag aufzuheben, wird daran gedacht, die Marfaszenen als Zwischenhandlung einzuschieben. Lodoiskas Abschied, der polnische Reichstag, der Übergang von Boris' Armee zu Demetrius, der Einzug in Moskau, die Katastrophe im Kreml: das wäre allerdings eine Reihe sich überbietender Wirkungen geworden.

Die Lösung des Hauptproblems, den Schwerpunkt nach der Mitte des Dramas zu verschieben, war aber noch immer nicht geglückt, die Folge der Axinia-Romanow-Handlung und ihre Verbindung mit der Demetrius-Marina-Handlung war immer noch unklar, Schiller konnte sich einen ganzen Bogen mit Fragen vorlegen (S. 148 in der Hälfte gebrochen, »das aufgezogene Uhrwerk geht ohne sein Zutun«), von denen er vorerst nur einige (1—4, 7) beantwortet (S. 132, Parallelfassung S. 133). [S. 134 leer, S. 135/6 ausgeschnitten.]

Neuerdings (also wohl im Juni) wendet er sich der Exposition zu (S. 149 »Erster Akt. Zu Sambor in Galizien«). Er denkt seine früheren Erwägungen (S. 129) wieder durch, entwirft auf S. 129 am Rand ein Szenar für den ganzen ersten Akt (a), das er S. 150. 151 ausgestaltet (b): die Erkennung wird durch das Kleinod herbeigeführt, das Demetrius der Lodoiska und diese der Marina übergibt, erst nach der Erkennung trifft der russische Ausgewanderte in Sambor ein. Sollte in a und b das Verhältnis Grischkas zu Marina ausführlich exponiert werden, so versucht es Schiller nach einem Einfall auf S. 152 auf besonderen Blättern Sk. 241/2 (c), 243/5 (d) Grischka gleich im Streit mit dem Palatinus vorzuführen und die folgende Handlung in ausführlicher Erzählung genau zu motivieren. Noch ist in der geschlossenen Motivenfolge ein Sprung vorhanden: Wie kann Marina an dem Kleinod Demetrius als den Zarowitz erkennen? Ferner in der Erkennungsszene kommt es zu Fragen, welche Grischka ganz schlicht beantwortet (S. 244). Dies führt abermals darauf, S. 159 die »wahre« und die »fingierte Geschichte« gegenüberzustellen. Ein Besetzungsversuch am Rand setzt den Personalstand vom Ende Juni oder Anfang Juli 1804 voraus.

Das Jahr 1804 war zur Hälfte dahin. Schillers ganzer Finanzplan für die Zukunft seiner Familie war jedoch darauf gestellt, daß er jedes Jahr ein neues Stück vollende. Er mußte das Ringen mit dem spröden Demetriusstoff aufgeben und sich einer Aufgabe zuwenden, die leichter zu bewältigen war. Am 12. Julius 1804 vermerkt er in seinem Kalender: »Zur Prinzessin von Cleve [soll heißen: Celle] mich entschlossen.«

II.

Auch dem neuen Plan war kein Gedeihen geschenkt. Schiller erkrankte am 24. Juli, und erst am 11. Oktober konnte er im Kalender vermerken: »Fühlt ich mich wieder besser.« Freund Körner schreibt er an diesem Tag: »Was ich eigentlich zunächst treiben werde, weiß ich selbst noch nicht, weil ich immer noch zwischen zwei Planen unschlüssig schwanke und einen um den andern durchdenke.«

Nach seiner Art hatte Schiller bei diesem Durchdenken die Feder in der Hand, und wir können seine Erwägungen in den Nachlaßpapieren sehr wohl verfolgen.

Um sich in die Welt des Demetrius wieder zu versetzen, geht er noch einmal Müllers Darstellung durch (Studienheft S. 155 bis 158), wendet sich dann gleich der Exposition zu (S. 162, 161) und gestaltet unter dem Eindruck des eben Gelesenen Motive für die Fortsetzung (S. 171, 172 Manifest des Demetrius in einem russischen Dorf, Bewegung in Moskau, Lager des Demetrius, Axinia wird vor Demetrius gebracht, Vertragsszene mit der Landkarte, Ankündigung des polnischen Reichstages, Landbotenwahl, Streitszene mit dem Palatinus): es handelt sich weniger um die Erfindung neuer Einzelheiten als um die Rückerinnerung an bereits Erfundenes.

Nun steht das Ganze wieder klar vor seiner Seele. Im Anschluß an D (S. 124) schematisiert er die »Hauptszenen« (E, S. 163/164), in vier Aufzüge gegliedert, zieht dieses Schema ins Engere (F, Sk. 246) und skelettiert es schließlich auf zehn »Hauptstationen« G, Sk. 213). Des Demetrius Erhöhung, der Sturz des Boris, Glückswende, Untergang des Demetrius bilden den Inhalt der vier Akte. Freilich zeigt sich der zweite dadurch, daß ihm die Marfaszenen zugeschlagen werden, überfüllt, und der dritte ist, trotz der Vereinigung der drei Szenen Glückswende, Zusammenkunft mit der Mutter, Einzug in Moskau, ein wenig zu arm an Handlung, er muß durch die Demetrius-Axinia-Episode angeschwellt werden; im vierten Akt ist die Folge und der Zusammenhang der Romanow-Axinia-Szenen noch immer nicht völlig klar; auch für die Verschiebung des Schwerpunktes der Handlung nach der Mitte des Dramas hat sich kein glücklicher Einfall gefunden: nichtsdestoweniger hat Schiller das Gefühl, bereits auf festerem Boden zu stehn. Ein neues Heft, das Szenar, beginnt er (S. 3/4) mit der Aufzählung der (hier sogar auf 8 reduzierten) »Stationen«, der »interessanten Partien«, der Momente, die sich »gegen das Stück« anführen lassen und die »für das Stück« sprechen, woraus auch die Vorteile

des Demetriusstoffes gegen den Warbeckstoff hervorgehn. [Das angeschlossene Verzeichnis von »Szenen aus dem Demetrius« muß später hier nachgetragen worden sein, da es bereits den Einfluß der Schemengruppe H aufweist.]

Die Reste einer ursprünglich vermutlich umfangreicheren Folge von Skizzen, die auf E F beruhen, lehren, daß Schiller wahrscheinlich damals schon die Motive für alle oder wenigstens viele Auftritte festzustellen suchte: erhalten haben sich die Skizzen für die Szene zwischen Marfa und Hiob (Sk. 224 a); Demetrius an der russischen Grenze (Sk. 224 b); Demetrius in Tula, Axinia wird vor ihn gebracht (Sk. 229/230, der untere Teil von S. 230 ist Nachtrag aus späterer Zeit); Demetrius, nachdem er den Betrug erfahren, tötet den Verkünder, Glück- und Charakterwechsel (Sk. 247/248).

III.

Seit der zweiten Oktoberwoche ging es Schiller mit seiner Gesundheit merklich besser, gegen Ende des Monats kam er wieder in Tätigkeit, zu Anfang November war er imstande, binnen vier Tagen (4. bis 8.) »Die Huldigung der Künste« zu erfinden und auszuführen. Das von Wolzogen überbrachte Geschenk der russischen Kaiserin wie die persönlichen Gnadenbezeigungen der jungen Großfürstin konnten Schiller nur in dem Vorsatz bestärken, seine russische Tragödie zu vollenden. Er bestimmte sie für den fünften Band seines »Theaters«, in dem sie etwa den Umfang seines »Wilhelm Tell« (13 Druckbogen) haben sollte (an Cotta, 13. Dezember 1804). Allerdings war seine Gesundheit so hinfällig, daß er jeden freien Lebensgenuß gleich mit wochenlangen Leiden büßen mußte. Bei den Hoffestlichkeiten aus Anlaß der Vermählung des Erbprinzen zog er sich einen Katarrh zu, der ihm die zweite Hälfte des Novembers verdarb, ihm im Dezember 1804 und im Jänner 1805 nur Nebenarbeiten gestattete (Übersetzung der »Phädra«, 17. Dezember bis 14. Jänner) und erst gegen Ende Februar schwand. Die Verstimmung, in die ihn sein leidender Zustand versetzte, ließ ihn in dieser Zeit die Arbeit am »Demetrius« nur durch Lektüre fördern; so las er nach dem 28. November die »Beschreibung der Muscowitischen und Persischen Reyse« des Adam Olearius und notierte sich aus ihr charakteristische Züge in den Collectanea (S. 195/6, 191/2, 181/2, 193/4, 184).

Schiller scheint sich in den guten Stunden des Oktobers und Novembers zunächst wieder den Samborszenen zugewandt zu haben (Sk. 227/8, 233); er erwog, ob eine zweifache Glücksveränderung in dem ersten Akte statthaben dürfe, was der Fall war, wenn der Aufzug mit den Marinaszenen begann, oder ob es besser sei, daß Demetrius gleich anfangs im Unglück erscheine, wenn das Stück mit der Streitszene eröffnet wurde.

Während dieser Erwägungen kam ihm der glückliche Einfall, Romanow könne im Gefängnis »die Erscheinung von der Axinia haben und zum Thron berufen« werden, wenn diesem Auftritt die Szene, in der Axinia getötet wird, unmittelbar vorausgeht und diese der Ankunft der Marina folgt. Damit war mit einem Schlage die Szenenfolge im dritten und vierten Akt geordnet (H, Sk. 234) und der vierte Aufzug so reich an Handlung geworden, daß er geteilt werden konnte: nun lag von selbst der Schwerpunkt des Stückes im dritten Aufzug, und das Konstruktionsproblem war gelöst. In dem kleinen Szenar (I, Sz. 5 bis 10) findet sich dieser Aufriß der Handlung in fünf Akten bereits ausgeführt. Ein Personenverzeichnis, das dem Schema H auf S. 234 angeschlossen ist, fußt auf dem Personalstand des Weimarischen Theaters nach dem 27. Oktober 1804. Die produktive Stimmung, aus der »Die Huldigung der Künste« hervorging, kam dem Dichter also vermutlich auch für »Demetrius« zu Hilfe.

Bald darauf hatte Schiller eine neue gute Eingebung, durch die die Schwierigkeit im ersten Akt behoben wurde. Noch im kleinen Szenar S. 5 (e) erscheinen die russischen Flüchtlinge erst nach der Erkennung des Demetrius in Sambor. Auf einem Fragebogen im Studienheft S. 173, der in ein Szenar des ersten Aktes übergeht, findet sich im Gefolge des Woiwoden, der Demetrius im Gefängnis besucht, »auch der ausgewanderte Russe« (f). Ein naheliegender Schluß drängte nun das Motiv auf, daß der Russe oder die Russen schon vor der Erkennungsszene nach Sambor kommen.

Um das neue Motiv einzufügen, ging Schiller den alten Entwurf der Samborszenen S. 149 bis 152 wieder durch, notierte sich S. 153 einige allgemeine Maximen über die Führung der Handlung und des Dialogs und entwarf S. 152 am Rand nach einer in Sk. 233 festgehaltenen neuen Erfindung [1]) ein Szenar für die ersten Szenen, in dem zum ersten Mal die Russen vor der Erkennung ankommen (g). Die Erkennung selbst wird nun nicht mehr durch Marina herbeigeführt, sondern durch die Russen, die das Kleinod bei dem Iwan oder seinem Sohn Dmitri gesehen haben können (h, Sk. 255/8).

[1]) Die schöne Gunst der Marina macht Grischka verwegen und blind und macht seinen Gegner wütend. Lodoiska, das liebende Mädchen, warnt ihn, will ihn weg und dem Palatinus aus den Augen bringen, aber sein edler Stolz gestattet es nicht. Er fühlt sich erhoben durch den Vorzug, den ihm die Liebe gibt, er will nicht weichen, und so trifft er mit dem wütenden Palatin zusammen.

In einer weiteren Reihe von Skizzen macht sich Schiller den neuen Gang der Handlung des ersten Aufzuges klar, wobei er zunächst, vielleicht der Vereinfachung wegen, nur einen Glückswechsel voraussetzt und es auch unterläßt, das Reichstagsmotiv zu exponieren (**i**, Sk. 235/8; **j**, Sk. 231/2 dazu ein Entwurf des Wortlauts der ersten Szene 261, 262); nachdem er die Sicherheit gewonnen hatte, wie die Handlung zu führen war, versuchte er, auch das Reichstagsmotiv einzuflechten (**k**, Sk. 223/4, dazu ein Entwurf des Wortlauts der Schlußszene in Lottes Handschrift nach Schillers Diktat, also wohl aus kranken Stunden).

Gegen die Eröffnung des Stückes mit der Streitszene erhob sich das dramaturgische Bedenken, Grischka dürfe nicht zuerst auftreten, da er die Hauptperson sei. Schiller griff daher auf jene Entwürfe (**a**, **b**) zurück, die in der ersten Szene Marina unter ihren Schwestern vorführen und die Neigung des Demetrius zu Marina exponieren. Dies führte zu neuen Erwägungen über den Charakter der Marina (Sk. 251/4), und dann skizzierte Schiller im Studienheft S. 130 eine neue Exposition (**l**), die dem vollständigen Szenar des ersten Aktes (**m**, Sk. 239) zugrunde liegt. Auch wie die Handlung im zweiten Akt (Polnischer Reichstag, das Kloster am Weißen Meer) fortgeführt werden könne, vergegenwärtigte er sich nun (Sk. 277/9).

Die wachsende Ausdehnung des ersten Aktes nötigte ihn, von den einleitenden Marinaszenen wieder abzusehen und bloß einen Glückswechsel vorauszusetzen, zumal wenn er die Ladung zum Reichstag nach Krakau und die Landbotenwahl als lustiges Intermezzo beibehalten wollte (**n**, Sk. 249, 250, Szenar des zweiten Aufzugs, vermutlich nach Sk. 277/9, aber er dachte auch daran, wenigstens die Ladung zum Reichstag auszuscheiden (**o**, im Anschluß an **k**, Sk. 216; so auch in **p**, Sz. 11 bis 26, das nur den doppelten Glückswechsel wiederherstellt).

Die Ausführung des ersten Aktes bot kaum mehr Schwierigkeiten. Schiller stand neuerlich auf dem Punkt, wo er sich einen Ausblick über das ganze Stück verschaffen mußte. Schon auf Sk. 216 notiert er sich die Szenenfolge bis zum Schluß des dritten Aktes, im Studienheft 154 die Szenenfolge von dem Auftreten der Marfa bis zur Katastrophe: beide Listen entsprechen in den gemeinsamen Teilen einander genau (daher vereinigt zu **J**). Die Überschriften der einzelnen Szenen nach **I** und **J** trug Schiller ins Szenarheft auf dem Kopf der rechten Seiten 11 bis 101 ein (**K**). Dieses Fachwerk in der nächsten Zeit ganz auszufüllen, blieb bei einzelnen Szenen jedoch bloß Absicht.

Ein Entwurf zu dem Gespräch zwischen dem Woiwoden und den russischen Ankömmlingen (S. 263 bis S. 266, 267/8) und zu der Szene »Demetrius im Gefängnis« (S. 269 bis 272) gehört wohl noch dieser Periode an.

IV.

Am 27. März 1805 schreibt Schiller dem damals schwer kranken Goethe: »Ich habe mich mit ganzem Ernst endlich an meine Arbeit angeklammert und denke, nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder Posto zu fassen, und ich mußte mir Gewalt antun. Jetzt aber bin ich im Zuge.« Und einen Monat später am 25. April an Körner: »Ich bin zwar jetzt ziemlich fleißig, aber die lange Entwöhnung von der Arbeit und die noch zurückgebliebene Schwäche lassen mich doch nur langsam fortschreiten.« Es ist der letzte Brief, der uns von Schillers Hand erhalten blieb.

Schiller meinte am 23. Februar, bevor er den »Demetrius« wieder aufgenommen hatte, vor Ende Sommers keine Hoffnung auf Vollendung machen zu können, »indem gar höllisch viel bei diesem Stück zu tun ist«.

Als er sich Mitte März daran machte, die Reichstagsszenen auszuarbeiten, fiel ihm ein, man könnte die Samborszenen streichen; dieses Verfahren böte mancherlei »Vorteile« (S. 221): »1) Das Stück wird einfacher und kürzer. 2) Personen werden erspart. 3) Eine glänzende Exposition wird gewonnen.«

»Das Stück wird einfacher und kürzer«: in seinem Zustand mußte es ihm in erster Linie darauf ankommen.

Neben einem neu entworfenen Szenar des polnischen Reichstags (Sz. 24) und dem alten Szenar der Fortsetzung im Studienheft 154 stellte er eine Berechnung auf, wieviel gesunde Tage er zur Ausführung seines Stückes brauchen werde: er kam auf 93; da er aber nur deren 10 bis 13 im Monat erhoffen konnte, war auf die Vollendung vor November nicht zu rechnen. Daß ihn die neue Tragödie wohl bis Ende dieses Jahres (1805) beschäftigen wird, ist ihm am 2. April (an Wilhelm v. Humboldt) schon ein ganz vertrauter Gedanke.

Einen Monat später lag er bereits wieder auf dem Krankenbett, das sein Totenbett wurde.

Der polnische Reichstag und die Marfaszenen waren in den wenigen gesunden Tagen ausgeführt worden. Wie diese Riesenleistung zustande kam, will ich hier nicht weiter verfolgen. Mit der ganzen Willenskraft, die ihm eigen war, klammerte sich auch der Kranke noch an die Arbeit, als ob der Tod ihn nicht

Der Plan zur Tragödie.

I. 10. März bis 11. Juli 1804.

A	B	C	D
Studienheft S. 126	Studienheft S. 128	Studienheft S. 140	Studienheft S. 124
Kettner S. 207	Kettner S. 208	Kettner S. 218	Kettner S. 204
	Theatralische Motive	Auftritte des Demetrius.	
In der größten Gefahr entdeckt sich dem Demetrius seine zarische Geburt.	Demetrius, als Zar gegrüßt, wie er sich dessen nicht erwartet.	Zwist mit dem Starosten. Verurteilung und Erkennung.	Demetrius verurteilt und als Zarowitz erfunden.
Trennung von der liebenden Polin. Marina erwählt ihn.	Er und Marina.	Verlöbnis mit der Marina. Abschied von der Lodoiska.	Verspruch mit der Marina. Abschied von Lodoiska.
Er tötet den Starosten und wird verurteilt. Etwas geschieht, was ihm Bahn macht.		Handelt als Zar. Vertrag.	
Polnischer Reichstag.		Szene auf dem polnischen Reichstag.	Marfa im Kloster.
Kosaken tragen sich an. Boris sendet Mörder ꝛc. Demetrius wankt, ob er den Krieg beginnen soll, und entschließt sich. Zarin Marfa als Nonne, sie erfährt das Gerücht, ihr Sohn lebe.	Demetrius und die Kosaken.	Mit den Kosaken.	
Antrag, der ihr von Boris wegen gemacht wird. Ihr Betragen.	Boris und Marfa.		Polnischer Reichstag.
	Demetrius und des Boris abgeschickter Mörder.		
Demetrius' Eintritt in Rußland.		Eintritt auf russischem Boden. Harangue an die Truppen.	Demetrius' Eintritt in Rußland. Kosaken tragen sich an. Romanow und Axinia. Szene in einem Dorf. Das Manifest.
Erste Sukzesse und Volksmeinung. Das Glück.	Demetrius' erster Sukzeß.		Glück des Demetrius.
Seine Macht wächst. Ein russischer Großer geht zu ihm über.		Als Sieger. Mörder verfehlen ihn, werden ergriffen.	
Ein Unglück, das er erleidet; es schlägt ihn aber nicht nieder.	Er verbessert ein Unglück.		Demetrius geschlagen.
Die Armee des Boris zweifelt und tut nichts.			Armee des Boris wankt in ihrer Treue.
Soltikow.	Soltikow geht zu ihm über.		Soltikow geht über.
Boris in Verzweiflung, desertiert vom Glück, tötet sich.	Boris tötet sich.		Boris tötet sich.
Die Armee geht zu dem Demetrius über.			Die Armee schwört dem Demetrius.

Er empfängt die zarische Kleidung.	Man bringt ihm die zarische Krone. Seine Popularität und Liebenswürdigkeit.	Erhält die zarischen Insignien.	Auftritt in Moskau. Er empfängt die zarische Kleidung.
Zusammenkunft mit der Axinia. Romanow bleibt dem Boris, seinem Feinde, treu.	Axinia und Demetrius.	Zusammenkunft mit der Axinia.	Axinia und Demetrius.
Demetrius liebt die Axinia, verwünscht die polnische Heirat.	Er verwünscht die polnische Braut.		
Romanow und Axinia. Romanow sieht das künftige Schicksal.			
Demetrius, in der Fülle seines Glücks erfährt, wer er ist.	Er erfährt, daß er Betrüger.	Erfährt seine Geburt.	Er erfährt seine Geburt und tötet den Verkünder. Einholung der Zarin Marfa.
Einzug in Moskau.	Einzug zu Moskau.	Einzug zu Moskau.	Einzug in Moskau.
Die Russen werden beleidigt, und die Gesinnung verändert sich. Demetrius ein Tyrann; argwöhnisch und unglücklich.			
Ankunft der Marfa und Zusammenkunft mit ihm.	Er und seine Mutter.	Kommt mit der Marfa zusammen. Monolog.	Demetrius und die Zarin Marfa.
	Romanow, der edle Jüngling. Der Patriarch Hiob.		
	Demetrius wird ein Tyrann. Lizenz der Polen und Kosaken. Verschwörung wider den Betrüger.	Als Zar und Tyrann.	Demetrius als Tyrann, verliert die Liebe und das Glück. Brutalität der Kosaken.
		Mit Lodoiskas Bruder.	Romanow erhält die Orakel.
Ankunft der Marina und was sie exigiert.	Ankunft der Marina.	Mit der Marina.	Ankunft der Marina. Demetrius bedrängt.
Gewalttätiges Betragen der Polen und Kosaken.		. . . .	Unzufriedenheit der Russen. Sinistra Omina.
Katastrophe der Axinia.	Betragen gegen die Axinia. Ihr Tod. Sie liebt Romanow. Schmerz des Demetrius und Wut.	. . . .	
Glanz und Elend.	Die Hochzeit, die Trauung, die Krönung. Zweifel an Demetrius.	Beim Hochzeitfest.	Das Vermählungsfest. Brutalität der Polen und Stolz der Marina.
Die Verschwörung. Demetrius und der Bruder seiner ersten Geliebten.	Die Rebellion.	Erfährt die Rebellion.	Der Ausbruch der Rebellion.
Die Mordnacht. Er wird gefangen. Erklärung der Zarin Marfa. Sein Tod. Marina rettet sich.	Seine Mutter entsagt ihm. Sein Untergang.	Gefangen und unglücklich. Desavouiert von seiner Mutter, getötet.	Demetrius gefangen, desavouiert, getötet.
Schluß.	Schluß.		Schluß.

von ihr wegreißen dürfe. Mit ersterbender Hand schreibt er den Monolog der Marfa. In den Fiebernächten phantasiert er meist vom »Demetrius«, aus dem er Szenen rezitiert.

Was er an sittlichem Gehalt in den Stoff hineinlegen wollte, darüber hat er sich gegen Freund Körner in seinem letzten Brief unzweideutig ausgesprochen: »Es kommt alles auf die Art an, wie ch den Stoff nehme, und nicht wie er wirklich ist. Der Stoff ist historisch, und so, wie ich ihn nehme, hat er volle tragische Größe und könnte in gewissem Sinn das Gegenstück zu der ‚Jungfrau von Orleans' heißen, ob er gleich in allen Teilen davon verschieden ist.«

Wer dächte da nicht zunächst an die Ähnlichkeit in dem Aufbau der beiden Dramen! In der aufsteigenden Handlung werden die Helden gleichsam ohne ihr Zutun vom Glück emporgetragen, solange sie sich nämlich mit sich eins fühlen; aber unmittelbar, bevor sie den Gipfel des äußeren Glückes erreichen, bewirkt dort der schwarze Ritter die Verwirrung des Gefühles in der Brust der Jungfrau, hier der Fabricator doli die gänzliche Veränderung in dem Charakter des Prätendenten; im höchsten äußeren Glanz finden wir sie im Innersten zerrissen und elend, weil sie mit sich uneins geworden sind.

Wenn wir näher zusehen, ergibt sich, daß »Die Jungfrau« und »Demetrius« allerdings, wie Schiller sagt, in allen Teilen voneinander verschieden sind. Die Jungfrau folgt keiner anderen als der eigenen inneren Stimme. Schiller hat es durch die vorausgehende Werbungsszene (III, 4) ganz gut psychologisch motiviert, daß in der Jungfrau das Weib erwacht, daß dadurch ein Zwiespalt in ihr Inneres getragen wird, sie ihre Selbstsicherheit verliert und Gedanken in ihr aufsteigen, die sie ihrer Sinnesart gemäß als Versuchungen des Teufels auffassen muß: der Visionärin treten ihre inneren Gesichte objektiviert als himmlische oder höllische Erscheinungen entgegen. Der schwarze Ritter ist nur eine Abspaltung ihres eigenen Ichs, die Jungfrau wird durch sich selbst, durch die Schwäche ihrer menschlichen, weiblichen Natur besiegt, wie sie schließlich wieder durch Überwindung aller weiblichen, menschlichen Schwachheit sich über sich selbst hinaushebt. Immer handelt sie autonom: sie ist in Wahrheit »die Gesendete«, weil sie blind des Meisters Willen — die eigene innere Stimme — ehrt.

Ganz im Gegensatz zu ihr wird Demetrius »durch fremde Leidenschaft wie durch ein Verhängnis dem Glück und dem Unglück zugeschleudert«: er ist ein Opfer der Rachsucht des Fabricator doli, ein Opfer der Ehrsucht der Marina. Er handelt im ganzen Verlauf des Stückes heteronom, freilich im aufsteigenden Teil der Tragödie ohne sich dessen bewußt zu sein: daher die gänzliche Wandelung seines Charakters, als ihm das frevelhafte Spiel, das man mit ihm getrieben hat, mit einemmal klar wird, als er erkennt, daß er in Wirklichkeit nicht »der Gesendete« ist, für den er sich hielt und von den anderen genommen wurde. Die Jungfrau, die sich aus sich selbst bestimmt, kann sich nach tiefem Fall bis ins Übermenschliche erheben — Demetrius, immer von anderen bestimmt, muß bei allem Adel seiner Persönlichkeit, der auch dem Untergehenden noch unsere Sympathie erhält, »die menschliche Verderbnis zuletzt erleiden«. Dadurch, daß andere ihn bloß als Mittel und nicht, wie es Rechtsanspruch jedes Menschen ist, zugleich selbst als Zweck behandelt haben, ist in seiner Person die ganze Menschheit verletzt und entheiligt. Es ist dasselbe Problem der praktischen Vernunft, das Schiller bereits im »Wallenstein« in der Gestalt Buttlers vorgeführt hat: aber Demetrius ist Buttler in der ganzen Rundheit einer Hauptperson, eines tragischen Helden, dessen Untergang die tragischen Schicksalsempfindungen — Mitleid und Furcht — auszulösen vermag.

»Die Jungfrau von Orleans« und »Demetrius« stellen also in der Tat polare Gegensätze dar, die aber in der Idee zu einer höheren Einheit verschmelzen und das allgemeine, den Willen verbindende Gesetz in Kants Formulierung anschaulich erkennen lassen: Bestimme dich aus dir selbst!

Zu welcher Höhe künstlerischer Vollendung sich Schiller bei der Ausführung seines Werkes hätte hinaufsteigern können, läßt sich kaum ausdenken. Über die Größe unseres Verlustes hat ein Mann von weitem Blick, Hermann Hüffer, in einer, wie ich glaube, unanfechtbaren Weise geurteilt: »Niemals, soweit unsre Kunde reicht, hat die Entwickelung eines einzelnen Schriftstellers, ja einer ganzen Literatur durch den Tod eine solche Schädigung erlitten. Nur zu oft mußten Helden, Künstler, Dichter in der Fülle hoffnungsreichen Schaffens plötzlich aus dem Leben scheiden. Aber daß ein Mensch von der höchsten Begabung, nachdem er bereits das Außerordentliche erreicht, gerade in dem Augenblick abgerufen wird, in welchem der Schritt, der ihn zu einer noch höheren Stufe führen muß, schon halb getan ist, dafür wüßte ich in der Geschichte aller Zeiten und Völker kein gleiches Beispiel zu finden. Mag man die Größe der Konzeption, den Fluß der Begebenheiten, das Erschütternde des ethischen Konfliktes, die feste, lebensvolle Zeichnung der einzelnen Personen ins Auge fassen, immer, scheint mir, bezeichnet der ‚Demetrius' einen so entschiedenen Fortschritt, daß von diesem Drama, wäre es vollendet worden, eine neue Periode in der Entwickelung des Dichters und der dramatischen Kunst in Deutschland anheben mußte.«

II. Juli bis Oktober 1804.

E	F	G
Studienheft S. 163/4	Skizzen S. 246	Skizzen S. 213, vgl. Szenar S. 3/4
Kettner S. 234/5	Kettner S. 88/9	Kettner S. 83, vgl. S. 114/6
Hauptszenen. Demetrius, nachdem er den Palatinus ermordet. Er wird zum Tode verurteilt und sagt seinen Hoffnungen Lebewohl. Seine Person entdeckt sich. Peripetie. Er handelt als Zarowitz und wird so behandelt. Verspruch mit der Marina und Vertrag.	Demetrius unerkannt, im Unglück, zum Tod verurteilt. Demetrius erkannt, erhoben. Vertrag mit dem Woiwoden. Plan zur Besitznehmung von Rußland.	Hauptstationen sind: a. Sambor in Galizien 1) unerkannt, 2) erkannt.
Abschied von der Lodoiska. Ihr Selbstgespräch. Polnischer Reichstag. Demetrius auf dem polnischen Reichstag.	Der polnische Reichstag. Verhandlungen vor demselben. Demetrius auf dem Reichstag. Polen greifen für ihn zu den Waffen.	b. Krakau auf dem Reichstag.
Marfa als Nonne — hört von dem wieder auferstandenen Sohn. Marfa und Boris als sein eigener Abgesandter, zuletzt erkannt. Donische Kosaken schlagen sich zu Demetrius. Das Manifest in einem russischen Dorfe. Der Grenzpfeiler. Demetrius tritt in sein Reich.	Marfa als Nonne, erfährt die Wiederauferstehung ihres Sohns. Boris und die Zarin. 2) Das Manifest in einem russischen Dorf. 1) Demetrius tritt auf russischen Boden. Kosaken bieten sich an.	c. An der russischen Grenze.
Mordanschlag auf ihn mißlingt. Eine Aktion. Begeisterung des Demetrius. Soltikow. Partei für den Demetrius in Boris' Lager. Boris und Axinia. Nachrichten, welche die zunehmende Macht des Demetrius versinnlichen. Boris legt Mönchskleider an und tötet sich. Romanow und Axinia. Bewegung in Moskau. Kaufleute ꝛc. Bojaren. — Bewegung und Entscheidung im Lager.	3) Seine Sukzesse. 4) Die Armee des Boris wankt in ihrer Treue. Boris, verlassen vom Glück, tötet sich.	d. Auf russischem Boden. Kampf und wechselndes Kriegsglück. e. Im Besitz eines Platzes als Eroberer.
Demetrius in Tula. Erhält die zarische Kleidung. Alles ist unterworfen. Axinia wird vor ihn gebracht. Er liebt sie.	Demetrius glückhaft und sieghaft. Unterwerfung der Provinzen. Er erhält die zarische Kleidung und ist nun Herr von Rußland. Axinia wird vor ihn geführt. Er wird von Liebe für sie entzündet. Ankunft seiner Mutter.	f. Vordringend bis Tula, wo er schon als Herr handelt.
Er erfährt den Betrug und tötet den Verkünder. Zusammenkunft mit der Marfa. Einzug zu Moskau.	Er erfährt seine Geburt und tötet den Verkünder. Zusammenkunft mit der Zarin. Einzug in Moskau.	g. Vor Moskau, wo sich sein Schicksal wendet. h. Einzug in Moskau.
Monolog des Demetrius. Demetrius und Marfa. Romanow blickt in die Zukunft. Ankunft der Polen. Ausgelassenheit der Ausländer, die Demetrius nicht koerzieren kann. Demetrius verliert die Gunst des Volks und verändert seinen Charakter.	Romanows Vision. Demetrius ein Tyrann und unglücklich.	i. Im Kremel selbst und im Vollbesitz der Herrschaft, wo er auch seinen
Tod der Axinia. Schmerz des Demetrius. Ankunft der Marina. Demetrius. Bruder der Lodoiska. Das Fest. Die Rebellion. Romanow ein Hauptanführer. Demetrius gefangen. Marfa verleugnet ihn. Er wird getötet. Schluß.	Ankunft der Marina und ihrer Polen. Lodoiskas Bruder. Vermählung und Krönung. Tod der Axinia — Schmerz des Demetrius. Die Verschwörung und das Mordfest. Fall des Demetrius.	k. Untergang findet.

III. Novem

H	I
Skizzen S. 234	Kleines Szenar S. 5 bis 10 im Auszug
Kettner S. 91/2	Kettner S. 116 bis 121
Grischka ermordet den Palatinus und gibt sich verloren.	Demetrius unerkannt auf dem Schloß zu Sambor, hat das Unglück, den Palatinus zu ermorden, soll hingerichtet werden,
Grischka entdeckt seine Geburt.	wird für den Sohn des Iwan Basilides erkannt. Russische Flüchtlinge exponieren den Zustand in Rußland. Marina betreibt die Invasion bei dem Woiwoden.
Vertrag mit dem Woiwoden und Verspruch mit der Marina.	Vertrag mit dem Woiwoden und Verspruch mit der Marina.
Abschied von Lodoiska.	Reichstag nach Krakau angesagt. Abschied von der Lodoiska, die ihm ihren Bruder zuführt.
Der polnische Reichstag.	Der Reichstag zu Krakau. Demetrius sollizitiert auf demselben um polnische Hilfe.
Marfa im Kloster.	Marfa erfährt die Wiederauferstehung ihres Sohns. Marfa und Hiob.
Demetrius an der Grenze seines Reichs.	Demetrius an der russischen Grenze. Manifest, in einem russischen Dorfe vorgelesen. Des Boris Lager. Soltikow.
Demetrius fechtend.	Demetrius greift die Feinde an. Sein begeisterter Heroismus.
	Boris in Moskau. Die Nachrichten.
Boris nimmt Gift.	Boris verzweifelt an seinem Glück, nimmt Gift.
Romanow und Axinia.	Romanow und Axinia.
Demetrius zu Tula, empfängt die Huldigung der Städte.	Demetrius in Tula.
Demetrius erfährt den Betrug und tötet den Verkünder.	Demetrius erfährt den Betrug, stößt den Verkündiger nieder.
	Revolution in Moskau.
Zarin Marfa und Demetrius.	Zarin Marfa und Demetrius.
Demetrius und die moskowitischen Abgesandten.	Demetrius und Moskaus Abgesandte.
Axinia gefangen genommen.	Feodor und Axinia werden aus dem Palast gerissen.
Einzug des Betrügers in Moskau.	Einzug des Trugners in Moskau.
Demetrius sieht die Axinia und liebt sie.	Axinia kommt mit Demetrius zusammen.
. . . .	Demetrius im Kremel. Liebt die Axinia.
Unzufriedenheit der Russen. Zusky und Romanow.	Unzufriedenheit der Russen. Zusky. Romanow.
Ankunft der Marina.	Ankunft der Marina.
Axinia getötet.	Axinia auf der Marina Geheiß getötet. Trauung des Demetrius, Insolenz der Polen, Verschwörung der Bojaren.
Romanow hat eine Erscheinung.	Romanow im Gefängnis hat die Erscheinung der Axinia.
Demetrius und Marina nach der Vermählung.	Demetrius und Marina nach der Vermählung.
Demetrius und Lodoiskas Bruder.	Demetrius mit dem Bruder der Lodoiska.
Ausbruch der Verschwörung.	Ausbruch der Verschwörung. Lodoiskas Bruder opfert sich auf
Demetrius und Marfa.	Demetrius und Marfa.
	Vorige. Die Verschworenen.
Demetrius wird getötet.	Demetrius wird erstochen.
	Marina entzieht sich verschlagen dem Tode,
Schluß.	Zusky sucht die Wahl auf sich zu lenken, man will erst das Volk versammeln.

ber 1804.

J	K
Skizzen S. 216; Studienheft S. 154	Großes Szenar S. 11 bis 101
Kettner S. 85; S. 227	Kettner S. 121 bis 167
	Demetrius unerkannt zu Sambor.
Demetrius hat den Palatinus getötet.	
Er und Lodoiska.	
Woiwod. Die Russen.	Russische Ankömmlinge. Exposition des moskowitischen Wesens.
Vorige. Marina.	Das Kleinod.
Demetrius im Kerker. Erkennungsszene.	Demetrius wird erkannt im Gefängnis.
Szene des Hausgesindes.	Intermezzo. Eine Trinkstube.
Vertrag.	Vertrag mit dem Woiwoden. Verspruch mit der Marina.
	Marina mit ihrem Vater.
Lodoiska. Demetrius. — Lodoiska allein.	Abschied von der Lodoiska.
Reichstag.	Polnischer Reichstag.
Demetrius nach dem Reichstag.	Demetrius auf dem Reichstag.
Marfa. Olga. — Nonnen. Bote.	Marfa im Kloster.
Marfa. Archimandrit.	Marfa und der Archimandrit.
Demetrius.	Demetrius an der russischen Grenze.
Manifest im Dorf.	Manifest in dem Dorfe vorgelesen.
Lager.	Lager der Borisovischen Armee.
Aktionen.	Demetrius geschlagen.
	Glück und Sieg des Demetrius.
Boris. Die Boten.	Boris in Moskau.
Boris stirbt.	Boris stirbt.
Axinia. Romanow.	Romanow und Axinia.
Demetrius in Tula.	Demetrius in Tula.
Demetrius. Otrepiew. — Monolog.	Demetrius erfährt seine Geburt.
Marfa — Demetrius.	Marfa kommt mit Demetrius zusammen.
Demetrius. Die Abgesandten.	
Auftritt in Moskau.	
Einzug.	Einzug in Moskau.
Demetrius sieht die Axinia.	
Demetrius liebt die Axinia ohne Hoffnung. Ankunft der Unzufriedene Russen. [Marina ängstigt ihn.	Demetrius als Zar im Kremel. Unzufriedenheit der Russen und Verschwörung. Zusky.
Marina angekommen.	Ankunft der Marina.
Romanow verhüllt.	Romanow.
Axinia wird getötet.	Axinia getötet.
Romanow hat die Erscheinung.	Romanow hat eine Erscheinung.
Vermählung. Demetrius und Marina.	Demetrius und Marina nach der Vermählung und Krönung.
Demetrius — Kasimir.	Demetrius und Kasimir.
Rebellion. Kasimir getötet.	Rebellion. Kasimir opfert sich auf.
Marfa. Demetrius.	Marfa und Demetrius.
Vorige. Die Verschwornen.	Demetrius. Die Rebellen.
Demetrius getötet.	Demetrius wird getötet.
	Marina rettet sich.
	Schluß des Stücks. [Zusky will Zar werden, Monolog des zweiten Demetrius.]

Entwürfe zu den

I. Ankunft der Russen

a	b	c
Studienheft S. 129 am Rande	Studienheft S. 150/151 im Auszug	Skizzen S. 241/2 im Auszug
Kettner S. 210	Kettner S. 223/4	Kettner S. 103/5
Marina unter ihren Schwestern. Demetrius erhebt seine Neigung zu ihr.	Marina und ihre zwei Schwestern.	
Streit mit dem Starosten.		Grischka im Streit mit dem Palatinus tötet diesen.
Demetrius will nicht fliehen.	[Lodoiskas schmerzlicher Anteil]	Hausgesinde.
		Die drei Töchter des Woiwoden. Der Woiwod befiehlt, Grischka einzukerkern.
		Marina spricht für ihn, ihre Schwestern tadeln sie deshalb.
		Der Woiwod beschließt, Gericht zu halten.
	Grischka legt sein Kleinod in Lodoiskas Hände.	
	Von ihr kommt es in die Hand der Marina.	
Er wird verurteilt.	Grischka im Gefängnis ohne Hoffnung.	
Seine Erkennung als Zarowitz.	Woiwod, Marina: Erkennung.	
	Marina fordert ihn auf, sein Thronrecht geltend zu machen.	
Der russische Flüchtling.	[Der ausgewanderte Russe.]	
Die Polen tragen sich ihm an.	Polen wollen den Degen für ihn ziehen.	
	Ein polnischer Reichstag wird ausgeschrieben, die Landboten werden gewählt.	
Marina verspricht sich ihm.	Heiratskontrakt der Marina mit Demetrius. Landkarte.	
Vertrag. Abschied von Lodoiska.	Lodoiskas Abschied von ihm. Sie führt ihm ihren Bruder zu. [Monolog.] Wenn er fort ist.	

Samborszenen.

nach der Erkennung.

d	e = I	f
Skizzen S. 243/5 im Auszug	Kleines Szenar S. 5	Studienheft S. 173
Kettner S. 85/8	Kettner S. 116/7	Kettner S. 242
	Demetrius, noch unerkannt auf dem Schloß zu Sambor, erhebt die Augen zu der Marina, wird geliebt von der Lodoiska.	
Grischka im Streit mit dem Palatinus tötet diesen. Offizianten — Lodoiska.	Hat das Unglück, den Palatinus zu ermorden,	Streit mit dem Palatinus, der getötet wird. Demetrius. Das Hofgesinde.
Der Woiwode läßt Grischka in Verwahrung bringen.		Der Woiwode läßt ihn in Kerker führen.
		[Marina und ihre Schwestern.
		Lodoiska.] Demetrius gibt der Lodoiska das Kleinod und geht ab.
		Lodoiska bringt das Kleinod der Marina: Entdeckung.
	soll hingerichtet werden.	
Grischka im Gefängnis glaubt, seine Rolle ausgespielt zu haben. Lodoiska ist bei ihm.		Demetrius im Gefängnis, glaubt seine Rolle ausgespielt zu haben.
Die Vorigen, Woiwod, die Fräuleins: Erkennung.	Und wird für den Sohn des Iwan Basilides erkannt.	Woiwode besucht ihn, mit Gefolge. Auch der ausgewanderte Russe. Demetrius wird als Zarowitz erkannt. Seine Neigung zur Marina wird laut.
Marina fordert ihn auf, sein Erbreich sich zu vindizieren.		
Der Reichstag zu Krakau wird angekündigt.		
Ein flüchtiger Russe oder mehrere huldigen ihm.	Erscheinung russischer Flüchtlinge — Exposition des Zustandes in Rußland.	
Zudrang der subalternen Personen.	Marina betreibt die Invasion bei dem Woiwoden.	Eindruck auf das Hausgesinde. Große Bewegung. Zudrang. Der polnische Reichstag angesagt.
	Vertrag des Zarowitz mit dem Woiwoden und Verspruch mit der Marina (die Landkarte). Reichstag nach Krakau angesagt.	Demetrius als Zarowitz behandelt und handelnd. Verspruch mit der Marina und Vertrag. Landkarte.
Lodoiska mit ihrer Liebe.	Abschied von der Lodoiska, die ihm ihren Bruder zuführt.	Lodoiska nimmt Abschied von ihm und bringt ihm ihren Bruder.

II. Ankunft der Russen

g	h	i
Studienheft S. 152 am Rand nach Skizze S. 233	Skizzen S. 255 bis 258 im Auszug	Skizzen S. 235 bis 238 im Auszug
Kettner S. 225 nach S. 91	Kettner S. 92 bis 95	Kettner S. 109 bis 111
Palatinus. Der Koch. Die Schwestern. Grischka. Grischka. Lodoiska.		
Grischka. Palatinus.		Palatinus fällt tödlich verwundet, Demetrius steht mit Entsetzen da.
Hofgesinde. Grischka.		Hofgesind.
Woiwode zu den Vorigen.		Der Woiwode befiehlt, den Demetrius ins Gefängnis zu führen.
		Marina, ihre Schwestern.
	Grischka gibt der Lodoiska das Kleinod.	Lodoiska. Demetrius vertraut ihr sein Kleinod, geht ab.
Woiwode. Die Russen.	Woiwode. Russische Flüchtlinge.	Woiwode. Russische Flüchtlinge. Aktueller Zustand in Rußland.
	Marina (mit oder statt Lodoiska) bringt das Kleinod.	Marina bringt das Kleinod.
	Lodoiska dringt in Marina, den Erfolg mit dem Kleinod zu erfahren.	Marina. Lodoiska.
	Grischka im Gefängnis.	Demetrius im Gefängnis. Szene mit dem Kastellan.
	Der Woiwod, die Russen, Marina, Lodoiska: Demetrius wird als Zarowitz erkannt, sein erstes Gefühl ist für Marina, diese erinnert ihn an die Behauptung seiner Geburtsrechte.	Woiwode, Russen, Marina, Lodoiska: Demetrius wird als Zarowitz erkannt, erklärt seine Liebe gegen Marina. Marina dringt auf das Reelle.
		Unterredung der Polen. Der Glückstopf des Krieges.
		Demetrius als Fürst gekleidet, Zudrang der Polen zu ihm.
		Vertrag mit dem Woiwoden. Karte.
	Marina, die Schwestern. Neid der Schwestern.	Verlöbnis mit der Marina. Neid der Schwestern.
		Abschied der Lodoiska.
		Sie führt ihm ihren Bruder zu.
		Ihr Monolog, wenn er abgegangen und wenn die Hörner ertönen.

vor der Erkennung.

j	k
Skizzen S. 231/2 im Auszug	Skizzen S. 223/4 im Auszug
Kettner S. 95/6	Kettner S. 97
Grischka steht mit kaltem Entsetzen vor dem Leichnam des Palatinus.	
Hofgesinde.	
Woiwode mit Töchtern befiehlt, den Grischka ins Gefängnis zu führen.	
Grischka vertraut Lodoiska das Kleinod und geht ab.	
Der Woiwode und die russischen Fremdlinge.	
Marina bringt das Kleinod.	
Lodoiska und Marina.	
Demetrius im Gefängnis, den Tod erwartend.	
Der Woiwode mit Gefolge befragt ihn. Die Erkennung des Demetrius als Zarowitz.	
	Der Woiwode erscheint wieder, ein Reichstag ist berufen, auf dem der Zarowitz erscheinen soll.
Freude der Polen. Die Glückslotterie.	
Grischka tritt auf als Zarowitz.	
	Zudrang zu dem Demetrius.
Marina beredet ihren Vater zur Einsetzung des Zarowitz.	
	Szene der polnischen Edeln. Vorbereitung zum Reichstag, zur Wahl der Landboten. (Unterhaltendes Intermezzo.)
Der Vertrag mit dem Woiwoden und Verspruch mit der Marina. Die Landkarte von Rußland.	Vertrag mit dem Woiwoden und Verspruch mit der Marina. Landkarte.
Grischka und Lodoiska. Sie führt ihm ihren Bruder zu und nimmt einen rührenden Abschied von ihm.	Lodoiska bittet Demetrius, ihren Bruder mitzunehmen, gibt dem Bruder Instruktionen.
Ihr Monolog, wenn er weg ist und wenn man den Marsch blasen hört.	Monolog der Lodoiska, wenn der Zarowitz hinwegzieht.

III. Letzte

l	m	n
Skizzen S. 251 bis 254 Studienheft S. 130 im Auszug	Skizzen S. 239	Skizzen S. 249/50
Kettner S. 106 bis 109 und S. 211/2	Kettner S. 105/6	Kettner S. 103
Marina und ihre Schwestern.	Marina mit ihren Schwestern.	
Grischka rechtfertigt sich gegen die Vorwürfe, die ihm gemacht werden.	Demetrius zu ihnen.	
Marina, von den Schwestern getadelt, spricht ihre Gesinnung aus.	Marina erklärt sich mit ihren Schwestern.	
Lodoiska kommt angstvoll und spricht davon, daß der Palatinus und Grischka die Degen gezogen.	Lodoiska angstvoll meldet den Streit zwischen Demetrius und dem Palatinus.	
Palatinus verfolgend, Grischka sich verteidigend, Palatinus fällt tödlich verwundet.	Demetrius ersticht den Palatinus.	Demetrius tötet den Palatinus.
Das Hausgesinde des Woiwoden umsteht ihn.	Hofgesinde des Woiwoden. Marina und Lodoiska.	Auflauf des Hausgesindes. Marina. Lodoiska.
Woiwode mit seinen Töchtern. Grischka wird abgeführt.		
	Demetrius. Lodoiska. Er gibt ihr das Kleinod.	Demetrius, in den Kerker gehend, gibt der Lodoiska sein Kleinod.
	Woiwode. Die russischen Flüchtlinge eben ankommend.	Woiwode mit zwei russischen Flüchtlingen.
	Marina zu den Vorigen mit dem Kleinod.	Marina zu ihnen bringt das Kleinod.
	Lodoiska. Marina. Rasche kurze Szene.	Lodoiska zu der wegeilenden Marina.
	Demetrius im Gefängnis gibt sich auf.	Demetrius im Gefängnis.
	Woiwode mit den Russen zu ihm. Marina.	Zu ihm der Woiwode mit den Russen, der Marina und Lodoiska.
	Er wird als Demetrius Iwanowicz erkannt.	Er wird für den Zarowitz erkannt.
	Bote meldet den Reichstag zu Krakau, der eben gelegen kommt.	Bote ladet zum Reichstag nach Krakau.
	Wahl der Landboten. Lustiges Intermezzo.	Landbotenwahl als lustiges Intermezzo
	Hofgesinde, über das Ereignis sich unterhaltend.	
	Demetrius mit dem Woiwoden und der Marina. Die Landkarte. Das Versprechen.	Demetrius macht mit dem Woiwoden seinen Vertrag und verspricht sich mit der Marina.
	Demetrius. Das Hofgesinde und Edelleute, die sich antragen.	Polnische Edelleute, die sich dem Demetrius antragen.
	Demetrius und Lodoiska, die ihm ihren Bruder zuführt.	Lodoiska nimmt von Demetrius Abschied und führt ihm ihren Bruder zu.
	Lodoiska allein.	Lodoiska allein, während Demetrius abreist.

Gestaltungen.

o = J	p = K
Skizzen S. 216	Großes Szenar S. 11 bis 26
Kettner S. 85	Kettner S. 121 bis 134
	Demetrius, unerkannt zu Sambor.
Demetrius hat den Palatinus getötet.	[Tötet den Palatinus.]
Er und Lodoiska.	[Er und Lodoiska.]
Woiwod. Die Russen.	Russische Ankömmlinge. Exposition des moskowitischen Wesens.
Vorige. Marina.	Das Kleinod. [Lodoiska. Marina.]
Demetrius im Kerker.	Demetrius im Gefängnis
Erkennungsszene.	wird erkannt.
Szene des Hausgesindes.	Intermezzo. Eine Trinkstube.
Vertrag.	Vertrag mit dem Woiwoden. Verspruch mit der Marina.
	Marina mit ihrem Vater.
Lodoiska. Demetrius.	Abschied von der Lodoiska.
Lodoiska allein.	[Lodoiska allein.]

Eine Anklage gegen Goethes Altvater „Infimus“ Werner und eine Unterschrift des Urgroßvaters Göthe.

Von E. L. Engelhardt, Schriftwart der Aratora, Artern.

Gegenüber dem da und dort noch auftauchenden Irrtum, der größte deutsche Dichter sei »ein Franke« gewesen, muß immer wieder, auch mit Einzelheiten, darauf hingewiesen werden, daß sein Großvater Friedrich Georg Göthe und dessen Ahnen echte Nordthüringer waren, daß nachweislich rund um den Kyffhäuser seit dem Mittelalter Hunderte von Göthes gehaust haben und noch viele Göthes hier leben. In Artern, wo von der breiten Familie allein fünf Zweige, deren einer nach Österreich ging, wohnten, befinden sich noch manche mündliche und schriftliche Göthe-Überlieferungen.[1]) So fanden Gustav Poppe und ich allein im Arterner Ratsarchiv unter anderm von Goethes Urgroßvater Hans Christian Göthe drei eigenhändige Unterschriften, von denen die in Sectio 7, Kapitel 1, recht flüchtig ist, während die in Sectio 5 der im folgenden abgebildeten sehr ähnelt, nur den s-artigen Schlußschnörkel des Wortes Christian nicht enthält. Das Schriftstück, dem die folgende Unterschrift entnommen ist, fesselt außerdem noch dadurch, daß es gegen einen andern Ahn des Dichters eine Anklage enthält.



Frau Rat

aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten, 8°-Ausgabe, Tafel CXLVII.

1671 wurde der verstorbene Johann Werner, welcher Musikant und »etliche 40 Jahr« hindurch unterster (lat. infimus) Arterner Volksschullehrer gewesen war, beschuldigt, er habe »überseine gewöhnliche ordinar besoldung bey der Kirchen [Mariae Virginis] Etliche Weing[roschen] mehr aufgehoben, alß ihme gebühret«. Und die beiden Vormunde der nachgelassenen Kinder Werners, Hanß Michel Sindermann und Hans Christian Göthe, der Schwiegersohn des weiland Infimi, sollten die angeblich entwendeten Weingroschen, Gelder zur Beschaffung des Abendmahlsweines, ersetzen. Beide, Sindermann und Göthe, baten jedoch die gräflichen Kommissare, das Verfahren niederzuschlagen, wüßten doch weder sie noch die Waisen etwas von solchen Geldern, und insbesondre schwebten »die Armen Vater- und Mutterlosen nackenden Weisen« »in höchster Armut«, ja, könnten »kaum notdürftig bekleidet und zur Schuel Gehalten werden«. Der barmherzige Gott als ein reicher Vergelter alles Guten würde es in andere Wege reichlich ersetzen. Tatsächlich scheint das Verfahren eingestellt worden zu sein.

Vorstehende Unterschrift zeigt, daß dieser Urgroßvater des Dichters nicht nur den Schmiedehammer, sondern auch den Gänsekiel zu führen verstand.

[1]) In meinem noch unvollendeten »Stammbuch der Arterner Bürgergeschlechter Poppe, Göthe, Braune, Engelhardt, Stecher« werde ich manches schon Bekannte, aber auch eigene, noch unveröffentlichte Entdeckungen ausführlich darbieten. Vgl. auch mein Arterner Heimatbuch (Stadtchronik), Verlag d. Stadtverwaltung Artern, 1913, S. 139, 140, 146, 192, 196, 197, 203, 212.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 25.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06746 1320